



Beihefte

zum

Militär-Wochenblatt

1910.

Herausgegeben

von

v. Frobel,
Generalmajor a. D.





Mit Skizzen und Tabellen.

Berlin.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Inhalt.

Der Einfluß der heutigen Verkehrs- und Nachrichtenmittel auf die Kriegführung.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 10. November 1909 und in der Militärischen Gesellschaft zu Metz am 13. November 1909

von

Hesse,

Major im Großen Generalstabe.

Der Krieg ist zu allen Zeiten in seinem Grundcharakter, seinem Zweck und Ziel gleichgeblieben und wird es auch bleiben; aber die Form, in der er geführt wird, hat dauernd Änderungen erfahren, je nach dem Fortschreiten der Mittel, die zu seiner Durchführung zu Gebote standen.

In erster Linie spielte bis an unser Zeitalter heran die Entwicklung der Waffentechnik und alles dessen, was mit ihr im Zusammenhang steht, fast allein die entscheidende Rolle in dieser Beziehung.

Heute aber, in einer Zeit, in der wir durch zahlreiche Entdeckungen und Erfindungen in allen Zweigen der Naturwissenschaften und der im engsten Zusammenhange damit stehenden technischen Gebiete überrascht werden, einer Zeit, in der die gesamte Tätigkeit des Menschengeschlechts einschneidende Änderungen und Umwälzungen erfährt, hat manches neue Gebiet eine erhöhte Bedeutung für die Kriegführung gewonnen.

Insonderheit sind es die gewaltigen Fortschritte der jüngsten Zeit im Schnellverkehr und in der Nachrichtenübermittlung, die in weitem Maße von allen modernen Heeresverwaltungen zu einem Werkzeug für die Kriegführung gemacht werden.

Ich bitte ein Säkulum in der Weltgeschichte zurückgreifen zu dürfen. Am 9. April 1809 erklärte Österreich an Napoleon den Krieg. Bereits am folgenden Tage, am 10. April, überschritt die Österreichische Armee den Inn. Am 11. April, 5½ Uhr vormittags war die Nachricht von beiden Ereignissen bei dem in Straßburg befindlichen Generalstabschef Berthier angelangt, am 12. April, 8 Uhr abends erhielt sie der noch in Paris weilende Kaiser. 8 Stunden später verläßt er bereits Paris, um auf den Kriegsschauplatz zu eilen und trifft am 17. April in den ersten Morgenstunden in Donauwörth ein, nachdem er unterwegs die von Berthier getroffenen Anordnungen, mit denen er durchaus nicht einverstanden war, umgeworfen hatte. In vier Tagen legte Napoleon etwa 800 km zurück.

Es war die Zeit, in der er das Wort: „Activité, activité, vitesse!“ schuf. Er leistete, was damals menschenmöglich war. Möglich nur deshalb, weil er über eine für damalige Zeit hervorragend arbeitende optische Telegraphenverbindung zwischen der Armee und Paris und über eine vorzügliche Estafettenlinie verfügte. Und doch vergingen 8 Tage seit der Kriegserklärung, bis er den Kriegsschauplatz erreichte, obgleich er bei Empfang der Nachricht reisefertig war und Paris noch in derselben Nacht verließ.

Wie würden sich die geschilderten Ereignisse abgespielt haben, wenn dem Heerführer der damaligen Zeit unsere heutigen Verkehrs- und Nachrichtenmittel zur Verfügung gestanden hätten?

Die Kriegserklärung Österreichs würde spätestens zwei Stunden nach Ausspruch durch den Telegraphen in Paris angelangt sein. Ohne sein Arbeitszimmer zu verlassen, würde Napoleon in der Lage gewesen sein, durch den Fernsprecher in persönlicher Aussprache mit seinem Generalstabschef in Straßburg die notwendigen ersten Anordnungen zu treffen. Telegraph und Fernsprecher würden in wenigen Stunden das geleistet haben, wozu die Estafette der damaligen Zeit Tage, ja Wochen gebrauchte. Währenddessen würde voraussichtlich die Nachricht von dem Kriege schon in Tausenden von Exemplaren gedruckt der Bevölkerung von Paris bekannt geworden sein. Noch an demselben Tage hätten sie die Zeitungen nicht nur Europas, sondern des gesamten Erdballes in ihren Spalten veröffentlicht. Den auf See befindlichen Schiffen würde sie durch Funkspruch übermittelt sein. Noch in der Nacht vom 9. zum 10. April würde der Kaiser Paris haben verlassen können. Die Eisenbahn hätte ihn in 14 Stunden, eine Personenkraftwagen-Estafette in 24 Stunden nach Donauwörth gebracht. Am 10. April abends oder am 11. früh wäre er dort eingetroffen.

Welche gewaltige Rolle gerade bei der Eröffnung des Feldzuges 1809 Telegraph und Eisenbahn in den Dispositionen Napoleons zur Versammlung der so weit verzweigten Armee gespielt haben würden, läßt sich leicht vorstellen.

Überwindung von Raum und Zeit, das sind die charakteristischen Momente, mit denen die modernen Verkehrs- und Nachrichtenmittel auf einen zukünftigen Krieg in einem bisher unbekannten Umfange einwirken werden. Schon in der dem Kriege vorausgehenden Zeit hoher politischer, militärischer und kommerzieller Spannung wird sich eins der gewaltigsten Nachrichtenmittel, die Presse, mit ihrem unentbehrlichen Werkzeug, dem Telegraphen und Fernsprecher, in einflußreichster Weise fühlbar machen. Sie kann ebenso schädlich wie nützlich wirken. Sache der für die Politik und die Kriegführung verantwortlichen Stellen wird es sein, beizeiten eine während der ganzen Dauer des Krieges in Kraft bleibende Zensur einzu-

führen und die Veröffentlichung alles dessen zu unterbinden, was den eigenen Interessen zuwider, dem Gegner aber von Nutzen ist.

Bei Ausspruch der Mobilmachung ist es der Staatstelegraph und das öffentliche Fernsprechnetz, für die Marine außerdem die drahtlose Telegraphie, welche den Mobilmachungsbefehl fast gleichzeitig bis in die entfernteste Stätte übermitteln. Schon 1870 hat der Telegraph hierin großes geleistet, und doch werden diese Leistungen in Zukunft weit übertroffen werden, denn während wir damals im Deutschen Reiche nur wenig über tausend öffentliche Telegraphenstationen besaßen, hatten wir bei Beginn des Jahres 1909 deren über 28 000 mit über einer halben Million Kilometer Drahtleitung.

Außerdem verfügen wir heute über ein Fernsprechnetz von über vier Millionen Kilometer Drahtleitung mit fast einer halben Million Teilnehmer, ein Hilfsmittel, das im Kriege 1870/71 noch völlig unbekannt war, das aber für die Durchführung einer Mobilmachung und der damit zusammenhängenden, in alle Gebiete des öffentlichen und privaten Lebens tief einschneidenden Maßnahmen von ungemeiner Bedeutung ist.

Eine weitere wichtige Rolle werden die überseeischen Kabel spielen; nicht nur als Nachrichtenübermittler für die überseeischen fremden Länder, sondern auch als das zur Zeit einzig vorhandene schnelle Verbindungsmittel zwischen dem Heimatlande und seinen Kolonien.

Während der öffentliche Verkehr mit dem Auslande mit ausgesprochener Mobilmachung unter schärfste Kontrolle zu nehmen ist und nur so weit gestattet werden darf, als er den eigenen Zwecken dienlich ist, ist es naturgemäß vom höchsten Wert, die Verbindung mit den Kolonien während der ganzen Dauer eines Krieges aufrechtzuerhalten, mag es sich um einen Krieg daheim oder um einen Kolonialkrieg handeln. Vor 50 Jahren wurde das erste überseeische Kabel von Europa nach Nordamerika gelegt. Heute vermitteln bereits 400 000 km Kabel den internationalen Verkehr. Das heißt, seit den 50 Jahren seines Bestehens ist dieses Kabelnetz durchschnittlich täglich um 22 km gewachsen. Daß ein so gewaltiges, alle Länder verbindendes Netz nicht nur in Friedenszeiten für den gesamten Weltverkehr, sondern auch auf die Kriegführung von entscheidendster Bedeutung sein muß, liegt auf der Hand. In letzterem Falle kommt es darauf an, ob sich ein Kabel mit Anfang-, Zwischen- und Endstation im eigenen Besitz der kriegführenden Partei befindet, deren Landesteile es verbindet, oder ob es wenigstens als neutral zur Verfügung steht. Die Beteiligung Deutscher Gesellschaften an dem Betrieb überseeischer Kabellinien ist trotz unserer hochentwickelten Kabelfabrikation noch jung, die in Deutschem Besitz befindlichen Kabellinien sind daher noch spärlich. Ein Blick auf jede Kabelkarte zeigt, daß nur zwei Deutsche Kabellinien nach Nordamerika, eine nach Vigo in Spanien, eine vor einigen Wochen eröffnete nach Teneriffa

als Anfang einer nach Pernambuco weiterzuführenden Verbindung mit Südamerika existieren. Einige kurze Deutsche Anschlußkabel innerhalb Europas und in Ostasien lasse ich unberücksichtigt, da sie nur lokale Bedeutung haben. Alle Deutschen Kabel gehen von Deutschem Boden aus, alle enden auf fremdem Gebiet. Wir sind also nicht in der Lage, Telegramme bis in unsere Kolonien auf eigenen Linien zu befördern, sondern sind in allen Fällen auf fremdländische, und zwar in erster Linie auf englische Kabel angewiesen. Die sich hieraus für den Kriegsfall ergebenden Folgerungen bedürfen keiner weiteren Erörterung. Sie zeigen die dringende Notwendigkeit, das Deutsche Kabelnetz baldigst auszubauen oder durch Anlage drahtloser Großstationen das Mutterland mit den Kolonien in eine vom Ausland unabhängige, unmittelbare Verbindung zu bringen. Daß die stark fortschreitende Entwicklung der Funkentelegraphie die Ausführung dieses Gedankens über kurz oder lang gestatten wird, darf mit Sicherheit angenommen werden.

Die gewaltigste Rolle in der Zeit der Mobilmachung und des Aufmarsches werden nach wie vor die Eisenbahnen spielen, deren Bedeutung für die Kriegführung von keinem der anderen modernen Verkehrsmittel auch nur annähernd erreicht wird. Der Aufmarsch der Deutschen Armeen im Jahre 1870 ist der glänzendste Beweis in der bisherigen Kriegsgeschichte für das, was ein gut ausgebautes und geleitetes Eisenbahnnetz bei der Einleitung eines Krieges zu leisten imstande ist. Die Eisenbahnnetze aller Kulturstaaten sind seit dieser Zeit den gesteigerten Bedürfnissen von Handel und Industrie und dem Anwachsen des internationalen Verkehrs entsprechend ausgebaut und verdichtet. Keiner dieser Staaten hat es aber unterlassen, den Ausbau seines Bahnnetzes so zu beeinflussen, daß dessen militärische Ausnutzung im Kriegsfalle bis zum äußersten erfolgen kann. Diese Steigerung der Leistungsfähigkeit ist allerdings notwendig, wenn man bedenkt, daß die modernen Heere stark angewachsen sind und daß derjenige der beiden Kriegführenden, dem es gelingt, möglichst viel Streitmittel in möglichst kurzer Zeit im Aufmarschgebiet bereitzustellen, sich ein starkes Fundament für seinen kriegerischen Erfolg legt.

Während die Eisenbahnen die Riesenarbeit der Heranschaffung des Heeres in das Aufmarschgebiet vollziehen, ist es in dieser ersten Zeit besonders noch eins, und zwar das jüngste der modernen Nachrichtenmittel, das Motorluftschiff, das zu besonderen Aufgaben berufen sein wird. Noch stehen wir in bezug auf die militärische Verwendbarkeit der Luftschiffe durchaus am Anfang der Entwicklung, darüber darf kein Zweifel herrschen. Man kann aber anderseits sagen, daß das Luftschiff als Erkundungswerkzeug bereits so weit entwickelt ist, daß es bei geschickter, rücksichtsloser Führung unter günstigen Witterungsverhältnissen wichtige Dienste leisten kann. In keiner Phase des Krieges wird die oberste

Heeresleitung von ihm so viel erhoffen und verlangen, wie in der Zeit des Aufmarsches. Wo, wann und in welcher Gruppierung sich der Aufmarsch des Gegners vollzieht, kann nur vermutet werden. Ob diese Vermutungen zutreffen, muß die Aufklärung feststellen. Die Heereskavallerie, in erster Linie dazu berufen, wird zweifellos ihr möglichstes tun, aber sie wird auf schwer zu überwindende Hindernisse, auf Grenzschutz, befestigte Abschnitte, starke gegnerische Kavallerie stoßen, die ihr die Erfüllung ihrer Aufgabe erschweren, wenn nicht zum Teil unmöglich machen. Sie wird längs der feindlichen Front tastend versuchen, mit größeren oder kleineren Abteilungen oder nur Patrouillen durchzubrechen, sie wird versuchen, um die Flügel ausholend, Einblick in Flanken und Rücken des Gegners zu gewinnen, wird zweifellos wertvolle Meldungen bringen, daß es ihr aber gelingen wird, ein umfassendes und vollständiges Bild über den gesamten Aufmarsch des Gegners zu bringen, ist nicht mit Sicherheit anzunehmen. Hier sind es die Motorluftschiffe mit großem Aktionsradius, die mit älteren, erfahrenen Generalstabsoffizieren an Bord das vermeintliche Aufmarschgebiet zu überfliegen versuchen und, wenn ihnen das Glück günstig ist, auf einer einzigen Fahrt in großen Zügen Klarheit über die Maßnahmen des Gegners bringen können. Ein herrlicher Gedanke für die mit einer solchen Aufgabe betrauten Offiziere, durch die Resultate einer wohlgelungenen Erkundungsfahrt den spannenden Druck der Ungewißheit bei der obersten Heeresleitung durch die klare Erkenntnis der feindlichen Maßnahmen zu ersetzen und damit eine sichere Basis für die Einleitung der Operationen zu schaffen. Die Tagespresse und Fachliteratur sowie das öffentliche Interesse hat sich der Frage der Motorluftschiffahrt in einer Ausdehnung bemächtigt, daß wohl niemand darüber klagen wird, zu wenig davon gelesen oder gehört zu haben. Der aufmerksame militärische Beobachter wird sich aus der vielseitigen Beleuchtung und Beurteilung, der diese Frage unterworfen worden ist, aus dem vielseitigen Für und Wider sein Urteil gebildet haben. Das meinige geht dahin, daß es noch verfrüht ist, über militärische Brauchbarkeit der vorhandenen Typen und Systeme abschließende Urteile zu fällen. Wir können uns glücklich schätzen, auf diesem Gebiete einen gewaltigen, begeisterten Anlauf genommen zu haben, dessen bisherige Ergebnisse uns zu der Hoffnung berechtigen, daß die nächste Zeit uns weitere bedeutende Vervollkommnung in bezug auf die militärische Verwendbarkeit der Luftschiffe bringen wird.

Es wird sich nun die Frage regen: was kann ich denn von einem Luftschiffe heutzutage verlangen, in welchem Rahmen kann ich ihm Aufgaben stellen, wie weit kann ich es von seinem Heimatshafen entsenden? Die theoretisch errechneten Zahlen über Aktionsradien und Leistungsfähigkeit haben keinen praktischen militärischen Wert. Den einzigen Anhalt für die militärische Leistungsfähigkeit bieten die bis jetzt ausgeführten

Fahrten weit weg vom Heimatshafen mit vorher bestimmtem Ziel. Die Motorluftschiffahrt ist zwar in ihren Uranfängen schon alt, ihre Lebensfähigkeit datiert aber erst aus allerjüngster Zeit.

Wenn daher die Zahl solcher Fahrten naturgemäß bis jetzt noch gering ist, so haben diese wenigen Fahrten doch schon die Erfahrung gezeitigt, daß infolge zahlreicher bisher unbekannter oder unbeachteter Reibungen physikalischer und technischer Art die praktischen Resultate hinter den theoretisch errechneten Leistungen erheblich zurückbleiben. Ich bemerke ausdrücklich, daß keine der bisher ausgeführten großen Fahrten als eine Kriegsfahrt voll angesprochen werden kann, denn eine solche ist bei der dauernden Möglichkeit der Beschießung durch Artillerie und Infanterie, solange sich das Schiff über dem Feinde befindet, in einer Mindesthöhe von 1000 m über dem Boden auszuführen; sie würde sich also, wenigstens in ihrem mittleren Teile, als eine Höhendauerfahrt kennzeichnen. Trotzdem möchte ich hiervon einmal absehen und auf einer Kartenskizze (Lichtbild, hier nicht beigefügt) veranschaulichen, wie weit die bisherigen, tatsächlich erzielten Leistungen geführt hätten, wenn den betreffenden Fahrten ein kriegsmäßiger Erkundungsauftrag zugrunde gelegen hätte.

Man sieht hieraus, daß schon heute das Luftschiff als ein wertvolles Erkundungswerkzeug betrachtet werden darf.

Ich möchte noch mit wenigen Worten auf die Frage der Beschießung von Luftschiffen eingehen. Es sind zahlreiche Vorschläge in dieser Beziehung gemacht worden und aus den Kreisen der Industrie sind Ballonabwehrgeschütze in der verschiedensten Form auf den Markt gebracht worden. Der Gedanke, sich der unwillkommenen Eindringlinge aus der Atmosphäre durch besonders konstruierte Geschütze zu erwehren, hat etwas sehr Verständliches, Natürliches, da die vorhandenen Geschütze zu dem notwendigen, sehr steilen Feuer nicht geeignet sind. Trotzdem die neuen Geschütze ein vortreffliches Schießverfahren haben sollen und trotzdem sie mit ihren Geschossen Höhen bis über 11 000 m zu erreichen imstande sind, halte ich es doch für ungemein schwer, ein schnellfahrendes Luftfahrzeug, das nach allen Seiten, d. h. nach drei Dimensionen ausweichen kann, in der sehr kurzen Zeit, in der es sich im Bereiche eines Ballongeschützes aufhält, zu treffen. Ferner ist die Frage noch ungelöst, wo man derartige Ballonabwehrgeschütze in den Rahmen einer Feldarmee eingliedert. Einen wirklichen Wert haben sie nur dann, wenn sie beim Auftreten eines Luftschiffes schnell zur Stelle sind. Dieses würde aber beispielsweise bei einem Vormarsch einer Armee bedingen, sie an den verschiedensten Stellen der Marschkolonnen der Armeekorps einzugliedern, d. h. sie in größerer Anzahl bei den Feldtruppen mitzuführen. Über diese Notwendigkeit hebt auch die Lafettierung der Geschütze auf Automobilen nicht

hinweg, da diese so schwer sind, daß sie nur auf festen Straßen verwendbar sind und ihre Geschwindigkeit nicht ausreicht, ein frei von allen Geländehindernissen fliegendes Luftschiff einzuholen. Die einzig wirksame Bekämpfung eines Luftschiffes kann meiner Ansicht nach nur durch überlegene Luftschiffe erfolgen. Wenn diese Frage auch bisher nur eine theoretische Behandlung erfahren hat, so ist doch mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Waffentechnik die Aufgabe lösen wird, Waffen zur Ausrüstung der Luftschiffe zu konstruieren, die, für das eigene Luftschiff ungefährlich, geeignet sind für die Zerstörung des Materials und die Vernichtung der Besatzung eines feindlichen Luftschiffes. Schon jetzt glaube ich, wird es möglich sein, durch abwerfbare kleine Sprengladungen oder durch zerstörende Flüssigkeiten ein feindliches Luftschiff zu vernichten, sobald es gelingt, über ihm hinwegzufahren. Auch halte ich es bereits für ausführbar, daß ein Luftschiff mit einer Anzahl kleinerer Abwurfgeschosse an Bord beim Überfliegen großer Bahnhöfe, Truppenansammlungen, Festungen, Magazine, durch Herabwerfen dieser Ladungen empfindliche Störungen hervorrufen kann, besonders aber versuchen wird, bei Beginn eines Krieges möglichst frühzeitig die feindlichen Luftschiffhäfen aufzusuchen und diese samt den darin befindlichen Luftschiffen zu vernichten.

Ein sehr wichtiger Punkt ist die Übermittlung der Beobachtungsresultate aus dem Luftschiff an die Kommandostellen. Hier kommt die in bester Entwicklung für diesen Zweck begriffene drahtlose Telegraphie zur Anwendung, daneben werden als Notbehelf optische und akustische Signale von der Gondel des Luftschiffes zur Erde herabgegeben oder Meldungen abgeworfen, die durch Automobile weiterbefördert werden.

Diese Nachrichtenübermittlung muß bei denjenigen Luftschiffen am vollkommensten ausgebildet sein, die zur taktischen Aufklärung verwendet werden, denn hier liegt die Gefahr vor, daß die Erkundungsergebnisse bei nur kurzer Verzögerung der Übermittlung durch die Ereignisse überholt und damit wertlos werden. Anders steht es dagegen mit den Schiffen, die mit der weitgehenden strategischen Aufklärung betraut werden, d. h. mit den Schiffen, um deren Verwendung es sich in der Periode des strategischen Aufmarsches in erster Linie handelt. Die Erkundungsergebnisse dieser Schiffe spielen eine große Rolle für die weiteren Entschlüsse der obersten Heeresleitung. Sie werden auch nach der Rückkehr des Schiffes von der Erkundung noch zur rechten Zeit kommen und von besonderem Wert wird es sein, wenn die mit derartigen Aufgaben betrauten Offiziere ihre Beobachtungen neben schriftlicher Niederlegung persönlich im Gr. Hauptquartier vortragen und nach Bedarf erläutern können.

Ich gehe jetzt dazu über, die Einwirkung der Verkehrs- und Nach-

richtenmittel während der Operationen zu beleuchten. Wir treffen da zunächst dieselben Hilfsmittel wie beim Aufmarsch, zum Teil mit veränderten Aufgaben; neue treten hinzu.

Während die Eisenbahn bei Beginn des Krieges dazu berufen war, durch eine bis zum äußersten gesteigerte Leistungsfähigkeit in möglichst kurzer Zeit das Heer im Aufmarschgebiet bereitzustellen, liegt ihre Hauptaufgabe während der ganzen nun folgenden Dauer des Krieges darin, den Armeen zu folgen und ihnen alles das aus der Heimat zuzuführen, dessen sie zum Leben und zum Kampf bedürfen und anderseits alles in die Heimat zurückzubefördern, was auf dem Kriegsschauplatz überflüssig und hinderlich ist. Ich habe ein kriegsgeschichtliches Beispiel herausgegriffen und die Lage skizziert, wie sie heute vor 39 Jahren, am 10. November 1870 war. (Folgt ein Lichtbild, hier nicht beigefügt.)

Wir sehen, daß die als rückwärtige Verbindungen zur Verfügung stehenden Eisenbahnen sämtlich in der einen Linie Frouard—Blesme zusammenliefen. Diese eine aus dem Herzen des Heimatlandes zum Kriegsschauplatze führende Lebensader war imstande, die vor Paris liegenden beiden Armeen (Dritte und Maas-Armee), später außerdem auch noch die Erste und Zweite Armee zu versorgen, sie war aber anderseits unbedingt notwendig, um die Armeen am Leben und schlagfertig zu halten. Ohne sie wäre der kühne Einmarsch in das Innere Frankreichs nach den Tagen von Metz und Sedan auf die Dauer unmöglich gewesen. Der Krieg von 1812 ist heute noch das lehrreichste Beispiel dafür, daß als rückwärtige Verbindung nur die Eisenbahn geeignet ist, bei einem weitgehenden Vormarsch dem Heerführer die Freiheit des Entschlusses zu bewahren. Napoleon hatte alle Mittel der damaligen Zeit angewandt; um 16 Bataillone hatte er sein Fuhrwesen vergrößert, 28 000 bespannte Fahrzeuge hatte er in Polen und Litauen beitreiben lassen, unterwegs hatte er Vorräte für ein ganzes Jahr niedergelegt. Der Truppe packte er auf, was sie tragen konnte, und doch mußte er nach einem 14 tägigen, äußerst verlustreichen Vormarsch zwei Wochen halten und warten, bis genügend Verpflegung da war, um dann den Vormarsch auf Moskau fortsetzen zu können. Man stelle sich in dieser Lage eine einzige leistungsfähige Eisenbahnlinie als rückwärtige Verbindung vor; unwillkürlich fordert die Rolle der Transsibirischen Eisenbahn im letzten Russisch-Japanischen Kriege zu einem Vergleich auf. Sie war 2000 km lang, nur eingleisig, bei Beginn des Krieges noch nicht einmal fertig, der Baikalsee mußte provisorisch auf der Eisdecke überschritten werden. Trotz ihrer geringen Leistungsfähigkeit war sie von entscheidendstem Einfluß auf die Ausführbarkeit der Russischen Operationen. Mit dem numerischen Anwachsen der Heere ist naturgemäß der gesamte Nachschub im gleichen Maße gewachsen; die Anforderungen, die an die rückwärtigen Verbindungen gestellt werden, haben

sich bedeutend vergrößert. Dem steht gegenüber die sich immer mehr steigernde Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen, so daß man wohl annehmen kann, daß sie die Aufgaben, die in der Zukunft an sie herantreten dürften, erfüllen werden. Allerdings kann man dies mit einiger Sicherheit nur von dem heimischen Bahnnetz sagen. Bei den Bahnen in Feindesland wird es sich in erster Linie um die Frage handeln, ob der Gegner sie uns unversehrt zur Benutzung überläßt, ob er sie vor der Räumung der betreffenden Landesteile zerstört, oder ob feindliche Festungen sie sperren. Von der Bahnzerstörung ist in allen modernen Kriegen ausgiebiger Gebrauch gemacht worden.

Die Lage vom 10. November 1870 zeigt, daß die für die Maas-Armee bestimmte Bahnlinie nur bis Soissons, die für die Dritte Armee nur bis Nogent l'Artaud benutzt werden konnte, weil westlich der beiden genannten Stellen infolge nachhaltiger Zerstörung von Kunstbauten die Weiterführung des Betriebes unmöglich war. Die Erkenntnis von der gesteigerten Bedeutung der Eisenbahnen hat in allen Armeen das Bestreben hervortreten lassen, dem Gegner die Benutzung dieser für ihn unentbehrlichen Arterien nach Möglichkeit zu entziehen. Die in allen Staaten weit entwickelte Sprengtechnik, die gesteigerte Ausrüstung der Truppe mit Sprengmitteln und ihre Ausbildung, namentlich auch die Zusammensetzung und Ausrüstung der großen selbständigen Kavallerie-Körper lassen erwarten, daß wir in einem zukünftigen Kriege nicht nur in den eroberten feindlichen Gebieten zerstörte Eisenbahnen vorfinden, sondern mit Bahnzerstörungen auch im Rücken der beiderseitigen Heere in umfangreicherer Weise als bisher rechnen müssen.

Dankbare und für die Weiterführung der Operationen wichtige, aber schwierige Aufgaben werden sich künftig den Eisenbahntruppen darin bieten, Bahnzerstörungen so schnell als möglich wieder herzustellen und dadurch die Weiterführung der Operationen zu erleichtern. Je schneller, leistungsfähiger und umfangreicher die rückwärtigen Verbindungen den fortschreitenden Operationen folgen können, desto freier wird die Führung in ihren Entschlüssen sein.

Die Eisenbahn allein wird nun in den meisten Fällen nicht schnell genug dem Vormarsch der Armeen folgen können, weil man auf Linien angewiesen sein wird, die aller Wahrscheinlichkeit nach zerstört sind; dann aber — und das ist der wichtigste Punkt — weil der Kriegszweck, d. h. die Vernichtung des Gegners für die Führung und Richtung der Operationen allein maßgebend bleiben muß. Zwischen Eisenbahn und Truppe wird daher in fast allen Fällen die Landetappe als unentbehrliches Bindeglied einzuschalten sein. Da die Hauptmasse der den Armeen nachzuführenden Gegenstände in Verpflegung und Munition besteht, sind die Aufgaben mit dem numerischen Anwachsen der Heere gestiegen.

Es ist eine Erfahrung aus den Kriegen 1866 und 1870/71, daß die Zuführung der Heeresbedürfnisse zur Truppe durch die Landetappe oft bedeutend größere Schwierigkeiten gemacht hat, als die Heranschaffung mit der Bahn bis zum Eisenbahn-Endpunkte. Anfang September 1870 warteten auf der Eisenbahnlinie Saarbrücken—Metz 2300 Güterwagen mit 6 000 000 Portionen und 1½ Millionen Rationen der Zuführung zur Truppe.

Vor Paris mußten die Kolonnen, die die Bedürfnisse der Dritten und der Maas-Armee von den Eisenbahn-Endstationen den Magazinen Versailles, Corbeil und Chantilly zuführten, für einen einzigen Hin- und Rückmarsch 9—10 Tage unterwegs sein. Zum Teil waren die Kolonnen der Truppen gezwungen, weit zurück in das Etappengebiet zu marschieren, um das Notwendigste heranzuschaffen. So mußten die bei Sedan erschöpften Munitions-Kolonnen der Dritten Armee zur Ergänzung bis Nancy, die der Maas-Armee bis Faulquemont und Herny zurückgehen. Sie trafen zum Teil erst Ende September vor Paris wieder bei der Truppe ein.

Hierzu kommt noch, daß erfahrungsgemäß die Zahl der der Etappe bei Beginn der Operationen zur Verfügung stehenden Fahrzeuge sehr bald durch Abgabe an die Truppen und durch Verluste stark zusammenschrumpft. Die Etappen-Inspektion der Ersten Armee verfügte bei Beginn des Krieges 1870 über 2000 Wagen; am 17. Oktober hatte sie nur noch 20, also 1 %.

Da der Bedarf an Fahrzeugen und Pferden für die Landetappenlinien aus dem im Lande vorhandenen Beständen entnommen werden muß, die Zunahme dieser Bestände mit dem numerischen Anwachsen der Heere aber nicht Schritt gehalten hat, würden sich die Schwierigkeiten also künftig noch größer gestalten, wenn der Heerführung nicht in der Feldbahn und den Lastkraftwagen neue Hilfsmittel zu Gebote ständen, bei deren Verwendung die Landetappe zu einer in früheren Kriegen nicht erreichten Leistungsfähigkeit gesteigert werden kann.

Die Feldbahnen sind schmalspurige Eisenbahnen mit 60 cm Spurweite und Lokomotivbetrieb, deren Material völlig vorbereitet mit ins Feld geführt und die von den Eisenbahntruppen verlegt werden. Sie sind in erster Linie dort am Platze, wo es gilt, im Anschluß an eine Vollbahn zu deren Verlängerung oder als Abzweigung eine rasch herzustellende leistungsfähige Verbindung zu schaffen. Feldbahnen weisen alle Vor- und Nachteile der Vollbahnen im verkleinerten Maßstabe auf.

Eine eingleisige Feldbahn ist etwa nur ¼ so leistungsfähig als eine eingleisige Vollbahn; dafür ist sie aber auch weniger abhängig von Geländeschwierigkeiten (Steigungen, Kurven) und erfordert weniger Zeit zum Bau; auch kann sie leichter umgelegt werden.

Besondere Dienste werden Feldbahnen auf einem Kriegsschauplatz mit spärlichem und schlechtem Wegenetz leisten. Hier können sie dazu berufen sein, die einzige Verbindung bis zur Truppe zu bilden.

Der Lastkraftwagen bedeutet die Ersetzung des tierischen Zuges auf der Landstraße durch den mechanischen Zug. Dieses jüngste Verkehrsmittel für den militärischen Nachschub auf der Landstraße hat bereits in allen größeren Armeen Eingang gefunden; doch hat seine Entwicklung verschiedene Wege genommen. Der in der Deutschen Armee unter dem Namen „Armeelastzug" eingeführte Lastkraftwagen besteht aus einem Motorwagen und einem Anhänger, ersterer zu 4, letzterer zu 2 t Nutzlast, mit einer Durchschnitts-Geschwindigkeit von 12 km in der Stunde. Diese Züge haben sich bisher auch unter schwierigen Gelände- und Witterungsverhältnissen ausgezeichnet bewährt.

Die Französische Entwicklung hat bisher lediglich zur Verwendung von Einzelwagen von 2 bis 4 t Nutzlast ohne Anhänger geführt.

Ich habe vorhin die Feldbahnen mit den Vollbahnen verglichen. Das Charakteristische eines Lastkraftwagens leuchtet mehr ein, wenn man ihn in Vergleich zu Pferdefuhrwerken stellt: 9 Deutsche Armeelastzüge tragen die gleiche Nutzlast wie eine aus 62 Fahrzeugen bestehende Fuhrparkkolonne oder 2 aus je 38 Fahrzeugen bestehende Proviantkolonnen. Dabei sind sie — bei bedeutend geringerer Marschlänge — befähigt, täglich 100—120 km zurückzulegen. Die Lastkraftwagen geben also der Heeresleitung einerseits die Möglichkeit, auf kurzer Strecke einen stark gesteigerten Massentransport mit einer geringen Anzahl von Fahrzeugen eintreten zu lassen, — ich erinnere hier an die Bahnunterbrechung durch die Festung Toul, zu deren Überwindung man sich außer mit Pferdefuhrwerken mit den beiden einzigen im ganzen Feldzuge 1870/71 verwendeten Kraftfahrzeugen, nämlich zwei langsam fahrenden Fowler'schen Dampfstraßenlokomobilen, notdürftig begnügen mußte. Anderseits gestattet ihr großer Aktionsradius täglich weite Entfernungen zurückzulegen, sie tragen mithin dazu bei, die Freiheit der Operationen durch größere Unabhängigkeit von den rückwärtigen Verbindungen zu erhöhen. Ich erinnere nur an die Fälle, in denen es darauf ankommt, Munitionsmassen schnell und weit vorzuwerfen. Auch haben sie den Vorteil, die Etappenlinien schnell und leicht verlegen zu können. Allerdings ist als Bedingung für ihre Verwendung festzuhalten, daß sie auf der besten, festesten Straße bleiben müssen, wenn nicht ihre Leistungsfähigkeit stark sinken soll oder sie nicht ganz versagen sollen. Hieraus ergibt sich auch, daß die hin und wieder auftretende Ansicht, man könne mit den Lastkraftwagen die Armeebedürfnisse der Truppe unmittelbar zuführen, irrig ist. Es kann nicht scharf genug betont werden, daß die mit Pferden bespannten Truppenfahrzeuge, die in der Lage sind, auch auf schlechteren Wegen, zur Not quer-

feldein, den Truppen zu folgen als Bindeglied zwischen Truppe und Lastkraftwagen-Kolonnen unbedingt notwendig sind. Das eigentliche Verwendungsgebiet der letzteren ist der Etappenbereich, in Ausnahmefällen die Zone der Kolonnen und Trains.

Da die Lastkraftwagenfrage noch sehr jung und stark in der Entwicklung begriffen ist, ist es ausgeschlossen, die erforderliche Anzahl von Armeelastzügen im Besitze der Militärverwaltung für den Kriegsfall bereitzustellen, wenn man nicht mit Sicherheit trotz großer Geldopfer sehr bald veraltetes, durch Neukonstruktionen überholtes Material besitzen will. Man hat deshalb in Deutschland mit gutem Erfolge zu dem Mittel gegriffen, kriegsbrauchbare Armeelastzüge durch Gewährung von Subventionen und Prämien für Verwendung inländischen Brennstoffes im Privatbetriebe einzubürgern, um sie im Mobilmachungsfalle zur Verfügung zu haben und ebenso wie das im Frieden bereitliegende Feldbahnmaterial je nach Bedarf dort einzusetzen, wo es die jeweilige Lage erfordert. Mehrere andere Staaten sind diesem Beispiele bereits gefolgt.

Die Brennstoffrage ist deshalb militärisch von Wichtigkeit, weil das Benzin als ein Petroleumprodukt uns völlig abhängig vom Auslande macht, während wir in dem Benzol (einem Steinkohlenprodukt) einen völlig brauchbaren, wenn auch nicht ganz so leistungsfähigen Brennstoff besitzen, den wir während der Dauer eines Krieges im Inlande in Massen herzustellen imstande sind.

Indem ich noch bemerke, daß auch die Wasserstraßen als Verkehrsmittel für den Massentransport auf den rückwärtigen Verbindungen nach wie vor ihre Bedeutung haben, daß sich sogar ihre Leistungsfähigkeit infolge der Entwicklung der Dampf- und Motorschiffahrt immer mehr steigert, verlasse ich das Gebiet der rückwärtigen Verbindungen und wende mich dem Einfluß zu, den die Verkehrs- und Nachrichtenmittel auf die eigentliche Führung der Operationen ausübt.

In erster Linie ist hier noch einmal die Eisenbahn zu nennen, die heute mehr denn je infolge ihres weitgehenden Ausbaues und ihres hochentwickelten Betriebes ein durch nichts zu ersetzendes Mittel bietet, ganze Heeresteile schnell und überraschend von einem Teil des Kriegsschauplatzes auf den andern zu versetzen. Hierin liegt ein bedeutender Kräftezuwachs. Eine geschickte Ausnutzung des Bahnnetzes, ganz besonders bei getrennt liegenden Kriegsschauplätzen, kann geradezu zu einer Verdoppelung der Kräfte führen, denn während ich anfangs auf einem Kriegsschauplatz meine ganze Stärke einsetze und mich auf dem andern, numerisch unterlegen, zunächst mit einer passiven Rolle begnüge, kann ich nach errungenem Erfolge auf dem ersten Schauplatz die Rollen wechseln und auf dem zweiten die Initiative ergreifen.

Generaloberst Freiherr v. der Goltz sagt über diesen Einfluß der

Eisenbahnen sehr treffend: „Nichts vermag dem erfinderischen Geiste des Feldherrn einen kühneren Flug zu verleihen, als die hierdurch ihm gegebene Freiheit der Bewegung, und die Kriegskunst der Zukunft müßte uns noch Größeres zeigen, als was wir bisher in der Geschichte sahen."

Ich wende mich jetzt den Mitteln zu, die der Kriegführung als eigentliches Werkzeug für die Leitung der Operationen zu Gebote stehen, die es ermöglichen, die modernen großen Heereskörper schnell und einheitlich zu leiten auch dann, wenn sie räumlich weit getrennt sind.

Telegraph, Fernsprecher und Kraftwagen sind die Geschenke der Neuzeit, die es der Kriegführung erst wirklich ermöglicht haben, das Moltkesche Leitmotiv: „Getrennt marschieren, vereint schlagen" im weitesten Maße zur Anwendung zu bringen.

Zweifellos hat die Feldtelegraphie bereits im Kriege 1870/71, dem damaligen Stand der Entwicklung entsprechend, Hervorragendes geleistet. Trotzdem ist es uns kaum noch verständlich, daß bei der Einschließung von Metz die Vorposten nicht telegraphisch mit ihren vorgesetzten Kommandobehörden verbunden werden konnten, oder daß man beim Vormarsch auf Paris von vornherein aus Materialmangel davon Abstand nahm, die Korps-Hauptquartiere mit den Armee-Oberkommandos zu verbinden. Die heutige Organisation des Feldtelegraphenwesens, die hervorragenden Leistungen der Telegraphentruppen und die umfangreiche Ausstattung der Armee mit Telegraph- und Fernsprechgerät haben es uns fast schon zu einer selbstverständlichen Erscheinung gemacht, daß die Truppen von den obersten Kommandobehörden herab bis zu den Vorposten oder im Gefecht bis in die vordersten Linien durch Telegraph oder Fernsprecher verbunden sind. Der Heerführung aber ist hiermit ein unersetzliches Mittel gegeben, alles nach einheitlichem Willen zu leiten, anderseits aber von allen Teilen schnell mit Nachrichten und Meldungen versorgt zu werden. Sehr mit Recht hat man den Telegraphen den Bürgen der Rechtzeitigkeit genannt.*) Marschall Oyama während der Schlacht bei Mukden 20 km hinter der Front, an der Zentrale der von allen Seiten zusammenlaufenden Leitungen, bietet das Bild eines Schlachtenlenkers mit moderner Befehlsübermittlung. Die gegen früher erheblich gesteigerten Frontausdehnungen und die Notwendigkeit, die telegraphischen Leitungen an einem Orte zusammenzuführen, bringen die Notwendigkeit mit sich, daß die Kommandobehörden in einem zukünftigen Kriege weit zurück bleiben.

Eine vortreffliche und unentbehrliche Ergänzung des Telegraphen und Fernsprechers besteht in schnell fahrenden, gut geführten Personenkraftwagen, mit denen heute alle höheren Stäbe in den Armeen der

*) Hauptmann A. Meyer, Der Krieg im Zeitalter des Verkehrs und der Technik, S. 12.

Großstaaten ausgestattet sind. Aus der Fülle der Verwendungsmöglichkeiten greife ich nur folgendes heraus:

Übermittlung von Nachrichten und Befehlen während der Bewegungen, bei Einleitung und Durchführung von Gefechten, beim Versagen von Telegraphenleitungen. Entsenden von Offizieren aus den höheren Stäben zur Einholung persönlicher Eindrücke, Ausführung vertraulicher Aufträge, die nur persönlich übermittelt werden können. Wie viele solcher Entsendungen mußte das große Hauptquartier 1870/71 vornehmen! Ferner die Verbindung mit den weit vorgeschobenen Kavallerie-Körpern. Persönliche Orientierung des Truppenführers im Gelände. In der Schlacht bei Magenta mußte Mac Mahon, um sich auf einem Flügel zu orientieren, einen Ritt von 50 km ausführen. Heute werden derartige Aufgaben in einem Viertel der Zeit mittels des Kraftwagens gelöst.

Nach dem Gefecht bietet wieder die umfangreiche Fürsorge für die Truppe neue dankbare Aufgaben in der schnellen Herbeiholung der Verpflegungs- und Munitionskolonnen und in der Übermittlung neuer Befehle.

Im Falle eines Mißerfolges werden die Anordnungen für das Abfluten der Bagagen, Kolonnen und Trains, das schnelle Freimachen der Straßen, die rechtzeitige Auswahl von Aufnahmestellungen durch Verwendung von Kraftwagen wesentlich erleichtert.

Aber auch lediglich als Beförderungsmittel für die höheren Truppenführer und deren Stäbe ist der Personen-Kraftwagen dadurch von großer Bedeutung geworden, daß er die zum Wechsel des Standortes erforderliche Zeit und damit die Unterbrechung des ordnungsmäßigen Zuführens der eingehenden Nachrichten auf eine kurze Dauer herabmindert. Und selbst die wenigen Viertelstunden, die eine solche Fahrt dauert, kann der Führer zum Arbeiten mit seinen Offizieren ausnutzen.

Um dies zu ermöglichen, ist es allerdings dringend erwünscht, daß der Führer eines solchen Kraftwagens bei den höheren Stäben neben seiner automobil-technischen Fertigkeit auch militärischen Blick und soldatisches Verständnis besitzt, so daß er selbständig unter richtiger Würdigung der ihn umgebenden taktischen Lage den Wagen führen kann. Das Deutsche Freiwilligen-Automobilkorps, das es sich im weitesten Maße angelegen sein läßt, seine Mitglieder in diesem Sinne auszubilden, bildet einen vortrefflichen Stamm von Kraftwagenführern für die höheren Kommandobehörden.

Aus den wechselseitigen Beziehungen des Kraftwagens und des Telegraphen und Fernsprechers zur modernen Truppenführung ergeben sich für das persönliche Verhalten des Führers zwei Normen: Weit zurück und seltener Stellungswechsel; sonst geht er der Hauptvorteile seiner besten Hilfsmittel verlustig.

Bei dem Vormarsch auf Paris 1870 hat das Armee-Oberkommando der Maas-Armee in der Zeit vom 5. bis 16. September 10 mal, das der Dritten Armee in dem gleichen Zeitraum nur 4 mal sein Quartier gewechselt. Ersteres wird heute kaum noch vorkommen, während letzteres durchaus den modernen Anschauungen entspricht.

Ich komme jetzt zur Radiotelegraphie. Daß die Möglichkeit, sich ohne Herstellung einer Drahtverbindung durch Entsendung elektrischer Wellen in die Atmosphäre auf weite Entfernungen zu verständigen, von hoher Bedeutung ist, leuchtet ein. Ich weise nur hin auf die Verständigung eingeschlossener Festungen untereinander und mit der Feldarmee, auf den Verkehr zwischen räumlich weit getrennten Teilen der Feldarmee, Verbindung der Heereskavallerie mit der obersten Heeresleitung und mit den Armee-Oberkommandos.

Muß man für alle derartige Zwecke die drahtlose Telegraphie als einen hoch willkommenen Zuwachs zu dem gesamten Nachrichtenapparat bezeichnen, so ist sie für einen Seekrieg geradezu unentbehrlich, denn sie ist bis jetzt das einzige Mittel zu schneller weitreichender Verständigung zwischen dem Festlande und den auf See befindlichen Schiffen und zwischen diesen untereinander.

Die Radiotelegraphie ist noch jung, sie hat daher auch noch Kinderkrankheiten und manche Frage, z. B. die Verhinderung des Mitlesens der Funksprüche durch fremde Stationen, die Störung des gegnerischen Verkehrs, Schutzmaßregeln gegen störende feindliche Stationen, die Beseitigung atmosphärischer Einflüsse, harrt noch der Lösung. Aber trotzdem ist die Erfindung bereits so weit entwickelt, daß sie in allen modernen Heeren und Marinen von großen festen Landstationen mit 3000 km und mehr Reichweite bis herab zur fahrbaren Feldstation oder zur schwimmenden Bordstation mit Erfolg Anwendung findet.

Die bisherige Kriegsverwendung (Südwestafrika, Russisch-Japanischer Krieg, Ereignisse in Marokko) hat sich nur in engem Rahmen bewegt und kann als lehrreiches Beispiel nicht angeführt werden. Dagegen hat das öffentliche Leben schon Lagen gezeitigt, die uns den Einfluß ahnen lassen, den die Radiotelegraphie auf die Führung des Zukunftskrieges nehmen wird.

Ich greife ein Beispiel heraus: Als im Dezember des vorigen Jahres Messina dem Erdbeben zum Opfer fiel, wurden auch alle seine Telegraphen- und Fernsprechverbindungen zerstört. Die ersten Nachrichten über die Katastrophe brachte ein Funkspruch von einer Bordstation über Sardinien nach Rom. Der Dampfer „Bremen" des Norddeutschen Lloyd befand sich damals auf der Fahrt von Ägypten nach Southampton. Vier Stunden nach dem Verlassen von Port Said erhielt er von dem Englischen Kreuzer „Minerva", der vor Messina lag, die Warnung, die Straße von

Messina nicht bei Nacht zu passieren, da die Leuchttürme zerstört seien. Bald darauf kam über das vor Malta liegende Englische Schiff „Aboukir" dieselbe Warnung vom Agenten des Lloyd. Die „Bremen" dampfte bei Tage nach Messina, nahm 600 Flüchtlinge an Bord und ging weiter nach Neapel. Ihre bevorstehende Ankunft daselbst wurde durch Funkspruch dem Italienischen Schiff „Regina Margherita" mitgeteilt, der Italienische Admiral bestätigte den Empfang. Ferner wurden die von der „Minerva" durch Funkspruch übermittelten Listen der bei der Katastrophe umgekommenen Opfer aufgenommen und in Neapel den Behörden ausgehändigt. Die gleichzeitigen Funksprüche der Deutschen Station Norddeich blieben wegen der Aufnahme der dringender erscheinenden Unglückstelegramme unbeachtet. In der Nacht nach der Abfahrt von Neapel meldete sich Norddeich mit dem Befehl Sr. Majestät des Deutschen Kaisers an die Deutschen Kriegsschiffe zur Hilfeleistung vor Messina. Die „Hertha", zu dieser Zeit auf der Fahrt von Venedig nach Korfu, nahm diesen Befehl gleichfalls auf, kaufte in Korfu Proviant und Decken und dampfte unverzüglich nach Messina.

Fast muten uns viele dieser Dinge, insbesondere die Anwendung des Telegraphen, des Fernsprechers und des Kraftwagens schon als etwas Selbstverständliches und Allgewohntes an, weil das ganze moderne Leben um uns herum davon erfüllt ist. Und doch! Wie stark ist die durch sie bedingte Umwertung von Raum und Zeit!

Am 16. August 1870 gab Prinz Friedrich Karl im Armee-Hauptquartier Pont à Mousson um 12^{0} mittags den bekannten Armeebefehl aus, der den weiteren Vormarsch der Zweiten Armee gegen die Maas für die nächsten Tage regelte. Seit 10^{0} vorm. wurde bereits gekämpft, erst 4 Stunden später, um 2^{05} nachm., traf die erste sichere Nachricht von der Schlacht im Armee-Hauptquartier ein, die den Armeeführer auf das Schlachtfeld eilen ließ. Und doch ist die Entfernung von Pont à Mousson bis zum Schlachtfelde des 16. August geringer als die von Berlin bis Potsdam. König Wilhelm I. erfuhr sogar erst 4^{30} nachm., als er von Herny in Pont à Mousson eintraf, daß seit dem Morgen nördlich Gorze gekämpft wurde. 6½ Stunde waren seit Beginn des Kampfes vergangen. Er wollte auf das Schlachtfeld eilen, doch mußte wegen der Entfernung und der vorgerückten Tagesstunde davon Abstand genommen werden. Erst nachts kam Oberstleutnant v. Bronsart mit den ersten sicheren Nachrichten vom Schlachtfelde zurück.

Am 1. Januar 1905 fiel die Festung Port Arthur. Sechs Stunden später las 8700 km davon entfernt der Londoner Bürger die Nachricht gedruckt in der Times.

Daß die Luftschiffe, deren Tätigkeit während des Aufmarsches ich bereits besprochen habe, auch während der gesamten Dauer der Operationen

von höchstem Nutzen sein können, liegt auf der Hand. Besonders wird die taktische Aufklärung bei der Feldarmee in allen Phasen der Operationen, sowie der Angriff und die Verteidigung von Festungen auch den Schiffen mit kleinerem Aktionsradius dankbare Aufgaben bieten. Man stelle sich vor, daß ein Deutsches Luftschiff durch eine erfolgreiche Erkundungsfahrt am 17. August 1870 die große Spannung und Ungewißheit im Großen Hauptquartier hätte lösen können. Oder man vergegenwärtige sich die Verhältnisse, als die Zweite Armee im November 1870 den Wald von Orleans erreichte. Trotz eifriger Aufklärung der Kavallerie, trotz Entsendung von Offizieren, trotz der zahlreichen von General v. Werder, durch Agenten, Überläufer, Gefangene eingehenden und aus der Presse entnommenen Nachrichten, trotz gewaltsamer verlustreicher Erkundungen war es nicht möglich, ein klares Bild vom Gegner zu bekommen. Hier sowohl wie bei Metz boten sich Aufgaben für ein Luftschiff, deren Lösung nach dem heutigen Stande der Entwicklung — leidliche Witterung vorausgesetzt — räumlich und zeitlich durchaus möglich war.

Eine der interessantesten Fragen ist die, inwieweit erfolgreich aufklärende Luftschiffe die Aufgabe des Feldherrn beeinflussen und erleichtern. Ich möchte darüber den Generalleutnant v. Alten*) sprechen lassen, der in einem „Heerführung und Luftschiffahrt" betitelten Aufsatz sagt: „Man glaube aber nicht, daß diese Erfindung die Aufgabe des Führers erleichtern werde, daß hinfort an seine Kombinationskraft geringere Anforderungen gestellt werden. Im Gegenteil, sie wird weit stärker als bisher in Anspruch genommen. Er muß ja beim Feinde dieselbe Kenntnis über die eigenen Maßnahmen in Rechnung stellen . . . Kann der Feldherr nicht mehr auf die Überraschung seines Gegners hoffen, so muß er um so sorgsamer auf lange Frist und weit hinaus alle Möglichkeiten erwägen, die ihm und dem Feinde offenstehen. Großzügiger als je zuvor muß der Operationsplan werden, schneller die Ausführung, gewaltsamer der Schlag. Jeder Fehler wird gefährlicher, denn er bleibt ja dem Feinde nicht mehr verborgen, wie früher so oft. Was der Feldherr versäumt, was ein Unterführer sündigt, wird vom Feinde fortan so früh erkannt werden, daß er die Gelegenheit ausnutzen kann . . . Je klarer der Einblick, den uns das Luftschiff auf dem Kriegsschauplatze verschafft, um so geringer wird der Einfluß des Zufalls und des Glücks, um so höher steigt die Meisterschaft des Feldherrn im Werte . . . Wer über die stärkere und bessere Truppe, die intelligenteren, tatenfroheren Unterführer, die kriegstüchtigere Organisation gebietet, wer unabhängiger von Eisenbahnen und Troß und dadurch beweglicher ist, der darf die kühneren Züge tun. Mag des Feindes Luftschiff sie erspähen — er bleibt von ihnen abhängig,

*) Vgl. Oberst Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Die Heerführung Napoleons in ihrer Bedeutung für unsere Zeit, S. 216/217. Berlin 1910. E. S. Mittler & Sohn.

er kann sich ihnen nicht entziehen, wenn sie auf gesundem Urteil beruhen und ohne Wanken durchgeführt werden." Soweit Generalleutnant v. Alten.

Bei fortschreitenden Operationen müssen die kleineren Luftschiffe die tägliche Rückkehr in ihre Heimathäfen naturgemäß bald aufgeben. Für die, die nicht ohne weiteres im Freien vor Anker liegen können, müssen daher feldmäßige Hallen mitgeführt werden. Die ersten derartigen Konstruktionen sind in diesem Jahre mit gutem Erfolge in Deutschland für das Militär-Luftschiff, in Frankreich für die so tragisch verunglückte „République" in den großen Manövern verwendet worden. Auch werden die gesamten Bedürfnisse für die Luftschiffe, namentlich Gas, Betriebsstoffe und Ersatzteile feldmäßig mit der Bahn nachgeführt werden müssen.

Die Marine kann bis jetzt Luftschiffe noch nicht verwenden, weil deren Eigengeschwindigkeit für die Windverhältnisse auf See noch zu gering ist. Ist dieser Nachteil aber durch die fortschreitende Entwicklung überwunden, so werden sie auch im Seekriege als Aufklärungsorgan große Bedeutung gewinnen, da sie dem Beobachter ein größeres Gesichtsfeld gestatten als Wasserschiffe und, ohne an Fahrwasser gebunden zu sein, in gerader Linie über Wasser und Land fliegen können.

Hiermit habe ich die großen modernen Verkehrs- und Nachrichtenmittel besprochen und will nur noch kurz die erwähnen, die meist nur im kleineren Rahmen angewendet werden, aber doch ein wertvolles Werkzeug in der Hand der Truppe sind. Ich nenne die Lichtsignale. Die glänzenden Leistungen der im ganzen 2500 **km** umfassenden Lichtsignalverbindungen in Südwestafrika und ihre geradezu entscheidende Rolle in den Kämpfen am Waterberg im August 1905 sprechen für sich selbst.

Daß die Winkerflagge wertvolle Dienste leisten kann, weiß jeder aus eigener Erfahrung.

Nicht zu unterschätzen als Nachrichtenmittel ist ferner die weitgehende Ausstattung moderner Armeen mit Scherenfernrohren und Prismengläsern für den Handgebrauch. Für die Nacht kommt außerdem noch der Scheinwerfer hinzu.

Wenn ich schließlich den Fesselballon, den Freiballon und die Brieftaube, Einrichtungen, die ja allseitig bekannt sind, erwähne, wird manchem Zuhörer der Gedanke kommen, daß vieles davon heutzutage überflüssig geworden ist und daß man die scheinbar veralteten Hilfsmittel ruhig über Bord werfen kann, in einer Zeit, in der der eben in dem Hirn und der Seele des Führers entstandene Gedanke und Wille in wenigen Sekunden durch den elektrischen Funken auf räumlich weit entfernte Stellen übertragen werden kann; in der der Fernsprecher gestattet, sich mit den an diesen räumlich weit getrennten Stellen befindlichen Persönlichkeiten mündlich auszusprechen, und der Kraftwagen den Heerführer in die Lage

setzt, in kürzester Zeit sich persönlich dahin zu begeben, wo er seine Anwesenheit für notwendig hält.

Gewiß verlockendes Werkzeug in der Hand des Führers! Und doch kann uns ein einziges Gewitter belehren, daß — vielleicht gerade im kritischen Augenblick — alle Telegraphen und Fernsprecher versagen. Oft werden wir Winde haben, welche die Verwendung der Luftschiffe unmöglich machen. Ein Nebeltag schaltet den Gebrauch aller optischen Nachrichtenmittel aus und ein starker Regen wird uns zeigen, daß die Leistungsfähigkeit unserer Kraftwagen stark herabsinkt. Es wird auch in einem Zukunftskriege nicht selten vorkommen, daß der altbewährte Meldereiter der einzige Bote ist, der sein Ziel erreicht. Es würde deshalb grundfalsch sein, die älteren bewährten Nachrichtenmittel auf Kosten der modernen zu vernachlässigen. Im Gegenteil, man darf nie vergessen, daß sich die Anforderungen an die Nachrichtenübermittlung und den Verkehr ungemein gesteigert haben. Sollen sich die Erwartungen ganz oder nur zum großen Teil erfüllen, so ist es, meiner Ansicht nach, unbedingt notwendig, alle gebotenen Mittel im vollen Umfange auszunutzen und zu pflegen.

Nicht mit Unrecht haben verschiedene Schriftsteller*) auf die Gefahren hingewiesen, die die modernen technischen Hilfsmittel, namentlich der Telegraph, der Fernsprecher und der Kraftwagen in psychologischer Hinsicht in sich bergen, daß sie nämlich den höheren Führer zu vorzeitigem Eingreifen und zur Beeinflussung der unteren Führer verleiten, sobald sich etwas nicht nach seinem Willen oder nicht mit der gewünschten Schnelligkeit vollzieht. Nur Führer mit starken Nerven würden dem widerstehen. Anderseits würde der Unterführer, anstatt auf eigene Verantwortung zu handeln, lieber erst anfragen. Sie seien also eine zweischneidige Waffe, die richtig gebraucht den Erfolg vorbereite, mißbraucht die Unselbständigkeit großzöge. Zweifellos sind diese Bedenken richtig, sie müssen aber als Nachteile und als Ausnahme bei dem starken Übergewicht der Vorteile mit in den Kauf genommen werden.

Wie ich schon ausgeführt habe, stehen manche der modernen schon in die Kriegsverwendung einbezogenen Verkehrs- und Nachrichtenmittel noch im Stadium der ersten Entwicklung. Wie weit sich diese Entwicklung einst steigern wird, wie sich die Rolle gestalten wird, die sie in der zukünftigen Kriegführung spielen werden, ist schwer vorauszusagen. Wie schwer war es in der ersten Entwicklungszeit der Eisenbahnen, ihre militärische Bedeutung, die uns heute so selbstverständlich ist, richtig zu erkennen. Der nachmalige Feldmarschall Moltke stand als junger Generalstabsoffizier vereinzelt da, als er mit wahrem Seherblick Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in mehre-

*) Balck, Taktik, S. 111/112.



ren Schriften die militärische Bedeutung der Eisenbahnen betonte. Diese Schriften fanden wenig Beachtung und zum Teil eine ablehnende Kritik.

So erkannte z. B. die Militär-Literatur-Zeitung das Dankenswerte der Moltkeschen Untersuchung zwar an, fügte dann aber wörtlich hinzu:

„Es stellt sich eben immer mehr und mehr heraus, daß die Eisenbahnen in einzelnen Fällen für militärische Zwecke verwendbar sind. Auf die Kriegsführung werden sie aber niemals einen wesentlichen Einfluß gewinnen, sie sind eben friedlicher Natur."

Heutzutage werden viele Erfindungen mit einem großen Optimismus begrüßt, weil man seine Erwartungen auf den technischen Gebieten in den letzten Jahren so oft weit übertroffen gesehen hat. Dieser Optimismus ist auch von höchstem Wert, weil er viele Kräfte zur Mitarbeit anregt und eine Hauptursache für die beispiellosen Fortschritte der letzten Jahre bildet.

Für den militärischen Betrachter ist es in der jetzigen Zeit doppelt schwierig aber dringend notwendig, sich ein nüchternes, objektives Urteil zu bewahren. Ohne hiervon abzuweichen, möchte ich aber von dem, was erst im Werden begriffen und militärisch noch nicht reif ist, schon heute zwei Gebieten eine militärische Zukunft zusprechen, das ist die drahtlose Telephonie und die Flugmaschine.

Erstere steht noch im Stadium vereinzelter, geheim gehaltener Versuche, besonders in Italien und Frankreich, Verständigungen über 100 bis 160 km sind bereits erreicht.

Wenn man den Werdegang der Flugmaschine, dieses uralten Wunsches des Menschengeschlechts, betrachtet und sieht, daß vor kaum zwei Jahren der Brasilianer Santos Dumont als erster in einem kurzen Sprung von 5 m Länge sich vom Erdboden erhob, daß aber heute bereits Flüge bis 4 Stunden 17 Minuten Dauer bei 232 km Länge ausgeführt sind, daß bereits Höhen von 400 m erstiegen sind, darf man an die Entwicklungsfähigkeit glauben.

Der sichere Flug des Franzosen Latham zu tags vorher bestimmter Stunde vom Tempelhofer Feld nach Johannisthal bei 8 m Wind in 150 m Höhe über das Häusermeer von Rixdorf hinweg und seine sichere Landung an vorgeschriebenem Platze, und der kühne Flug des Wrightschen Schülers, Grafen Lambert, in 400 m Höhe über das Zentrum der Stadt Paris haben die Überzeugung in mir hervorgerufen, daß die Flugmaschine zwar noch starke Veränderungen durchmachen muß, daß sie sich aber zu einem militärisch brauchbaren Nachrichten- und wahrscheinlich auch Erkundungsmittel entwickeln wird, das in bezug auf Schnelligkeit und Unabhängigkeit vom Gelände alle bisherigen mechanischen Transportmittel übertreffen dürfte.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Constantin v. Zepelin,

Königlich Preußischer General der Infanterie.

Ein Beitrag zur Geschichte des Preußischen Offizierkorps der Befreiungskriege.

Von seinem Enkel **C. v. Zepelin,** Generalmajor a. D.

Unsere Zeit ist nicht besonders günstig für die Heranbildung von Persönlichkeiten. Gerade für die Armee aber ist nichts wichtiger, als ganz feste, in sich abgeschlossene Persönlichkeiten an ihrer Spitze zu sehen, Charaktere, unberührt von der Furcht vor der sogenannten „öffentlichen Meinung", die so viele sonst treffliche Männer unserer Zeit nervös macht, Männer, die auch in den Augenblicken des Unglücks, wo scheinbar alles verloren, nur ihrer Überzeugung folgen. Solche Führer reißen unwillkürlich ihre Truppe mit sich fort. Was der leider zu früh der Deutschen Armee und der Wissenschaft entrissene General v. Pelet-Narbonne von gottbegnadeten Reiterführern sagt: „Immer wieder haftet in den Zeiten des Glanzes unser bewunderndes Auge auf Männern, die an der Spitze der Kavallerie stehen und sie durch die Macht ihrer Persönlichkeit fortreißen, Männer, deren e i n e r zwanzig Regimenter aufwiegt, so hoch bedeutsam ist die Persönlichkeit in der Waffe", gilt, mutatis mutandis, vom Führer überhaupt. Ein solcher Mann war General der Infanterie Constantin v. Zepelin. Er hat zwar nicht in einer der ersten Stellen der Führer in den Befreiungskriegen gestanden, aber er, der Held von Wawre, das er mit wenigen Bataillonen seiner Brigade am 18. Juni 1815 gegen den Marschall Grouchy verteidigte, der tapfere Führer des Leibregiments, an dessen Spitze er in den unvergessenen Ruhmestagen von Königswartha und Wartenburg binnen wenigen Monaten zweimal sein Blut vergoß, hat an sehr bedeutenden Ereignissen in oft nicht unwichtiger Weise Anteil genommen. — Dann aber befähigten ihn auch Eigenschaften des Geistes und des Herzens, weit über den engeren Beruf hinaus auf große Kreise des Volkes zum Heile seines Königs und seines Vaterlandes zu wirken.

Die nachfolgenden Blätter dürften daher nicht nur einen Beitrag zur Geschichte der Armee liefern, sondern auch eine soldatische Persönlichkeit schildern, die den jüngeren Generationen in mancher Hinsicht vorbildlich sein kann.

Bei seinen Lebzeiten hat er alle an ihn herantretenden Bitten um Mitteilungen aus seinem ereignisreichen Leben mit der Begründung zurückgewiesen, daß er auf noch lebende Teilnehmer an den Ereignissen in der Zeit von 1806 bis 1815, vor allem aber auch auf seinen, ihm stets so gnädigen König Rücksicht zu nehmen hätte, und daß auch so manches zu verschweigen die Pflicht gegen das Vaterland erfordere.

Da war es der General der Infanterie v. Brandt, der hervorragende Militärschriftsteller, mit dem mich der Zufall während meines Aufenthalts auf der Kriegsakademie in Berlin in den sechziger Jahren vorigen Jahrhunderts zusammenführte, und der meinem Großvater als Generalstabsoffizier bei dem Übertritt der Polnischen Armee im Jahre 1831 an der Westpreußischen Grenze nahegestanden hatte, dem ich die Anregung verdankte, an die Sammlung von Material für das Lebensbild meines Großvaters zu gehen. Neben manchen persönlichen Erinnerungen des Generals v. Brandt und anderer Offiziere war es besonders meines Großvaters Adjutant in drei Feldzügen, der Generalleutnant v. Münchow, der mich durch sehr wertvolle Aufzeichnungen unterstützte. Neben diesen und anderen Mitteilungen von Zeitgenossen des General v. Z. waren es die von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen, Briefe und andere im Besitz meiner Familie befindlichen oder von mir im Laufe der Zeit gesammelten Materialien, die mir die Unterlage für diese Arbeit lieferten.

Herkunft und Jugendgeschichte.

Die Familie v. Zepelin*) gehört zu den ältesten Geschlechtern des schönen Ländchens an der Ostsee, das einen Blücher und Moltke wie einen Fritz Reuter dem Deutschen Volke gegeben hat. Soweit die geschichtlichen

*) Dies ist die geschichtlich richtige Schreibweise, auch die des gleichnamigen Dorfes bei Bützow, in dem wohl der älteste Sitz der Familie zu suchen ist. Bei dem geringen Wert, den man bis in das neunzehnte Jahrhundert der Rechtschreibung der Familiennamen beilegte, geschah es, daß als Constantin v. Zepelin mit seinen sieben Brüdern das Heimatsland verließ, um in Preußische, Dänische, Russische, Österreichische und Württembergische Kriegsdienste zu treten, diese den Namen sehr verschieden schrieben. So finden wir in der Preußischen Rangliste des Jahres 1806 Constantin im Regiment von Ruits Nr. 8 v. Zeplinn, Theodor im Regiment vacat von Borcke Nr. 30 v. Zeplin, endlich Gottlieb im Regiment von Tschammer Nr. 27 v. Zepelin geschrieben. Die drei Brüder aber, welche über Holland, Rußland und Österreich nach Württemberg kamen, nahmen dort die Schreibweise Zeppelin an. So sehen wir die nächsten Verwandten ihren Namen verschieden schreiben. Während aber die Brüder in der Preußischen Armee zu der richtigen Schreibweise zurückkehrten, behielten die Nachkommen der drei Württembergischen Brüder, von denen einer in den Reichsgrafen-, der andere in den Württembergischen Grafenstand erhoben wurde, die Schreibweise Zeppelin bei. Ich erwähne dies, weil in neuester Zeit die Schreibweise des Namens des Geschlechts in der Presse zum Gegenstand mehrfacher Diskussion geworden ist.

Forschungen Klarheit bieten, ist das Geschlecht einst mit Heinrich dem Löwen aus der Grafschaft Hoya während der Kämpfe mit den heidnischen Obotriten nach Mecklenburg gekommen. Noch heute befinden sich seit mehr als fünfhundert Jahren die Güter Appelhagen und Miekow in seinem Besitz. Seit alten Zeiten sind die Zepeline im Kriege bewährt. Nicht nur die jüngeren Söhne, sondern auch die auf der väterlichen Scholle sitzenden wählen zeitweise den Kriegsdienst. So finden wir Bolte v. Zepelin zu Wulfshagen und Gutendorf, Heinrich Thun zu Zepelin und Ehmekenhagen und ihre Geschlechtsverwandte von Herzog Albrecht von Mecklenburg, König von Dänemark, durch eine denkwürdige Urkunde vom 21. Januar 1396:

„darumb, daß sie ihm in der iungst in Wester Gottland gehaltenen Schlacht getrewlich beigestanden, auch neben ihm, in ihrem gefengnus grosz elend erlitten, an der gesampten hand an ihren lehngutern begnadet."

Seit den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges finden sich Mitglieder des Geschlechts wie auch anderer Mecklenburgischer Familien namentlich in den Kriegsdiensten Dänemarks, mit dem als Besitzer des benachbarten Holsteins Mecklenburg viele Beziehungen hatte. So war auch Melchior Dietrich v. Zepelin, geboren 1649 in Appelhagen, in Dänische Kriegsdienste getreten, nachdem er kurze Zeit in Schwedischen Diensten in Vorpommern gestanden hatte, und zwar in das von seinem Bruder Johann damals kommandierte Leibregiment zu Pferde, als dessen späterer Führer er am 13. August 1704 in der Schlacht bei Höchstedt an der Donau fiel.

Da er seit 1684 mit Maria Elisabeth v. Oeynhausen, Tochter des Rabe Arnd v. O. auf Grevenburg, geboren 1659, aus dem bekannten Hannoverschen Geschlecht, verheiratet war, so kamen seine Söhne in Hannoversche Militärdienste, von denen Johann Friedrich ehrenvollen Anteil an dem Siebenjährigen Kriege nahm, in welchem er die Gardedukorps kommandierte und als Generalleutnant starb. Sein einziger Enkel Melchior Johann nahm infolge der Kriegsstrapazen 1758 als Hannoverscher Hauptmann den Abschied und ging mit seiner Frau, Friederike Charlotte v. Walsleben aus dem Hause Lüsewitz, in das alte Stammland Mecklenburg zurück, wo er sich in Güstrow niederließ und hier der Erziehung seiner — 13 Kinder lebte. Als er 1782 starb, war das älteste Kind 22, das jüngste etwa 2 Jahre alt. Der mit Glücksgütern nicht gesegneten Witwe stand eine schwere Aufgabe bevor. Doch in jener Zeit spielte das Geld keine so große Rolle als heute, und auch an die Schulbildung stellte man nicht die Ansprüche wie jetzt. Man sagt, man habe dem Hauptmann geraten, seine hübschen Töchter zu Hofe zu führen, ein Vorschlag, der von einem nicht mit Glücksgütern, aber mit einem Dutzend Kindern gesegneten

Hauptmann außer Diensten heute wie ein fast beleidigender Scherz angesehen werden würde. In der Familie lebt noch heute die Tradition, Melchior Johann hätte kurz geantwortet: „Een god Pierd verköpt sich am besten ut dem Stall." (Ein gutes Pferd verkauft sich am besten aus dem Stall.) Und in der Tat, der alte Herr hatte recht: Die Schwestern starben als Witwen des Hans Adam v. Kahlden auf Guthendorff, Tangrim und Baebelitz, des Oberhofmeisters v. Lützow und des Gesandten v. Otterstedt.

Die Söhne wurden nach der Sitte der damaligen Offizierfamilien einfach erzogen. Man legte den Schwerpunkt auf die Heranbildung des Charakters. Das Wissen, das ihnen die erst 1789 neu organisierte Domschule für ihren Lebensgang mitgab, war nicht bedeutend. Ob sie außerdem noch einen „Präzeptor" gehabt, sei dahingestellt. Und obwohl sie keine andere Bildung genossen, nur einzelne noch einige Zeit in dem Mecklenburgischen Pagenkorps zubrachten, teilweise schon in einem Alter von 15 Jahren als Junker in das Heer traten, erstaunt man über die vortrefflichen Briefe, welche sie miteinander wechselten, und über die Klarheit des Urteils, die aus diesen spricht. Ja, einer der Brüder, Carl Johann, war schon mit 31 Jahren Minister und gilt heute noch für einen der bedeutendsten und edelsten Räte, der je einem Fürsten des Württemberger Herrscherhauses zur Seite stand. Bei der Tradition der Familie stand es außer Zweifel, welchen Beruf die Brüder ergreifen sollten. Nicht allein die erhaltenen Aufzeichnungen, sondern auch die Familienbilder bezeugen, daß sie fast durchweg durch ein vorteilhaftes Äußere ausgezeichnet waren. In körperlichen Übungen gewandt, von Jugend auf auf den nahen Gütern auf des Pferdes Rücken zu Hause, brachten sie in ihrem Beruf einen gestählten Körper mit, der den Strapazen gewachsen war, welche man dem Junker zumutete, der meist ohne Zuschuß vom Elternhause die rauhe Lagerstätte eines Korporals teilte, nachdem er den angestrengten Dienst des Tages hinter sich hatte. —

Da das kleine Heimatland dem jungen Edelmann keine Aussicht für ein Fortkommen als Soldat bot, traten die Brüder in fremde Kriegsdienste, wodurch sie in die verschiedensten Teile Europas durch die mit der Französischen Revolution beginnenden Kriegswirren geführt wurden. Die Geschwister haben sich zum Teil niemals wiedergesehen, nachdem sie das, bald durch die Wiederverheiratung der Mutter mit dem Hannoverschen Kapitän de Witte mehr oder weniger geschlossene Elternhaus verlassen hatten, einzelne erst nach langen Jahren. Von den neun Brüdern traten vier in Preußische, zwei in Dänische, einer in Holländische, dann in Württembergische Dienste, wohin zwei weitere Brüder, die späteren Grafen, gelangten, nachdem sie, der eine der Russischen, der andere der Österreichischen Armee angehört hatten. Einer fiel als Preußischer Bataillonskommandeur 1813 vor dem Feinde, drei wurden schwer ver-

wundet, zwei starben als Generale, der eine in Dänischen, der andere in Preußischen Diensten, zwei wurden Staatsminister.

Es waren fast alles ausgezeichnete Männer, die in eiserner Zeit in einer harten Schule des Lebens sich durchrangen. Den Pessimismus der heutigen Tage kannte keiner von ihnen.

Dies eben charakterisierte Elternhaus verließ Constantin v. Zepelin am 17. Februar 1787, um in das damals wie heute in Stettin stehende Infanterieregiment von Scholten Nr. 8 (das heutige Grenadierregiment König Friedrich Wilhelm IV. [1. Pommersches] Nr. 2) einzutreten, ein Regiment, in dem seit jener Zeit nicht weniger als sieben Mitglieder seines Geschlechts standen und in dem zur Zeit noch ein Urenkel dient. Es war eine harte soldatische Jugend, die Constantin in dem Regiment verlebte, aber seine Energie und ein selten glückliches, von wahrem Humor getragenes Temperament ließ alle Schwierigkeiten überwinden. Seine vorteilhafte, echt soldatische Erscheinung gewann zudem für ihn. Oft zeigte er, als er als General in die alte Pommersche Hauptstadt zurückkehrte, das Haus, in dessen Dachgeschoß er eine kalte Kammer mit einem alten Korporal teilte, dem er nach der Sitte damaliger Zeit zur Aufsicht überwiesen war. Niemals vergaß er die Tochter eines alten Bürgers, die ihm oft ein warmes Abendbrot zugesteckt hatte, wenn der sechzehnjährige Junker ermattet vom Dienst nach Haus kam. Da er sich nicht den Luxus eines Friseurs gestatten konnte, um sich vor den Revuen den Zopf vorschriftsmäßig einflechten zu lassen, so geschah dies von einem hierzu bestimmten Soldaten der Kompagnie meist am Abend vorher. Dann zog der Junker seine oft, damit sie prall saßen, angefeuchteten Esquapins an, setzte sich auf einen Stuhl und schlief im Sitzen, soweit es möglich, um den Zopf nicht zu zerstören, der hinter der Lehne herunterhing, und den guten Hosensitz nicht zu verderben.

Am 3. Februar 1790 Fähnrich, drei Jahre später Sekondleutnant, wurde er 1796 Adjutant des II. Bataillons.

1792 schon konnte die Mutter aus Lüneburg von ihm an ihren Sohn Carl Johann, den späteren Reichsgrafen, nach Württemberg schreiben: „Constantin soll einen sehr guten Wandel führen und ungemein beliebt beim Regiment sein. Das ist Freude für mein Herz!“

Im Jahre 1794 wohnte er mit dem Regiment der feierlichen Aufstellung des von den Pommerschen Ständen gestifteten marmornen Denkmals Friedrichs des Großen bei, ehe er Stettin verließ, um nach Polen zu marschieren. Im November hatte das Regiment Kutno erreicht, im Januar 1796 rückte es in das neu gewonnene Warschau ein. In der Polnischen Hauptstadt verbrachte er mit dem Regiment zehn Jahre bis zum Erscheinen der Franzosen in dem damaligen „Südpreußen“. Er war inzwischen Regimentsadjutant geworden und 1801 zum Premier-

leutnant, 1805 zum Stabskapitän befördert. Im Jahre 1804 verheiratete er sich hier mit der Tochter des Geheimen Ober-Finanzrates v. Burghof, Johanna, die, am 3. September 1783 zu Berlin geboren, vorher an den Major v. Lepel verheiratet war. Nur wenige Jahre ungestörten Glücks waren dem jungen Paar gegönnt. Nachdem ihnen in ihrer Wohnung im „Karmeliterhause" am 23. Juli 1805 ein Sohn geboren war, verließ der Kapitän am 26. November 1806 mit der Preußischen Garnison unter dem General v. Ploetz Warschau, seine der Geburt ihrer Tochter entgegensehende Frau in der Gewalt der bald einrückenden Franzosen zurücklassend. Constantin v. Zepelin, der in der Rangliste des Jahres 1806 als jüngster Stabskapitän stand, wurde dem Generalstab überwiesen und als Kolonnenführer zu der Russischen Armee kommandiert, als diese mit den Preußen vereinigt den von der Weichsel vorgehenden Franzosen entgegentrat.

In diesem für ihn besonders schwierigen Feldzuge traten seine soldatischen Eigenschaften glänzend hervor. Er war Zeuge der Leiden, welche das unglückliche Ostpreußen auch von seiten des Verbündeten zu erleiden hatte. Er hatte die Doppelaufgabe zu erfüllen, bei der Führung der Russen mitzuwirken und, soweit es ihm möglich, die Einwohner vor zu großer Bedrückung zu schützen. Hierfür und für die Auszeichnung in den Gefechten und Schlachten bei Weichselmünde und Guttstadt, bei Eylau und Heilsberg wurde er schon am 28. Juli 1807 zum wirklichen Kapitän von der Armee ernannt und ihm der Orden pour le mérite verliehen. Der König wurde auf die Leistungen des verhältnismäßig jungen Offiziers aufmerksam, so daß ihm durch eigenhändige Kabinetts-Ordre, d. d. Memel, den 1. August 1807, vom Könige ein besonders schwieriger Auftrag erteilt wurde. Es galt nämlich, die noch nicht zurückgegebenen Preußischen Gefangenen in Danzig von den Franzosen zu übernehmen, sie, soweit sie aus Westpreußen stammten, auf einstweiligen Urlaub zu entlassen, soweit sie aber zum L'Estoqschen Korps gehörten oder Ausländer waren, nach Königsberg zu transportieren.

In dieser zur Kennzeichnung der damaligen Lage und der Sorge des Königs bemerkenswerten Kabinetts-Ordre heißt es u. a.: „Der Transport von Danzig nach Königsberg zu Wasser dürfte wohl der beste und leichteste sein, wenn Ihr es nämlich so einrichten könnt, daß er auf dem Frischen Haff geschieht, denn zur See bleibt er aus dem Grunde sehr mißlich, weil noch die eigentlichen Gesinnungen und Absichten des Königs von Schweden und der Engländer unbekannt sind. Sollte der Transport auf dem Haff nicht zulässig sein, so bleibt freilich dann nur der Transport zu Lande übrig, der jedoch die schon völlig ruinierte Provinz noch mit der neuen Last dieses Durchmarsches beschweren würde, die Ich ihr, wenn nur irgend möglich, gern ersparen möchte. Die zu über-

nehmenden Gefangenen werden wahrscheinlich sich in einem solchen Zustande befinden, daß sie Eurer Hilfe gleich bedürfen. Ich habe Euch daher 1000 Stück Friedrichsdor auf die Haupt-Feld-Kasse in Königsberg anweisen lassen, womit Ihr hoffentlich ausreichen werdet, besonders da Ihr nur bis Königsberg für ihre Verpflegung zu sorgen habt, indem sie von dort ab der General-Feldmarschall Graf Kalkreuth übernehmen wird. . . ."

Diese interessante, von dem hohen Vertrauen Friedrich Wilhelms III. zeugende Kabinetts-Ordre schließt mit den Worten: „Zu Eurem Eifer für Mein Interesse und zu Eurem klugen Benehmen habe Ich das Vertrauen, daß Ihr Euch dieses Auftrages zu Meiner Zufriedenheit entledigen werdet, und indem Ich Euch dagegen Meine Erkenntnis versichere, bin ich Euer wohlaffektionierter König."

Zepelin führte den schwierigen Auftrag zur besonderen Zufriedenheit seines Königs aus. Die Schonung der unglücklichen Provinz lag ihm umsomehr am Herzen, als er in seiner Eigenschaft als „Kolonnenführer" bei der Russischen Armee mit blutendem Herzen Zeuge der Leiden der Bevölkerung und der Verwüstung Ostpreußens durch „die Russischen Freunde" sein mußte. Hatte seine Energie und Klugheit auch manchem Exzeß vorbeugen können, so war es ihm doch in seiner Stellung und unter den Verhältnissen unmöglich, allen Leiden abzuhelfen. Unserer heutigen Generation ist die Erinnerung an diese Verwüstungen des Kriegsschauplatzes nicht mehr so gegenwärtig. Von meinem Großvater hörte ich aber oft, daß er lange Jahre nicht den Russischen Orden, der ihm damals verliehen war, angelegt hätte, um nicht an jene Zeit erinnert zu werden. Unlängst erschienen die „Denkwürdigkeiten des Russischen Generals Eduard v. Löwenstern"*), der als Offizier der Ssumyschen Husaren im Jahre 1807 Litauen mit „einem Furagekommando" durchzog. Von Geburt ein Deutscher Edelmann und aus besserem Holze geschnitzt als die Mehrzahl seiner Kameraden, schildert er offen das Vorgehen der „Russischen Verbündeten". Es heißt da u. a.: „Die Jahreszeit war herrlich, unsere Pferde wieder frisch und in gutem Zustande. Wir wandten uns auf Lötzen und Angerburg und furagierten das Land nach Herzenslust aus. Die Litauer behandelten wir als Feinde. Alles wurde ihnen mit Gewalt genommen. Widersetzte sich jemand, so wurde er für den Frevel, sein Eigentum verteidigt zu haben, aufs grausamste behandelt. Dörfer und Städtchen wurden geplündert, einzelne Häuser in Brand gesteckt, Weibern und Mädchen Gewalt angetan. Ich war zu jung, zu unerfahren, um die raubsüchtigen Husaren in Ordnung zu halten. Wir gingen durch Lötzen,

*) Mit Graf Pahlens Reiterei gegen Napoleon. Denkwürdigkeiten des Russischen Generals Eduard v. Löwenstern (1790—1837). Herausgegeben von Baron Georges Wrangell. Berlin 1910. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Angerburg, Goldap, Philippowo, Augustowo. Bis nach Lyck hin durchzog ich das Land mit Feuer und Schwert. Lange werden sich die Litauer meiner und meiner munteren Bande erinnern und das noch Kind und Kindeskindern nach hundert und aber hundert Jahren erzählen, wie der Ssummer hier hauste. Wir hießen «Pahlens wilde Jagd und machten dem Namen keine Schande, zogen frech durch Freundes Land, querfeldein durch die Saat, durch das gelbe Korn, sie kennen das Ssummysche Jägerhorn.» Ich zog durch Oletzko. Mein Ruf war schon vorausgegangen. Ganze Dorfschaften flohen mit ihrer besten Habe in die nächsten Wälder, sobald man nur die himmelblauen Pelze von weitem erblickte, und ließen mir und meiner nach Raub schmachtenden Bande die leeren Häuser und öden Hütten zurück."

Am 10. Oktober 1807 bewilligte sein gnädiger König Zepelin den erbetenen zweimonatigen Urlaub nach Berlin, wohin seine Gattin mit ihren Kindern und den wenigen Habseligkeiten, die ihr der Krieg gelassen, von dem jetzt in Feindeshänden befindlichen Warschau übergesiedelt war. Es war ein wehmütiges Wiedersehen! Was lag zwischen jenem Tage, wo das Regiment von Ruits über die Weichselbrücke aus Polens Hauptstadt zog, bis zu dem Oktobertag, da Zepelin sein neugeborenes Töchterchen zuerst in die Arme schloß! Am 24. August 1808 gab der König ihm einen neuen Beweis seiner Anerkennung, indem er ihn als Major in das aus den tapferen Verteidigern von Kolberg gebildete Leibregiment versetzte. So war Zepelin in wenig mehr als Jahresfrist vom jüngsten Stabskapitän zum Stabsoffizier aufgerückt, eine im Hinblick auf den gewöhnlichen Schneckengang des Avancements geradezu erstaunliche Tatsache. Besonders schätzte sein König die ihm eigene Furchtlosigkeit in der Vertretung seiner Überzeugung. Es mutet daher eigenartig an, wenn sogar von nicht fachmännischer Seite diesem eisernen, edlen Charakter angedichtet wurde, er hätte den Schillschen Zug verhindern können, wenn er mit größerer Energie Schill, dem er bei seiner Entweichung aus Berlin 1809 vom Kommandanten nachgesandt wurde, zur Rückkehr aufgefordert hätte. Es hat nun wohl die neuere Geschichtsforschung hinlänglich klargelegt, wie Schill, dessen Geist und Urteil seinem Patriotismus und seiner Tapferkeit nicht gleichkamen, mit vielen anderen diese Unternehmung lange vorbereitet hatte, so daß es bei einem Mann seines Temperaments und seiner Gesinnung ein Zurück nicht gab. Daß aber auch die strengsten Maßregeln und Befehle des Kommandanten von Berlin nicht verhinderten, daß Tage später ganze Kompagnien des Leibregiments ihm nachgeführt wurden, spricht wohl am meisten gegen den Vorwurf gegen Zepelin.

Was zwischen den beiden Freunden in jener verhängnisvollen letzten

Begegnung bei Groß-Kreutz gesprochen ist, wird niemals bekannt werden, da mein Großvater nie darüber sprach, noch weniger etwas aufgezeichnet hat. Die sorgfältigsten Nachforschungen in den Archiven des Generalstabes und des Kriegsministeriums haben bisher nicht ergeben, ob und welchen Auftrag Zepelin schriftlich erhalten hat. Die Vermutung ist vielleicht nicht unrichtig, daß ihm ein solcher überhaupt nicht zuteil geworden, denn die Meldung des Kommandanten gibt hierüber nichts an.

Nun hat man mir auf die Abweisung, die ich an einen der meinen Großvater angreifenden Schriftsteller richtete, zur Antwort gegeben, daß für die schwere Verschuldung wohl auch die Anfrage des über die Schillschen Offiziere zusammengetretenen Kriegsgerichts an Seine Majestät den König spräche, was mit dem Major v. Zepelin geschehen solle.

Es ist mir wohlbekannt, daß die unglücklichen Schillschen Offiziere, denen gesetzlich eine sehr harte Strafe bevorstand, sich mit Recht aller Mittel bedienend, die ihrer Verteidigung nutzen konnten, angaben, sie hätten aus der geheimen Unterredung Schills mit Zepelin entnehmen zu können geglaubt, daß man höheren Ortes mit Schills Entschluß einverstanden sei oder ihm sogar Befehl zusende.

Die Antwort des Königs lautete: „Über die Bestrafung des Majors v. Zepelin haben Seine Majestät bereits verfügt.“ Es ist mir nach vergeblichem Durchforschen der Akten aus einer sonst nicht zugänglichen Quelle durch die gnädige Erlaubnis Seiner Majestät des Kaisers und Königs diese nach Ansicht jener Schriftsteller doch einem Crimen laesae majestatis entsprechende Strafe mitgeteilt worden. Sie bestand darin, daß Seine Majestät der König dem mit der Untersuchung der Umstände, welche die Entweichung Schills aus Berlin begleiteten, beauftragten Generalmajor v. Stutterheim aufgab: „Dem Major v. Zeppelin könnt Ihr einen Verweis erteilen!“

Dabei darf nicht vergessen werden, daß damals die Franzosen unweit Berlin standen, die Königliche Familie aber noch nicht einmal in ihre Residenz zurückgekehrt war. Unwillkürlich könnte man bei diesem Federstreite unzünftiger Strategen, die freilich mit demselben — echtdeutschen Eifer ganz anderen Leuten, wie z. B. einem Yorck, den wohlverdienten Ruhm zu entreißen bemüht sind, ausrufen: „tant de bruit pour une omelette“.

Daß aber die Hochschätzung des gerechten Königs durch dies Vorkommnis nicht erschüttert war, beweist am besten eine Zepelin im nächsten Jahre zugewandte außerordentliche Gehaltszulage.

Für die Selbstlosigkeit des Charakters Zepelins und die Furchtlosigkeit, mit der er seine Überzeugung vertrat, spricht auch ein Vorkommnis in jener Zeit, in der er das Leibregiment, trotzdem nicht er dessen

Kommandeur war, sondern der „eiserne Horn", dem Könige gegenüber vertrat.

„Im Winter 1810", so berichtet die Geschichte des Leibregiments, „war es, daß eines Tages der Regimentskommandeur, Oberstleutnant v. Horn, und die Stabsoffiziere des Regiments sämtlich zur Königlichen Tafel in das Schloß befohlen wurden. Während derselben war das schönste Wetter, und die Herren konnten sich im Nimbus der Königlichen Gnade sonnen. Nach Tische wurden sie aber sämtlich in eine Fensternische gezogen und sollen dort nicht sehr erbauliche Sachen zu hören gehabt haben. Nach einer längeren Rüge, welche wie ein Blitz aus heiterm Himmel gewirkt hatte, ermannte sich der Major v. Zepelin und wagte es, dem in aller Strenge doch so wohlwollenden Herrn zu entwickeln, wie schwierig die Umstände es dem Regiment machten, ganz so zu erscheinen, wie es wünschenswert wäre. Er sprach so furchtlos und erschöpfend, daß der Königliche Herr Gnade für Recht ergehen ließ und auch Verbesserungen genehmigte."

Wenn der Verfasser, der sonst in seinem Werke den „eisernen Horn" so in den Vordergrund stellt, daß der Führer des Regiments in den Befreiungskriegen ganz in den Hintergrund tritt, dies Urteil über Zepelin zu fällen sich verpflichtet fühlt, so muß wohl dessen Mannesmut bei dieser Gelegenheit in überwältigendem Maße hervorgetreten sein.

Diese auch für die Persönlichkeit des Königs sehr interessante Szene schildert der General v. Münchow in seinen für den Verfasser niedergeschriebenen „Erinnerungen" sehr lebensvoll. Hiernach hätte sich der König in der abfälligsten Weise über die Disziplin, namentlich über den Anzug des Leibregiments ausgesprochen, so daß alle Stabsoffiziere lautlos dagestanden hätten. Da hätte Zepelin es gewagt, das Wort zu ergreifen, den Fluß der bitteren Rüge zu hemmen und so überzeugend die bessere Lage der Garden zu schildern, daß der König ihn groß ansah, die Stabsoffiziere wieder auftauten, sich im Herzen bei Zepelin bedankten und die kritische Szene für das Regiment in Sieg verwandelt wurde, als am Schlusse der Verteidigung Zepelin unbefangen sagte: „Geben Eure Majestät dem Leibregiment einen Bekleidungsetat wie Ihren Garden, geben Sie dem Regiment statt der weißen Jacken graue wie bei den Garden, und wir werden ebenso proper wie sie gehen."

Zepelins packende, weil aus einem warmen und mutigen Mannesherzen kommende Rednergabe kam u. a. der Armee in einem der kritischsten Momente des Winterfeldzuges des Jahres 1814 in Frankreich zu Hilfe, als York die Armee verlassen wollte, ein Vorgang, auf den wir später zurückkommen werden.

Wie fest Zepelin in der Verteidigung der Rechte seiner Stellung und der Ehre seines Regiments war, davon berichtet sein treuer Adjutant ein

hervorragendes Beispiel aus der Zeit der Ruhequartiere bei Angers im August 1815.

Bei der damals beginnenden Bildung des heutigen Gardekorps wurden die Mannschaften, welche der zweiten Klasse des Soldatenstandes angehörten, Linienregimentern zugeteilt, eine Maßregel, die bekanntlich in späterer Zeit abgeschafft wurde. Ein solcher Mann der Garde wurde auch eines Tages auf Befehl des Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz, dem Kommandeur der Garden, dem Leibregiment zugeschickt. Zepelin empfand dies als eine dem Leibregiment angetane Schmach und sandte den Mann wieder per Transport nach Paris an den Prinzen mit einem Begleitschreiben zurück, in dem er u. a. sagte, daß das Leibregiment keine Strafanstalt für die Garde sei. Nach einiger Zeit sandte der Prinz diesen Mann wieder dem Regiment mit einem sehr scharfen Begleitschreiben, in dem er u. a. auf den betreffenden Allerhöchsten Befehl Bezug nahm.

Aber auch hierdurch ließ sich Zepelin nicht von seinem ersten Entschluß abbringen. Er sandte den Mann wieder zurück, richtete aber gleichzeitig an den König als Chef des Leibregiments ein Gesuch. In diesem sprach er es offen aus, Seiner Majestät Leibregiment hätte sich in drei Feldzügen so viele Ehren erworben, daß er, der zweimal an der Spitze desselben sein Blut vergossen hätte, es sich als eine Ehre ausbäte, daß man dem Regiment diese Schmach nicht antue, solange er an seiner Spitze stände. Der König entschied hierauf, daß der Mann nicht dem Leibregiment zugeteilt werden sollte. Aber der Sieg über den so gefürchteten, allmächtigen Prinzen, den späteren Herzog Karl, sollte teuer erkauft werden. Bei der Parade des III. Armeekorps in der Ebene von Grenelle bei Paris kam es zu einem Auftritt, der Zepelin tief verstimmte. Das I. Bataillon des Leibregiments rief, als der König seine Front abritt, wie v. Münchow berichtet, „in der Freude, seinen geliebten König und Chef wiederzusehen", einmal mehr Hurra, wie es bestimmungsmäßig war. Der König sprach sich in Gegenwart des Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz sehr erregt über das Regiment aus. Obwohl der Fürst Blücher, die Generale v. Thielmann und Graf Gneisenau für das Regiment in warmer Weise eintraten, vermochte der König doch kaum ein Wort der Anerkennung hervorzubringen.

Aber, wenn auch wohl eine Wolke sein Lebensschicksal zeitweilig verdunkelte, die auf festem Gottvertrauen und einem glücklichen Temperament beruhende gleichmäßige Heiterkeit des Gemüts konnte nichts dauernd unterdrücken. „In Kantonements, Marschquartieren und Biwaks", schreibt ein Kriegskamerad von ihm, „war Zepelin der Magnet, wo die höheren Offiziere des Yorckschen Korps sich gern vereinigten, vor allem die des Leibregiments. Selbst in den ernstesten und trübsten Lagen wurde bei ihm stets gute Laune und meist guter Wein geboten."

Ein Vorgang, der unlängst wieder durch die Deutsche Presse ging bei

einer Erinnerung an den Grafen York v. Wartenburg, ist in dieser Hinsicht bezeichnend. Man erzählt, Zepelin hätte während des Feldzuges 1812 in Rußland in den Tagen der Tauroggener Konvention, als mancher mit ernster Sorge der Zukunft entgegensah, in heiterster Weise den Kopfhängern zugerufen: „Ich wette, wir ziehen noch einmal in Paris ein, und dann gebe ich soviel Austern (des Generals besonderes Lieblingsgericht) und Champagner, wie Ihr wollt, um auf unseres Königs Wohl zu trinken!"

Am 30. März 1814 hatte das Leibregiment in der Schlacht vor Paris gefochten. Man lagerte am Montmartre. Da gedachte Zepelin seines in Kurland gegebenen Versprechens. Hierüber schrieb sein Adjutant v. Münchow dem Verfasser: „Am Abend nach dem glänzenden und ruhmvollen Tagewerke nahmen mehrere Generale und der Oberstleutnant v. Zepelin Quartier in einer Holländischen Mühle auf der Südseite des Montmartre, worin ein großes, hübsches Zimmer. Die Truppen biwakierten am Fuße des Berges. Ich unterhielt mich in einer Restauration dicht an der Barriere, die innerhalb noch von der Französischen Nationalgarde besetzt war, mit den Französischen Adjutanten der Generale Marmont und Mortier, welche Marschälle gegenüber zur Feststellung des Waffenstillstandes mit den diesseitigen Bevollmächtigten in einem großen Hause versammelt waren. Wir verlebten heitere Stunden, keine feindliche Gesinnung tauchte auf. Lust und Freude herrschte vor. Da öffnet sich eine Tür. Zepelin tritt ein, ruft mich ab, wendet sich draußen gegen die Barriere und hält eine Ansprache an die Nationalgarden. »Der Arzt hat mir Austern verordnet. Hätte wohl einer der Herren die Gefälligkeit, mir für diesen Napoleondor (er hielt ein Goldstück in die Höhe) aus der Stadt Austern holen zu lassen?« Die Barriere ging auf. Ein Unteroffizier der Nationalgarde erbot sich dazu und nahm das Goldstück in Empfang. Die Barriere schloß sich, und Zepelin kehrte nach dem Montmartre zurück und empfahl mir Aufpassen. Es mochten wohl 1½ Stunden verflossen sein — Zepelin hatte schon bei sich auf Austern und Goldstück verzichtet —, da kam von der Barriere her der Ruf: »Wo ist der Herr, der die Austern bestellt hat?«, und ein »Hier« kam von Zepelin und von mir wie aus einem Munde. Wider Erwarten nahmen wir einen Waschkorb voll der schönsten Austern in Empfang. Wir beide trugen sie nach der Mühle des Montmartre, und als wir die Stube betraten, tönte uns ein freudiges »Willkommen!« entgegen. Zepelin aber zitierte die Worte Schillers: »Was ich gelobt in jenes Augenblickes Höllenqualen, ist eine heil'ge Schuld, ich will sie zahlen!«, indem er hinzusetzte: »Da sind sie!« Und die Austern mit gutem Wein fanden die allgemeinste Anerkennung. Es war dies eine herrliche Szene. Unser Zepelin, ein Bild der heitersten Laune, und in der Schlacht wie gewöhnlich im Dienst ganz zugeknöpft bis oben, ernst und

ganz Soldat. Als so auf dem Montmartre an diesem Abend manch schöner Toast ausgebracht wurde, tritt unvermutet der eiserne York ein. Alles springt auf. York aber, heute ganz Wohlwollen, sagt seinen »Packern und Heißspornen«: »Laßt Euch nicht stören, ich werde für Euch wachen! Denn ich traue dem Frieden noch nicht, habe meine Augen immer auf die Barriere gerichtet und Geschütz dagegen auffahren lassen, um, wenn sich vom Feinde etwas regt, gleich strafen zu können!«

Und so hat York wirklich den größten Teil der Nacht im Biwak, auf einer Trommel sitzend, die Barriere im Auge gehabt. Am 31. Mai hatten wir vormittags im Biwak viele Besuche von Herren und Damen aus Paris. Sie schienen sich gern zu überzeugen, daß wir keine Barbaren und Wilde wären. . . ."

Doch kehren wir zum Ausgangspunkt dieser Betrachtungen zurück. Die Jahre in Berlin bis zum Ausmarsch des Leibregiments zum Feldzuge gegen Rußland im Jahre 1812 genoß Zepelin in dem ungestörten Zusammenleben mit seiner Familie, auf das nur der frühe Tod eines 1808 geborenen Söhnchens einen Schatten warf.

Die Beziehungen seiner durch Liebreiz ausgezeichneten Gattin, einer Tochter des vom König Friedrich Wilhelm III. hochgeschätzten Geheimen Ober-Finanzrats v. Burghof, in der Berliner Gesellschaft machten diese Jahre besonders angenehm. — Es war ein schönes Paar, das, wo es in der Gesellschaft erschien, nicht allein durch Liebenswürdigkeit und Geist alle Herzen gewann, sondern auch durch Vornehmheit seiner äußeren Erscheinung angenehm auffiel. Ein ihm nahestehender Offizier des Leibregiments schildert Zepelin als eine echt soldatische, stattliche Erscheinung, dessen ernste, gerade Haltung imponierte. „Wer nicht sein warmes Herz für seine Untergebenen kannte, den konnte wohl sein strenger, zuweilen finsterer Blick zu dem Glauben veranlassen: Mit dem ist nicht gut Kirschen essen! Zu Pferde waren Führung und Haltung musterhaft. Dies, seine gute Reiterei, seine schönen Pferde und seine volltönende Kommandostimme machten ihn zum Liebling des Regiments." Dem schönen Geschlecht kam er mit seltener Ritterlichkeit entgegen; bis in sein spätes Alter gewann er durch sein heiteres Wesen und seinen Scherz auch die Herzen der Jugend in gesellschaftlichem Verkehr. Noch lange erzählte man in Stettin von dem Ehrenbürger einen in dieser Beziehung bezeichnenden Vorgang. Als bei seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum im Jahre 1837, das die ganze Bevölkerung mit dem zu diesem Zwecke von Berlin herübergekommenen Kronprinzen feierte, dem General eine Abordnung junger Damen im Namen der alten Pommerschen Hauptstadt ein mit Lorbeer umwundenes Kissen überreichte, hielt die Sprecherin eine poetische Ansprache. Der greise General sagte ihr, er sei so überrascht von dieser Aufmerksamkeit,

daß er nichts Besseres zu tun wisse, um seinem Danke Ausdruck zu geben, als daß er sie alle herzlich abküsse. Und so geschah es, ohne daß er Widerstand fand.

Am 3. April 1813 rief der Feldzug gegen Rußland das Leibregiment, dessen beide Musketierbataillone mit dem Füsilierbataillon — die Grenadiere blieben in Berlin — das Regiment Nr. 4 des Grawertschen, später Yorckschen Korps bildeten, aus seiner Garnison. Zepelin führte das I. Bataillon. Bekanntlich bildeten die Preußen mit der meist aus Westfälischen und Polnischen Regimentern bestehenden 7. Französischen Division das X. Armeekorps der Großen Armee unter dem Befehl des Marschalls Macdonald, Herzogs von Tarent. Hatte Zepelin im Feldzuge 1806/07, als Kolonnenführer zur Russischen Armee kommandiert, mit Trauer und Ingrimm die Willkürlichkeiten ansehen müssen, welche das verwüstete Ostpreußen erdulden mußte, so traten ihm auf dem gleichen Boden ähnliche Erscheinungen in der Verbindung mit der Französischen Armee entgegen. Noch in spätem Lebensalter geriet er in Empörung, wenn er an das dachte, was er in jener Provinz erlebt hatte. Oft sagte er, daß Ostpreußen zweimal das Geschick gehabt hätte, von den Verbündeten seines Königs als eroberte Provinz behandelt zu werden. Als Napoleon befahl, Lebensmittel für 20 Tage nach Rußland mitzunehmen, wären ganze Herden mit Gewalt fortgetrieben und die Felder einfach abfuragiert worden. Ein gleiches Geschick hatten die Pferdebesitzer. Ja, es seien sogar Abteilungen der von Napoleon errichteten Polnischen Armee über die Grenze gekommen, um sich in Preußen für das schadlos zu halten, was man bei der Polnischen Wirtschaft im eigenen Lande entbehren mußte. Wenn auch nach dem Gange des Feldzuges das Leibregiment zu größeren Gefechten vor Riga kaum Gelegenheit hatte, so traten doch bei den verschiedensten Veranlassungen die hervorragenden soldatischen Eigenschaften Zepelins hervor. Mit Yorck und Hünerbein verband ihn in jenen Tagen ein auf Achtung gegründetes Freundschaftsband, das in späteren kritischen Tagen des Feldzuges 1814 von Bedeutung werden sollte. Auch trat er der auf dem Marsche nach Kurland von den Offizieren des Yorckschen Korps gestifteten Feldloge „Friedrich zur Vaterlandsliebe" bei, die, wie sie ihren Namen von Friedrich dem Großen entlehnte, ihren Zielen in dem in Mitau entstandenen Stiftungsliede Ausdruck gab, in dem es u. a. hieß: „Zur Vaterlandsliebe die Hände verschlungen und Friedrich zu Ehren von Brüdern erbaut", und an anderer Stelle: „Und auf Preußens brave Heere wirk unser Beispiel und Lehre!" Sein unverwüstlicher Humor auch in den schwersten Lagen versammelte bei ihm stets viele höhere Offiziere des Korps. Sein treuer Adjutant, der damalige Leutnant v. Münchow, erzählt, wie in den strapazenreichen und so denkwürdigen letzten Dezembertagen des Jahres 1812 der geniale Leutnant

v. Wildermeth des Leibregiments, der leider zu früh für die Armee 1829 während seiner Kommandierung zu dem Hauptquartier der Russischen Armee in der Türkei sterben sollte, Zepelin in einer Zeichnung charakterisiert hätte, wie er in einen Pelz mit großen Ohrenklappen vergraben, an seinen Küchenwagen gelehnt stand, das Glas in der Hand und oben auf dem Wagen eine leicht geschürzte, kredenzende Hebe.

Welche Freude das Herz Zepelins bewegte, als York einen Offizier des Leibregiments zum General Diebitsch sandte, um mit diesem die ersten Verhandlungen anzuknüpfen, die zur Konvention von Tauroggen führten, bedarf keiner Schilderung. Oft erzählte er, wie er, als am zweiten Weihnachtstage ein Russischer Offizier mit Kasaken an der Spitze des Leibregiments ritt, zum Führer gedient und ohne Rücksicht auf die Lage diesem zugetrunken hätte, laut aufjubelnd: „Das ist das herrlichste Weihnachtsgeschenk, daß wir die Franzosen los sind!“

Am 17. März 1813, an dem Tage, an welchem der König den Aufruf an sein Volk erließ, rückte Zepelin in Berlin ein. Am 26. März wurde er zum Kommandeur des Leibregiments ernannt, das er in drei Feldzügen zu hohen Ehren führen sollte. Nur ein kurzes Wiedersehen mit seine Familie war ihm vergönnt. Am folgenden Tage, nach einem Feldgottesdienst, trat das Regiment den Marsch gegen den Feind an. Es war ein weihevoller Augenblick, als hier Zepelin von den Seinen Abschied nahm, die ihn nach einigen Monaten nur als Schwerverwundeten wiedersehen sollten. Die Rührung der Berliner, welche dem Gottesdienst beiwohnten, an dessen Schluß der treffliche Brigadeprediger nach einer begeisternden Rede unter dem Geläute der Glocken des Domes den Truppen den Segen erteilte, war so groß, daß York ausrief: „Das macht mir die Soldaten zu weich, das Predigen und Weinen!“, vor den Altar trat und die feierliche Stille unterbrechend, dem Regiment zurief: „Kameraden, drei Tugenden sind des Soldaten höchster Ruhm: Tapferkeit, Ausdauer und Mannszucht! Von uns aber, die wir in den Kampf für eine heilige Sache ziehen, erwartet das Vaterland noch etwas Höheres, ein edles, menschliches Betragen selbst gegen den Feind. Um aber das höchste der Güter, die Befreiung des Vaterlandes, zu erkämpfen, müssen wir auch bereit sein, das Höchste einzusetzen. Von diesem Augenblick an gehört keinem von uns mehr sein Leben, keiner muß darauf rechnen, das Ende des Kampfes erleben zu wollen. Ein jeder sei freudig bereit, in den Tod zu gehen für das Vaterland und für den König!“ Dem Leibregiment aber rief er zu: „Soldaten, wir gehen ins Feuer. Ihr sollt mich an Eurer Spitze sehen, tut Eure Pflicht! Ich schwöre es Euch, uns sieht das unglückliche Vaterland nicht wieder!“

Bald war es Zepelin vergönnt zu zeigen, daß er und sein Regiment dem Vertrauen des eisernen York Ehre machten. Am 2. Mai bei Groß-Görschen zeichnete sich das Leibregiment unter seinem Führer so aus, daß

diesem das Eiserne Kreuz als einem der ersten verliehen wurde. Nicht weniger als 4 Offiziere und 105 Mann starben den Heldentod, 26 Offiziere und 694 Mann waren verwundet oder blieben vermißt. Beim Rückzug der Verbündeten hinter die Elbe stellten sich im Regiment noch infolge der Strapazen des Winterfeldzuges Krankheiten ein, die seine Reihen lichteten. Bekanntlich sammelten sich die verbündeten Heere im befestigten Lager von Bautzen, um dort den Franzosen entgegenzutreten. Die Anhäufung einer so großen Truppenzahl auf kleinem Raume erschwerte die Verpflegung in dem schon nach verschiedenen Richtungen in Anspruch genommenen Lande.

Zepelin verstand aber sich zu helfen. Es war ihm durch Zufall bekannt geworden, daß in dem benachbarten Spreegebiet große Viehherden versteckt waren. Ohne etwas von seinem kostbaren Geheimnis zu verraten, sandte er einen aus der Lausitz gebürtigen, mit Land und Leuten vertrauten Offizier „zum Ochsenfang" aus, der unter dem Jubel des Regiments mit 80 wohlgenährten Ochsen zurückkehrte, so daß das Regiment für einige Zeit mit „lebenden Häuptern" versorgt war. Schon am 19. Mai, in dem blutigen Gefecht von Königswartha und Weißig, in dem zum ersten Male den Franzosen eine empfindliche Niederlage beigebracht wurde, erhielt Zepelin, der sein Regiment gegen einen vom Feinde mit überlegenen Kräften besetzten Wald vorführte, einen Schuß durch beide Beine. Die beiden Bataillone verloren 19 Offiziere, darunter alle Stabsoffiziere, und 482 Mann, so daß das Leibregiment binnen 17 Tagen 49 Offiziere und 1278 Mann vor dem Feinde eingebüßt hatte. Als zwei seiner Leute den Kommandeur zurücktrugen, gerieten sie in das Feuer einer eben auffahrenden Preußischen Batterie. Nur seiner Seelenruhe gelang es, die erschreckten Leute davon abzuhalten, daß sie ihn seinem Schicksal überließen. Endlich fand man ein Gefährt, auf dem man ihn weiter zurückschaffte. In der Gegend von Bautzen traf er mit dem Könige zusammen, der ihn durch einen Adjutanten fragen ließ, ob er ihm mit etwas dienen könne. Er bat, dem Könige zu danken und ihn nur zu bitten, er möge stets in Gnaden seinem tapferen Leibregiment gewogen bleiben. Um nicht dem Feinde bei dem bald erfolgenden Zurückgehen der Verbündeten in die Hände zu fallen, ließ er sich trotz großer Schmerzen auf ausgefahrenen Landwegen bis nach Neustadt in Schlesien schaffen. Erst am 23. September traf er, von seinen Wunden geheilt, wieder bei seinem Regiment ein. Dies hatte inzwischen mit hoher Auszeichnung an der Schlacht an der Katzbach und einer Reihe von Gefechten, auch dem bei Hochkirch am 4. September, in dem sein Bruder Theodor als Bataillonskommandeur im heutigen 24. Regiment fiel, teilgenommen. Zehn Tage später führte er sein Regiment von neuem an einem seiner größten Ehrentage — beim Elbübergang bei Wartenburg am 3. Oktober — zum Siege, aber von neuem besiegelte er seine Tapferkeit mit seinem Blute.

Das Yorcksche Korps griff hier bekanntlich den in einer festungsartigen Stellung hinter den Elbdämmen stehenden Feind an. Es war schon Nachmittag geworden, als das Leibregiment, dessen II. Bataillon stundenlang in verzweifeltem Gefechte gegen fünf feindliche Bataillone stand, den Befehl erhielt, durch einen Vorstoß Luft zu schaffen. Kaum hatte Zepelin sich mit seinem Adjutanten an die Spitze gesetzt, um das Regiment vorzuführen, da schlugen von allen Seiten feindliche Geschosse bei ihm ein. Das Pferd des Adjutanten stürzte zusammen, Zepelin erhielt einen Schuß durch die rechte Schulter und in die Brust und wurde als leblos zurückgetragen. Schon wollte man ihn in der Eile zu den Toten werfen, als der ebenso tüchtige wie tapfere Regimentsarzt dazukam und noch Leben in ihm entdeckte.

Kaum von seinen ersten Wunden genesen, begann von neuem für ihn eine Leidenszeit. Aber sie wurde ihm erleichtert durch die Freude über die hohen Auszeichnungen, welche sein Leibregiment gerade am Tage von Wartenburg an seine Fahnen geknüpft hatte. Denn eine schönere Anerkennung konnte ihm wohl kaum zuteil werden, als die, welche der eiserne Yorck, der bald den Namen „Wartenburg" mit dem ihm verliehenen Grafentitel vereinigen sollte, dem Regiment am Tage nach dem blutigen Gefechte aussprach. Als das II. Bataillon auf dem Marsche nach Rackith in seine Nähe kam, entblößte er das Haupt mit den denkwürdigen Worten: „Das ist das brave Bataillon, vor dem die ganze Welt Respekt haben muß" und behielt den Hut in der Hand, bis der letzte Mann des Bataillons an ihm vorüber war. Yorck blieb seit diesem Tage Zepelin mit seltenem Vertrauen gewogen. Noch heute bewahrt die Familie einen Brief des Feldherrn, der von seiner hohen Achtung zeugt. Diesmal konnte Zepelin, wenn auch unter großen Schmerzen, sich nach dem nicht mehr vom Feinde bedrohten Berlin schaffen lassen, um dort von seiner Gattin gepflegt zu werden. Die Freude über die glückliche Wendung des Krieges beschleunigte seine Heilung, wenn er auch diesmal länger von seinem Regiment ferngehalten wurde. Noch den Arm in der Binde, wurde er von der Prinzessin Ferdinand zur Tafel geladen. Für Wartenburg erhielt er das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

Im Winter des Jahres 1814 hatte er die schwere Verwundung so weit überwunden, daß er zu seiner Brigade zurückkehren konnte. Am 4. März traf er nach strapazenreichem Marsche mit 400 Mann Ersatzmannschaften im Biwak bei Vaillery wieder bei seinen Brandenburgern ein. Es waren schwere Tage, die das Yorcksche Korps durchgemacht hatte. Napoleon hatte sich unvermutet auf die Schlesische Armee geworfen und ihr bei Montmirail, Château Thierry, Vertus usw. empfindliche Verluste beigebracht. Jubelnd begrüßte den Kommandeur das Regiment, umsomehr, da sein Stellvertreter, wohl ein etwas nervöser Herr, durch seinen pein-

lichen Pessimismus die schon so niedergedrückte Stimmung nicht gehoben hatte. Das Yorcksche Korps war so zusammengeschmolzen, daß es nur in zwei Brigaden formiert werden konnte. Die Wege, auf denen man marschierte, waren unergründlich, man watete im wahren Sinne des Wortes im Schlamm. Ein eisiger Wind durchfurchte die Gefilde und drang durch die von Regen und Schnee durchnäßten Uniformen, die oft Lumpen ähnelten. Die Dörfer waren meist von den durch die Leiden des Krieges zu Grausamkeiten an den Nachzüglern oder zurückgebliebenen Kranken und Verwundeten geneigten Bewohnern geräumt. Es war auch in ihnen wenig zu haben. Sie waren ausfuragiert, oft war alles Brennbare an den Häusern und vom Hausgerät für die Biwaksfeuer verwandt. Am 9. März war die Schlesische Armee, zu der inzwischen die Korps von Bülow und Wintzingerode gestoßen waren, bei Laon versammelt und bereit, den vorgehenden Franzosen entgegenzutreten. Am Vormittage dieses Tages, als schon die Schlacht auf dem rechten Flügel beim Bülowschen Korps begann, während das Korps Yorck noch keinen Feind vor sich hatte, war allgemeine Freude, daß nach den vergangenen schweren Tagen man nun wieder mit vereinten Kräften schlagen könnte. Bei Zepelin versammelten sich nach alter Gewohnheit viele höhere Offiziere, und es schreibt sein treuer Münchow: „Es hätte bei keinem Freudenfeste froher hergehen können, wie in diesem Kreise bewährter Krieger unter Zepelins Mentorschaft!" Gegen Abend unterbrachen die Franzosen dies fröhliche Zusammensein, indem sie, auch gegen den linken Flügel der Schlesischen Armee vorgehend, das Dorf Athies angriffen. Das Gefecht erstarb in der beginnenden Dunkelheit, das brennende Athies blieb in den Händen der Franzosen, die nun ihr Biwak bezogen. Yorck, dem auch das Korps von Kleist unterstellt war, und dem Blücher den Auftrag erteilt hatte, „im rechten Augenblick gerade auf den Feind zu fallen", beschloß einen nächtlichen Angriff. Zepelins Brigade sollte hierbei ursprünglich die Reserve der Division (Brigade) v. Horn bilden.*) Anscheinend muß wohl das erste Treffen in der Dunkelheit etwas rechts abgekommen sein, wenigstens kam Zepelin mit seinen Regimentern in die erste Linie, und so, als sich alles mit Hurra auf den überraschten Feind stürzte, dem viele Gefangene und Geschütze abgenommen wurden, mit zuerst an ihn. In der Freude über den glänzenden Erfolg dieses Nachtgefechtes rief Zepelin seinen Offizieren zu: „Nun, solche Reserven kann man sich gefallen lassen!"

General v. Horn sagte in seinem Bericht über dies in seiner Art

*) Die „Division" kannte die Einteilung der Preußischen Armee in den Befreiungskriegen bekanntlich nicht. Die Brigade entsprach etwa jener. Der Brigadechef hatte die Stellung des Divisionskommandeurs insofern, als er die aus allen Waffen gemischte Brigade befehligte. Die Infanterie kommandierte der Brigadekommandeur. Zepelin führte stellvertretend die Brigade.

seltene Gefecht, in dem sogar die Kavallerie in der Nacht Gefechtserfolge aufzuweisen hatte: „Den beiden Brigadekommandeuren, den Oberstleutnants v. Zepelin und v. Hiller, muß ich das vorteilhafteste Zeugnis geben über die ruhige und einsichtige Führung ihrer Truppenteile, wodurch sie es bewirkt haben, daß trotz der Finsternis die ganze Division stets geschlossen, in Ordnung und disponibel war."

Die Freude über diesen Erfolg wurde bekanntlich dadurch getrübt, daß die Führung der Blücherschen Armee nach dem Tage von Laon sich über die Lage täuschte und aus übertriebener Vorsicht nicht, wie York es recht erkannte, die vier Korps des linken Flügels am 10. März zur Vernichtung Napoleons vorgehen ließ. Blücher lag krank, und Gneisenau, dessen Verhältnis zu York schon kein gutes war, entschloß sich nicht zur Offensive. York sandte den Major Grafen Brandenburg, Kleist den Obersten v. Grolmann in das Blüchersche Hauptquartier, um den Befehl zum Stehenbleiben aufzuhalten. Diese Offiziere wurden zu Blücher gar nicht zugelassen. Gneisenau aber wiederholte den Befehl zum Zurückgehen. Der auf das äußerste erregte York erklärte, unter diesen Umständen sein Korps nicht ferner führen zu können. Er beschloß, das Heer zu verlassen, und nahm Abschied von seiner Umgebung.

Da entschloß sich Prinz Wilhelm von Preußen, der unter York kommandierte, zu einem entscheidenden Schritte. In der Überzeugung, daß keiner mehr das Vertrauen Yorcks besäße und seinen Bitten besser Ausdruck geben könnte wie Zepelin, bat er diesen durch ein Schreiben zu sich, um mit ihm gemeinsam York zu bitten, von seinem Vorhaben abzustehen.

Ein Offizier aus der Umgebung Zepelins berichtet über diesen Vorgang: „Beide (der Prinz und Zepelin) gingen zu York, und zu unserer Freude verfehlte Zepelins Rednergabe, seine echt soldatische, patriotische Aufforderung zum Bleiben die gute Wirkung nicht. York blieb bei uns."

Nach dem Einzuge der verbündeten Truppen in Paris, an dem die tapferen Truppen Yorcks bekanntlich nicht teilnehmen durften, „weil ihr Bekleidungszustand infolge der schweren Kämpfe und der erlittenen Strapazen kein würdiger war", eine heute wenig verständliche Maßregel, kam Zepelin nach Auteuil ins Quartier. Dann marschierte die Brigade (Division) v. Horn über Versailles, Beauvais nach dem Departement Pas de Calais.

Am 27. April in Montreuil wohnte Zepelin mit einem Teile des Leibregiments dem Empfange des Königs Ludwig XVIII. bei seiner Rückkehr nach Frankreich bei. Bei dieser Gelegenheit wäre es beinahe zu Tätlichkeiten zwischen den Brandenburgern und den den König erwartenden Französischen Lanciers gekommen. Ende Mai wurde Zepelin zum Obersten befördert. Dann rückte das Regiment über Arras in die Umgegend von Namur, hierauf nach Neufchateau und Umgebungen. Hier

übernahm er für den zum Gouverneur von Magdeburg beförderten General v. Horn, mit welchem tapferen Offizier ihn die gemeinsamen Erlebnisse in drei Feldzügen verbanden, einstweilen die Führung der Brigade (Division) als Chef. Als solcher wurde ihm auch die schmerzliche Aufgabe, dem General v. Yorck, als dieser das in schweren Jahren zu Ehren und Siegen geführte Korps verließ, im Namen des Offizierkorps tief zu aller Herzen gehende Abschiedsworte zu sagen. „Die Trennung war eine wahrhaft schmerzliche", schreibt v. Münchow, „für beide, die guten Truppen und den guten Führer, der sie von Rußlands Eisfeldern bis an die Hauptstadt des Feindes geführt. Das wußte Zepelin so gut aus unserer Seele kundzugeben, Yorck zu empfinden. Während dieser Tage in Neufchateau hörte ich Zepelin mehr wie zuviel auf der großen Drehorgel seines Wirtes die bekannte Gefühlsarie aus »Joseph in Ägypten« spielen, die sogar während meines dienstlichen Vortrages von ihm abgeleiert wurde." — Ende Oktober rückte Zepelin mit dem Leibregiment nach Cöln, welche Garnison es später mit Koblenz vertauschte. Von hier aus trat Zepelin am 3. Februar 1815 einen zweimonatigen Urlaub nach Berlin zum Besuche seiner Familie an. Zu jener Zeit vom Rhein nach Berlin zu reisen, war ein ebenso zeitraubendes wie kostspieliges Unternehmen. Der schlecht geregelte Postenlauf bot kaum alle Woche zweimal, und auch nur in größeren Städten, Gelegenheit zur Beförderung von Reisenden. Chausseen gab es kaum. Auch mit einer erteilten Marschroute konnte man nur in einigen Wochen nach Berlin kommen. Daher war Zepelin nur erst kurze Zeit mit den Seinigen vereint, als das Zusammensein durch die wie ein Blitz aus heiterm Himmel eintreffende Nachricht von dem Erscheinen Napoleons in Frankreich ein jähes Ende erlitt. Zepelin trat sofort die lange Postreise wieder an und traf am 25. März in Koblenz ein. Im April erhielt die Armee für den bevorstehenden Feldzug eine neue Einteilung. Zepelin trat mit dem Leibregiment zum III. Armeekorps, das der General v. Thielmann befehligte, und zu dem die Brigaden 9, 10, 11 und 12 gehörten. Die 9. Brigade bestand aus dem Leibregiment, dem 30. Infanterieregiment und dem 1. Kurmärkischen Landwehrregiment, 2 Eskadrons des 3. Kurmärkischen Landwehrkavallerieregiments und der 6pfündigen Batterie Nr. 8. Brigadechef war General v. Borcke, den Befehl über die Infanterie erhielt Zepelin als „interimistischer" Brigadekommandeur. Am 10. April rückte die Brigade von Koblenz über Trier nach Ciney im heutigen Belgien, in dessen Umgebungen sich das III. Armeekorps sammelte. Zepelin fuhr dorthin in seinem Wagen, begleitet von seinem Adjutanten v. Münchow. Fast hätte er auf der Fahrt nach Trier das Leben verloren. Infolge der Unzuverlässigkeit des auf dem Bock eingeschlafenen Kutschers kam der Wagen an einer steil abfallenden Stelle vom Wege ab.

Er rollte gerade auf den Abgrund zu, und es wären das Gefährt und seine Insassen zerschmettert worden, wenn nicht wie durch ein Wunder sich die prächtigen Rapphengste unmittelbar vor dem Abhange mit solcher Gewalt niedergeworfen hätten, daß der Wagen zum Stehen kam.

Zepelin gewann bald das Vertrauen des Generals v. Thielmann in demselben Grade wie das des leider am Feldzuge nicht teilnehmenden York. Fast täglich besuchte jener ihn in seinem Stabsquartier in der Mühle von Cacyas, um dienstliche Fragen bei einer Flasche stets bei Zepelin vorhandenen guten Rheinweines zu besprechen.

Am 15. Juni traf der überraschende Befehl ein, daß das Armeekorps sich bei Sombref vereinigen solle, da der Angriff Napoleons auf die Blüchersche Armee zu erwarten sei. Am folgenden Tage kam es zur Schlacht bei Ligny. Die 9. Brigade nahm mit einigen Bataillonen an dem Kampfe um Sombref teil und hielt diesen Ort nebst Point du Jour mit der Brigade des Generals v. Jagow bis zum 17. morgens besetzt, wo sie um 4 Uhr langsam auf Gembloux abzog. Hier ruhte sie, nach den großen Strapazen des 15. und 16. auf das äußerste erschöpft, mehrere Stunden. Als sie wieder aufbrach, hatte der an der Spitze der Kavallerie reitende Brigadechef niemand, auch Zepelin nicht, mitgeteilt, wohin der Marsch ginge. Hierdurch wäre der Übergang über die Dyle in der Stadt Wawre beinahe dem Feinde in die Hände gefallen, wenn nicht im letzten Augenblick noch Zepelin die Verteidigung übernommen hätte.

Die Verteidigung von Wawre ist eine der glänzendsten Taten im Feldzuge des Jahres 1815 und eines der bedeutendsten Ereignisse im reichen Soldatenleben Zepelins. Dieses Gefecht ist sowohl von französischen Schriftstellern um des Vorwurfes wegen, den man dem Marschall Grouchy gemacht hat, den Kaiser am 18. Juni nicht unterstützt zu haben, wie auch von Deutschen und Englischen zum Gegenstand der Kritik und der Polemik*) gemacht worden. Stets ist aber die Verteidigung der Stadt

*) Als Kuriosum sei erwähnt, daß sogar eine Dame, Fräulein v. Bornstedt, um die ihrer Ansicht nach zu wenig anerkannten Dienste ihres verhältnismäßig früh verabschiedeten Vaters, des Majors v. Bornstedt, in das rechte Licht zu setzen, im Jahre 1858 eine kleine Schrift veröffentlichte, die den eigenartigen Titel trägt: „Das Gefecht bei Wawre an der Dyle am 18. und 19. Juni 1815 und sein Einfluß auf die Schlacht von La Belle Alliance. Eine Schilderung des vierzehnstündigen Kampfes des Füsilierbataillons des 1. Kurmärkischen Landwehrregiments unter dem Kommando des Majors v. Bornstedt gegen das Korps v. Vandamme“. In dieser Schrift nimmt die Tochter für den Vater mit seinen beiden Landwehrkompagnien ein Verdienst in Anspruch, das ihm, dessen tapfere Haltung und treue Mitwirkung bei dem Erfolge jenes denkwürdigen Tages sicher niemals angezweifelt wurde, nach Lage der Dinge nie zukommen konnte. Das Unlogische ihrer Darstellung ergibt sich schon aus der Schilderung auf S. 30/31 der kleinen Schrift, wo sie ihren Vater selbst wörtlich berichten läßt: „Gleich nachher wurde ich inzwischen vom Brigadekommandeur Oberst v. Zepelin (oder wie es hier heißt Zeplin) in

Wawre als ein mustergültiges Beispiel der Verteidigung eines Flußüberganges hingestellt und der Umsicht und Energie Zepelins wie der Tapferkeit und Ausdauer seiner Truppen volle Anerkennung gezollt worden. Lange Zeit brachten die taktischen Lehrbücher die Schilderung des Gefechts um Wawre als solches. Vor uns liegt die Schilderung Münchows, der in Zepelins unmittelbarer Umgebung an dem Abzug von Gembloux nach Wawre an der Dyle teilnahm und der ein selten lebenswahres Bild der schwierigen Verhältnisse jener Nacht gibt.

„Der heftige Regen", so heißt es, „und die Dunkelheit machten die Fortsetzung dieses Marsches äußerst beschwerlich. Die Soldaten, außerordentlich ermüdet, fielen bei jedem Halt wie tot nieder und schliefen augenblicklich. Diese Halte kamen bei der Finsternis, den kleinen schlechten Wegen und Hindernissen aller Art immer häufiger vor. Ging es weiter, schliefen die Leute im Gehen und ließen sich weiterstoßen. Es war diese Situation, den Feind hinter uns, bedenklich. Infolgedessen beauftragte mich der Oberst v. Zepelin, bei einem Dorfe angelangt, es mochte 11 Uhr nachts sein, hier stehen zu bleiben, die Brigade bei mir vorüberzulassen und zu sehen, ob sie im Zusammenhange wäre. Das war schwierig auszuführen. In der Dunkelheit und dem Regen konnte ich nur durch Zuruf und Fragen den marschierenden Truppenteil erkennen usw. Endlich hatte ich die Tete erreicht, fragte den Major v. Ledebur vom Leibregiment, der dies Regiment (für Oberst v. Zepelin) stellvertretend kommandierte, wo das Füsilierbataillon, das vor dem Gros marschierte, geblieben sei, und erhalte zur Antwort: »Wir wissen es selber nicht, wir haben sie durch das öftere Anhalten und Einschlafen verloren, wir wissen nun nicht, wohin der Marsch gehen soll!«

---

die Stadt Wawre hineingeholt und von demselben mit dem Bataillon auf das linke Ufer der Dyle in eine Seitenstraße der Stadt, unfern einer massiven Brücke, in der Angriffskolonne aufgestellt. Während ich mich so postiert fand, kamen zwei berittene holländische Gendarmen und sagten, daß der Feind nicht so sehr diese Brücke als eine ähnliche bei Nieder-Wawre forcieren würde, was sie durch Landleute wollten erfahren haben. (Diese Mitteilung entsprach den Tatsachen keineswegs. D. Verf.) Ich ritt mit den Gendarmen zum Brigadekommandeur, ihm selbiges mitzuteilen, worauf er mir den Befehl gab, mit dem halben Bataillon jene Brücke zu besetzen, und so blieb Hauptmann v. Göhren mit dem andern halben Bataillon außer den Schützen in der Stadt Wawre".

Es ist die Schrift und der Bericht des damaligen Majors v. Bornstedt auch deswegen interessant, weil er einen Beweis gibt, wie falsch und verworren sich im Gefecht die Lage oft in dem Kopfe des einzelnen Mitkämpfers malt, daß noch nach fast einem halben Jahrhundert jener von der ihm angewiesenen Stellung behaupten konnte, mit der Aufgabe derselben hätte „dem Feinde der Weg nach dem Rhein" offen gestanden, und er seinen Posten „als das Pivot der Armeen nach der Rheinseite zu oder als einen anderen Hauptpunkt der Drehung ansah".

Man denke sich die Verlegenheit. Ich und die Bataillonsadjutanten suchen die Verlorenen auf allen Wegen. Wir finden keine Spur, mir bleibt nichts übrig, als den Major v. Ledebur zu ersuchen, vom Wege abzubiegen, die Gewehre zusammensetzen zu lassen und zu warten, bis ich Nachricht gebracht, wohin zu marschieren. . . ."

v. Münchow schildert nun, wie er endlich im Biwak bei Wawre den General v. Borcke und den Obersten v. Zepelin mit der Kavallerie der Brigade und dem Füsilierbataillon des Leibregiments in festem Schlafe nach den vorangegangenen Strapazen auf dem Strohlager fand. „Wie sprang Zepelin auf, als er meine Meldung vernahm. Wie schrie er: »Mensch, schaffen Sie mir die Brigade hierher! Ehre und Reputation stehen auf dem Spiele!« Ich war unschuldig; doch natürlich im Fluge wieder fort, weit über eine Meile wieder zurück, alarmiere die Brigade und führe sie nach Wawre, wo sie kaum eine Stunde hatten, um sich zum Biwak einzurichten, als in der nahen Stadt Feuer ausbrach und das IV. Armeekorps hier die Dyle passierte und von Gembloux her der Feind sich zeigte."

Von dem sich nun entspinnenden Kampfe um Wawre und dem Gefecht an der Dyle, namentlich aber von der Leitung dieses Kampfes durch Zepelin schreibt Münchow aus eigener Anschauung folgendes: „Der Feind wurde von unserer 9. Brigade und der 7. Brigade des II. Armeekorps rekognosziert. Der Feldmarschall Blücher war mit der Kavallerie unseres Korps bei dieser Rekognoszierung selbst zugegen und sprach sich im Zurückreiten beim General v. Thielmann laut dahin aus: »Die Stärke des Feindes ist nicht gefährlich! Sie, Thielmann, werden ihn überwältigen. Die den Engländern von mir versprochene Hilfe darf nicht aufgehalten werden, und geht alles, wie ich denke, können Sie später dem I. und II. Armeekorps auf St. Lambert folgen, hier einige Bataillone zurücklassend!«*)

Erst nach dieser Rekognoszierung folgte Blücher dem IV. Armeekorps zur Schlacht bei La Belle Alliance, nicht aber schon vormittags 11 Uhr, wie Geschichtsschreiber angeben. Aber als Blücher rekognoszierte, waren die feindlichen Truppen Grouchys noch nicht zusammen. Um 4 Uhr nachmittags erst hatte sich Vandammes Korps mit Grouchy vor Wawre vereinigt, gegen 7 Uhr nachmittags traf auch General Pérard ein, und General v. Thielmann mußte bald erkennen, daß er durch weit überlegene Kräfte hier festgehalten sei, was er denn auch Blücher melden ließ. Die Vorbereitungen der Gegenwehr waren daher leider überstürzend. Die Vorstadt von Wawre wurde beim Andrang des Feindes geräumt. Die 7. Bri-

---

*) Bekanntlich beruhte diese Annahme des Hauptquartiers auf Irrtum. Man ahnte nicht, daß 32 000 Franzosen auf Wawre folgten.

gade des II. Armeekorps passierte die Dyle und die Stadt, die 9. Brigade unter dem General v. Borcke ging durch Bas-Wawre, und im letzten Augenblicke übergab General v. Thielmann dem Obersten v. Zepelin die Verteidigung von Wawre und der Dyle bis Bas-Wawre, wozu das Füsilierbataillon 30. Infanterieregiments unter dem Major v. Sprenger, ferner das III. Bataillon 1. Kurmärkischen Landwehrregiments unter Major v. Bornstedt und noch 2 Kompagnien vom II. Bataillon 30. Infanterieregiments überwiesen wurden. Das war, Hannibal ante portas, ein kniffliche Auftrag, dokumentierte aber das vollwichtige Vertrauen des Generals v. Thielmann, und dieses Vertrauens zeigte sich der Oberst v. Zepelin würdig. Es war keine Minute zu versäumen, es gab keine Zeit zu überlegen. Es mußte schnell gehandelt werden. Zepelin ordnete in aller Geschwindigkeit an — die Franzosen hatten schon die auf dem rechten Ufer der Dyle liegende Vorstadt erreicht —, daß umgestürzte Wagen auf die Brücke geschoben, Tirailleurs in der nächsten Nähe der Brücke zweckmäßig placiert, die Häuser an der Brücke besetzt, diese selbst notdürftig zur Verteidigung eingerichtet würden. Zwei Kompagnien nahmen Posto in der nächsten Querstraße, das Landwehrbataillon Bornstedt mußte Bas-Wawre und die Kommunikation mit der Stadt festhalten. Genug, es geschah alles, was sich in der Geschwindigkeit tun ließ, und es waren nur wenige Minuten vergangen, und der Feind griff schon die Brücke an. Das heftigste Gewehrfeuer war im Gange, unser Kanonenfeuer von den westlichen Anhöhen vor der Stadt wirkte mächtig auf den Feind. Die Stadt Wawre erstreckt sich von Ost nach West, die Dyle trennt Vorstadt und Stadt, und gerade der Brücke gegenüber, im Westen des Ortes, befindet sich ein Höhenzug, auf dem die Truppen des III. Armeekorps standen und die Artillerie sehr vorteilhaft placiert werden konnte und der Feind Gefahr lief, durch unsere Flankenbewegung abgeschnitten werden zu können. Auch bestrich unsere Artillerie die Hauptstraße in der ganzen Länge. Das Gefecht dauerte in der Stadt in der verheerendsten Weise, ohne Ruhepunkte, bis gegen Mitternacht. Wir hatten bis dahin drei große Kolonnenangriffe der Franzosen unter Grouchys eigener Führung trotz Vandammes Bravour abgeschlagen. Einmal waren sie schon bis in die Höhe des Marktplatzes vorgedrungen. Unsere Bajonettsturmläufe aus beiden Querstraßen und das rapide Geschützfeuer vertrieben sie aber glücklich wieder. Die Häuser der Stadt, besonders die in der Nähe der Brücke, waren von den Kugeln wie marmoriert. Die Häuser waren geschlossen, kein Einwohner ließ sich blicken; sie fürchteten sich bei dem wütenden Kampfe. Noch um Mitternacht schickte der Feind Kartätschsalven nach dem Marktplatze, und wir haben im Laufe des Tages viele brave Leute verloren, doppelt empfindlich, weil die Besatzung schon im Anfange sehr schwach war. Ein

anhaltenderes Gewehrfeuer hat man wohl selten erlebt. Die Schüsse fielen, als wenn der Tambour den Wirbel schlägt. Mein braver Oberst v. Zepelin trug den verdienten Ruhm davon. Seine Verteidigung war musterhaft.

Am 19. Juni, kaum dämmerte der Tag, fing das Gefecht an der Brücke wieder an. Wir sahen, wie die Brücke an des Feindes Seite durch eine Barrikade von Toten gesperrt war. Doch das Feuer war lau, und das kam daher, daß Grouchy eingesehen, wie er hier nichts effektuieren könne. Er erzwang daher am Abend des 18. in der Dunkelheit, die Dyle aufwärts bei Bierges und Limale, den Übergang. Gegen die Stadt Wawre ließ er aber nur 4 Bataillone zurück, denen er etwas Artillerie beigesellt hatte. Der General v. Thielmann erhielt gegen Morgen am 19. Juni die Nachricht von der gewonnenen Schlacht bei La Belle Alliance. Er beschloß darauf, den Feind festzuhalten und rekognoszierte seinen Gegner, wobei er sich bald von dessen Überlegenheit überzeugte. Demgemäß nahm er eine neue Stellung, welche von Bierges in der Richtung auf Fromont bis zum Gehölze von Rixensart lief. Das Vertrauen auf Zepelin sprach sich auch in der Wahl dieser neuen Front aus und in den weiteren Dispositionen Thielmanns.*) Grouchy hatte 32 000 Mann mit 88 Geschützen, Thielmann nur noch 15 000 Mann und 36 Geschütze hier zur Stelle. Letzterem fehlten 6½ Bataillone, 1 Batterie und 1 Kavallerieregiment der 9. Brigade, welche unter General v. Borcke am 18. irrtümlich und ohne Zweck nach St. Lambert marschiert waren, dort am 18. und 19. Juni untätig in einem Walde standen, trotz allen Suchens nicht aufgefunden werden konnten und von General v. Thielmann am 19. im Gefecht schmerzlich vermißt wurden. Daß der General v. Borcke das Mißverständnis nicht bald zu heben gesucht hat, ist unbegreiflich, denn am 18. gegen Abend passierte der Major v. Schütz vom Generalstabe diesen Punkt und äußerte zu Borcke: »Was wollen Sie hier? Ich sollte meinen, zur Schlacht oder nach Wawre zurück?« — Als Grouchy infolge seiner Überlegenheit immer mehr Terrain gewann, wurde auch in der Stadt Wawre an der Dyle-Brücke das Gefecht wieder stärker. Oberst v. Zepelin hatte einen harten Stand. Denn räumten wir die Stadt, kam der Feind den Truppen Thielmanns fast in den Rücken seines linken Flügels. Darum mußte alles daran

---

*) General v. Thielmann blieb Zepelin bis an sein Lebensende besonders zugetan. Nicht wie ein hoher Vorgesetzter, sondern wie ein vertrauter Freund spricht sich dies auch in einem von derbem, soldatischen Humor erfüllten Schreiben an Zepelin aus, das übrigens charakteristisch ist für die Anschauungen, welche durch die damals allerdings wohl nicht gerade erfreulichen politischen Zustände in den ehemals meist zu geistlichen Herrschaften gehörenden, dann mit Frankreich vereinigten Rheinlanden, in der Armee hervorgerufen waren.

gesetzt werden, den Ort zu halten. Zepelin schickte mich zu Thielmann ins obere Gefecht und ließ noch um ein Bataillon Verstärkung bitten. Das konnte aber Thielmann nicht gewähren, denn seine sämtlichen Kräfte standen im Feuer. Er antwortete daher: »Mon cher ami, sagen Sie Zepelin, ich könnte nicht einen Mann entbehren, aber bringen Sie ihm die Kunde, daß der Sieg bei Belle-Alliance entscheidend ist, und das wird helfen!« Und so war es auch, denn als ich bei der Retour durch die Stadt nach dem Marktplatze ritt und den Sieg bekannt machte, erscholl von allen Seiten ein donnerndes Hurra. Plötzlich war Leben in den Häusern, aus Fenstern und Türen wurden Lebensmittel gespendet, und den Franzosen an der Brücke muß klar geworden sein, daß ihr Kaiser die Schlacht verloren. . . .

Das III. Armeekorps hatte in dem zweitägigen Gefecht 2476 Mann verloren. Von den wenigen Bataillonen in Wawre wurden 5 Offiziere getötet und 6 Offiziere blessiert. . . ."

Soweit die schlichte, aber so lebenswahre Erzählung des treuen Adjutanten von der Teilnahme Zepelins an diesem denkwürdigen Gefechte. Der dienstliche Bericht Zepelins läßt seine eigene Person und die hohe Bedeutung des so trefflich geleiteten Gefechts ganz zurücktreten. Er gedenkt nur seiner braven Untergebenen, vor allem seiner Adjutanten.

Daß sein nächster Vorgesetzter, der General v. Borcke, den wahrlich nicht Mangel an Tapferkeit, sondern eine Verkettung unglücklicher Umstände, verbunden mit einem gewissen Mangel an militärischer Einsicht vom Schlachtfelde ferngehalten hatte, sich in einer sehr unglücklichen Stimmung befand, war auch nicht gerade der Anerkennung der hervorragenden Tätigkeit Zepelins förderlich. Nach den übereinstimmenden Mitteilungen des Generals v. Münchow und des Majors v. Bornstedt — des letzteren in der oben erwähnten, von der Tochter der Rechtfertigung ihres Vaters gewidmeten Schrift — ließ General v. Borcke die üble Laune, in die ihn sein Mißverständnis bei Wawre versetzt hatte, leider seine Truppen fühlen. Ohnedies machte die Eile, mit der das Thielmannsche Korps den verlorenen Abstand bei der Verfolgung des Feindes einzuholen suchte, den Marsch sehr strapaziös. Am meisten litt man aber unter der Stimmung des Brigadechefs.

So schreibt Münchow hierüber: „Unser Marsch, d. h. der des Stabes der 9. Brigade, hätte jetzt froh und heiter sein können. Aber wir sangen nicht wie sonst an der Spitze der Brigade. Der Tiefsinn des Generals v. Borcke verdarb uns die Lust. Der Mann wollte sich erschießen. Er war auf sich selbst so erbittert, daß er mit der Brigade am 18. und 19. Juni im Kampfe gefehlt hatte. Der Oberst v. Zepelin suchte alles hervor, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, versteckte auch die Pistolen des Generals. Erst im Monat August besserte sich dieser Zustand."

In der Schrift über des Majors v. Bornstedt Beteiligung am Gefecht bei Wawre wird aber gesagt, daß der General so gereizt gewesen sei, daß es häufig zu sehr peinlichen Begegnungen zwischen ihm und dem Major gekommen sei, der freilich ein nicht ganz leicht zu behandelnder Untergebener gewesen zu sein scheint. Bei einer solchen Gelegenheit „belegte", wie einer seiner Wehrmänner berichtet, „der General den Major mit Arrest, so daß das Bataillon diesen zu seiner großen Betrübnis, ohne den Säbel zu ziehen, hinter der Kolonne reiten sehen mußte".

Am 1. Juli war man bei St. Germain angekommen und hatte das Biwak bezogen. Wie überall, so auch hier, schien man zufrieden, endlich von der Herrschaft Napoleons, die wieder dem Lande so schmerzliche Wunden geschlagen hatte, befreit zu sein. „Der Tag verstrich", wie ein Augenzeuge sagt, „mit den schönsten Hoffnungen" in dem reizenden Tale. Französische Parlamentäre passierten fortwährend. Man träumte vom baldigen Einzuge in Paris. Es war 7 Uhr abends, als man plötzlich Gewehrfeuer vernahm, das immer näher kam. Auf schaumbedecktem Pferde mit zerbrochenem Säbel und abgefeuerter Pistole sprengte ein Offizier von den Brandenburgischen Husaren heran und meldete Zepelin, daß die Brigade v. Sohr, die tapferen „Heurichs", die in manchem harten Kampfe mit dem Leibregiment so treue Waffenbrüderschaft gehalten hatten, in einen Hinterhalt bei Versailles gefallen und von erdrückender Übermacht vernichtet seien. Ihr Führer wäre verwundet und gefangen. Wenn Zepelin auch nicht wie Blücher den ihm die Unglücksnachricht bringenden Offizier zurief: „Herr, wenn das wahr ist, wollte ich, daß auch Sie der Teufel geholt hätte!", so gab er doch mit kräftigen Worten den Befehl, daß zwei Füsilierbataillone der Brigade sofort in Eilmarsch zu Hilfe vorgehen sollten, während er mit der übrigen Brigade, sowie sie marschfertig, folgte. Die Franzosen wurden zurückgetrieben, bei Marly fanden sich noch etwa 300 im Getreide versteckte Husaren ein. Auch führte ein royalistischer Franzose dem Regiment einen von ihm aus dem Blutbade geretteten Offizier der Pommerschen Husaren zu. So hatte Zepelin den braven, opfermutigen Kameraden am blutigen Tage von Château Thierry die Dankesschuld abzutragen gesucht. Leider war diese tapfere Schar von dem Geschick hart betroffen, um so härter, als man schon den Frieden gesichert glaubte. Bekanntlich verlor auch der Feldherr, der in drei Feldzügen das Leibregiment von Sieg zu Sieg geführt, seinen Sohn in diesem Gefecht. Im Zweikampfe mit einem Französischen Offizier, umgeben von erdrückender Übermacht, hatte man ihn aufgefordert, sich mit Rücksicht auf die nutzlose Verteidigung zu ergeben. Da rief er seinem Gegner nur das stolze Wort zu: „Je m'appelle Yorck!", um bald darauf unter den Französischen Klingen sein Leben auszuhauchen. Am 3. Juli wurde der Waffenstillstand verkündet. So hatte Zepelin mit seinem braven Leibregiment

noch an dem wohl letzten größeren Kampfe teilgenommen, und zwar an demselben Tage, an dem dessen Stammtruppen einst im Jahre 1807 den letzten heldenmütigen Kampf am Wolfsberge bei Kolberg durchfochten. Aber welcher Gegensatz! Hier im Angesicht der Hauptstadt des besiegten Korsen, damals in jener kleinen Pommerschen Feste, in der ein Häuflein tapferer Männer in der Zeit tiefen Niederganges die Ehre der Preußischen Waffen gegen die alles überflutenden Französischen Heere aufrecht erhielten.

Auch auf Zepelin und sein Regiment hatten die herrlichen Worte volle Anwendung, die Blücher in seinem denkwürdigen Tagesbefehle seinem Heere aus dem wiedereroberten Paris zurief: „Empfangt hiermit meinen Dank, Ihr, meine hochachtbaren Waffengefährten, groß ist der Name, den Ihr Euch gemacht habt! Solange es eine Geschichte gibt, wird sie Eurer gedenken! Auf Euch, unerschütterliche Säulen Preußens, ruht mit Sicherheit das Glück Eures Königs und seines Hauses! Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen!"

Am 8. Juli konnte endlich Zepelin an der Spitze seines Regiments in Paris einziehen. Diesmal war dessen Anzug nur den Strapazen eines sechzehntägigen, nicht eines dreijährigen Feldzuges ausgesetzt gewesen, wie in jenen Märztagen des Jahres 1814, die den Ruhmesweg von Rußlands Eisfeldern bis vor die Tore von Frankreichs Hauptstadt abschlossen. Diesmal konnten die Männer der Parade dem Regiment nicht den Einzug wehren.

Einer nicht uninteressanten Episode sei hier gedacht, die in enger Verbindung mit diesen eben geschilderten großen Ereignissen steht.

Es war auffallend, daß Zepelin für seine später in der Kriegsgeschichte und von seinem Kriegsherrn als eine der hervorragendsten Waffentaten dieses Feldzuges anerkannte Verteidigung von Wawre zunächst ohne die wohlverdiente äußere Auszeichnung blieb. Als er am Morgen des 4. Oktober 1815 seinem Adjutanten v. Münchow bei dessen Vortrage mitteilte, daß diesem für Wawre auf seinen Vorschlag das Eiserne Kreuz 1. Klasse verliehen wäre, und dieser fragte, was für eine Anerkennung denn seinem Kommandeur zuteil geworden wäre, antwortete er ihm, sehr ernst werdend: „Fahren Sie mit mir zum General v. Thielmann und hören Sie, was er darüber sagt!" Münchow erzählt, daß, als sie bei diesem eingetreten, Thielmann auf Zepelin zugestürzt wäre mit dem Ausruf: „Freund, seien Sie mir nicht böse. Es ist unglaublich, aber ich und meine Adjutanten, mein ganzes Hauptquartier hat Sie in betreff der Auszeichnungseingabe vergessen. Ich werde aber sofort meine Schuld eingestehen und Sie nachträglich Seiner Majestät zur Ordensverleihung empfehlen!"

Im Januar 1816 erhielt Zepelin das Eichenlaub zum Orden pour

le mérite. Als er infolgedessen Gelegenheit nahm, den inzwischen zum kommandierenden General in Münster beförderten Thielmann für seine Verwendung zu danken, antwortete ihm dieser in einem im Nachlasse Zepelins aufgefundenen Schreiben:

„Indem ich Seine Majestät nochmals auf Ihre unbestreitbaren Verdienste bei der so wichtigen und noch nicht hinlänglich gekannten Verteidigung von Wawre aufmerksam machte, erfüllte ich nichts als eine schuldige Pflicht. Von Herzen freue ich mich über diese öffentliche Anerkennung Ihres Verdienstes, und ich werde jederzeit stolz darauf sein, mich unter Ihre Freunde zählen zu können."

Die Bedeutung der Verteidigung von Wawre wurde bald in das helle Licht gestellt, und die Anerkennung Zepelin in reichem Maße von seinem edlen Kriegsherrn und der Armee zuteil. Als aber im Jahre 1837 mehrere Tage lang Stettin das fünfzigjährige Dienstjubiläum des greisen Helden in Anwesenheit des damaligen Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., feierte, da fehlte auf den Ehrengeschenken, die ihm Liebe und Verehrung aller Stände darbrachte, fast niemals der Name „Wawre".

Ein Deutscher Dichter rief ihm damals zu:

Aus der Burg, die Dich bewehrte,
Einst als Jüngling zogst du fort,
Jahre floh'n voll Blut und Mord,
Und der greise Sieger kehrte
Heimwärts, uns bestellt zum Hort.
Mag der Ruf des Weh's erklingen,
Als Borussias Adler traf:
Jäh erwacht aus kurzem Schlaf,
Schüttelt er vom Haupt die Schlingen,
Und Du halfst ihm treu und brav.
Taten sah't Ihr, wie einst Sparta,
Wartenburg und Königswartha!

Als nun mit dem Aar der Drache
Unter Donner, Blut und Dampf
Endlich rang den letzten Kampf:
Hieltst den Starken, Du, der Schwache,
Fest im wilden Todeskampf,
Hieltst die eine seiner Klauen,
Die Dich grimm zerfleischt so lang,
Bis der Adler frei sich rang,
Und das Ungetüm voll Grauen
Nun für immerdar bezwang.
Darum Preis Dir, Treuer, Braver,
Preis, o Held Dir, Held von Wawre!

Doch wenden wir uns nach dieser Abschweifung zu dem Ausgangspunkt zurück. Zwei Monate brachte das Leibregiment in Paris zu, das es im Oktober verließ, um den Marsch in die Heimat anzutreten. Vorher verlor es, wie erwähnt, seinen kommandierenden General, der als solcher nach Münster kam.

Bei dieser Gelegenheit richtete Thielmann folgenden Abschiedsbrief an Zepelin:

„Da ich morgen nach Berlin abgehe, so sehe ich mich des Vergnügens beraubt, Ihnen, mein verehrter Herr und Freund, und dem trefflichen Leibregiment mich persönlich zu empfehlen. Indem ich Ihnen schriftlich Lebewohl sage, bitte ich Euer Hochwohlgeboren nochmals, mich dem Regiment und den Herren Offizieren zu empfehlen. So lange das

Preußische Heer ein Leibregiment haben wird, so lange wird es um die Preußische Monarchie keine Not haben."

Am 6. Januar 1816 trafen die Bataillone in den ihnen angewiesenen neuen Garnisonen in der Mark ein. Zepelin und das I. Bataillon kamen nach Krossen. Doch nur kurze Zeit war es Zepelin vergönnt, hier mit seiner Familie nach langer Trennung vereint zu sein. Im April wurde er zum Kommandeur der 16. Infanteriebrigade in Koblenz ernannt — erst 45 Jahre alt.

So führte ihn das Schicksal wieder an den Rhein zurück, wo er nach dem Feldzuge von 1814 so schöne Tage verlebt hatte.

Wie ich schon an anderer Stelle hervorhob, gehörten damals die Garnisonen am Rhein aus manchen Gründen nicht gerade zu den begehrenswertesten für den Preußischen Offizier. So blühend diese Provinzen heute sind und so gern der vom Osten dorthin versetzte Offizier dort weilt, so darf man sich doch darüber nicht im unklaren sein, daß es lange Zeit währte, ehe die Bevölkerung der Rheinlande sich daran gewöhnt hatte, Untertanen der Monarchie Friedrichs des Großen zu sein. Die geschichtliche Entwicklung jener Gebiete, vielleicht auch die religiöse und Charakterverschiedenheit der Bevölkerung, lassen dies erklären. Die geistlichen Kurfürstentümer hatten ein Sonderleben geführt, ihre Erzbischöfe und die edlen Geschlechter, aus denen diese und die regierenden Kreise sich rekrutierten, verloren ihre vor der Napoleonischen Zeit besessene Stellung. Hierzu kam eine nicht unbedeutende Einwanderung Französischer Elemente. Die Französische Regierung hatte sich durch Einführung freiheitlicher Reformen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens manche Sympathien erworben. Man hatte die glänzenden Zeiten Französischen Kriegsruhms geteilt. Die drückenden Lasten, welche andere Teile des Deutschen Vaterlandes, namentlich die zum Schauplatze des Krieges gewordenen, getragen hatten, waren den Rheinlanden mehr oder weniger erspart worden.

So ist es zu erklären, daß manches Preußische patriotische Herz es schmerzlich bedauerte, daß die mannhafte Bevölkerung altpreußischer Provinzen, wie Friesland und die Fränkischen Stammeslande der Hohenzollern, nicht mehr unter das Zepter ihres Königs zurückkehren sollten.

Zepelin war ganz der Mann, durch sein volkstümliches Wesen auf der einen, seine Energie auf der anderen Seite die Herzen der Rheinischen Bevölkerung, der Beamten wie der Alteingesessenen zu gewinnen.

Der beste Beweis hierfür war, daß man ihn 1817 zum Meister vom Stuhl der auf Anregung des in der Geschichte der Befreiungskriege hervorragenden Generalintendanten der Armee, Staatsrat Ribbentrop, gegründeten „St. Johannis-Loge zur Vaterlandsliebe" in Koblenz wählte.

Die Gründung der Deutschen Loge war ein bedeutsamer Schritt zur Zurückdrängung des bisher noch in den höheren Beamten- und Gesellschaftskreisen vorherrschenden Französischen Elements und als natürliche Folge ein Mittel zur Annäherung der Rheinischen Bevölkerung zu den an den Rhein gekommenen Vertretern des „Altpreußentums", wie sie sogar amtlich in den Akten der Loge genannt wurden.

Als das Ländergebiet, welches gegenwärtig den linksrheinischen Teil der Preußischen Rheinprovinz ausmacht, durch den Frieden zu Basel (5. April 1795) und den zu Lunéville (9. Februar 1801) unter Französische Herrschaft gekommen war, wurden in ihm Freimaurerlogen ins Leben gerufen, und zwar durch Französische Beamte. In ihnen herrschte daher das Französische Element vor, so auch in der Loge „l'Union desirée". Nachdem Koblenz unter Preußische Herrschaft gekommen war, nahm diese Loge den Deutschen Namen „Zur gewünschten Einigung" an.

Zu den historisch berühmt gewordenen Mitgliedern der Französischen Loge gehört Marschall François Josèphe Lefèvre, den bekanntlich Napoleon für die Einnahme der Festung zum „Herzog von Danzig" machte. Marschall Lefèvre besuchte, als er Ende Januar 1811 in Koblenz weilte, die Loge, in der er zum „Vénérable d'honneur" ernannt wurde, als welcher er im Mitgliederverzeichnis von 1813 aufgeführt ist. Hierbei ereignete es sich, daß der Marschall den Brüdern sein Mißfallen über einige der dort vorgetragenen Lieder aussprach, die den Frieden der Welt, herbeigeführt durch Napoleons zweite Vermählung, zum Gegenstande hatten. „Ne donnez pas au fourreau, ce qui n'appartient qu'à l'épée" rief er den doch „die allgemeine Menschenliebe" feiernden Brüdern zu.

Ribbentrop wie Zepelin waren 1812, der erstere auf dem Marsche nach Rußland, der andere während des Feldzuges, in die Feldloge des Yorckschen Korps „Friedrich zur Vaterlandsliebe" eingetreten, die am 4. August in Mitau durch Ribbentrop endgültig gestiftet wurde, nachdem die ersten Vorbereitungen hierzu bereits am 2. Mai in Königsberg getroffen waren. Wir finden unter den Mitgliedern viele Offiziere des Leibregiments und der anderen Regimenter des Yorckschen Armeekorps, unter ihnen manche später bekannt gewordene Namen, wie den des tapfern Hiller v. Gaertringen, Graf Henckel v. Donnersmarck, damaligen Flügeladjutanten des Königs, des Schillianer Baersch, und andere, auch viele Generalstabsoffiziere. Unter den „besuchenden Brüdern" treffen wir auch die Namen Kurländischer Barone, aber auch von Französischen Beamten und Offizieren, wie des „Chirurgien-Major de la Marine française" Loriol, Mitglieder der Französischen Feldloge „de la sincère Amitié", den Procureur des Herzogtums Kurland, v. Engelhart, usw. —

Nur kurze Zeit war es Zepelin vergönnt, in Koblenz zu weilen, aber

sie genügte, um ihn in weiten Kreisen Vertrauen gewinnen zu lassen. Als Meister vom Stuhl der Loge kam ihm hierbei seine auf einem tiefen Gemütsleben fußende Rednergabe zustatten. In den Logenkreisen nahm er aber seitdem stets eine hervorragende Stellung ein. In Stettin ernannte ihn die Loge „Zu den drei Zirkeln" zu ihrem Ehrenmeister vom Stuhl. Sie bewahrt noch heute sein Ölgemälde zum Andenken. Besonders viel verkehrte Zepelin während seines Aufenthalts in Koblenz am Hofe von Neuwied. Schon am 11. April 1817 wurde er als Inspekteur der Erfurter Landwehrinspektion („der Landwehr im Regierungsdepartement Erfurt und des Generalkommandos im Herzogtum Sachsen") in diese Stadt versetzt. Es trat hier die nicht leichte Aufgabe an ihn heran, in dem zum Teil eben erst an Preußen gekommenen Landesteil die neuen Wehreinrichtungen ins Leben zu rufen und Reibungen mit Personen und Behörden, die in solcher Zeit unvermeidlich sind, auszugleichen. Auch hier war er der rechte Mann für solche Aufgaben. Im Jahre 1818 zum Generalmajor befördert, wurde er nach der Durchführung der ihm in Erfurt übertragenen Aufgabe im Jahre 1820 zum Kommandeur der 7. Landwehrbrigade in Magdeburg ernannt. Welche Anerkennung sein Wirken auch in dieser Stadt weit über den engen Kreis des eigentlichen Berufes hinaus fand, beweist das Schreiben, welches der Oberbürgermeister der Stadt und Landrat des Landkreises, Herr Francke, infolge der 1825 erfolgenden Beförderung Zepelins zum Kommandeur der 3. Division und 1. Kommandanten von Stettin, an den General richtete, und in dem er unter anderm sagte:

„Gott lohne Ihnen, verehrtester Herr General, für alle Beweise des Wohlwollens und der so freundlichen Teilnahme, die Sie meinem Kreise und mir persönlich stets bewährt haben, durch seinen besten Segen, durch eine feste Gesundheit bis zum spätesten Greisenalter und durch alle Freuden, denen der Mensch teilhaftig werden kann. Sie werden auch in Ihrem neuen Wirkungskreise der Freunde viele finden, *weil ein echt menschenfreundliches Herz in Ihnen wohnt, weil Sie gern Ihren Mitmenschen hilfreich sind und weil dies allenthalben anerkannt werden muß und werden wird. Bei uns haben Sie sich ein ehrenvolles Andenken fest gegründet, in meinem Herzen noch mehr.* . . . Unendlich viel Wert hat für mich und uns alle Ihre an den König gerichtete Bitte, dem diesjährigen Herbstmanöver noch beiwohnen zu dürfen, und die dazu erteilte Königliche Genehmigung. *Was die Landwehr unserer Provinz ist und vielleicht Ausgezeichnetes hat, ist alles Ihr Werk, was von mir und meinen Amtsbrüdern für diese Waffe geschehen ist, ist nächst der Liebe zum Könige und zum Vaterlande vorzugsweise aus Rücksicht für Sie,*

verehrter Herr General, geschehen, den wir alle so herzlich verehrten und mit dem wir alle so gern wirkten.

Noch einmal Gottes reichsten Segen über Sie und Ihre Familie! Ich verharre für immer mit der treuesten Liebe, Verehrung und Anhänglichkeit Euer Hochwohlgeboren gehorsamer Diener

Oberbürgermeister der Stadt Magdeburg
und Landrat des Stadtkreises
Francke.

Magdeburg, den 21. August 1825."

So wollte es eine eigene Fügung, daß Zepelin nach einem ebenso bewegten wie an Ehren reichen Soldatenleben in die alte Feste Stettin zurückkehrte, in der er einst als sechzehnjähriger Jüngling seine Soldatenlaufbahn begonnen, und die er vor 31 Jahren verlassen hatte, um sie mit der Hauptstadt Polens zu vertauschen. Schon mit 47 Jahren General, also im rüstigsten Alter auf die Höhen der militärischen Laufbahn gelangt, mit reicher Kriegs- und Lebenserfahrung, hatte er das Glück, unermüdlich noch siebzehn Jahre als aktiver General wirken zu können, eine Spanne Zeit, wie sie wohl selten einem Preußischen General in einer Garnison beschieden gewesen sein mag. Seine große körperliche Rüstigkeit und eine seltene geistige Lebendigkeit ermöglichten es ihm, seine Truppen vortrefflich für den Krieg heranzubilden.

Aber noch einmal verließ er im Jahre 1831 die Garnison, um, als der Krieg zwischen Russen und Polen sich der Preußischen Grenze näherte, diese zu schützen und sie gegen die alles verheerende Seuche der Cholera abzusperren. Bei dieser Gelegenheit hatte Zepelin aber Anlaß, von neuem seine trefflichen soldatischen Eigenschaften zu bewähren. Es war ihm vergönnt, im Oktober 1831 die von den Russen unter beständigen Gefechten über die Preußische Grenze gedrängte Polnische Hauptarmee in Empfang zu nehmen und die Verhandlungen mit dem Russischen Oberfeldherrn zu führen. So war er an einem der bedeutsamsten weltgeschichtlichen Ereignisse jener Zeit persönlich beteiligt.

Am 12. Juli befahl der zum Oberkommandierenden der Armeekorps an der Grenze (I., II., V. und VI.) ernannte General-Feldmarschall Graf Gneisenau, daß das I. und II. Bataillon 2. Infanterieregiments, I. und II. Bataillon 9. Infanterieregiments, das 2. Kürassierregiment, 2 Fuß- und 1 reitende Batterie, das ganze 14. Infanterieregiment, die 2. Jägerabteilung, das 4. Ulanenregiment sich in die Gegend von Bromberg in Bewegung setzen sollten. Seitens des Kronprinzen als kommandierenden Generals des II. Armeekorps wurde dem Generalleutnant v. Zepelin der Oberbefehl über die Truppen übertragen.

Diese setzten sich daher sofort — Eisenbahnen gab es damals nicht in Pommern und Posen — in Marsch. Als Kuriosum für die Verhältnisse jener Zeit sei die Meldung Zepelins aus Seefeld in Pommern vom 15. Juli 1831 an das Generalkommando erwähnt, „daß der Befehl, zwei Batterien bei Gartz über die Oder gehen zu lassen, nicht ausgeführt werden kann, weil sich hier keine Brücke oder sonstiges Übergangsmittel befindet, auch der Damm nach Greiffenhagen völlig unpraktikabel ist." Er habe daher den Übergang bei Schwedt angeordnet.

Die Lage der Truppen an der Grenze war nicht leicht. Die Cholera wütete stark und forderte manches Opfer. Die Polnische Bevölkerung wurde um so erregter, je mehr die Ereignisse jenseit der Grenze der Krisis zustrebten. Mit allen Mitteln suchte Zepelin durch möglichst zweckmäßige Unterbringung und Verpflegung den Gesundheitszustand seiner Truppen zu verbessern. Aber nicht hierdurch allein, sondern durch die Hebung des moralischen Elements in der Truppe gegenüber der weitverbreiteten Furcht vor der unheimlichen Seuche, die gerade in jener Zeit auch ganz plötzlich den Oberkommandierenden, Gneisenau, zum Opfer forderte, suchte er zu wirken. Man sah ihn immer heiter, voller Scherzworte. Seine Briefe in die Heimat an Frau und Kinder atmen unbedingtes Vertrauen in die Fügung Gottes. In seinen nachgelassenen Papieren befindet sich ein humorvolles Schriftstück, in dem er manche unpraktische Verordnung der Behörden verspottet. U. a. sagt er, daß die meisten Opfer der Ekel über den Aufenthalt in den Quarantänestationen und den Schmutz der Räucherkammern fordere.

Wie schwer aber die Lage war, in der sich Zepelin befand, geht daraus hervor, daß man sich im September darauf gefaßt machen mußte, daß die Preußische Grenze in der Nähe der Weichsel zum Schauplatz kriegerischer Ereignisse werden könnte. Wie der zu Zepelin als Generalstabsoffizier in jenen Tagen kommandierte spätere General v. Brandt in seinen Lebenserinnerungen schreibt, kam alles darauf an, sich in eine Verfassung zu setzen, die Grenze gegen einzelne Abteilungen zu schützen und zugleich Vorbereitungen zu treffen, um schnell eine größere Truppenzahl zu vereinigen und größeren Ereignissen entgegenzutreten. Gleichzeitig mußte man Truppen bereit haben, um einzelne Gegenden gegen das Eindringen der Cholera zu schützen. Diese Aufgabe war für den hier kommandierenden General wahrlich nicht weniger schwierig als die anderen.

Das plötzliche Auftreten der Seuche hier und dort, dabei das Gespenstische der unheimlichen Krankheit, deren Wesen man noch lange nicht erkannt, die vielen Todesfälle, welche man in einzelnen Gegenden zu beklagen hatte, erfüllten alle Welt mit Entsetzen und brachten selbst tapfere Leute, die hundertmal im Kartätschenhagel dem Tode getrotzt hatten, um Besinnung und Mut. Ganze Garnisonen wurden von panischem Schrecken

ergriffen, und es bedurfte aller Anstrengungen der Offiziere, um Ruhe und Disziplin aufrecht zu erhalten.

Man war anscheinend über den Gang, den die Ereignisse in Polen nahmen, nicht genau orientiert, oder diese waren bei der Art der Russischen Kriegführung schwer zu bestimmen. So hatte der General v. dem Knesebeck auf den Bericht Zepelins hin befohlen, dieser solle sich mit allen Truppen des II. Armeekorps gegen Gnesen in Bewegung setzen. Hätte Zepelin nicht nach der Wendung, welche die Dinge nahmen, selbständig eingegriffen, so würde es sicher beim Übertritt der Polnischen Armee zu unliebsamen Zwischenfällen gekommen sein.

Es findet sich im Geheimen Archiv des Generalstabes ein vom 27. September datiertes Schreiben Zepelins, in dem er dem Oberkommandierenden berichtet: „Euer Exzellenz Befehl, mich mit allen Truppen des II. Armeekorps gegen Gnesen in Bewegung zu setzen, erhalte ich in diesem Augenblicke. Da aber alle Verhältnisse sich, seitdem ich am 25. meinen Bericht absandte, geändert haben, so habe ich mich berechtigt geglaubt, die mir befohlenen Bewegungen der Truppen sistieren zu lassen."

Dieser Entschluß war von entscheidender Bedeutung für die sich nun überstürzenden Ereignisse. Die Truppen Zepelins wurden gegen Thorn vorgeschoben. Er selbst nahm Quartier in Strasburg an der Drewenz und verteilte seine Truppen so, daß sie auf dem Punkt konzentriert werden konnten, wohin die Polnische Armee sich wenden würde, die dauernd kleine Gefechte mit den sie verfolgenden Russen hatte. Daß die Entscheidung unmittelbar bevorstand, darauf deuteten die Vorgänge an der Grenze, die hier von flüchtenden Polen, dort von abgedrängten Russischen Abteilungen überschritten wurde. „Die Stellung Zepelins", sagt sein Generalstabsstabsoffizier v. Brandt in seinem Tagebuche, „war hier von der wunderbarsten Art. Sie war eine rein diskretionäre, denn wie hätte man ihn für dergleichen Verhältnisse mit Instruktionen und Mitteln, solche auszuführen, versehen wollen? Ohne geordnete Verpflegung und Magazine, nur auf das angewiesen, was durch Landfuhren herbeigeführt werden konnte, ohne umfassende Krankenanstalten, die Armee nicht mobil, die Soldaten ohne Feldverpflegung, die Offiziere ohne Feldzulage, dabei genötigt, um jeden Taler mit der Intendantur zu feilschen, die Zivilverwaltung in Händen von Leuten, die Polnischer Sympathien verdächtig waren, und endlich noch außerstande, die dringendsten Bedürfnisse für Geld aufzutreiben. Es wäre hundertmal leichter gewesen, im wirklichen Kriegszustande zu sein, als so zwischen Cholera und Unbequemlichkeiten jeder Art den »Velleitäten« dreier Regierungen zu genügen und bei der »turbulenten« Menge verwilderter Menschen vorbeizulawieren, ohne jeden Augenblick auf Klippen und Sandbänke zu geraten." Soweit v. Brandt.

Am 3. Oktober waren die Polen bis an die Grenze zurückgedrängt,

wo sie zwischen Budy und Golkowo biwakierten. Das Polnische Oberkommando schickte Parlamentäre mit der Bitte, sich auf Preußisches Gebiet zurückziehen zu dürfen. Als schon diese Verhandlungen abgeschlossen waren, führte das Nachdrängen der Russen noch ein Gefecht bei Szczutowo herbei. Zepelin sandte Brandt dorthin mit dem Befehl, die Einstellung der Feindseligkeiten herbeizuführen. Mit vieler Mühe und nicht ohne Gefahr für den Generalstabsoffizier konnte diesem Befehl Gehorsam verschafft werden.

Am 4. Oktober und in den folgenden Tagen streckten 9 Generale, 64 Stabsoffiziere, 368 Hauptleute und Subalternoffiziere, 19 357 Mann mit 95 Geschützen die Waffen, sowie eine „Offizierkompagnie" von 73 Offizieren, unter denen 25 Stabsoffiziere waren. 5280 Kavallerie- und 2556 Artilleriepferde wurden in Beschlag genommen. Bei Gurzno, Gollub und Thorn traten auch noch Abteilungen, namentlich sehr viele Offiziere über, so daß die Gesamtzahl der letzteren und von im Offizierrang stehenden sich als sehr viel größer als die obengenannte herausstellte.

Die Polen wurden beim Überschreiten der Grenze in vorher bestimmte Biwaks geführt. Zepelin suchte hierbei, wie man erzählt, das berühmte Polnische Regiment auf, von dem nur „die letzten zehn" (?) übrig geblieben sein sollten, und soll hierbei eine rechte auffällige Stärke festgestellt haben.

Die widerlichen Szenen, welche sich nach dem Übertritt abspielten, waren nur ein Vorläufer der Schwierigkeiten, welche das zu Intriguieren und innerem Streit geneigte Wesen der Polen später den Preußischen Behörden verursachte. „Jeder brachte", sagt v. Brandt, „ein Stückchen vom Polnischen Szlachcic mit, und das Kabalieren und Intriguieren begann hier, wie früher auf den Reichstagen und neuerdings in Warschau in den demokratischen Klubs." Zepelin hielt es für angemessen, dem Fürsten Paskewitsch seinen Besuch zu machen, um noch Einzelheiten der Übergabe mit diesem zu besprechen. Er ritt in dessen Quartier, begleitet von seinem Generalstabsoffizier. Der in einem dürftigen Gebäude wohnende Fürst empfing ihn außerordentlich freundlich, den Arm infolge seiner Kontusion beim Sturm auf Warschau noch in der Binde. Er lud die Preußischen Offiziere zur Tafel ein. Das Gespräch wurde Französisch geführt. Da Zepelin in dieser Sprache wenig gewandt war, so vermittelte General v. Berg, der Stabschef des Fürsten, als Dolmetscher die Unterhaltung zwischen diesem und Zepelin. Als der Champagner die Stimmung erhöhte, gab Zepelin dem Danke für die Aufnahme Ausdruck in einem Toast auf Paskewitsch, von dem v. Brandt wörtlich in seinem Tagebuch sagt, „man hätte ihn klassisch nennen können, so geschickt hatte er darin Wichtiges, Zeitgemäßes und Ansprechendes verflochten". General v. Berg

übertrug die Rede Zepelins sofort in das Französische und übersetzte auch die ziemlich unbedeutende Antwort des Fürsten ins Deutsche.

Nachdem der Übergang beendet war und das I. Armeekorps die Unterbringung der Polen in seinen Korpsbezirk übernommen hatte, kehrte Zepelin nach Thorn zurück, um später sein Stabsquartier nach Bromberg zu verlegen. Die ihm unterstellten Truppen erhielten allmählich andere Verwendung. Zu Anfang des Jahres 1832 war er wieder in Stettin. Seine Tätigkeit an der Grenze wurde Allerhöchsten Orts durch die Verleihung des Sternes zum Roten Adlerorden 2. Klasse anerkannt. Der bisherige Oberkommandierende, spätere General-Feldmarschall v. dem Knesebeck, sprach ihm bei dieser Gelegenheit seine besondere Anerkennung in einem sehr warm gehaltenen Schreiben aus, das mit den Worten schloß: „In Euer Exzellenz Hände war die letzte Lösung des so unglücklich geschürzten Knotens gefallen, und wenn ich zu jener Zeit schon dankbar anerkannt habe, was Euer Exzellenz dabey unter vielen eigenen Hindernissen möglich gemacht haben, so kann ich den Ausdruck meiner Freude, daß solches höchsten Orts erkannt worden ist, umsoweniger zurückhalten, da Ihnen aus langjähriger Bekanntschaft die aufrichtige Hochachtung bekannt ist, mit welcher ich usw. . . ."

Im Jahre 1834 traf Zepelin das Unglück, nach schwerem Leiden seine treue Lebensgefährtin zu verlieren, nachdem er wenige Jahre vorher die große Freude gehabt hatte, seine einzige Tochter an den Herrn v. Bülow auf Rieth zu vermählen. Sein Sohn Fritz, Leutnant im 2. Dragonerregiment, mußte infolge eines erlittenen Schlaganfalls 1837 aus der Armee ausscheiden, um dann in der Gendarmerie Verwendung zu finden.

Im Jahre 1835 erbat Zepelin, nachdem er zehn Jahre an der Spitze der Division gestanden hatte, den Abschied. Sein König wollte aber noch immer seine Dienste nicht ganz entbehren. Er wurde unter Belassung in seiner Stellung als Erster Kommandant von Stettin nur von der Führung der 3. Division entbunden.

Als solcher feierte er am 17. Februar des Jahres 1837 unter einer in Stettin kaum früher dagewesenen Beteiligung, nicht nur der ihm nahestehenden Offiziere und Behörden, sondern aller Kreise der Provinz und der Stadt und bei Anwesenheit des aus Berlin ganz überraschend eingetroffenen damaligen Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum.

Von 9 Uhr morgens an überreichten unter Führung des Kronprinzen eine große Reihe von Deputationen sinnreiche und wertvolle Ehrengeschenke. S. K. H. übergab hierbei neben einer goldenen Dose ein lebensgroßes Bild des Königs mit einer sehr gnädigen Kabinettsordre. Eine ganz eigene Feier fand aber im Hause des Oberbürgermeisters an der-

selben Stelle statt, an der vor 50 Jahren der Jubilar zur Fahne des Regiments v. Scholten geschworen hatte. Hier übergab der Oberbürgermeister die alte Bürgerfahne der Stadt Stettin, bei der in der denkwürdigen, blutigen Belagerung des Jahres 1677 2400 Bürger den Heldentod gestorben, dem General. Er versicherte hierbei, daß ihm heute die Bürger der alten Feste mit demselben Vertrauen folgen würden, weil sie wüßten, daß er sie nur zu Ruhm und Ehre führen würde. Zu dem Festmahl, bei dem der Kronprinz das Hoch auf den Jubilar ausbrachte, hatte der Dichter Fouqué ein Festlied eingesandt, dessen einer Vers besonders des Tages von Wawre gedachte:

„Doch Klang und Sang
Eins müßt Ihr meldend preisen,
Wie er stand bei Wawre, fest, gleich gewalt'gem Turm.
Er stand zur Hand
Das ritterliche Eisen
Rückwärts schleudernd des Grouchy wilden Sturm,
Stand, derweil geschlagen die Schlacht des Sieges ward
Und Grouchy von Napoleon vergeblich blieb erharrt."

Vorher hatte Zepelin die Parade der ganzen Garnison abgenommen. Am 18. fand ein großer Ball, am 19. ein Festmahl der Bürgerschaft, am 20. eine Feier in der Loge statt, an dem der Ehrenmeister besonders geehrt wurde.

Nachdem im Jahre 1840 Zepelin noch die schmerzliche Ehre zuteil wurde, beim Leichenbegängnis seines geliebten Königs, dem er so oft in der Feldschlacht gedient, die Kordons des Baldachins des Sarges zu tragen, erbat er im Jahre 1842 — 71 Jahre alt — den Abschied, der ihm in gnädigster Weise als General der Infanterie bewilligt wurde. Er behielt seinen Wohnsitz in dem alten Stettin, dessen Bewohner ihrem Ehrenbürger durch ihre Liebe die letzten Jahre des Lebens zu verschönern wußten. Freilich in seiner näheren Familie wurde es immer einsamer um ihn. Von seinen acht Brüdern, von denen viele dem Namen hohe Ehren zugebracht hatten, waren die beiden Grafen und Minister in Württemberg und der dritte als Schloßhauptmann des Königs dorthin gegangene Bruder schon lange gestorben, ein Bruder als Major 1813 geblieben, der noch in seiner Nähe lebende, bei Lübeck 1806 zum Invaliden geschossene 1837 gestorben, auch die anderen diesen ins Grab gefolgt.

Nur einer, der in Dänischen Diensten zum General und Kommandeur der Garde emporgestiegene Bruder Detloff, überlebte ihn. Diesen, den die Verhältnisse das ganze Leben hindurch von ihm getrennt hatten, hatte er die Freude gehabt, ein Jahr vor seinem Tode wiederzusehen. Man erzählt, es habe ein großes Aufsehen in Stettin gemacht, als der Dänische General, dem ein Grenadier mit der bekannten Bärenmütze vom

Schiff aus sein Kind nachgeführt habe, nach fast einem Menschenalter den Bruder aufgesucht hätte.

Zu seinem Schmerze erlebte Zepelin noch das Revolutionsjahr 1848. Eines Abends wälzte sich, nachdem sie irgend eine Katzenmusik gebracht, eine vielhundertköpfige Menge vor sein stilles Haus an der alten Petrikirche am Klosterhofe, aber nicht um den Unfug zu wiederholen, sondern dem „alten Zepelin" Hochs zu bringen. Der in demselben Hause wohnende Regierungsrat B., der Vater eines später sehr bekannten Generals, begab sich zu ihm, und bat Zepelin, bei der damals sehr zu Exzessen geneigten Stimmung der Volksmassen, den Leuten doch mit einigen Worten zu danken. Er erhielt aber die Antwort: „Demokraten, die treuen Patrioten Katzenmusiken bringen, danke ich nicht, auch wenn sie mir Ständchen bringen sollten. Der Regierungsrat trat nun ans Fenster und rief den Leuten zu: „Exzellenz ruht schon. Er läßt seinen lieben Stettinern sagen" . . . . Weiter aber kam er nicht in seiner Rede. Zepelin rief hinter ihm aus dem Fenster: „Nein, nicht seinen lieben Stettinern. Das wart Ihr, aber wenn Ihr Eurem König nicht die Treue haltet, seid Ihr H . . . . .!" Erschreckt glaubte der Regierungsrat, jeden Augenblick die Fensterscheiben klirren zu hören. Allein die Stettiner ehrten trotz der Erregung jener Tage die Festigkeit des alten Helden. Statt Steine zu werfen oder zu pfeifen, riefen sie: „Hurra, unser alter Zepelin".

Kurze Zeit darauf berührte der damalige Prinz von Preußen Stettin. Ob es dem edlen Prinzen bekannt war, wie Zepelin in einer Zeit, wo so mancher sonst tüchtige Mann den Kopf verlor, seine Treue bekannt hatte, sei dahin gestellt. Jedenfalls erfuhr ich aus dem Munde Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des damaligen Kronprinzen im Jahre 1883 folgendes: Er wäre mit seinem Vater durch Stettin gekommen. Dieser hätte befohlen, beim General v. Zepelin heranzufahren; denn „das sei ein echtpreußischer Mann, der gewiß auch in dieser Zeit nicht schwach gewesen sei". Scherzend fügte der Kronprinz in seiner leutseligen Weise hinzu: „Mir ist dieser Besuch und der Name Ihres Großvaters deshalb noch in der Erinnerung, weil, was mir in meiner Praxis selten begegnete, Zepelin den Besuch dankend ablehnte, da er zu gebrechlich sei, seinen geliebten Prinzen würdig zu empfangen. Eine Ruine wolle er aber nicht zeigen!"

Am Weihnachtstage des Jahres 1848 machte ein sanfter Tod dem Leben Zepelins ein Ende. Als am 28. Dezember Tausende dem Helden das letzte Geleit gaben und dann das offene Grab unter den Wällen der alten Feste umstanden, die seine Jugendzeit als Soldat gesehen und deren Erster Kommandant er bis ins hohe Alter gewesen war, da konnte sein betagter Divisionsprediger wohl von ihm sagen, daß er nicht nur

als Soldat dem Heere gedient hätte, sondern daß sein heller Blick, sein warmes Herz, sein entschlossener kräftiger Sinn auch in weiten Kreisen das Gute und Große, das Schöne und Edle gewirkt hätten. „So würde in der ihm so lieben Stadt Stettin der Name »Zepelin« dauernden Andenkens sein in vielen Herzen, nun da die Zeit gekommen, da der silberhaarige Held ausruhen solle von den Mühen eines fünfundfünfzigjährigen Waffendienstes und einer achtundsiebenzigjährigen Pilgerschaft."

Die Stadt hat die Pflege des Grabes ihres Ehrenbürgers für alle Zeiten auch auf dem Schmuckplatz übernommen, in den ein Teil des Kirchhofes längst verwandelt ist. Er ruht dort neben dem ebenfalls von der Stadt erhaltenen Grabe des Generalfeldmarschall Grafen Wrangel, dem er auch im Leben nahe stand.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68–71.

Die Reitkunst im Dienste der Armee.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 9. Februar 1910
von

Freiherr v. Holzing-Berstett,
Major und Flügeladjutant Seiner Majestät des Kaisers und Königs.

Die heutige Deutsche Reiterwaffe hat das Glück, daß vor ihr, klar erkennbar und alle Kräfte anspannend und belebend, ein großes Ziel liegt.

Sie will eine Kavallerie werden, die vollendet reitet und dabei noch im Feuergefecht bedeutendes leistet. Es ist bis jetzt keinem Kriegsherrn, keinem Feldherrn, keinem Volke gelungen, diesen ebenso heiß erstrebten wie angezweifelten Typus einer Reiterwaffe in guter Ausführung ins Feld zu stellen. In unseren Tagen erst und in unserer Kavallerie vereinigen sich die Vorbedingungen dazu.

Sie bestehen aus der Güte und Rittigkeit unserer Pferde, der Qualität unserer Schußwaffe, der gesteigerten Bildung unserer Ausbilder und Leute, unserer Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in Ausbildung und Pflege von Mann und Pferd.

Aber auch unter den günstigsten Verhältnissen verlangt das große Ziel große Anstrengungen.

Es kann nämlich nur als erreicht gelten, wenn trotz des Hinzutretens erhöhter Anforderungen an das Feuergefecht von den rein kavalleristischen Kriegsanforderungen nicht ein Jota abgelassen wird.

Bei der Fülle von Arbeit, die damit aber der Ausbildung zufällt, ist es notwendiger als je, daß auf beiden Gebieten nach möglichst vollendeten Methoden gearbeitet werde, und daß nur Arbeit geschehe, die unbedingt nötig ist für die Kriegführung.

Es haben sich in dieser Beziehung Zweifel erhoben, ob wir auf dem Gebiete der Pferdeausbildung die beste Methode befolgen, und ob ein hohes Maß von Reitkunst so unbedingt erforderlich sei zur Erfüllung unserer kavalleristischen Kriegsaufgaben.

Dementgegen will ich versuchen, vorurteilsfrei zu erforschen, welches Maß und welche Art von Reitkunst im Dienste der Armee direkt und unausweichlich durch die Kriegsaufgaben bedingt ist, und wie man diese Reitkunst der Armee erhält.

Sobald die Armee ins Feld zieht, setzen sich einige Tausend junge Reiter zu Pferde. Von diesen haben je nach der Jahreszeit etwa ein Drittel 6 bis 12 Monate, ein weiteres 1½ bis 2 Jahre und das letzte und kleinste Drittel 2½ bis 3 Jahre der Ausbildung als Reiter hinter sich. Sie sind ohne reiterliche Vorbildung eingetreten und haben also im Augenblick des Ausrückens 150 bis einige hundertmal zu Pferde gesessen.

Unsere Kriegsreiter charakterisieren sich also als Produkte einer zeitlich sehr kurzen Ausbildung. In dieser kurzen Zeit erreicht die Armee relativ erstaunliches. Aber das ändert nichts daran, daß die Leute in bezug auf Reitkunst, Gefühl und Routine samt und sonders als „Anfänger" anzusehen sind. Aus diesem Faktum müssen die nötigen Schlüsse gezogen werden.

Solche Reiter können nämlich den Anforderungen, wie wir sie im Kriege an den Kavalleristen stellen, nicht gerecht werden, wenn sie nicht ein Pferd haben, das sehr leicht zu reiten und durchschnittlich jedem zu Diensten willig ist. Es ist also eine Notwendigkeit und somit die Aufgabe der Kavallerie, dauernd gerade dieses Pferd in einem Bestande von vielen tausend Stück auf Lager zu haben.

Im täglichen Dienst bleibt man sich nicht immer bewußt, welch große Leistung die Bereithaltung dieses enormen Bestandes von leicht zu reitenden, kriegstauglichen Pferden darstellt. Es lohnt sich darum wohl ein achtungsvoller Blick darauf. Mit welcher Mühe, mit welchen Summen müssen nicht nur Private, sondern auch Offiziere, die lange Jahre reiten, suchen, bis sie im Handel finden, was man ein gutgehendes Pferd nennt. Dabei sind die Anforderungen dieser Konsumenten sehr viel geringer als die, die der Kavalleriedienst an seine Pferde stellt.

Wie kommt nun solche große Leistung in der Kavallerie zustande?

Dazu trägt vor allem in sehr hohem Maße die Zucht, unsere Remontierung und unser Depotwesen bei. Das Material, das dem Heere heutzutage alljährlich in vielen tausend Exemplaren übergeben wird, ist so gutmütig, gelehrig, rittig und dabei so galoppfähig, wie es wohl noch niemals war. Mit der Lieferung solcher Pferde arbeiten die Remontierung und die Zucht der Truppe bei deren schwerer Aufgabe außerordentlich erleichternd in die Hände.

Aber schließlich kann der Kriegsreiter auch auf dem vorzüglichsten Pferde, so wie es von der Zucht geliefert wird, seinen Dienst nicht tun. Aus dem Rohmaterial muß die Kriegsmaschine gemacht werden. Diese Arbeit wird bei uns von den Truppenteilen selbst ausgeführt. Sie heißt oder sollte heißen: Die Ausbildung des Kavalleriepferdes. Will man die Art dieser Arbeit bestimmen, so muß man ihren Endzweck fest ins Auge fassen. Das Pferd muß so hergerichtet werden, daß der gekennzeichnete Reiter auf ihm seine Kriegsaufgaben erfüllen kann.

Diese Aufgaben: Marsch, Schlacht, Aufklärung und Kampf Reiter gegen Reiter verlangen vom einzelnen folgendes: Er muß fähig sein, mit einer Hand reitend seinen Platz im Verbande einzuhalten. Das bedeutet, daß er nicht nur überhaupt sein Pferd in der Art und Schnelligkeit seiner Vorwärtsbewegung beherrschen, sondern das Tempo in jeder Gangart weniger und mehr raumgreifend machen kann. Er muß allein, auch gegen die natürlichen Neigungen des Pferdes, immer geradeaus vorwärtskommen und immer mit einer Hand wenden können. Er muß auf raschem Gange anhalten und aus langsamem in schnellen vorpreschen können.

Wie muß nun das Pferd eingerichtet sein, um solchem Reiter in solcher Weise zu Gebote zu stehen?

Wir wollen ihn selbst fragen. Der Gefragte, ein gut ausgebildeter Zweijähriger, mag antworten: Mein Pferd muß immer in jeder Richtung geradeaus vorgehen und schneller gehen, wenn ich ihm mit meinen Unterschenkeln, Absätzen und Sporen zu Leibe gehe. Es muß langsamer gehen und schließlich anhalten, wenn ich die Zügel wirken lasse. Es muß immer fleißig in Gangart und Tempo weiterlaufen, wenn ich ihm nichts tue. Es muß sich mit meiner linken Hand rechts und links wenden lassen. Bei alledem muß ein Spielraum sein, wie beim Steuerrad am Automobil, so daß nicht jeder kleine Fehler meinerseits alles umwirft oder den Apparat verdirbt. Und immer vorausgesetzt, daß ich nicht zu ungeschickt verfahre.

Der Mann hat recht. So sehen die Ziele der Pferdeausbildung in erster Linie tatsächlich aus. Andere, weniger einfache Nebenprodukte guter Pferdeausbildung, z. B. größere Sicherheit, längere Konservierung eines gerittenen Pferdes, müssen gegen die genannten Hauptziele zurücktreten.

Die hier gewählte handgreifliche Formulierung dieser Hauptziele könnte den Anschein erwecken, als handle es sich um sehr einfache, leicht zu erreichende Dinge. Man ist eben leider gewöhnt, reitkünstlerische Sachen mit einem Wust von verstiegenen Kunstausdrücken bezeichnen zu hören.



Nein. Diese einfachen Dinge stellen ein sehr hohes Ziel dar, und nur sehr wenige Pferde entsprechen ihm ganz und gar. Ist nun das Ziel festgestellt, so fragen wir nach den Mitteln, mit denen man es erreichen könnte.

Wie man es macht, um ein Pferd so wie es beschrieben wurde herzustellen, das ist ein Problem der Tierdressur. Dieses könnte an sich wohl sehr verschieden gelöst werden. Für die Ausführung der entsprechenden Arbeit in der Kavallerie sind indessen einige Punkte durch äußere Umstände festgelegt. So z. B. die Zeit, innerhalb derer sich die Ausbildung vollziehen soll. Die Pferde zählen etwa 9 Monate nach ihrer Überweisung an die Armee zur mobilen Kriegsstärke. Von da ab müssen sie dienstpflichtig sein. Wenn nun auch im Frieden ein zweites Jahr ausschließlich der Vervollkommnung der Ausbildung gewidmet sein kann, und wenn auch in späteren Jahren ein gewisses Maß von Zeit und Arbeit zur Wiederherstellung zur Verfügung steht, so charakterisiert sich die Ausbildung doch als eine einmalige und erstmalige, in kurzer Zeit zu vollbringende, mit lange andauernden Ergebnissen. Also als eine eigentümlich intensive und tiefgreifende.

Ohne diese Feststellung könnte der Erfolg hier, wie in anderen Tierabrichtungen z. B., erwartet werden von einer einfachen Gewöhnung oder Erziehung. So versuchen gewisse ausländische Kavallerien in der Ausbildung ihrer Pferde auszukommen, d. h. also die Pferde z. B. an den Schuß, an die Waffen, an das Gehen im Gliede, an langen, ruhigen Galopp, an die Schwierigkeiten des Geländes zu gewöhnen. Die Ziele, die für unsere Ausbildung aber hier festgestellt worden sind, werden auf diesem Wege allein nicht einwandfrei erreicht. Schon deshalb nicht, weil, wie wir sahen, zu einer eingehenden Gewöhnung an alle Erfordernisse des Dienstes gar keine Zeit ist. Besonders aber, weil auf solche Weise nicht zu erreichen ist, daß das Pferd auf lange Zeit hinaus und jedem Reiter, auch einem schlechten, zu Willen sei.

In unserer Pferdeausbildung muß daher zu der notwendigen Erziehung und Gewöhnung noch etwas Besonderes hinzukommen. Dieses besondere Mittel ist bis jetzt nur in einem eigentümlichen Verfahren gefunden worden, das man im engeren Sinne „Dressur“ genannt hat.

Das Wesen dieses Verfahrens ist folgendes: Man lehrt das Pferd Verständnis für Zeichen unseres Willens, die wir mit den Händen oder Beinen vom Sattel aus geben. Man unterwirft seinen Willen durch stete Androhung von Unannehmlichkeiten soweit als möglich diesen Zeichen. Man zwingt es mittels dieser Zeichen, sich seiner Gliedmaßen in einer nicht ganz naturgegebenen, aber für die Annehmlichkeit, Sicherheit und Herrschaft des Reiters zweckmäßigen Form und Art zu bedienen. Diese

Unterwerfung und Formung prägt man dem Pferde fest ein. Man kann so tatsächlich erreichen, daß das Pferd sich dauernd unter dem Reiter in dieser zweckmäßigen Art bewegt, und daß gewisse einfache Kundgebungen des Reiters mit fast mechanischem Zwang auf seine Handlungen wirken. Ist dies der Fall, so ist es für Jedermann bequem und leicht zu reiten. Genau das brauchen wir für das Soldatenpferd, wie wir vorhin sahen.

Ein solches Verfahren, ein Gemisch aus Belehrungen und gymnastischen Übungen, durch welches ein lebendes und wollendes Wesen umgeformt und zu fast mechanischer Unterwerfung gebracht wird, kann nicht anders als sehr kunstvoll und schwierig sein. Es bedarf einer raffinierten Stufenfolge von teils belehrenden, teils gymnastischen „Übungen". Und diese Übungen ihrerseits werden begreiflicherweise ein hohes Maß von reiterlicher Technik und Gefühl, also von Reitkunst, beanspruchen. Es ist dabei einerlei, welche Stufenfolge und welche Einzelübungen angewendet werden. Die Schwierigkeit liegt vielmehr im Wesen der „Dressur" begründet.

So gelangen wir denn widerstrebend und immer bedacht, nur das kriegsmäßig Notwendige von Reiterei der Kavallerie aufzubürden, doch dazu, die ganze Feinheit der Kunst in Form der Dressurübungen zu fordern.

Diese Ansicht von der Kriegsnotwendigkeit guter Dressur hat indessen auch ihre Gegner. Man sagt, daß Reitertruppen im Felde schon gutes geleistet hätten, ohne im Besitz dressurmäßig ausgebildeter Pferde zu sein. Napoleons „Bauernjungen auf Requisitionspferden", General Stuarts Rauhreiter, Infanteristen, die auf Asiatischen Ponys Märsche und Felddienst tun, kurz, das ganze Arsenal trügerischer Beispiele wird herangezogen. Aber für uns, die moderne Deutsche Kavallerie, sind alle historischen Beispiele nichts nütze. Nie und nirgends haben dieselben Grundverhältnisse und dieselben Kriegsanforderungen an die Kavallerie bestanden, wie wir sie heute haben. In all solchen Beispielen war entweder die betreffende Reiterei in irgend einer Beziehung besser daran als die unsere, oder sie war nicht so vielseitig leistungsfähig als die unsere. Heute und für uns hier in Deutschland ist gründliche Dressur-Ausbildung der Pferde ein Erfordernis der Gegenwart, kein abzustreifendes, reaktionäres Überbleibsel aus alter Zeit.

Wir müssen uns also die Fähigkeit wahren, dieses eigenartige Ausbildungsmittel anzuwenden.

Worauf beruht nun die Fähigkeit einer Kavallerie zur Ausführung solcher Arbeit?

Man könnte glauben, es sei das Entscheidende oder wenigstens das Wichtigste hierzu, eine ideal gute Auswahl der gekennzeichneten not-

wendigen Dressurübungen zu treffen, oder neue, alles Bisherige in den Schatten stellende zu finden und diese Übungen der Kavallerie in einer ideal zweckmäßigen Stufenfolge vorzuschreiben. In der Tat scheint diese Frage, die „System- oder Vorschriftenfrage“, seit längerer Zeit im Mittelpunkte des Interesses der Fachleute zu stehen. Wir dürfen aber nicht in eine Überschätzung der Wichtigkeit von System und Vorschrift verfallen. Die Wirkung, die eine Vorschrift für die Pferdeausbildung haben kann, ist nämlich ziemlich eng begrenzt: Eine Vorschrift muß und kann bewirken, daß die Ausbildung der gelieferten Pferde in der Armee allerorts in derselben Zeitspanne erfolge; auch daß die Hauptabschnitte dieser Arbeit sich überall annähernd gleichzeitig vollziehen. Sie muß und kann ferner bewirken, daß in der ganzen Kavallerie im wesentlichen dieselben Ausbildungsmittel, also Typen von „Übungen“ angewendet, mit denselben Namen bezeichnet und in der annähernd gleichen Stufenfolge verbunden werden.

Diese Wirkungen muß die Vorschrift haben. Sie kann sie haben. Sie wird sie aber, wie jede andere Vorschrift, nur haben, wenn sie, einfach in Sprache, sehr knapp in Details und übersichtlich, durchaus allgemein verständlich und leicht lesbar, nichts sein will, als eine Darstellung der einzelnen Übungen, wie sie ungefähr in der Pferdeausbildung aufeinander folgen.

Um dieser durchaus notwendigen Klarheit und Kürze willen muß die Vorschrift bis zu einem gewissen Grade darauf verzichten, in die Tiefe des Stoffes einzudringen.

Sie kann dies umso eher, als sie ja doch nie imstande ist, selbst mittels der eingehendsten Detailschilderungen zu gewährleisten, daß die von ihr vorgeschriebenen Lektionen nun auch verständnisvoll angewandt und geritten werden. In dieser Richtung ist die Wirkung jeder Vorschrift sehr beschränkt.

Ferner ist man überhaupt nicht imstande, das Wesentliche, den Kern der Dressur, zweifelsfrei in Worten auszudrücken. Reiterlicher Takt, Übereinstimmung der Hilfen, Versammlung, Haltung, am Zügel Stehen — alle Versuche, diese entscheidenden Dinge in Worte bestimmt zu fassen, sind mißlungen. Selbst den besten Autoren. Immer blieben Mißverständnisse möglich, ja unausbleiblich.

Keiner neuen Vorschrift wird es in dieser Hinsicht besser ergehen.

Schließlich ist das Gebiet der reittheoretischen Begründungen, sind die Versuche, das Warum mit Hilfe von Anatomie, Physiologie, Physik, Mechanik und Logik endgültig festzustellen, durchaus nebelhaft, wechseln mit der Mode und locken, wenn ich mich so ausdrücken darf, keinen Hund hinterm Ofen vor.

Aus allen diesen Gründen tut eine Vorschrift umsomehr gut daran, sich auf knappe, gegenständliche Darstellung deutlich umrissener Lektionen, also der Übungen, zu beschränken, wie sie sich in der Ausbildung folgen sollen.

Eine solche Vorschrift sagt dann freilich nur: das und jenes muß gemacht werden.

Sie gibt keine Antwort auf die Frage: Was muß ein gebildeter Reiter wissen, oder was könnte ihn zu wissen interessieren?

Sie will eben nur „Vorschrift“ und nicht „Lehrbuch“ sein.

Die geistige Vertiefung ins Fach muß dem Privatfleiß der gebildeten Reiter überlassen werden. Es stehen dazu viele vorzügliche Bücher zur Verfügung.

Es könnte aber vielleicht auch daran gedacht werden, den Offizieren der Armee außer der knappen Vorschrift ein gewissermaßen offizielles Studienbuch über Reiterei zur Verfügung zu stellen. Anregend und vielseitig könnte dies Buch auch Hippologisches und Historisches, auch einiges über Zucht und über Sports enthalten.

Also eine Art Hilfs- und Studienbuch für die Gebildeten, das der Vorschrift sehr zu ihrem Vorteil viel Ballast abnähme.

Es sei erlaubt, im Lichte dieser Ideen, soweit es heute möglich ist, unsere jetzige Reitinstruktion, Teil II, zu betrachten.

Die Reitinstruktion sollte um der vorhin genannten, notwendigsten Wirkungen einer „Vorschrift“ willen gewiß von sehr viel Beiwerk befreit und sehr wesentlich gekürzt werden. Aber damit nicht genug. Sie bedarf einer grundsätzlichen Umformung und einer gewissen stofflichen Ergänzung. Sie enthält nämlich nur für die eigentliche Dressur genügende Angaben. Dressur bedeutete eben im Sinne ihrer Verfasser ursprünglich so ziemlich die ganze Ausbildung des Pferdes. Inzwischen wurde aber erkannt, daß die eigentliche Dressur nur eines der Mittel, nur einer der Teile der ganzen Ausbildung des Pferdes ist.

Wir wollen der Dressur einerseits vorarbeiten, indem wir mit den Pferden zwanglos ins Freie gehen, sie zu Ruhe und Verstand erziehen. Wir wollen ihnen gewohnheitsmäßig das Alleingehen, das Gehen auf langen geraden Linien früh beibringen. Wir wollen anderseits auch die Resultate der Dressur ergänzen, indem wir z. B. Einzelarbeit auf großen Plätzen, Galoppierübungen und andere wichtige und wertvolle Dinge betreiben.

All diese Dinge gehören nicht zur eigentlichen Dressur; sie passen nicht in deren Rahmen. Teils sind sie in das reine Dressursystem der alten Reitinstruktion schon eingedrungen, konnten aber da nur Verwirrung stiften, teils haben sie noch keine genügende Darstellung gefunden.

Diese Ausbildungsteile müssen koordiniert vor und nach der eigentlichen Dressur stehen. Für sie müssen ebenso knappe, aber ebenso genügende Fingerzeige (Lektionsbilder) gefunden werden wie für die Übungen der Dressur.

Für diese letzteren, die eigentlichen Dressurübungen, sind Neuaufstellungen nicht nötig. Es können in die neugeformte Vorschrift die Grundzüge aus dem Dressursystem der Reitinstruktion herübergenommen werden. Fast alle Vorwürfe, die man diesem Dressursystem gemacht hat, fallen weg, wenn es so, wie eben angedeutet, durch andersartige Übungen ergänzt wird, und wenn man es eben nur als einen berechtigt eigenartigen Teil der ganzen Ausbildung betrachtet.

Zu ihrem bestimmten und beschränkten Zweck, d. h. zur notwendigen Unterwerfung und gymnastischen Formung der Pferde sind diese Übungen heute noch so zweckmäßig wie jemals. Sie sind, im einzelnen richtig ausgeführt, unanfechtbar und tausendfach erprobt. Ihre aufsteigende Stufenfolge ist durchdacht und wirksam. Sie unterscheiden sich von den Lektionen anderer Systeme vorteilhaft dadurch, daß sie sich deutlicher ausprägen, in ihren groben Umrissen leichter erkannt und behalten werden. Jedenfalls aber muß entschieden gewarnt werden, erstens: vor Änderung oder Verschiebung einzelner Teile innerhalb eines geschlossenen Systems. Handelt es sich um wichtige Teile, so stört eine Änderung den systematischen Aufbau des Ganzen. Ändert man aber einzelne Äußerlichkeiten und Nebensachen, so ist dies nichts als Spielerei und stört die Truppe. Die Mode darf nicht Eingang in die Vorschrift finden.

Zweitens sind alle Änderungen verfehlt, durch die die Dressur wesentlich leichter, einfacher werden soll. Wenn wir überhaupt an Dressur im eigentlichen Sinne festhalten wollen, so kann sie nie leicht und nie einfach sein. Dressur, die von schlechten Reitern ausgeführt und von nichts davon Verstehenden geleitet werden kann, gibt es nicht.

In dieser Beziehung auf Verbesserungen oder auf das Auftauchen eines andersartigen Systems zu hoffen, ist fruchtlos.

Diese Betrachtung führt uns zurück auf die vorhin aufgeworfene Frage: Worauf beruht die Fähigkeit einer Kavallerie, die notwendige, schwere Arbeit der Dressur zu verrichten?

Wenn die Vorschriften und Bücher, ja sogar die Systeme zu dieser Fähigkeit nur in beschränktem Maße beitragen — wo liegt dann der Kernpunkt? Er liegt eben darin, daß die vorgeschriebenen Lektionen verständnisvoll angewendet und gut geritten werden.

Dazu ist etwas anderes nötig als Paragraphen, nämlich: daß „Reitkunst" in einer Kavallerie heimisch und lebendig sei. Das heißt praktisch ausgedrückt: daß es in ihr viele Offiziere und Unteroffiziere gebe, die im

Dressurreiten viel können. Das einfache technische Reitenkönnen der an der Dressur der Pferde Beteiligten ist der entscheidende Punkt.

Es sei hier zunächst die Rede von den Reitern, mittels deren wir unsere Pferde ausbilden. Dann erst soll zum wichtigsten Punkte vorgedrungen werden, zur Arbeit der Offiziere.

Gute Reiter müssen die Leute sein, die auf den auszubildenden Pferden sitzen. Es handelt sich dabei im wesentlichen um die Unteroffiziere; während die mehr gewöhnenden und hygienischen Übungen der Ausbildung auch von guten Mannschaften ausgeführt werden können, sind nur die Unteroffiziere, weil sie länger als drei Jahre dienen, in der Lage, die recht hohe Kunststufe zu erreichen, die für wirksame „Dressur", wenn sie ohne Zeitverlust und ohne Schäden verlaufen soll, nötig ist. Das Können dieser Klasse bietet den richtigen Gradmesser der in einer Kavallerie vorhandenen Reitkunst. In ihren Reihen muß gute Reiterei verbreitet sein und erhalten werden.

Was kann nun unter den gegebenen Verhältnissen geschehen, um das Können der Unteroffiziere im Punkte Dressurreiten auf die nötige Höhe zu bringen oder auf dieser zu erhalten?

In die Klage, unsere Unteroffiziere dienten nicht mehr lange genug, strebten zu früh in die Zivilversorgung — in diese Klage möchte ich nicht einstimmen. Es ist ein Faktum, mit dem gerechnet werden muß.

Infolge dieser relativ kurzen Dienstzeit erweist sich nämlich der eine der beiden Wege, auf denen man in der Dressurkunst eine hohe Stufe erreichen kann, für unsere Unteroffiziere als ungangbar. Ich meine den Weg der einfachen „Routine". Er führt durch zu lange Jahre, zu viele Irrtümer, und bedingt zu viel ganz selbständiges Arbeiten. Der andere Weg, auf dem man schneller und sicherer ein guter Reiter werden kann, besteht darin, daß man das Wesentliche, die feinen Handgriffe, das richtige Gefühl im Einzelunterricht von einem Meister in diesem Fache lernt, teils durch Absehen, teils durch Belehrung, am besten, indem Lehrer und Schüler abwechselnd zu Pferde sitzen. In der Truppe kann man auch diesem Wege nicht allgemein folgen. Man ist da im allgemeinen genötigt, einen Mittelweg einzuschlagen: teils Belehrung, teils Routine. Es geschieht nämlich Reitausbildung der Reiter und die Dressur der Pferde kombiniert, eins durchs andere. Auf diese Weise geschieht aber nicht das Beste und Wirksamste zur reiterlichen Förderung. Zum mindesten geht viel Zeit verloren. Der Beschäftigung mit dem einzelnen sind dabei enge Grenzen gesetzt, auch kann nicht angenommen werden, daß der Ausbildungsleiter immer auf der nötigen sehr hohen Stufe des Selbstkönnens steht.

Offenbar wäre es besser, wenn zielbewußter und zweckmäßiger, als

es mit diesem kombinierten Betrieb von Dressur und Reiterausbildung geschehen kann, auf die Ausbildung der jungen Unteroffiziere zu guten Dressurreitern hingewirkt würde. Ich halte es für möglich. Fußend auf der Gewißheit, daß man nur im Einzelunterricht zu Pferde durch einen bedeutenden Selbstkönner im Fach schnell und über eine Mittelstufe hinaus in der Dressurkunst gefördert werden kann, sollte und könnte man nicht Jahre mangelhaft genützt verstreichen lassen, sondern eben auf diese Weise etwas für die spezielle Reitausbildung der jeweils jüngsten zwei oder drei Unteroffiziere tun. Voraussetzungen: Zeit, Pferd und ein besonders guter Dressurreiter als Lehrer. Ja, der vorzügliche Dressurreiter, der Lehrer!

Obwohl es mißlich ist, aus immer beschränkten eigenen Erfahrungen auf das Ganze zu schließen, glaube ich doch sagen zu dürfen, daß fast jede Eskadron solch einen über das Durchschnittsmaß hervorragenden Reitmeister besitzt: Offizier oder Unteroffizier. Aber ebenso glaube ich sagen zu können, daß die außerordentliche Lehrkraft, die in diesen Meistern des Faches steckt, selten genügend in der angedeuteten Richtung ausgenützt wird. Und wenn einzelne Eskadrons ohne solchen Meister sein sollten, so ist dies kein Grund dafür, daß die Glücklicheren auch nichts in dieser Richtung tun.

Zur Zeitfrage ist nur zu bemerken, daß man in 10 Minuten Einzelunterricht durch einen großen Könner mehr lernt als in stundenlangen Reprisen. Jede Minute bringt sich hundertfach für die Truppe wieder ein. Pferde gibt es immer. Nur eine Frage des guten Willens des Eskadronchefs. Da nun eine Viertelstunde, ein Winkel des Reithofes und ein beliebiges Pferd als Requisiten solcher Unterweisung immer zur Verfügung stehen und es sich ja stets nur um einen oder zwei neue junge Unteroffiziere handelt, so kann in dieser Art viel Nützliches geschehen. Die Wirkungen brauchen kaum geschildert zu werden. Es genügt der nochmalige Hinweis darauf, daß alle Dressurlektionen sehr große Technik und ein feines Gefühl des Reiters verlangen, wenn sie nicht nutzlos oder gar schädlich wirken sollen, daß die vorzüglichste Auswahl von Übungen wirkungslos bleibt, wenn diese Übungen nicht gut ausgeführt werden, daß erst die Reitkunst, das Können der Reiter dem toten Buchstaben der Vorschrift zum Leben verhelfen kann.

Soviel über die in der Pferdedressur der Armee verwendeten Reiter.

Bekanntlich hat sich eine zweckmäßige Arbeitsteilung eingeführt. Unsere Reiter dressieren nicht selbständig. Ein Leitender übernimmt Anordnung und Überwachung der Dressurarbeit von 12 bis 15 Reitern. Diese Leitung der Dressurarbeit ist bei uns grundsätzlich eine Arbeit der Offiziere. Der Leitende (Reitlehrer) nimmt den Reitern einen großen

Teil der Schwierigkeiten ihrer Aufgabe ab. Dieser Teil fällt aber verzehnfacht ihm selbst zur Last. Er denkt für die Reiter, bestimmt die Anwendung der Lektionen, den Stufengang im einzelnen, und zwar für 12 bis 15 Pferde. Diese schwere Aufgabe stellt also an den Offizier ganz bestimmte hohe Anforderungen.

Erstens und vor allem ist es notwendig, daß er genau weiß, was über dieses Fach in der Kavallerie vorgeschrieben ist. Das scheint selbstverständlich. Wir werden es aber erst erreichen, wenn die entsprechende Vorschrift in schon besprochener Weise geklärt, einfach, handgreiflich und leicht lesbar gemacht ist.

Aber auch dann kann die Kenntnis der Vorschrift nie genügen. Wissen bedeutet in dieser Sache wenig. Die einzige gesunde und genügende Grundlage für Kenntnis und Verständnis der Dressur und ihrer Übungen bildet das eigene Können, die eigene Arbeit im Sattel.

Zur Genüge wird von den Ausnahmefällen gesprochen, in denen bei mangelndem Können Verständnis und Lehrerfolg beobachtet wurde. Solche Fälle sind interessante Kuriositäten, es ist aber kein nützlicher Schluß daraus zu ziehen. In der Hälfte der Fälle dürfte der Erfolg außerdem auf Täuschung beruhen, indem bei der eigentümlichen Art der Dressurbesichtigungen Drill und Routinierung der Pferde von Gerittenheit sehr schwer zu unterscheiden ist. Schließlich kann es doch niemals als eine gute Situation angesehen werden, wenn ein Vorgesetzter in seinem Hauptlehrfach von seinen Schülern übertroffen wird.

Darum möchte man von jedem „Reitlehrer", also jedem Kavallerieoffizier, verlangen, daß er persönlich die Reitkunst, besonders die schwere Kunst der Dressur, vollkommen beherrsche.

Diese Forderung ist aber wertlos, weil unerfüllbar. Dazu haben die Offiziere zu vielseitige, zu verschiedene andere wichtige Aufgaben. Nur zweierlei scheint mir in dieser Richtung erreichbar zu sein:

1. für alle Kavallerieoffiziere die „dienstlich erforderliche Stufe" der Dressurkunst;
2. daß eine größere Anzahl von Kavallerieoffizieren als heute es bis zur Vorzüglichkeit im Dressurreiten bringe.

Ebenso wie im Draußenreiten der Offizier auf einer dienstlich nötigen Stufe des Könnens stehen muß, ebenso im Dressurreiten. Diese Stufe muß er früh erreichen. Es dürfen nicht Jahre darüber hingehen, denn dies gewisse Maß im Sattel erworbener Kenntnis der Reiterei bildet eben eine unerläßliche Bedingung seiner dienstlichen Tätigkeit.

Jetzt stehen wir in dieser Beziehung am Beginn einer glücklichen Entwicklung. Es ist — so hoffen wir alle — nur eine Frage der Zeit,

daß jeder Kavallerieoffizier vor seinem Dienste im Regiment eine Reitschule durchmachen muß. Die Beweise für die Vortrefflichkeit dieses Verfahrens sind seit vielen Jahren in Österreich, in Sachsen und seit neuestem in Paderborn erbracht.

Zu berücksichtigen wäre in dieser Richtung der Gedanke eines bekannten Reiterschriftstellers:*) es möchte den Kavallerie- und Artilleriefähnrichen auf der Kriegsschule täglicher, guter Reitunterricht zuteil werden. Dies kann ohne Änderungen in Organisation oder Etat für möglich gehalten werden.

Jedenfalls ist zu erwarten, daß das „dienstlich erforderliche" Maß von Dressurkunst auf Grund solcher Neueinrichtungen mit Hilfe der regelmäßigen Offizierreitstunden allgemeiner erreicht werde als bisher.

Darüber hinaus ist als erreichbar festgestellt: daß eine größere Anzahl von Offizieren als heute eine hohe, künstlerische Stufe des Dressurreitens erreiche. Dies halte ich noch für wichtiger als die allgemeine Erreichung der Mittelstufe. Denn solche Offiziere sind die Anreger, sind die einzig Befähigten, um im Sinne meiner Ausführungen über das Reiten der Unteroffiziere reell gute Dressurreiter wieder zu erzeugen, gesunde Reitkunst fortzupflanzen und die richtige Auffassung und Ausführung der Dressurlektionen immer wieder deutlich vor Augen zu stellen.

Wie ließe sich die Zahl solcher Dressurkünstler, die heute äußerst klein zu sein scheint, erhöhen? Meines Erachtens ist in dieser Richtung Erfolg weniger zu erwarten von Spezialanstalten, Reitinstituten, als von geeigneten Maßnahmen in den Regimentern. Ziel und Grundbedingungen müssen nur klar im Auge behalten werden. Ziel ist: eine kleine Anzahl von Offizieren, zwei oder drei, auf eine besonders hohe Stufe der dressierenden Reitkunst zu führen. An die Spitze der Grundbedingungen hierzu muß ich eine allgemeine Weisheit stellen, die leider einer Phrase täuschend ähnlich sieht: „Nur außerordentliche Lust und Liebe zum Dressurhandwerk führen auf eine respektable Höhe dieser Kunst".

Darf man nun zuwarten, daß so alle 5 bis 10 Jahre ein junger Herr mit der angeborenen, so seltenen wilden Reitpassion eintritt? Soll man unfruchtbare Klagen über die Passionslosigkeit der Jugend für das Dressurgebiet anstimmen? Nein, es muß Zweckentsprechendes geschehen, um einige junge Talente ganz und gar an dieses Fach zu fesseln.

Es liegen hier besondere Schwierigkeiten vor. Die Dressurkunst hat an sich nichts Verlockendes für einen jungen Menschen, für ein frisches, junges Blut. Die Katzbalgerei mit einem widersetzlichen Pferde — das geht noch an; aber die schwere Kunst formenden, ausbildenden Reitens,

*) Rittmeister v. Edelsheim.



in der fehlendes Können sich so mitleidlos als Mißerfolg äußert, die Kunst, in der ein Fillis bekennt, erst nach 40jähriger Praxis die Vollkommenheit erreicht zu haben, — die wirkt nicht anlockend. Sie vollzieht sich dazu noch großenteils in umschlossenem Raum und in kurzen Tempos, und schließlich haben ihre Ziele wahrlich nichts Blendendes. Ein schöner Mitteltrab, eine korrekte Volte, soviel Sinn und Zweck sie besitzen, sagen keinem Anfänger etwas, sie müssen ihm öde und als Ziel jahrelangen Strebens sinnlos erscheinen.

Wie macht man nun diesen herben Stoff der Jugend schmackhaft, wie erwirbt man ihm ihre Liebe? Zunächst durch Gelegenheit zum anregenden, relativ raschen Lernen des Wesentlichen, zum Hinwegkommen über die Anfängerschaft, der nichts gelingt, zum richtigen Gefühl, zur Technik der Einwirkung. Es gibt, wie erwähnt, nur eine einzige Art genügend anregenden und fördernden Unterrichts zu diesem Zweck. Es ist das Zusammenarbeiten mit einem wirklichen Könner im Fach. So muß es denn auch hier gemacht werden. Die Könner müssen ausgenützt werden, das heißt also die Herren, die die Dressurkunst zu ihrer Lieblingsbeschäftigung gemacht und eine besonders hohe Stufe darin erreicht haben. Nur der Unterricht von Leuten, die hervorragend viel können, ist fesselnd und überzeugend, also geeignet, junge Talente aufs Gebiet der Dressur zu locken. Es wird solchen Lehrern dazu auch wohl das wirksamste und anlockendste Mittel des Reitkunstunterrichts zur Verfügung stehen, nämlich Lektionen der hohen Schule. Jedes Mittel ist hier gut, wenn nur der Jünger die Leidenschaft zur Dressur bekommt.

Mit dem notwendigen regelmäßigen winterlichen Reitunterricht aller Offiziere, der Offizierreitstunde, hat diese Arbeit nichts zu tun. Dieser verfolgt andere Zwecke mit anderen Mitteln.

Über die speziellen Anordnungen des beschriebenen Reitkunstunterrichts kann nichts Allgemeingültiges gesagt werden. Aber bei der Anspruchslosigkeit solcher Übungen in bezug auf Zeit, Pferde und Raum, der Möglichkeit ihrer Ausdehnung über das ganze Jahr kann fest behauptet werden, daß hierbei, wo ein Wille ist, auch ein Weg sich findet.

Hat man erst einige junge Kräfte so weit, daß sie sich mit Eifer und Erfolg der Dressur hingeben, dann muß ihre Arbeit das nötige Maß von Anerkennung finden. Eine große Genugtuung und ein Ansporn würde für den fleißig in Dressur arbeitenden Offizier darin liegen, daß ihm alle 2 bis 3 Jahre Gelegenheit gegeben wäre, seine Kunst der Generalinspektion der Kavallerie gelegentlich der Inspektionsreisen vorzuführen. Freilich kann von einer Reitstundenvorführung gewöhnlichen Stils nicht die Rede sein. Vielmehr würden eben nur außerordentliche

Kräfte in besonders guten Leistungen vorgestellt. Es würde der Ehrgeiz geweckt, auf die Liste dieser „besonderen Reitklasse" zu kommen.

Ich komme zum letzten der Heilmittel: dem öffentlichen Erfolg und dem Geldgewinn. Es ist zuzugeben, daß diese Mittel sich nicht an die edelsten Seiten des Menschen wenden. Aber wo wäre ohne sie der Hindernissport? Und hat ihre Anwendung nicht mitgeholfen, die österreichische Reiterei auf ihre große Höhe zu bringen?

Auch in dieser Beziehung stehen wir mitten in einer sehr glücklichen Entwicklung. Die sogenannten Concours hippiques, bald in einer über ganz Deutschland verbreiteten großen Organisation zusammengefaßt, bieten Gelegenheit, Reitkunst zu sehen, zu zeigen, öffentlichen Erfolg zu ernten und durch Geldgewinne sich schadlos zu halten. Trotz der Vorbildlichkeit des Auslandes in diesen Veranstaltungen müssen unsere Concours sich im Interesse der Kavallerie eine nationale Eigentümlichkeit wahren, die eben darin besteht, daß der Reitkunst, wie die Armee sie braucht, ein wesentlicher Anteil geschaffen und erhalten wird. Auch dies wird gelingen. Schon jetzt gibt es erste Preise von 1000 ℳ für Dressur, eine Sache, die vor 20 Jahren schon angestrebt, aber für völlig unmöglich gehalten wurde.

Nach alledem ist zu hoffen, daß erreicht werde, was für eines der wichtigsten Mittel zur Erhaltung guter Reitkunst im Dienste der Armee gehalten werden kann, nämlich eine gesteigerte Zahl von Offizieren, die in der Dressurreitkunst den Meistertitel verdienen, sich dieser Kunst hingeben und die richtige Tradition fortpflanzen.

Obwohl es nicht streng zur Sache gehört, möchte ich auf einen wichtigen Nebenvorteil hinweisen, den die eifrige Beschäftigung mit der Dressurkunst für den Kavallerieoffizier persönlich und damit für die Waffe hat. In jedem Jahre einer langen Leutnants- und Rittmeisterzeit etwa fünf Monate mit einem Dienstzweige beschäftigt zu sein, dem man nicht innerlich nahesteht, mit dem einen nicht schon ein rein sachliches Interesse verbindet, das muß ermüdend und abstumpfend wirken. Wie aber erst, wenn man das Gefühl hätte, diesen Dienstzweig nicht soweit als nötig zu beherrschen. Den für die Dressur sich warm Interessierenden dagegen trägt diese Passion wie im Fluge über die Leutnantsjahre hinweg und hält ihn frisch, mit verdoppeltem Eifer die Eskadron zu übernehmen. Für ihn folgt nicht Jahr für Jahr wie für den anderen auf glorreichen Sommer ein Winter des Mißvergnügens. Denn gerade im Winter steht seine Arbeit in Blüte. Die Wirkung dieser unterschiedlichen Entwicklung muß für die Truppe recht fühlbar sein. Dazu kommt, daß die Fähigkeit zur Dressur nicht wie die zu anderen Sports beim Älterwerden erlischt, sondern sich steigert, also gerade den älteren Menschen in

dauerndem innigen Konnex mit der Arbeit der Truppe hält. Das ist äußerst wichtig!

Es könnte nun der Sorge Ausdruck gegeben werden, wir möchten durch so starke Betonung des reitkünstlerischen Elements die wertvollen Resultate des Rennsports, also heißer Bemühungen der letzten 40 Jahre, wieder einbüßen. Schon einmal überwog die Kunst zum Nachteil unserer Waffe den Schneid und die Schnelligkeit. Die Gefahr der Rückkehr eines solchen Mißverhältnisses liegt indessen nicht vor. Wir dürfen heutzutage auf die Wagschale der Kunst ein ganz Teil Gunst und Lohn werfen, ohne die Wagschale des Rennsports zu leicht zu machen. In der Praxis löst sich diese Frage aber, ohne die anderen Sports überhaupt zu tangieren. Man muß nicht von allen alles verlangen, sondern die Kräfte auf die verschiedenen Zweige der Reiterei verteilen. Ganz ohne Passion und Können zu irgend einer Sache, die mit dem Reitgebrauch des Pferdes zusammenhängt, sollte aber kein Reiteroffizier bleiben. Hier liegt noch ein großes Arbeitsfeld. Der Rennsport, Springsport, Polo, alle diese herrlichen Sports fesseln doch nur einen Teil aller Offiziere. Dieser Teil kann und soll sich noch erheblich vergrößern. Immer wird aber, schon aus äußeren Gründen, die große Mehrzahl daran unbeteiligt bleiben.

Für diese Mehrzahl ist die Dressurkunst der gegebene Sport, das Mittel, sich mit dem Herzen, mit der Passion der Arbeit der Truppe zu verbinden.

Es sei zum Schluß kurz zusammengefaßt, wie es mit der notwendigen Reitkunst im Dienste der Armee heute und in Zukunft bestellt zu sein scheint. Ein gutmütiges, rittiges Pferdematerial wird uns geliefert. Eine Neugestaltung der Reitvorschriften bringt einen zweckmäßigen Ausbildungsgang zu allgemeiner Kenntnis und einheitlicher, sicherer Anwendung in der ganzen Kavallerie. Die sogenannten kleinen Reitschulen werden allen Kavallerieoffizieren die notwendige Grundlage zu erfolgreicher Tätigkeit im Fache geben. Die Veranstaltungen von Preisreiten in der Öffentlichkeit erhöhen das Streben nach hervorragender Leistung auf dem Gebiet der Reitkunst. Die reiterliche Ausbildung der Unteroffiziere läßt sich mit geeigneten Mitteln vervollkommnen, und ebenso können mehr Offiziere als heute dem Dressurfache mit Leib und Seele gewonnen werden.

Fügen wir diese Einzelzüge zusammen und nehmen noch dazu, daß die Sports des schnellen und des über Hindernisse Reitens in immer steigendem Maße gepflegt werden, so ergibt sich das beruhigende Bild einer steten Vervollkommnung unserer kavalleristischen Kriegstüchtigkeit.

Bei so zweckmäßiger und intensiver Arbeit wird die Reiterwaffe eine erhöhte Beschäftigung mit der Schußwaffe in ihr Pensum aufnehmen, unbeschadet ihrer reiterlichen Grundeigenschaften.

Es wird gelingen. Dann wird es, unter gesteigerter Heranziehung von Maschinengewehr- und artilleristischer Wirkung, jene neu- und eigenartig durchgebildeten Kavalleriekörper geben, wie solche die gesamte Kriegsgeschichte nicht kannte und wie sie kein Kriegsherr, kein Volk je ins Feld stellen konnte.

Das ist das große Ziel unserer reiterlichen Kleinarbeit, unsere Hoffnung im kleinen und im großen.

Die Operationen Mac Mahons von Châlons bis Sedan.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 23. Februar 1910
von

v. Borries,
Major im Großen Generalstabe.

Am 15. August 1870 entschloß sich Kaiser Napoleon III. in Gravelotte, die Rheinarmee zu verlassen und sich nach Châlons zu begeben, um dort die Truppen Mac Mahons, neu aufgebotene Streitkräfte und die der Führung Bazaines anvertrauten Korps zu einem Heere zu vereinigen, das durch seine Stärke befähigt sein sollte, der Deutschen Invasion auf dem Wege nach Paris erfolgreich gegenüberzutreten. Für diesen Zweck war es wichtig, daß die Rheinarmee ihren Rückzug von der Mosel über die Maas nach Möglichkeit förderte, nachdem sie noch am Tage zuvor auf der Ostseite von Metz in einen Kampf mit den Deutschen verwickelt gewesen war. Daß Bazaine den Abmarsch durch Metz auf das linke Mosel-Ufer tatsächlich betrieb, konnte der Kaiser am 15. August selbst noch beobachten. Als er am Morgen dieses Tages von Longeville nach Gravelotte ritt, sah er die Trains des 2. Korps im Marsch auf der Straße nach Rezonville; später folgten die Truppen des 2., 6. und des Gardekorps und füllten am Abend den Raum zwischen St. Marcel, Flavigny, Gravelotte und St. Hubert mit ihren Biwaks. So durfte der Kaiser am Morgen des 16. August 5 Uhr früh Gravelotte mit dem Gefühl der Sicherheit verlassen, daß wenigstens der Vereinigung der getrennten Heeresgruppen bei Châlons keine Schwierigkeiten mehr erwachsen würden. Er unterließ aber nicht, vor der Abfahrt dem Marschall Bazaine noch einmal den baldigen Weitermarsch über Verdun nach Châlons dringend zu empfehlen. Es war das letzte Mal in diesem Kriege, daß der Kaiser den Marschall sprach; das nächste Wiedersehen fand erst am 2. November 1870 in Wilhelmshöhe statt.*)

*) Graf Monts, Napoleon III. auf Wilhelmshöhe, S. 83.

Der Kaiser fuhr im Wagen unter Kavalleriebedeckung bis Verdun, bestieg dort mit seinem Gefolge einen gewöhnlichen Eisenbahnzug und traf um 8 Uhr abends im Lager von Châlons ein. Was er unter den dort versammelten Truppen in den nächsten Tagen sah und erlebte, war wenig geeignet, sein Vertrauen auf eine glückliche Wendung des Krieges zu heben.

Mac Mahon hatte am 8. August in Saarburg vom Kaiser den Befehl erhalten, nach Châlons zurückzugehen, das der Marschall nach der Schlacht von Wörth selbst schon für das 1. Korps Ducrot und die 1. Division des 7. Korps als Ziel ins Auge gefaßt hatte. Dorthin wurde auch das 5. Korps Failly gewiesen, das nach der Schlacht des 6. August von Bitsch auf Lützelstein zurückgegangen war. Das 7. Korps Douay zog seine 2. und 3. Division bei Belfort zusammen und eilte mit der Bahn auf dem weiten Umwege über Chaumont, Troyes und Paris der Marne zu.

Die Versammlung aller dieser Kräfte bei Châlons gelang, ohne daß die verfolgende Deutsche Dritte Armee störend eingriff. Zwar waren das 1. und das 5. Korps, nachdem sie am 10. August die Gegend von Luneville erreicht hatten, in südlicher Richtung auf Bayon und Charmes ausgebogen, weil übertriebene Nachrichten die Anfänge der Kronprinzlichen Armee bereits bei Château Salins auftauchen ließen; indes auch diese Abweichung vom geraden und kürzesten Wege schuf keinen Nachteil. Das 1. Korps setzte seine Fußtruppen und die der 1. Division des 7. Korps bei Neufchâteau auf die Eisenbahn und brachte sie bis zum 17. August nach Châlons; die berittenen Truppen folgten bis zum 19. August. Die letzten Züge mit den Truppen des 7. Korps aus Belfort erreichten den Zielpunkt am 20. August. Das 5. Korps traf mit der Eisenbahn von Chaumont bis zum 21. August bei der Armee ein. An diesem Tage standen die verfolgenden Deutschen mit der Maasarmee noch größtenteils östlich der Maas bei Etain und südlich, mit der Dritten Armee westlich des Flusses bei Commercy und südlich; die Kavallerie streifte im Marne-Tal bis Vitry le Français. Die Franzosen hatten mithin so viel räumlichen Vorsprung, daß ihnen eine freie Entschließung möglich war.

Bis zum Eintreffen der Streitkräfte Mac Mahons war das Lager neben einer Anzahl bisher nicht verwendeter aktiver Truppen von 18 Mobilgarden-Bataillonen aus Paris besetzt gewesen, die aus gänzlich unausgebildeten Leuten bestanden, und zwar aus großstädtischen Schreiern und Laffen übelster Sorte. Sie hatten in dem sonst so sorgfältig gepflegten Lager wie Vandalen gehaust und spotteten jeden Versuchs, der Mannszucht Geltung zu verschaffen. Die Anwesenheit des Kaisers hielt sie nicht ab, seine Person in der schmählichsten Weise zu verunglimpfen.*) Es war daher eine im Interesse des Monarchen und der übrigen Truppen

*) Journal d'un officier d'ordonnance. Par le comte d'Hérrisson, 2. Kapitel.

durchaus notwendige Maßregel, daß diese gefährliche Soldateska am 18. August wieder nach der Hauptstadt abgeschoben wurde. An ihre Stelle trat die aus aktiven Truppen bestehende Division Grandchamp, die bisher die Pyrenäen bewacht hatte und über Paris herangezogen worden war. Sie fügte sich als 1. Division in das neugebildete 12. Korps Lebrun ein, dessen 2. Division aus drei aktiven Regimentern und vier sogenannten Marschregimentern formiert wurde, während sich die 3. Division aus Marineinfanterie zusammensetzte. Mit dem 12. Korps wurde der Bestand der Truppen von Châlons auf vier Korps gebracht (1., 5., 7., 12.); dazu kam noch eine Kavalleriereserve von zwei Divisionen. Im ganzen waren für die Fortführung des Feldkrieges im Innern Frankreichs verfügbar: 13 Infanteriedivisionen und sechs Kavalleriedivisionen, darunter vier Kavalleriedivisionen im Verbande der Korps; zusammen etwa 130 000 Mann, 27 000 Pferde und 450 Geschütze.*)

Der militärische Wert dieser Truppen war nicht gleichmäßig. Am brauchbarsten und vom besten Geiste beseelt erwiesen sich naturgemäß die Teile, die den auflösenden Einflüssen der bisherigen unglücklichen Kämpfe und Rückzüge noch nicht ausgesetzt gewesen waren, so die 2. und 3. Division des 7., der größte Teil des 12. Korps und die Division Margueritte der Kavalleriereserve. Dagegen war der Zustand des 1., des 5., der 1. Division des 7. Korps und der Division Bonnemains der Kavalleriereserve sehr wenig befriedigend. Die Mannschaften kamen abgehetzt, mißgestimmt und aufsässig nach Châlons; es fehlte an den notwendigsten Bedürfnissen, auch an Munition, und in der kurzen Zeit, die im Lager bis zum Neubeginn der Operationen zur Verfügung stand, ließ sich die Arbeit der Neuausstattung der Truppen trotz der eifrigen Vorsorge des Kriegsministeriums nur unvollkommen bewältigen. Die 2. und 3. Division des 5. Korps mußten sogar fast unmittelbar nach beendeter Eisenbahnfahrt wieder marschieren. Am schlimmsten aber stand es mit den Marschregimentern der 2. Division des 12. Korps, die zum großen Teil aus Rekruten, zum Teil auch aus alten Reservisten gebildet waren. Diese Soldaten hatten nach dem Ausspruch ihres eigenen Kommandeurs mit wirklichen Soldaten nur den Namen gemein.**) Kein Wunder, daß die Führer der Armee von Châlons den kommenden Ereignissen mit großer Sorge entgegensahen.

Am Tage nach der Ankunft des Kaisers, am 17. August 4 Uhr morgens, traf Marschall Mac Mahon im Lager ein und begab sich um 8 Uhr morgens in den kaiserlichen Pavillon zu einer Beratung, zu der Napoleon III. seinen Vetter, den Prinzen Jerome Napoleon, den Mar-

*) Das Französische Generalstabswerk über den Krieg 1870/71. Wahres und Falsches. Von v. Schmid (fortgesetzt von Kolbe). Heft 8, S. 11 bis 21.

**) Französisches Generalstabswerk, L'armée de Châlons, I, S. 12.



schall, die Generale Trochu und Schmitz sowie den Kommandeur der Mobilgardenbataillone Berthaut berufen hatte. Es handelte sich um die Besetzung der Kommandostellen, die jetzt von größter Bedeutung wurden, der Befehlshaberschaft über die neu gebildete Armee von Châlons und des Gouvernements Paris, sowie um die Feststellung des leitenden Gedankens für die kommenden Operationen. Daß Mac Mahon zum Führer der Armee von Châlons ernannt werden würde, war vorauszusehen. Dagegen hatte der Kaiser Bedenken, dem General Trochu, wie ihm vorgeschlagen wurde, das Gouvernement Paris zu übertragen; erst als ihn Mac Mahon unter vier Augen über die politische Gesinnung des Generals beruhigte, und Prinz Jerome erklärte, daß nur Trochu durch seine Volkstümlichkeit die Macht habe, die mißgestimmte Bevölkerung der Hauptstadt im Zaum zu halten, gab er nach. So begannen bereits die innerpolitischen Verhältnisse ihre Wirkung auf die militärischen Maßnahmen zu äußern. Hinsichtlich der Operationen herrschte volles Einverständnis, daß die Armee nach Paris marschieren müsse, um die Hauptstadt gegen eine Belagerung zu schützen; dorthin wollte sich auch der Kaiser begeben. Dieser Entschluß wurde gefaßt unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß die Rheinarmee im Marsch auf Verdun sei. Vom Feinde wußte man die Erste und Zweite Armee Bazaine gegenüber bei Metz; die Dritte sollte bei Nancy und südlich die Mosel erreicht haben, ihre Streifpatrouillen berührten schon die Maas.

Der Kaiser bestimmte ausdrücklich, daß Marschall Bazaine den Oberbefehl über sämtliche kaiserlichen Truppen behalten, und Marschall Mac Mahon unter ihm die Armee von Châlons kommandieren sollte. Damit schien das Schicksal Frankreichs ganz in die Hände Bazaines gelegt zu sein. Bazaine aber war um diese Zeit westlich von Metz schon in den Kampf mit der Deutschen Zweiten Armee verwickelt gewesen, der ihm das erstrebte Zusammenwirken mit der Armee von Châlons unmöglich machte. So ruhte tatsächlich auf Mac Mahons Schultern die Verantwortung für die Geschicke der letzten noch im freien Felde stehenden Armee, des Vaterlandes und der Kaiserlichen Familie. Als ihn der Kaiser von seinem Gouverneurposten in Algier nach Frankreich zurückberief, um ihm die Führung des 1. Korps zu übertragen, hatte er ihm sagen lassen, daß der Krieg nur eine kurze Zerstreuung für den Marschall sein werde, und daß er bald nach Algier zurückkehren könne. Es war anders gekommen, wie der Marschall auch vorausgesehen hatte. Schwerlich aber hatte er geahnt, daß er, der im Grunde seines Herzens Legitimist war, in der Zeit bitterster Not für die Napoleonische Herrschaft an die entscheidende Stelle berufen werden würde. Indes war er ein viel zu guter Franzose, um sich der ihm übertragenen Aufgabe nicht mit vollster Hingebung zu widmen; in erster Linie stand ihm das bedrohte Vaterland.

Der Marschall war eine der glänzendsten Erscheinungen des damaligen Frankreich und blickte auf eine höchst ehrenvolle kriegerische Vergangenheit zurück. Seit Magenta besaß er das Vertrauen der Armee und des Volkes. Wie einst Desaix bei Marengo durch sein glückliches Eingreifen die Schlacht für den Ersten Napoleon entschieden hatte, so war er durch seinen späten, aber gut geführten und tatkräftigen Stoß gegen die österreichische rechte Flanke der eigentliche Sieger der Schlacht des 4. Juni 1859.*) Seine Eignung als Korpsführer war damit bewiesen; daß er kein Heerführer war, hatten schon die Ereignisse der ersten Tage des August 1870 gelehrt, und die kommenden sollten es bestätigen.

Beim Kriegsrat am 17. August war der Rheinarmee gar nicht gedacht worden. Zweifellos nahm man an, daß sie binnen kurzem bei Châlons erscheinen und dann gemeinsam mit der dortigen Armee die Sicherung der Hauptstadt übernehmen werde; das Wie war noch nicht erörtert. Dieser Punkt bedurfte aber dringend der Klärung. Mac Mahon richtete daher noch am 17. August ein Telegramm an Bazaine, in dem er mitteilte, daß er ihm unterstellt sei, und um Verhaltungsmaßregeln bat. Bazaine antwortete erst am 18. August ausweichend, daß er bei der weiten Trennung zur Zeit keine Vorschriften machen könne.**) Dies Telegramm ist kennzeichnend für den Führer der Rheinarmee; wie immer unterließ er es, eine bestimmte Entscheidung zu geben, befand sich allerdings damals selbst in einer Lage, die ihm kaum zu übersehen gestattete, wie sich die nächste Zukunft gestalten würde.

Mac Mahon war damit des Zwanges enthoben, seine Entschließungen von einer Genehmigung Bazaines abhängig zu machen; er wurde aber nicht unabhängig von dem Schicksal der Rheinarmee am 16. und 18. August. Diese Ereignisse waren naturgemäß, soweit sie ihm bekannt wurden, der Ausgangspunkt seiner Überlegungen und Pläne oder hätten es wenigstens sein sollen. In Wirklichkeit unterlag er aber noch anderen Einflüssen. Die Sorge um die Dynastie, die Sorge um die Hauptstadt, deren Bevölkerung sich in gefährlicher Erregung befand, stellten sich gebieterisch in den Vordergrund und drängten die rein militärischen und strategischen Erwägungen schließlich völlig zurück.

Mac Mahons erste Führertätigkeit war es, sich mit der Frage zu beschäftigen, wie die Vereinigung mit der Rheinarmee zweckmäßig zu bewirken sei. Daß Bazaine, der am 17. in Verdun angenommen wurde, schwerlich vor dem 20. bei Châlons eintreffen konnte, war ohne weiteres klar; noch länger dauerte es voraussichtlich, bis sämtliche Truppen der neugebildeten Armee von Châlons versammelt waren. Deutsche Kräfte hatten aber sicherlich schon südlich von Metz die Mosel in westlicher Rich-

*) Pellion, Histoire du maréchal de Mac Mahon, S. 166.

**) Französisches Generalstabswerk, L'armée de Châlons, I. Documents, S. 15.

tung überschritten; der Vorsprung Bazaines war mithin sehr gering. Mac Mahon konnte nicht daran denken, den Deutschen mit seiner unfertigen Armee entgegenzugehen, um sie anzugreifen und zurückzuwerfen. Das führte ihn dazu, eine Verteidigungsstellung zu suchen, in der er das Herankommen Bazaines abwarten und einen Deutschen Angriff abwehren konnte. Zunächst plante er nach der Karte eine Stellung westlich des Marne-Kanals vorwärts der Linie Epernay—Reims, entschied sich aber nach einer persönlichen Erkundung am 18. August für die Gegend westlich von Reims. Dorthin gedachte er seine Truppen am 21. August marschieren zu lassen, sobald die letzten Truppen des 5. Korps eingetroffen waren. Seine Absicht teilte er dem Kriegsminister, Grafen v. Palikao, in Paris am 18. August abends durch Depesche mit.

Dieser erste Entschluß Mac Mahons — es sollte ihm noch eine ganze Reihe von anderen folgen — vertagte also den Marsch nach Paris und faßte die Vereinigung mit Bazaine bei Reims ins Auge. Und das zu einer Zeit, als es die vorliegenden Nachrichten schon höchst zweifelhaft machten, ob Bazaine jemals von Metz loskommen würde.

Im Laufe des 17. August waren sowohl beim Kaiser wie beim Kriegsminister Depeschen eingelaufen, die von der Schlacht des 16. August berichteten und im ganzen nicht ungünstig lauteten, entsprechend dem von den Franzosen stets erhobenen Anspruche, daß sie bei Mars la Tour eigentlich gesiegt hätten; indes gab Bazaine in einem Telegramm am Nachmittage des 17. selbst zu, wenn auch nicht mit voller Offenheit, daß ihm die gerade Marschstraße auf Verdun verlegt sei, und er seine Armee auf die Höhen zwischen St. Privat und Rozerieulles zurückgeführt habe, um den Abmarsch zur Marne am 19. wieder aufzunehmen. Im Laufe des 18. August kamen Nachrichten, die seine Lage noch sehr viel ungünstiger darstellten. Am Morgen ließ er durch einen Offizier berichten, daß er voraussichtlich erst in zwei Tagen über Briey nach Verdun marschieren werde, wenn dies überhaupt möglich sei. Nachmittags telegraphierte er, daß er vorläufig auf den Höhen westlich von Metz stehen bleiben müsse, weil es ihm an Lebensmitteln und Munition fehle, und daß sich starke feindliche Massen von Süden auf Briey vorschöben, die das Korps Canrobert bei St. Privat mit einem Angriff bedrohten. Spätere Depeschen an den Kaiser berichteten, daß er auf der ganzen Front angegriffen werde, seine Truppen aber bis auf einzelne Batterien unerschütterlich standhielten. Dann schwieg der über Diedenhofen führende Telegraph, der einzige, der Châlons noch mit Metz verbunden hatte; wie die Schlacht des 18. August geendet, wie sich Bazaine zu verhalten gedachte, blieb vorläufig ungewiß.

Zweierlei war aber schon am Abend des 18. August klar: erstens, daß sich zwischen Bazaine und seine Abmarschstraßen nach Westen starke feindliche Kräfte geschoben hatten, die den Marsch der Rheinarmee nach

Châlons recht erheblich verzögern, wenn nicht unmöglich machen konnten; zweitens, daß die über Nancy vorgehende Armee des Preußischen Kronprinzen nun einen sehr bedenklichen Vorsprung vor Bazaine gewinnen würde. Unter diesen Umständen war es kaum angebracht, an dem Gedanken der Vereinigung bei Reims festzuhalten, weil man den Deutschen volle Freiheit ließ, auch noch die Dritte Armee zwischen die Rheinarmee und die Armee von Châlons einzuschieben.

Eine solche Erwägung stellte aber Mac Mahon am Abend des 18. August noch nicht an; indes tauchte nunmehr beim Kriegsminister Grafen v. Palikao der Gedanke auf, aus der Stellung von Reims offensiv zu werden. Er erklärte sich in der Nacht vom 18. zum 19. August zwar mit den Absichten Mac Mahons einverstanden, fügte aber hinzu, daß von Reims aus der rechte Flügel der Deutschen zu zertrümmern, dann die Armee des Kronprinzen anzugreifen sei, um für die Vereinigung mit Bazaine freie Bahn zu schaffen. Das hieß mit anderen Worten: Vorwärts von Reims auf den Feind, Bazaine entgegen! Unklar blieb nur, warum Mac Mahon hierzu erst noch in eine rückwärtige Stellung marschieren sollte; viel Zeit war wirklich nicht mehr zu verlieren.

Also auch der Kriegsminister dachte nicht an einen Rückzug der Armee Mac Mahons ins Innere Frankreichs. Das hatte seine guten Gründe. Die Ankündigung, daß sich der Kaiser sowohl wie die Armee von Châlons nach Paris wenden würden — das Ergebnis des Kriegsrats am 17. August —, hatte bei der Kaiserin-Regentin und ihren Beratern einen Sturm des Unwillens und eine Fülle von Besorgnissen wachgerufen. Napoleon III., der nichts mehr war, als das Haupt der augenblicklich noch in Frankreich herrschenden Partei, durfte nicht wie ein Flüchtling nach schweren Niederlagen unter die wankelmütige Bevölkerung von Paris treten. Hatte doch schon der Erste Napoleon am 26. Juni 1813 in seiner berühmten Unterredung mit Metternich in Dresden gesagt, daß er nicht auf einen verstümmelten Thron zurückkehren dürfe, wenn je sein Sohn, der Enkel des Österreichischen Kaisers, die Hoffnung haben sollte, diesen Thron zu besitzen. Die Absicht, die Armee von Châlons nach der Hauptstadt zurückzuführen, erweckte die Befürchtung, als ob die Vereinigung mit der Rheinarmee aufgegeben sei, auf der doch die Hoffnung künftiger Erfolge beruhte. Noch am Abend des 18. August telegraphierte der Kriegsminister, daß der Kaiser von dem Plane, mit der Armee nach Paris zurückzukehren, abstehen möchte, damit die Armee von Metz nicht preisgegeben werde. Palikao fügte in Frageform hinzu, ob nicht zur Unterstützung Bazaines ein Angriff gegen die Preußen gerichtet werden könne. Das war derselbe offensive Gedanke, den er gleichzeitig auch dem Marschall Mac Mahon nahezulegen bemüht war.

Der Kaiser stimmte dem Kriegsminister zu, gab aber Mac Mahon von Palikaos Telegramm keine Kenntnis, um auf seine Entschlüsse nicht

einzuwirken. Nachdem er den Oberbefehl niedergelegt hatte, vermied er es, sich nach außen als oberster Kriegsherr zu betätigen. Und doch übte er auf den Gang der Ereignisse einen gewissen Einfluß aus, nicht nur durch seine Anwesenheit bei der Armee, die naturgemäß Rücksichten nötig machte, sondern auch dadurch, daß er gegenüber Mac Mahon mit den ihm, als dem Souverain, zufließenden Nachrichten zurückhielt. Wahrscheinlich wollte er dem Marschall, der die Verantwortung trug, die Lage nicht in der trostlosen Beleuchtung zeigen, in der sie ihm selbst erscheinen mochte. Nur zögernd verstand er sich dazu, von dem Inhalt der Depeschen Bazaines über die Ereignisse bei der Rheinarmee am 18. August Mitteilung zu machen.

Für den Marschall kam nun aber eine Zeit bitterer Zweifel. Unerschütterlich hatte die Rheinarmee nach Bazaines letzter Meldung am 18. August ihre Stellungen gehalten; unerschütterlich glaubte jetzt noch Mac Mahon, daß sie sich am 19. August den Weg nach Verdun bahnen werde. Handelte er nun aber richtig, daß er sie bei Reims erwarten wollte? War es nicht zweckmäßiger, ihr entgegenzugehen, wie der Kriegsminister vorschlug? An ihm, dem Marschall, war es doch, dafür zu sorgen, daß Bazaine auf dem Wege nach Châlons den verfolgenden Deutschen nicht zum Opfer fiel.

Wie aber konnte er offensiv werden mit einer Armee, der eigentlich alles, auch der Geist der Hingabe und des Gehorsams, zur Schlagfertigkeit fehlte?

Sollte diese Armee noch etwas leisten, dann blieb nichts übrig, als sie nach Paris zurückzuführen, um sie erst erstarken zu lassen. Es war ein Notbehelf, daß der Marschall unter diesen Zweifeln die Absicht aufrechterhielt, sich auf Reims zu wenden. Eine erneute Aufforderung Palikaos, Bazaine entgegenzumarschieren, ließ er noch unbeachtet, dann aber schlug seine Meinung plötzlich um; am Abend des 19. August telegraphierte er an den Kriegsminister: „Sagen Sie dem Ministerrat, daß er auf mich zählen kann, und daß ich alles tun werde, um mich mit Bazaine zu vereinigen“. Das war die Offensive, die man in Paris wünschte.

Dieser zweite Entschluß Mac Mahons ist erstaunlich. Ihm lagen die neuesten Nachrichten über die Deutschen zugrunde. Man wußte am 19. August abends die Hauptkräfte der Kronprinzlichen Armee bereits an der Maas südlich von Commercy, außerdem St. Mihiel, Etain und die Bahn zwischen Metz und Diedenhofen in Feindeshand; von Bazaine aber fehlte jede Kunde. Aus eigener Kraft hatte die Rheinarmee anscheinend die umschließenden Deutschen Truppen nicht zu durchbrechen vermocht; sie bedurfte der Unterstützung, und diese Hilfe wollte ihr Mac Mahon durch einen kühnen Vorstoß gewähren. Das war ein Sprung ins ungewisse; ungewiß war vor allem, wo und wie die Vereinigung mit

der Rheinarmee eigentlich möglich gemacht werden sollte, von der die Armee von Châlons durch einen starken und tatkräftigen Gegner getrennt war. Der Entschluß beruhte auf einem zu unsicheren Boden, als daß er wirklich längere Zeit hätte aufrechterhalten werden können. Schon am 20. August morgens depeschierte Mac Mahon dem Kriegsminister, daß er beabsichtige, so lange im Lager von Châlons zu bleiben, bis er genau wisse, ob die Rheinarmee die Gegend von Metz in nördlicher oder südlicher Richtung verlassen habe. Das war die Vertagung der Entscheidung, zugleich das Zugeständnis, daß an einen Durchbruch Bazaines in westlicher Richtung nicht mehr gedacht werden konnte.

Die strategische Lage war indes schon so sehr gespannt, daß sich die Armee von Châlons mit einer abwartenden Haltung nicht mehr begnügen durfte. Am 20. August tauchten Streifabteilungen der Deutschen Dritten Armee bereits in der Gegend östlich von Vitry le Français auf; die letzten Transporte des 5. Korps auf der Bahn von Chaumont nach Châlons waren schwer gefährdet und wurden zum Teil über Troyes und Paris verlegt. Es mußte etwas geschehen, um die Armee von Châlons der drohenden Berührung mit den Truppen des Preußischen Kronprinzen zu entziehen. Der kaum verworfene Gedanke, nach Reims zu marschieren, gewann von neuem Geltung, und Mac Mahon gedachte ihn am 21. August zu verwirklichen. Auch das war kein entscheidender Entschluß, der die Frage gelöst hätte, wie die Armee von Châlons der strategischen Lage gerecht werden sollte; es war eine Aushilfe, auf das Bedürfnis des Augenblicks berechnet, ein Verlegenheitszug ähnlich dem, der Bazaine am 17. August auf die Höhen westlich von Metz geführt hatte. Auf diesen Höhen war die Rheinarmee ihrem Geschick verfallen, und auch die Armee von Châlons tat mit dem Marsch nach Reims den ersten Schritt ins Verderben, wenn sie auch nicht bei Reims selbst, sondern einige Märsche davon der Deutschen Verfolgung erliegen sollte.

Am 21. August marschierte die Armee bei drückender Hitze auf zwei Straßen, deren jede mit zwei Korps belegt wurde, beiderseits der Vesle nach Reims. Die Marschziele, die im allgemeinen auf der Westseite der Stadt lagen, wurden nur teilweise erreicht, weil die Truppen versagten. Am Abend ruhte die Armee in dem Raume zwischen Sillery, Reims, St. Thierry, Ormes; der Kaiser befand sich in Courcelles norwestlich der Stadt.

Im Laufe des 21. August wandte sich der Kriegsminister mit dringenden Telegrammen an den Kaiser und Mac Mahon, in denen er entweder einen Angriff auf die Armee des Kronprinzen oder einen Marsch auf Montmédy zur Befreiung Bazaines befürwortete. Er selbst schien die letztere Lösung zu bevorzugen und fand eine gewichtige Unterstützung an dem Präsidenten des Senats Rouher, der unerwartet beim Kaiser in Courcelles

eintraf und aus innerpolitischen Gründen Maßnahmen zur Vereinigung der beiden getrennten Armeen forderte. Nun zeigte sich, daß Mac Mahon, zur Entscheidung gedrängt, die strategische Lage doch sehr viel klarer beurteilte als die übrigen Männer, die an der Leitung des Krieges mitarbeiteten. Er setzte ganz richtig voraus, daß Bazaine vom Prinzen Friedrich Karl in Metz eingeschlossen sei, wußte aus neueren Nachrichten, daß 80 000 Mann unter dem Kronprinzen von Sachsen auf Verdun vorgingen, während sich der Kronprinz von Preußen mit 150 000 Mann Vitry le Français näherte, und erklärte es unter diesen Umständen für unmöglich, Bazaine zu helfen. Damit die Armee bei Reims nicht einer ähnlichen Umklammerung durch überlegene Kräfte verfalle wie die Rheinarmee, hielt er es für nötig, sie auf Paris zu führen, und setzte für den Beginn dieses Rückmarsches den 23. August fest. Hier machte er aber einen Vorbehalt, der später sein Unglück werden sollte: den Rückmarsch wollte er nur dann antreten, wenn bis zum 23. August keine Nachrichten vorlägen, daß Bazaine auf dem Wege sei, sich mit ihm zu vereinigen. Der Kaiser und Rouher stimmten dem Marschall schweren Herzens zu. So war man mit der Armee von Châlons bis Reims und im Kreislaufe der Erwägungen wieder zum Ergebnis der Beratung des 17. August gelangt: Marsch nach Paris und Rückkehr des Kaisers dorthin — vorausgesetzt, daß nicht doch noch günstige Nachrichten von Bazaine eintrafen. Darauf war aber wenig Hoffnung.

Und doch wurde das kaum zu Erhoffende noch Ereignis — zum Schaden Mac Mahons, zum Schaden der Armee und Frankreichs. Mac Mahon war im Begriffe, das Richtige und einzig Mögliche zu tun, indem er Bazaine aufgab und die Armee von Reims ins Innere Frankreichs zurückführen wollte. Selbstverständlich war diese Lösung nicht nach dem Geschmack der Machthaber in der Hauptstadt. Der Kaiser durfte nicht nach Paris, der Krieg durfte der erregten Metropole Frankreichs nicht nähergetragen werden. Bevor aber noch der Ministerrat Einspruch erheben konnte, war Mac Mahon bereits wieder umgestimmt. Diese Sinnesänderung von ungeheurer Tragweite wurde durch eine verspätete Mitteilung Bazaines verursacht, die dem Kaiser am 22. August morgens zuging. In dieser vom 19. August datierten Meldung schilderte Bazaine den Rückzug der Rheinarmee in die Linie der vorgeschobenen Werke von Metz am 18. August und die Notwendigkeit, den Truppen zwei bis drei Tage Ruhe zu gönnen. Dann aber fügte er hinzu, daß er immer noch darauf rechne, nach Norden abzumarschieren, entweder über Montmédy nach St. Menehould und Châlons oder aber, wenn St. Menehould nicht mehr zu erreichen sei, noch weiter ausholend über Sedan und Mézières.

Gewiß war es unverantwortlich von Bazaine, daß er Operationen in Aussicht stellte, deren Unmöglichkeit ihm eigentlich klar sein mußte; insofern trägt er eine schwere Mitschuld an dem Untergang der Armee

von Châlons; unverantwortlich war es aber auch von Mac Mahon, daß er auf dieser schwankenden Grundlage nunmehr den Entschluß aufbaute, Bazaine auf Montmédy entgegenzumarschieren. Er hatte sich gewissermaßen in der eigenen Schlinge gefangen. Die Bedingung, an die er den Entschluß, sich nach Osten zu wenden, geknüpft hatte, war gegeben, freilich nur in einer Form, die hoffen ließ, daß Bazaine seinen Zug nach Norden in diesen Tagen antreten werde. Ob und wann dies geschehen würde, war noch unbekannt, und somit hatte sich eigentlich in den bestehenden Verhältnissen gar nichts geändert. Wenn sich Mac Mahon nunmehr doch zum Marsch nach Montmédy entschied, so wirkten unzweifelhaft die von Palikao und Rouher betonten politischen Gründe mächtiger auf ihn ein, als seine eigenen klaren strategischen Erwägungen. Er beugte sich der öffentlichen Meinung, die stürmisch den Sieg forderte und in völliger Urteilslosigkeit das Mittel hierzu in dem Zusammenwirken der getrennten Armeen zu erkennen glaubte. Damit wurde die Französische Kriegführung aus einer militärischen Operation zu einem Abenteuer.

In seinem Buche „Vom Kriege" sagt Clausewitz, daß das politische Element nicht tief in die Einzelheiten des Krieges hinunterdringe; man stelle keine Vedetten und führe keine Patrouillen nach politischen Rücksichten, aber desto entschiedener sei der Einfluß dieses Elements bei dem Entwurf zum ganzen Kriege, zum Feldzuge und oft selbst zur Schlacht.*) Es wäre verfehlt, diesen oder ähnlichen Lehren unseres größten Kriegstheoretikers auch nur den Schatten eines Beweises dafür zu entnehmen, daß Mac Mahon berechtigt gewesen sei, politischen Rücksichten nachzugeben. Clausewitz hat bei seinen Ausführungen immer nur die äußere Politik, d. h. die Beziehungen der verschiedenen Völker und Regierungen zueinander im Auge, die sich allerdings des Krieges als eines Instruments für ihre Zwecke bedient; indes auch die äußere Politik hat eigentlich nur den Kriegszweck zu bestimmen, dagegen nicht auf die operativen Handlungen einzuwirken. Niemals aber sollen innerpolitische Verhältnisse die Kriegführung beherrschen. Wenn den sich widerstreitenden politischen Parteien eines Landes im Kriege nicht eine starke Regierung gegenübersteht, die das Wohl des Ganzen unbeirrt verfolgt, so ist immer leicht die Gefahr vorhanden, daß sich die Staatsleitung und dann auch die Kriegführung durch die Partei beeinflussen lassen, die ihre Meinung am lautesten zu vertreten weiß. Dafür gibt es manche Beispiele, namentlich auch aus dem Amerikanischen Sezessionskriege. Es war ein Fehler, daß Napoleon III. bei Beginn des Krieges die Regierung sowohl wie die Leitung der Operationen aus der Hand gab und damit die Einheit störte, die gerade während der kritischen Zeit eines Feldzuges die politischen und militärischen Interessen des Staates zusammenfassen soll.

Manche Andeutungen in den Denkwürdigkeiten jener Zeit machen

*) **Clausewitz**, Vom Kriege, 8. Buch, 6. Kapitel.

es nicht ganz unwahrscheinlich, daß sich Mac Mahon nach den aufreibenden Verhandlungen der letzten Tage in einem Seelenzustande befand, der ihn den endgültigen Entschluß als eine Erlösung von quälenden Zweifeln und den stürmischen Forderungen der Pariser Machthaber empfinden ließ. Spätere Meldungen des 22. August, aus denen mit höchster Wahrscheinlichkeit hervorging, daß Bazaine in Metz eingeschlossen sei und an einen Durchbruch nicht denken könne, übten keine Wirkung mehr auf ihn aus; er ließ dem Unheil freien Lauf.

Am 23. August marschierte die Armee bei strömendem Regen und unter mannigfachen Schwierigkeiten, die auf unvollkommenen Anordnungen beruhten, von Reims bis an die Suippe zwischen Doncherh und Heutrégiville, um von dort in der Richtung auf Montmédy die Aisne bei Vouziers zu erreichen. Indes der Mangel an Lebensmitteln und die Unmöglichkeit, den Truppen Vorräte zuzuführen, durchkreuzten diese Absicht. Am 24. August ließ Mac Mahon den größten Teil der Armee von der Suippe in die Gegend von Rethel rücken, wo sich Magazine des Kriegsministeriums befanden; die Verpflegungsmittel folgten mithin nicht den Truppen, sondern diese zogen den Verpflegungsmitteln nach. Nur das 7. Korps behielt die Richtung auf Vouziers bei und erreichte Contreuve.

Am 25. August begann sich die Armee nach Osten einzudrehen, gelangte an diesem Tage aber nur in die Linie Vouziers—Attigny—Rethel und stellte erst am 26. August die Front gegen Montmédy völlig her. Das 7. Korps stand bei Vouziers, das 1. Korps erreichte die Gegend von Voncq und Neuville, das 5. Korps Le Chesne, das 12. Korps Tourteron, wo sich auch das Hauptquartier befand; von der Kavalleriereserve kam die 1. Division Margueritte bis Tannay, die 2. Bonnemains in die Gegend südlich von Attigny.

Vier Tage hatte also die Armee gebraucht, um den Raum von Reims bis in die Gegend nördlich von Vouziers zu überwinden, der geraden Wegs noch nicht 60 km beträgt. Sie war in einem großen Bogen marschiert; das schlechte Wetter, die Unbeholfenheit der Befehlserteilung, die erschreckende Indisziplin der Truppen hatten die Bewegung verlangsamt. Da war nichts zu spüren von der reißenden Schnelligkeit, die erforderlich gewesen wäre, um durch das Mittel der Überraschung die schwere Aufgabe zu erleichtern, die sich Mac Mahon gewählt hatte. 50 km war er noch von Montmédy entfernt, wo er Bazaine zu finden hoffte. Besaß er einen Schein des Rechtes zu dieser Hoffnung? An Nachrichten hatte es Mac Mahon nicht gefehlt; nicht seine Kavallerie, sondern die Landesbehörden, die Präfekten und andere Beamte, versorgten ihn unmittelbar oder auf dem Wege über Paris mit eingehenden und zuverlässigen Berichten über die Bewegungen der Deutschen Truppen, aber von Bazaine kam keine Kunde. Mac Mahon wußte, daß sich die Maasarmee über die Maas aus der Linie Verdun—Commercy und die Dritte Armee aus

der Gegend von Bar le Duc und Joinville, letztere also mit einem Vorsprung vor der ersteren, am 23. August in westlicher Richtung in Bewegung gesetzt hatten. Alle Nachrichten deuteten darauf hin, daß Bazaine in Metz von der Deutschen Ersten und einem Teile der Zweiten Armee festgehalten wurde. Jeder Schritt, den Mac Mahon — zwecklos, wie er selbst erkennen mußte — weiter nach Montmédy tat, vergrößerte die Gefahr für die Armee von Châlons, von den auf Paris rückenden Deutschen Kräften gefaßt und gegen die Belgische Grenze gedrängt zu werden. Und diese Gefahr war schon so nahe gerückt, daß Mac Mahon genötigt wurde, mit ihr zu rechnen. Teile des bei Vouziers stehenden 7. Korps hatten am 26. August ein leichtes Gefecht mit Deutscher Kavallerie; die beiden inneren Flügel der in entgegengesetzten Richtungen marschierenden Heere berührten sich also in den Argonnen. Mac Mahon befürchtete, daß das 7. Korps von Süden angegriffen werde, gab den Weitermarsch nach Montmédy auf, den er bisher noch fortzusetzen gedacht hatte, und beschloß, das 7. Korps mit der ganzen Armee zu unterstützen; das 1., 5. und 12. Korps sollten zu diesem Zwecke am 27. August in die allgemeine Linie Vouziers—Buzancy einrücken.

Als sich Mac Mahon für das Abschwenken nach Süden entschied, war auf Deutscher Seite bereits der denkwürdige Entschluß des 25. August zum Rechtsmarsch der Maas- und der Dritten Armee nach Norden gefaßt; schon schoben sich Teile der ersteren Maas abwärts auf Dun vor. Indem die Armee von Châlons die den Deutschen entgegenkommende Richtung einschlug, war sie auf dem Wege, sich ihr Sedan in der Gegend von Grand Pré zu bereiten, auf dem historischen Boden, wo einst im September 1792 Dumouriez die ersten Kämpfe mit den verbündeten Preußen und Österreichern ausgefochten hatte, die mit der Kanonade von Valmy bei St. Menehould ihren für uns betrübenden Abschluß fanden. Es ist behauptet worden, Mac Mahon habe bei Vouziers die Möglichkeit gehabt, der weitverteilten Maasarmee, die zunächst auf sich allein angewiesen war, durch einen kräftigen Angriff einen empfindlichen Schlag zu versetzen. Ganz von der Hand zu weisen ist diese Möglichkeit nicht. Dazu wären aber ein Feldherr von starker Energie, eine Armee von großer Manövrierfähigkeit, eine vorzügliche Aufklärung, kurzum alle die Vorbedingungen für die activité, vitesse nötig gewesen, die den Ersten Napoleon befähigten, in einer ganz ähnlichen Lage im Februar 1814 der Armee Blüchers die schweren Niederlagen von Etoges zu bereiten; Vorbedingungen, die der Armee von Châlons fehlten. Indes, wenn auch Mac Mahon zunächst wirklich gegen die Maasarmee Vorteile errungen hätte, so bleibt es doch wahrscheinlich, daß er, fest gebannt durch diese Kämpfe, der von Süden herbeieilenden Dritten Armee zum Opfer gefallen wäre.

Mac Mahon war aber weit entfernt von solchen kühnen Angriffsplänen. Ihm war der Frontwechsel nach Süden nur eine vom Bedürfnis

des Augenblicks eingegebene Aushilfe gewesen, als er die Zwecklosigkeit und die Gefahr eingesehen hatte, weiter nach Montmédy zu marschieren, und die Bedrohung durch die Maasarmee empfand. An sich war diese neue Richtung aber genau so schädlich und gefährlich wie ein Weitermarsch auf Montmédy, weil sie die Armee dem Feinde näherbrachte; es gab nur einen Weg zur Rettung, und der führte ins Innere Frankreichs. Fast schien es, als sollte die Stimme der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes doch noch einmal bei der Französischen Führung die Oberhand gewinnen. Mac Mahon fühlte sich am 27. August bewogen, die Bewegung nach Süden zu unterbrechen, zunächst weil ihm ersichtlich wurde, daß seiner Armee nur Kavallerie unmittelbar gegenüberstand, eine Bedrohung des 7. Korps bei Vouziers also nicht vorlag, dann aber, weil ihm neue Nachrichten mit erschreckender Deutlichkeit die Gefahren einer völligen Einkreisung offenbarten, wenn er auch nur noch einen Tag in dieser Gegend verweilte. Die Maas von Verdun bis Stenay war in feindlicher Hand, andere Kräfte schoben sich zwischen diesem Flusse und den Argonnen vor; wieder andere strebten über St. Menehould im Tale der Aisne nach Norden. Metz und die Rheinarmee waren für ihn unerreichbar, der gerade Weg nach Paris schien gefährdet. Nur ein schnelles Ausweichen in der noch freien Richtung nach Nordwesten und Norden gab Hoffnung, die Armee von Châlons zu retten und den Zusammenhang mit Frankreich zu wahren. Mac Mahon zögerte nicht, diesen Ausweg zu wählen und beschloß im Einvernehmen mit dem Kaiser, die Armee am 28. August aus der Gegend von Vouziers nordwärts in den Raum Mazerny—Poix—Vendresse rücken zu lassen, um von dort Mézières und von Mézières Paris zu gewinnen. Seine Absicht teilte er am Abend des 27. August aus Le Chesne telegraphisch dem Kriegsministerium mit.

Es ist möglich, daß Mac Mahon, sei es über Rethel oder, wie er wollte, über Mézières Paris noch erreichen konnte, wenn seine rückgängige Bewegung, unbehindert durch Verpflegungs- und sonstige Schwierigkeiten, in dauerndem Fluß blieb. Freilich mußte er sich auf eine scharfe Verfolgung gefaßt machen, und bei dem unbefriedigenden Zustande der Truppen wäre die Armee wohl nur in Auflösung nach der Hauptstadt gekommen. Indes sie wäre doch vielleicht vor einem Sedan bewahrt geblieben und nach einer Zeit der Erstarkung und Wiederherstellung befähigt gewesen, im Ringen um die Hauptstadt ihre Kraft in die Wagschale zu werfen.

Die Machthaber in Paris hatten es aber anders beschlossen, sicherlich in der Annahme, das Richtige zu treffen, und doch nicht in der Lage, die strategischen Verhältnisse so klar zu übersehen wie Mac Mahon. Der Kriegsminister sandte noch in der Nacht zum 28. August ein Telegramm an den Marschall, das in dringender, ja zwingender Form den Weitermarsch nach Montmédy forderte; er sah die Lage sogar als günstig an

und stellte die Befreiung Bazaines nach wie vor als das wichtigste Ziel hin. Mac Mahon gab nach, faßte zum zweitenmal den Entschluß nach Montmédy zu marschieren, genau wie das erstemal gegen seine bessere Überzeugung und dieses Mal im Widerspruch mit dem Kaiser, der aus seiner Zurückhaltung heraustrat und sein Bedauern über diese Wendung aussprach. Man sieht, wo die Grenzen der Widerstandskraft des Marschalls lagen; Pariser Einflüssen hielt er nicht stand und war vielleicht gerade darin ein echter Franzose. Mit vollem Bewußtsein führte er die Armee, das Vaterland, den Kaiser dem Abgrund zu. „Nun gut! wir wollen uns das Kreuz zerbrechen lassen!" sagte er zu seinem Adjutanten.*)

Der 28. August brachte die Armee, die zum Teil schon die Richtung nach Norden eingeschlagen hatte, eine kleine Strecke nach Osten; das 5. Korps erreichte Belval, das 12. La Besace, die Kavalleriedivision Margueritte der Kavalleriereserve La Berlière; dahinter marschierten das 7. Korps bis Boult aux Bois, das 1. bis Le Chesne, die Division Bonnemains der Kavalleriereserve bis Grandes Armoises. Das 5. Korps hatte bei Buzancy ein leichtes Gefecht mit Deutscher Kavallerie. Die Nachrichten des Tages ließen Mac Mahon nicht darüber im Zweifel, daß er auf drei Seiten den Feind um sich habe; abwärts der Maas sollte bereits die Gegend nördlich von Stenay, abwärts der Aisne Vouziers in Feindeshand sein; andere Deutsche Truppen näherten sich zwischen beiden Flüssen Buzancy. Die einzige Verbindung mit Paris führte nach Norden auf Sedan, von dort in scharfem Winkel westwärts nach der Oise und im Tal dieses Flusses, abermals im scharfen Winkel, südwärts nach der Hauptstadt. Eine Absicht, diesen Weg zu nutzen, bestand nicht mehr, übrigens kaum noch die Hoffnung, so den Deutschen zu entkommen; immerhin empfand es Mac Mahon als eine Beruhigung, als ihm der Kriegsminister mitteilte, daß er das neugebildete 13. Korps Vinoy zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen nach Mézières zu senden gedenke. Ostwärts nach Montmédy wollte Mac Mahon, aber schon der 29. August schob ihn wieder in die kaum verlassene Richtung nach Norden. Einen schweren Kampf um die Maas bei Stenay beabsichtigte er zu vermeiden, um bei Mouzon mit leichterer Mühe den Maas-Übergang und über Carignan erst Montmédy, dann Metz zu gewinnen. Immer abenteuerlicher und phantastischer gestaltete sich das hoffnungslose va banque-Spiel des Marschalls; in dem gleichen Zickzack wie seine wechselnden Entschlüsse bewegten sich seine Truppen, die den Mangel der Führung an Stetigkeit und Klarheit, freilich auch die Wirkungen der eigenen Zuchtlosigkeit bitter empfinden mußten. In knappen Märschen, deren Ausdehnung nicht der gefährdeten Lage entsprach, erreichten die Kavalleriedivision Margueritte und das 12. Korps am 29. August das östliche Maas-Ufer bei Vaux und Mouzon, das 1. Korps und die Kavallerie-

*) Französisches Generalstabswerk, L'armée de Châlons, I., S. 202.

division Bonnemains Raucourt, das 7. Korps Oches und St. Pierremont. Das 5. Korps marschierte infolge eines Irrtums zuerst von Belval auf Stenay, hatte bei Nouart ein heftiges Gefecht mit der Avantgarde des Deutschen XII. Armeekorps und langte erst in der Nacht in ziemlicher Auflösung und völliger Erschöpfung an seinem Zielpunkt Beaumont an.

Ein handgreiflicher Beweis war damit gegeben, wie nahe von Süden her schon die Bedrohung durch starke Deutsche Kräfte gerückt war, und der 30. August sollte das noch in stärkerem Maße verdeutlichen. An diesem Tage gedachte der Marschall alle auf dem linken Maas-Ufer befindlichen Teile unter dem Schutze des 12. Korps und der Kavalleriedivision Margueritte über die feste Brücke bei Mouzon, die Kriegsbrücken bei Villers devant Mouzon und Remilly auf das östliche Maas-Ufer hinüberzuziehen. Das glückte auch mit den Truppen, die am weitesten nördlich standen, dem 1. Korps, das Carignan und Douzy, und der Kavalleriedivision Bonnemains, die Douzy erreichte. Das 7. Korps indes, das von Oches auf Mouzon marschieren wollte, erlitt bei Stonne Aufenthalt durch Teile des Deutschen V. Armeekorps und sah sich hierdurch, wie durch den von Beaumont her erschallenden Kanonendonner veranlaßt, nach Norden auszubiegen, um die Brücke bei Remilly zu gewinnen. Bei Beaumont unterlag das ermüdete 5. Korps einem überraschenden Angriffe des Deutschen IV. Armeekorps; in den Kampf, der zunächst die Einnahme von Beaumont durch die Deutschen erbrachte, griffen auf Deutscher Seite noch das XII. und I. Bayerische Armeekorps, auf Französischer Seite die 1. Division des 7. Korps und Teile des 12. Korps ein. Das Ergebnis war eine völlige Niederlage des 5. Korps, das über Mouzon auf das östliche Maas-Ufer zurückgeworfen wurde. Dieser Stoß der Deutschen Armeen in das Gewebe der auf Carignan gerichteten Märsche der Franzosen veranlaßte Mac Mahon noch am 30. August abends seiner Armee wiederum — zum dritten Male — die Richtung nach Norden, auf Sedan, zu geben. Die Bewegungen in der neuen Richtung währten die ganze Nacht. Am Morgen des 31. August war der größte Teil der Armee von Châlons in kaum noch kampffähigem Zustande um die kleine Maas-Festung versammelt, wo sich auch der Kaiser schon befand; nur ein Teil des 1. Korps und der Kavalleriedivision Margueritte standen noch bei Carignan, zogen sich aber am 31. August nach Sedan heran. Die Maas- und die Dritte Armee folgten unter leichten Gefechten bis zum Unterlauf des Chiers und zur Maas zwischen Bazeilles und Flize. Damit war die Lage geschaffen, aus der am 1. September die Katastrophe der Armee von Châlons hervorging.

Als sich Mac Mahon am 30. August entschloß, auf Sedan auszuweichen, hatte er den Plan, Carignan zu erreichen, fast schon aufgegeben und dachte an einen Abmarsch nach Westen ins Innere Frankreichs, wobei ihm das 13. Korps Vinoy bei Mézières Hilfe leisten sollte. Zu einem

festen Entschluß kam er aber nicht, griff vielmehr im Laufe des 31. August den Gedanken auf, sich bei Sedan zu verteidigen, und erörterte vorübergehend auch wieder den Plan des Marsches nach Carignan. Tatsächlich war die Armee am 1. September morgens ohne Befehle. Mac Mahon hatte schon mehrfach im Laufe der Operationen klare Einsicht bewiesen; es ist kaum anzunehmen, daß er nicht in dem Wege nach Norden über die Belgische Grenze auf neutrales Gebiet die einzige Möglichkeit erkannt haben sollte, wie er sich den Deutschen noch entziehen konnte. Diesen Weg wollte er aber begreiflicherweise nicht einschlagen. So ließ er sich ganz von den Ereignissen treiben, ohne noch den mindesten Versuch zu machen, in das Schicksal der ihm anvertrauten Armee einzugreifen. Ebenso untätig war Bazaine am 18. August, als er über die Rheinarmee auf den Höhen westlich von Metz den Sturm hereinbrechen ließ, der ihrem Dasein in freiem Felde ein Ende machte. Während aber Bazaine die Folgen seiner unglücklichen Führung bis zur Brandmarkung als Verräter und Verurteilung zum Tode durchkosten mußte, befreite ein gütiges Geschick den Marschall Mac Mahon durch eine leichte Verwundung am Morgen des 1. September von der Notwendigkeit, die Verantwortung für den traurigen Ausgang seiner Operationen zu tragen. Andernfalls wäre er wohl kaum zur höchsten Würde der Dritten Republik aufgestiegen und damit in die Lage versetzt worden, durch einen Akt der Gnade seinen Waffengefährten Bazaine vor der Schmach des Todes auf dem Sandhaufen zu bewahren.

Wohl selten hat ein Führer in dem Augenblick, da er von der Bühne abtrat, eine so traurige Erbschaft hinterlassen, wie Mac Mahon am Morgen des 1. September. Die dreieckförmige Aufstellung der Armee mit den Winkelpunkten bei Bazeilles, Floing und Calvaire d'Illy war wie geschaffen, um den Deutschen die doppelte Umfassung zu erleichtern. Als sich die Umfassung der Deutschen Truppen zu schließen begann, gab es kaum einen Raum innerhalb des Dreiecks, der nicht vom Deutschen Artilleriefeuer beherrscht wurde. Niemand litt so schwer darunter wie die Französische Kavallerie, die ihren Platz naturgemäß während des Gefechts im Innern der Französischen Aufstellung fand. Die heldenmütigen Attacken, die sie später bei Floing ritt, mögen ihr trotz des sicher drohenden Verderbens wie eine Erlösung aus unerträglicher Lage erschienen sein. Will man den Ausführungen des Generals Ducrot, des Führers des 1. Korps, Glauben schenken, die er am 18. September 1870 niederschrieb und später veröffentlichte,*) so hätte dieser General die Armee von Châlons vor völliger Einkreisung bewahren können, wenn ihm rechtzeitig der Oberbefehl zugefallen wäre. Er schlägt vor, Sedan und das „alte Lager" bei Sedan mit einer Brigade zu besetzen, die Armee aber mit dem rechten Flügel auf den Höhen von Floing und St. Menges,

*) La journée de Sedan. Par le Général Ducrot. S. 18.

mit dem linken bei Illy und Fleigneux aufzustellen. Dann hätte sich vor der Festung Sedan der Deutsche Angriff teilen und in zwei getrennten Gruppen über Givonne und Donchery den Französischen Hauptkräften zustreben müssen, die in der Front völlig gesichert waren und alle Truppen zum Schutz der Flanken verwenden konnten. Auf diese Weise wäre es den Deutschen nicht möglich gewesen, im Norden den Ring zu schließen, und der Weg nach Belgien hätte den Franzosen äußerstenfalls immer offen gestanden.

Es ist allerdings anzunehmen, daß unter diesen Umständen die Schlacht nicht mit einer Kapitulation, sondern mit einem Übertritt der Franzosen auf neutrales Gebiet geendigt hätte. Dem Schicksal, daß ihr eine fernere Tätigkeit im freien Felde versagt blieb, wäre die Armee doch verfallen. Es entsteht die Frage, ob dieser verhängnisvolle Ausgang notwendigerweise durch die Gesamtoperation begründet war oder nur den Fehlern Mac Mahons zur Last fällt. Das Preußische Generalstabswerk*) gibt die Möglichkeit eines Erfolges für den Zug nach Montmédy zu, freilich nur bis zu einem gewissen Grade. Ein tatkräftiger Führer, der sich überraschend und unbehindert durch Nebenrücksichten von Châlons auf Montmédy gewendet und sich auch nicht gescheut hätte, mit der Gewalt der Waffen die ihn von Süden bedrohenden Deutschen Truppen abzuweisen, wäre vielleicht tatsächlich zu einer Vereinigung mit Bazaine gelangt, wenn dieser in zeitlicher Übereinstimmung und mit gleicher Entschlossenheit die Einschließungsarmee von Metz nach Norden durchbrochen hätte. In dem Moment der Vereinigung der beiden Armeen lag aber augenscheinlich auch die Grenze des Erfolges; denn selbst die vereinigten Truppen Mac Mahons und Bazaines wären bei ihrer Loslösung von den Hilfsmitteln des Landes schwerlich imstande gewesen, den drei Deutschen Armeen für längere Zeit zu widerstehen. So hätte auch unter den denkbar günstigsten Umständen der Zug nach Montmédy Frankreich nicht gerettet, sondern sogar den Zusammenbruch beschleunigt. Nach den unglücklichen Ereignissen im August 1870 galt es für Frankreich vor allen Dingen, Zeit zu gewinnen, um den Widerstand neu zu organisieren. Zu diesem Zeitgewinn hätte auch die in Metz eingeschlossene Rheinarmee beigetragen, weil sie für längere Zeit starke Deutsche Kräfte fesselte. Statt fruchtloser Entsatzversuche war es die Aufgabe der Armee von Châlons, in Anlehnung an Paris der Ausbreitung des Deutschen Heeres im Innern Frankreichs halt zu gebieten, bis in den Provinzen neue Verbände zur Fortsetzung des Kampfes emporgewachsen waren.

*) I., S. 1298.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68—71.

Das Gefecht von Pontarlier.

Von

Major z. D. **Baudouin.**

Mit 1 Skizze im Text.

Durch das Gefecht von Vesoul am 5. Januar 1871 erlangte die Deutsche Heeresleitung die Gewißheit von der Anwesenheit der Ersten Loire-Armee auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Zur Abwehr der hierdurch entstandenen Gefahr wurden ungesäumt die umfassendsten Maßregeln getroffen. Es wurden zur Unterstützung der Truppen des Generals v. Werder am 7. und 8. Januar das II. Armeekorps von Montargis her, wohin es in den ersten Tagen des Monats von Paris aus marschiert war, und das VII. Armeekorps von Auxerre her in Marsch gesetzt. Den Oberbefehl über die gesamten Streitkräfte im Osten Frankreichs erhielt der General v. Manteuffel. Die Stärke dieses Heeres, „Südarmee" genannt, veranschaulichen die nachstehenden Angaben. Es hatten am 21. Januar:

	Mann Infanterie	Pferde	Feldgeschütze	
II. Armeekorps	26 010	1134	84	
VII. Armeekorps	18 940	1732	84	
XIV. Armeekorps	50 880	4727	150	(einschl. der attachierten Abteilungen)
Zusammen . . .	95 830	7593	318	
Davon waren vor Belfort .	17 602	707	30	
Stärke der Operationsarmee	78 228	6886	288	

Mit Ausschluß der Truppen um Belfort nahm die Südarmee am 26. Januar folgende Stellung ein:

Das II. Armeekorps (mit Ausschluß der Truppen um Dijon) bei Salins, Mouchard und Arbois;

das VII. Armeekorps mit der 13. Division bei Quingey und der 14. Division noch auf dem rechten Doubs-Ufer, mit Vorposten auf der Linie St. Vit—Corcelle;

das XIV. Armeekorps mit der Badischen Division bei Marnay und östlich, der 4. Reservedivision bei Aissey und Passavant, dem Detache-

ment des Generals v. der Goltz bei Voray und Etuz und dem des Generals v. Debschitz zwischen Croix und Exincourt (südöstlich Montbéliard).

Zu dieser Zeit stand die Französische Ostarmee mit dem 18. Armeekorps zwischen Bouclans und Gennes (südwestlich Beaume les Dames), mit dem 24. Armeekorps bei Vercel, Vaudrivillers und Russey, mit dem 20. Armeekorps bei Besançon und mit der 3. Division dieses Korps bei Villeneuve d'Amont, mit dem 15. Armeekorps bei Epeugney (westlich Ornans) und Ornans, mit der Division Crémer bei Villeneuve d'Amont und der allgemeinen Reserve in Ornans. — Mit Ausschluß zweier Divisionen, je einer des 15. und des 20. Armeekorps, die zur Verstärkung der Garnison von Besançon dienten, zählte das Heer zu dieser Zeit gegen 110 000 Streiter von militärisch sehr verschiedenem Werte.

Die wenigen Truppenteile des ehemaligen kaiserlichen Heeres, die dem allgemeinen Zusammenbruch entgangen waren, wahrten bis zuletzt ihre Ehre und ihren Waffenruhm. Auch eine geringe Anzahl von Marschregimentern oder sonstigen Neuformationen, deren Organisation sich auf größere Reste alter Truppenteile stützte, oder die von ihrer Pflicht bewußten Offizieren geführt wurden, blieben wertvolle Bestandteile. Dagegen drohten viele von den später gebildeten Marschregimentern, die Mobilgarden und insbesondere die mobilisierten Nationalgarden auseinanderzufallen. Zwar waren anfänglich diese schnell zusammengerafften Massen kampfesfreudig und begeistert gewesen, den Boden Frankreichs vom Feinde zu befreien, aber der ausgebliebene Erfolg, die Leiden eines entbehrungsreichen Winterfeldzuges, das beständige Biwakieren, schlechte Verpflegung, die Unschlüssigkeit des Oberbefehlshabers — dies alles hatte auf die jungen, der inneren Festigkeit entbehrenden Truppen auflösend gewirkt, und besonders seit den Kämpfen an der Lisaine schienen ihnen alle Opfer nutzlos zu sein.

Die Zahl der zuverlässigen Soldaten*) wurde in der Konferenz von Château Farine nur auf einige 50 000 geschätzt. Darunter befanden sich je 10 000 vom 15. und 20. Armeekorps, 16 000 vom 18. Armeekorps und je 8000 von der Division Crémer und der allgemeinen Reserve. Bei dieser Berechnung blieb das 24. Armeekorps außer Ansatz, vielleicht weil bei ihm die eben angedeuteten traurigen Verhältnisse besonders stark hervortraten. Dem Heere mangelte es auch an erfahrenen Generalen, an durchgebildeten Generalstabsoffizieren, für welche letztere nur allzu oft aus den bürgerlichen Berufsständen**) Ersatz geschafft werden mußte, und an tüchtigen Verwaltungsbeamten.

So beschaffen war die Ostarmee, und solche Stellungen hatte sie inne, als am 26. Januar abends General Clinchant den Oberbefehl über-

*) Poullet S. 246.

**) Vgl. hierzu z. B. Grenest S. 141 ff.



nahm. Er hatte ebenso wie General v. Wimpffen bei Sedan nur die Folgerungen aus einer bereits verlorenen Sache zu ziehen.

General Bourbaki hatte die Zeit bis zum 23. statt zu handeln, ungenützt verstreichen lassen, und in den darauffolgenden Tagen verschlimmerte sich noch die Lage bei Besançon durch die Unterbindung der geraden Straße nach Lyon.

Was sollte geschehen? Eine allgemeine Offensive in irgendwelcher Richtung verbot der Zustand des Heeres. Ein Verbleiben bei Besançon schien ebensowenig zulässig, besonders aus Mangel ausreichender Verpflegungsvorräte,*) dann aber auch, weil die Festung kein verschanztes Lager hatte. Bei dieser Sachlage konnte General Clinchant nur zu demselben Entschluß gelangen, welchen bereits General Bourbaki gefaßt hatte, nämlich auf Pontarlier zurückzugehen. Er hoffte dort ausreichende, aus der Schweiz aufzufrischende Vorräte an Lebensmitteln zu finden. Auch erschien ihm, wenn es nicht gelingen sollte, das rechte Ufer des Ain zu gewinnen, die nur von Les Allemands oder von Vaux her zu umgehende Stellung bei Pontarlier zur Verteidigung günstig. Gleich am 27. früh wurde deshalb der Rückzug in dieser Richtung angetreten. Er vollzog sich unter einigen nicht sehr erheblichen Gefechten, kam aber infolge der sich demnächst als falsch erweisenden Nachricht eines allgemeinen Waffenstillstandes vom 29. nachmittags bis zu den Morgenstunden des 31. fast zum Stehen.

Am Abend des 31. hatten die einzelnen Heeresteile folgende Stellung:

Das 18. Armeekorps mit der 1. Brigade der 1. Division in La Cluse, mit der 2. Brigade in St. Pierre—La Cluse, mit der 2. Division dicht nördlich von Pontarlier, um das Dorf Doubs herum, von ihr das 12. Marsch-Jägerbataillon und zwei Kompagnien des 92e de ligne in und bei Les Allemands; mit der 3. Division bei Fourgs und Les Petits Fourgs (etwa 5 km südöstlich von St. Pierre), mit der Kavalleriedivision und dem Regiment leichter Afrikanischer Infanterie bei Oye, Pallet und Friards, die Artillerie teilweise im Abzug begriffen über La Cluse, die allgemeine Reserve in Pontarlier;

das 15. Armeekorps bei Les Hôpitaux Vieux, mit der Kavalleriedivision gegen Clairvaux;

das 20. Armeekorps östlich von Les Granges Ste. Marie;

das 24. Armeekorps in und bei Mouthe; die Division Crémer (jetzt Poullet) bei La Chaux Neuve und Foncine le Haut (östlich von Les Planches).

Bagage und Trains der Armee sollten sich am 31. der Schweizer Grenze nähern, rückwärts des Forts de Joux. Indessen verzögerte die

*) Nach neueren Nachrichten waren Vorräte für 50 Tage vorhanden.



allgemeine Unordnung die Bewegung derartig, daß diese am Nachmittag des 1. Februar noch nicht beendet war. Ein dem 4. Bataillon der Mobilgarden des Oberrheins Zugehöriger gibt folgende Schilderung von dem am 31. herrschenden Durcheinander:

„Bei Tagesanbruch kamen wir nach Pontarlier, dem Hauptquartier und Vereinigungspunkt der Ostarmee, wenn anders es erlaubt ist, diesen Namen den Tausenden von Bejammernswerten und dem zahlreichen Material zu geben, mit dem die Straßen der kleinen Stadt buchstäblich verstopft sind. Diese Armen waten im Schnee, drängen und stoßen sich und folgen dem Strome, der sie, sie mögen wollen oder nicht, mit sich hinfortschwemmt. Weder bei Jargeau (an der Loire) noch bei Marchaux (nordöstlich Besançon), wo doch unser Rückzug sehr ungeordnet war, habe ich eine ähnliche Verwirrung wie diese gesehen. Kein Schimmer von Ordnung und Leitung mehr bei Bildung und im Marsch der Kolonnen. 18., 20., 24. Korps, Wagen, Kanonen, Feldlazarette, das Ganze in wirrer Masse durcheinander, wandert nebeneinander auf der von Pontarlier nach La Cluse führenden Straße. Man kommt nur mit Mühe in diesem Haufen von Menschen und Pferden vorwärts . . .“

Nach dem Verlust von Les Planches am 29. und Vaux am 31. mittags blieben dem General Clinchant zum Entkommen gegen Süden nur noch Wege, die wenig mehr als Saumpfade und zur Zeit außerdem mit Eis und hohem Schnee bedeckt waren. Diese Sachlage war dem General am 31. abends 8 Uhr bekannt. Da nun die bei ihm zu einem Kriegsrat versammelten Generale Billot, Feillet Pilatrie, Pallu de la Barrière und Admiral Penhoat nicht versprechen konnten, nach Stellungnahme des linken Flügels der Armee in Oye, Le Cernay und Montperreux den Feind aufzuhalten, so wurde die Räumung von Pontarlier unerläßlich. Ebensowenig sprachen sie sich zugunsten einer Stellung zwischen dem Larmont, Fort de Joux, Montperreux und der Schweizer Grenze aus, weil sie bei der Nähe der letzteren für den Zusammenhalt ihrer Mannschaft fürchteten. Die gänzliche Zerrüttung der Armee eben, mehr noch als die Verpflegungsschwierigkeiten, führten zu dem Entschluß, das Heer nach der Schweiz hinüberzuführen. Der General überließ es dabei den einzelnen Truppenteilen, soviel es ihnen möglich war, sich ins Innere Frankreichs zu retten.

Am 1. Februar 4 Uhr früh gelangten die Verhandlungen mit dem Schweizerischen General Herzog zum Abschluß. Von 5 Uhr ab begann der Übertritt auf das neutrale Gebiet, auf das sich schon in den letzten Tagen zahlreiche Deserteure geflüchtet hatten. Von dem Übereinkommen mit der Schweiz erstattete General Clinchant jedoch dem General v. Manteuffel keine Anzeige; dieser wurde vielmehr von dem Vertrage erst in der Nacht zum 2. Februar über Berlin und Versailles verständigt.

Um den Rückzug namentlich der zahlreichen Artillerie und des Trains zu decken, wurde dem General Billot befohlen, mit dem 18. Armeekorps und der allgemeinen Reserve rückwärts von Pontarlier Stellung zu neh-

men. Es waren dies diejenigen Heeresteile, die von allen am meisten Zusammenhalt und Gefechtsfähigkeit bewahrt hatten.

Einige Angaben über die beteiligten Truppen mögen hier folgen:

Das 38e de ligne, nach dem Sturz des Kaiserreichs nach Frankreich gezogen, hatte sich am Loirefeldzug mit Auszeichnung beteiligt. Bei der Bildung des Ostheeres wurde es als eines der besten der Armeereserve zugeteilt.

Vom Marine-Marschregiment berichtet General Pallu: „Ungeachtet es aus sehr jungen und unvollkommen ausgebildeten Soldaten bestand, war es wie aus einem Guß".

Das 29e de marche war am 21. September 1870 aus Kompagnien verschiedener Regimenter gebildet, darunter zwei des alten 29e de ligne. Nach General Pallu bildete es eine sehr gleichartige, zuverlässige Masse; es zeigte nicht die Mängel, die der Mehrzahl der Marschregimenter durch ihre Entstehung anhafteten.

Das 92e de ligne landete am 4. Dezember in Toulon und bewährte sich als altes Regiment. Seine Moral war im ganzen Feldzuge nicht einen Augenblick geschwächt. Die Soldaten waren stolz auf ihre Nummer.

Das 42e de marche ist am 14. November 1870 aus 19 Kompagnien de ligne gebildet. Drei Viertel der Leute gehörten dem Jahrgang 1870 an. Zwar ohne Kenntnis des inneren Wachtdienstes sowie der Instandhaltung der Sachen und Waffen, sind doch alle von gutem Willen beseelt gewesen. Ausrüstung und Bekleidung war anfangs mangelhaft.

Das 44e de marche wurde am 29. Oktober 1870 aus 18 Kompagnien verschiedener Regimenter gebildet. Es kämpfte bei Beaune la Rolande sehr tapfer und zähe.

Die 73er Mobilen befanden sich nur in sehr geringer Gefechtsstärke.

Von den 77er Mobilen berichtet Admiral Penhoat: „Die schlecht exerzierten und bekleideten und allzuoft schlecht geführten 77er Mobilen lieferten Nachzügler auf allen Straßen".

Das 52e de marche war am 8. November 1870 aus 12 Depotkompagnien gebildet.

Von der Deutschen Südarmee hatten unter Zurücklassung der Badischen Division vor Besançon das II. Armeekorps von Mouchard, Salins und Arbois her, weiter gegen Süden vorgehend und aufklärend, am 28. mit der Avantgarde Champagnole, das VII. Armeekorps mit der 13. Division La Chapelle und Saisenay, mit der 14. Division Déservillers erreicht. An diesem Tage machten die eingehenden Nachrichten es zur Gewißheit, daß die Masse des Französischen Heeres sich im vollen Rückzug auf Pontarlier befand. Daraufhin ordnete der Oberbefehlshaber ein allgemeines konzentrisches Vorgehen in dieser Richtung an. Das Detachement des Generals v. der Goltz hatte dabei als Armeereserve zu folgen. Die 4. Reservedivision und auch das Detachement des Generals v. Debschitz wurden aufgefordert, der allgemeinen Vorwärtsbewegung sich anzuschließen. Erstere jedoch hatte durch divergierende Bewegungen, letzteres durch anderweitige Befehle des Generals v. Treskow einigen Aufenthalt. Das VII. Armeekorps stand bereits am Abend des 29. mit der 14. Division in Chaffois und Sombacourt, mit der 13. in und vorwärts Levier und mit der Korpsartillerie in Déservillers, also in unmittelbarer

Berührung mit der feindlichen Armee. Es erhielt daher die Weisung, vereinzelte Angriffe zu unterlassen, dagegen jedem Versuch des Feindes, nach Norden oder Süden abzumarschieren, entschieden entgegenzutreten.

Unter sich mehrenden Zeichen zunehmender Auflösung der feindlichen Armee hatte die Südarmee am 31. abends folgende Punkte erreicht:

Die Avantgarde des II. Armeekorps mit der 7. Infanteriebrigade: La Rivière, Vorposten in Bulle (5./9 und 7./9), Bavans (6./9 und 8./9) und Ste. Colombe (I./9 und Regimentsstab), mit der 5. Infanteriebrigade nebst Korpsartillerie: Dompierre, ebenso hier auch das Hauptquartier; mit dem Detachement des Oberst v. Wedell: Les Planches, mit dem Detachement des Oberstleutnant Liebe: Les Granges Ste. Marie und mit dem Detachement des Premierleutnant Protzen vorübergehend La Planée;

das VII. Armeekorps mit der 13. Infanteriedivision um Sept Fontaines, mit der 14. um Dommartin und westlich sowie nordwestlich davon mit Vorposten am Drugeon-Bach mit Besetzung von Houtaud und Vuillecin, mit der Korps-Artillerie: Levier; das Detachement des Generals v. der Goltz: Dournon, die 4. Reservedivision zwischen Nods und St. Gorgon, das Detachement des Generals v. Debschitz bei Le Russey, das Hauptquartier des Oberkommandos: Villeneuve.

Die aus dem Rest der 4. Infanteriedivision gebildete Avantgarde des II. Armeekorps bestand am 31. Januar aus: 1. dem Colbergschen Grenadierregiment, 2. dem I./49 und II./49 (ausschließlich 7. Kompagnie, die zur Bagage abkommandiert war), 3. dem Stab des Dragonerregiments Nr. 11 mit der 3. und kombinierten 5. Eskadron, 4. der 1. und 4. Eskadron Dragonerregiments Nr. 3, 5. dem Stab der 3. Fuß-Abteilung mit der 5. schweren und 6. leichten Batterie, 6. der 1. Feld-Pionierkompagnie, 7. den Feldlazaretten Nr. 3 und 10 und dem Sanitätsdetachement Nr. 2.

Die Ausrückstärke der Infanterie der Avantgarde betrug am 20. Januar 1871:

	Offiz.	Unteroffiz.	Ärzte	Spiell.	Gemeine
I./9	15	66	2	21	722
II./9	14	55	2	16	672
F./9	13	63	2	14	699
I./49	14	66	1	22	622
II./49	11	76	1	11	571

Da wesentliche Veränderungen in dieser Ausrück-Stärke nicht stattfanden, so kann letztere als ungefähre Gefechtsstärke am 1. Februar 1871 angesehen werden.

Für den Armeebefehl zum 1. Februar war, wie überhaupt für die Leitung der Operationen seit dem am 28. Januar zu Versailles abgeschlossenen Waffenstillstand, der aber die Departements Côte d'Or, Doubs und Jura, sowie das belagerte Belfort nicht mit umfaßte, der Gedanke

maßgebend, daß ein erzwungener Grenzübertritt des Ostheeres den Friedensschluß mehr fördern würde als eine Kapitulation. Allein die Kosten,*) welche durch die in der Schweiz zu verpflegenden Massen verursacht wurden, nötigten zum Friedensschluß, und zwar in höherem Grade als ein Übertritt in die Gefangenschaft. Um den Grenzübertritt zu erzwingen, mußte also Pontarlier genommen werden. Erst durch den Besitz von Pontarlier war der Ostarmee jeder Raum zur Entwicklung aus dem Gebirge heraus, ja jeder eigentliche Boden auf Französischem Gebiet entzogen.

Der am 31. Januar nachmittags 4 Uhr ausgegebene Befehl bestimmte daher:

„Die Armee rückt morgen konzentrisch gegen Pontarlier vor, um den in dortiger Gegend stehenden Feind auf die Schweizer Grenze zurückzutreiben. Hierzu formieren sich hinter ihren Avantgarden: das VII. Armeekorps im Raume zwischen den Straßen von Levier und St. Gorgon nach Pontarlier, das II. Armeekorps à cheval der Straße Frasne—Pontarlier unter Mitwirkung des Detachements bei Granges Ste. Marie. Das VII. Armeekorps sichert sich gegen die in seinem Rücken und linker Flanke anscheinend noch auftretenden vereinzelten feindlichen Abteilungen und behält beim Vorgehen die Straße von Morteau beherrscht, insoweit nicht morgen schon die Mitwirkung der Generale Schmeling und Debschitz eintritt, was sich noch nicht übersehen läßt. — Das Detachement Goltz steht morgen mittag 12 Uhr mit der Tete ½ Meile östlich Levier. Zu dieser Zeit beginnt der Vormarsch des II. und VII. Armeekorps auf Pontarlier mit den Avantgarden, hinter welchen die Gros bis dahin ausgeruht in Gefechtsbereitschaft stehen müssen. Gegenseitiges Eingreifen beider Korps, Verwendung der Artillerie und selbständige Reserven werden empfohlen."

Am 1. Februar, einem klaren und milden Wintertage, sammelte sich, den Weisungen des kommandierenden Generals v. Fransecky entsprechend, um 11 Uhr die Avantgarde des II. Armeekorps bei Ste. Colombe und dahinter in angemessener Entfernung die 3. Infanteriedivision, von deren Infanterie nur die 5. Brigade zur Stelle war. An diese schloß sich die Korpsartillerie auf der Straße Dompierre—Pontarlier an, da Aufmarsch und Bewegung neben der Straße sich wegen tiefen Schnees verboten.

Die Marschordnung der Avantgarde des II. Armeekorps unter Befehl des Generalmajor du Trossel war folgende:

---

*) Für die Zeit vom 1. Februar bis 24. März, dem Tage, an welchem mit Ausnahme von etwa 1000 Kranken die letzten Französischen Soldaten des ehemaligen Ostheeres nach Frankreich zurückkehrten, hatte dieses 12 154 396,90 Francs zu zahlen, darunter 1 615 159,16 Francs für den Schweizerischen Bewachungsdienst.

Vorhut: Oberst v. Ferentheil: 1 Zug der 4. Eskadr. Drag. 3, I./9 (Reihenfolge 4., 1., 2., 3. Komp.), Stab der 3. Fuß-Abteil., 6. leichte Battr. und 5. schwere (anfangs im Gros der Avantgarde), II./9, 1. Feld-Pion. Komp.

Gros der Avantgarde: Oberst Laurin: F./9, I./49, II./49, Stab des 11. Drag. Regts. und 3. Eskadr. Drag. 11, 1. und 4. Eskadr. Drag. 3, Sanitätsdetachement Nr. 2. Die kombinierte 5. Eskadr. Drag. 11 war detachiert und traf erst während des Gefechts wieder ein.

Um 12 Uhr sollte der Vormarsch angetreten werden, da aber Patrouillen Les Granges Narboz am 31. gegen Abend unbesetzt gefunden hatten, und diese Meldung am 1. Februar morgens unwidersprochen blieb, so gab dies zum sofortigen Vorrücken über diesen Ort hinaus auf Pontarlier Veranlassung. Die Meldung war datiert: La Rivière vom 31. Januar 71, abends 9½ Uhr, und lautete:

„Aus Ste. Colombe folgende Nachrichten: Narboz 6½ Uhr unbesetzt, bei Pontarlier Biwakfeuer und eine Feldwache, die weiteres Vordringen der Patrouillen nicht gestattet. Nach Aussage eines aufgegriffenen Mobilgardisten in Zivilkleidern sollen sich in Besançon sehr wenig Truppen befinden, in Pontarlier noch etwa 5000 Mann. Die Truppen größtenteils ohne Führung, da die meisten Offiziere nach der Schweiz gegangen seien. Der Paß zwischen Pontarlier und der Schweiz soll durch ein kleines Französisches Fort beherrscht sein.

du Trossel. Eingegangen in Dompierre 10¼ abends."

Um 11 Uhr trat die Avantgarde an. General du Trossel vereinigte alsbald unter Führung ihres Abteilungskommandeurs, des Oberstleutnants Bauer, die 5. schwere mit der bereits in der Vorhut befindlichen 6. leichten Batterie. Auch benutzte das Gros der Avantgarde, an dessen Spitze sich der General befand, schon von Ste. Colombe aus den parallel zur Straße laufenden Bahndamm zum Vormarsch, da es sich darauf besser als auf der mit tiefem Schnee bedeckten Straße marschierte. Die anfänglich in Bulle nebst einem Zuge Dragoner stehen bleibende 7./9 hatte die Verbindung mit dem in Chaffois befindlichen rechten Flügel des VII. Armeekorps zu vermitteln. Beim Vorrücken wurde Les Granges Narboz sowie einige in der Nähe befindliche Fermen auch jetzt unbesetzt gefunden, aber einzelne Leute des Feindes, die sich der Waffen entledigt hatten, zu Gefangenen gemacht, wie überhaupt die zu beiden Seiten der Straße und in den Ortschaften umherliegenden Waffen auch hier den deutlichen Beweis von der Auflösung der Armee lieferten.

Bei Grange de l'Etang angekommen, erhielt der General die Mitteilung des kommandierenden Generals, Pontarlier sei vom Feinde verlassen, sowie auch die Weisung, durch Pontarlier rasch bis zum Straßenknoten bei La Cluse vorzudringen, um dort die eingeschlagene Marschrichtung des Feindes zu ermitteln. Pontarlier, ein Städtchen von ungefähr 5700 Einwohnern, kam in Sicht, und als die Dragoner dem Bahnhof, welcher der Anmarschstraße quer vorgelagert ist, sich näherten, wurden sie von lebhaftem, jedoch fast wirkungslosem Feuer empfangen. Hinter

Brettstapeln hatten Schützen, wahrscheinlich nur Nachzügler, Stellung genommen. Die Dragoner machten die Front frei, und von der vordersten Kompagnie, der 4., schwärmte der 7. und demnächst rechts daneben der 8. Zug aus. Beide Züge nahmen nach kurzem, auf etwa 200 m geführten Feuergefecht ohne Verlust den Bahnhof.

Der rechts befindliche 8. Zug und die ihm nachgeschickte 2./9 verfolgten den Feind auf und längs der sich nach Süden wendenden Eisenbahn. Der 7. Zug dagegen blieb in seiner bisherigen Richtung und drang sowie demnächst der Schützenzug von 4./9, die 1./9 und 3./9 in die Stadt ein.

Dem I. Bataillon folgte etwas später das Füsilierbataillon, welches auf dem Eisenbahndamm marschierend früher den Bahnhof erreicht hatte, als das auf der Chaussee vorgerückte, der Vorhut angehörende II. Bataillon. Letzteres trat infolgedessen anstelle des Füsilierbataillons, das zur Avantgarde kam, zum Gros über. Die beiden Batterien sowie die Feld-Pionierkompagnie machten auf kurze Zeit außerhalb der Stadt halt.

Pontarlier war bald nach 11 Uhr morgens bis auf eine aus einigen Kompagnien des 29. Marschregiments bestehende Arrieregarde, der es gelang, ohne Verlust aus der Stadt zu entkommen, geräumt worden; aber eine sehr große Zahl von Nachzüglern war zurückgeblieben. Sie traten jetzt aus den Häusern heraus und legten ohne jeden Widerstand und freiwillig ihre Waffen nieder. Immerhin hatte das I. Bataillon hierdurch und durch das Absuchen der einzelnen Gehöfte und Seitenstraßen einigen Aufenthalt, so daß inzwischen das Gros der Avantgarde vollständig an den Bahnhof herangerückt war. Zur Verfolgung des Feindes fanden zunächst die beiden Bataillone der Avantgarde Verwendung. Das Gros erhielt Befehl, die Stadt zu besetzen, sie nach Waffen zu durchsuchen und die Nachzügler zu Gefangenen zu machen. Hierzu bestimmte Oberst Laurin zwei Kompagnien des II./9 und des I./49, der übrige Teil des Gros blieb geschlossen am Bahnhof halten.

Die zur Besetzung und Absuchung der Stadt notwendige Verteilung der Kompagnien auf einzelne Reviere ist auf das spätere Gefecht des I./49 nicht ohne Einfluß gewesen.*) Denn als schnelle Hilfe den Bataillonen im Paß gebracht werden sollte, wurde die Wiedervereinigung des Bataillons, ja sogar der Kompagnien in sich, nicht abgewartet, und dies hatte eine nicht völlig einheitliche Leitung im Gefecht zur Folge.

*) I./49 ward wie folgt verwendet: die 1. Kompagnie mit 2 Zügen am Bahnhof und mit einem am nördlichen, die 2. Kompagnie am östlichen Ausgang der Stadt. Die 3. Kompagnie suchte den Ort nach Waffen und Nachzüglern ab und die 4. Kompagnie stand als Reserve mitten im Ort.

Ehe die weiteren Ereignisse berichtet werden, sind das Gelände südlich von Pontarlier sowie die Geschehnisse beim Feinde zu schildern.

Auf dem rechten Ufer des Drugeon-Baches in der Gegend von Doubs über Pontarlier und Les Granges Narboz steigen die Gebirgsketten des Hohen Jura ziemlich unvermittelt aus dem rund 870 m hohen Plateau zu Höhen von etwa 1000 und östlich Pontarlier in den Larmont-Felsen zu solchen von 1200 m auf. Südlich der Stadt wird das Gebirge vom Doubs-Tal durchschnitten, das, mehr und mehr sich verengend, zuletzt eine jener Schluchten bildet, die in dieser Gegend Clusen genannt werden. Sie ist bei etwa 500 m Länge nur wenig ausgedehnt, aber — und dies zeichnet sie vor andern aus — tief eingeschnitten. Steil aus Höhen von 100 bis 130 m fallen die Felswände zur Talsohle ab, auf welcher der Doubs und die von Pontarlier nach Verrières führende Eisenbahn sowie die Chaussee nur eben Raum finden. Dann aber erweitert sich plötzlich das Doubs-Tal zu einem Kessel, welchen das auf isoliertem Bergkegel gelegene Fort de Joux vollständig beherrscht. Das Fort de Joux, von alter Bauart und ehemals als Staatsgefängnis benutzt, wandte seine Front der Schweiz zu. Deshalb errichtete man in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar in der Kehle des Forts, etwa 20 m von ihm entfernt, eine Brustwehr aus Lagen festgestampften und mit Wasser begossenen Schnees, welche die Geschütze gegen Gewehrfeuer von La Fauconnière her decken sollte. Das Werk, bestückt mit drei 12 cm-Geschützen und mit zwei 8 cm-Geschützen, bestrich mit vier Geschützen die Straßenbiegung am Paß, die Eisenbahn und das Tal des Doubs talabwärts und mit einem Geschütz die Straße nach Oye. Auf dem Donjon des Forts standen zwei 12 cm-Geschütze. Die Besatzung bestand aus 300 Mann; Kommandant war Oberst Ploto. Das Fort Neuv oder du Larmont, das auf der andern Seite des Tales dem etwas niedriger gelegenen Fort de Joux entspricht, war mit einem gezogenen, zwei glatten Geschützen und einer Haubitze armiert. Da, wo die Chaussee mit scharfer Biegung in den Talkessel eintritt, befindet sich die später zu erwähnende Gefechtsstellung von I./9. Zwischen der Straße und dem nördlich davon gelegenen Höhenzug liegt auf einem freien Platz das zur Erinnerung an das Gefecht errichtete Denkmal mit der Widmung „Aux derniers défenseurs de la patrie“. Etwa 80 m östlich von diesem Denkmal erhebt sich eine 40 cm hohe und etwa 20 m lange, aus lose übereinandergehäuften Feldsteinen bestehende Mauer. Nördlich an die Berge anstoßend, bleibt sie mit ihrem südlichen Ende etwa 6 m von der Chaussee entfernt, wendet sich dann nach Osten um und verläuft noch etwa 200 m lang zuletzt längs der Chaussee im Gelände. Südlich der etwa 12—13 m breiten Straße liegt eine kleine Anschüttung von 8 m Breite, nach dem Dorf La Cluse zu und in Höhe der eben erwähnten Mauer steil abfallend.

Den Abschluß nach Süden zu bildet der etwa 3 m hoch aufgeschüttete Bahnkörper. Die Gesamtbreite des Raumes von der Eisenbahn bis zu den nördlichen Vorbergen beträgt nur etwa 65 m, wobei noch die steilen Hänge des Bahndammes und des südlichen Chausseerandes die spätere Entwicklung vom I./9 nachteilig beeinflußten.*)

Bei La Cluse gabelt sich die Chaussee in die beiden Hauptrichtungen nach Verrières und nach Jougne. Von de Joux bis zur Grenze bei Verrières sind es in gerader Linie 7 und ebenso bis zur Grenze bei Jougne 15,2 km. Von letzterer zweigt sich bei Hôpitaux Vieux ein für Wagen benutzbarer Weg ab, der über Mouthe, Chaux Neuve, Foncine nach St. Laurent führt, wo er sich in die beiden Richtungen nach St. Claude und nach Morez und Gex gabelt. Bei Chaux Neuve zweigt sich ein nur für Infanterie und Kavallerie brauchbarer Weg ab, der über La Chapelle des Bois, Morez nach Gex und St. Claude führt.

Auf Grund der vom General Clinchant erhaltenen Weisung gab General Billot folgenden Befehl: Ordre de mouvement pour le 1er février. En exécution des ordres de M. le général commandant en chef de la 1re armée, demain le 1er février 1871 le 18e corps d'armée et la brigade de réserve Pallu se maintiendront dans les positions militaires qui couvrent les deux routes de Verrières et des Fourgs, afin de protéger l'évacuation sur le territoire suisse de tout le matériel de l'armée.

La troisième division qui occupe les hauteurs des Petits Fourgs et des Fourgs se maintiendra à outrance dans les positions les plus favorables, afin de conserver à l'armée la possession de cette libre retraite. Un bataillon de cette division sera envoyé à Chapelle Mijoux et occupera le hameau afin de fermer à l'ennemi le chemin qui de la Chapelle conduit aux Fourgs. Deux autres bataillons seront envoyés à la croisée des deux routes qui viennent des Hôpitaux et des Granges Sainte-Marie.

La 1re division qui est à la Cluse s'établira fortement sur les positions qui protègent les forts de Joux, occupant les hauteurs à droite de ces forts, pour fermer complètement à l'ennemi de ce côté l'accès de la route des Verrières. Aussitôt que l'artillerie qui était en position à Pontarlier aura été évacuée et aura débarassé la sortie de la ville, la division Penhoat suivra la route de La Cluse et viendra prendre position à gauche des forts de Joux, pour barrer à l'ennemi, s'il se présentait, les routes qui d'Oye, Mouthe et Les Hôpitaux viennent converger en ce point.

---

*) Obige Einzelangaben über das Gefechtsfeld des I./9 verdankt Verfasser brieflichen Mitteilungen des Herrn Oberstleutnant a. D. Hell, der im Februar d. Js. dort besuchsweise anwesend war.

La division de cavalerie et le bataillon d'Afrique continueront à occuper Oye, Friards et Pallet, de manière à fermer à l'ennemi les routes qui viennent de Malpas et des Granges Narboz. Aussitôt que la division Penhoat aura dessiné son mouvement et quitté Pontarlier, la brigade Pallu la suivra et viendra prendre position en avant de la Cluse occupant les hauteurs de chaque côté de la route, de manière à interdire le passage à l'ennemi.

Le quartier général du 18e corps sera à Saint-Pierre-la-Cluse.

Danach hatte die Arrieregardenstellung ihren rechten Flügel am Larmont, die Mitte bei Fort de Joux, La Cluse und ihren linken bei Oye. Hinter diesem waren, um eine Umgehung von Les Hôpitaux Vieux her zu verhindern, Fourgs und Les Petits Fourgs stark befestigt. Obige ordre de mouvement unterlag am 1. Februar früh und in den Vormittagsstunden teilweisen Abänderungen.

Zur Unterstützung des linken Flügels und zur Verfügung der Kavalleriedivision des Armeekorps wurde die 1. Brigade der 1. Division nach Oye befohlen. Von dem zu ihr gehörigen 42e de marche kantonierten das I. und II. Bataillon in La Cluse, während das III. im Fort Neuv war. Ehe die Ablösung dieses Bataillons geschehen konnte, marschierte die Brigade unter Zurücklassung auch der 5. und 6. Kompagnie des II. Bataillons ab. Da nun jetzt La Cluse durch den Befehl des General Billot fast ganz von Truppen entblößt war, so fand der Vorschlag des noch anwesenden Kommandeurs des 42e de marche, Oberstleutnant Couston, das III. Bataillon nach erfolgter Ablösung zur Besetzung des Dorfes zu verwenden, die Billigung des Divisionskommandeurs General Feillet Pilatrie. Eine der beiden erst erwähnten Kompagnien bildete im Verein mit der Sektion des Genies der Division, da wo der Paß auf den Talkessel mündet, einen vorgeschobenen Posten. Die Geniesektion besetzte das Bahnwärterhaus, und eine aus zusammengeschobenen Proviantwagen hergestellte Barrikade gab weitere Sicherung. Die andere Kompagnie 42e de marche diente in La Cluse zur Aufrechthaltung der Ordnung.

Die Brigade des General Robert (die 2. der 1. Division) stand mit dem I. und III. Bataillon 44e de marche, Regimentskommandeur Oberstleutnant Achilli, und zwar mit dem I. als Pikett, mit dem III. einquartiert in St. Pierre—la Cluse, mit dem II. Bataillon bei der Ferme aux Jeantets, die am Larmont gelegen. Das 73. Mobilgardenregiment in nur sehr geringer Gefechtsstärke sicherte die Straße nach Lausanne. Von der 2. Division des Korps unter Admiral Penhoat blieben das 12. Marsch-Jägerbataillon und zwei Kompagnien 92e de ligne bei Les Allemands und Gegend mit der Weisung zurück, ihre Stellung bis 3 Uhr abends zu behaupten und sich alsdann

auf Verrières abzuziehen. Im übrigen zog sich die Division Penhoat seit dem frühen Morgen durch Pontarlier hindurch auf La Cluse zu. Aber ihr Marsch wurde durch die sehr große Anzahl der die Straße versperrenden Proviantwagen sehr beschwerlich, und, um ihn etwas zu beschleunigen, benutzte die Artillerie den Eisenbahndamm. Auf diese Weise gelangte sie ohne zu große Schwierigkeit über La Cluse hinaus. Die 1. Brigade der Division (52e de marche und 77. Mobilgardenregiment) wandte sich nach Les Petits Fourgs, die 2. Brigade (92e de ligne und 49e de marche) nach St. Pierre. Während nun diese auf Verrières weitermarschierte, kehrte die 1. Brigade, bei Fourgs angelangt, wieder um und nach St. Pierre zurück. Stärkere Kräfte dieser Brigade fanden später am und im Fort Neuv, sowie in den nördlich davon gelegenen Waldungen Verwendung.*)

Zur Sicherung des Durchzuges der Division Penhoat durch Pontarlier hatte die bereits hier befindliche Armeereserve unter General Pallu de la Barrière am Morgen des 1. Februar die Zugänge zur Stadt besetzt. Das 29e de marche (Kommandeur: Oberstleutnant Carré) war am Nordrand, das Marine-Marschregiment (Kommandeur: Oberstleutnant Coquet) am Westrand der Stadt und am Bahnhof in Stellung. Zwei dem 20. Armeekorps entlehnte Mitrailleusen befanden sich, weit vorgeschoben, auf der Esplanade. Das 38e de ligne im Innern der Stadt diente als Reserve. Die Gefechtsstärke der Reserve gibt General Pallu auf 7500—8000 Mann an. Sie hatte sich demnach seit dem 24. Januar, dem Kriegsrat von Château Farine, nicht wesentlich verändert, was für die gute Beschaffenheit der Truppen spricht. Der Division Penhoat folgte unmittelbar die Armeereserve, zuerst das 38e de ligne, dann die Marineinfanterie auf dem Bahndamm, zuletzt das 29e de marche, von dem einige Kompagnien seines I. Bataillons den Rand der Stadt bis zur Annäherung des Feindes besetzt hielten. Noch in Pontarlier gegen 10 Uhr erhielt General Pallu den durch den Generalstabs-Hauptmann Parisot überbrachten Befehl, den Paß und dessen Abhänge rechts und links bei seiner Mündung vorwärts La Cluse zu verteidigen.

Nach Ansicht des Generals wäre es zweckentsprechender gewesen, am Fuß des Fort de Joux Stellung zu nehmen. Von dort hätte das Feuer der Infanterie mit dem der Artillerie des Forts auf den Paßausgang vereinigt werden können. Diese sei während des ganzen Gefechts bei der kurzen Entfernung zwischen Freund und Feind in Verlegenheit gesetzt gewesen. Dem Marine-Marschbataillon des 2. Regiments fiel die Verteidigung des westlichen, dem 29e de marche die des östlichen Ab-

*) Eine Einzeichnung der französischen Truppenaufstellung in die Skizze wurde unterlassen, weil genauere Angaben hierüber nur teilweise vorliegen.

hanges in der Art zu, daß zwei Kompagnien des 29e sich in Schützen auflösten und zwei andere dahinter in Reserve am Felsen Le Tournant standen. Auch eine weiter oben im Walde gelegene alte Mauer, von der aus die Brücken, die Eisenbahn, der Fluß und auch die Straße zu sehen sind, wurde besetzt. Am Ausgang des Passes waren die beiden Mitrailleusen in Stellung, um von dort die Straße gegen Pontarlier zu bestreichen. Am späteren Kampfe jedoch nahmen sie keinen Anteil, sondern zogen sich vorher ohne Vorwissen des Generals Pallu nach der Schweiz zurück. Das 38e de ligne deckte auf den Höhen des Larmont den geraden Anmarschweg von Pontarlier nach Verrières.*) Zu einer Gefechtstätigkeit gelangte es nicht; das I. und II. Bataillon zogen sich, nachdem sie drei Stunden in ihrer Stellung verblieben waren, nach Verrières zurück, während das III. Bataillon die Nacht über auf den eisigen Höhen des Larmont ausharren mußte.

Nachdem alle Anordnungen zur Verteidigung getroffen waren, ging General Pallu in der Richtung auf Pontarlier vor. Er war durch seinen Ordonnanzoffizier de Surville benachrichtigt worden, daß der Preußische Parlamentär (Hauptmann v. dem Knesebeck, Adjutant bei dem Generalkommando VII. Armeekorps) nur mit ihm und nicht mit dem Hauptmann Parisot unterhandeln wolle. Das Feuer wurde zu diesem Zweck eingestellt, da es aber nach einigen Augenblicken von neuem begann, so kehrte der General unverrichteter Sache wieder nach dem Paß zurück. Hier waren inzwischen die Fahrer und Begleitmannschaften der Wagen von einer Panik ergriffen worden. Die Annäherung der Deutschen und der Gefechtslärm hatten sie mit Angst und Schrecken erfüllt. Die Fahrer spannten die Pferde aus und suchten mit ihnen das Weite. Diese Panik übertrug sich auch auf die Truppen im Paß, die in Auflösung bis zu den vordersten Häusern von La Cluse flohen. Dort erst kamen die Truppen auf den Zuspruch des General Pallu zum Stehen und ordneten sich. Der General berichtet nun: „In diesem Augenblick zeigten sich einige Preußische Offiziere mit gezogenem Säbel am Ausgang des Passes. Ihr plötzliches Erscheinen hatte etwas Theatralisches. Der Feind folgte ihnen und entwickelte sich in aller Eile auf dem Eisenbahndamm und auf der Straße kriechend, laufend und längs der Böschung des Dammes und hinter den Wagen hinschleichend. Etwa 100 vom Leutnant van Wetter befehligte Mannschaften des 29. und der Marineinfanterie legten sich in den Häusern von La Cluse und hinter einer Erdanschüttung in Hinterhalt. Ihr lebhaftes und zugleich gut geleitetes Feuer wirkte mörderisch, und in kurzer Zeit lagen die aus der Enge Herausgekommenen auf dem

*) Dieser Weg ist nicht im Kroki des Leutnants Bernis und auch nicht auf der dem Generalstabswerk des Krieges 1870/71 beigelegten Karte zu finden.



Schnee niedergestreckt. Die Angriffsbewegung verlor ihre Kraft und scheiterte."

Hieran anschließend läßt der General den Angriff des 44e de marche im Verein mit dem 29e und der Marineinfanterie folgen.

Nachdem der 7. und Schützenzug der 4./9, sowie 1./9 und 3./9 sich inmitten der Stadt gesammelt hatten, rückte Hauptmann v. Lengefeld mit ihnen auf der Hauptstraße in südöstlicher Richtung weiter vor. Die fortdauernd zunehmende Zahl von Gefangenen gab Veranlassung, den 7. Zug zurückzulassen. In der Nähe des letzten Hauses der Vorstadt St. Etienne mußte von neuem haltgemacht werden. Vor der Stadt stand die Queue der Französischen Trainkolonnen,*) von einzelnen bewaffneten Abteilungen gedeckt, welche zu feuern begannen. Das Feuer wurde erwidert, und dem Wunsche des hier befindlichen Parlamentärs (Hauptmann Parisot), das Feuer einzustellen, konnte nicht Folge gegeben werden, da die Bedeckungsmannschaften weiterschossen und auch von den Bergen her einzelne feindliche Schützen ein lebhaftes Feuer unterhielten. Dies gab zu dem alsbaldigen Befehl Veranlassung weiter vorzurücken, um womöglich die Spitze der Trainkolonnen und das Fort de Joux in Sicht zu bekommen. Das Vorwärtskommen auf der Chaussee wurde aber durch die dort ordnungslos befindlichen Wagen sehr erschwert. Besonders stark war deren Durch- und Ineinander am Südost-Ausgang der Stadt. Dort standen auf einem freien Platze in Reihen von 8 bis 10 allein einige Hundert Wagen, deren abgetriebene und frierende Bespannung einen traurigen Eindruck machte. Betrunkene Fuhrleute schwankten zwischen ihnen umher, während andere dicht gedrängt um kleine Feuer saßen. Aber auch weiterhin auf der Straße nach dem Paß zu konnten geschlossene Abteilungen nicht vorwärts kommen; es war dies hier und dort nur zu Einem und selbst zu Fuß zuweilen nur mit Schwierigkeiten möglich. Ein wunderliches Wirrsal! Da gab es Wagen bespannt und nicht bespannt, mit und ohne Kutscher, beladen und nicht beladen, zweirädrige Karren, Omnibusfuhrwerk, Marketender-, Hotel- und Möbelwagen, ja sogar elegante Chaisen in buntem Gemisch durcheinander.

Unter dem Feuer einzelner feindlicher Schützen gelangten gegen 2 Uhr nach und nach der Schützenzug der 4./9, gefolgt von 1./9 und 3./9, am Ausgang des Passes an. Die 2./9**) und der 8. Zug hatten während

*) Im ganzen sind es wenigstens 550 Wagen gewesen, nämlich 300 Wagen der Reserve-Proviantkolonne des Großen Hauptquartiers, bestimmt für das bei Mouthe befindliche 24. Armeekorps und wenigstens 250 Wagen des 15. und 18. Armeekorps. Von jenen ersten waren 224 mit Proviant beladen. Enquête, Teil III. S. 592. — Über die Organisation des Trains: Poullet, S. 470.

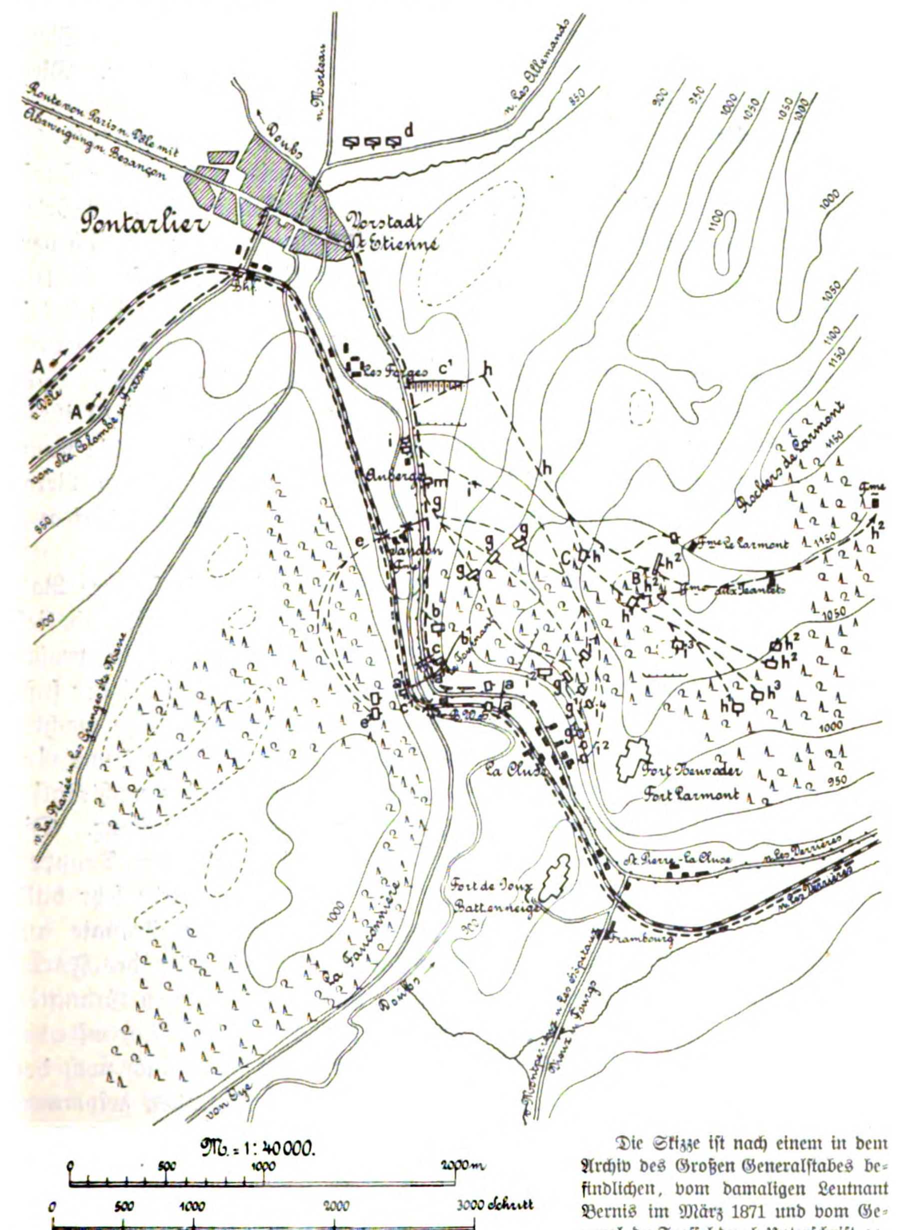
**) Die 2./9 war nur zwei Züge stark, da ein Zug am 31. Januar zum Transport Gefangener abkommandiert worden war.

des Aufenthalts des Bataillons in der Stadt dessen rechte Flanke gesichert und benutzten alsdann zum Vorrücken auch weiter den von Hindernissen freien Eisenbahndamm. Sie kamen daher auch schneller vorwärts und blieben geschlossener als die Kompagnien auf der Chaussee. Die Geschichte des Colbergschen Regiments berichtet: „Bald bot sich Gelegenheit, feindliche Kavallerie, welche unter der schützenden Deckung der auf der Straße stehenden Fuhrwerke zu entkommen versuchte, zu beschießen. Gleichzeitig aber richtete sich bei stetem Vorwärtsgehen das Feuer auf Infanterie, die auf dem Bahndamm zurückeilte und nach und nach 500 Gefangene zurückließ, welche fast sämtlich der 2./9 in die Hände fielen. Nur einmal versuchte der Feind, und zwar an der Stelle, wo der Bahndamm nach Osten abbiegt, sich zu setzen. Er zwang dabei durch sein Schnellfeuer, im Vormarsch innezuhalten und so lange durch Niederwerfen Deckung zu suchen, bis nach einigen Minuten die Fortsetzung des Rückzuges nach La Cluse erfolgte."

Die Gefechtstätigkeit der dem Bataillon vorausgeeilten 2./9 im Verein mit dem 8. Zuge hat die vorher erwähnte Panik verursacht. Der Intendanturbeamte Guérard berichtet in der Enquête, Teil III, S. 592: „Ich blieb beständig bei den Wagen bis zu dem kritischen Augenblick, aber als ich die Gendarmen der Eskorte sich im Galopp zurückziehen sah und die Kugeln um uns pfeifen hörte, gab ich meinen Unterchefs Befehl, so schnell als möglich das Fort de Joux zu erreichen; dies umsomehr als die durch die Geschosse und durch den Lärm in Schrecken gesetzten Fahrer ihre Pferde ausspannten und die Wagen verließen; mehreren gelang es zu entkommen, aber viele wurden zu Gefangenen gemacht, darunter vier Unterchefs und sieben Brigadiers.

Hauptmann v. Lengefeld rückte angesichts des Fort de Joux nicht weiter vor und ließ auf den vorher geäußerten Wunsch des als Parlamentär vorgerittenen Hauptmann v. dem Knesebeck das Feuer einstellen. Hauptmann v. Lengefeld sah, wie eine Eskadron, eine Batterie und Infanteristen durch das Defilee bei La Cluse sich abzogen. Die Wagenkolonne reichte unabsehbar bis in das Dorf hinein, zwischen den Forts auf der Straße verfahren und diese vollständig sperrend. Zur Sicherung des Bataillons, namentlich aber, um einem etwaigen Angriff besser begegnen zu können, ordnete Hauptmann v. Lengefeld die Herstellung einer Barrikade an, die aus zusammengeschobenen Wagen auf 20 Schritt Länge auf der Chaussee diesseit der Laufbrücke und des Bahnwärterhauses zustande kam. Währenddessen nahm das Bataillon folgende Aufstellung (a): Es standen 250—300 m vor dem Bahnwärterhause, südlich der Straße an der Eisenbahn der 8. Zug, links daneben die 2. Kompagnie (nur zwei Züge stark), zwischen dieser und der Chaussee der Schützenzug der 1. Kompagnie, auf dem Wege zwischen den Wagen geschlossen der 2. Zug und der Schützenzug der 1. Kompagnie, links der

Straße, die früher erwähnte nach der Felswand führende niedrige Mauer besetzt haltend, der 1. Zug, und weiter rückwärts an dem Eisenbahnwärterhäuschen die 3. Kompagnie. Hauptmann v. dem Knesebeck kam zurück und bot Unterstützung an, wenn diese nötig werden sollte.



Die Skizze ist nach einem in dem Archiv des Großen Generalstabes befindlichen, vom damaligen Leutnant Bernis im März 1871 und vom General du Trossel durch Unterschrift gebilligten Kroki angefertigt. — Die auf dem Gefechtsfelde von II./9 vorgenommenen Änderungen beruhen auf brieflichen Mitteilungen des Oberstleutnants a. D. Hell.

Bald darauf erschien der General du Trossel in Begleitung des Oberst Petzel, Kommandeurs der Korpsartillerie. Die Artillerie des Forts de Joux hatte bis jetzt geschwiegen, und da die Schießscharten geblendet waren, schien es unsicher, ob das Fort überhaupt armiert war. Um dies festzustellen, erhielt Oberstleutnant Bauer den Auftrag, die schwere Batterie in Stellung bringen zu lassen. Sie sollte gerade an der Stelle abprotzen (c), an der die Barrikade in Herstellung begriffen war. Diese mußte daher wieder fortgeschafft werden.

Inzwischen hatte das Füsilierbataillon, einen Zug der 11./9 bei Gefangenen zurücklassend und gefolgt von den beiden Batterien sowie von der Feld-Pionierkompagnie, um 1½ Uhr den Südausgang des Ortes erreicht. Um den Batterien ein weiteres Vorgehen auf der gänzlich verstopften Straße zu ermöglichen, erhielt 12./9 Befehl, diese aufzuräumen, woran die Fußmannschaften der Artillerie und die Pioniere sich beteiligten. Die Batterien gingen vorläufig seitwärts vom Wege in eine Versammlungsstellung. Währenddessen setzten unter Major v. Kleist 9./9, 10./9 sowie die jetzt nur noch aus zwei Zügen bestehende 11./9 ihren Marsch fort und nahmen als Reserve hinter dem I. Bataillon, die Kompagnien hintereinander östlich der Straße, gedeckt durch einen Bergvorsprung, Stellung (b). Fast gleichzeitig mit den Füsilieren traf auch Oberst v. Ferentheil ein.

Nach notdürftiger Aufräumung der Straße ging die schwere Batterie ein Stück Weges weiter in den Paß hinein, machte halt und ließ den 1. und alsbald den 2. Zug weiter vorgehen. Der 1. Zug protzte neben der Chaussee an der östlichen Bergkante ab (c), was bei der fußtiefen Schneedecke und dem nur sehr schmalen Platz viel Mühe machte; auch wurde das Schußfeld durch im Vorgelände befindliche Bäume eingeengt, und es mußte deshalb das eine der beiden Geschütze nachträglich seitwärts geschoben werden. Das Ziel war das Fort de Joux. Die ersten Granaten gingen zu weit und schlugen in die Trains und Truppen in der Gegend von Frambourg ein. Die Entfernung wurde sehr bald durch eine in das Dachwerk von de Joux einschlagende Granate auf 1750 Schritt festgestellt. Sogleich antworteten die Geschütze des Forts, schossen aber anfänglich ebenfalls zu weit, und eine der ersten Granaten schlug in die zusammengesetzten Gewehre von F./9 ein. Darauf aber verbesserten sie sich und erzielten gute Treffer. Als dann auch noch der 2. Zug rechts neben dem 1. auf der Chaussee zum Abprotzen gekommen war und auf kurze Zeit gegen dasselbe Ziel gewirkt hatte — Fort Neuv war von dieser Stelle aus gar nicht zu sehen —, wurden beide Züge zurückgezogen.

Der Zweck der Beschießung war erreicht, ein weiterer Erfolg aber gar nicht möglich. Hier im Paß ließen sich bei der

Enge des Raumes und dem sehr umgrenzten Schußfeld nicht einmal für sämtliche vier Geschütze geeignete Ziele finden; nicht alle gelangten zum Feuern. Es sind überhaupt nicht viele Schüsse abgegeben worden; nach Angabe von Mitkämpfern höchstens zehn. Die batterie en neige wurde von ihnen gar nicht berührt. Die äußere Batterie — so führt der französische Bericht an — wurde von den Preußen nicht gesehen, ohne Zweifel deshalb nicht, weil das Weiß ihrer Brustwehr sich unvermittelt mit dem Weiß der Schneedecke im Gelände vereinigte. — Der Verlust der beiden Züge der Batterie betrug: 1 Offizier (Leutnant Abel)*) verwundet, 1 Mann tot, 1 Unteroffizier und 3 Mann verwundet.

Kaum war die Artillerie zurückgezogen, als ein Angriff durch etwa vier Französische Bataillone erfolgte. Nach der Veranlassung zu diesem Angriff ist oft geforscht worden, ohne daß man zu einem abschließenden Urteil gelangt wäre. Glaubten einzelne Französische Führer in dem Eingreifen unserer Artillerie die Einleitung zu einem Angriff auf den vielleicht noch nicht völlig in Sicherheit gebrachten Geschützpark zu sehen, und gedachten sie durch einen kurzen Offensivstoß unsere vermeintlichen Absichten zu durchkreuzen? Oder war dieser oder jener General von dem Wunsche erfüllt, den Boden Frankreichs nicht zu verlassen, ohne einen wirkungsvollen Eindruck auf den Feind zu hinterlassen, und gab das Zurückziehen der Deutschen Artillerie Mut zu einem solchen Unternehmen? Soviel ist sicher: die Initiative zum Angriff ging von St. Pierre aus. Das wieder gesammelte 29e de marche und die Marinebataillone standen in La Cluse. Trotz der Überzeugung, daß dieser Ort gut geschützt sei, ließ General Robert das auf Pikett in St. Pierre befindliche I./44 (Kommandant Gorincocurt) ins Gewehr treten, und mit dem Regimentskommandeur Oberstleutnant Achilli**) an der Spitze, begleitet von dem General Billot, ging es dem Feinde entgegen. Das III./44 (Kommandant de Lantheaume), das in St. Pierre kantonierte, folgte, nachdem es sich gesammelt hatte, mit dem General Robert. In La Cluse schlossen sich 29e und Marinemannschaften an, und vorwärts ging es auch hier unaufhaltsam auf den Paß zu.

Schon während des Artilleriegefechts hatte das Infanteriefeuer von La Cluse und de Joux her merklich zugenommen und flankierte von den südlich und südöstlich gelegenen bewaldeten Höhen bereits die vordere Linie von I./9; jetzt aber verstärkte es sich noch erheblich und kam näher. Es unterlag keinem Zweifel mehr, die Bataillone am und im Paß hatten sich auf einen Gegenangriff gefaßt zu machen. Zur Unterstützung des I./9

---

*) Jetzt General der Artillerie z. D.

**) Trotz zweier, auf anderen Gefechtsfeldern erhaltenen und noch frischen Wunden, die ihn verhinderten, den Degen zu halten und ohne Hilfe zu Pferde zu steigen, führte er den Befehl über sein Regiment weiter.

begann das F./9, da es zur Seite rechts und links an Raum gebrach, den östlichen steilen Hang zu ersteigen. Doch ehe noch die Höhe gewonnen war, erreichten die Französischen Bataillone unter beständigem Feuern die vordere Linie von I./9. Es war dies nur eine kleine Schar (7 Züge), etwa 420 Mann. Auch sie hatte mit dem Feuer begonnen, als der Angriff in den Wirkungsbereich des Zündnadelgewehrs gelangt war, und hielt, angefeuert durch das Beispiel ihres Regimentskommandeurs, ihres Bataillonsführers und aller ihrer Offiziere, bis zum letzten Augenblick stand, bis der Feind in ihren Reihen war. Da sie nun aber doch der erdrückenden Übermacht weichen mußte, so konnte dies nur unter empfindlichen Verlusten geschehen. Besonders fühlbar wurden diese für den nicht geschützten rechten Flügel (8. Zug und 2./9), der zuerst vom Feind erreicht wurde. Länger behauptete sich dagegen der an und auf der Chaussee durch Wagen gedeckte linke Flügel. Langsam zogen sich 2./9 und der 8. Zug auf dem Eisenbahndamm und längs desselben und der Schützenzug von 4./9 und ein Zug von 1./9 am Bergrande entlang auf das Bataillon zurück und an die Barrikade heran. Diese war aber erst im Wiedererstehen durch 3./9, die bereits während des Artilleriegefechts vom Bahnwärterhause an die Straße herangezogen worden war. Da die Franzosen nun mitten in der zurückgehenden vordersten Linie sich befanden, so konnten die Unterstützungstrupps nicht feuern. Dagegen schossen die Franzosen fast ungehindert auf sie und auf die dahinter befindlichen Füsiliere. Nur diejenigen Teile der 9./9 und 10./9, die bereits in genügender Höhe den östlichen Hang erstiegen hatten, waren in der Lage, I./9 durch Feuer unterstützen zu können (b¹). Ebenso half auch der Zug des Leutnants Mattner von 11./9. Leutnant Mattner hatte, zur Zeit als das Artilleriegefecht begann, vom Oberst v. Ferentheil den Auftrag erhalten, die östlich gelegenen Höhen zu erklimmen und Verbindung mit den auf ihnen vermuteten Truppen des VII. Armeekorps zu suchen. Die 11./9, zur Zeit nur ein Zug, griff auf der Straße unmittelbar in den Kampf ein, und folgte erst später der 9./9 und 10./9 auf den Hang nach. In diesen gefahrvollen Augenblicken bewährte sich aufs wirksamste der das Colbergsche Regiment beseelende Geist; es gelang den vereinten Anstrengungen, daß I./9 etwa 120 m diesseit des Eisenbahnwärterhauses und in Höhe der Barrikade sich gegenüber den hartnäckigen und energischen Vorstößen des Feindes behaupten konnte (a¹—a¹). Hoch bewertet dabei Lehautcourt, S. 246, das Eingreifen von F./9: „Trotz dieses Mißerfolges gelang es dem Feinde, sich nördlich der Straßenbiegung zu behaupten. Drei neue Kompagnien erkletterten die steilen und bewaldeten Abhänge im Osten und ihr Flankenfeuer hielt alle unsere Angriffe auf.“ Alsdann brachten bei den Franzosen Signale, die auch von unserer Seite aufgenommen wurden, den Kampf zum Stillstand. Die

Anzahl der Angreifenden läßt sich nur schätzen. Nach den weiter unten angeführten Beobachtungen der Hauptleute von 12./9 und 2./49 mögen etwa 3500 Mann, wenn auch nicht gleichzeitig, beteiligt gewesen sein. Der allgemeinen Reserve in der Stärke von 7500 bis 8000 Mann sind die beiden Bataillone 44e de marche mit zusammen 500 Köpfen und geringe Teile einiger Kompagnien 42e de marche zuzurechnen. Abzusetzen sind jedoch das 38e de ligne und ein nicht unbedeutender Teil des 29e de marche, der eine anderweitige Verwendung fand, sowie die Gefangenen, die von 2./9 vorher beim Anmarsch gemacht worden waren. Auch hat sich nicht der ganze zur Stelle befindliche Teil der Reserve der Angriffsbewegung angeschlossen. — „Die Reservebrigade, oder wenigstens ein Teil derselben, begab sich in das Defilee.“ (Bericht des General Robert.)

Über den Angriff der beiden Bataillone des 44e de marche schreibt die „Historique du 44e de marche“: „. . . Sogleich setzt sich der tapfere Oberstleutnant Achilli (in St. Pierre) an die Spitze von I./44 und eilt im Laufschritt nach La Cluse. Er bricht aus dem Dorf heraus in demselben Augenblick, in welchem die Preußen in dieses eindringen wollen. Der Kampf entbrennt auf 20 Schritt, und die Unsrigen beweisen dabei einen derartigen Eifer, daß der Feind in sehr kurzer Zeit bis zur Straßenbiegung (etwa 600 m) zurückgeworfen wird. Dort wird die Enge schmaler. Die bewaldeten Hänge sind stark besetzt; von der Straße her beschossen, wird nun auch das Bataillon von beiden Seiten durch einen Hagel von Geschossen überrascht. Die Gefahr wächst gewaltig. Es ist unmöglich weiter vorzudringen. Der Oberstleutnant Achilli will jedoch eine letzte und äußerste Anstrengung machen. Er geht als Erster voran; aber kaum 30 Mann der 1./44, angefeuert durch ihren Kommandanten Gorincourt und Capitaine Helwig, folgen ihm. Die anderen decken sich hinter den die Straße sperrenden Wagen. In kurzem ist Oberstleutnant Achilli tödlich verwundet, und bald fällt auch der Kommandant Gorincourt. Von der Zeit an können wir nicht weiter vorrücken. Aber jetzt kommt das III./44, Kommandant de Lantheaume, dem noch ein Marinebataillon folgt, heran, und so behaupten wir kraftvoll unsere Stellungen. Das III./44 unterstützt die Schützen des Capitaine Helwig, deren Munition auszugehen drohte, und nimmt mit zwei Kompagnien am Fuß des linken Steilabhanges Stellung, um von hier aus das Feuer, das vom Hange rechts kommt, zu beantworten. Die Braven unternehmen noch mehr; zu wiederholten Malen versuchen sie den Hang zur Linken zu erklimmen, aber die steile Böschung und der Schnee verhindern dies.“ — Die Verluste des 44e de marche betrugen 1 Offizier und 71 Mann getötet, 4 Offiziere und 158 Mann verwundet.

Um 3½ Uhr trug sich ein Zwischenfall zu. Als Signale auf beiden Seiten das Feuer beendet hatten, wurde eine weiße Flagge gezeigt. Fran-

zösische Offiziere erschienen, um im Auftrage des Generals Verhandlungen anzuknüpfen, wurden aber von dem Oberst v. Ferentheil mit dem Bescheid abgefertigt, es solle der feindliche Führer selbst kommen, wenn er etwas wolle. Daraufhin erschien der General Robert und stellte die Anforderung, die Waffen zu strecken. Aber ohne Besinnen wies der Oberst das Ansinnen des Feindes entrüstet zurück und beantwortete es mit einer gleichlautenden Gegenforderung. Eine Waffenruhe im Paß auf die Dauer von 10 Minuten war das einzige Ergebnis der schnell erledigten Verhandlungen.

Nach dem Bericht des Generals Robert hat sich dies gegen 5 Uhr zugetragen. Allerdings scheint hiergegen zu sprechen, daß die beiden Kompagnien 12./9 und 2./49 oberhalb des Bahnwärterhauses nichts von einer Waffenruhe zu berichten wissen; aber zu dieser Zeit richtete sich sicherlich deren ganze Aufmerksamkeit auf die Vorgänge bei La Cluse, wo das Gefecht des 49e noch in vollstem Gange war, während es am Paß bereits erlosch. Bei dem gewaltigen Gefechtslärm in den Bergen, wo jeder Schuß mehrfach widerhallte, können unten am Paß abgegebene Signale sehr wohl oben in den Bergen überhört oder nicht beachtet worden sein. Ebenso konnten sich, ohne von dort bemerkt zu werden, General Robert mit seinen Begleitern sowie kleinere Abteilungen, durch die Wagen gedeckt, dem Paß nähern. Kleinere Abteilungen — solche werden in brieflichen Mitteilungen bei dieser Gelegenheit erwähnt — haben vielleicht, gedeckt durch den Steilabfall des Felsens, an dessen Fuß im toten Winkel gestanden und sind nun zum Vorschein gekommen.

Der Bericht des Oberst v. Ferentheil kann gegen die Zeitangabe von 5 Uhr nicht angeführt werden. Dort heißt es zwar: „Um 3½ Uhr wurde eine weiße Flagge gezeigt und das Feuer eingestellt, worauf Französische Offiziere vorkamen . . ., und nach gegenseitiger Übereinkunft die Feindseligkeiten um 4 Uhr 45 Minuten wieder beginnen sollten. Da aber von diesem Augenblick kein feindlicher Schuß mehr auf den Paß fiel, kann ich diese Unterhandlung nur als eine Finte ansehen, um Zeit zu gewinnen". Da jedoch die Gefechtspause im ganzen nur etwa ¼ Stunde gedauert hat, so kann nur eine von beiden Zeitangaben richtig sein, entweder von 3½ bis 3¾ oder von 4½ bis 4¾ Uhr.

Zeitangaben in Gefechtsberichten beruhen meist auf Schätzung nach dem Gefecht. Hier indessen lag die Notwendigkeit vor, die Zeit genau festzustellen. Wenn trotzdem verschiedene Zeitangaben vorliegen, so ist dies wohl auf einen Schreibfehler in dem Bericht des Oberst v. Ferentheil zurückzuführen, der unbemerkt geblieben war, weil der Oberst bei Abfassung des Berichts verwundet darniederlag und sein Adjutant in dem Gefecht tödlich verwundet worden war.

Die Annahme eines Schreibfehlers findet eine weitere Stütze durch den Bericht des Füsilierbataillons, insbesondere jedoch des I. Bataillons. Denn hier heißt es: „Der Oberst v. Ferentheil verhandelte mit dem Französischen General. Es war 5½ Uhr". — Auf den Verlauf des Gefechts ist der Zwischenfall, mag man ihn auf 3½ oder 4½ Uhr annehmen, jedenfalls ohne Einfluß geblieben.

Während nun der Kampf — vielleicht auf kurze Zeit durch Verhandlungen unterbrochen — im Paß fortdauerte, nahmen diejenigen Französischen Truppen, die dort bei dem engen Raume nicht Verwendung finden konnten, vor dem Paß mit der vordersten Linie rechts und links der Eisenbahnbrücke Stellung. Dies ist die Lage, die um 3¾ Uhr die 2./49

und 12./9 vorfanden, als sie oberhalb des Bahnwärterhauses anlangten (e[1]). Das Gros der Avantgarde erhielt nämlich, nachdem es seinen Auftrag ausgeführt und dabei 1200 Nachzügler als Gefangene zusammengebracht hatte, die Weisung, mit namhaften Kräften östlich, aber auch westlich der großen Straße, diese begleitend, vorzudringen, den Gebirgsrand gegen La Cluse zu gewinnen und so dem I./9 und F./9 im Paß Hilfe zu bringen. Das Sammeln der in der Stadt tätig gewesenen Kompagnien beanspruchte einige Zeit, und von 2 Uhr ab trafen nach und nach die des I./49 und als erste die 2./49 am Südausgange ein. Ihr wurde befohlen, den Bergrücken westlich zu ersteigen und den Feind in der linken Flanke zu fassen.

Die 2./49 nahm ihren Weg zunächst auf der Chaussee, bog dann hinter der Auberge (e) rechts ab und erstieg von dort unter feindlichem Gewehrfeuer die Höhe. Sie ließ aber am Fuße des Abhanges einen Zug zurück, welcher längs desselben vorzurücken und Verbindung mit den beiden anderen Zügen zu halten hatte (c[1]). Das Erklimmen der Höhe erwies sich an dieser Stelle besonders schwierig. Die steile Böschung war ganz mit Gestrüpp bewachsen und mit Felsstücken bedeckt. Feindliche Schützen brachten Verluste, auch war die Seitwärtsbewegung von der Artillerie des Forts de Joux bemerkt worden, die mit ihren schweren Granaten das bewaldete Gelände durchfurchte. Alles dies und auch der tiefe Schnee bewirkten, daß 2./49 erst um 3¾ Uhr oberhalb des Bahnwärterhauses (e[1]) anlangte. Die 12./9 erhielt, nachdem sie sich schnell ihres Auftrages, die Chaussee aufräumen zu helfen, entledigt hatte, von dem bald nach 3 Uhr aus dem Passe zurückkehrenden General du Trossel den Befehl, die auf dem linken Ufer des Doubs gelegenen Höhen gleichfalls zu ersteigen und auf dieser Seite sobald als möglich in das Gefecht einzugreifen.

Die 12./9 war, da ein Zug zur Ablieferung von Kriegsgefangenen in diesem Augenblick abwesend war, nur zwei Züge stark und schlug denselben Weg wie 2./49 ein. Auch sie wurde durch Granat- und Gewehrfeuer belästigt und trieb auf dem bewaldeten Bergrücken schwache feindliche Abteilungen vor sich her. Es gelang ihr, die 2./49 so zur rechten Zeit zu erreichen, daß beide gleichzeitig in das Gefecht am Paß eingreifen konnten. Den beiden Kompagnien bot sich um 3¾ Uhr von dem 100 m hohen und ganz steil zum Doubs abfallenden Bergrücken folgendes Bild dar: Im Hintergrunde die beiden Forts und unten im Talkessel an dem Eisenbahndamm auf 1 bis 2 Bataillone geschätzte feindliche Infanterie. Auf der Chaussee standen feindliche Abteilungen in langen Reihen, dazu eine Menge Proviantwagen, die teils geleert, teils weitergeschafft wurden. Die 12./9 und 2./49, beide ganz in Schützen aufgelöst, gaben auf ein Signal Schnellfeuer, und zwar diese auf die Truppen am Eisenbahn-

damm, jene auf die auf der Chaussee in 400 Schritt Entfernung befindlichen Abteilungen. Die Wirkung des Feuers war augenscheinlich sehr bedeutend. Von Schrecken gelähmt blieb der Feind noch einige Augenblicke auf der Stelle, wo er sich befand, dann aber lief er in wilder Flucht nach La Cluse zu, auf dem Schnee viele Tote und Verwundete zurücklassend. Bis auf etwa 50 Mann, die sich teils auf der Chaussee hinter Wagen deckten, teils am Fuß der Felswand Schutz fanden, war das ganze Gelände in der näheren Umgebung des Passes vom Feinde frei, der sich erst in dem Dorfe und an seinem südlichen Ausgange wieder sammelte. Da die Wahrscheinlichkeit des Treffens bei einer Entfernung von etwa 700 bis 800 Schritt gering war, wurde das Feuer nur von guten Schützen fortgesetzt. Auch schien der Erfolg gut zu sein, denn obgleich kein Verlust bemerkt werden konnte, nahm der Feind doch Deckung hinter den Häusern.

General Pallu berichtet über diese Zeit: „. . . Das Feuer wurde nun noch heftiger. Die Geschosse kamen von den Höhen und von vorn aus sehr kurzer Entfernung; sie fielen sehr dicht nahe dem Wärterhäuschen, welches die Biegung des Passes bezeichnet. Dieser Raum war sehr bald mit Toten*) und Verwundeten bedeckt . . . Die Offiziere des 29. Regiments benachrichtigten mich von unseren bedeutenden Verlusten; in diesem Augenblick, gegen 4½ Uhr, erschöpften sich unsere Patronen, unsere Mannschaften ließen nach, der Feind erneuerte sich unaufhörlich und die Kraft der Verteidigung verminderte sich. Ich ließ das Bataillon des 4. Marineregiments geschlossen vorgehen, das Bataillon des 3. Regiments rückte gleichfalls vor; ein Teil von ihm besetzte die Seiten des Hohlweges, der andere faßte von hinten die uns von vorn beschießenden Schützen. Unser Angriff war drauf und dran Erfolg zu haben. . . . Da wurde plötzlich eine von einem Offizier getragene Parlamentärflagge sichtbar und das Feuer nur mit Mühe vermittels Signale gestopft . . .“

In der Tat ist um 4½ Uhr französischerseits noch einmal der Versuch gemacht worden, den Angriff auf den Paß zu erneuern. Es wird dies bezeugt durch die Berichte von 2./49 und 12./9 sowie durch den Leutnant Mattner, worauf später zurückgekommen werden soll. Im Bericht von 2./49 lesen wir: „Noch einmal versuchte der Feind mit größeren Massen auf der Chaussee vorzudringen, ein heftiges Feuer auf die Höhe unterhaltend. Bis auf 300 Schritt wurde derselbe herangelassen und dann sowohl vom Hauptmann v. Petersdorff**) als auch vom Unterzeichneten (v. Mach) Schnellfeuer befohlen, das seine Wirkung nicht verfehlte und den Feind mit großen Verlusten in das Dorf zurücktrieb. Das Feuer wurde nun der einbrechenden Dunkelheit wegen eingestellt.“ Im Be-

*) Der chef de bataillon de Beaupoil de Saint Aulaire wurde unter anderem zu dieser Zeit getötet.

**) Jetzt Generalleutnant z. D. in Berlin.



richt des Hauptmanns v. Petersdorff lesen wir: „Auch alle ferneren Versuche des Feindes, auf der Chaussee wieder vorzudringen, scheiterten anscheinend infolge unseres wirksamen Flankenfeuers . . .“

Aber die Kämpfer im Paß wissen nichts von dem Versuch eines zweiten Angriffs. Die Angriffsbewegung ist eben nicht bis dahin gelangt und bereits vorher aus Mangel an innerer Kraft und durch das Feuer von 2./49 und 12./9 in sich zusammengebrochen. Auch konnte wohl der Vorgang im Paß selbst nicht gesehen werden und kam dort nur durch ein zu dieser Zeit hörbares stärkeres Gewehrfeuer zum Ausdruck. Da nun auch die Geschütze von de Joux, die seit dem Zurückgehen unserer Artillerie nur wenig auf den Paß gewirkt hatten, andere Ziele beschossen — Granaten fielen bis in die Nähe von Pontarlier — so trat für I./9 und F./9 im Paß Ruhe ein. Von ihnen wurden bei den Kämpfen am Paß erschossen oder erhielten tödliche Wunden:*)

Premierleutnant Regenspurg, die Leutnants Freundt, Leonhard, Brunner, Barkow I, 72 Unteroffiziere und Mannschaften. Es wurden verwundet: Oberst v. Ferentheil u. Gruppenberg, Premierleutnants Protzen, v. Versen, Sietze, Sekondeleutnant der Reserve v. Buggenhagen, Assistenzarzt Dr. Buchwaldt, der mit einer Offizierstelle beliehene Vizefeldwebel Geppert und 122 Unteroffiziere und Mannschaften. — Auch die Fahne des I./9, das alte ehrwürdige Feldzeichen, wurde durch zwei Geschosse getroffen und der Fahnenträger des Füsilierbataillons, Sergeant Manteuffel, mußte durch die Brust geschossen und sterbend das Banner des F./9 anderen Händen anvertrauen.

Am Süd-Ausgange von Pontarlier trafen nach der 2./49 allmählich auch die anderen Kompagnien von I./49 ein, zunächst 4./49 mit den Schützenzügen von 1./49 und 3./49. Der Führer von I./49, Hauptmann Graeff, erhielt vom Oberst Laurin den Auftrag, östlich der Großen Straße auf die Höhen hinaufzugehen, um von dort aus den Feind anzugreifen und auf diese Weise die Truppen im Paß zu unterstützen (g).

Die 4./49 mit den beiden Schützenzügen ging auf der Chaussee vor, bog etwa 200 m südlich der Auberge links ab und erstieg von dort aus den Talrand. Feindliche Schützen — es war 2./29 — hielten den nahen Wald besetzt und bestrichen durch ihr Feuer den Abhang. Die 4./49 mit den beiden Schützenzügen nahm in schnellem Anlauf den Rand des Waldes und drang in letzteren ein. Etwas später entwickelten sich links von 4./49 die 3./49 (zwei Züge) (g) und links von dieser noch etwas später 1./49 (zwei Züge) (g). Sie war zuletzt vom Bahnhof angekommen und sollte mit dem II./9, das inzwischen in südöstlicher Richtung vorgegangen war, Verbindung aufnehmen.

*) Diese Angaben sind der Geschichte des Colbergschen Grenadierregiments entnommen.

Das II./9, geführt vom Hauptmann Petersen, hatte sich nämlich mit Ausnahme der durch einen Sonderauftrag in Pontarlier noch zurückgehaltenen 6./9 um 2¼ Uhr in der Nähe des Süd-Ausganges vereinigt. Es erhielt von dem General du Trossel den Befehl, die Höhen östlich der Chaussee zu ersteigen und von dorther zu versuchen, auf den rechten Flügel des Feindes zu drücken. Etwa 800 m südlich der Stadt bog das Bataillon von der Straße ab und begann einen etwa 200 m hohen Berghang zu ersteigen, der wohl nur infolge des tiefen Schnees und weil die Mannschaften die Mäntel angezogen hatten, besonders steil erschien (h). Um sich leichter Bahn zu treten, ging es in Reihen zu zweien aufwärts, und bei dem Bestreben, den Bataillonen im Paß schnelle Hilfe zu bringen, wurde von dem Vorschicken von Sicherungen Abstand genommen. Hauptmann Petersen ließ die Tornister ablegen. In der Reihenfolge 7., 5., 8. Kompagnie oben angekommen, sah die Truppe feindliche Schützen etwas halblinks auf einer überhöhenden Bergkuppe, der eine Schlucht vorgelagert war. 7./9 erhielt den Auftrag, die Schützen zu vertreiben (h^2). Sie ließ den 5. Zug rechts und den 6. links, noch gedeckt durch den Hang, ausschwärmen. Bei dem weiteren Vorgehen bot eine kleine Anhöhe einigen Schutz, die so schnell wie möglich und unter Ausführung einer kleinen Linksschwenkung besetzt wurde. Kleine, mit hohen Bäumen bestandene Höhen erschwerten vielfach die Übersicht. Halb links vorwärts des linken Flügels auf der Böschung einer Anhöhe lag ein Gehöft (wahrscheinlich die Ferme Le Larmont*) und vor dem rechten Flügel von 7./9 in einem Grunde ein aus zwei Häusern bestehendes zweites (die Ferme aux Jeantets). Aus dem bewaldeten Grunde erhebt sich das Gelände ziemlich steil zu dem vom Feinde besetzten Larmont. Kaum hatte sich die 7. Kompagnie in ihrer Stellung eingenistet und das Feuer auf den wohl über 600 Schritt entfernten Feind eröffnet, als der 6. Zug aus dem halb links gelegenen Gehöft Feuer erhielt. Eine muldenförmige Vertiefung trennte das höchstens 500 Schritt entfernte Gehöft von der Anmarschlinie des II./9. Die 5. Kompagnie erhielt den Auftrag, es zu nehmen, und nahm es auch im beständigen Vorgehen im ersten Ansturm mit dem nicht unerheblichen Verlust von 3 Toten und 7 Verwundeten. 5./9 verblieb während des weiteren Verlaufs des Gefechts in dieser Stellung und verlieh dadurch dem linken Flügel des II./9 einigen Halt.

Die beiden ausgeschwärmten Züge der 7./9 unterhielten währenddessen trotz der weiten Entfernung ein ununterbrochenes Schützenfeuer auf den Feind am Larmont. Der 5. Zug ging dabei sparsam mit seiner Munition um und hatte sich auch am Ende des Gefechts noch nicht verausgabt; der 6. dagegen verschoß sich vollständig, was sich sehr fühlbar

*) Ist nicht mehr vorhanden.



machte, da der Patronenwagen von II./9 in Pontarlier zurückgeblieben war. Nach Wegnahme des Gehöfts durch 5./9 wurde die 8./9 rechts seitwärts herausgezogen (h[1]). Der 7. Zug deckte noch weiter nach rechts die Flanke des II./9 und hatte alsbald einen von Franzosen (77er Mobilen) stark besetzten Hügel vor sich. Ein Halbzug beschäftigte den Feind in der Front durch Feuer, während der andere Halbzug ihn in der Flanke angriff und zum Zurückgehen nötigte. Leutnant Mampe wurde bei diesem kleinen Gefecht verwundet. Die 8./9 nahm alsdann hinter einer kleinen bewaldeten Anhöhe Stellung (C). Die jetzt eintreffende 6./9 wurde von Hauptmann Petersen als letzte Reserve oben an dem von den drei Kompagnien zuerst erstiegenen Hange zurückgehalten, denn in dem schluchtenreichen und bewaldeten Gelände war die Stärke des Gegners keineswegs auch nur annähernd zu übersehen.

Zu dieser Zeit, etwa um 4½ Uhr, tauchten auf etwa 600 Schritt, gerade vor der Höhe, hinter der 8./9 sich befand, feindliche Schützen, denen geschlossene Abteilungen folgten, auf (B). Es mögen zwei Kompagnien gewesen sein. 7./9 stellte das Feuer ein, um die Aufmerksamkeit des Feindes nicht zu frühzeitig rege zu machen. Ohne zu feuern, setzte dieser die Angriffsbewegung fort (B ⟶ C). Nun aber trat 8./9 mit starkem Schützenschwarm vor sich zum Gegenstoß an (C ⟶ B), unterstützt durch das Feuer des 5. Zuges. Trotz der Überzahl des Gegners stockte der Angriff der 8./9 keinen Augenblick. Die beiderseitigen Schützen beschossen sich lebhaft im Vorgehen und unter großen Verlusten. Der kräftige Ansturm der 8./9 jedoch, der so schnell ausgeführt wurde, als es das Steigen in dem tiefen Schnee zuließ, machte Eindruck auf den Feind. Sein Angriff erlahmte, und als 8./9 den letzten Anlauf nahm, floh er unter Zurücklassung einer großen Anzahl Gefangener und Verwundeter. Aber auch 8./9 verlor bei diesem Angriff an Toten 1 Unteroffizier und 13 Mann, an Verwundeten 1 Unteroffizier und 12 Mann.

Die 8./9 hatte einen Teil des II./77 Mobilen, Kommandeur Oberstleutnant de Lobro, gegen sich gehabt. Diese hatten sich anfangs im Fort Neuv befunden, waren jedoch beim Vorgehen des II./9 und der 3./49 diesen entgegengeführt. Die Mobilgarden gerieten angesichts der Deutschen in Unordnung und wichen, aber Admiral Penhoat und der Kommandant des Bataillons, de Bourbon-Busset, führten sie ins Feuer zurück. Sie leisteten im Verein mit Teilen des 52e de marche so lange auf dem bewaldeten Bergrücken in der Nähe des Forts Widerstand, bis das 92e de ligne, bereits auf dem Marsch nach Verrières begriffen, wieder herankommen konnte. Das II./92 und III./92 nahmen östlich der Mobilen und des 52e de marche Stellung, also gegen das II./9. Das I./92 kam als Reserve nach La Cluse. Die Verluste des II./77 werden auf 53 Tote und 67 Verwundete angegeben.

Nach dem erfolgreichen Vorgehen der 8./9 begab sich der Hauptmann der 7./9 zum Führer des Bataillons. Noch immer stand vor der 7./9 der Feind am Larmont. Jetzt, infolge der plötzlichen Initiative des Führers des 6. Zuges, den der des 5. nicht im Stich lassen wollte, gingen beide Züge zum Angriff gegen die Höhen vor. Es war klar, daß, wenn der Gegner nur einigermaßen seine Schuldigkeit tat, der Angriff scheitern mußte. Der tiefe Schnee, die vorliegende Schlucht mit der dahinter steil aufsteigenden Höhe waren nur mit größerem Zeitaufwand zu überwinden. Der 5. Zug arbeitete sich aber langsam durch das im Grunde befindliche Gehöft (aux Jeantets) durch, und ohne größere Verluste gewannen beide Züge die Höhe. Unerwartet hatte der Feind die Stellung schon beim Herannahen geräumt und war in dem unübersichtlichen Gelände verschwunden. Es war das II./44 de marche, Kommandant Mourgues de Carrère, das besonders der 5./9 und 7./9 vielleicht auch noch zeitweise der 8./9 am Larmont gegenübergestanden hatte. Es räumte die Stellung, nachdem es seine Munition erschöpft hatte. Der Gefechtsverlust des II./44 an Offizieren betrug 2 Hauptleute und 1 Leutnant.

Inzwischen war der Hauptmann der 7./9 mit dem Schützenzuge der Kompagnie, geführt durch den Adjutanten des Bataillons, zurückgekehrt. Dieser hatte sich, nachdem ihm ein Pferd angeschossen, ein anderes unter dem Leibe erschossen worden war, zum Dienst als Zugführer gemeldet. Da der 5. und 6. Zug offenbar zu weit vorgegangen waren, so wurden sie wieder bis zu dem vorherigen Kampfplatz der 8./9 zurückgenommen.

Dem ungefähr um diese Zeit erschienenen Oberst Laurin meldete Hauptmann Pertersen die getroffenen Anordnungen. Gegen Ende des Gefechts wandte sich 8./9 noch weiter nach rechts und rückte bis an den Rand der Höhe vor (h^1), unterstützt durch die aus ihrer Reservestellung von der 5./49 (i^3) abgelöste 6./9 (h^3). Dieser diente wieder die 7./9 (h^2) als Rückhalt und zur Sicherung der linken Flanke. Der 5. Zug hatte besonders letzterem Zweck zu dienen und ging etwa 500 bis 600 Schritt bis zu einem kleinen Waldstück vor, nicht ohne durch feindliches Feuer Verluste zu erleiden.

Der vor der 8./9 befindliche Feind zog sich auf ein am Fuße des Abhanges im Walde versteckt gelegenes Gehöft*) zurück, hinter welchem in nicht weiter Entfernung ein von einem Bataillon besetztes Dorf (St. Pierre?) lag. Da es mittlerweile dunkel geworden war, gingen die Kompagnien nicht weiter vor. Zu dieser Zeit wurde der Leutnant der Reserve Kühne verwundet. Die Befehlsüberbringung hatte während des ganzen Gefechts und bei dem weiten Auseinanderkommen der Kompagnien mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Betrug doch die Entfernung von 5./9

*) Die Lage dieses Gehöfts hat sich nicht ermitteln lassen.

zur 8./9 zuletzt 1000 m. Auch verzögerte der tiefe Schnee, den der Wind in Mulden oft bis zu Metertiefe zusammengeweht hatte, besonders das Fortkommen der Pferde. Sie traten bis auf den Grund durch und verbrauchten bald ihre Kräfte. So mußte Hauptmann Petersen sein Pferd erschöpft im Schnee liegen lassen, was bei dem Verlust der beiden Pferde seines Adjutanten besonders empfindlich war. Aber trotz aller dieser Schwierigkeiten und trotz des ungünstigen Geländes endete das Gefecht des II./9, das zwar durch die Umstände veranlaßt in eine ganz andere Richtung als die befohlene geraten war, auf allen Punkten siegreich.

II./49 hatte etwa um 2½ Uhr den Auftrag erhalten, vor dem Engpaß gedeckt stehen zu bleiben, um einem etwaigen Vorstoß des Feindes daraus entgegentreten zu können. Infolgedessen nahmen 5./49, 8./49 und 6./49, nur zwei Züge stark, da ein Zug mit dem Transport Gefangener in Pontarlier beschäftigt war, auf der Straße unmittelbar nördlich der Auberge in Halbzugkolonne Aufstellung (i). Nachdem 5./49 zu dem II./9 entsandt war, bildeten die 6./49 und 8./49 die letzte unmittelbare Reserve. Als nicht lange darauf gegen 4 Uhr das Gewehrfeuer anfing, auf dem linken Flügel sehr lebhaft zu werden, wurde, da die 5. Infanteriebrigade jetzt so nahe herangekommen war, daß auf ihr Eingreifen gerechnet werden konnte, 8./49 angewiesen, rechts von 5./49 gegen die Höhe vorzurücken (i^1). Sie hatte dort den Wald, der voll Versprengter und Nachzügler war, abzusuchen und zu säubern. Bald nach der 8./49 erhielt auch 6./49 Befehl, sich zu gleichem Zweck zwischen 5./49 und 8./49 einzuschieben (i^4). Das Innere des Waldes südlich Pontarlier hielt zu Anfang des Gefechts das 5. Marine-Marschbataillon besetzt.*) Es scheint im Walde verteilt gewesen zu sein. Zwei Kompagnien von ihm wurden gefangen; andere entgingen nur mit Mühe und auf Umwegen einem gleichen Schicksal. In den Gefechtsberichten der Enquête wird das Bataillon nicht erwähnt.

Begleiten wir nun die den Wald durchschreitenden Kompagnien des I./49 und II./49 von rechts nach links (4., 3., 1., 8. und 6.). Die 4./49 mit den Schützenzügen der 1./49 und 3./49 nahm, nachdem sie in den Wald eingedrungen war, die zunächstliegende, vom Feinde stark besetzte Höhe und ging dann von hier aus an dem Engpaß entlang vor. Quer über die dicht mit Tannen besetzten Höhen zog sich eine etwa 2½ Fuß hohe Mauer, die vom Feinde (29e de marche) sehr stark besetzt war. Sie wurde von ihm mit großer Hartnäckigkeit verteidigt, und an ihr kam in großer Nähe auf 30 Schritt das Gefecht kurze Zeit zum Stehen. Leutnant Gellhaus wurde tödlich, Leutnant Benzke leicht verwundet. Der Feind setzte sich bis zum letzten Augenblick zur Wehr, mußte aber doch

*) Nach Lacroix.



endlich weichen. Dem Angriff auf die Mauer schloß sich Leutnant Mattner mit seinem Zuge an. Dieser hatte nach Beteiligung am Kampfe im Passe seinen Weg fortgesetzt. Ehe er jedoch den Gipfel des Berges erreicht hatte, geriet er unerwartet in lebhaftes Schützenfeuer. Er besetzte schnell eine kleine Mauer, deren sich dort mehrere befinden, und erwiderte das Feuer des auf zwei Kompagnien geschätzten Feindes. Da, plötzlich nach einem Gefecht von etwa einer halben Stunde, hörte Leutnant Mattner in seiner linken Flanke lebhaftes Feuer und aus der Bewegung beim Feinde erkannte er, daß es diesem gegolten hatte. Es kam näher und bald ging 4./49 — denn von dieser kam das Feuer — zum Angriff vor. Nach Wegnahme der Mauer um 4½ Uhr wurden die feindlichen Abteilungen bis zu der an dieser Stelle fast senkrecht gegen La Cluse abfallenden Felskante zurückgetrieben. Hier wollten sie die Waffen strecken, doch war die Erbitterung der Mannschaften infolge der in den voraufgegangenen Tagen mit Franktireurs geführten Gefechte so groß, daß manche, die sich nicht eiligst durch die Flucht retten konnten, trotz des energischen Einschreitens der Offiziere mit Kolben und Bajonett vom Felsen hinabgestoßen wurden. Die Verwundeten schleppten die Franzosen zum großen Teil mit sich nach La Cluse. 3./49 hatte links von der 4./49 mehrere vom Feinde besetzte steile Höhen genommen und alsdann die Verbindung mit dem rechten Flügel der 8./9 hergestellt. Im Verein mit dieser machte sie 20 Gefangene. Den Feind weiter zurücktreibend war die 3./49 bei Beginn der Dunkelheit in gleicher Höhe mit der 4./49 (g^1). 1./49 (zwei Züge) nahm links der 3./49 eine Höhe und wurde später an die 3./49 und 4./49 herangezogen (g^1). 8./49 durchschritt mit dem 7. Zuge in Schützen aufgelöst, ohne hartnäckigen Widerstand zu finden, den Wald. Während sie diesen durcheilte, teilte sie sich. Der 7. Zug hielt sich mehr nach rechts und gelangte in die Nähe der 4./49 (i^2), der 8. und Schützenzug dagegen blieben in der anfangs eingeschlagenen Richtung. Aber beide Teile erreichten nicht lange nach der 4./49 den Rand bei La Cluse. 6./49, vor sich einen Halbzug als Schützen, drang ebenfalls, aber bei bereits eingetretener Dunkelheit, bis zur Felskante vor. Hier ließ sie den Schützenschwarm liegen und schloß sich rechts an I./49 heran.

Wie wir sahen, hatten 1./49, 8./49 und 6./49 bei dem Durchschreiten des Waldes einen größeren Widerstand nicht gefunden, und doch werden in den Französischen Berichten Teile des 52e de marche neben dem II./77 Mobilen als in näherer Umgebung des Fort Neuv befindlich erwähnt. Über die Tätigkeit des 52e de marche finden sich in der Geschichte dieses Regiments nur Andeutungen. Verluste werden nicht erwähnt. Das Fort Neuv war, nachdem die 77e Mobilen aus ihm herausgezogen waren, einige Zeit fast unbesetzt. Später traf dort vom Waldrand südlich Pontarlier her die 2. Kompagnie von I./29 ein und blieb daselbst.

Auch werden in der Geschichte der 73e Mobilen zwei Kompagnien (1. und 6. des II./73) als im Fort anwesend aufgeführt. In der Enquête wird ihrer nicht gedacht. Die Artillerie des Forts begann erst gegen Abend ihre Tätigkeit. Die 4./49, sowie die Schützenzüge von 1./49 und 3./49 und der Zug der 11./9 bemerkten, als sie gleich nach 4½ Uhr an den Rand bei La Cluse gelangten, unten im Talkessel zurückweichende Massen des Feindes. Leutnant Mattner berichtet hierüber in seinen im Jahre 1874 gemachten Aufzeichnungen: „Nun marschierte II./49 (4./49 mit den drei anderen Zügen) längs der Felskante in Linie auf; dies geschah um die Zeit, als unten auf der Chaussee der zweite Vorstoß von den Franzosen gemacht worden war, und diese anfingen, sich zurückzuziehen. Das Bataillon und auf dem gegenüberliegenden Felsen das I./49 (2./49 und 12./9 [e[1]]) überschütteten nun den abziehenden Feind mit Salven und Schnellfeuer, so daß der Rückzug bald in eine regellose Flucht ausartete. Nur von den Forts wurde das Feuer erwidert."

Zurückgetriebene Infanterie füllte La Cluse, worin im ganzen vier Bataillone befindlich schienen. Um die dort herrschende Verwirrung zu benutzen, beauftragte Hauptmann Graeff die 4./49, das Dorf zu nehmen. Ein Zug dieser Kompagnie und der Schützenzug von 3./49 wandten sich, wahrscheinlich um zu einer besser zum Abstieg geeigneten Stelle zu gelangen, anfangs nach links und stießen dabei auf die beiden Züge der 8./49 (i[2] westlich Fort Neuv). Alle vier Züge griffen nun trotz des heftigen Feuers, namentlich auch des nahegelegenen Forts gemeinsam La Cluse mit größter Unerschrockenheit an, und wenn es ihnen auch nicht gelang, hier einzudringen, so konnten sie doch 200 Schritt davor ein sehr wirksames Feuer eröffnen. In dieser Stellung behaupteten sie sich, trotz aller Anstrengungen des Feindes, sie daraus zu vertreiben, bis zur völligen Dunkelheit und wurden dann erst auf die Höhe zurückgenommen. Den Angriff unterstützten sowohl die beiden anderen Züge der 4./49 durch mit großer Ruhe und Genauigkeit abgegebene Salven als auch der herangeeilte 7. Zug von 8./49 und von anderer Stelle aus 3./49 durch Feuer. Die Leutnants v. Puttkamer und Noehmer wurden bei dem Angriff verwundet.

Die Lage im Dorf in dieser Zeit zwischen 5 und 5¾ Uhr schildert General Pallu in seinem Gefechtsbericht: „Es war mit den Generalen de Feillet und Robert verabredet worden, das Dorf zu besetzen und zu verbarrikadieren. Bis zur völligen Dunkelheit wurde die einzige Straße von La Cluse durch sehr heftiges Gewehrfeuer, das durch nichts behindert von den Höhen kam, bestrichen. Ich hatte, um die Verbindung mit den höheren Truppenführern sicher zu stellen, meine Feldflagge behalten. Das Feuer verdichtete sich auf sie in jenen Augenblicken mit einer Heftigkeit, die allen sich mir Nähernden verderblich wurde." Der General-

stabschef des Generals, chef d'escadron de Maumigny und ganz gegen Ende des Gefechts Oberstleutnant Couston wurden verwundet. Wie am Larmont machte auch bei La Cluse erst die völlige Dunkelheit dem Kampf ein Ende. Um 6 Uhr erstarb allmählich das Gewehrfeuer.

Während der Nacht sicherten sich 12./9 und 2./49 durch in das Tal vorgeschobene Doppelposten. Von I./9 gingen 1./9 und 4./9 bis auf 600 Schritt an das Dorf heran und stellten dort Feldwachen aus. Beide Kompagnien wurden jedoch auf Befehl des Obersten v. Ferentheil vor Tagesanbruch hinter die Verteidigungslinie zurückgezogen. Von F./9 kamen die drei Kompagnien auf die Straße herunter und biwakierten hier ebenso wie I./9 ohne Feuer. I./49 und II./49 bezogen mit Ausnahme von 5./49, die im Bereich von II./9 verblieb, ein gemeinsames Biwak und sicherten sich durch einige hundert Schritt vorgeschobene Feldwachen. Nach links hatten die 49er Anschluß an II./9. 6./9 fand gemeinsam mit 5./9 in dem von dieser genommenen Gehöft Unterkunft, die 8./9 und 7./9 in dem Gehöft, das während des Gefechts vor dem rechten Flügel der letzteren im Grunde gelegen hatte (Ferme aux Jeantets). In der Nähe dieser beiden biwakierte auch 5./49. Jede Gruppe sicherte sich selbständig. Nachts 2 Uhr ging der Befehl ein, daß II./9 in einer Stellung weiter zurück sich sammeln sollte, da die 5. Infanteriebrigade am 2. früh 7 Uhr abmarschierte. Die Vorposten von II./9 übernahm II./49. Die Nacht verlief ruhig. Patrouillen von 1./9 und 4./9 fanden La Cluse am Abend noch besetzt. Es wurde aber zwischen 10 und 11 Uhr geräumt. General Robert mit Teilen des 92e de ligne*) und dem III./42 de marche zogen aus ihm als letzte ab. Am Morgen ließen Nachrichten, die von den Vorposten eingingen, keinen Zweifel, daß der Abzug der Ostarmee auf Schweizer Gebiet stattfand. Höchst willkommen waren die Vorräte der Französischen Proviantkolonnen besonders den an der Chaussee biwakierenden Truppen: Kognak, Kaffee, Zucker waren für viele längst entbehrte Genüsse. Wärmende Decken halfen die Winternacht mildern. Auch der Intendantur des II. Armeekorps kamen die Verpflegungsgegenstände sehr gelegen, da das Korps seine Proviantkolonnen bei Arbois zurückgelassen hatte. Diese konnten nun einige Tage länger in der Ebene verbleiben.

Nach dem Bericht des Generals du Trossel betrugen die Verluste: 3 Offiziere, 72 Unteroffiziere und Mannschaften tot, 14 Offiziere, 237 Unteroffiziere und Mannschaften verwundet, 80 Unteroffiziere und Mannschaften vermißt. Die Gefechtsverluste der Reserve des Generals Pallu beliefen sich auf 11 Offiziere und 860 Unteroffiziere und Mannschaften. Die Gesamtverluste (einschl. 18. Armeekorps) gibt General Billot auf 1200 an; nach einer anderen Quelle sollen es 1300 gewesen sein.

*) Geschichte des 92e de ligne.

Für die Kavallerie und Artillerie war eine ausgiebige Verwendung nicht möglich gewesen. Nach Besitznahme der Stadt schickte Oberstleutnant v. Guretzky die drei übrigen Züge der 4. Eskadron ihrem 1. Zuge nach. Die vereinigte Eskadron folgte der Avantgarde von Pontarlier aus auf dem Eisenbahndamm bis zur Brücke über den Doubs, ebenso später die 1. Eskadron Dragoner 3, die 3. Eskadron Dragoner 11, sowie die während des Gefechts eintreffende vorher detachiert gewesene kombinierte 5. Eskadron Dragoner 11. Vorn im Paß durch Gewehrfeuer von den Höhen gefährdet, ohne die Infanterie unterstützen zu können, wurden die Eskadrons bald nach dem Beginn des Artilleriefeuers auf das rechte Ufer des Doubs zurückgezogen und nahmen später am Ostausgang der Stadt eine Bereitschaftsstellung, woselbst sie auch biwakierten (d).

Die leichte Fußbatterie verließen wir um 1½ Uhr am Südausgang der Stadt. Um 3 Uhr machte sie auf Anregung des kommandierenden Generals v. Fransecky mit einem Zuge den Versuch, östlich der Chaussee, da wo II./9 das Plateau erstiegen hatte, die Höhe zu gewinnen. Der steile Hang und der tiefe Schnee aber ließen dies bald als unausführbar erscheinen, und so vereinigte sich die leichte Batterie mit der inzwischen aus dem Paß zurückgekehrten schweren. Beide Batterien, die schwere auf dem rechten Flügel, gingen in eine 750 m südlich der Stadt und östlich der Straße gelegene Aufnahmestellung (c^1). Hier standen sie abgeprotzt und bereit, ein etwaiges Vorgehen des Feindes auf der Chaussee wirksam zu beschießen. Auf diesem Platze biwakierten sie auch später.

Die 1. Feld-Pionierkompagnie richtete, nachdem sie sich an den Aufräumungsarbeiten auf der Chaussee beteiligt hatte, ein Haus der Auberge zur Verteidigung ein (m); auch sorgte sie durch Fällen von Bäumen für freies Schußfeld der Artillerie in ihrer Aufnahmestellung. Die 3. Infanteriedivision hatte während ihres Marsches auf Pontarlier den Befehl erhalten, über Oye auf Les Granges Ste. Marie zu marschieren, wo sich das Detachement des Oberstleutnants Liebe befand. Da es jedoch nicht möglich schien, den östlich vorliegenden Jurazug zu übersteigen, so beschloß Generalmajor v. Hartmann bis Pontarlier zu gehen, um von dort aus Oye zu erreichen. Er entsandte jedoch zur Verbindung mit dem Detachement des Oberstleutnants Liebe gegen Oye von Granges dessous aus die 10. und 11. Kompagnie des Grenadierregiments 2 unter Hauptmann v. Keyserlingk. Als die Division um 4 Uhr vor Pontarlier anlangte, erhielt sie den abändernden Befehl, südlich der Stadt als Reserve stehen zu bleiben. Infolgedessen gingen das Grenadierregiment 2 und II./42 durch den Ort, und ersteres nahm mit dem I./2 und II./2 an der Auberge zu beiden Seiten der Straße, mit der 9./2 und 12./2 östlich der Auberge Stellung. Das II./42 besetzte, um einem eventuellen Vorstoß entgegenzutreten, mit 6./42 und 8./42 den Bahndamm,

mit 5./42 und 7./42 die westlich der Chaussee steil aufsteigenden bewaldeten Höhen am Rande des Waldes. Das I./42 blieb am Bahnhof, während F./42 zur Bedeckung der Korpsartillerie diente, die auf der Straße westlich Pontarlier haltgemacht hatte.

Auf Grund des Heeresbefehls für den 1. Februar hatte der kommandierende General des VII. Armeekorps, v. Zastrow, folgende Anordnungen getroffen: „Die 14. Infanteriedivision steht mit der Avantgarde um 11 Uhr bei Houtaud und Dommartin, beide Übergänge über den Drugeon-Bach besetzt haltend, mit dem Gros um 12 Uhr verdeckt an der Straße Pontarlier—Sombacourt, etwa 1/4 Meile von Houtaud, die 13. Infanteriedivision (von der 2 Bataillone, 1 Batterie und 1/2 Eskadron sich noch vor Salins befanden) mit einer Brigade um 12 Uhr bei St. Lazare an der Straße Pontarlier—St. Gorgon, mit schwächeren Detachements in Arçon und zur Sicherung gegen rückwärtige feindliche Abteilungen bei Granges Maillot an der Straße Pontarlier—Chantrans, mit drei Bataillonen um 12 Uhr bei Sombacourt in Reserve zur Disposition des kommandierenden Generals. Die Avantgarde der 14. Infanteriedivision und die erst erwähnte Brigade der 13. Infanteriedivision treten um 12 Uhr ihren Vormarsch auf Pontarlier an. Die Batterien der Korpsartillerie stehen um 12 Uhr an der Straße Sombacourt—Houtaud dicht hinter dem Gros der 14. Infanteriedivision."

Als die Spitzen des Armeekorps bis dicht an Pontarlier herangerückt waren, ließ der nach der Stadt vorgerittene General v. Zastrow die Avantgarde haltmachen, um ein Durcheinanderkommen von Truppenteilen verschiedener Armeekorps auf einer Straße zu verhüten. Von dem VII. Armeekorps fand nur das Füsilierregiment 39 Verwendung. Auf Befehl des Oberbefehlshabers General v. Manteuffel wurde es um 4 1/4 Uhr nachmittags über Granges dessus vorgeschickt, um etwaige dort angetroffene feindliche Abteilungen dem II. Armeekorps auf Les Granges Ste. Marie zuzutreiben. Das Regiment begann unter Mitnahme von Führern den Höhenkamm südlich Pontarlier gegen 5 Uhr zu ersteigen und erreichte nach mühseligem Marsch auf einer durch Schnee unkenntlich gewordenen Straße nach Einbruch der Dunkelheit Granges dessus, dort schon auf Truppen des II. Armeekorps stoßend (10./2 und 11./2). Hier erreichte das Regiment der Befehl haltzumachen. Es bezog in dortiger Gegend Quartiere und kehrte am nächsten Tage zu seiner Division zurück. Das VII. Armeekorps bezog Kantonements von der westlichen Straße nach Ornans bis zur Straße nach Frasne, das II. Armeekorps in den Dörfern südlich der letzteren, die 4. Reservedivision zu beiden Seiten der Straße nach Morteau und St. Gorgon, das Detachement v. der Goltz in und um Levier.*) Vom II. und VII. Armeekorps

*) Das Detachement Debschitz gelangte am 1. Februar bis Morteau.

wurde außerdem Pontarlier stark belegt. Das I./2 biwakierte am Südausgang des Ortes, in dem sich auch das Oberkommando und die Hauptquartiere des II. und VII. Armeekorps befanden.

Am 1. und 2. Februar überschritt die Französische Ostarmee die Schweizer Grenze mit im ganzen 87 847 Mann, darunter 2467 Offiziere, ferner mit 11 800 Pferden und 285 Geschützen sowie 1158 Wagen. 33 500 Mann und 4000 Pferde traten bei Verrières, 54 000 Mann und gegen 8000 Pferde bei Ste. Croix, bei Vallorbes und durch das Tal von Joux über. Die Truppen boten den Schweizern ein staunenswertes Bild. In zerlumpte Uniformen oder als deren Ersatz in alle möglichen Bekleidungsgegenstände gehüllt, oft ohne Schuhzeug, die Füße nur mit Lappen umwickelt, so zogen sie über die Grenze. Da waren Infanteristen jeder Art, Zuaven, Turkos, Soldaten der Linie und der Mobilgarde, Jäger, unberittene Kürassiere, Dragoner, Artilleristen, alles durcheinander in einem lärmenden Haufen vereinigt. Einige Abteilungen nur hatten ihre Ordnung bewahrt, eine oder zwei Kompagnien, hier und dort ein durch seine Offiziere geführtes Bataillon, endlich drei oder vier Regimenter des 18. Armeekorps und besonders die allgemeine Reserve zeigten ein den Umständen entsprechendes aber doch leidliches Äußere. Einzelnen Teilen der Ostarmee gelang es, an der Grenze entlang das Innere Frankreichs zu gewinnen. Ihre Stärke wird nach der enquête auf 16 000, nach Berechnungen des Hauptmann Dumas dagegen nur auf etwa 6000 Mann ohne die Kavalleriedivision Longuerue veranschlagt. Auch die Generale Billot, Busserolle, Pallu und Admiral Penhoat konnten den Grenzübertritt vermeiden.

Das Gefecht von Pontarlier, welches fast allein durch das Colbergsche Regiment und durch das I. und II. Bataillon des Regiments 49 geführt wurde, bildet den Abschluß der seit Anfang Januar begonnenen Operationen. Anstrengende und fast ununterbrochene Märsche sowie kleinere Gefechte waren ihm voraufgegangen. Am 23. Januar hatte die erste unmittelbare Berührung mit der Französischen Ostarmee stattgefunden, und da diese in den letzten Tagen des Monats ein Bild zunehmender Auflösung gezeigt hatte, so brachte der nachdrucksvolle Angriff der Franzosen auf den Paß bei La Cluse den Deutschen Truppen eine Überraschung. Aber trotzdem und obschon das Gefechtsfeld an sich Hindernisse bot, die das Einsetzen der ganzen physischen Kraft jedes einzelnen verlangten, überwanden die durch nichts zu erschöpfende Ausdauer sowie die hingebende Tapferkeit der Colberger und 49er doch alle Schwierigkeiten. Während anderwärts die Waffen bereits ruhten, war hier ein letzter Kampf in treuer Pflichterfüllung durchgefochten worden.

Das Gefecht von Pontarlier schloß nicht nur die Operationen der Südarmee ab, sondern war auch der letzte größere Zusammenstoß mit dem Feinde.

An diesem Gefecht war dem Colbergschen Regiment, welches sich mit seinem vollen Bestande in dem so opferreichen Kampfe rühmlichst betätigen konnte, der größere Teil zugefallen, ebenso wie in dem letzten größeren Gefecht des Feldzuges von 1815, bei Namur, wo das Regiment an hervorragender Stelle und mit gleich rühmlicher Auszeichnung gekämpft hatte.

Das Offizierkorps der 7. Infanteriebrigade im Gefecht von Pontarlier*).

Kommandeur: Gen. Major du Trossel. Adjutant: Pr. Lt. v. Renouard de Viville.
Kommandeur des Colbergschen Gren. Regts.: Oberst v. Ferentheil u. Gruppenberg. Adjutant: Sek. Lt. Leonhard.
Führer des I. Bats.: Hauptm. v. Lengefeld. Adjutant: Sek. Lt. Brunner.
Führer der 1. Komp.: Lt. Schwing. — Lt. d. Res. Barkow I, Sek. Lt. Gestefeld.
Führer der 2. Komp.: Lt. Freundt. — Sek. Lt. d. Res. Bütow, Vizefeldw. Geppert.
Führer der 3. Komp.: Pr. Lt. Protzen. — Sek. Lts. der Res. v. Buggenhagen und Krockow.
Führer der 4. Komp.: Pr. Lt. Buek. — Sek. Lt. Rohde, Sek. Lt. d. Res. Müller.
Führer des II. Bats.: Hauptm. Petersen. Adjutant: Sek. Lt. Brauer.
Führer der 5. Komp.: Sek. Lt. Schneppe. — Sek. Lt. v. Wussow.
Führer der 6. Komp.: Pr. Lt. v. Blomberg. — Sek. Lts. d. Res. Achilles und Marten.
Hauptm. u. Chef der 7. Komp.: v. Trotha. — Sek. Lt. d. Res. Koch, Sek. Lt. Hell.
Führer der 8. Komp.: Sek. Lt. d. Res. v. Podewils. — Sek. Lts. d. Res. Kühne und Mampe.
Kommandeur des Füs. Bats.: Major v. Kleist. Adjutant: Pr. Lt. v. Pawelsz.
Führer der 9. Komp.: Pr. Lt. Regenspurg. — Sek. Lt. d. Res. Schönermarck.
Führer der 10. Komp.: Pr. Lt. Sietze. — Sek. Lt. d. Res. Krüger, Sek. Lt. v. Schack.
Führer der 11. Komp.: Pr. Lt. v. Versen. — Sek. Lt. Mattner.
Hauptm. u. Chef der 12. Komp.: v. Petersdorff. — Sek. Lt. v. Dewitz.
Kommandeur des 6. Pomm. Inf. Regts. Nr. 49: Oberst Laurin. Adjutant: Sek. Lt. Frhr. v. Putlitz.
Führer des I. Bats.: Hauptm. Graeff. Adjutant: Sek. Lt. Frenzel.
Führer der 1. Komp.: Sek. Lt. Schneider. — Sek. Lt. Schürings.
Hauptm. u. Chef der 2. Komp.: v. Mach.
Führer der 3. Komp.: Pr. Lt. v. Kehler. — Sek. Lt. Benzke.
Führer der 4. Komp.: Pr. Lt. v. der Osten. — Sek. Lt. Gellhaus.
Führer des II. Bats.: Hauptm. Schneider. Adjutant: Sek. Lt. Rohde.
Führer der 5. Komp.: Pr. Lt. v. Blomberg. — Sek. Lt. d. Res. Pufahl.
Führer der 6. Komp.: Sek. Lt. Bernis.
Führer der 8. Komp.: Sek. Lt. d. Res. v. Puttkamer. — Sek. Lt. d. Res. Roehmer.

*) Soweit Nachrichten hierüber zugänglich waren.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71

Die historische Entwicklung der Chilenischen Wehrkraft.

Von
E. Körner,
Chilenischer Divisionsgeneral.

Die Wehrkraft einer Nation steht offenbar in engstem Zusammenhang mit dem nationalen Sein und Leben selbst, dessen Entwicklung maßgebend für die der Wehrkraft ist. Deshalb kann es nicht wundernehmen, daß Nationen, die aus durchaus wehrhaften Volksstämmen zusammengesetzt sind, diese aber nicht zu einer geschlossenen Einheit zusammengefaßt haben, nur ausnahmsweise eine nennenswerte nationale Wehrkraft zu entfalten vermögen. Unser Deutsches Vaterland hat lange genug ein trauriges Beispiel dafür geboten. Glücklicherweise bietet es nach seiner Einigung auch das erfreuliche Beispiel dafür, daß diese das wirksame Mittel zur nationalen Erstarkung ist.

Die Chilenische Nation ist als solche noch nicht ein volles Jahrhundert alt. In diesem Jahre soll die erste Jahrhundertfeier ihres nationalen Seins festlich begangen werden; aber genau genommen bedeutet der 18. September 1810, der Chilenische Nationalfesttag, nur die Abdankung des stellvertretenden Königlich Spanischen Statthalters. Die Selbstsucht der ersten Führer des jungen Staates — des alten Vaterlandes (patria vieja) — führte dazu, daß die nationale Freiheit bald zu einem leeren Worte herabsank, denn bereits im Jahre 1814 legte die Spanische Herrschaft ihre Hand von neuem schwer auf das wiedereroberte Land, und erst das Jahr 1817 leitete die Unabhängigkeit endgültig ein. Das in der Argentinischen Provinz Mendoza gesammelte „Heer der Anden" (Ejército de los Andes) gab der Spanischen Militärmacht bei Chacabuco am 12. Februar 1817 den ersten markerschütternden Stoß und zertrümmerte sie am 5. April 1818 vollständig in der Schlacht am Maipu. Die Unabhängigkeitserklärung (declaracion de la independencia) hat am 1. Januar 1818 stattgefunden, so daß die Entscheidungsschlacht am Maipu als ihre Bestätigung anzusehen ist. Die Verfassungen von 1828 und 1833 schufen die geordnete Grundlage für ein ruhiges

Staatswesen, und um die Mitte des 19. Jahrhunderts, also etwa 40 Jahre nach der Entstehung des neuen Staates, war dieser in ein ruhiges Fahrwasser gesteuert, so daß auch an die zweckmäßige Gestaltung seiner Wehrverfassung gedacht werden konnte, deren Grundfesten in den vorhergegangenen Parteikämpfen bedenklich erschüttert waren.

Die Grundzüge der Chilenischen Heeresverfassung hatten seit der Kolonialzeit keine wesentliche Veränderung erfahren, trugen daher nicht eigentlich einen nationalen Zuschnitt zur Schau, denn die Spanischen Kolonialtruppen waren grundsätzlich im Mutterlande organisiert und ausgebildet und erst als fertige Einheiten in die Kolonien gesandt worden. Dort hatten Miliztruppen bestanden, die hauptsächlich zur Verteidigung der Garnisonen bestimmt gewesen waren, aber bei der dauernden Vernachlässigung der Chilenischen Kolonie von seiten des Mutterlandes auch häufig andere Verwendung gefunden hatten. Ihren Ursprung hatten diese Milizen in dem natürlichen Gedanken, daß in einem eroberten Lande alle Personen, die sich dem erobernden Heere anschließen, um seinen Bedürfnissen abzuhelfen und einen festen, zuverlässigen Kern für die Bevölkerung und Ausnutzung der eroberten Landstriche zu bilden, für die Sicherung und Verteidigung des ihnen zugeteilten Besitzes auch persönlich eintreten müssen. So war den „Bürgern" der von den erobernden Spaniern in Chile gegründeten Städte die Verpflichtung auferlegt worden, ihre Städte zu verteidigen, und die Spanischen Gewalthaber nahmen diese Verpflichtung von der ernsthaftesten Seite. Nicht nur die Bürger hatten sich Besichtigungen zu unterwerfen, bei denen der Besitz der erforderlichen Waffen, Pferde und Lebensmittel für den Fall einer Belagerung nachgewiesen werden mußte, sondern auch die Milizen hatten ihre Kriegsbrauchbarkeit in manchmal sehr peinlichen Übungen darzutun. In den südlicheren Teilen des Landes konnte es sein Bewenden jedoch nicht bei bloßen Übungen haben. Die Eroberung des Landes war so leicht gewesen, daß Pedro de Valdivia, der erst im Januar 1540 mit 150 Reitern von Cuzco auszog, bereits im Dezember desselben Jahres in Cara-Mapuche — Mapochostadt — am Mapocho ankam, dort am 12. Februar 1541 die heutige Hauptstadt des Landes, Santiago, gründete und ihrer Anlage die eingehendste Aufmerksamkeit zuwandte, dann schon 1546 am Biobio, also mehr als fünf Breitengrade südlich von Santiago, eintreffen konnte, obgleich er einige Jahre — bis 1544 — hatte in Santiago bleiben müssen, um den Sitz seiner Herrschaft nach jeder Richtung fest zu gründen. Aber südlich des Biobio, von den Indiern „Meer des Südens" genannt, begannen die Schwierigkeiten sich aufzutürmen, da die dort wohnenden Araukaner ernsteren Widerstand leisteten, als man ihn im Norden gefunden hatte. Die kaum angesiedelten Kolonisten konnten sich mithin dort nicht allein darauf be-

schränken, ihre eigenen Mauern zu verteidigen, sondern sie mußten, trotz der bestehenden Gefährdung der eigenen Heimstätten, zum Entsatz der augenblicklich am meisten gefährdeten ausziehen, häufig, um nicht wiederzukehren.

Die Sachlage im Norden und Süden des Biobio war eben durchaus verschieden. Nicht nur daß die Entfernung von dem Hauptsitze der Spanischen Gewalthaber verschieden stark auf die Gemüter der Unterjochten wirkte, es bestand auch ein sehr abweichender Grad der Empfänglichkeit für die mit Feuer und Schwert aufgedrungenen Wohltaten der Zivilisation. Die Eroberung Chiles durch die Inkas war in dem der Ankunft der Spanier vorhergehenden Jahrhundert ebenfalls unter verhältnismäßig geringem Widerstand der Eingeborenen bis zu demselben „Meer des Südens" gelangt, wo Valdivia den ersten Halt machen mußte, und in einer dreitägigen Schlacht hatte das Inkaheer eine solche Niederlage erlitten, daß kein neuer Versuch zu weiterem Vordringen unternommen wurde.

Dieser Unterschied in der Widerstandskraft der Indier im Norden und Süden des Biobio ist erklärlich. Zunächst liegt die Vermutung nahe, daß der Einfluß des rauheren Klimas im Süden eine kräftigere, härtere Rasse geschaffen hatte als im Norden, wo die Temperaturverhältnisse bis zur Verweichlichung der Einwohner beitragen mußten. Demnächst wird mit dazu beigetragen haben, daß die Inkaherrschaft, die fast ein Jahrhundert gedauert hatte, mild aber zielbewußt, belehrend aber väterlich ernst in den unterworfenen Gebieten einige Kultur gesät hatte, und daß ihre Saat bereits üppig aufgegangen war, was daraus geschlossen werden kann, daß nördlich des Biobio bei Ankunft der Spanier schon kein Menschenfleisch mehr gegessen wurde, daß bereits außer dem heimischen Guanaco alle Peruanischen Haustiere gezüchtet, die Felder bebaut, Kanäle zu ihrer Bewässerung angelegt waren und die Bewohner sich in selbstgefertigte Gewänder kleideten, während im Süden noch die vollkommenste Barbarei wucherte.

Der Araukaner kannte keinen anderen Verband als den der Familie, in welcher das Oberhaupt absolut herrschte, der Mann so viele Frauen nehmen durfte, als er kaufen oder stehlen konnte, sie und ihre Kinder straflos tötete, sie in härtester Weise zur Arbeit zwang, während er außer Krieg, Jagd und Fischfang keine andere Beschäftigung kannte, als Essen, Trinken und Schlafen. Als Wohnungen dienten elende Hütten, die sofort verlassen wurden, wenn Gefahr drohte oder die Raublust in andere Gegenden lockte. Selbst gefühllos gegen körperliche Schmerzen und seelische Einflüsse, trieben die Araukaner die Grausamkeit bis zu dem Extrem, daß ihr höchster Genuß darin bestand, das Fleisch vom lebenden Körper des Gefangenen mit Muschelschalen abzuschneiden und es vor

seinen Augen, roh oder leicht angebraten, zu verzehren. Erst dann, wenn der entfleischte Gefangene zu sterben drohte, öffneten sie ihm den Leib, um sein Herz herauszunehmen und von Mund zu Mund herumgehen zu lassen. Nach der glaubwürdigsten Angabe sind Pedro de Valdivia selbst nach seiner Gefangennahme die Arme abgeschnitten, leicht geröstet und vor seinen Augen verzehrt worden, ehe ihn ein aufgeregter Gegner durch einen Keulenschlag tötete.

Diese rohe Eßlust der Krieger, gepaart mit maßloser Trunksucht — sie brauten aus Kräutern ein stark berauschendes Getränk (Chicha) — verzögerte nach ihren Siegen die Verfolgung des geschlagenen Feindes, da sie immer erst alle die gefangenen und absichtlich nur verwundeten Feinde aufaßen und alle Chicha austranken. Das Inkaheer entkam aus diesem Grunde nach seiner Niederlage der Verfolgung, die es vernichtet haben würde, und die Spanier haben ihre Niederlagen zum größten Teile deshalb verwinden können, weil die siegreichen Araukaner sie der Siegesfeier wegen nicht verfolgten oder nach ihren Wohnsitzen zurückkehrten, um erst wieder für Speisen und Getränke zu sorgen, ehe sie weiterkämpften.

In dritter Linie muß angenommen werden, daß das Vordringen der Spanier, ebenso wie vorher das des Inkaheeres, nach Süden alle die nicht unterwerfungslustigen Bewohner der nördlicher gelegenen Gegenden nach dem Biobio hin vor sich her schob, so daß den Araukanern durch diese Elemente ein schätzenswerter Kraftzuschuß erwuchs. In diesem hin und her Wogen, das zuerst zu kühnen Städtegründungen im Süden des Biobio, dann zu dem verhängnisvollen letzten Zuge Valdivias nach Tucapel, und nach seinem Tode zu schweren Kämpfen, der Zerstörung aller Spanischen Niederlassungen trotz ihrer starken Befestigungen im Süden des Flusses und dem Abschlusse jenes Terrains gegen jeden Weißen durch mehr als 250 Jahre hindurch führte, bildete sich im Norden des Biobio die Rasse heraus, die als die nationalchilenische betrachtet werden muß, und mit ihr die Heeresverfassung, die als die koloniale bezeichnet wird. Wie schon angedeutet worden ist, kamen die Linientruppen, die in Chile auftraten, operationsbereit aus Spanien an, so daß sie den weniger interessanten, wenn auch den fast allein zuverlässigen Teil der Wehrkraft bildeten. Ihr bei weitem interessanterer Teil, die Miliztruppen, bestand in der Zeit der Eroberung fast ausschließlich aus den ausgedienten oder übermüdeten Soldaten der Linientruppen, die für ihre geleisteten Dienste mit Landverleihungen belohnt wurden und zu deren Verteidigung sich bereithalten mußten. Aber sehr bald wälzte sich hinter den Truppen ein so zahlreicher Troß von Beamten, Kaufleuten, Handwerkern und Gesindel in das besetzte Gebiet hinein, daß nicht immer darauf gerechnet werden konnte, daß jeder mit Ländereien oder städtischem Besitz Belehnte ohne

weiteres zu seiner Verteidigung befähigt sei. Deshalb wurden zwei Klassen von Belehnungen eingeführt: die eine mit Verpflichtung zum Militärdienst, die andere mit Verpflichtung zur Unterhaltung der Wehrmacht durch Steuerzahlung in Form von Kriegsmaterial oder -bedürfnissen oder von Geld zu ihrer Erwerbung. Anfangs war selbstverständlich die Zahl der Streiter größer als die der Steuerzahler, weil in der Zeit der Eroberung, die bis zum Jahre 1561 gerechnet wurde, eine Existenz ohne Waffen überhaupt nicht möglich, Vermögen aber noch nicht vorhanden war. Sehr bald nach der Zeit der Eroberung aber, und in Santiago selbst auch schon in deren letzten Periode, überwog die Zahl derjenigen, die nicht mehr geneigt waren, mit der Waffe zu dienen, denen es aber auch lästig war, hohe Steuern zu entrichten. Da diese Zahl bald bedeutend anschwoll und ihr Einfluß zum Teil sehr mächtig war, weil sie bei Hofe in Madrid selbst gut angeschrieben waren — wegen der Steuern, die sie dort direkt entrichteten, oder weil sie hochgeschätzte Personen dort unterhielten — so mußte der königliche Statthalter in Chile, wenn er sich auf seinem Posten halten wollte, sich ihren Wünschen fügen, indem er die Stellvertretung im Waffendienste einführte. Damit war der militärischen Brauchbarkeit der Milizen ein harter Stoß gegeben, denn während der zu persönlichem Dienst verpflichtete Bürger schon im Interesse der Selbsterhaltung aufs beste gerüstet und gewaffnet zu Felde zog, fehlte seinen Stellvertretern von Anfang an so manches Ausrüstungsstück und sehr bald oft das Allernotwendigste. Dieser Zustand fiel schwer in die Wagschale in einer Zeit, in der die Araukaner schon mit den Beutestücken, die sie den besten Rittern und Soldaten abgenommen und bei den Städtezerstörungen sorgsam vor den Brandlegungen gerettet hatten, gerüstet waren, und in der sie der Spanischen Kriegführung den Nutzen des Pferdes für die Kriegführung abgesehen hatten. Es ist erstaunlich, wie schnell die Araukaner, die vor der Ankunft der Spanier nie ein Pferd gesehen hatten, ausgezeichnete Reiter und Pferdezüchter wurden, nachdem sie erkannt hatten, daß der schwergerüstete Spanier ihnen nur zu Pferde überlegen war. Dazu kam, daß sie ihre Pferde in demselben Gelände zogen, in dem sie fochten, was ihren Berittenen eine entschiedene Überlegenheit gegenüber denen der Spanier gab, deren Pferde in den undurchdringlichen Urwäldern, die auch jetzt noch schwer auf nicht daran gewöhnten Pferden zu durchreiten sind, den Hohlwegen, wurzelbesäten Steilhängen und Sümpfen oft bewegungsunfähig waren, während die Araukanerpferde sich in diesem Gewirr ohne Beeinflussung der Reiter schnell und sicher bewegten, obgleich sie meist weder Sattel noch Zügel trugen, und vielleicht gerade deshalb, weil sie nicht durch diese belästigt wurden. Das Verständnis dieser Pferde für die Absichten und die Kampfweise ihrer Reiter war so vollständig, daß letztere sie nie verloren,

obgleich die Reiter im Gefecht oft blitzschnell absaßen und einem Gegner, der ihnen zu Pferde überlegen zu sein schien, dadurch beizukommen suchten, daß sie sich zwischen die Beine seines Pferdes warfen, um ihm von dort aus einen Stich beizubringen oder ihn vom Pferde zu reißen. Auch gegen das furchtbare „chivateo", das Kriegsgeheul, das die Araukaner ausstießen, wenn sie nach ihrer Art den Feind von allen Seiten umstellt hatten, ohne daß er ihre Gegenwart ahnte, und das die Spanischen Pferde so erschreckte, daß ihre Reiter oft auf einige Minuten an nichts anderes denken konnten, als ihre Tiere wieder in ihre Gewalt zu bringen, waren die Araukanerpferde gefeit; ihre Unermüdlichkeit und grenzenlose Genügsamkeit in bezug auf Ernährung machten sie zu einem außerordentlich nützlichen Kriegsmittel, dem die Spanier kein ähnliches gegenüberstellen konnten.

Unter diesen Umständen war es erklärlich, daß die Spanier sich damit begnügten, ihre so stolz begonnene Eroberung auf das Gebiet nördlich des Biobio und die Küstenplätze zu beschränken, in denen sie Befestigungen anlegten, die nur dadurch ausführbar gemacht werden konnten, daß sie Tausende von Indiern zu härtester Fronarbeit zusammentrieben und durch grausamste Strafen zum Gehorsam zwangen. Die Befestigungen von Valdivia sind ein Denkmal für die Energie, mit der die Spanier um ihre Herrschaft, wenigstens an der Araukanischen Küste, rangen und gleichzeitig wohl auch das einzige noch unverändert erhaltene Beispiel für die Befestigung im 17. Jahrhundert.

Es war nur natürlich, daß die großartigen Erfolge, welche die Araukaner, die deshalb noch heute die Bezeichnung „indómitos" — ungezähmt, wie Ercilla sie in seinem unsterblichen Heldenliede „La Araucana" nennt — führen, im Süden des Biobio errungen hatten, nicht ohne Einfluß auf die Indier im Norden des Biobio blieben. Aller Orten loderten die Flammen des Aufruhrs empor, und die wahrhaft unmenschliche Härte, mit der die Eroberer die Unterjochten behandelten, allerdings sehr wesentlich auch wohl das mangelnde Verständnis der Spanischen Krone, welche ebenso unersättlich in ihren Ansprüchen wie nachlässig in den Maßregeln zur Erhaltung der Eroberungen war, für die Sachlage in Chile schlossen eine dauernde Friedensherrschaft aus. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß während eines Zeitraumes von mehr als 200 Jahren die Spanier keinen erfolgreichen Versuch mehr zur Unterjochung der Araukaner zu unternehmen vermochten, und daß der junge Staat Chile bei seiner Gründung sich damit bescheiden mußte, den Biobio als Südgrenze seines Gebietes anzuerkennen. Von schlimmeren Folgen für die Krone von Spanien war aber, daß auch in dem beherrschten Gebiete das Bewußtsein zum Durchbruch kam, die Sicherung des Lebens und Besitzes sei nicht von den Maßnahmen des Mutterlandes zu er-

warten, sondern diese Güter könnten nur durch die Selbsthilfe erhalten werden. Wenn dieses Bewußtsein einerseits zu der Erkenntnis führte, die lokalen Milizen zu einer kriegsbrauchbaren Truppe heranzubilden, so gebar es anderseits auch den Gedanken, daß diese Truppe nicht der Krone, sondern dem von der Krone verlassenen und sogar in eine Art von Sklavenjoch gezwängten Lande gehörte. Äußerungen in diesem Sinne wurden schon im 17. und heftiger im 18. Jahrhundert laut, und die königlichen Statthalter verfuhren in den Kämpfen mit den Stadtverwaltungen selten in dem Sinne, diese Äußerungen Lügen zu strafen, sondern traten ihnen meist mit törichter Anmaßung entgegen und suchten ihre Macht dadurch zu brechen, daß sie der Bildung der Miliztruppen alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg legten.

So sanken die stolzen Bürgermilizen der Eroberungszeit, die nur Leute von Gewicht in ihren Reihen zählten und von den ersten Soldaten des Spanischen Eroberungsheeres geführt wurden, allmählich zunächst zu einer Söldnertruppe herab, in deren Reihen nicht mehr die Bürger, sondern die Mannen standen, die früher das Gefolge der bewaffneten Bürger gebildet hatten. Später, als die Städte bereits in größerer Sicherheit lebten, wurden sie in diesen zu einer fast nur polizeilichen Zwecken dienenden Truppe und auf dem Lande zu einer Gefolgschaft der großen Grundbesitzer. Damit war über die Tauglichkeit der Milizen als Truppe der Stab gebrochen. Lokalisiert in den Städten und Gütern, die viele Tausende von Hektaren zählten, fehlte ihnen die Einheitlichkeit, die unbedingt erforderlich gewesen wäre, wenn sie als Truppe hätten verwendet werden sollen. Und Spanisch war diese nur da, wo ihre Herren es waren. Diese waren es aber nur zum geringsten Teile, denn während im Verlaufe des 18. Jahrhunderts die Welt auf dem Wege der Zivilisation rüstig vorwärtsgeschritten war, hatte eine harte Gewaltherrschaft die Spanische Kolonie Chile in strenger Absperrung und Unwissenheit erhalten, die sich aber nicht auf unternehmungslustige Männer ausdehnen ließ, welche in Europa und den Vereinigten Staaten Kenntnis von den dort errungenen Fortschritten nahmen, freie Luft einatmeten und in dem „Vaterlande", mit welchem Namen sie stolz die Kolonie zu bezeichnen wagten, begeisterte Anhänger fanden, die sich der unwürdigen Knechtschaft schämten, in der sie, die Herren von Hunderten von Untergebenen, gehalten waren.

Es bedurfte eines Funkens, um in den nach Freiheit dürstenden Gemütern eine Explosion hervorzubringen. Die Gefangennahme des Königs von Spanien durch Napoleon zündete, wie in den anderen Spanischen Kolonien, so auch in Chile. Der Kampf um die Freiheit begann. Auf der einen Seite standen die Patrioten mit den übergegangenen und neugebildeten Linientruppen, auf der anderen die treu gebliebenen

königlichen Truppen und die von Peru und dem Mutterlande zu ihrer Unterstützung nach Chile gesandten Regimenter. Die Miliztruppen stellten sich dahin, wohin sich ihre Herren mit ihnen begaben, und mit wenigen rühmlichen Ausnahmen standen sie dort so lange, bis der Feind sie fortjagte, oft schon durch sein bloßes Erscheinen. Und das war eigentlich natürlich, denn Truppen waren diese Milizen nicht mehr. Die brauchbaren Elemente waren in die wirklichen oder neugebildeten Linienregimenter eingereiht; die übriggebliebenen bildeten die Milizhaufen, deren Führung beherzte, aber zum großen Teile noch nicht erprobte und teilweise auch nicht geeignete Männer übernahmen. Die allgemeine Bewaffnung war das Messer — el machete, etwa 1 Fuß in der Klinge lang — und die Lanze, welche den meisten aber nur zur Belästigung diente und bei der Flucht schnell fortgeworfen wurde. Bei der bereits vollzogenen sehr starken Mischung des Spanischen Blutes mit dem der Eingeborenen war diese zum größten Teile berittene Truppe als die nationale zu bezeichnen, und man würde ungerecht sein, wenn man aus ihrem Verhalten auf ihren Wert schließen wollte. Die Mischung des Spanischen Blutes mit dem des Chilenischen Indiers konnte keine Schwächlinge und Feiglinge erzeugt haben. Allerdings muß in Betracht gezogen werden, daß die beiden Eroberungen, die Inkasische zuerst und dann die Spanische, die tapfersten Eingeborenen darniedergestreckt oder über den Biobio getrieben haben wird, so daß die Zurückgebliebenen nicht die Besten ihrer Stämme darstellten, und daß zweiundeinhalb Jahrhunderte harter Knechtschaft nicht geeignet sind, Helden zu erzeugen. Aber die Kreuzung hatte stattgefunden durch Blutmischung zwischen Spanischen Recken und Indischen Frauen, die in der Geschichte der Chilenischen Indier zahlreiche Beweise von tapferem, man kann sagen männlichem Sinne abgelegt haben, und die Nachkommen der Ausreißer im Befreiungskriege Chiles haben nicht viel als ein halbes Jahrhundert später eine unwiderstehliche Kriegsbrauchbarkeit in Angriff und Abwehr bewiesen.

Leider wurde die Erfahrung des Befreiungskrieges nicht benutzt. Anstatt die ungeordneten Haufen zu disziplinieren und auszubilden, blieben „die Väter des Vaterlandes“ auf dem Boden der Spanischen Heeresverfassung stehen. Sie unterhielten eine schwache stehende Armee für Garnisondienste, Prozessionen und sonstige Schaustellungen von militärischem Charakter; eine gut gekleidete, bewaffnete, sehr streng disziplinierte und auf der Höhe der allgemeinen militärischen Ausbildung stehende Truppe, die in dem Feldzuge gegen Peru und Bolivia bewies, daß sie in der Hand guter Führer der höchsten militärischen Leistungen fähig ist. Derselbe Feldzug legte aber auch den untrüglichen Beweis dafür ab, daß die stehende Armee nicht als Ausdruck der nationalen Wehrkraft angesehen werden konnte.

Die Gesamtstärke, welche Chile im Augenblick der Kriegserklärung, 5. April 1879, in die Wagschale der kriegerischen Ereignisse zu legen vermochte, belief sich auf 2440 Mann. Neben dieser stehenden Armee bestand die Nationalgarde, die Tochter der bereits besprochenen Miliztruppen, aber ihre Kriegsbrauchbarkeit war womöglich noch geringer als vor dem Befreiungskriege. Der Gang der Ereignisse des Feldzuges legt ein beredtes Zeugnis dafür ab, denn trotzdem in fieberhafter Hast an der Aufstellung der Operationsarmee gearbeitet wurde, konnte die Einschiffung von 10 000 Mann kriegstüchtiger Truppen zur Ausführung des Angriffsplanes nicht vor dem 26. Oktober stattfinden, obgleich die angeordneten Maßregeln durchaus zweckmäßig waren: Erhöhung der Bataillonsstärke von 300 auf 1200 Mann und Bildung eines mobilen Nationalgardenkorps in jeder Provinz. Deutlich überzeugte sich die Chilenische Regierung, daß eine schnelle, namentlich eine zu rascher Entscheidung drängende Kriegführung auf Grund der heimischen Militärverfassung nicht möglich war, denn, obgleich die Vertreibung der Chilenischen Arbeiter aus Peru Mannschaften für sechs Bataillone lieferte, so konnte man diese sehr vernünftigerweise nicht früher an den Feind führen, als bis sie diszipliniert und ausgebildet waren, wozu die sechs Monate von April bis Ende Oktober nur eben ausreichten.

Eine unmittelbare Benutzung dieser Erfahrung nach dem Friedensschlusse fand nur insofern statt, als der Nationalgardenverfassung eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Wäre nun die Bestimmung, daß ihre Korps jeden Sonntag sich vereinigen und Übungen vornehmen sollten, um ihre Kriegstüchtigkeit zu bewahren, wirklich ausgeführt, so hätte diese Truppe jedenfalls ein sehr nützliches Element für eine augenblickliche Verstärkung der bestehenden Armee bilden müssen. Tatsächlich aber wurden die Bestimmungen für die Übungen der Nationalgarden in nachlässigster Weise gehandhabt. Aus einem streng militärischen Dienstbetriebe wurde ein Sport, und auch dieser wurde mit so großer Unpünktlichkeit getrieben, daß nur ein sehr geringer praktischer Nutzen daraus gezogen werden konnte.

Die stehende Armee zeichnete sich, im schroffsten Gegensatze zur Nationalgarde, durch ein martialisches Auftreten, eine eiserne Disziplin sowie durch ein sehr hohes Selbstgefühl und einen nach den glorreichen Siegen des Feldzuges gegen Peru und Bolivia nicht unberechtigten Stolz auf ihre Waffentaten aus. Aber in bezug auf militärische Ausbildung stand sie auf dem Boden der Napoleonischen Reglements und deren Auslegung durch Formenkünstler, denen theatralische Wirkungen über praktische Nutzanwendungen gingen. Die Truppe führte die schwierigsten Übergänge von der Linie zur Kolonnen- und Karreeformation und umgekehrt von diesen zurück zur Linie aus und verfeuerte ungeheure Mengen von Platzpatronen zur Belustigung der Zivilbevölkerung, führte phan-

tastische Bajonettfechttänze mit erstaunlicher Präzision auf, bewegte sich rhythmisch im Prozessionsschritt hinter der Heeresheiligen „Señora del Cármen“ her und zeichnete sich in dem altertümlichen Gruße „rindan armas!“ — Präsentieren mit umgekehrter Waffe — aus. Wirksame Gefechtsformen, Felddienst, Schießdienst und Bajonettfechten kannte sie ebensowenig wie den theoretischen Unterricht über die Wirkung ihrer Waffen und Gefechtsmärsche und Gefechtsübungen. Dazu trat als schwerwiegender Umstand der Charakter der stehenden Armee als Söldnerheer in der schlimmsten Form. Weit davon entfernt, eine Mischung aller Klassen der Bevölkerung zu sein, bestand die Truppe wesentlich aus denjenigen Teilen, die zu einer anderweitigen Beschäftigung keine Fähigkeit oder Neigung besaßen, bis zu dem Grade, daß Soldaten mit vierten Prämien, also Mannschaften, die trotz 25jähriger Dienstzeit noch nicht hatten zum Unteroffizier befördert werden können, als Respektspersonen behandelt wurden.

Da der Dienst außer den zeitraubenden „listas“ — Antreten, um die Anwesenheit im Quartier festzustellen — nicht viel Zeit in Anspruch nahm, so war Trunk und Spiel und das Unwesen der „camaradaría“ — Soldatenweibertum ohne Heirat — an der Tagesordnung, und die Mannszucht würde vollständig zugrunde gegangen sein, wenn der Stock, der bis zu 200 Hieben zudiktiert wurde, und die Ketten (grillos) sie nicht in brutalster Form erzwungen hätten. Soldat und Auswurf der Menschheit waren ungefähr gleichwertige Bezeichnungen, bis zu dem Grade, daß Mädchen, die mit Soldaten bekannt waren, als verworfen betrachtet wurden.

Auf den Offizierstand warfen diese Zustände beschämende Streiflichter. Von ihm hätte die bessernde Einwirkung ausgehen müssen, aber er konnte diese Rolle nicht übernehmen. Aus der Truppe hervorgegangen, improvisiert aus Personen, die die Begeisterung für die vaterländische Sache während des Feldzuges in die Reihen der Armee getrieben hatte, und zum geringsten Teile aus der Militärschule in Santiago stammend, bildete der Offizierstand nicht das geschlossene Ganze, welches in einheitlichem Zusammenwirken durch Wort und Beispiel die Truppe hätte auf das eigene moralische Niveau heben können. Die aus der Truppe hervorgegangenen Offiziere hatten ihre Erhebung zum größten Teile den ehrenvollen Beweisen persönlicher Tüchtigkeit im Kriege zu verdanken, waren im übrigen aber der Truppe gleichgeblieben, so daß sie schwerlich belehrend und erziehend auf diese wirken konnten. Durch ihre Frauen oder Kameradinnen waren sie außerdem in teilweise sehr intimer Verbindung mit ihrem früheren Gesellschaftskreise geblieben, so daß der einzige Unterschied zwischen ihnen und ihren Untergebenen in dem Grade bestand, der ihnen verliehen worden war, und dessen Vorrechte in solchen Verhältnissen nur durch sehr feste Charaktere gewahrt werden können.

Die aus anderen Ständen in die Armee eingetretenen Offiziere hatten nur zum Teil die Eigenschaften und Fähigkeiten erworben, die ein Truppenführer besitzen muß. Sie hatten während des Feldzuges, bei der unleugbaren natürlichen Befähigung des Chilenen für den Militärdienst, ihren Platz zur Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten ausgefüllt und waren teilweise in höhere Stellungen aufgerückt als ihrem Alter entsprachen. Die wenigsten hatten jedoch Gelegenheit gehabt, die Kenntnisse zu erwerben, welche der Beruf des Offiziers im Frieden erfordert; und wahrer militärischer Geist fehlte vielen von ihnen bis zu dem Grade, daß sie, anstatt sich zu bemühen, ihre militärischen Kenntnisse theoretisch und praktisch zu erweitern, ihren früheren Beschäftigungen oder Studien nachgingen und militärisch nur am ersten jedes Monats zum Gehaltsempfange auftraten. So waren sie zum praktischen Dienste, in dem allein ihr Einfluß auf die Truppe hätte zur Geltung kommen können, weder brauchbar noch disponibel. Dazu trat noch als besonders erschwerender Umstand, daß die Vornehmsten oder in anderer Beziehung Höchststehenden unter ihnen sich nach dem Ende des Feldzuges zurückgezogen hatten und viele der in den Reihen der Armee Gebliebenen in mancher Beziehung zu den Minderwertigen dieser Klasse gezählt werden mußten.

Der aus der Militärschule in Santiago hervorgegangene Offizier war offenbar das wertvollste Element des Chilenischen Offizierkorps, denn verdienstvolle Männer hatten als Direktoren und Lehrer seit Jahrzehnten den Kadetten neben militärischen Kenntnissen Disziplin und Sinn für die hohen Pflichten des Offizierstandes zugänglich gemacht. Zunächst aber war die Zahl solcher aus der Militärschule hervorgegangenen und im Dienste verbliebenen Elemente gering, da die meisten der von ihren Eltern teils aus ökonomischen, teils aus disziplinaren Gründen der Militärschule zur Erziehung übergebenen jungen Leute nur die Vorteile einer strengen und billigen Erziehung genießen, nicht aber die Verpflichtung übernehmen sollten, ihr Leben im Dienste der Waffen zuzubringen. Im Gegenteil, wenn der Familieneinfluß genügte, traten die Zöglinge der Schule nach abgelegter Schlußprüfung unmittelbar zur Universität über oder, wenn der Familieneinfluß nicht soweit reichte, dienten sie die der genossenen Unterrichtszeit entsprechende Anzahl von Jahren in der Armee, aber nicht in der Truppe, sondern mit der Erlaubnis, ein Fach an der Universität zu studieren, und zogen sich dann vom Militärdienst zurück, vielfach ohne je in einer Waffe praktisch gedient zu haben.

Außerdem war der Unterrichtsplan der Militärschule, teilweise mit Rücksicht darauf, daß die Schüler nach absolviertem Kursus ohne weiteres ihre Universitätsstudien beginnen könnten, mehr im Sinne eines Polytechnikums mit militärischer Disziplin und leichtem Anklange an den Militärdienst, als in dem einer wirklichen Offizierschule geordnet. Alle

Lehrzweige des „Instituto Nacional“ — Nationalinstitut — wurden zum Teil von ausgesuchten Lehrkräften und dann meist intensiver als im Institute behandelt, die militärischen aber nur nebensächlich, weil es an Lehrkräften fehlte. Der praktische Militärdienst: Exerzieren, Turnen, Fechten, Schießen und Felddienstübungen, beschränkte sich auf die Disziplinierung der Kadetten, die übrigens, trotz eiserner Strenge, sehr viel zu wünschen übrig ließ, und die Vorübungen zur Parade des „Dieciocho“, des schon erwähnten Chilenischen Nationalfesttages.

In richtiger Würdigung dieser Verhältnisse beschloß die Regierung, einen Preußischen Offizier in Dienst zu nehmen, der zunächst die Militärschule reorganisieren und demnächst auch anderweitige Verwendung finden sollte. Der betreffende Offizier*), der an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin vier Jahre lang Taktik, Geschichte des Feldkrieges und militärisches Zeichnen gelehrt hatte, brachte guten Willen und die Fähigkeit, sich in die Verhältnisse zu finden, mit und fand ein günstiges Arbeitsfeld vor.

Nachdem er bewiesen hatte, daß er der Landessprache so mächtig geworden war, um in ihr Unterricht erteilen zu können, wurde er zum Leiter des Unterrichts an der Militärschule ernannt. Das eingehende Studium des Unterrichtsplanes erforderte eine radikale Änderung. Den militärischen Fächern mußte eine wichtigere und umfassendere Stellung eingeräumt, dabei aber immer im Auge behalten werden, daß die Berechtigung zum Eintritt in die Universitätsstudien den Schülern der obersten Klasse nicht geschmälert werden dürfe. Da diese Bedingung zu einer unannehmbaren Einschränkung der für die militärischen Lehrfächer erforderlichen Zeit führte, so wurde den bestehenden vier Jahren des Lehrganges, die den vier obersten Klassen — Jahre (años) genannt — des sechsjährigen Lehrganges des „Instituto Nacional“ gleichgehalten werden mußten, ein oberer Kursus, das fünfte Jahr — „quinto año“ oder „curso militar“ genannt — hinzugefügt, in welchem, außer höherer Mathematik und Elementen der Geodäsie sowie organischer Chemie und höherer Physik, die Militärfächer: Taktik der drei Waffen, Waffenlehre, Ballistik, Befestigungslehre, militärisches Planzeichnen und Aufnehmen gelehrt wurde, die der Leiter des Unterrichts — sein Titel war „subdirector técnico“; Oberst del Canto blieb „subdirector administrativo“, Direktor der General Anteaga — sämtlich übernehmen mußte, bis

*) Der hochverehrte Herr Verfasser dieser Arbeit selbst! Bekanntlich hat er zunächst als Leiter des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens, dann als Chef des Generalstabes und Organisator der Armee, endlich als Generalinspekteur dem Chilenischen Heere in Kriegs- und Friedenszeiten sehr große, für dessen Neugestaltung maßgebende Dienste geleistet, die er hier nur kurz und fast allzu bescheiden erwähnt. Er gehört auch jetzt noch der aktiven Armee des Landes an. Anm. der Redaktion.

der Chilenische Major Boonen, den langjährige Studien in Europa und sehr hohe Begabung vollkommen dazu befähigten, ihm, wenn auch nicht ohne längere Unterbrechungen, helfend zur Seite trat.

Die Erteilung des Unterrichts, die bei der außerordentlichen Überhäufung mit Arbeit, an welche der direktive Teil im Bureau in bezug auf Zeit noch höhere Ansprüche stellte als die Lehrtätigkeit, leicht hätte unmöglich gemacht oder zum wenigsten sehr erschwert werden können, fand einen so empfänglichen Boden, daß sie sehr bald zu den erfreulichsten Fortschritten führte. Die Kadetten, fast ausschließlich junge Leute von rascher Auffassung, klarem Verständnis für die Wichtigkeit der Militärwissenschaften, von außergewöhnlich gutem Gedächtnis und teils neugierig teils wißbegierig, zu erfahren, was der neue Instrukteur ihnen neues bringen könne, nahmen ein solches Interesse an dem Unterricht, daß das erste Examen erstaunlich gute Erfolge hatte.

Schwieriger war die Erfüllung der direktiven Pflichten. Der „technische Unterdirektor" hatte die zweckmäßige Handhabung des Unterrichts zu überwachen, und dabei stieß er in einzelnen Fällen auf ernstere Differenzen. Die Lehrmethode war in verschiedenen Fächern zu einem einfachen Auswendiglernen und Abhören der Schüler durch die Lehrer herabgesunken, und das Hersagen der auswendig zu lernenden Aufgaben bestand in nicht sehr seltenen Fällen in einem einfachen, mehr oder weniger heimlichen, zuweilen aber ziemlich frechen Ablesen der nicht auswendig gelernten. Die „strengen" Lehrer lasen Wort für Wort nach und ließen das Aufsagen wiederholen oder unterbrachen den Aufsagenden, um einen anderen fortfahren zu lassen, wenn ein Wort, sei es nur ein Bindewort oder eine Präposition, geändert wurde, während die „milden" Lehrer einfach nicht zuhörten, nicht selten sogar in irgend einem Buche lasen oder einen Brief schrieben. Durchdrungen von der Notwendigkeit, der applikatorischen Lehrweise in der entschiedensten Form Eingang zu verschaffen, nötigenfalls sie zu erzwingen, nahm der technische Subdirektor energisch Stellung gegen diesen Mißbrauch, ohne ihn gänzlich unterdrücken zu können, weil der Direktor der Meinung war, nicht zu schnell dagegen vorgehen zu dürfen.

Der öffentliche Unterricht im allgemeinen, namentlich aber auch der an den höheren Lehranstalten stattfindende, litt an dem schweren Übel, daß zu seiner Erteilung nicht eine besondere Schulung oder ein Diplom erforderlich war, sondern nur das Schulexamen für das betreffende Fach. So lehrte ein Advokat oder ein Arzt, der nicht viel beschäftigt war, irgend ein Fach, weil er das Honorar zu seinem Lebensunterhalte brauchte, obgleich seine Kenntnis des Stoffes sich häufig auf den Inhalt des Lehrbuches beschränkte, den er als Schüler selbst verständnislos aufgesagt hatte und als Lehrer seine Schüler aufsagen ließ, ohne sich die Mühe zu

geben, selbst tiefer in sein Verständnis einzudringen. Die Erteilung des Unterrichts war ihm eben nur eine Einnahmequelle, und die Tatsache, daß er den Unterricht übernehmen konnte, war ja ein deutlicher Beweis dafür, daß die Kenntnis des Leitfadens — „el testo“ — genügte. In den letzten 25 Jahren sind in dieser Beziehung erfreuliche Fortschritte gemacht worden, aber eine besondere Vorbereitung für das höhere Lehrfach bietet die Universität immer noch nicht. Neben manchem noch ganz und gar der alten Richtung angehörenden „profesor“ — d. h. nicht der Besitzer eines erworbenen Titels, sondern der Lehrer eines Unterrichtsfaches, gleichviel ob es Mathematik, Turnen oder Reiten usw. heißt — sitzen auch heute noch sogar auf Universitätslehrstühlen Schüler höherer Kurse als Lehrer des Zweiges, dessen Studium sie noch obliegen, in unteren Kursen.

Es blieb einer späteren Periode, die durch eine gewaltige Erschütterung des Staatswesens herbeigeführt wurde, vorbehalten, der Militärschule eine der heutigen Zeit entsprechende Einrichtung zu bringen. Jedenfalls glückte es bereits damals, dem Turnen eine militärische Form zu geben, die Fechtballette in wirkliche Fechtübungen mit Florett, Säbel und Bajonett zu verwandeln, das Schießen mit scharfer und Vorübungsmunition mit Gewehr und Karabiner, das taktische Exerzieren am Geschütz einzuführen, ja es gelang sogar, im Jahre 1900 ein Artillerieschießen abzuhalten.

Die in der Militärschule erzielten Erfolge bestimmten die Regierung dazu, im Jahre 1887 die K r i e g s a k a d e m i e als besondere Abteilung der Militärschule, genau nach dem Muster der Kriegsakademie in Berlin, zu gründen, welche beinahe noch erfreulichere Ergebnisse erzielte als die Militärschule, da die als Schüler zu ihrem Besuche kommandierten Leutnants, Hauptleute und jungen Stabsoffiziere sämtlich in dem vor wenigen Jahren beendeten Feldzuge erkannt hatten, daß die Exerzierplatzübungen und bloßes Draufgehen nicht genügen, um dem höheren Führer die richtige Handhabung seiner Pflichten zu ermöglichen. Der Eifer, mit dem die zur Kriegsakademie kommandierten Offiziere, größtenteils schon Familienväter, an die Bewältigung ihrer durchaus neuen und daher ungewohnten Aufgabe herangingen, überwand alle Schwierigkeiten, und es wird der Erwähnung wert sein, daß sie, die das militärische Zeichnen erst auf der Akademie kennen gelernt hatten, bereits im ersten Unterrichtsjahre in den freien und dem Militärzeichnen zuerteilten Stunden den Kriegsspielplan von Königgrätz, der noch heute benutzt wird, abzeichneten und die Figuren dazu selbst gossen, bemalten und bezeichneten.

So bereitete sich in der Militärschule und Kriegsakademie ein Umschwung vor, der allmählich, aber eben auch nur allmählich, zur Einwirkung auf die Armee als solche gelangen mußte, wenn ihm keine be-

sonderen Schwierigkeiten entgegentraten, denn die natürlichen mußten mit der Zeit verschwinden, da sie nicht absichtlichem Widerstreben, sondern einzig und allein mangelndem Wissen entsprangen. Es verdient an dieser Stelle hervorgehoben zu werden, daß die Neuerungen, deren Ruf in die weitesten Kreise des Offizierstandes drang, überall so gut aufgenommen wurden, daß nicht nur der Direktor der Militärschule, sondern auch viele andere Generale und Stabsoffiziere, oft aus den entferntesten Garnisonen, häufig während der Unterrichtsstunden die Kriegsakademie besuchten, um eine oder mehrere Stunden hintereinander still und aufmerksam zuzuhören. Im Jahre 1889 wurde sogar dem technischen Subdirektor, der allmählich überhaupt keine dienstfreie Tages- und Abendstunde mehr hatte, aufgetragen, für den „Dieciocho" die Anordnung des militärischen Schauspiels, welches am 19. September immer mit einer Platzpatronenverschwendung in der Ellipse des „Campo de Marte" zum Ergötzen der Bevölkerung endete, zu übernehmen. Die 650 m lange und 450 m breite, in der Mitte der beiden langen Seiten durch Niederlegen der Kette zugänglich gemachte Ellipse, welche den Mittelpunkt eines großen Parkes bildete, wurde als obligatorischer Schauplatz der Übung festgesetzt, und die in zwei als feindlich angenommene Parteien geteilte Garnison von Santiago, mit Einschluß der Nationalgarden, betrat von beiden Seiten her diese Arena. Zuerst tummelte sich in ihr die aus beiden Marschkolonnen, die sich in den Straßen der Hauptstadt mit Kriegsmarschabständen aufgestellt hatten, vorgeschobene Kavallerie. Der bis in alle Einzelheiten vorgeschriebenen Instruktion zufolge focht sie mit gut geheuchelter Erbitterung und zog sich erst dann nach den Flanken zurück, wenn die Infanteriespitze eintraf. In die nun folgende beiderseitige Entwicklung und Gefechtsarbeit der Infanterie griff, genau nach dem Programm, die Artillerie und zum Schluß noch einmal die Kavallerie ein, und keiner der beiden Gegner war besiegt, also beide zufrieden. Geschossen war zur Genüge, mithin auch das Publikum zufrieden, und die Regierung sprach dem Leiter in einer Zuschrift ihre besondere Befriedigung aus. Aber ein leichtes Gefühl der Eifersucht hatte dieser Erfolg erweckt und eine für den Monat April des nächsten Jahres geplante mehrtägige Felddienstübung zwischen den Garnisonen von Santiago und Valparaiso scheiterte an Schwierigkeiten, die von den Truppenkommandeuren ausgingen. Ferner wurde die „Dieciocho"-Übung des Jahres 1890 ohne Zuziehung der Militärschule und Kriegsakademie, die im Vorjahre das Skelett und die Adjutantur gebildet hatten, abgehalten.

Im Sommer 1890/91 trat ein für die Chilenische Armee hochwichtiges Ereignis ein. Der Präsident der Republik geriet in ein so schwieriges Verhältnis zur gesetzgebenden Gewalt, dem Kongreß, daß dieser ihn für unfähig erklärte, weiter zu regieren. Der Präsident wurde Diktator, und

die Vertreter der Konstitution sammelten sich im Norden, um seine Absetzung durchzusetzen. Die diktatoriale Armee wuchs der Zahl nach bis zu einer unerhörten Stärke an. Zunächst wurden die Linientruppen verstärkt, dann die Nationalgarden mobilisiert und die Polizei vermehrt, so daß eine Gesamtstärke von mehr als 40 000 Mann erreicht wurde, deren Verteilung auf die wichtigsten Punkte zunächst eine Landung der Konstitutionsarmee, die über den Hauptteil der Flotte verfügte, unmöglich machen, und dann zum Angriff auf die Konstitutionsarmee in einer noch festzustellenden Weise verwendet werden sollten. Der innere Wert der diktatorialen Armee entsprach nach keiner Richtung hin ihrer zahlenmäßigen Stärke. Die in bezug auf Ausbildung am höchsten stehenden Truppenteile hatten seit dem Kriege gegen Peru und Bolivia nichts zu dem hinzugelernt, was sie damals leisteten, die neueingestellten Leute waren Rekruten. Eine nutzbare Ausbildung konnte nicht stattfinden, weil das Führer- und Ausbildungspersonal dazu nicht befähigt war, und die Truppe nicht für zuverlässig genug gehalten wurde, um sie außerhalb der festgeschlossenen Kasernen zu Übungszwecken vereinigen zu können. Die Leute waren eben — teils im bildlichen, teils aber im streng buchstäblichen Sinne — mit dem Lasso eingefangen und in die Kasernen eingesperrt worden, denn das Volk stand auf seiten seiner Konstitution. Vor allen anderen Dienstzweigen litt unter diesen Umständen die Schießausbildung, da die meisten Truppenkommandeure nicht wagten, ihren Leuten Munition zu verabfolgen. Demnach blieb der wichtigste Dienst der militärischen Ausbildung unberücksichtigt.

In der Verfassungsarmee lagen die Verhältnisse ganz anders. Ihren Kern bildete die Flotte, die aber, mit Rücksicht auf ihre geringe Munitionsausrüstung und die Nachrichten über die ihrer Vollendung sich nähernden Kriegsschiffe des Diktators, mit Munition sparsam umgehen mußte. Der Kern für die Landtruppen setzte sich aus schwachen übergegangenen Teilen der Armee und aus von übergetretenen Offizieren derselben gebildeten Neuformationen zusammen. Diese wenige Hundert zählenden Häuflein hatten während der Monate Januar bis Mai in heftigen Kämpfen, die zum Teil „Schlachten" getauft wurden, obgleich in keiner von ihnen 2000 Mann auf einer Seite fochten, gegen die dem Diktator treu gebliebenen Garnisonen bereits den Wechsel des Kriegsglücks kennen gelernt. Teils besiegt, teils siegreich in den Zusammenstößen mit dem Feinde hatten sie das günstige Endresultat erfochten, daß der Norden von Chile, die Gebiete vom 18. bis zum 29. Grade südlicher Breite, als gesicherter Besitz angesehen werden konnte, und die Zeit gekommen war, an die Ausnutzung der Mittel, die diese Gegenden zu bieten vermochten, zur Bildung einer Operationsarmee heranzutreten.

An Menschenmaterial fehlte es nicht gerade, denn die an und für sich geringe Bevölkerung der Provinzen Tarapacá, Antofagasta und

Atacama zeichnete sich durch die Eigentümlichkeit aus, daß sie sich zum größten Teil aus Minenarbeitern zusammensetzte, und zwar in so ausgedehntem Grade, daß in einzelnen Gebieten auf Tausende von Männern nur eine verschwindend geringe Anzahl von Frauen und Kindern entfiel. Die Füllung der Verbände mit Mannschaften hing daher nur von dem guten Willen der Arbeiter und Arbeitgeber ab. Der gute Wille der ersteren bestand bis zur Begeisterung, teils aus bewußter Anhänglichkeit an die Verfassung, teils aus Lust zu raufen — und wohl auch zu rauben —, teils der Veränderung halber oder um nicht hinter den Kameraden zurückzustehen. Viele dieser Leute, deren Zahl sich in den drei Provinzen auf nicht weniger als 30 bis 35 000 belief, hatten im Feldzuge gegen Peru und Bolivia gedient, konnten mithin als ein für Disziplin und schnelle Ausbildung empfängliches Material betrachtet werden. Auf der anderen Seite fehlte es nicht an Verbänden. Infanterieregimenter mit berühmten Namen, Schwadronen und Artillerieregimenter figurierten stolz in den aufgestellten Listen, und die Namen der Führer, an ihrer Spitze der des allen bekannten Obersten del Canto, der das Oberkommando der Landtruppen führte, waren von bestem Klange. Zwei Elemente aber, ohne die es keine Armeen gibt, fehlten: Waffen und Uniformen. Die übergegangenen Truppen paradierten im Glanze ihrer Uniformen und Waffen, aber auch ihnen war die Munition ausgegangen, und ihrer waren nur einige Hundert. Die übrigen hatten Bruchstücke von Uniformen und Waffen, und ihr Anblick ermutigte nicht zum Eintritt, sondern konnte nur abschrecken.

Dagegen verfügte die Verfassungsarmee über ein äußerst wertvolles Element. Die zum Schutze der Verfassung im Norden vereinigten Männer waren die besten der Nation, mit klarem Bewußtsein über die Sachlage fest entschlossen, alles an die Wiederherstellung der Verfassung zu setzen, die nur durch den Sturz des Diktators zu erreichen war, und fähig, diese Überzeugung auf ihre Umgebung zu übertragen. Außerdem verfügte die Regierungskommission — „Junta de Gobierno" — über in Europa flüssige Mittel zur Erwerbung von Waffen und über Personen, die sie erwerben und einschiffen konnte. Dem Mangel an Uniformen und Ausrüstungsstücken konnte einigermaßen — d. h. so, daß die Bekleidung einen Soldaten kenntlich machte, die Ausrüstung in primitivster Form die Mitführung der Munition und unerläßlichen Bedürfnisse ermöglichte — durch Einrichtung von Militärwerkstätten, in denen patriotische Frauen und Mädchen ihr Scherflein „zur Rettung des Vaterlandes" darboten, abgeholfen werden.

Der Anfang des Monats Juni kann als der Beginn der Organisation der Operationsarbeiten bezeichnet werden. Das Oberkommando behielt der Oberst del Canto, die Geschäfte eines Chefs des Generalstabes

wurden dem Mitte Mai eingetroffenen technischen Unterdirektor der Militärschule, den der Diktator außer Dienst gestellt hatte, übertragen, und ihm sowohl durch die Regierungskommission als auch durch den Höchstkommandierenden völlige Freiheit in den zur Organisation und Ausbildung der Operationsarmee erforderlichen Maßregeln innerhalb der vorhandenen Mittel zugesichert. Die erste Arbeit bezog sich auf die Organisation. Die Truppenteile standen in keinem anderen Zusammenhange miteinander, als in dem der Zugehörigkeit zum „Ejército Constitucional“, trotzdem bereits allein in der Infanterie 8 Regimenter und 1 Bataillon existierten. Ihre Verteilung auf 3 Brigaden, 2 zu 3 Regimentern, 1 zu 2 Regimentern und 1 Bataillon, und die Zuteilung 1 Schwadron und 1 Regiments Gebirgsartillerie sowie 1 Kompagnie Ingenieure, 1 Sanitäts-, Munitions- und Verpflegungsparks zu jeder Brigade schufen drei zu selbständiger taktischer Handlung befähigte Einheiten, deren jede indessen vorläufig nicht mehr als etwa 1200 Mann aller Waffen zählte, weil nur 1300 Gewehre (Modell Gras) und etwa 600 (Modell Comblain), mit 11 bis 15 Schüssen für jedes, sechs 7,5 cm-Gebirgsgeschütze C/79, acht alte, in Iquique in den Eisenbahnwerkstätten mit Verschlüssen und Munition versehene 6 cm-Geschütze und etwa 100 Karabiner vorhanden waren. Ein Vorrat von 5000 Mannlicher-Gewehren, die einem für den Diktator nach Valparaiso bestimmten Schiffe entnommen waren, wurde erst verteilt, als am 5. Juli die dafür bestellte Munition angekommen war.

An der Beschaffung der Ausrüstung für die Leute, die sofort eingestellt werden sollten, sobald die von Europa erwarteten Waffen und Munitionen eingetroffen wären, sowie für die Trains wurde Tag und Nacht gearbeitet, und alle möglichen Versuche mit konservierten Nahrungsmitteln gemacht. Die Hauptaufmerksamkeit wurde darauf gelegt, die verfügbaren Truppenteile und hauptsächlich ihre Offiziere und Führer so auszurüsten, daß sie nach Ankunft der Bewaffnung für die dann einzustellenden Leute als Unterrichtseinheiten dienen könnten. Unter Verzichtleistung auf alle für das Gefecht nicht notwendigen Formationen und Bewegungen wurden die Marsch- und Gefechtsformationen und der Gebrauch der Waffe in ihnen geübt, der Eifer der Mannschaften und Offiziere war so groß, daß Anfang Juli die Truppe als gefechtsmäßig angesehen werden konnte. Um die Ausbildung auf möglichst weite Kreise auszudehnen, wurden bereitwilligst Beurlaubungen den bereits ausgebildeten Leuten gewährt, um während dieser Zeit ihre Waffen anderen Leuten zu übergeben.

Die Offiziere vereinigten sich in den Abendstunden, um über Kriegsmärsche und Gefechtssituationen sich klar werden zu können, was von besonderer Wichtigkeit war, wenn man die Zusammensetzung des Offizier-

korps in Betracht zieht. Außer den von der stehenden Armee übergetretenen Offizieren befanden sich darin sehr viele, die während des Feldzuges von 1879 Offizierstellen bekleidet, sich nach dem Feldzuge aber zurückgezogen hatten, viele, die nie in Beziehungen zum Militärdienste gestanden hatten, und endlich Jünglinge jedes Alters, die nicht zurückgewiesen werden konnten, weil sie den weiten und gefährlichen Weg zur See nicht wieder zurückzulegen vermochten, da sie Gefahr liefen, auf dem Marsche oder nach ihrer Rückkunft gefangen gesetzt und füsiliert zu werden. Da mit jedem Schiffe neuer Zuwachs dieser letzteren Klasse eintraf, so wurde für sie eine Art mobilisierte Kriegsschule, das Schützenkorps — „Cuerpo de Rifleros" — errichtet, in welchem sie so ausgebildet wurden, daß man aus ihrem Bestande die Verluste an Offizieren ersetzen zu können hoffte. Aber auch im Hinblick auf die übrigen, ihrer gesellschaftlichen Stellung und der im Feldzuge gegen Peru und Bolivia erlangten Grade wegen als Offiziere und selbst als Stabsoffiziere Eingestellten, hatte man bei den praktischen Übungen ihrer Truppen, die der Chef des Generalstabes wenigstens das erstemal in jedem Truppenteile persönlich leitete, richtig erkannt, daß diese Übungen wohl der Truppe, nicht aber ihnen, die zu ihrer Führung und Ausbildung berufen waren, genügen konnten. Deshalb waren sie es, die um die abendlichen Instruktionsstunden baten und sie jeden Abend möglichst in die Länge zu ziehen suchten.

Die Ankunft des Dampfers „Maipo" änderte die Sachlage. Die Mannlicher-Gewehre wurden an die Mannschaften ausgegeben; zwei Brigaden führten Mannlicher, eine Gras. Für jedes Gewehr wurde Munition — zunächst 100 Schüsse — ausgegeben und die Schießübungen begannen, auf je 100 bis 600 m nach der Scheibe, dann kriegsmäßig. Die beurlaubten Mannschaften kehrten in die Reihen zurück, tüchtige Leute als Rekruten mit sich führend. Bis in die Nacht wurden Marschordnung, Schützenlinie und Gefecht geübt und immer wieder geschossen; eine besondere Schwierigkeit erwuchs, abgesehen davon, daß täglich neue Rekruten um Einstellung baten und angenommen werden mußten, weil die Operationsstärke von 10 000 Mann immer noch nicht erreicht war, aus verschiedenen Übelständen, die sich vorher nicht hatten in Berechnung ziehen lassen. So gelang es nicht, für die Kavallerie Säbel zu erwerben. Für die „Lanceros" wurden Lanzen gefertigt, die aber so stark konstruiert werden mußten, daß sie nicht im Arme getragen werden konnten. Man konstruierte deshalb einen als Bandelier umgehängten Trageriemen; als Säbel erhielten sie Faschinenmesser. Die „Granaderos" schnitten sich aus einem sehr harten Buschholze Keulen, mit Eisen beschlagen, anstatt der Säbel, nahmen sie aber nicht mit in den Feldzug, weil ihnen anstatt dieser furchtbaren Handwaffe später schlechte Säbel aus Peru gegeben wurden. Die „Carabineros" konnten weder Säbel

noch Karabiner erlangen, sie zogen mit Comblain-Gewehren und ihren Bajonetten in den Feldzug. Der ganze Kavalleriedienst wurde bei zwei Schwadronen zu Fuß geübt, weil sie erst in Atacama Pferde erhalten konnten. Auf weite Entfernungen konnte der Aufklärungsdienst daher nicht gelehrt werden, aber er wurde gelehrt, und der Enthusiasmus der Mannschaften erleichterte die Ausbildung ungemein. Bei Concon attackierte die Schwadron in der schneidigsten Weise gegen die diktatorialen „Cazadores“ und erbeutete eine größere Anzahl von Säbeln und Karabinern als sie gebrauchte. Am schlimmsten wurde die Artillerie durch ein Mißverständnis geschädigt. An Stelle von 3000 Schüssen brachte der „Maipo“ 3000 Geschosse, aber weder Pulver noch Schlagröhren. 300 Kartuschen, der ganze Vorrat, wurden ausgeschüttet, ihr Inhalt mit Minenpulver vermischt und in 3600 Kartuschbeutel gefüllt. Schießversuche stellten fest, daß man beim Gebrauche dieser Kartuschen die geschätzte Entfernung mit 5/2 multiplizieren mußte. Die Schlagröhren fertigte der Fregattenkapitän Arturo Fernandez an. Bei Concon schlug sich die Artillerie mit dieser Munition gegen die feindliche Feldartillerie, deren Geschütze und Munitionen sie später wirksam benutzte.

Die Verfassungsarmee bildete die Basis für die heutige Chilenische Armee.

Die Einteilung in gemischte Operationseinheiten wurde beibehalten. Auf die geographischen Zonen der Republik verteilt, wurden sie zunächst Zonen genannt, später Divisionen; Zonen in Anbetracht der Unmöglichkeit, aller Orten die gleichen Kommandoverhältnisse einführen zu können, Divisionen in dem Bestreben, eine strenge Einheitlichkeit wenigstens dem Namen nach zu erreichen.

Dieser eigentlich bedeutungslose Wechsel in dem Namen der Oberkommandos hat zu sehr bedeutungsvollen Änderungen in ihrer Zusammensetzung geführt. Die Zonen hatten, je nach der Anzahl von Rekrutierungskantonen, eine bestimmte Anzahl von Infanteriebataillonen, von deren vier Kompagnien jede auf mindestens 100 Mann berechnet wurde und ein besonderes Depot hatte, in dem ein Offizier mit einigen Mannschaften — Unteroffiziere und Soldaten — die Uniformen und Ausrüstungsstücke der Reservisten der Kompagnie jahrgangsweise aufbewahrte und in stets kriegsbrauchbarem Zustande zu erhalten hatte. Bei der Mobilmachung sollte diese kompagnieweise stattfinden, wofür ein genau festgelegtes jahrgangsweises Verfahren vorgeschrieben war. Auf 300 Mann angekommen, teilte sich die Kompagnie in zwei: die vier auf der Basis von je zwei Kompagnien entstandenen Kompagnien bildeten ein Bataillon, die beiden so entstandenen Bataillone ein Regiment. Der Kommandeur des Friedensbataillons übernahm das Kommando des Regiments, sein zweiter Stabsoffizier, der im Frieden die vier Kom-

pagniedepots verwaltete, ein Bataillon, der älteste Hauptmann, wenn nicht andere Befehle eingingen, das andere Bataillon. Die Kompagnien fielen den Hauptleuten und ältesten Oberleutnants — jede Kompagnie hatte zwei Ober- und zwei Unterleutnants — zu und ergänzten sich auf 300 Mann, von denen 250 ausrückten und 50 als Kompagniedepots zurückblieben, weitere Befehle erwartend. Reserveoffiziere — es gibt deren mehr als 3000 — wurden nach Bedarf bereits im Frieden eingeteilt.

Wenn ein Ausrücken ins Feld nicht unmittelbar bevorstand und größere Stärke wünschenswert erschien, so sollte das Regiment im Übungslager, die Depots in der Kaserne das Verdoppelungsverfahren fortsetzen, so daß im Regiment bis zu vier Bataillonen von je vier 300 Mann starken Kompagnien, in der Kaserne bis zu acht ebenso starken Kompagnien mit der Einstellung von Reservisten fortgefahren werden konnte. Die in den Jahren 1896 bis 1900 ausgebildeten Mannschaften lieferten eine Reservestärke, aus der dieses Verfahren vollständig innezuhalten war. Damit die Leute in fortdauernder Kriegstüchtigkeit erhalten würden, sollten die Reservejahrgänge im 5. und 10. Jahre ihrer Entlassung zur Reserve auf einen Monat zu kriegsmäßigem Schießen und Manöver eingezogen werden und als nicht zahlende, aber zu Lehrzwecken verpflichtete Mitglieder der subventionierten Schießvereine eingeschrieben sein.

Mit der bereits erwähnten Bildung der Divisionen war die Einteilung dieser in Infanteriebrigaden zu je zwei Regimentern verbunden. Da aber die Anzahl der Regimenter für vier Divisionen auf 16 berechnet werden muß, die Anzahl der Rekruten alljährlich für alle Waffen nur auf wenig über 7000 festgesetzt ist, so kann bei 16 Infanterie-, 6 Kavallerie- und 5 Artillerieregimentern, wenn den Ingenieurformationen der verschiedenen Klassen nur 600 zugewiesen werden, bei der Infanterie mit nicht mehr als 4000 Rekruten jährlich gerechnet werden, so daß auf jedes Regiment 250, auf das Bataillon somit 125 Rekruten jährlich entfallen, von denen 62 am 1. Mai, 63 am 1. November einberufen werden. In richtiger Erkenntnis dieser an die Lächerlichkeit streifenden Stärkeverhältnisse — die Dienstzeit ist nur ein Jahr — ist angeordnet, daß im Regiment nur vier Kompagnien bestehen sollen, von denen zwei das erste, zwei das zweite Bataillon bilden. So bestehen also die Infanterieregimenter aus vier Kompagnien in zwei Bataillonen, deren Gesamtstärke sich auf 250 Soldaten, außer den Unteroffizieren, Musikern, Handwerkern usw. beläuft; die Brigade erreicht eine Gesamtstärke von 500 Soldaten, von denen indessen die Hälfte sich in der Rekrutenausbildung befindet. Wenn also, was doch geschehen mußte, eine Kriegskompagnie formiert werden soll, so kann das, mit Ausnahme vielleicht der letzten Wochen des April und Oktober, in welcher Zeit die Rekruten im Notfalle bereits mit eintreten

können, nur in der Brigade geschehen, weil erst diese 250 Mann von demselben Ausbildungsgrade vereinigen kann, d. h. ohne Konzentration nur in Santiago, da in keiner anderen Garnison mehr als ein Regiment liegt. Ein Bataillon gleichwertiger Infanteristen kann also in Kriegsstärke nur durch die Vereinigung zweier Divisionen aufgestellt werden.

Die blinde Nachahmung der Deutschen Heeresverfassung — eigentlich aber wohl mehr der Ehrgeiz der jungen Stabsoffiziere, in Regiments- und Brigadekommandeursstellungen zu glänzen, und die Absicht, durch die Notwendigkeit, diese Stellen zu besetzen, den Beweis zu liefern, daß der „Escalafon", der vom Kongreß genehmigte Offizierbestand, erhöht werden müsse — hat somit zu einem Bilde geführt, in welchem nur die Stäbe im natürlichen, die Truppen aber im stark verkleinerten Maßstabe auftreten und zur Hälfte gar unterdrückt sind. Dieses Mißverhältnis geht in der Zeit, wo die Rekruten noch nicht mit eintreten können, so weit, daß bei Vorbeimärschen nicht viel mehr als die Stäbe und Musikkorps auf der Bildfläche erscheinen. Außer dem zahlenmäßigen Mißverhältnis hat diese Organisationsverirrung zu einem anderen Übelstande geführt, der für die Erziehung einer kriegsbrauchbaren Truppe gleich schwer wirkt: die Besetzung der Kommandostellen mit einem Personal, welches noch nicht dazu vorbereitet ist. Wenn man bedenkt, daß der „Escalafon" auf weniger als 14 000 Mann Truppen: 4 Divisionsgenerale, 8 Brigadegenerale, 20 Obersten, 40 Oberstleutnants und 80 Majore zählt, so sollte man eigentlich zu der Meinung gelangen, daß dieses höhere Offizierpersonal einen starken Überschuß über das Bedürfnis ergebe, da auf je 90 Mann ein General oder Stabsoffizier entfällt. Wenn man aber dagegenhält, daß diese 14 000 Mann in 28 Regimenter und 14 bis 16 unabhängige Kompagnien zerfallen, und daß von 152 Generalen und Stabsoffizieren 70 außerhalb der Front in bevorzugten Stellen sich befinden, so kann man sich erklären, daß junge Oberstleutnants Brigaden und blutjunge Majore — so jung, daß für sie kein jüngerer als Zweiter Stabsoffizier gefunden werden kann — Regimenter kommandieren. Trotz der schnellen Beförderungen — das Durchschnittsalter der Oberstleutnants ist 44, das der Majore 41 Jahre — dürfte allerdings auf eine langjährige Erfahrung im praktischen Dienst gerechnet werden, wenn nicht in den letzten Jahren im Durchschnitt allmonatlich fast 4 vH. des Personals an Offizieren bewegt, also die Gelegenheit, sich in die Kommandoverhältnisse einzuleben, erheblich verkürzt worden wäre.

Sehr rüstig ist seit dem Jahre 1891 auf dem Gebiete der Ergänzung des Offizierkorps gearbeitet worden. Die Mischung der verschiedensten Lebensstellungen und Altersklassen in dem improvisierten Offizierkorps der Verfassungsarmee, und die Notwendig-

keit, hervorragende Persönlichkeiten aus dem diktatorialen Offizierkorps und solche, die nicht an dem Bürgerkriege teilgenommen hatten, in das zu bildende Offizierkorps einzureihen, verlieh dieser Arbeit einen heiklen Charakter. Sehr wertvolle Elemente, welche zur Verteidigung der Verfassung den Waffenrock angelegt hatten, legten ihn nach dem Kriege ab, minder geeignete Elemente, von deren Diensten man sich im Frieden nicht sehr hohe Hoffnungen machen durfte, weil persönliche Tapferkeit und Begeisterung nicht allein einen guten Lehrmeister schaffen, verzögerten den Austritt aus den Reihen der Armee, und die Regierung, im gerechten Bewußtsein der ihnen schuldigen Dankbarkeit, wollte sie nicht zu diesem Entschlusse drängen. Die Zusammensetzung des Offizierkorps war infolgedessen am Schlusse des Jahres 1891 — die beiden Entscheidungsschläge fielen am 21. und 28. August dieses Jahres — nichts weniger als gleichartig. Um diesem Übelstande abzuhelfen, wurden außergewöhnliche Unterrichtskurse in der Militärschule und Kriegsakademie eingerichtet, in denen sich mancher brauchbare Offizier heranbildete, so mancher auch zu der Überzeugung gelangte, daß er nicht für den Friedensdienst geeignet sei. Anderen bot die Regierung günstige Bedingungen für den Austritt aus der Armee, so daß im Jahre 1893 eine gewisse Gleichartigkeit des Offizierkorps herbeigeführt und die eigentliche Reorganisationsarbeit begonnen werden konnte. Um diese gleichzeitig in der ganzen Ausdehnung der 4000 km langen Republik beginnen zu können, erlas der zu diesem Zweck nach Europa gesandte Chef des Generalstabes eine Helferschar unter ausgesuchten jungen Offizieren der Deutschen Armee. In den drei Jahren ihres Kontrakts wirkten diese in den Salpeterwüsten des Nordens, den üppigen Gefilden des Zentrums und den ewig beregneten Wäldern des Südens in altpreußischer Pflichttreue und mit großem Geschick auf die Lösung der ihnen gestellten Aufgabe hin, dem Chilenischen Offizier praktisch zu zeigen, wie man eine Truppe ausbilden muß, um sie zu wahrer Kriegsbrauchbarkeit zu erziehen, und nebenbei auch, wie der Offizier sich anziehen und benehmen muß, um die hohe Stellung, die er seinen Untergebenen gegenüber dienstlich einnimmt, auch außerhalb des Dienstes und in der Gesellschaft zu bewahren. Die individuelle Ausbildung des Mannes wurde bis zu dem Grade eingebürgert, daß jetzt der Rekrut von der ersten Woche seiner Ausbildungszeit an sich davon praktisch überzeugt, daß man erst erfährt, ob man einen Lehrstoff begriffen hat, wenn man ihn anderen zu lehren gezwungen wird, und daß man erst dann in seine Einzelheiten eindringt. Die Ausbildung des Rekruten als Repetitor der bereits behandelten Teile seiner Ausbildung ist ein beliebter und in allen Unterrichtszweigen angewandter Kniff des Unterrichtspersonals aller Grade der Chilenischen Armee. Unter der bewährten Leitung dieser jungen Deutschen Offiziere konnte nun auch

endlich zur sachgemäßen und streng geregelten Ausbildung im Schießen, Reiten und Felddienst geschritten werden, und die mittlerweile zu selbstständigen Kommandostellen aufgerückten jungen Chilenischen Offiziere von damals erwähnen noch heute neidlos die Namen ihrer damaligen Lehrer.

Am glänzendsten aber bewährte sich die Entschließung der Regierung zur Berufung eines Deutschen Militärlehrpersonals in den militärischen Unterrichtsanstalten. Die Namen Rogalla v. Bieberstein und v. Below in der Militärschule, Hermann in der Unteroffizierschule, Zimmermann und Kellermeister v. der Lund in der Kriegsakademie sind verewigt worden durch ihre in den betreffenden Anstalten aufgehängten Bilder; aber mehr noch sind sie es durch die dankbare Erinnerung ihrer nach Hunderten zählenden Schüler.

In die Militärschule wurden die bereits vor dem Bürgerkriege vorgeschlagenen Reformen in breitester Ausdehnung eingeführt und dadurch eine Anstalt geschaffen, in der die Söhne anständiger Eltern so unterrichtet und erzogen werden, daß sie nach Abschluß des fünfjährigen Kursus als nach jeder Richtung hin fertige Offiziere in die Front eintreten können. Der natürliche Stolz des im praktischen Dienst ergrauten älteren Offiziers erschwerte in den ersten Jahren den aus der Kriegsschule hervorgegangenen jungen Kameraden ihre dienstliche und gesellschaftliche Stellung und bereitete ihnen absichtlich Schwierigkeiten und Fallen. Diese Zeiten sind vergangen. Der Grundsatz, daß alle Offiziere auf gleicher Stufe militärischer Kenntnisse ihre Laufbahn beginnen müssen und sie zu dieser nur gelangen können, indem sie möglichst alle Jahrgänge der Militärschule durchlaufen, wird nicht mehr angefochten. Augenblicklich befindet sich die Militärschule in der Lage, den Bedürfnissen der Armee in bezug auf Ersatz des Offizierkorps endlich in ausreichendem Maße genügen zu können.

Ökonomische Rücksichten und irrige Ansichten über die beste Art des Offiziterersatzes, die ruckweise sich Geltung zu verschaffen gewußt haben, sind mehrfach die Ursache von Verminderungen in den der Schule zur Verfügung gestellten Summen und der Schülerzahl gewesen. Jetzt ist letztere — und hoffentlich wird daran nichts geändert — auf 250 festgesetzt, so daß mit den 180 im Jahre 1908 eingestellten Kadetten die auf 120 angewachsene Zahl der fehlenden Unterleutnants — tenientes segundos — im Jahre 1913 vollständig ausgeglichen sein wird und mit den alljährlich neu einzustellenden 50 bis 60 Kadetten der jährliche Bedarf von 30 bis 50 Unterleutnants gedeckt werden kann. Es wird sich in dieser Beziehung sehr wesentlich darum handeln, ob der an Stelle des langjährigen Kommandeurs und Schöpfers der jetzigen Verhältnisse, des als Attaché zur Gesandtschaft in Berlin kommandierten Oberst-

leutnants Barceló, ernannte Kommandeur der Schule die Energie besitzen wird, sich in den Fußtapfen seines Vorgängers zu erhalten.

Die Unteroffizierschule hatte, neben den außerordentlichen erzieherischen Erfolgen, die sie erreichte, allmählich eine ihrer Bestimmung nicht ganz entsprechende Richtung genommen. Der nicht ohne ein gewisses Ungestüm nach vorwärts drängende Trieb ihres Reorganisators und das Verfolgen der von ihm genommenen Richtung durch seine Nachfolger hatten unter den Schülern das Streben gehegt, ihrer hervorragenden Leistungen wegen zu dem ihren Kenntnissen entsprechenden Jahrgange der Militärschule zugelassen zu werden, und die vereinzelten Erfolge hatten das Streben der Direktion erzeugt, sie in größerer Zahl zu erreichen. Von dieser Bestrebung zu übertriebener Beurteilung der Leistungen besonders tüchtiger Schüler war nur ein Schritt, und der Mißbrauch gelangte in einem Falle so weit, daß ohne Mitwirkung und Wissen der Vorgesetzten bereits die Ernennungen von vier Unteroffizierschülern zu Offizieren, ohne daß sie durch die Militärschule hindurchgegangen waren, dem Präsidenten der Republik zur Unterschrift vorgelegt werden sollten; nur durch energisches Einschreiten der Vorgesetzten konnte die Ausführung verhindert werden.

Da diesen Bestrebungen entsprechend der ganze Haushalt und die Behandlung der Unteroffiziere in Bahnen eingeschwenkt war, die den in die Armee eingestellten Schülern ihre Lage als untergeordnete im Vergleich zu der in der Schule erscheinen ließ und sie zu Ansprüchen verleitete, die ernste Rügen verdienten, so wurde die Schule als solche aufgelöst und in ein Bataillon verwandelt. Im Oktober 1908 ist sie aber auf der Grundlage zweckmäßiger Bestimmungen neu errichtet worden. In zwei Kompagnien, eine Schwadron und eine Batterie eingeteilt, soll sie junge Leute, möglichst solche, die in einem Rekrutenkontingent bereits ausgebildet und als zur Beförderung geeignet bezeichnet sind, und die sich auf drei Jahre Dienstzeit nach Ablauf des zweijährigen Schulkursus verpflichten, zu Unteroffizieren heranbilden. Leider hat der im Oktober ernannte Kommandeur bereits im April einem andern seinen Platz einräumen müssen, aber die militärischen und Charaktereigenschaften des neuernannten Kommandeurs bürgen dafür, daß er in die Fußtapfen des abgelösten eintreten wird.

Die Kriegsakademie hat ähnliche Wechsel in ihrer Direktion erfahren, aber ungleich nachteiliger als diese hat ein radikaler Wechsel ihres Studienplans gewirkt. In Abänderung des seit 1887 bestehenden, seitdem nur unwesentlich modifizierten Programms wurde ihm im Jahre 1905 ein harter Stoß versetzt. Es war unter den jungen Stabsoffizieren und älteren Hauptleuten Mode geworden, Lehrer an der Kriegsakademie zu sein, und diese Mode hatte auch bei ihren Freunden in Zivil Anklang

gefunden, leider auch in den damals maßgebenden Kreisen. Es kam somit darauf an, möglichst viele Unterrichtszweige im Lehrprogramm figurieren zu lassen, was in doppelter Weise erreicht wurde: durch Schaffung neuer Unterrichtszweige und durch Teilung der vorhandenen. Neu waren z. B. Organisation der Armee, Verkehrsmittel, Seekrieg u. a. Geteilt wurden die Taktik, die an der Militärschule von einem Lehrer vorgetragen und angewandt wurde, in drei verschiedene Zweige nach den Waffen, die Kriegsgeschichte ebenfalls in einen philosophischen, einen das Altertum und einen dritten, die neuere Zeit behandelnden Teil, die gleichzeitig in allen drei Jahrgängen behandelt wurden. Höhere Mathematik und Geodäsie, ohne die die Erziehung von Triangulatoren nicht möglich ist, waren unterdrückt worden. Erst im Jahre 1908 konnte zu dem alten System zurückgekehrt werden, weil ein neuer dreijähriger Kursus nur alle drei Jahre eröffnet wird.

Eine sehr interessante Behandlung findet an der Militärschule und Kriegsakademie der Unterricht in der Deutschen und Französischen Sprache, die beide in allen Jahrgängen — fünf in der Militärschule, drei in der Kriegsakademie — obligatorisch sind, und von denen der Deutschen Sprache bis zu sechs, der Französischen bis zu zwei Stunden wöchentlich zuerteilt sind. Der Zweck dieser Einrichtung erklärt sich von selbst aus der Bedeutung, welche beide Sprachen für das Verständnis der Militärliteratur haben, wie die Englische für die Marineliteratur. Der Vorzug, der der Deutschen Sprache vor der Französischen eingeräumt wird, hat einmal seinen Grund in der größeren Schwierigkeit, die das Erlernen des Deutschen dem Latiner bereitet, und ferner darin, daß in einer Armee, deren Reglements Übersetzungen der Deutschen sind, deren Reorganisation von Deutschen Offizieren begonnen ist, und die andauernd eine verhältnismäßig große Zahl von Offizieren in den Reihen der Deutschen Armee sich vervollkommnen läßt, die Deutsche Sprache für den Offizier nützlicher ist als die Französische.

Unter den Spezialschulen ist die Artillerie- und Ingenieurschule und die Schießschule noch nicht wieder eröffnet worden, während die nach dem Muster der Reitschule in Hannover eingerichtete „Escuela Práctica de Caballeria“ bei Santiago von Jahr zu Jahr an Bedeutung und nutzbringendem Einfluß auf die Ausbildung der berittenen Truppen im Reiten und Felddienst und der Pferde zum Dienstgebrauch zunimmt.

Wechselvoll ist auch das Leben der Ingenieurtruppe gewesen. Das im Jahre 1891 improvisierte Bataillon nahm an dem Feldzuge gegen die diktatoriale Armee mit auf die Brigaden verteilten Kompagnien teil, die bei der Organisation der Militärzonen auf Gruppen zu je zwei Kompagnien, eine für Sappeur-, Herstellungs- und Zerstörungs-

arbeiten und Brückenbau, die andere für Eisenbahn- und Telegraphendienst, unter einem Major als Gruppenkommandeur, vermehrt wurden und technisch auf der Ingenieurinspektion in Santiago basierten. 1903 wurden die Gruppen wieder auf Kompagnien vermindert, von denen jede außer ihrem Kompagniekommandeur noch einen Major als Chef hatte, und es wurde ein Eisenbahnbataillon und ein Verkehrsbataillon in Santiago errichtet.

Der Train besteht im Verbande der Divisionen seit 1906 in embryonischen Kompagnien, deren jede auch einen Kommandeur und einen Chef hat, und die wegen Mangels an Material erst allmählich zu Existenzen heranwachsen können.

Uniform und Ausrüstung ist Deutsch, mit Wappenknopf als Unterscheidungsmerkmal, die Bewaffnung ebenfalls. Mit der Annahme des Rohrrücklaufgeschützes für die Artillerie und des Spitzgeschosses für das Infanteriegewehr wird die letztere wieder auf die Höhe der Zeit gelangen.

Militärluftschiffahrt, drahtlose Telegraphie, Feldbeleuchtungsapparate, fahrbare Küchen und Backöfen stehen noch auf dem Blatte der frommen Wünsche, während dem Sanitätswesen, wenn auch noch nicht in dem erwünschten Umfange, mit Umsicht und Beharrlichkeit in den Sattel geholfen wird.

Die Küstenartillerie ist der Marine zugeteilt. Diese wie die Küstenbefestigung, die sich nach einem in Nachahmung großstaatlicher Verhältnisse ausgearbeiteten Programm für die Landesverteidigung, ebenso wie die Befestigung der Kordilleren zu großartigen Dimensionen entwickeln müßte, beschränkt sich auf Valparaiso und das zum Kriegshafen im Ausbau befindliche Talcahuano.

Die Ausbildung der Truppe bewegt sich gewissenhaft in dem Rahmen der Deutschen Reglements, deren Handhabung selbst in Japan nicht so getreu nachgeahmt wird wie in Chile. Der Anblick der Truppe ist daher täuschend dem einer Preußischen ähnlich, solange noch nicht der dunklere Ton der Gesichtsfarbe in das Auge fällt. Die hochgradige Begabung der Rasse für den Dienst der Waffen macht es möglich, daß trotz der nur einjährigen Dienstzeit und der sehr störenden Einwirkung der Einstellung der Jahreskontingente in zwei Teilen — der eine am 1. Mai, der andere am 1. November — der Soldat am Ablaufe seiner Dienstzeit „ausgebildet" entlassen wird und, was noch mehr bedeutet, auch „diszipliniert". Der angeborene Respekt vor demjenigen, der befiehlt, der noch aus der Kolonialzeit stammt, die Erkenntnis, daß der instruierende und befehlende Offizier wirklich die Befähigung, folglich auch das Recht hat, es zu tun, und der tief in seinem innersten Wesen begründete Patriotismus des Chilenen, der im Streite um persönliche Interessen keine Rücksichten gelten läßt, dem Interesse des Vaterlandes

aber alles opfert, machen es leicht, dem Chilenischen Rekruten die schweren Pflichten der Disziplin in Fleisch und Blut übergehen zu lassen, wenn ihm in verständiger Weise klargemacht wird, daß ein gutes Heer ohne Gehorsam nicht denkbar ist und die Sicherheit des Landes auf der Güte seines Heeres beruht.

Es ist geradezu erbaulich, die allmählich erwachende und zu heller Lohe anwachsende Begeisterung zu beobachten, die gute Instrukteure in ihrer Abteilung erzeugen, wenn sie in dem Unterricht über Pflichten des Soldaten die Namen der Araukanischen Helden und Heldinnen aus der Zeit der Eroberung, der „Väter des Vaterlandes" aus der des Unabhängigkeitskrieges und der Tapferen aus dem Kriege gegen Peru und Bolivia in Erinnerung bringen. Der Chilene ist Soldat von Geburt. Seine Waffe, den „corvo" — ein kurzes Messer mit nach oben gekrümmter Spitze, fast sichelförmig — und den „machete" — ein längeres gerades Messer — liebt er zärtlich, und als im Jahre 1891 den Verteidigern der Konstitution endlich die Mannlicher-Gewehre, von denen sie Wunder erwarteten, ausgeteilt wurden, küßten sie diese, Freudentränen in den Augen. Bezeichnend ist auch, daß die ermüdete Truppe die Marschstraßen mit unberührten Konservenbüchsen, Mänteln, Decken und Zelten besät, aber kein Gewehr, keine Patrone wegwirft, und daß die Toten auf den Gefechtsfeldern auffallend oft, mit dem Gesicht nach der Erde, auf ihren Gewehren liegen, die sie sehr häufig noch in der Hand halten.

Der Schießdienst ist dem Chilenischen Soldaten deshalb eine Unterhaltung, und die auffallend schnellen Fortschritte und günstigen Endresultate beweisen, wie ernst sie diese Unterhaltung nehmen. Wie groß ihr Ehrgeiz ist, sich in diesem Dienstzweige auszuzeichnen, trat sehr deutlich im Jahre 1891 hervor, als die Leute, die nicht genügend erfüllte Lektionen am nächsten Tage noch einmal durchschießen sollten, darum baten, es am selben Abend tun zu dürfen, obgleich sie wußten, daß die glücklicher gewesenen Kameraden vom Schießstande direkt zum Essen, ihrem Lieblingsdienste, marschierten. Daß die Passion für das Schießen unter Lehrern und Lernenden gleich groß ist, zeigen übrigens auch die auffallend guten Resultate der theoretischen Instruktion über diesen Unterrichtszweig in allen Abteilungen.

Einer der wesentlichsten Vorteile des Militärdienstes für den Chilenen bildet die Gewöhnung an Pünktlichkeit, Reinlichkeit und Ordnung, an Ehrlichkeit und Enthaltsamkeit. Aus den Auslegungen der Worte, welche zeitliche Bestimmungen ausdrücken, kann man entnehmen, wie der Chilene darüber denkt. „Ahora" heißt „jetzt". Wer aber glaubt, daß dieses Wort wirklich so aufgefaßt und befolgt wird, kann in schwierige Lage versetzt werden, denn im Volksgebrauch versteht man darunter

noch nicht einmal „bald“, sondern „in absehbarer Zeit“, oder „sobald man mit einer anderen Beschäftigung zu Ende gekommen ist“. „Ya voy“ heißt wörtlich „ich gehe schon“, aber ehe der, welcher diese Versicherung abgegeben hat, sich in Bewegung setzt, vergeht nicht selten die Zeit, die der Wartende zur Verfügung hat. Und nun gar das berühmte „mañana“! „Morgen“ ist die wörtliche Übersetzung dieses Wortes. Wer es aber zugesagt erhält, darf es nur in dem Sinne von „heute noch nicht“ nehmen. Es bedeutet eben nur den Aufschub einer Sache, und es müssen schon besondere Umstände vorliegen, wenn ihm eine wörtliche Bedeutung beigelegt werden darf. Sogar die Zeitbestimmungen nach der Uhr erfahren eigenartige Auslegungen. So wurde z. B. (glücklicherweise damals: in den Jahren 1891, 1892) befohlen, daß eine Truppe um 7½ Uhr an einer bestimmten Stelle stehen sollte; 15 oder 20 Minuten später traf sie ein, und der Führer war der Meinung, rechtzeitig angekommen zu sein, da es ja bereits 7½ Uhr, sogar etwas später sei.

Die Reinlichkeit ist im Volke zum Teil unbekannt. Es gibt „Rotos“, Leute aus dem Volke, die glauben, daß man beim Waschen sich der Gefahr aussetze, in Fäulnis zu geraten, und es ist nicht selten, daß der Kopf eines aus der „montaña“ — den Kordillerenwäldern — gekommenen Rekruten so dicht behaart oder vielmehr verfilzt ist, daß die Schere nicht eindringen kann, ohne daß man das Haar in Öl getränkt und den Kopf eine Nacht hindurch in diesem Zustande eingebunden gelassen hat. Der Wechsel von Kleidung und Wäsche ist ein Ereignis, zu dem eine besondere Veranlassung erforderlich ist, da ein großer Teil des Volkes angezogen, eigentümlicherweise mit eingehülltem Kopfe, sehr vielfach ohne Bett schläft.

Ordnung ist im Volke so unbekannt, daß man häufig angestaunt wird, wenn man verlangt, jeden Gegenstand an einem bestimmten Orte zu finden. „Ahí está“, sagt ein Dienstbote stolz, indem er ein Kleidungsstück aus seinem Zimmer bringt, obgleich er es vor acht Tagen bereits hätte im Kleiderschrank unterbringen müssen.

Manche Mühe kostet es, diese Anschauungsweise in normale Bahnen zu lenken, wenn man die Leute nicht so fest in der Hand halten kann, wie in der Truppe; deshalb ist diese auch in recht eigentlichem Sinne die Schule des Volkes. Mit dem Eintritt in die Kaserne überkommt den Rekruten eine heilige Scheu, die ihn dazu veranlaßt, alles über sich ergehen zu lassen. Willig bietet er sein Haupt der Schere, weniger willig steigt er in das Bad; verwundert entkleidet er sich, um sich zu Bett zu legen, und mit noch größerer Verwunderung fügt er sich in den Befehl zur körperlichen Reinigung vor dem Ankleiden am nächsten Morgen und zum Ordnen des Bettes. Es kommt ihm sonderbar vor, weil er es noch nicht erlebt hat, aber er tut es, weil es ihm befohlen wird. Doch schon nach wenigen Tagen glaubt er, sich nicht ankleiden zu können, wenn zufällig

einmal das Bad nicht zum Gebrauch fertig ist, und sein Ordnungssinn wächst in wenigen Tagen zu einer unentbehrlichen Gewohnheit heran. So beteiligte sich am Ende der zweiten Woche einer Rekrutenausbildung ein Teil, trotz der Aufforderung des unerwartet eingetretenen hohen Vorgesetzten, nicht an der sonst so beliebten Arbeit des Essens. Der Vorgesetzte, dem es scheint, als ob die Leute etwas Besonderes erwarten, fragt, warum sie nicht essen. „Wir haben die Servietten noch nicht erhalten,“ sagt ein Mann, dem er die Hand auf die Schulter gelegt hat, um ihn zum Sprechen zu bringen, und kaum sind die aus der Wäsche gekommenen Servietten verteilt, so beeilt sich der Tisch, den anderen nachzukommen. Jahrelang erhält sich dieser in der Kaserne eingeimpfte Sinn für Pünktlichkeit, Reinlichkeit und Ordnung in den Reservisten, die man auf dem Lande, im Gebirge, im Walde, trotz gleicher Kleidung, außer an der Haltung, und ohne sie anzureden, an der reinen, ausgebesserten Kleidung, dem gewaschenen Gesicht, dem gescheitelten Haar oder dem „Stiftekopf“ sofort erkennt.

Die Ehrlichkeit im streng zivilisierten Sinne ist nicht eine der hervorragenden Eigenschaften des Volkes in Chile. Die Araukaner stahlen sogar ihre Frauen aus dem Hause der Eltern, und die Spanier stahlen den Einwohnern ihr Land. Etwas Lust zum Stehlen muß somit den Mischlingen, die aus der Kreuzung beider Rassen entstanden sind, im Blute geblieben sein. Und der Umstand, daß die Sicherung des Besitzes durch Staket- oder Drahtzäune nicht für genügend gehalten, sondern durch Stein- oder Erdmauern, gewöhnlich bis zur Höhe eines Berittenen zu erlangen gesucht wird, legt ein Zeugnis dafür ab, daß in der Tat die Feldfrucht dem unerlaubten Mitnehmen ausgesetzt ist. Diese Tatsache darf indes nicht so ausgelegt werden, als ob der Diebstahl an der Tagesordnung wäre, sondern man muß bedenken, daß in einem Lande, in dem die Frucht zum Teil ohne Aussaat und Pflege wächst, sie von dem ja auch ohne Pflege aufwachsenden Bewohner für Allgemeingut gehalten werden kann, wie die Luft und das Licht, in der sie wächst, und dann ist es schwer, einen Unterschied zwischen gepflegten und ungepflegten Früchten festzuhalten und streng zu respektieren. Davon ausgehend, hält man den „ratero“ — Felddieb oder Mitnehmer — nicht eigentlich für einen Dieb (ladron) oder Einbrecher (salteador), und entschuldigt ihn, wenn angängig, damit, daß verbotene Früchte süß schmecken.

Noch schwieriger ist die Gewöhnung des Volkes an die Enthaltsamkeit und Mäßigkeit. Getrunken und gespielt wurde in Araukanien und von seinen Eroberern mit gleicher Leidenschaft. Den Araukanern gingen die Siegesgelage über die Verfolgung des geschlagenen Feindes, und die Spanier tranken und spielten, sobald Getränke und Würfel in ihrem Bereiche waren. Soldat und Trunkenbold oder Spieler waren daher

in der alten Chilenischen Armee gleichbedeutende Begriffe, wie sie es ja in allen Söldnerheeren waren. Diese Begriffsverwechslung aus den Reihen der Armee zu verbannen und demnächst diese Wohltat auf das Volk zu übertragen, war somit eine der wichtigsten und dankenswertesten Aufgaben der Reorganisation der Chilenischen Armee, und sie ist in sehr vollkommener Weise gelöst worden, ebenso wie die, die Achtung des fremden Eigentums zu lehren.

Vor wenigen Jahren noch hielten es im Dienste ergraute Stabsoffiziere für unmöglich, Sattelzeug und Geschirr in den Ställen unterzubringen, ohne daß es verloren ginge. Heute wird es nur mit Rücksicht auf die ihm schädlichen Ausdünstungen außerhalb des Stalles aufbewahrt, und wo es im Stalle bleibt, geht nicht mehr verloren als in den besten Europäischen Armeen. Der Hang zu Trunk und Spiel ist in die Bahnen des Anstandes geleitet worden, die in den Kasernen nicht überschritten werden dürfen und von dort durch die entlassenen Mannschaften in das Volk verpflanzt werden. Die Einrichtung von Kantinen für Unteroffiziere und Mannschaften, größtenteils getrennt voneinander, bietet dem Soldaten die Gelegenheit, den Durst innerhalb der Kaserne zu stillen, und die geistige und körperliche Unterhaltung durch Bibliotheken und Spieleinrichtungen fängt bereits an, ihm reizvoller zu werden, als die Roheiten, denen er früher außerhalb des Quartiers sich hinzugeben pflegte. Die Beschränkung der Getränke auf die am wenigsten schädlichen, ohne den absoluten Ausschluß der schwach alkoholischen, und die Beaufsichtigung der genossenen Mengen und ihrer Einwirkung auf die verschiedenen Naturen hat dazu geführt, daß Ausschreitungen innerhalb der Kasernen überhaupt ausgeschlossen sind, außerhalb derselben immer seltener vorkommen und stets mit ernster Strenge geahndet werden.

Von allerhöchster Bedeutung für die Nation, von der fast die Hälfte der Einwohner des Lesens und Schreibens unkundig ist, hat sich die Bestimmung erwiesen, daß die zur militärischen Ausbildung einberufenen Mannschaften, welche keinen Elementarunterricht genossen haben, ihn während ihrer Dienstzeit erhalten müssen, umsomehr als die Bestrebungen, den obligatorischen Schulzwang einzuführen, noch für lange Zeit erfolglos bleiben werden. Die ländliche Bevölkerung lebt vielfach so zerstreut, daß die Schulkinder oft viele Kilometer zurücklegen müßten, um zur Schule zu gehen. Die Erfahrung hat in den seit der Annahme der allgemeinen Wehrpflicht verflossenen Jahren — das Gesetz ist vom 10. November 1900 — bewiesen, daß gerade in diesen Bezirken die Zahl der Analphabeten (80 bis 90 vH.) höher ist als in irgendwelchen anderen. Deshalb hat auch gerade diese Bestimmung die vielen grundsätzlichen Gegner der allgemeinen Wehrpflicht, die geltend machen, daß der Bürger eines Staates nicht gezwungen werden könne, einen be-

trächtlichen Teil seiner Lebensdauer dem Militärdienst zu widmen, daß die militärische Ausbildung den Ackerbau und die Industrie schädige, weil sie ihnen viele Arme gerade in einem Lebensalter entziehe, in dem sie sehr wirksam ausgenutzt werden können, davon überzeugt, daß die von ihnen erwähnten Übelstände durch diesen Vorteil überreichlich aufgewogen werden.

Der Einfluß, den diese Bestrebungen auf das Volk ausüben, gelangt zum deutlichsten Ausdruck in dem Eifer, mit dem die Arbeitgeber ihr Personal unter den entlassenen Soldaten, womöglich bereits vor dem Entlassungstermin aussuchen, und in der Tatsache, daß der entlassene Soldat, der früher um untergeordnete Stellen bitten mußte, heute schon vor seinem Austritt aus dem stehenden Heere nicht selten eine Stelle als Aufseher zugesichert erhält, damit er „das Arbeiterpersonal in Ordnung bringe", wie die Arbeitgeber sagen.

Leider entzieht das Gesetz für den allgemeinen Militärdienst einem großen Teile der Nation diese Wohltaten. Es bestimmt, daß alle Chilenischen Bürger vom 20. bis 45. Jahre, die Waffen tragen können, in der Armee der Republik zu dienen verpflichtet sind, aber die Art und Weise, wie es die Dienstleistung vorschreibt, schwächte die großen Vorteile des Gesetzes zu einfachen Einbildungen ab, und die praktische Durchführung der gegebenen Vorschriften ist so nachlässig gewesen, daß das Gesetz nur als Buchstabe besteht. Anstatt mit Genauigkeit die Zahl der in jedem Jahre zur Dienstpflichtigkeit gelangenden Staatsbürger festzustellen, wie es durch eine militärische Handhabung der Listenführung auf Grund der seit 1883 existierenden Geburtsregister leicht und sicher zu erreichen wäre, überläßt das Gesetz die Aufstellung der Grundlisten dem guten Willen des einzelnen, indem es bestimmt, daß die vom Gesetz betroffenen Individuen sich zur Einschreibung stellen. Wer es also wagt, sich nicht zur Einschreibung einzufinden, ist frei vom Militärdienst, denn die folgenden Bestimmungen beziehen sich nur auf die Eingeschriebenen.

Freilich werden diejenigen, welche sich nicht zur Einschreibung stellen oder nicht zur Dienstleistung einfinden, mit der Strafe, keine öffentlichen Ämter bekleiden zu dürfen, oder mit einer Freiheitsstrafe bedroht. Aber diese Androhung könnte nur schrecken, wenn sie auf praktischer Anwendung fußte, und solche fehlt gänzlich. Chile hat mindesten 3⅓ (wahrscheinlich mehr als 3½) Millionen Einwohner, so daß alljährlich 33 000 Einwohner männlichen Geschlechts in das zwanzigste Jahr eintreten müssen und auch sicher eintreten. Die Listen müßten demnach alljährlich einen Zuwachs von dieser Zahl erfahren, und — zur Ehre der Chilenischen Jugend sei es gesagt — in Augenblicken einer Kriegsgefahr schreibt sich nicht nur diese Zahl, sondern die doppelte und dreifache ein. Aber in ruhigen Zeiten erreichen die Einschreibungen nicht den fünften,

sogar kaum den zehnten Teil, und nach den Kenntnissen der Eingeschriebenen zu urteilen, müßten 90 vH. der Einwohner aus Analphabeten bestehen. Dies beweist klar und deutlich, daß die zur Einschreibung Verpflichteten dieser Verpflichtung nicht nachkommen, daß diese Pflichtvergessenen der gebildeten Mehrheit der Bevölkerung angehören, von denen also nicht angenommen werden kann, daß sie aus Unkenntnis der Gesetze diesen zuwiderhandeln, und daß die mit der Führung der Listen und der Kontrollierung ihrer Genauigkeit beauftragten Beamten ihre Pflicht versäumen, obgleich alle Mittel dazu in ihrem nächsten Bereich liegen, da sie die Standesbeamten in höchsteigener Person sind. Das Gesetz wird also von denen, die es kennen, wissentlich umgangen, und nicht genug damit, die Arbeitgeber, die doch zu dieser Klasse gerechnet werden müssen, verbieten auch ihren Arbeitern, sich zur Einschreibung zu stellen. So bleiben also zur Einschreibung nur diejenigen übrig, die das Pflichtgefühl dazu treibt, und diejenigen, die dazu getrieben werden. Daß erstere nicht sehr zahlreich sind, beweist der hohe Prozentsatz der Analphabeten, und daß auch diese, obgleich unter ihnen 16jährige und mehr als 25jährige erscheinen, sich mehr und mehr den Gewalten entziehen, die sie zum Register treiben, zeigt die alljährliche Verminderung der Gesamtzahl der Eingeschriebenen.

Dabei kann nicht der Grund angegeben werden, daß der Gebildete sich deshalb nicht stelle, weil er nicht neben dem „**Roto**“ stehen, schlafen und essen könne, denn das Gesetz hat ihm durchaus entsprechende Bedingungen geschaffen. Die Einrichtung der Reserveoffiziersaspiranten — **aspirantes á oficiales de reserva** —, nach dem Muster der Einjährig-Freiwilligen, bietet ihnen die Gelegenheit, ihrer Dienstpflicht in durchaus anständiger Form zu genügen. Zur Ehre der oberen Zehntausend muß angeführt werden, daß ihre Söhne eigentlich die einzigen Aspiranten sind, und daß diese nicht verfehlen, nach jeder Richtung hin nachahmungswerte Beispiele aufzustellen. Aber der in allen Nationen zahlreichere Teil der Bevölkerung, die Klasse zwischen dem Patrizierstande und dem der Arbeiter, sie entzieht sich ihrer Pflicht; und es würde doch sehr leicht sein, sie dazu zu zwingen, indem man ihr die unteren und mittleren Stellen in der Verwaltung, die sie einnimmt, verschließt, wie es das Gesetz gebietet, wenn sie ihrer militärischen Bürgerpflicht nicht genügt. Sie würde sich in das Unvermeidliche fügen, denn das sehnlichste Streben des Chilenischen Mittelstandes ist die Erreichung einer Beamtenstellung. Es wäre also nicht schwer, das Gesetz in zweckmäßige Form zu bringen und seine Erfüllung durchzusetzen. Die Form, in der es 1891 vorgeschlagen wurde, würde die ihm anhaftenden Fehler heilen. Für die Durchführung bedürfte es einer starken Regierung, um den Widerstand vieler zu brechen, die entweder selbst Gesetzgeber oder mit

solchen relationiert sind. Wer leugnen wollte, daß dieses Unterfangen schwer sei, würde dadurch eine völlige Unkenntnis der Chilenischen Regierungsverhältnisse bekunden. Der Präsident der Republik hat, namentlich in bezug auf die Armee, hohe Machtbefugnisse. Die Verfassung ermächtigt ihn, „über die Streitkräfte zu Wasser und zu Lande zu verfügen, sie zu organisieren und zu verteilen, wie es ihm passend erscheint“. Hat aber ein Abgeordneter oder Senator eine andere Meinung als der Präsident, so muß dieser ein sehr geschickter Steuermann sein, wenn er die Klippen umschiffen will, die ihm jener in dem Fahrwasser auftürmen kann, denn eine einzige Interpellation in der Kammer kann sehr leicht zum Sturze des Kabinetts führen, da dessen Mitglieder sich selten von der Solidarität freizumachen verstehen, die mit dem Falle eines Ministers auch alle anderen zu Boden zieht. Diese Rücksicht hat schon manches Mal den Präsidenten der Republik verhindert, so über die Armee zu verfügen, wie er es für richtig hielt. Und gerade in bezug auf das Gesetz über die Verpflichtung aller Bürger zum Militärdienst muß die Regierung mit äußerster Vorsicht verfahren, denn seine Durchführung schädigt manche der Gesetzgeber nicht nur dadurch, daß sie die zu ihnen gehörenden Personen: Arbeiter, Beamte, Dienstpersonal usw. auf ein Jahr opfern müssen, sondern vor allem durch den Verlust vieler Stimmen für ihre Wiederwahl, wenn sie den Trägern durch ihre persönliche Fürsprache nicht die Befreiung vom Militärdienste zusichern können. Das in erster Linie erwähnte Opfer schwindet bei ehrlicher Berechnung fast auf ein nichts zusammen, da in den letzten Jahren weniger und nur für 1909 hundert Mann mehr als 7000 als Rekruten vom Kongreß gefordert sind, 7000 Mann aber von 33 000, die in jedem Jahre in das 20. Lebensjahr eintreten, nur 21 vH., und da die 20jährigen 1 vH. der Gesamtbevölkerung bilden, von dieser nur 2 vT. ausmachen. Wenn aber von 1000 Seelen zwei oder von 500 ein männliches Individuum auf ein Jahr dem Vaterlande seine Dienste widmen muß, so kann dies nicht als eine die Privatinteressen schädigende Tatsache in Rechnung gestellt werden. Wenn aber ein Stimmgeber Söhne, Verwandte oder Bekannte hat, die nicht dienen wollen, in den meisten Fällen, weil sie als gewöhnliche Soldaten nicht dienen zu können glauben, als Aspiranten aber wegen mangelnder Kenntnisse nicht angenommen werden, und wenn dieser Stimmgeber von seinem Abgeordneten oder Senator verlangt, daß er seinen Schutzbefohlenen dienstfrei mache, so liegt es im Interesse des Gesetzgebers, daß das Gesetz ihm die Erfüllung dieses Verlangens ermögliche, d. h. daß das Gesetz nicht allzu streng sei.

Dafür ist in erster Linie durch die Ausnahmebedingungen selbst gesorgt, hauptsächlich aber dadurch, daß ihre Ausführung nicht im Bereiche der Militärgewalt, sondern in dem der Zivilverwaltung liegt: die Listen-

führung, also das wesentlichste Moment der Einschreibung als Militärpflichtiger, ist den Standesbeamten übertragen. Aber diese selbst bekennen, daß sie dazu weder Zeit noch Sachkenntnis besitzen, und nach fünfjährigem Bestehen des Gesetzes gab es Standesbeamte, welche die Listen überhaupt noch nicht eröffnet hatten. Zu dieser willkürlichen und überall sehr lückenhaften Listenführung gesellt sich eine Ausübung der Ausnahmegesetze, die jeder Beschreibung spottet. Alljährlich ereignen sich in allen Truppenteilen Fälle, in denen die Angehörigen eines seit Monaten im Dienst befindlichen Konskribierten, der in Gesundheit und, nach dem Überstehen der ersten Wehen der Rekrutenausbildung, auch in Zufriedenheit schwimmt, dem Regimentskommandeur ein richterliches Dekret zustellen, welches den Mann wegen körperlicher Untauglichkeit vom Dienste ausnimmt. Diesem Dekrete muß gewillfahrt werden, obgleich alle Militärvorgesetzten reklamieren, denn das Gesetz bestimmt, daß die Ausnahme durch die richterliche Gewalt erkannt wird. Es bestimmt zwar auch, daß diese Erkenntnisse vor dem zur Einschreibung bestimmten Tage gefällt sein und von den betreffenden Personen aufbewahrt werden müssen, sowie daß sie von den Richtern rechtzeitig den Standesbeamten zuzustellen sind, aber unter den aufgeführten Ausnahmebedingungen ist weder die körperliche noch die moralische Untauglichkeit aufgeführt. Ausgenommen sind: die Mitglieder des Kongresses, Munizipalräte, das Richterpersonal, die Geistlichkeit, die Polizei, die Lehrer; es können ausgenommen werden: die Standesbeamten, öffentlichen Kassenbeamten, die Angestellten des Steuer-, Zoll-, Gefängnis-, Küstenschutz-, Post-, Telegraphen- und Eisenbahndienstes, Stadtärzte und Apotheker, der Ernährer einer Familie und einer von mehreren dienstfähigen Söhnen einer Familie. Die körperlich Untauglichen sind nur im ersten Artikel des Gesetzes erwähnt, der die Dienstpflicht nur auf diejenigen ausdehnt, die imstande sind, Waffen zu tragen — „en estado de cargar armas“ —, ohne zu sagen, wer diese Erklärung abgibt. Das Reglement für die Ausführung des Gesetzes erwähnt bei der Behandlung der Eintragung in die Listen nur die durch ihren Gesundheitszustand am persönlichen Erscheinen Behinderten, die im Auslande Befindlichen, Sträflinge usw., welche bezeugen oder bezeugen lassen müssen, weshalb sie nicht erscheinen können.

Die wichtigste Pflicht der Einschreibungskommission, die aus dem Standesbeamten und zwei Militär- oder durch vom Divisionskommandeur zu ernennenden Zivilpersonen besteht, über die körperliche Tauglichkeit des Einzuschreibenden zu erkennen, ist aber gänzlich ausgelassen, obgleich das vom Generalstabe eingereichte Projekt darauf einen besonderen Wert legte und der Kommission dementsprechend eine ganz andere Zusammensetzung gab.

Eine erste Berücksichtigung wird der körperlichen Tauglichkeit erst bei dem Losen zuteil, welches in den Departementshauptstädten stattfindet, nachdem festgestellt ist, wie viele der Eingeschriebenen in dem betreffenden Dienstjahre eingestellt werden sollen, indem nicht nur die erforderliche Zahl, sondern 20 vH. mehr ausgelost werden, „um diejenigen Ausgelosten zu ersetzen, die sich nicht rechtzeitig einstellen". In dieser Reserve für Fahnenflüchtige ist das Mittel geschaffen, auch solche Ausgeloste, die bei der Einberufung sich als körperlich untauglich herausstellen sollten, zu ersetzen. Aber wenn man in Betracht zieht, daß allein diese Zahl bei strengem Examen 20 vH. der Zwanzigjährigen übersteigt, und daß die Bestimmung über diese Reserve sich auf die praktische Erfahrung gründet, daß immer ein annähernd hoher Prozentsatz der Ausgelosten nicht erscheint, so kann man nicht umhin, die Vernachlässigung der Prüfung auf körperliche Tüchtigkeit zu bedauern. Diese findet gesetzmäßig erst dann statt, wenn die Einstellung erfolgen soll. „Die Divisionskommandeure ernennen, sobald die Losungslisten eingetroffen sind, für jede Provinz eine Militärkommission, welche unter dem Namen Examinationskommission (Comision Examinadora) aus einem Stabsoffizier, einem Adjutanten und einem Militärarzt besteht". Dieser Kommission werden alle ausgelosten Mannschaften in den Departementshauptstädten vorgestellt und „der Militärarzt scheidet aus ihrer Zahl diejenigen aus, welche für den Dienst der Waffen untauglich sind". Die Tauglichen werden demnächst auf die verschiedenen Waffen verteilt und leisten dort den Dienst, den das Gesetz vorschreibt. Aber wenn wirklich die Zahl herauskommt, die gesetzlich festgelegt worden ist, so ist das ein Spiel des Zufalls. Jedenfalls dürfen die Militärärzte nicht sehr streng bei ihrer Prüfung sein, denn die Untauglichen bilden in Chile viel mehr einen stärkeren Prozentsatz der Gesamtzahl als in Deutschland, da die Lebensweise des gemeinen Mannes in Chile dem gesunden Heranwachsen der Jugend recht erhebliche Schwierigkeiten in den Weg legt.

In der Tat liefert nicht das Gesetz die Rekrutenzahl, die erforderlich ist, um die Unterrichtsabteilungen zu füllen, sondern der freiwillige Entschluß der zur Zeit unbeschäftigten Leute. Die Regimentskommandeure sind so daran gewöhnt, daß es ihnen gar keine schwere Sorge bereitet zu wissen, daß sie anstatt 150 Rekruten nur 30 erhalten werden. Sie rechnen auf die Freiwilligen. Aber in den letzten Jahren hat auch diese Rekrutenquelle angefangen zu versiegen, so daß in den Truppenteilen eine bedenkliche Leere vorherrschte, und die Regierung sich zur Reformation des Gesetzes entschließen mußte. Der Entwurf dazu liegt seit zwei Jahren vor und besteht einfach in der Wiederholung des Projektes von 1892. Seine Genehmigung im Kongreß und strenge Durchführung von seiten der Regierung wird die Armee retten und moralisierend auf

die gebildeten Elemente der Nation einwirken. Denn bisher sind die Vorteile des Militärdienstes für die moralische Erziehung des Mannes, für seine körperliche Entwicklung, für die Gewöhnung an Ordnung, Pünktlichkeit und Reinlichkeit hauptsächlich nur der niedrigsten Klasse der Bevölkerung, dem gemeinen Manne, zuteil geworden, und die Fortdauer dieser Zustände würde unabwendbar dazu führen, daß der „Roto“ sich allein als pflichttreuen Bürger seines Vaterlandes, alle anderen aber nur als Schmarotzer auf dessen Boden ansehen würde.

Die Reform des Gesetzes für den allgemeinen Militärdienst — bis jetzt heißt es nur „für Rekrutierung und Ersatz“: „de reclutas y reemplazos“ — ist eine unabweisbare Notwendigkeit geworden, wenn es dem Lande wirklich eine Armee schaffen soll, und es muß dazu mit besonderem Ernste der auf die Reserveformationen bezügliche Teil in Betracht gezogen werden, da seine bisherige Fassung durchaus ungeeignet ist. Das Gesetz sagt: „Diejenigen Bürger, welche nicht zum Dienste mit der Waffe einberufen werden, treten zur Reserve über, ebenso wie diejenigen, welche gedient haben“, und an einer späteren Stelle: „Der Präsident der Republik kann alljährlich die Kontingente der ersten Reserve — vom 21. bis 30. Lebensjahre —, welche militärische Ausbildung genossen haben, bis zu 30tägiger Dauer einziehen, damit sie die durch das Reglement bestimmten Übungen abhalten, und diejenigen, welche keine militärische Ausbildung genossen haben, auf eine 90tägige Dauer. Zur Verlängerung dieser Übungen und zur Einziehung der zweiten Reserve — der Kontingente vom 31. bis 45. Lebensjahre — bedarf es der Zustimmung des Senats.“

Dieser Teil des Gesetzes hat durch eine an sich nebensächlich erscheinende Abänderung des vom Generalstabe eingereichten Projekts seine ganze Bedeutung verloren. Im Projekt stand: „Der Präsident der Republik wird alljährlich . . . einberufen.“ Es verlangte somit die genannten Einberufungen als einen unerläßlichen Teil der militärischen Bereitstellung der Nation, während die dem Gesetze im Kongreß gegebene Fassung sie nur erlaubt. Von dieser Erkenntnis hat aber, trotz des unaufhörlich fortgesetzten Drängens von seiten des Generalstabes, noch kein Präsident Gebrauch gemacht, weil es für unzulässig gehalten wurde, dem Kongreß die Geldmittel dazu abzuverlangen. So ist die Ausbildung des fünften Teiles der wehrpflichtigen Jugend die einzige Folge des Gesetzes von 1900 geblieben, und diese Ausbildung, die heroische Anstrengungen von dem Ausbildungspersonal verlangt, ist als vergebliche Arbeit zu bezeichnen, weil es unmöglich ist, die während eines Jahres in den Reihen gewesenen Kontingente mehr als vier bis fünf Jahre nach ihrer Entlassung als kriegsbereite Reserven für das stehende Heer zu betrachten.

Das hoffentlich demnächst im Kongreß zur Verhandlung kommende

Reformprojekt bestrebt außer der Abstellung der übrigen Fehler des Gesetzes auch die Abänderung dieses Teiles in dem Sinne seiner wirklichen Nutzbarmachung.

In bezug auf die obere Leitung der Armee war im Jahre 1891 das im Drange der Verhältnisse angenommene System beibehalten worden.

Der Präsident, als Chef der Armee, und sein Sekretär für das Armee- und Marinefach beließen den Chef des Generalstabes der Verfassungsarmee — genau genommen war er als Ausländer, trotz seiner Ernennung zum General der Republik, nur „stellvertretender Chef des Generalstabes" — in seiner Stellung und beauftragten ihn in einer Kommission mit älteren Generalen mit der Organisation der Armee der Republik. Das Ergebnis der Studien dieser Kommission war eine Mischung moderner und veralteter Formen, und ein zähes Festhalten an der alten Militärverfassung vom Jahre 1838, welche der Chef des Generalstabes als unvereinbar mit einer modernen Armeeorganisation bezeichnete. Diese „Ordenanza Jeneral del Ejército", welche noch heute zu Gesetz besteht, weil die gesetzgebende Gewalt sie nicht aufgehoben hat, ist ein getreues Abbild der Heeresverfassung in der Zeit, in welcher die Republik ihre Gesetze erhielt, aber nichts weniger als ein allgemeines Militärgesetz. Sie bestimmt, wieviele Bataillone, Kompagnien usw. die Chilenische Armee im Jahre 1838 zählte, wie das Feuerschloßgewehr geladen wurde und dgl. mehr, so daß die Grundlagen für die Anwendbarkeit auf eine heutige Heeresbildung durchaus fehlten. Aber die Ehrfurcht der alten Führer der Armee vor dieser eigentlich bereits zu den Andenken an die Zeit der Unabhängigkeitskriege gehörenden Vorschriftensammlung war so tief gewurzelt, daß die Reorganisation der Armee sich nur auf die Einführung neuer Exerzier-Reglements erstrecken konnte. Und auch in dieser Beziehung wurde nur die Änderung dessen zugegeben, wofür nicht direkte Vorschriften in der „Ordenanza Jeneral" enthalten waren. Der Schritt z. B. von 65 cm Länge konnte nicht zur Verdrängung durch den von 75 cm gebracht, der „paso doble" von 140 Schritt in der Minute nicht durch den von 112 ersetzt werden, bis die jungen deutschen Offiziere etwa ein Jahr im Lande tätig gewesen waren und, eigentlich ohne besondere Vorschrift, diese Neuerungen „probeweise" eingeführt hatten. Nur im Turnen, Fechten, Schießen und Reiten hatte man in der Turn- und Schießschule, die bereits zu Anfang des Jahres 1892 eingerichtet worden war, und in dem Regiment „Lanceros", in dem der frühere Oberleutnant bei den Sächsischen schweren Reitern, Freiherr v. Bischoffshausen als Rittmeister — mit dem Grade eines solchen — seit September 1891 bereits als Instrukteur in Dienst war,

erfeuliches geleistet. Seine hervorragende Befähigung zur Handhabung der erwähnten Dienstzweige und seine unermüdliche Hingabe an den Dienst legten den Grundstein für die später so ersprießliche Tätigkeit der jungen Deutschen Offiziere, denen es vorbehalten blieb, die Chilenische Armee in radikaler Weise vom alten zum neuen System überzuführen, und die Leichtigkeit, mit welcher sie diese Überführung zu bewerkstelligen vermochten, ist außer durch ihre Tüchtigkeit und Beharrlichkeit zum Teil durch die vorbereitende Tätigkeit Bischoffshausens zu erklären, der der Chilenischen Armee bereits ein halbes Hundert Offiziere verschiedener Grade ausgebildet und für die oben erwähnten Dienstzweige Reglements geschrieben hatte.

Im übrigen lastete die „Ordenanza Jeneral" mit erdrückender Schwere auf dem Reformationswerke des Generalstabes, obgleich der Präsident der Republik, der als Kapitän zur See während der Revolution des Jahres 1891 Chef der Regierungskommission (Junta de Gobierno) gewesen war und seit dem 18. September desselben Jahres als gesetzmäßiger Präsident die Zügel der Regierung führte, mit Begeisterung auf dieses Werk einging. Es zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, daß es leichter ist, neues zu schaffen, als altes zu erneuern. In der ersten Zeit kam als erschwerend der Umstand dazu, daß die Sachlage einige Jahre hindurch sich in einem Klärungsprozesse bewegte, der zunächst die ganze militärische Arbeit auf die Erhaltung und Festigung der inneren Ordnung beschränkte. Aber das Haupthindernis für eine vollständige, auf die Dauer berechnete Reorganisation auf militärischem Gebiete, wie sie im Sinne des Generalstabes lag, war doch und ist auch heute noch die verfassungsmäßige Organisation der Regierung selbst. Die drei aufeinanderfolgenden Verfassungen von 1823, 1828 und 1833, von denen die letztere das Chaos abschloß, in welchem die aus dem Lande verbannten „Väter des Vaterlandes" die Verwaltung übergaben, und welches die selten ein Jahr, häufig nur wenige Monate oder Wochen im Genuß der Macht befindlichen Präsidenten nicht zu ordnen vermochten, bestimmten, daß der Präsident der Republik als Staatschef auch „Generalissimus der Armee und Admiral der Seestreitkräfte" sein sollte. Als solcher ist er autorisiert, die Land- und Seestreitkräfte, in Übereinstimmung mit dem Senat oder, wenn dieser nicht einberufen ist, mit der Comision Conservadora — ein Senatorenausschuß, der den Senat außer der Zeit seiner Tagung vertritt —, zu befehligen. Der Einfluß des Kongresses wird noch verstärkt dadurch, daß er alljährlich durch ein besonderes Gesetz die Maximalstärke der Armee und Marine für das laufende Jahr feststellen und ferner genehmigen muß, daß in der Hauptstadt der Republik, als

Sitz des Kongresses, und in ihrer Umgebung Truppen in Versammlung gehalten werden. Wenn der Präsident verhindert ist, im Kriege den Oberbefehl zu führen, so kann er ihn, mit Genehmigung des Senats, einem Militär übergeben. Aber da diese Bestimmung nur den Kriegsfall in Betracht zieht, so kann sie nicht auf Friedensverhältnisse ausgedehnt werden, und da die Präsidenten der Republik, mit alleiniger Ausnahme des Vizeadmirals Montt, welcher im Jahre 1891 durch den Sieg der Verfassungsarmee auf den Präsidentenstuhl erhoben wurde, seit 1851 aus dem Zivilstande hervorgingen, so waren seit diesem Jahre die Oberbefehlshaber der Chilenischen Armee und Marine Zivilisten. Es fehlt nicht an Personen, die auf diesen Umstand das Aufhören der bis zu dem genannten Jahre auf der Tagesordnung stehenden Revolutionen — die letzte entfiel auf die ersten Monate der Regierung des ersten nicht aus der Armee hervorgegangenen Präsidenten Don Manuel Montt, Vater des 1906 zum Präsidenten erwählten Don Pedro Montt — zurückführen. Und in der Tat war die Revolution des Jahres 1851 noch unter der Regierung des letzten militärischen Präsidenten vorbereitet und kann als Nachklang der Nebenbuhlerschaft zwischen diesem und dem von der konservativen Partei als Gegenkandidat für Don Manuel Montt aufgestellten General Cruz angesehen werden, gegen den der Präsident Bulnes den General Aldunate aufgestellt hatte. Aber es war nicht der Zivilist Manuel Montt, sondern der Mann von Charakter und ehrlichem Willen, seinem Vaterlande und nicht persönlichen Interessen zu dienen, der die Grundlage für eine geordnete Regierung seiner Nachfolger schuf. Die Bedingungen für diese Schöpfung verdankte er der tatkräftigen, willensstarken und zielbewußten Regierung des letzten Militärpräsidenten, der mit eiserner Hand den Widerstand erdrückte, der in den zehn Jahren seiner eigenen und den ersten der Regierung seines Nachfolgers sich nochmals erhob. Die Soldateska der Eroberung und Kolonie war daran gewöhnt, nur gezwungen zu gehorchen, daher fanden Erhebungen statt, sobald der Kommandierende sich entfernte, und um seine Entfernung zu erlangen, wurden häufig die niedrigsten Ränke gesponnen, nicht eigentlich wegen der zur Gewohnheit gewordenen Härte der Befehlsführung, sondern aus Ehrgeiz und dem unbändigen Triebe, selbst den Befehl zu führen. Dieser Geist der nur durch roheste Gewalt erzwungenen Disziplin konnte nicht mit einem Schlage in edlere, patriotische Bahnen geleitet werden, sondern er mußte sich austoben, und daß er diesen Prozeß in einem Menschenalter durchgemacht hat, ist als ein besonderer Glücksumstand anzusehen, der den anderen Südamerikanischen Republiken nicht zuteil geworden ist, da in ihnen der alte, böse Geist ungefähr ein halbes Jahrhundert länger das Einlenken in den Weg der ununterbrochenen Ordnung verzögert hat.

Ein erschwerender Umstand für die sachgemäße Verwaltung der bewaffneten Macht durch den nicht militärischen Oberbefehlshaber liegt darin begründet, daß auch der Sekretär des Präsidenten für diesen Zweig in der Regel, wenn auch nicht streng grundsätzlich, dem Zivilstande angehört; wahrhaft hindernd wirkt auf seine Tätigkeit der schnelle Wechsel der Persönlichkeiten, die kaleidoskopartig durch das Kriegsministerium hindurchgehen. Der Präsident der Republik bleibt doch wenigstens fünf Jahre im Oberbefehl, der Kriegs- und Marineminister aber selten ebensoviele Monate, sehr häufig viel geringere Zeit, sogar nur Tage, in seiner Sekretärstellung. Wenn man noch dazu rechnet, daß es in Chile keine Beamtenlaufbahn gibt, in der sich befähigte Personen allmählich für die allgemeinen Ministerpflichten und -geschäfte vorbereiten können, so wird die Überzeugung Platz greifen, daß in Armee und Marine alles drunter und drüber gehen muß, wenn nicht eine Zentralstelle mit gewisser Machtbefugnis vorhanden ist, in der alles auf die Leitung des Dienstes Bezügliche zusammenläuft, gesichtet und dann entweder an das Ministerium weiter befördert oder erledigt zurückgegeben wird. In der Marine ist es so, und man muß sagen: noch so, weil der Generaldirektor der Marine von 1891 bis 1896 Präsident der Republik war. In der Armee war es fast so, aber es ist nicht mehr so. Es war fast so, denn der Generalstab umfaßte alle Dienste der Armeeleitung und -verwaltung. Aber während die Marinedirektion in Valparaiso sitzt, saß die der Armee in Santiago, gegenüber dem Kriegsministerium. Die erstere war also mehr der unmittelbaren Einwirkung des Ministers entrückt, die letztere stand in weitestem Sinne des Wortes darunter. Außerdem ist es natürlich, daß der Laie sich leichter in den Mechanismus des Landdienstes einlebt als in den zur See, namentlich wenn er der Seekrankheit gegenüber nicht volle Unabhängigkeit zu wahren vermag.

So kam es, daß die Marineverwaltung verhältnismäßig frei auftreten konnte, die der Armee dagegen bei jedem Schritte nach vorn ein Hemmnis fand, dessen Überwindung mehr oder weniger Arbeit kostete oder überhaupt unmöglich wurde. Außerdem war die Sachlage in den beiden Zweigen der bewaffneten Macht auch eine durchaus verschiedene. In der Marine befand sich das gesamte Personal auf gleicher Stufe der Ausbildung und Ansichten, in der Armee war in dieser Beziehung zwischen dem Personal im allgemeinen und dem Generalstabe der Unterschied, der zwischen alt und neu besteht. Gern hätten die Vertreter des alten Systems das neue angenommen, denn sie hatten sich aus eigener Erfahrung oder nach der von glaubwürdigen Teilnehmern überzeugt, daß in dem kurzen siebentägigen Feldzuge das neue System trotz der ungünstigsten Verhältnisse glänzend über das alte triumphiert hatte; aber sie sahen auch ein, daß der Übergang zum neuen System eine bedeutende

persönliche Arbeitsleistung erforderte, und daran waren sie in dem bequemen alten System nicht gewöhnt. Viele waren auch zu bescheiden zu glauben, daß ihre Fähigkeiten für die bevorstehende Arbeit ausreichten. Andere hielten sich für zu alt, um einer Anstrengung gewachsen zu sein, die, wie sie wohl erkannten, Körper und Geist in Anspruch nehmen mußte. Dabei wollten aber doch alle im Dienst bleiben. Was konnten sie also anders tun, als dafür zu sorgen, daß der Schritt der Ereignisse nicht zu eilig wurde, und dazu brauchten sie sich nur dem Ohre des Ministers zu nähern, der an und für sich schon durch die Neuheit der Vorschläge zur Vorsicht gemahnt wurde.

So konnte trotz des besten Willens nur sehr langsam vorgeschritten werden. Nicht selten kam es sogar vor, daß ein rascherer Fortschritt, der unter einem Minister erreicht worden war, der lange genug in seiner Stellung sich gehalten hatte, um von seinem Vorteile sich praktisch überzeugen zu können, durch seinen Nachfolger — selten absichtlich, häufig aus Unkenntnis und zumeist aus Furcht vor der möglichen Verantwortlichmachung — aufgehalten oder rückgängig gemacht wurde. Wenn aber die vorgeschlagenen Neuerungen aus irgend einem Grunde unbequem wurden, so wurde der Chef des Generalstabes einfach zu Studienzwecken nach Europa kommandiert und der dadurch erzeugte Stillstand bewies jedes Mal, daß im militärischen Leben Stillstand in der Tat Rückschritt ist.

Mit der Zeit stellten sich aber noch andere Schwierigkeiten ein, die den erwähnten direkt entgegenwirkten. Die im neuen System erzogene Jugend, die in der Deutschen Armee dieses System in seiner ganzen Fruchtbarkeit und technisch vollendeten Handhabung gesehen hatte, begnügte sich nicht mit allmählichen Fortschritten, sondern wollte mit einem Sprunge in die Mitte unseres militärischen Apparates hineinsetzen, ohne auch nur die geringste Änderung zu gestatten. So kopierten sie blindlings den gesamten Preußischen Armeeverwaltungs- und Leitungsmechanismus, ohne daran zu denken, daß dieser damit rechnet, daß an seiner Spitze ein wirklicher oberster Kriegsherr, der erste Soldat der Armee, und zu seiner Rechten ein aus den Reihen der bewährtesten Generale hervorgegangener Kriegsminister steht.

Jahrelang standen sich beide Richtungen gegenüber, bis ein ehrgeiziger, von seinen eigenen Fähigkeiten und denen aller seiner Nachfolger überzeugter Kriegsminister — wieder in Abwesenheit des Chefs des Generalstabes in Europa — den entscheidenden Schritt tat. Der Kriegsminister, unterstützt von einem Zivilsekretär (subsecretario), übernahm die Leitung aller auf die Armee bezüglichen Dienste. Unter ihnen wirken nebeneinander die Bureaus des Preußischen Kriegsmini-

steriums, der Generalstab, die technischen Institute und vier Divisionskommandos. Zur Überwachung der Ausbildung sind vier Waffeninspekteure, unter Leitung des Generalinspekteurs der Armee bestimmt. Sie haben die Verpflichtung, auf Anordnung des Generalinspekteurs mit ihm oder allein sämtliche Truppenteile ihrer Waffe in allen Ausbildungsperioden zu inspizieren und dem Generalinspekteur über den Ausfall dieser Inspizierungen schriftlich zu berichten, und dieser hat wenigstens einmal im Jahre dem Präsidenten der Republik einen Bericht über den Zustand der Ausbildung und die Bereitschaft der Armee für den Kriegsgebrauch einzureichen, die Übungen in Verbänden von mehr als einer Division, den gesamten Dienst der Inspekteure, unter denen die Spezialschulen ihrer Waffen und die Militär- und Unteroffizierschule stehen, zu leiten und gemäß der „Ordenanza Jeneral" die Parade am 19. September zu kommandieren. Zu den besonderen Obliegenheiten der Inspekteure gehört auch die Beurteilung der Offiziere ihrer Waffen, welche der Chef der Persönlichen Abteilung des Kriegsministeriums berücksichtigen muß. Aber auf die Abfassung der Reglements, deren Auffassung und Handhabung durch die Truppenkommandeure sie bei Gelegenheit ihrer Inspizierungen studieren müssen, haben sie nur geringen Einfluß gewinnen können, da sie in den ersten Jahren ihres Bestehens zu sehr unter dem häufigen Wechsel zu leiden hatten, der die Chilenischen Offiziere auch der höchsten Grade hin und her wirft, um einen festen Boden für diesen schwierigsten Teil ihrer Tätigkeit gewinnen zu können. Das Jahr 1908 brachte ihnen endlich Ruhe in ihrer Stellung, und mit ihr begann eine wirklich erfolgreiche Tätigkeit, deren Ausnutzung indessen immer noch dadurch abgeschwächt wurde, daß nicht sie, sondern das Allgemeine Kriegsdepartement des Ministeriums die Reglements abfaßt, so daß diese Arbeit jungen Offizieren zufällt, die bei nicht genügender Kenntnis der Deutschen Sprache die Deutschen Reglements nicht immer ganz richtig übersetzen und, außer dem unmittelbaren und fortwährenden Kontakt mit den Truppen der Hunderte von Kilometern voneinander entfernten Garnisonen, den Inspekteuren die Notwendigkeit der von ihnen verlangten Änderungen nicht immer nachfühlen können und sie deshalb nicht wörtlich oder gar nicht aufnehmen.

Seit der Abreise der Artillerie-Studienkommission, zu der auch der Generalinspekteur gehört, nach Deutschland, hat in der Besetzung der Inspekteurstellen wieder ein so radikaler Wechsel stattgefunden, daß ohne Zweifel erst wieder eine geraume Zeit verstreichen wird, ehe die neuen Inspekteure in bezug auf Reglements und Personal die Kenntnis erlangen können, die sie besitzen müssen, um einwandfreie Urteile fällen zu können.

Indessen ist zu hoffen, daß der gute Wille, der das Chilenische Offizierkorps beseelt, der Eifer für den Dienst, der selbst ernste Schwierigkeiten überwindet, und die Anwesenheit der Generalstabsoffiziere, die Seine Majestät der Kaiser der Chilenischen Regierung zur Verfügung zu stellen geruht hat, einen endgültigen Erfolg sichern und die Armee nicht nur auf der Höhe erhalten werden, zu der sie die sachgemäße Anlehnung an ihr großes Vorbild emporgehoben hat, sondern auch dem Dienstbetriebe der oberen Verwaltungs- und Kommandobehörden das Siegel der Vollkommenheit aufprägen, für das bisher die durch praktische Erfahrung geschulte Hand gefehlt hat.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68—71.

Das Schwäbische Kreiskorps bei Kehl 1796.

Nach archivalischen Quellen*) bearbeitet
von

Ad. v. Schempp,
Königlich Württembergischer Generalmajor z. D.

Mit einem Kroki.

Der kurze Feldzug im Herbst 1795 war durch einen mit zehntägiger Kündigungsfrist zwischen Clerfait und Jourdan geschlossenen Waffenstillstand für die Österreichischen Waffen glücklich beendigt worden. Mainz, Mannheim und das ganze linksrheinische Gebiet zwischen Nahe und Speierbach waren in ihren Besitz gelangt. Der rechte Flügel der Niederrheinarmee unter Erzherzog Karl stand an der Sieg, der linke der Oberrheinarmee unter Feldmarschall Wurmser bei Basel, die Hauptkräfte beider Armeen, gestützt auf die Festungen Ehrenbreitstein und Mainz bzw. Mannheim und Philippsburg, auf den inneren Flügeln — bastionsartig auf das linke Rhein-Ufer vorgeschoben — von der Nahegegend über Kaiserslautern bis zum Rhein bei Speier. Die Linie der gegenüberstehenden Franzosen, rechter Flügel der Rhein- und Moselarmee unter Moreau, linker der Sambre- und Maasarmee unter Jourdan, erstreckte sich ziemlich parallel mit den Österreichern von Hüningen über Germersheim, Pirmasenz, Coblenz bis Düsseldorf und, von da auf das rechte Ufer überspringend, noch am rechten Wipper-Ufer aufwärts.

Am 20. Mai 1796 wurde von den Österreichern der Waffenstillstand in der Absicht gekündigt, die im vergangenen Jahr errungenen Vorteile weiter auszunutzen und offensiv auf Landau und Straßburg vorzugehen.

---

*) Die betreffenden Kreis- und Feldzugsakten liegen im Staats-Filialarchiv Ludwigsburg. An einschlägiger Literatur kamen in Betracht: „Betrachtungen über den bei Kehl von den Franzosen unternommenen Rheinübergang." Frankfurt 1796. (Sogen. Memoire Stains; Verfasser Oberst v. Miller.) „Beitrag zur Geschichte des Feldzugs 1796." Altona 1797. (Verf. Hptm. Freiherr v. Varnbüler.) „Parallele zwischen den Übergängen gezogen, welche in den Jahren 1796 und 1797 stattgehabt haben." 1797. „Grundsätze der Strategie." (Erzherzog Karl.) Wien 1814. Dédon l'ainé: „Précis historique des campagnes de l'armée de Rhin et Moselle pendant l'an IV et l'an V." Paris et Strassbourg und „Mémoire militaire sur Kehl." Strassbourg 1797. Gouvion St. Cyr: „Mémoires sur les campagnes des armées du Rhin". III. Paris 1829.

Zu diesem Zweck wurden die Truppen aus den Winterquartieren zusammengezogen. Die offensive Absicht kam nicht zur Ausführung, einmal weil Wurmser 25 000 Mann nach Oberitalien senden mußte, wo Bonaparte sich gegen Beaulieu gewandt und dessen Armee nach Tirol geworfen hatte, dann, weil Jourdan, der im Besitz des Rheinüberganges bei Düsseldorf geblieben war, sofort nach Ablauf der Waffenruhe dort zum Angriff überging und nicht bloß die ganze Armee des Erzherzogs (die Rheinfestungen blieben besetzt), sondern auch noch einige tausend Mann Wurmsers auf sich zog, so daß auch dieser zur Defensive sich verurteilt sah und seinen rechten Flügel auf das während des Winters befestigte Lager vor Mannheim zurücknehmen mußte. In diesen Tagen war es indessen dem Erzherzog gelungen, Jourdan wieder über den Rhein zurückzudrängen (17. und 18. Juni). Die nun dringend nötig gewordene Entlastung Jourdans, die Entfernung des Erzherzogs, die Schwäche Wurmsers, die gesteigerte eigene Operationsfähigkeit spornten nun Moreau zu raschem, energischem Handeln, zum Forcieren des Rheinübergangs bei Kehl an.

Kriegsgliederung des Schwäbischen Kreiskorps im Juni 1796.

Generalfeldzeugmeister Freiherr vom Stain.
Generallieutenant Landgraf von Fürstenberg.

2. Brigade.
Generalmajor v. Mylius

Inf. Regt. Baden — Oberst v. Sandberg
Sek. Maj. v. Besserer, Prem. Maj. v. Fels

Inf. Regt. Wolfegg — Oberst v. Chrismar
Sek. Maj. v. Hornstein, Prem. Maj. v. Üchtritz

Gren. Bat. — Oberstlt. v. Baur

Komb. Bat. Oberstlt. v. Auer

1. Brigade.
Generalmajor v. Zaiger

Inf. Regt. Fürstenberg — Oberst v. Schnitzer
Sek. Maj. v. Bendel, Prem. Maj. v. Neuenstein

Inf. Regt. Württemberg — Oberst v. Hövel
Sek. Maj. v. Held, Prem. Maj. v. Fribolin

Gren. Bat — Oberstlt. v. Raglo[...]

Komb. Bat. Oberstlt. v. Irmtraut

Kavalleriebrigade.
Generalmajor v. Stader.

Hohenzollern-Kürassiere
Oberst v. Enzberg
Oberstlt. v. Maiershofer
v. Raßler jung, v. Raßler alt, v. Freystett, v. Cleßin

Württemberg-Dragoner
Oberst v. Oetinger
Oberstlt. Faber
v. Milchling, v. Langenmantel, v. Phull, v. Balding[er]

Artillerie.
Interims-Kommandant Hauptm. Becké.

Kreisartillerie
4 Zwölfpfünder
10 Sechspfünder
10 Dreipfünder
4 Haubitzen

Herzoglich Württembergische
7 Zwölfpfünder
5 Sechspfünder

Bemerkungen.

1. Zum Korpsstab zählten noch: Gen. Adjutant Obrist v. Miller, Obristlt. Graf Zeil; Flügeladjutanten: Hauptleute v. Epplen, v. Varnbüler; Stabsadjutanten: Hauptm. Janski und die Brig. Adjutanten Lts. v. Zaiger, Haueisen, Künkele; Feld-Kriegskommissäre: Oberstlt. v. Zech, Major v. Theobald, Lt. Mörike. Oberauditeur: Hauptm. Schlemmer; dann 1 Feldsuperior (Semmler), 1 Lazarett-Prediger (Guoth), 1 Feldlazarett-Insp. (Duttenhofer), 2 Lazarett-Medici (Fricker, Benz), 2 Feld-Medici (Veizhans, Kammerer), 2 Stabschirurgen (Miller, Wocher), 1 Lazarett-Kommandant (Leisinger), 2 Stabsfouriere (Mögling, Schwarz).
2. Die Gren. Bataillone waren aus den Gren. Kompagnien der Regimenter, deren jedes zwei hatte, die kombinierten Bataillone aus den nicht kompletten dritten Bataillonen der betreffenden Brigaden formiert.
3. Die Gren. Bataillone und das Bataillon Auer hatten 4, die übrigen Bataillone 5, die Eskadron 2 Kompagnien. Die Gren. Kompagnie sollte 150 Mann, die Füs. Kompagnie 224 Mann, die Reiterkompagnie 111 Mann, 122 Pferde stark sein; diese Stärken wurden, im ganzen genommen, bei der Infanterie nur zur Hälfte, bei der Kavallerie nur zu zwei Drittel erreicht.

   Nach einem vom 6. April 1796 datierten, mit dem 31. März abschließenden Rapport Stains betrug

die Effektivstärke des Korps von ihm			
abwärts	10 848 M. Inf.,	1343 M. Kav.,	394 Art. Pf.
davon gingen aber ab	3 391 „ „	168 „ „	
so daß ausrückend waren	7 457 „ „	1175 „ „	394 „ „

   In dem Abgang sind inbegriffen 1112 Kranke, 277 Nichtkombattanten, 318 Stationswachen und Ordonnanzen, 592 auf Gefangenentransport, 460 bei der k. k. Reserveartillerie und sonstige Abkommandierte. In den „Betrachtungen" gibt v. Miller als ausrückend 6036 Mann Infanterie, 1194 Pferde an. Diese große Differenz zwischen seinen und meinen Angaben zu erklären, bin ich außerstande. Da die Angaben des Rapports fast zwei Monate alt sind, wird denen Millers der Vorzug zu geben sein.
4. Jedes Bataillon hatte 2 Geschütze, und zwar die Gren. Bataillone je 1 Sechspfünder und 1 Haubitze, die kombinierten Bataillone je 1 Dreipfünder und eine Haubitze, die übrigen je 1 Sechspfünder und 1 Dreipfünder. In der Art. Reserve waren also 11 Zwölfpfünder und 5 Sechspfünder. Die herzogliche Artillerie war dem Kreis geliehen. Die schweren Geschütze zu stellen, wäre Sache des Reichs gewesen.
5. An Munition waren vorhanden: pro Zwölfpfünder 70 Schuß, pro Sechspfünder 120, pro Dreipfünder 240, pro Haubitze 150 Schuß, und zwar $^3/_4$ Granaten, $^1/_4$ Kartätschen. Jedes Gewehr hatte 50, jeder Karabiner 20 Schuß, ohne die Depots.

Die anfänglich über 70 000 Mann starke Oberrheinarmee hatte durch die bekannten Abgaben eine solche Einbuße an Kraft erlitten, daß — nach Abzug ihrer bei Mannheim stehenden Truppen — für die 27 Meilen lange Linie von Philippsburg bis Hüningen nur etwa 30 000 Mann übriggeblieben waren. Davon standen in kleine Posten verkrümelt von Philippsburg bis an die Rench 7700 Österreicher unter Sztarray, an sie schloß sich links, von Freistett über Kehl bis Ichenheim (30 km) das Schwäbische Kreiskorps unter dem Ge-

neral vom Stain mit rund 7500 Mann an. Zerstreut von Kappel bis gegen Breisach lag das etwa 3800 starke Korps Condés; den äußersten linken Flügel von Sasbach bis Hüningen bildete das verhältnismäßig starke Korps (8000 bis 10 000 Mann) des Feldmarschalleutnants Baron v. Frelich.

Die gegenüberstehende Französische Rhein- und Moselarmee hatte gleichfalls ihre Hauptmasse (51 Bataillone, 72 Eskadrons) gegenüber Mannheim und erweckte dadurch beim Gegner die Meinung, hier läge die Entscheidung. Den Rhein hinauf bis gegen Basel beobachteten rund 25 000 Mann. Straßburg selbst soll zufolge Kundschafternachrichten nur mit einigen Bataillonen besetzt gewesen sein.

Das Mißliche der eingenommenen Kordonstellung entlang des Oberrheins und insbesondere die gänzlich ungenügende Besetzung der wichtigen Kehler Kordonstrecke wurde allerseits richtig erkannt, bei der Unzulänglichkeit der Streitkräfte mußte man aber aus der Not eine Tugend machen und beschränkte sich darauf, im Falle eines feindlichen Angriffs von links und rechts her schleunige Unterstützung zu versprechen. Dies war um so leichter, als man einen Übergangsversuch hier am Oberrhein nicht für möglich hielt, solange ansehnliche Deutsche Streitkräfte bei Mainz und Mannheim auf dem linken Ufer standen. Die jahrelange Untätigkeit der Franzosen am Oberrhein und das von ihnen ausgestreute Gerücht, Moreau hätte sich defensiv zu verhalten, bestärkten in der vorgefaßten Meinung und zogen, wenigstens in der Truppe, eine gewisse Sorglosigkeit groß. Sobald die Kriegslage am Niederrhein sich gebessert hatte, befahl der Erzherzog sofort dem Feldzeugmeister Latour, der an Stelle des nach Italien berufenen Wurmser getreten, aber nicht mehr selbständig war, bei Offenburg ein Reservekorps zu versammeln und führte am 21. Juni selbst der Oberrheinarmee eine Verstärkung von 25 000 Mann zu. Diese sowohl, wie der Befehl an Latour trafen aber, wie gleich hier bemerkt sei, erst ein, als die Franzosen bei Kehl übergegangen waren; genau ebenso war es auch mit der von rechts und links her zugesagten Unterstützung der zunächst stehenden Generale Sztarray und Condé bestellt.

Am 6. Juni bezog das Schwäbische Kreiskorps auf Befehl Wurmsers eine konzentriertere Stellung in und um Kehl. Ehe ich jedoch dazu und zu der weiteren Tätigkeit des Korps übergehe, halte ich es für geboten, eine kurze Charakteristik von ihm vorauszuschicken, einesteils, um einen richtigen Maßstab zu gewinnen für die gerechte Beurteilung und Einschätzung, anderenteils, um den Faden der Schilderung der kommenden Ereignisse nicht mehr unterbrechen zu müssen.

Als bei Ausbruch des Reichskrieges im Frühjahr 1793 der bisherige Württembergische Generalleutnant Frhr. vom Stain von dem damaligen altersschwachen General v. Phull das Kommando des Schwäbischen Kreis-

korps übernahm, befand es sich infolge eines langen einschläfernden Friedensdienstes und einer beschämenden Sparsamkeit der Stände in einem über die Maßen wenig kriegstüchtigen Zustand. Wie konnte das auch anders sein? Hatte doch der kommandierende General des Kreiskorps im Frieden so gut wie gar keine Einwirkung auf die Erziehung des Korps und selbst im Kriege war er durch eine Menge politischer Rücksichten auf die Stände oder den Kreiskonvent, seinen direkten Vorgesetzten, in seinen Maßnahmen vielfach gebunden. Eine Vereinigung der bei den einzelnen Ständen befindlichen präsenten Mannschaften in Kompagnien oder Bataillonen war im Frieden, die wenigen größeren Stände ausgenommen, gänzlich ausgeschlossen. Das Offizierkorps, zum Teil noch aus dem Siebenjährigen Kriege stammend, war in seinen oberen Chargen vielfach zu alt, ohne Schwungkraft, in seinen unteren zu jung, ohne Diensterfahrung und Autorität. Die Mannschaften waren entsprechend, blutjunge Bürschchen und 70jährige Greise keine Seltenheit; entkräftet oder noch nicht kräftig genug, füllten sie zwar die Kader, und das war die Hauptsache, aber auch die Spitäler. Von Vaterlandsliebe, Treue und Anhänglichkeit an den Landes- oder Kriegsherrn, einem Gefühl der Zusammengehörigkeit, von Korpsgeist, keine Spur!

Stain, ein hochgebildeter, allgemein in Ansehen stehender, energischer und tüchtiger Soldat, machte sich, obwohl auch schon 67jährig, von seinem Generaladjutanten, dem Kreis-Obristleutnant, späteren Oberst — zugleich Herzoglich Württembergischer Major und Generaladjutant — v. Miller, einem intelligenten, vielfach zu schwierigen diplomatischen Diensten verwendeten Offizier, aufs kräftigste unterstützt, mit dem Feuereifer eines Jünglings und unermüdlicher Ausdauer an die Reorganisation und kriegsmäßige Ausbildung des Korps. Auf allen Dienstgebieten wurde systematisch und mit Hochdruck gearbeitet. Instruktionen und Reglements für alle Zweige des Dienstes wurden entworfen, Prüfungen und Besichtigungen vom Detail bis hinauf zur Brigadeübung mit gemischten Waffen, Marsch- und Alarmübungen mit unterlegter Idee abgehalten. Nebenbei drang Stain beim Kreis auf Verjüngung des Korps in allen seinen Teilen, Verstärkung an Personal und Material, stieß dabei aber der Kosten wegen auf wenig Gegenliebe. Trotz der erwähnten und unendlich vieler anderer Schwierigkeiten: zweimalige Etatserhöhung, hoher, durch die nassen Bodenverhältnisse hervorgerufener Krankenstand, weit zerstreute Dislokation, schwerer Sicherheits- und Arbeitsdienst, ewige, kräfteverbrauchende Neckereien des Gegners, erstaunlich große Fluktuation im Mannschaftsstand,*) gelang es Stain doch durch gleichmäßige Strenge, Gerechtigkeitsliebe, Anerkennung und Fürsorge, in verhältnismäßig kurzer Zeit, Ein-

*) Vom 18. April 1795 bis Ende März 1795 gingen zu 2692, ab 2530; davon waren gestorben 379, desertiert 921, zu andern Regimentern versetzt 823.

förmigkeit und Genauigkeit in die Exerzitien und Evolutionen zu bringen, Liebe zum Dienst und zur Ordnung, Gemeingeist und allgemeines Streben nach Kenntnissen zu erwecken, so daß das Korps schon bald sich die Anerkennung der Österreichischen Generale erwarb. Wurmser belobte es (1793) wegen seines tapferen Verhaltens bei den verschiedenen Affären im Bienwald, der Eroberung der Weißenburger Linien und der Belagerung des Forts Louis, Colloredo (1794) wegen seines „standhaft bezeugten Eifers“ beim Kampf um eine Rheininsel, wodurch „der Feind nach der zweimaligen Postonehmung auf der Insel vom weiteren Vorrücken nicht bloß vollkommen abgehalten, sondern mit Verlust jedesmal zurückgetrieben“ worden sei. Alwinzi, der das Korps 1795 im Lager bei Kork sah, nannte es in einem Schreiben an Stain „ein wahrhaft militärisches Korps, dessen Ansehen, Munterkeit mit so vieler Stille und Ordnung, seine Einbildungskraft übertroffen“ hätte; mit einer „so gut dressirten Truppe“ könne „man auch mit Zuversicht dem Feind entgegenrücken und auf den besten Erfolg bauen“. Clerfait bat nach seiner Enthebung im März 1796 in einem an Stain gerichteten Abschiedsbrief „allen Herrn Generalen, Stabs- und Oberoffizieren, sowie der Mannschaft“, den innigsten Dank auszusprechen „für den Eyfer, womit sie immer gedient und für den Mut, womit sie sich bei vielen Gelegenheiten ausgezeichnet haben“. Solchen unanfechtbaren Zeugnissen kompetenter, zeitgenössischer Richter gegenüber, wird man nicht umhin können, das absprechende, wegwerfende Urteil der Nachwelt über den Wert der Kreistruppen unter Stains Führung wesentlich zu korrigieren. Das Korps hatte gewiß seine Schwächen, weder die reiche Kriegserfahrung, noch die Gefechtsgewandtheit der Österreicher, aber es war ebenso bemüht, wie diese, seine Schuldigkeit zu tun und den Anforderungen zu genügen, die der Krieg an sie stellte.

Seine infolge der Kündigung des Waffenstillstandes vom 6. Juni eingenommene Aufstellung war folgende:*)

Hauptquartier Kork.

Vorposten von Freistett bis Ichenheim (30 km) Brigade Zaiger und Drag. Regt. Württemberg.

Vorpostenkommandeur: General v. Zaiger. St. Q. Kehl.

Rechter Abschnitt: Von Freistett bis Auenheim.

In vorderer Linie: Bat. Irmtraut (komb. Bat.),

dahinter geschlossen als Soutien: Bat. Fribolin (I. Württemberg.) im Ortsbiwak Linx und eine Schwadron in Bischofsheim, die die erforderlichen Avisoposten, Ordonnanzen usw. stellte. Im ganzen: 2 Bataillone, 1 Schwadron.

Mitte (sog. Kehler Kordon): vom Ausfluß der Kinzig bis zum Erlenwört (Bärengrund).

In vorderer Linie: Bat. Held (II. Württemberg.),**)

*) Siehe Karte des Deutschen Reichs 1 : 100 000.

**) Die Posten wurden von den Kompagnien gemischt gegeben, der Rest lag in Alarmquartieren.

dahinter als Soutien: Gren. Bat. Naglovich im Ortsbiwak Kehl-Dorf und je ½ Schwadron in Bodersweier, Kork, Sundheim zur Gestellung der nötigen Posten usw. Im ganzen: 2 Bataillone, 1½ Schwadronen.

Linker Abschnitt: Von Marlen bis Ichenheim je einschließlich.

In vorderer Linie: 1 Bataillon (welches, ist unbekannt) Fürstenberg,

dahinter als Soutien: das andere Bataillon Fürstenberg im Ortsbiwak in Dundenheim, ½ Schwadron in Goldscheuer und Kittersburg, die die Posten zu geben hatte, und eine Schwadron in Altenheim. Im ganzen 2 Bataillone, 1½ Eskadrons.

Das Gros des Korps: Brigade Mylius, Regt. Hohenzollern-Kürassiere und der Rest der Geschütze als Hauptreserve für den ganzen Rayon ziemlich hinter dessen Mitte im Biwak an der Straße Kehl—Offenburg zwischen Odelshofen und Willstätt. Die Hälfte des Korps (6 Bataillone, 4 Schwadronen, 5 Reservegeschütze).

Den eigentlichen Vorpostendienst versah also ein Viertel, ebensoviel stand geschlossen dahinter als nächste Unterstützung.

Die Stärke der dicht am Rhein stehenden Posten war je nach der Wichtigkeit verschieden und schwankte zwischen 4 und 30 Mann. Was von einer Vorpostenkompagnie nicht zum Postenstehen gebraucht wurde, lag im nächstgelegenen Gehöft zur Schonung im Alarmquartier. Die Brigaden wechselten von Monat zu Monat, die geschlossenen Bataillone und Eskadrons alle acht Tage, die Posten alle 24 Stunden, eine Stunde vor Tagesanbruch. Die geschlossen gebliebenen (Soutien-) Bataillone hatten ihre Geschütze bei sich und konnten dadurch bei ihrem Eingreifen einen größeren Druck ausüben, die Kanonen der Bataillone in vorderster Linie waren gemischt mit schweren Geschützen der Reserve dicht am Rhein an geeigneten Punkten verteilt. Die Vorpostenschwadronen stellten zu jedem bedeutenderen Posten einen Korporal und vier Pferde zum Melden und eine Anzahl Aviso- und Relaisposten; was übrigblieb lag in der Nähe im Alarmquartier.

Bei der Auswahl des Lagerplatzes für das Gros waren folgende Gesichtspunkte maßgebend: bequeme Wegeverbindung nach allen Seiten, rasche Unterstützung Kehls und der Nebenkorps, Deckung des Kinzig- und Rench-Tals, Trockenheit des Platzes. Ein näheres Heranrücken an Kehl, etwa nach Kork oder Neumühl, wurde absichtlich unterlassen, weil sonst der Feind die Möglichkeit gehabt hätte, von Diersheim aus das Rench-Tal, von Ichenheim aus Offenburg früher zu erreichen.

Die maßgebenden Bestimmungen über den gesamten Kordondienst gehen auf Alwinzi*) und noch weiter zurück und wurden im Jahre 1796 erneuert; Alwinzi verlangte im wesentlichen: scharfes Beobachten des feindlichen Ufers, frühzeitiges Erkennen feindlicher Übergangsabsichten, Verhinderung des feindlichen Debarquements, sofortiges Alarmieren durch Kanonenschüsse durch den ganzen Kordon hindurch, schleunige Unter-

*) Clerfait hatte im April 1795 das Kommando der Reichsarmee mit seinem eigenen vereinigt und Alwinzi die Kordonstrecke Basel—Mannheim übergeben.

stützung von rück- und seitwärts, richtige Auswahl der Lagerplätze und Batteriestellungen, selbständiges Handeln, selbständige Anlage von Geländeverstärkungen, Einsetzung der Kräfte erst dann, wenn der wahre Angriffspunkt mit Sicherheit erkannt war. Er bestimmte als Rückzugslinien die hinter jedem Korps liegenden Schwarzwaldtäler, also dem Schwäbischen Korps das Kinzig-, dem rechts anschließenden Österreichischen Korps Sztarray das Rench-, Condé das Schutter-Tal, Frelich das Freiburger und Elz-Tal; die Täler sollten verteidigt, nötigenfalls auf dem Gebirgsrücken des Schwarzwaldes die Hauptverteidigungsstellung genommen werden.

Die Unzulänglichkeit der personellen Kräfte verlangte gebieterisch eine durchgreifende Verstärkung des Geländes; es wurden im Herbst 1795 erbaut:

1. die „Bollwerksschanze" für ein Bataillon Infanterie und 6 bis 8 Geschütze in der Straßengabel Kehl—Freistett und Kehl—Kork zur Erleichterung des Rückzugs für den Fall, daß der Feind ober- oder unterhalb Kehls überging, sowie zur Bekämpfung des Geländes gegen Auenheim hin.
2. Die „Kirchhofschanze" für 200 bis 300 Mann und 2 bis 4 Geschütze am Ostrand der Stadt Kehl zur Abwehr eines Angriffs auf diese in der Ebene längs des Rheins und Beschießung der Strombahn.
3. Die „Neue Schanze" (auch Schwabenschanze) für einige hundert Mann und vier Kanonen zur Verhinderung eines zwischen Rhein und Schutter gegen Dorf Kehl gerichteten Angriffs.
4. Die „Ichenheimer Schanze" für 300 Mann und zwei Kanonen zur Abwehr eines hier vom Gelände besonders begünstigten Übergangsversuchs.

Sämtliche Schanzen hatten auf einer Seite offene Zugänge und konnten kaum mit der Hälfte der vorgesehenen Geschütze armiert werden. Auch die Reste des zerfallenen alten Kehler Hornwerks wurden, so gut es noch ging, ausgebessert und mit drei Batterien, die aber nur flußabwärts wirken konnten, versehen; am Glacisrand wurde ein gedeckter Weg hergestellt. An allen zu einem Übergang geeigneten Stellen wurden dicht am Rheinufer Brustwehren und Traversen für Geschütze*) gebaut, Laufgräben wurden ausgehoben, Gebüsche entfernt, Wege angelegt, Floßbrücken über die Kinzig und Schutter, Laufstege über die Altwasser gelegt.

Die allgemeinen Direktiven der Armeeleitung wurden durch eingehende Detailanordnungen Stains erweitert. Als wichtigste nenne ich: Jeder Posten hatte, wenn ein Feind auf ihn zukam, durch dreimaliges

*) Die Uferbatterien konnten nur zum Teil mit Kanonen versehen werden.

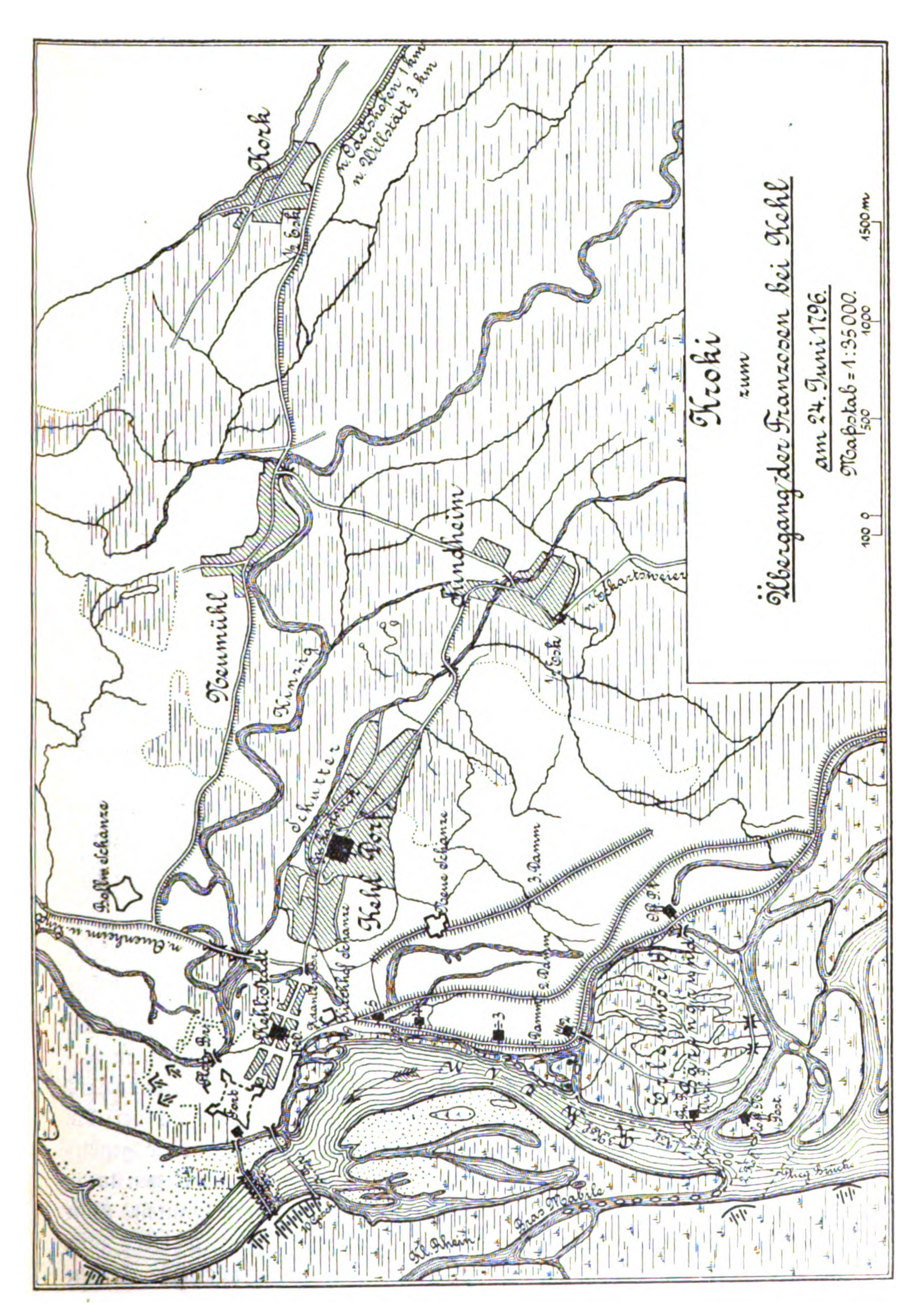


Schießen und den Nebenposten auch noch durch Zuruf zu melden, wenn sie nahe genug standen; der Pikettkommandant hatte dann sofort eine Patrouille in die betreffende Gegend zu entsenden. Hörte der Posten in der Dunkelheit auf dem Wasser ein Geräusch, ohne sehen zu können, so mußte er sich auf den Boden werfen und beobachten; jedes unnötige Schießen war verboten, wer unnötig schoß, mußte die Patronen bezahlen. Die Posten waren durch genau geregelten Patrouillengang ununterbrochen verbunden und wurden systematisch durch Stabs- und Subalternoffiziere revidiert. In der Nacht hatten auf dem Wasser Patrouillen zu gehen; es sollten dazu Schiffsleute aus Kehl in steter Bereitschaft sein. Die Pferde der Meldereiter mußten bei Tage gesattelt, bei Nacht auch aufgezäumt sein; rascheste Meldung war den Leuten zur Pflicht gemacht. Kanoniere und Handlanger hatten stets in genügender Anzahl bei den Kanonen zu sein. Die Pferde der auf Pikett befindlichen Artillerie mußten in der Nähe der Batterie kampieren und eine Stunde vor Tagesanbruch angeschirrt, die Pikette eine Stunde vor Tagesanbruch abgelöst sein, die abgelöste Mannschaft durfte erst eine Stunde nach Tagesanbruch abgehen; die Pikettkommandanten hatten für schleunigste Meldungserstattung nach den Seiten hin, wie an den Vorpostenkommandeur event. auch an den kommandierenden General zu sorgen; bei ernstlicher feindlicher Unternehmung hatte das Pikett drei Salven zu geben, die Batterien durch den ganzen Kordon hindurch ebensooft nachzufeuern; alle Truppen hatten daraufhin mit Sack und Pack unter das Gewehr zu treten und sich (in den Kantonements vor den Quartieren des Ortsältesten) zu sammeln, die Soutien-Bataillone vorzurücken. Die Stabsoffiziere auf den Flügeln hatten wegen des Sukkurses schriftlich an die k. k. Generale Nachricht zu geben. Vor allem war das Landen des Gegners zu verhindern; solange der Gegner auf dem Wasser war, sollte er von der Infanterie und Artillerie beschossen, war er übergegangen, mit dem Bajonett angefallen werden; die Artillerie sollte auf den übergegangenen Feind, nicht auf die Artillerie am feindlichen Ufer feuern. Durch falsche Rückzüge sollte der Feind vom Ufer weggelockt, dann von allen Seiten mit dem Bajonett angegriffen, der Brückenbau verhindert werden.

Da vorausgesetzt war, daß der Feind seine wahre Attacke durch verschiedene falsche markieren werde, durfte kein Pikett seinen Posten verlassen, ehe der falsche Angriff vom wahren zu unterscheiden war, wohl aber sollten von ihnen Unterstützungen nach den bedrohten Punkten abgeschickt werden. War der wahre Angriffspunkt erkannt, dann hatten sich die Pikette auf Befehl des Brigadiers bataillonsweise beim Hauptpikett (d. h. dem Rest des Vorpostenbataillons) zu sammeln und den geschlossenen (Soutien-) Bataillonen anzuschließen; ohne ausdrücklichen Befehl durften

die Pikette nicht abgehen. Sollte es dem Feinde gelungen sein, überzugehen, dann waren alle Brücken abzubrechen und es ging der eventuelle weitere Rückzug des ganzen Korps durchs Kinzig-Tal. Dabei seien aber zwei Fälle zu unterscheiden: entweder sei es dem Korps gelungen, sich mit den zu beiden Seiten stehenden Truppen zu vereinigen oder nicht. Im ersten Falle sei zwischen den Dörfern Bühl und Bohlsbach eine vorteilhafte, die Hauptstraßen von Kehl und von Appenweier deckende Stellung, von der aus nach der Vereinigung zum allgemeinen Angriff vorgegangen werden könne, um den Feind von seiner Brücke wegzuschlagen oder zum Rückzug zu zwingen; im zweiten Fall, der wahrscheinlicher sei, bleibe nichts anderes übrig, als daß jedes Korps für sich agiere und sich in die Pässe werfe.

Trotz der vielen Bestimmungen, die gegeben waren, vermißt man doch eine solche über eine etwaige Hauptverteidigungsstellung, in die sich die Vortruppen im Falle eines überlegenen feindlichen Angriffs zurückzuziehen hatten, und über das beabsichtigte Eingreifen des Gros. Das scheint Stain vom Verlauf der Ereignisse abhängig gemacht und sich vorbehalten zu haben; daß er gleich in die Bühler Stellung hätte zurückgehen wollen, ohne sein Gros einzusetzen, ist undenkbar und auch durch den tatsächlichen Gang seiner Verteidigung widerlegt. Bei der Schwierigkeit der ihm gestellten Aufgabe, mit unzulänglichen Kräften gegen einen überlegenen Gegner eine 30 km lange Rheinstrecke zu verteidigen, wäre es für ihn das einfachste, vielleicht auch das zweckmäßigste gewesen, sich erst bei Offenburg entscheidend zu schlagen und in der Rheinebene nur Aufenthalt zu bereiten, um die versprochenen Unterstützungen herankommen zu lassen. Die Aufgabe war für das Korps um so schwieriger, als neben einigen andern untergeordneteren Stellen drei im Schwäbischen Rayon sich befanden, die für verdeckte Ansammlung feindlicher Kräfte und durch die dem Rhein eigentümliche, zahlreiche Inselbildung für den Übergang besonders günstig waren. Die eine lag auf dem rechten Flügel bei Diersheim, wo von links her die Ill, die andere bei Ichenheim auf dem linken Flügel, wo ein Rheinarm mündete und wo in der Gegend von Plobsheim ein Französisches Lager sich befand. Diese beiden, je 15 km vom Lagerplatz des Gros entfernten Punkte eigneten sich nicht bloß zu Demonstrationen, sondern auch zum ernsten Übergang und hatten einen schwerwiegenden Einfluß auf die Tätigkeit des Gros insofern, als sie es so lange festhielten, bis der wahre Angriffspunkt mit Sicherheit erkannt war. Der gefährlichste Punkt war aber bei Kehl selbst; das nahe gelegene Straßburg erleichterte die verdeckte Ansammlung großer Truppenmassen, ein Seitenarm des Rheins, der schiffbare Kleine Rhein (Bras mabile), der heute mit dem Hauptstrom die Sporeninsel bildet und mit der Stadt durch einen Kanal verbunden war, mündete etwas oberhalb von Kehl



Kroki
zum
Übergang der Franzosen bei Kehl
am 24. Juni 1796.
Maßstab = 1:35000.
100 0 500 1000 1500 m
Kork
n. Odelshofen 1 km
n. Willstätt 3 km
Neumühl
Sundheim
n. Eckartsweier
Kinzig
Schutter
Kehl Dorf
Kehlstadt
Neue Schanze
3. Damm
2. Damm
Kl. Rhein
Pont volante

(siehe Kroki) und die Strombahn wechselte von ihm auf das rechte Ufer. Der 400 bis 600 Schritt breite Rhein trennte durch starke, meist nur auf künstlich geschaffenen Übergängen zu passierende Arme und Altwasser den Rand des festen Landes in zahlreiche kleine Inseln und überschwemmte, bei Hochwasser die Kinzig und Schutter stauend, häufig die Talebene um Kehl, Neumühl und Sundheim herum, so daß die Lager und Pikette verlegt, die Batterien und Posten vom Ufer bzw. den Inseln zurückgezogen werden mußten, die Redouten beträchtlichen Schaden erlitten. Kurz vor der kritischen Zeit war dies infolge von anhaltendem Regenwetter und Schneeschmelze im Gebirge der Fall gewesen, so daß ein Offizier ertrank und zurzeit des Übergangs der Franzosen das Rheinbett noch bis zum Uferrand angefüllt war. Auffallend viel Wasseradern durchzogen das Tal; die wichtigsten davon sind die Kinzig und die Schutter, sie konnten bei Hochwasser nur auf Brücken, sonst auch an Furten überschritten werden; beide überschwemmten schon bei starkem Regen das Tal.

Große, ungangbare Sümpfe und tiefeingeschnittene, breite und lange Wassergräben durchfurchten das Land. Die Bewegungsfreiheit war also im ganzen Gebiet äußerst gehemmt und fast allein auf die Straßen, wenige höher gelegene Terrainwellen und einige zum Schutz gegen das Hochwasser entlang des Rheins angelegte und, wie wir sehen werden, im Laufe des Gefechts zu Bedeutung gelangte Dämme angewiesen. Die Übersicht war durch die Bewachsung der beiden Rhein-Ufer und der Rhein-Inseln mit hohem Dickicht und mannshohem Getreide so erschwert, daß man nicht sehen konnte, was am feindlichen Ufer und auf dem Ackerfelde zwischen Kehl und dem Erlenwört vor sich ging.

Wie aus dem Kroki ersichtlich, bestand Kehl damals eigentlich aus drei Teilen: dem Fort, der Stadt, dem Dorf. Das sogenannte Fort, das Überbleibsel der ehemaligen Reichsfeste, war nichts mehr als eine Ruine; von den dem Fort vorgelegt gewesenen Hornwerken und Ravelins waren nur noch da und dort Spuren zu erkennen, die Gräben waren ausgefüllt, Mauerwerk und Brustwehren fast durchweg verschwunden, von einer Verteidigungsfähigkeit, die übrigens die Feste selbst zu ihrer Glanzzeit nie gegen die Franzosen besessen hatte, war keine Rede mehr; man hatte sie, wie erwähnt, an einigen Stellen auszubessern versucht und mit einigen Geschützen armiert, die gegen die feindlichen Uferbatterien und rheinabwärts wirken sollten, ihr Nutzen war aber ein äußerst beschränkter, teils weil die am andern Ende der unterbrochenen großen (alten) Rheinbrücke gegenüber stehende feindliche schwere Batterie ihnen unendlich überlegen war, teils weil sie dahin, wo der Feind überging, gar nicht feuern konnten. Von Stadt und Dorf wäre nur hervorzuheben, daß erstere ganz, letzteres zum großen Teil unter dem Feuer der feindlichen Brückenbatterie lagen. Gelang es dem Feind, hier überzugehen, dann war die kürzeste Verbindung mit Straßburg hergestellt, die der am Oberrhein stehenden Deutschen

Kräfte zerrissen, waren Offenburg und Oberkirch und die über den Schwarzwald führenden, bequemsten Übergänge direkt bedroht und nach deren Besitznahme der kürzeste Weg nach der Donau, nach Wien geöffnet.

Das hatte natürlich auch das Französische Hauptquartier klar erkannt. Während aller Augen nach dem Niederrhein gerichtet waren und aus den oben angeführten Gründen niemand an die Möglichkeit eines nahe bevorstehenden Übergangs der Franzosen hier, bei Kehl, dachte,*) hatte Moreau mit musterhafter, alle Keime des Gelingens in sich tragender Umsicht alle Vorbereitungen zu seinem Übergang über den Strom angesichts des Feindes getroffen. Schon vor Kündigung des Waffenstillstandes war damit begonnen worden, den Rhein und die zu einem Übergang geeigneten Stellen aufs sorgfältigste zu rekognoszieren, das nötige Übergangsmaterial auf unverfängliche Weise anzusammeln. Bei allen den Übergang bezweckenden Maßnahmen wurde die äußerste Geheimhaltung beobachtet. Vom Münsterturm aus wurde die feindliche Aufstellung studiert, durch verräterische Einwohner Kehls**) der Standort fast jedes einzelnen Postens in Erfahrung gebracht. Truppen wurden zur Verschleierung ihrer wahren Bestimmung unter Angabe anderer Zielpunkte in der Richtung auf Straßburg in Marsch gesetzt. Am 20. Juni wurde bei Mannheim ein ernsthaftes Gefecht in Szene gesetzt, bei dem sich Moreau in ostentativer Weise zeigte, um den Schein zu verstärken, hier übergehen zu wollen. Sofort nach dem Gefecht rückten die Truppen mit Marschrouten bis Besançon versehen — nicht einmal die Generale waren eingeweiht — in forcierten Märschen auf Straßburg ab; das Gerücht, sie hätten nach Italien zu marschieren, wurde ausgestreut und um so leichter geglaubt, als man auf der ganzen Route die Quartiere angesagt und Magazine angelegt hatte. (Moreau und die bedeutenderen seiner Generale waren am 23. vormittags noch in Neustadt a. H.) Die Märsche waren so genau berechnet, daß am 23. Juni abends,***) nicht früher, 27 500 Mann in der Nähe derjenigen Punkte versammelt waren, an denen der Übergang entweder wirklich stattfinden oder an denen nur demonstriert werden sollte.

E r n s t l i c h beabsichtigt war der Übergang dicht oberhalb Kehls mit etwa 15 700 Mann unter Ferino und bei Diersheim—Freistett mit etwa 12 000 Mann unter Beaupuy. S c h e i n a n g r i f f e sollten gemacht

*) Bezeichnend dafür ist auch, daß Stain seine Karte, die die genaue Aufstellung des Korps angab, wenige Tage vor dem Übergang dem Herzog eingesandt und noch nicht zurückerhalten hatte, so daß im ganzen Hauptquartier keine einzige zuverlässige Karte war, als der Rückzug begann.

**) Im Juli 1795 wurden vier Kehler Einwohner wegen Spionage kriegsgerichtlich zum Galgen (1), Schwert (1), Spießrutenlaufen (2) verurteilt. Hauptmann Stedingk vollzog mit III. Württemberg die Exekution.

***) Morgens waren auch die Tore Straßburgs geschlossen worden, um jeden Verkehr von Zivilpersonen mit dem rechten Rhein-Ufer abzuschneiden.

werden bei Ichenheim, bei Goldscheuer und unterhalb der Rupprechtsau; die beiden letzteren waren von untergeordneter Bedeutung. Eingeleitet sollte der Übergang werden bei Ichenheim mit 500 Mann, bei Goldscheuer und der Rupprechtsau mit je 160, bei Diersheim mit 2800, bei Kehl selbst mit 3540 Mann. Die dazu notwendigen Schiffe waren bereitgestellt. Für den Übergang bei Kehl lagen im Bras mabile 39 Nachen, Illkähne, große Straßburger Handelskähne, die zusammen die 3540 Mann und vier Kanonen aufnehmen konnten, außerdem noch 68 Kähne für eine fliegende und eine Pontonbrücke. Mit dem Beginn des Übergangs, der in vier verschieden starken Kolonnen unternommen werden mußte, hatte sämtliches, entlang des Rheins stehendes Geschütz das Feuer zu eröffnen. Den einzelnen Kolonnen waren die Landungspunkte bestimmt und besondere Aufgaben gestellt worden. Die erste Kolonne sollte im Bereich der Posten 2, 3 und 4 (siehe Kroki), die zweite beim Unteroffizier-Nachtposten landen, die dritte hatte sich der Batterie bei Posten 2 zu bemächtigen, die vierte auf dem Erlenwört zu landen, sich dort zu teilen, mit dem einen Teil die Brücke zwischen Posten 2 und dem Durlacher Pikett wegzunehmen, mit dem andern flußaufwärts zu ziehen und dann, je nachdem, gemeinschaftliche Sache mit den andern Kolonnen zu machen.

Nach Mitternacht begann, noch bei Mondschein, die Einschiffung der abgeteilt bereitstehenden Truppen unter Beobachtung der größten Geräuschlosigkeit. Kurz darauf — etwas zu früh — eröffneten die Geschütze das Feuer, ohne jedoch beim Feinde Verdacht zu erwecken. Um 1½ Uhr — es war inzwischen tiefe Dunkelheit eingetreten — waren die Boote beladen und setzten sich, am linken Rhein-Ufer etwas abwärts fahrend, in Bewegung,*) überließen sich dann der Strömung und wurden von dieser, wie bei dem hohen Wasserstand vorauszusehen war, mit reißender Geschwindigkeit fast ohne Ausnahme an den befohlenen Stellen ans rechte Ufer geworfen. Damit wenden auch wir uns den hier in Betracht kommenden Sicherungsabteilungen zu.

Das Offizierpikett Nr. 1,**) ein Offizier, 17 Mann, hatte auf den Erlenwört einen Feldwebel mit 9 Mann — sogenanntes Durlacher Pikett —, der bei Tag zwei, bei Nacht drei Posten gab, an den Rhein vorgeschoben. Die Plätze dieser Posten sind nicht genau zu ermitteln; dieses Durlacher Pikett stand, wie aus den Untersuchungsakten hervorgeht, bis ans Knie im Wasser. Links vom Feldwebelpikett auf einer durch einen Rheinarm vom Erlenwört getrennten Insel stand ein von der Reserve direkt gegebener neun Mann starker Unteroffizier-Nachtposten; dieser wurde dahin auf einem drei Mann fassenden Nachen übergesetzt und sah

*) St. Cyr sagt irrig „à 3 heures du matin“.

**) Siehe Kroki. Bis zum Rückzug des Gros ist die Darstellung Untersuchungsakten und Berichten entnommen.

für gewöhnlich direkt in die Mündung des Kleinen Rheins (Bras mabile) hinein.

Das Pikett Nr. 2 bestand aus zwei Kanonen unter einem Korporal mit fünf Kanonieren und vier Handlangern. Dazu waren vom Offizierpikett Nr. 1 kommandiert 7 Mann. Des Hochwassers wegen mußte dieser Posten um „mehr als 100 Schritt“ hinter seinen gewöhnlichen Standort zurückgezogen werden, so daß er nichts sehen konnte.

Das Pikett Nr. 3 hatte ein Geschütz unter einem Korporal, drei Kanoniere, zwei Handlanger. (Die Kanoniere befanden sich unerklärlicherweise auf Pikett 2.) Dazu waren vom Offizierpikett bei Nacht vier Mann kommandiert; ein Mann davon stand beim Geschütz, ein einfacher Posten dicht am Rhein. Zu den am Rhein stehenden Posten gelangte man auf aus einigen Bohlen bestehenden Laufstegen, die die Inseln mit dem Festland verbanden. Vom Pikett 2 führte zum Durlacher Pikett ein Steg auf den Erlenwört, eine Brücke ebendahin vom Offizierpikett 1. Hinter dem die Pikette verbindenden Rheindamm stand als nächste Unterstützung unter einem Oberleutnant eine Laufgrabenwache, deren Platz und Stärke aber nicht näher bekannt sind. Vom Vorpostenbataillon Held waren die nicht auf Pikett befindlichen Teile der Kompagnien als Hauptpikett oder erste Reserve in Kehl-Stadt im Alarmquartier. Die Schanzen waren von Haus aus nicht mit Infanterie besetzt. Die Pferde für die drei Geschütze auf Posten 2 und 3 (14) standen vereinigt, angeschirrt, in einem Schuppen dahinter. Zurzeit des Angriffs waren überall schon die Ablösungen eingetroffen, die Übergabe zum Teil schon beendet; die Besatzung war also eine doppelte, eine Überraschung somit unmöglich.

Schon um 1 Uhr nachts wurde Geräusch auf dem Wasser zwar gehört, aber nichts gesehen; beim Durlacher Pikett gab aber doch ein Posten einen Schuß ab. Während von dem äußersten linken Flügel des Kehler Kordons, dem Unteroffizier-Nachtposten auf der Insel, nichts vom Feinde beobachtet wurde, weil man infolge der Überschwemmung der Insel wahrscheinlich nur rheinaufwärts sehen konnte, meldete der mittlere Posten vom Durlacher Pikett, das noch in der Ablösung begriffen war, um 1¾ Uhr, daß ein Schiff im Wasser sei; der neuaufgezogene Kommandant-Feldwebel Luger, der sich nach der übereinstimmenden Aussage aller Augenzeugen vortrefflich benommen haben muß, rückte sofort mit der ganzen Mannschaft in die Postenlinie am Rhein vor und ließ auf ein dem Posten 2 zufahrendes Schiff das Feuer eröffnen, sandte auch durch einen Gefreiten Kirchner die Meldung aufs Offizierpikett 1, daß der Feind „mit Macht“ anrücke. Infolge des vorausgegangenen starken Regenwetters gingen aber nur die Gewehre der neueingetroffenen Ablösungsmannschaft los, so daß das Feuer schwach war. Dem ersten Schiff folgten sofort noch zwei und diesem dann noch 13 andere, alle in Richtung auf Posten 2;

das Feuer auf alle diese Schiffe wurde, als „die Batterien abgewischt“ waren, verstärkt fortgesetzt. Ungeachtet dieses, infolge der Dunkelheit wahrscheinlich unwirksamen Feuers landeten endlich drei Schiffe zumal an der Insel selbst; aus ihnen sprangen „wie der Blitz“ etwa 300 Mann direkt auf den Uferrand, da das Flußbett „eben voll“ war, und trieben den das Feuer im Rückmarsch fortsetzenden Feldwebel mit dem Bajonett auf das Offizierpikett 1 zurück. Die dabei zu passierenden beiden Brücken über die Altwasser wurden, wie mehrfach bezeugt ist, wegzureißen versucht, dies gelang aber nicht, einesteils, weil sie zu fest und weder Handwerkszeug noch Zimmerleute vorhanden waren, anderenteils, weil die dicht darauf folgenden Franzosen dazu gar keine Zeit gelassen haben. Das Offizierpikett hatte dem Feldwebel keine Unterstützung, sondern nur durch Kirchner den Befehl zurückgesandt, sich solange als möglich zu halten. Als der Feldwebel, weil die Franzosen in der Dunkelheit zu hoch schossen, ohne Verlust beim Offizierpikett eintraf, was etwa 3/4 Stunden nach der Absendung Kirchners geschehen sein soll, war dieses unter Fähnrich v. Schmid*) hinter dem Damm aufmarschiert und eröffnete das Feuer auf den in der Front anrückenden Gegner, gleichzeitig drang aber der Feind auch schon von Pikett 2 her vor, so daß Schmid, der längeren Widerstand nur für ein nutzloses Aufopfern seiner Leute hielt, deren Verhalten er als durchaus unerschrocken und pflichtmäßig bezeichnete, zunächst sich etwas nach der „Neuen Schanze“ und als ihm dahin der Weg durch feindliche Abteilungen versperrt war, gegen Sundheim und von da über Neumühl nach der „Bollwerksschanze“ zurückzog. Schmid hatte, nachdem er von 1 3/4 Uhr ab „zuweilen auf den Vorposten feuern“ gehört und Kirchners Meldung etwa um 2 1/4 Uhr erhalten hatte, den einen seiner Dragoner zum Melden zur Laufgrabenwache (Oberleutnant v. Nettelhorst), den andern zum Pikett 2 gesandt; letzterer meldete beim Zurückkommen „es sei nichts“. Diese unzuverlässige Meldung veranlaßte Schmid, den bisherigen Pikettkommandanten, Fähnrich Stumpe,**) mit sechs Mann und einem Dragoner als Verstärkung zum Pikett 2, wo zwei Kanonen, aber nur Unteroffiziere waren, zu detachieren, mit seinen übrigen Leuten besetzte er, wie wir wissen, den Damm und wartete das weitere ab. Das Artilleriefeuer hatte er für „Signalschüsse“ gehalten und dem Vorpostenkommandeur nicht gemeldet, weil er seiner Spezialinstruktion gemäß nur an die Laufgrabenwache zu melden gehabt habe. Stumpe begegnete auf seinem Marsch zum Pikett 2 dieses schon in vollem Rückzug vor einem von allen Seiten vordringenden, überlegenen Feinde und zog sich deshalb gleichfalls auf Sundheim und Neumühl, wo er sich mit Schmid

*) Fähnrich war die unterste Offizierscharge. Schmid war 19 Jahre alt und 2 1/2 Jahre Fähnrich.

**) Stumpe war 21 Jahre alt, diente im 8. Jahr und war 1 1/2 Jahr Fähnrich.

vereinigte, zurück. Auch die das Offizierpikett 1 mit der Insel verbindende Brücke konnte nicht abgebrochen werden, weil der Feind von vorn und rechts her fast gleichzeitig mit den zurückgedrängten Piketten ankam.

Inzwischen hatte sich bei den rechts stehenden Piketten 2 und 3 folgendes zugetragen: Bei Pikett 2 war etwa um 1 Uhr Geräusch auf dem Wasser und gleich darauf der Gewehrschuß beim Feldwebelpikett gehört worden; der für gewöhnlich am Rhein-Ufer stehende, aber jetzt infolge des Hochwassers „mehr als 100 Schritt" zurückgezogene Nachtposten konnte nicht sehen, was auf dem Fluß vorging, sondern hörte nur plätschern. Der daraufhin vorgegangene Korporal sah nun, ungefähr um 2 Uhr, ein etwa 200 Mann enthaltendes Schiff auf die Insel zukommen und feuerte; die beiden Geschütze des Piketts gaben aber erst auf Drängen des Korporals von der Infanterie im ganzen fünf Kartätschschüsse in die Nacht hinaus ab; dieses Schiff trieb gegen Posten 3 ab. Von der Infanteriemannschaft des Postens hatte die Mehrzahl „des großen Wassers und dicken Gebüsches wegen" nicht einmal ein Schiff fahren, viel weniger ein solches landen gesehen;*) sie feuerte trotzdem immerfort zunächst aufs Geratewohl in der Richtung auf den Fluß durch das Gebüsch hindurch, dann auf die darin von rechts her auftauchenden Franzosen. (Ein Mann behauptet 15 Patronen verschossen zu haben.) Während dieses Gefechts hätte man einen Kanonenschuß vom Pikett 3 her gehört. Die Artilleristen dieses Postens 2 hatten zwei mit je 80 bis 100 Mann besetzte Schiffe zwischen Posten 2 und 3 landen sehen. Nach Abgabe der eben erwähnten fünf Kartätschschüsse kam der Feind so schnell von Posten 3 her der Batterie in den Rücken, daß kein Geschütz mehr gedreht, keine Meldung mehr gemacht werden konnte. Der Artilleriekorporal will mit einer der beiden Kanonen noch vier Kartätschschüsse im Felde abgegeben haben, dann aber umringt worden sein und sich, da zwei seiner Kanoniere blessiert, einer totgeschossen waren, durch das Gebüsch gerettet haben. Die Geschütze zu retten war unmöglich, „da der Feind zu schnell, zu stark und von allen Seiten vorgedrungen", das Sattelpferd einer Kanone totgeschossen worden ist, die übrigen davongerannt sind. Der den Posten 2 mit dem Durlacher Pikett verbindende Steg konnte aus den gleichen Gründen, von Pikett Nr. 3 her angegriffen, nicht abgerissen werden. Der Posten war genötigt, auf das Offizierpikett 1 zurückzugehen; dabei vereinigte er sich mit dem ihm entgegen kommenden Fähnrich Stumpe.

Dem Pikett 3 war es, als der Feind ungefähr um 2 Uhr in zwei, je etwa 200 Mann enthaltenden Schiffen, 150 Schritt vom Posten entfernt, gelandet hatte, nur gelungen, einen einzigen Schuß abzugeben, einmal, weil es zu dunkel war, um etwas zu sehen, dann, weil die Kanoniere

*) Ein Mann zwischen Posten 2 und 3, der einen Schuß abgab, sei „gleich verwundet worden und liegen geblieben".

erst vom Pikett 2 herbeigerufen werden mußten und Zweifel bestanden, ob man ohne Befehl schießen durfte. Nach Abgabe dieses Schusses sah sich die Mannschaft vom Feinde, der auch von hinten her kam, umringt; von der sechs Mann starken Artilleriemannschaft war ein Mann gefallen, einer verwundet, einer gefangen; an ein Retten des Geschützes war bei der Schnelligkeit, mit der sich alles abspielte, nicht zu denken; der Feind drehte sofort das Geschütz um und feuerte nach der neuen Schanze und dem Posten 2 hin. Die einschließlich der Ablösungsmannschaft acht Mann starke Infanteriebedeckung hatte wohl sofort am Uferrand, wohin der Unteroffizier vorgerückt war, als beim Sichtbarwerden der Schiffe der Posten einen Schuß abgegeben, das Feuer eröffnet, es wurde aber vom Feinde nicht „ästimiert". Mit dem Bajonett aber, sagte der Führer, der zweimal verwundet wurde, sei gar nichts zu machen gewesen, weil „alle in einem Augenblick aus den Schiffen gesprungen seien". Nach dem Landen teilte sich der Feind und ging gleich auch auf Posten 2 los. Auch hier hatte man weder Handwerkszeug noch Zeit, den über die Altwasser gelegten Steg unbenutzbar zu machen. Der Posten zog sich auf die Kirchhofschanze zurück. Eine vom Posten 5 abgeschickte Verstärkung von acht Mann traf ihn in vollem Rückzug und schloß sich ihm an. Ein auf Posten 2 zum Melden abgegangener Mann hatte nicht mehr durchkommen können. Nach der hauptsächlich der Dunkelheit und dem Hochwasser, nicht aber Unachtsamkeit zu verdankenden Vertreibung der äußersten Vorpostenlinie war es dem Feinde ein leichtes, seine Truppen überzusetzen, am rechten Ufer festen Fuß zu fassen und mit dem Bau der fliegenden Brücke zu beginnen. Die entleerten Schiffe kehrten zurück und wurden neu beladen. Von morgens 6 Uhr ab konnten auf der fliegenden Brücke alle halbe Stunde etwa 500 Mann übergeführt werden (Dédon sagt stündlich 1500 Mann im ganzen). Durch die Rheindämme völlig gedeckt, entwickelten sich die Franzosen zunächst hinter diesen und sandten nur Tirailleure, die in dem hochstehenden Getreide gegen Sicht vorteilhaften Schutz fanden und mit ihrer überlegenen, den Schwaben gänzlich unbekannten Fechtweise die Vorpostenschlacken vor sich hertrieben, in der Richtung auf Sundheim und die neue Schanze.

Was war aber während dieses immerhin ¾stündigen Gefechts von den rückwärtigen Abteilungen, der Laufgrabenwache, den geschlossen gebliebenen Teilen des Vorpostenbataillons in Kehl-Stadt, dem Grenadierbataillon Naglovich in Kehl-Dorf, dem Gros des Korps geschehen? Während die Untersuchungsakten über das Vorpostengefecht ziemlich genauen Aufschluß geben, erteilen die übrigen Akten keine ganz genügende Antwort auf die gestellte Frage. Über die Laufgrabenwache erfahren wir fast nichts. Ihr Kommandant hat nach seiner Angabe keinerlei Meldung erhalten; eine von ihm abgeschickte Patrouille war nicht wieder zurück-

gekommen. Unterstützung hatte er, da er auf beiden Flügeln feuern hörte, nirgendshin abgeschickt. Meldung will er an General v. Zaiger und Oberst v. Hövel erstattet haben, als er die Kanonenschüsse hörte. Wohin er sich zurückgezogen, ist unbekannt; ich vermute in die „Neue Schanze", weil eine Mitteilung lautet, daß die Vorposten sich dahin hätten zurückziehen sollen; einen Teil der Pikette wird er wohl aufgenommen haben. Auch die in Kehl stehenden Abteilungen scheinen zunächst eine rein passive Rolle gespielt zu haben. Als unzweifelhaft feststehend kann gelten, daß der Meldedienst fast gänzlich versagte, sei es daß die Melder verwundet oder gefangen wurden, sei es aus irgendwelchen andern noch denkbaren Gründen; nicht durch mündliche Meldungen, wie vorgeschrieben war, sondern allein durch die abgegebenen Kanonenschüsse wurden die Kehler Truppen alarmiert. Das war an sich ein Vorteil, da aber keine Meldungen einliefen, die Alarmschüsse auch nicht dem befohlenen Schema entsprachen, versammelten sich die Truppen nur und warteten ab.

Völliges Dunkel liegt über den Anordnungen des Vorpostenkommandeurs, Generalmajors v. Zaiger. Aus dem Bericht des Kommandanten der Artillerie, Hauptmanns v. Becké, ist zu entnehmen, daß er nach dem Alarm zu Zaiger sich begeben, dieser aber „nichts weiter als die fünf Schuß gewußt" hat. Becké ließ nun „die Artillerie*) an den Ort ihrer Bestimmung rücken" und rekognoszierte in der Richtung auf Offizierpikett 1 und den Posten 2; mittlerweile, schreibt er, habe es zu tagen**) angefangen und habe er sehen können, daß der Feind in einer Stärke von etwa 1200 Mann den Rheindamm zwischen den Posten 1, 2 und 3 besetzt habe. Nun habe er Zaiger Rapport erstattet und gebeten, schleunigst wenigstens die zwei Kompagnien, die vor seinem Haus aufmarschiert standen, gegen das Pikett 1 zu schicken, damit der Eingang ins Dorf Kehl und Sundheim verwehrt werde, mit einer andern Kompagnie aber die neue Schanze zu besetzen, wozu er von der Reserve einige Kanonen detachierte. In der Hoffnung, daß dies geschehe, habe er sich auf die Kirchhofschanze begeben, sie auf vier Kanonen, wozu er zwei aus den Laufgrabenbatterien von Kehl nahm, verstärkt und sich in ein heftiges, für den Feind und ihn verlustreiches Feuergefecht eingelassen. Es muß hier ergänzend nachgeholt werden, daß von der „Kirchhofschanze" aus nur der übergegangene, nicht der übergehende Feind beschossen werden konnte. Aus Beckés Meldung geht mit aller Wahrscheinlichkeit hervor, daß bis Tagesanbruch (also bis etwa 3 Uhr morgens) von den Reserven nichts geschehen war; erst der Tag brachte auch in sie Leben. Nach Varnbüler traten die in Kehl liegenden geschlossenen Reserven des Bataillons Held zersplittert ins Gefecht, drängten den Feind gegen Pikett 1 zurück,

*) Die Württembergische Artillerie galt damals allgemein als Elitetruppe.

**) Sonnenaufgang 3 Uhr.

wurden aber „ihrer geringen Stärke wegen" dann selbst wieder zurückgedrängt, so daß dabei die neue, höchstens von einer Kompagnie besetzte Schanze so rasch verloren ging, daß die Geschütze vernagelt werden mußten und sich „alles, teils in der »Kirchhofredoute«, teils beim Eingang ins Dorf Kehl, in der »Bollwerkschanze« und hinter der Neumühler Kinzigbrücke setzte". Ob bei diesem Vorgang das Grenadierbataillon Raglovich beteiligt war, ist nicht sicher. Der Feind benutzte diese Rückwärtsbewegung, um sich unter dem Schutz der Dämme gegen Sundheim und Kehl-Dorf auszudehnen.

Bis jetzt — es war 3 Uhr morgens vorüber — hatte das Gefecht allein auf den Schultern des Bataillons Held und vielleicht auch des Grenadierbataillons Raglovich und den wenigen Geschützen gelegen. Die zur Stelle gewesene Kavallerie war, so behauptet wenigstens Becké, von Zaiger des durchschnittenen Geländes wegen nicht eingesetzt worden. Vor 3 Uhr war, auch bei rechtzeitiger Alarmierung, auf ein Eingreifen des Gros keinesfalls zu rechnen gewesen, es vergingen aber noch Stunden darüber hinaus, bis es wirklich in Aktion trat. Das Generalkommando in Kork erfuhr erst zwischen 3 und 4 Uhr morgens von der Offizierwache daselbst, daß man an verschiedenen Stellen am Rhein Geschütz- und Gewehrfeuer höre. Da zu dieser Zeit noch keinerlei Meldung von den Vortruppen eingegangen war, ließ Stain zunächst nur die Truppen im Lager bereitstellen*) und entsandte einen seiner Adjutanten (wahrscheinlich v. Epplen) direkt auf der Hauptstraße über Neumühl, den andern (v. Varnbüler) über Neumühl und Sundheim nach Kehl, um nähere Nachrichten einzuholen; damit verstrich kostbare Zeit; bei der Ungewißheit, in der man sich befand, konnte das Korps noch nicht, und zwar umsoweniger eingesetzt werden, als kurz nach dem Wegreiten der Adjutanten auch von den äußersten Flügeln des Kordons die Meldung einlief, angegriffen zu sein, und so Zweifel über den wahren Angriffspunkt entstanden.

Der auf direktem Wege nach Kehl entsandte Adjutant begegnete zwischen diesem Ort und Neumühl einem endlich**) von Zaiger abgeschickten Ordonnanzoffizier, der den Auftrag hatte, Stain zu melden, daß der Feind in vielen Schiffen beim Durlacher Pikett gelandet sei, die dort gestandenen Pikette zurückgedrängt habe, die Reserven mit dem Feinde im Gefecht ständen und bei Diersheim und Ichenheim eine heftige, mit Gewehrfeuer untermischte Kanonade gehört werde; Meldungen von da

*) General v. Mylius berichtete an den Herzog, das Lager sei marschbereit gewesen, lange bevor man im Hauptquartier gewußt habe, daß und wo der Feind übergegangen sei.

**) Diese verspätete Meldungserstattung läßt nur die einzige Erklärung zu, daß Zaiger erst sehr spät den Ernst der Lage erkannte.

her seien noch nicht gekommen. Infolge dieser, vielleicht etwa um 4 Uhr morgens im Hauptquartier eingetroffenen Nachricht wurde den Soutienbataillonen befohlen, den bedrohten Punkten zu Hilfe zu eilen, die Pikette aber sollten stehen bleiben, weiter beobachten, sich nicht durch einen falschen Angriff täuschen lassen. Das täglich für den Kehler Kordon im Lager alarmbereit gehaltene Reservebataillon (heute vom Regiment Wolfegg), die in Kork befindliche Dragonerkompagnie, ein Infanteriekommando (wie stark ist nicht bekannt) und zwei Reservekanonen wurden über die Neumühler Brücke nach Sundheim in Marsch gesetzt, um das Vordringen des Feindes nach Neumühl unmöglich zu machen. Schließlich sollten sich die zwei Bataillone Baden und zwei Schwadronen Zollern-Kürassiere über Willstätt und Eckartsweier in Bewegung setzen, der Rest des Lagers (3 Bataillone, 2 Schwadronen, 3 Reservegeschütze) nach Kork vorrücken, die Bagage nach Bieberach im Kinzig-Tal abgehen. Diese Befehle waren ausgegeben, als Varnbüler zurückkam; er war dem Fähnrich Schmid zwischen Neumühl und Sundheim begegnet, hatte von diesem den Stand des Gefechts erfahren, dann den mit 20 bis 25 Pferden in Sundheim stehenden Leutnant v. Taubenheim mitgenommen, war gegen Offizierpikett 1 vorgeritten und dabei auf Französische Infanterie gestoßen, die etwa 400 bis 500 Schritt vorwärts des Rheindamms hinter einem Graben stand und die er auf etwa 500 Mann schätzte. Auf dem Rückweg war er am Ostrand vom Dorf Kehl schon von Französischen Tirailleuren beschossen worden und hatte Stumpe, der nach der „Bollwerksschanze" marschierte, angetroffen. Gleichzeitig mit Varnbüler waren noch im Hauptquartier Meldungen vom Vertreiben der Posten 2 und 3 und vom Verlust ihrer Geschütze eingegangen.

In teilweiser Abänderung der schon in der Ausführung begriffenen Befehle verfügte nun Stain, kurz gesagt:

1. Oberstleutnant v. Raglovich greift mit drei Kompagnien seines Bataillons (warum nicht mit vier, ist nicht bekannt), verstärkt durch Freiwillige*) und andere Mannschaften des II. Bataillons Regiments Württemberg, die sich in der „Bollwerksschanze" befinden, die „Neue Schanze" an. Das in Marsch gesetzte Reservebataillon Wolfegg und ein Detachement Kavallerie marschieren zwischen Dorf und Stadt Kehl auf, formieren sich zum Angriff des zwischen der „Neuen Schanze" und dem Rhein stehenden Gegners und unterstützen eventuell das Bataillon Raglovich;
2. General Mylius marschiert mit einem Bataillon (Gren. Bat. v. Bauer) und einer Schwadron Zollern-Kürassiere auf Sundheim,

*) Unter diesen Freiwilligen befanden sich Fähnrich v. Schmid und Mannschaften der vertriebenen Pikette, ein Beweis dafür, daß diese Leute nicht aus Feigheit ihre Posten verlassen haben.

vereinigt sich dort mit den über Eckartsweier dirigierten beiden Bataillonen Baden und zwei Schwadronen Zollern, säubert Sundheim und Dorf Kehl von den feindlichen Tirailleuren und sucht des Feindes rechte Flanke zu gewinnen;

3. Rittmeister v. Milchling eilt mit einer Kompagnie Dragoner nach Sundheim voraus und setzt sich dort fest, bis General Mylius eintrifft;

4. der Rest des Lagers (Bat. Auer und 1 Bat. Wolfegg, 1 Schwadron Kür., 3 Geschütze) rückt unter Generalleutnant v. Fürstenberg und General v. Stader als Reserve in eine Stellung zwischen Kehl und Neumühl am rechten Ufer der Kinzig.

Raglovich, geführt von Varnbüler, formierte sein Bataillon, den Osteingang Kehls besetzend, ungefähr vor der Mitte des Dorfes, griff, 400 bis 500 Mann stark, ohne zu feuern, die Schanze rechts des Eingangs an und nahm sie. Varnbüler sagt darüber, „die Offiziere und Pursche" hätten dabei „einen großen Mut und Entschlossenheit" bewiesen, er „verehre bei dieser Gelegenheit besonders das kalte Blut und das vortreffliche Betragen des herzoglichen Grenadier-Hauptmanns v. Röder". Die Wegnahme der Schanze zwang den Feind hinter den nächsten (2.) Damm zurückzugehen. Das dem Bataillon Raglovich als dessen eventuelle Unterstützung folgende Bataillon Wolfegg hatte unter dem Kommando des Oberst v. Chrismar die Kehler Kinzigbrücke überschritten. Ehe das Bataillon den Dorfrand erreichte, war die „Neue Schanze", um deren Besitz sich nach Aussage Dédons „une fusillade terrible" entsponnen hatte, nach *zweimaligem Sturm* und, nachdem die *letzte Patrone der Besatzung verschossen war*, von den weit überlegenen Franzosen bereits wieder genommen, die ganze Besatzung zum Strecken des Gewehrs gezwungen worden.*) Chrismar ließ seine beiden Bataillonskanonen „am Damm (?)" auffahren und das Feuer eröffnen, das Reservegeschütz fuhr am „Straßendamm (?)" auf. Gleich beim Debouchieren aus dem Dorfrand heraus geriet das Bataillon nicht bloß in verlustreiches Frontal-, sondern auch in das heftigste auf die Schanzen gerichtete Flankenfeuer der Französischen Rheinbatterien, das Bataillon, dessen Kommandeur sich vor die Front begab, formierte sich aber trotzdem und rückte bis über die Kirchhofredoute hinaus vor; dabei wurden verwundet: v. Chrismar zweimal schwer, 9 von 15 Offizieren, über 100 Mann, die meisten Kanoniere, eine Kanone wurde demontiert; die Leute drängten sich infolgedessen zusammen, die namentlich auch von den im hohen Getreide versteckten Französischen Tirailleuren verursachten Verluste mehrten sich und brachten „das meist aus Rekruten und unge-

*) Nach Beckés Meldung war dies um 6½ Uhr morgens.



dienten Offizieren zusammengesetzte Bataillon derart aus der Contenance, daß es sich zerstreute", sich ins Dorf und über die Kinzig zurückzog.

Stain, der sich während dieses Gefechts bei der „Bollwerksschanze" befand, hatte inzwischen aus seiner Reserve ein Bataillon (Auer oder Wolfegg) zur Unterstützung Chrismars vorgezogen, es kam aber nicht mehr zur Verwendung, da die Nachricht einlief, daß General v. Mylius, in der linken Flanke angegriffen, zurück müsse. Die vorausgesandte Dragonerschwadron Milchling hatte sich in Sundheim nicht halten können; General v. Mylius erst gelang es, das Dorf vom Feind zu säubern und sich vor diesem mit seinen drei Bataillonen und drei Eskadrons zum Angriff auf den Erlenwört zu formieren. (Während dies geschah, ging die „Neue Schanze" zum zweiten Male verloren.) Mit etwas vorgenommenem linken, den Ostrand von Kehl-Dorf fast streifendem rechten Flügel, links von den Kürassieren gedeckt, gingen die Bataillone mit zahlreichen Plänklern vor der Front, die sich zu diesem ihnen ganz fremden Dienst freiwillig gemeldet hatten, „mit klingendem Spiel" gegen den vom zweiten Rheindamm zwischen Offizierpikett 1 und Posten 3 gebildeten Winkel vor, trieben den Gegner bis hinter diesen Rheindamm zurück, wurden aber nun durch in ihrer linken Flanke erscheinende, hinter dem Damm verdeckt angesammelte, mehrere Bataillone starke, feindliche Infanterie zum Stehen und nach einigem, trotzdem geleisteten Widerstand unter ziemlich großem Verlust zum Weichen gebracht. Die nun unter Oberstleutnant Maiershofer zur Attacke anreitenden Kürassiere stießen auf einen Wassergraben, so daß sie die Infanterie nicht degagieren konnten. Der Feind nützte dies aus und folgte mit dichten Tirailleurhaufen gegen Front und linken Flügel. Mylius, in seiner linken Flanke ernstlich bedroht und befürchtend, aufgerollt zu werden, konnte dem wiederholten Befehl Stains, standzuhalten, nicht mehr nachkommen, sondern mußte nach Sundheim und von da über die Kinzig zurück. Davon, daß Emigranten-Kavallerie in dieses Gefecht eingegriffen hätte, wie Dédon und St. Cyr angeben, wissen die diesseitigen Quellen nichts.

Nun war die Hauptrückzugslinie derart bedroht, daß Stain, wenn er nicht der Gefahr sich aussetzen wollte, vom Eingang ins Kinzig-Tal abgeschnitten und nach Norden abgedrängt zu werden, zur Räumung des linken Kinzig-Ufers sich entschließen mußte. Die „Kirchhofschanze" und das Hornwerk, die beide die ganze Zeit hindurch unter Major Held bzw. Artilleriehauptmann Schnadows die unendlich überlegene feindliche Beschießung aus schweren Geschützen ertragen hatten, wurden unter Zurücklassung einiger Geschütze, die zum Teil demontiert waren, zum Teil wegen mangelnder Pferde nicht wegzuschaffen waren, etwa um 9½ Uhr morgens f r e i w i l l i g aufgegeben. Die Behauptung, die Kirchhofredoute hätte nur wenig Widerstand geleistet und sei bald erobert worden, beruht auf

einem offenbaren Irrtum. Das Kreiskorps ging in bester Ordnung zunächst auf den alten Lagerplatz und dann hinter die Höhen vor Bühl an der Straße nach Offenburg zurück. Eine aus dem Reservekorps bei Neumühl unter General v. Zaiger formierte Arrieregarde (2 Bat., 2 Eskadr.) behielt die „Bollwerksschanze", die Neumühler Kinzigbrücke, Neumühl und Kork besetzt; einige Geschütze wurden gegenüber der Kehler Kinzigbrücke postiert, um dem Gegner, der bis dahin folgte, den Übergang zu erschweren; ob die Brücke abgebrochen worden war, ist zweifelhaft. Miller behauptet es, Dédons Angaben sprechen dagegen. Um 10 Uhr vormittags war das Gefecht zu Ende. Daß man das Korps um diese Zeit schon auf der Straße nach Offenburg zurück g e t r i e b e n hätte, gehört ins Reich der Fabel; der weitere Rückzug geschah f r e i w i l l i g. Dafür spricht auch das Zugeständnis St. Cyrs, daß man um 2 Uhr nachmittags „maître de Kehl" gewesen sei, also nicht der Kinzig.

Im Laufe des Gefechts gingen von Diersheim, Leutersheim, Auenheim, Goldscheuer, Ichenheim zahlreiche Meldungen ein, daß der Feind die dort stehenden Truppen mit Artillerie beschieße und auf den äußersten Flügeln des Kordons sogar Truppen überzuschiffen versuche. Zwischen Freistett und Diersheim hatte Beaupuy auf eine dicht bewachsene und die Einsicht verhindernde Insel eine Brücke schlagen lassen, um von dort aus mit Schiffen überzusetzen. Dem dortigen Vorpostenbataillon v. Irmtraut, dessen Bataillonsgeschützen es im Verein mit der dortigen Uferbatterie gelang, einige Schiffe in den Grund zu bohren, war es aber, unterstützt von dem aus Linx herbeigeeilten I. Bataillon Württemberg (Prem. Maj. v. Fribolin) geglückt, den bei den ungünstigen Wasserverhältnissen schwierigen Übergangsversuch zu vereiteln. Beaupuy erneuerte den Versuch nicht, hielt aber doch die beiden Bataillone fest, so daß sie nichts zur Unterstützung Kehls beitragen konnten. Ähnlich ging es im linken Flügelabschnitt des Kordons den beiden Bataillonen Fürstenberg. Hier waren bei Ichenheim feindliche Vortruppen bereits auf eine dem rechten Ufer nahe gelegene und mit diesem durch einen Steg verbundene Insel übergegangen; mit großer Bravour führte aber Leutnant Arnold vom Regiment einen Teil der Wache des Ichenheimer Forts auf die Insel hinüber, griff den überlegenen Gegner an, trieb ihn in seine Schiffe zurück und nahm sogar mehrere Offiziere und etwa 70 Mann gefangen. Als der Übergangsversuch hier als bloße Demonstration erkannt war, war es zu spät, um noch rechtzeitig Unterstützungen in die Nähe Kehls (15 km) bringen zu können.

Wie im kleinen hier von den Flügeln des Schwäbischen Korps keine Hilfe geleistet werden konnte, so im großen auch nicht von den Kaiserlichen oder Condéschen; auch sie konnten ihre nur schwach besetzten Rayons nicht von Truppen entblößen, waren auch viel zu weit entfernt, um rasch genug

auf dem Gefechtsfeld erscheinen zu können. Am frühen Morgen waren, wahrscheinlich aber nur ganz zufällig, bei Bischofsheim ein Österreichisches Bataillon und ein Artillerietrain eingetroffen,*) das war aber auch alles; vielleicht hat es aber doch genügt, um Beaupuy abzuschrecken; da der Übergang bei Kehl geglückt war, hatte er keinen Grund mehr, auf seinem Vorhaben zu bestehen und ging auch dort über.

Zur Abwehr des Angriffs standen im engeren Kehler Kordon also nur die Bataillone Held und Raglovich, die Brigade Mylius, das Kürassierregiment und einige Geschütze zur Verfügung, und zwar nicht auf einmal, sondern nur nach und nach; der Feind aber trat mindestens mit 2500 Mann gleich von Anfang an auf und verstärkte sich in rascher Folge derart, daß die Schwäbischen Truppen unter schwierigen Geländeverhältnissen stets gegen eine mehrfache Überlegenheit zu kämpfen hatten. Trotzdem leisteten sie einen sieben- bis achtstündigen Widerstand.

Der Verlust des Schwäbischen Kreiskorps wird in den gedruckten Quellen auf 37 Offiziere, 693 Mann angegeben, er betrug aber nach einem Rapport Stains vom 29. Juni 1796: 37 Offiziere, 836 Mannschaften, 14 Geschütze, 22 Wagen, 35 Pferde.

Von den Offizieren waren:

tot oder an Wunden gestorben: Oberst v. Chrismar, Leutnant Schach;

verwundet: vom Inf. Regt. Württemberg: Oberst v. Hövel, Major v. Held, Fähnrich Behenter;
- vom Inf. Regt. Wolfegg: Leutnants Haas, Egger, Schwendter, Hardt, Fähnriche Hugo, Wachter, Adjutant Schramm;
- vom Inf. Regt. Baden: Hauptmann Wippermann, Wibel, Oberleutnants Herrmann, Glock, Leutnant Tribelhorn, Fähnriche Neubrauer, Härle;
- vom Gren. Bat. von Baur: Hauptmann v. Eichrodt;
- vom Drag. Regt. Württemberg: Rittmeister v. Milchling;
- von der Artillerie: Leutnant Stoll, Stückjunker Langenbacher;

gefangen: vom Gren. Bat. Raglovich: Oberstlt. v. Raglovich, Hauptleute v. Roeder, v. Fürstenberg, Leutnants v. Reichlin, v. Baier, Fähnrich Rau;
- vom Inf. Regt. Württemberg: Leutnants v. Schlewitz, v. Haller, Fähnrich v. Schmid, Regts. Feldscheer Renz;
- vom Inf. Regt. Wolfegg: Fähnrich Hummel;
- von der Kreisartillerie: Stückjunker Faulhaber, Peteler;
- von der herzoglichen Artillerie: Leutnant v. Bausch;

vermißt: vom Inf. Regt. Württemberg: Leutnant Hopfensperger und Fähnrich Hochstetter.

---

*) In den Kampf eingegriffen haben sie jedenfalls nicht.

V o n d e r M a n n s c h a f t w a r e n: tot 36, verwundet 70, gefangen 609, darunter befinden sich die Besatzung der „Neuen Schanze“ und 194 Mann des Regts. Wolfegg, die nicht näher spezifiziert sind; vermißt 111 Mann.

Der Verlust der Franzosen ist nicht genau bekannt; Dédon gibt 200 Mann tot und verwundet an. Miller schreibt, der damalige Kommandant der Straßburger Zitadelle habe ihm versichert, sie hätten einen Verlust von 1200 Mann gehabt.

Wie nicht anders zu erwarten war, rief der Verlust des Kehler Postens Bestürzung und Entrüstung hervor: Der Schwäbische Kreis, das Herzogtum Württemberg sahen sich ernstlich der Gefahr feindlicher Überschwemmung ausgesetzt, der ganze Feldzug wurde in völlig veränderte Bahnen gelenkt. Obwohl man allenthalben von der Unmöglichkeit des schwachen Schwäbischen Korps, einen ernsten feindlichen Übergang verhindern zu können, überzeugt war, wurde nun, nachdem das Unglück geschehen, ohne weiteres über die Truppe der Stab gebrochen; man hatte ganz vergessen, wie krampfhaft man von alters her die Taschen zugehalten, wenn es sich um Verwilligungen für die bewaffnete Macht überhaupt handelte, wie man sich drehte und wendete, um um die vielfachen Forderungen Stains um Verstärkung der Kader, der Geschützzahl usw. herumzukommen oder sie wenigstens auf ein Minimum herunterzudrücken, wie wenig man sein Versprechen gehalten hatte, im Ernstfall von rechts und links her Hilfe zu bringen. Die üblen Nachreden gingen in gewissen Kreisen sogar so weit, daß man den Gedanken an a b s i c h t l i c h e s, also verräterisches Aufgeben der Stellung durchblicken ließ. Wie grundlos diese Verdächtigung war, dürfte aus der Darstellung zur Genüge hervorgehen.

Stain, der wegen des erlittenen Echecs beim Herzog in Ungnade fiel, war von dem Gang der Ereignisse am schmerzlichsten betroffen und machte alle Anstrengungen, die Ehre des Korps zu retten; er beantragte beim Kreis und dem regierenden Herzog von Württemberg gerichtliche Untersuchung gegen diejenigen Offiziere und Mannschaften, die am Tage des feindlichen Angriffs auf dem linken Flügel des Kordons gestanden hatten, um die Schuldigen zur Verantwortung ziehen zu können. Herzog Friedrich Eugen genehmigte die erbetene Vernehmung „aber nicht gerade in d e m Sinne und auf diejenige Art, wie Stain es verlangt, sondern dergestalt, daß das Verhör so genau und streng an sich als möglich geführt,*) (mir) sodann eingeschickt und keine dabei einschlagende Rücksicht, um ganz auf den Grund zu kommen, außer acht gelassen werden soll, damit, wenn seinerzeit die Sache etwa weiter zur Sprache kommen sollte, dieses Verhör

*) An der Hand der Untersuchungsakten habe ich das Gefecht der Vorposten beschrieben.

als ganz erschöpfend zum Grund gelegt werden kann“. Ein im Auftrage Stains von Oberst v. Miller (der Stains Schicksal teilte) verfaßtes Memoire legte Stain der Kreisversammlung vor, in dessen Anschreiben er sich dahin ausließ, „daß er für seine Person zwar überzeugt sei, daß das Schwäbische Korps, im ganzen genommen, das geleistet habe, was die Umstände zu leisten erlaubt hätten“, daß er es aber doch für nötig halte, „einen hohen Konvent angelegentlichst zu bitten, die Handlungen einzelner Trupps oder einzelner Menschen gerichtlich untersuchen zu lassen, bei welchen etwa nach der hohen Kreisversammlung Meinung noch eine genauere Erörterung notwendig sein möchte. Dieses sehnliche Anliegen, das er schon beim Kreisausschreibeamt angebracht, wiederhole er um so mehr, als er vor seine Person die genauest möglichste Prüfung dessen, was geschehen, als höchst erwünscht betrachte, und sie als eine wahre Wohltat verehren werde“.

Durch Stains Vorstellungen sah sich der Kreis in seinem schon vorher gefaßten Beschluß bestärkt, „den Grund oder Ungrund der widrigen und nachteiligen Gerüchte und der den kommandierenden Offizieren gemachten Vorwürfe zur allgemeinen Beruhigung und zur Rettung der Ehre des Korps und Rechtfertigung der mit keiner Schuld beladenen Officiers“ untersuchen zu lassen und wandte sich mit der Bitte an den Erzherzog Karl, dem Kreis „nähere Data und Erläuterungen über das Verhalten der Kreistruppen und deren Kommandanten aus den erhaltenen Rapports zugehen zu lassen“. Von dem Ausfall dieser Mitteilungen wurde die Niedersetzung eines Kriegsgerichts abhängig gemacht, einstweilen Herzog Friedrich Eugen, als Kreis-General-Feldmarschall, gebeten, ein Gutachten darüber abzugeben, „wie die Niedersetzung einer Untersuchungskommission und eines Kriegsgerichts einzuleiten oder anzuordnen sein möchte“. Ob in dieser Richtung noch etwas Weiteres geschehen ist, läßt sich aus den Akten nicht entnehmen.*)

Aus den Berichten der Hauptleute v. Becké und v. Varnbüler gewinnt man die Überzeugung, daß niemand persönlich für den unglücklichen Verlauf des Tages verantwortlich gemacht werden konnte; einig sind beide darin, daß früher hätte gemeldet werden müssen und daß dieser Unterlassung die Schuld an dem verspäteten Alarm und Eingreifen der rückwärtigen Abteilungen zugeschrieben werden müsse. Varnbüler tadelt auch das Verhalten der Kürassiere**) bei Sundheim, Mylius, der zunächst davon betroffen, sagt aber, wohl in Hinsicht auf die Ungunst des Geländes, davon nichts. Dagegen erhalten wir durch die Beantwortung von acht

*) Ein Faszikel, der darüber vielleicht Aufschluß geben könnte, ist im Rotulus des Archivs als „fehlend“ bezeichnet.

**) Die Reiterei war unstreitig minderwertig; Reiter und Pferd hatten so gut wie keine Dressur.

vom Herzog ihm gestellten Fragen weitere Aufschlüsse und Anhaltspunkte für die richtige Beurteilung der geschilderten Vorgänge. Er schreibt unter anderem: Die bedenklichste Stelle im Kordon, die bei Kehl, sei den Pikettkommandanten zu vorzüglicher Aufmerksamkeit nachdrücklich empfohlen gewesen, allein durch eine dreijährige Erfahrung leider nur allzusehr getäuscht, war durch eigene Wachsamkeit und geschärftere Ahndungen diese oft genug befohlene Aufmerksamkeit kaum noch zu erreichen. Wenn die Truppen zu rechter Zeit alarmiert worden, die Verteidigungsanstalten daher früher eingetreten wären und besser ineinander gegriffen, auch die Truppen ihre Schuldigkeit besser getan hätten, hätte es müssen ein Leichtes sein, den Feind wieder zurückzuwerfen. Es sei nicht in Abrede zu ziehen, daß die Pikette auf den Inseln ihre Schuldigkeit nicht getan hätten. Die Kehler Garnison sei nicht überrascht worden, aber die Bestimmung dieser Garnison sei „zu willkürlich und zögernd, auch nicht, wenigstens anfangs, wo es noch am meisten gefruchtet haben würde, in der so wichtigen Verbindung unter sich gefolgt. Die nachteiligsten Folgen für das Ganze hatte offenbar, daß von allen Seiten zu spät avertiert worden. Der Kordon war durchaus zu schwach besetzt, das Lager, als einziger Soutien, zu weit entfernt, die Meldungen und Anfragen zu weitläufig, der Lager- als Reservekommandant in keiner unmittelbaren Verbindung mit dem Vorposten- oder denen Cordons-Commandanten, durfte daher auch keinen Soutien detachiren, ohne von dem General-Commando dazu befehligt zu sein, wodurch leichtlich der beste Zeitpunkt versäumt und unwiderbringlich verloren sein konnte." Die „Negligence der Piketter und Patrouillen" und den Mangel „der zu nehmenden Précautionen" schreibt Mylius „größtenteils der Verdrossenheit und selbst Unfähigkeit mehrerer Officiers und der Untüchtigkeit der meisten Unteroffiziers mit einiger Ausnahme des badischen Regiments" zu. Dieses mit den geschilderten Tatsachen nicht überall sich deckende Urteil verliert noch an Objektivität durch die persönliche Spitze, die in folgenden, im gleichen Bericht gemachten Äußerungen gegen Stain liegt. Er (Mylius) sei „gleich den andern Generals nie über irgend einen Gegenstand zu Rat gezogen worden, der Geist aller Kenntnisse war im Schwäbischen Hauptquartier ausschließlich konzentriert, dagegen viel Mißvergnügen außerhalb desselben durch das ganze Corps verbreitet" gewesen und „die Auswahl des Lagerplatzes und die Anordnung des Vorpostendienstes wurde immer im Schwäbischen Hauptquartier einseitig bestimmt".

Bei billiger Abwägung aller einschlägigen Verhältnisse wird man zugeben müssen, daß die äußerste Postenlinie den Feind so frühzeitig entdeckte, als es überhaupt möglich war, daß sie nicht überrascht worden ist, daß sie den von allen Seiten übermächtig andringenden Gegner nicht länger aufhalten konnte, als sie es getan, daß Meldungen von ihr wohl

abgeschickt worden, aber entweder nicht durchgedrungen oder zu spät eingetroffen sind, daß die Aufstellung der Geschütze dicht am Ufer ein Fehler war (selbst bei genügender Bedeckung), daß bei Nacht für erhöhte Sicherung durch näheres Heranstellen der Reserven, Anzünden von Leuchtfeuern*) (Fanalen) hätte gesorgt sein müssen, daß das Alarmieren durch Batteriesalven nicht zweckmäßig war, weil sie entweder nicht gehört wurden oder sich mit dem feindlichen Geschützfeuer vermischten, daß schließlich die nächsten Reserven unter General Zaiger und das Gros des Korps zersplittert, verspätet, vielleicht auch unsachgemäß eingegriffen haben, daß also Fehler genug gemacht worden sind, daß aber die Wiedernahme der Neuen Schanze und ihre Verteidigung als eine glänzende Waffentat anerkannt werden muß, und daß an der Tapferkeit einer Truppe, die einen übermächtigen Gegner 6 bis 7 Stunden lang aufzuhalten vermochte, nicht gezweifelt werden darf. Die Behauptung Häußers (Band II, 62), mit der er die Schwäbischen Kreistruppen für ihr Verhalten bei Kehl abtut und der Verachtung preisgibt: „Die Überraschung der Schwäbischen Truppen gelang vollkommen; in wilder Flucht gingen sie zurück und brachen nicht einmal die Brücken ab, welche die Inseln mit den Ufern verbanden", scheint mir nun gründlich widerlegt zu sein; ja, ich möchte sogar noch weiter gehen und behaupten, daß auch anderen Truppen unter ähnlichen Verhältnissen höchst wahrscheinlich dasselbe passiert wäre; zahlreiche Beispiele aus der Kriegsgeschichte sprechen dafür; ich erinnere hier nur daran, daß schon acht Tage später Jourdans zweiter Übergang bei Neuwied von 6000 Österreichern und das Jahr darauf unter für die Kaiserlichen günstigeren Bedingungen, als sie bei Kehl lagen, der Übergang der Franzosen bei dem nahe gelegenen, mehrfach genannten Diersheim nicht hat verwehrt werden können.

---

*) Feuersignale waren zwar aufgestellt, wurden aber entweder nicht angezündet oder brannten des vorausgegangenen Regenwetters wegen nicht.

Über Heer- und Befestigungswesen bis Anfang des 18. Jahrhunderts.

Von

W. Stavenhagen (Berlin),

Königlich Preußischer Hauptmann a. D.

Die erste Entwicklungsstufe zu unserer heutigen Heeresorganisation bildet der Germanische Heerbann, das Aufgebot aller waffenfähigen Freien zu einem Volkskriege. Dieses Aufgebot erfolgte in frühester Zeit durch eine Völkerschaftsversammlung, später durch die Könige allein, besonders bei den Franken, wo das Königtum die größte Macht unter allen Germanischen Stämmen besaß. Im Laufe des 8. Jahrhunderts entsteht die Lehnsverfassung, und Karl der Große legte bereits 802 Allod- wie Feudalherren*) die Verpflichtung zum Kriegsdienste auf und regelte sie näher 803 durch das Capitulare de exercitu promovendo. Entbunden von der Heerbannpflicht waren die Geistlichen und die Knechte, die nur ausnahmsweise bei einem feindlichen Überfall aufgeboten, im übrigen aber zuweilen von ihren Herren ins Feld mitgenommen werden konnten. Sonst befreiten nur körperliche Unfähigkeit, hohes Alter oder besondere Königliche Erlaubnis von der Dienstpflicht. Der Dienst, der meist zu Fuß verrichtet wurde, war ein unentgeltlicher, der Pflichtige mußte sogar bis zu sechs Monat für Bewaffnung, Ausrüstung und Verpflegung sorgen. Da diese drückende Last dem altfreien Bauernstande, der Hauptkraft des Volkes, zu schwer wurde, suchte er sich ihr dadurch zu entziehen, daß er sein Eigen einem hohen Herrn hingab, um es von diesem als Lehen zurückzuerhalten. Das Verderbliche solcher Hörigkeit erkennend, schuf noch Karl der Große eine Reihe den Heeresdienst erleichternde Verpflichtungen, um einer Verminderung der Freien entgegen zu wirken, wenn auch nicht mit sicherem

*) Einen ursprünglich anerkannten Germanischen Adel gab es nicht, zumal die Wehrpflicht allgemein war. Erst unter Chlotar finden sich Fränkische Grafen, die aus den Großgrundbesitzern der unterworfenen Gaue bestanden, übrigens anfangs frühere, im Lande gebliebene Römische Kolonen, die Königliche Schenkungen erhalten hatten; denn die gemeinfreien Franken verschmähten jede Hörigkeit.

Erfolge, da Bischöfe und Grafen die Bauern oft gewaltsam zu Vasallen machten und aus dem Untertanen- den Lehensverband schufen. Übrigens waren die Milderungen des Königs auch nur für den Fall einer „Heerfahrt", d. h. eines Krieges jenseit der Reichsgrenze; zur „Landwehr", d. h. zur Abwehr feindlicher Einfälle blieben nach wie vor alle in besonderen Verzeichnissen geführten Waffenfähigen verpflichtet, und das Aufgebot, sein unumschränktes Recht, ließ ihnen der König durch seine Boten oder Grafen verkündigen. Sie mußten dann binnen zwölf Stunden bereit sein, dem „gebannten" Heere zu folgen, oder verfielen einer Geldstrafe. Wer „Herisliz" (Fahnenflucht) beging, wurde als Majestätsverbrecher mit dem Tode bestraft. Die Aufgebotenen fanden sich auf dem Maifelde (Campus Maji) zur Musterung ein, und von hier aus erfolgte der Aufbruch. In Feindesland erhielten sich die Heere durch Kriegsbeute und Plünderung, die dagegen für persönliche Zwecke streng verpönt war. Erst 40 Tage nach der Rückkehr aus dem Felde endete der Bann, worauf die „Skaftlegi" (Waffenlegung) stattfand. Den Oberbefehl über das sich in Gaue und Hundertschaften gliedernde Heer unter seinen Grafen und Zentenaren führte der König oder ein von ihm ernannter Heerführer, bei dem sich auch das von einem angesehenen Mann getragene Königsbanner befand. Während die Sachsen meist zu Fuß kämpften, trat sonst der schwere Roßdienst in den Vordergrund. Ein bedeutender Troß von Wurfmaschinen, Lager- und Brückengerät, von durch Rinder gezogenen Wagen, Saumtieren mit Lebensmitteln, Kochgeschirren, Mühlen usw. folgte dem Heere. Strenge Vorschriften regelten die Mannszucht. Jedem Erschlagenen stand nach dem Salischen Gesetz ein dreifaches Wehrgeld zu. Über die Strategie und Taktik der damaligen Zeit ist wenig Sicheres bekannt. Karl der Große verdankte seine Erfolge wahrscheinlich der Schnelligkeit seiner Bewegungen und der oft gleichzeitigen Operation von verschiedenen Seiten her mit mehreren Heeren. Auf dem Schlachtfelde war die Ordnung der altgermanische Keil,*) der seine große Angriffskraft schon den viereckigen Römischen Manipeln gegenüber bewährt hatte. Eine wichtige Rolle spielte der Festungskrieg, da fast alle bedeutenderen Orte damals mit Mauern umschlossen waren. Rückte Karl der Große durch neuerobertes Land, so legte er systematisch an den Land- und Wasserstraßen befestigte Höfe an und sicherte sich namentlich die Flußübergänge durch Kastelle, so z. B. an der Elbe das Höhbeckkastell bei Gatow und die Ertheneburg (gegenüber Artlenburg), der Falkenhof bei Rheine an der Ems, das Kastell bei Haltern an der Lippe usw. Auch ließ er an

*) Dieser Keil war richtiger ein Gevierthaufen (Schweinskopf, cuneus), ähnlich der Sarissenphalanx der Makedonier, mit der schmalen Seite gegen den Feind gekehrt, um die Stoßkraft zu erhöhen und durch solche Tiefengliederung die Flanken gegen Reiterangriffe zu sichern. Ein Herzog führte ihn.

den Flußmündungen gegen die Einfälle der Normannen und Sarazenen Warttürme und Verschanzungen erbauen. Im Innern des Reichs zeigen noch heute einige Städte Überreste von befestigten Pfalzen, z. B. Aachen, Ingelheim, Frankfurt a. M. Ebenso finden sich Burgenbefestigungen — anfangs nur aus Erde, Holz und Wasser ausgeführt —, zu denen jedoch, weil das Befestigungsrecht ein königliches Vorrecht war, eigens die Erlaubnis des Königs nötig war, der es den Großen absichtlich schwer machte. Erst als sich die Angriffe der Normannen und Ungarn mehrten, wurde den Würdenträgern, Pfalzgrafen und später den Gaugrafen die Burganlage öfter gestattet, auch wurde die Befestigung der Höfe allgemeiner, doch meist erst im 9. Jahrhundert. Später erst kamen Feld- und Bruchsteine oder, wo solche fehlten, auch Ziegel als Baustoffe zur Verwendung, soweit sie die Gegend darbot. Dazu traten Brückenkopfanlagen, Grenzkastelle usw. Unter den Belagerungen damaliger Zeit sei der siebenmonatigen von Barcelona gedacht, das 801 durch Hunger fiel. Dem Küstenschutz dienten meist von Friesen bemannte Kriegsschiffe. Kurz vor seinem Tode ließ Karl eine Flotte bauen, die er auch in Boulogne sur Mer und Gent an der Schelde besichtigte, doch kam es nicht zu ihrer Verwendung, wie überhaupt die Franken nie recht mit dem Seekriege vertraut gewesen sind.

Im 10. Jahrhundert folgte der allmählich zerfallenen Heerbanneinrichtung das Vasallen- und Ritterheer, das im 11. Jahrhundert seine höchste Entwicklung erreichte. Die Könige verteilten das Land als „Lehen"*) an Herzöge und Grafen, dafür mußten diese als Vasallen**) jederzeit mit einer bestimmten Anzahl von Streitern zur Heeresfolge bereit sein. Den Kern des Aufgebots bildeten das Hofgesinde, die Amtleute, Landsassen, Pfleger und Edelleute mit ihren Gefolgen als Reiterei oder „reisiges Volk (Zeug)". Das Fußvolk, dessen Dienst zu jener Zeit mißachtet war, oder das „reisige Heer" stellten Bürger und Bauern mit Fußknechtsspießen, Fußknechtsschwertern (darunter Bidenhän-

*) Lehen waren gegen Kriegsdienst vergebene Güter, die jedoch nicht Erbe oder Eigentum wurden, sondern unter Vorbehalt des Rückfalls beim Tode des Lehnsherrn oder des Belehnten verliehen wurden. Ursprünglich konnten sie auch Nichtvasallen erhalten, wie es auch Vasallen ohne Lehen gab. Erst als sich beide Begriffe verknüpften, entstand die Feudalordnung. Auch die Kirche, die größte Grundbesitzerin, hielt sich belehnte Vasallen, besonders ihre streitbaren Bischöfe.

**) Vasallen (keltisches Wort) oder Männer (homines), Germanisch: Leudes, waren ursprünglich unfreie Knechte. Erst seit Karl dem Großen ist der „Vassus" ein freier Krieger, zunächst in Bayern, und war anfangs im Gegensatz zu den vom Könige unmittelbar aufgestellten Leudes — ein Ausdruck, der im 8. Jahrhundert ausstirbt — bloß der Gefolgsmann oder Bankgenosse der Grafen und Großgrundbesitzer. Der Herr der Vasallen war der Senior (Seigneur). Neben dem Ausdruck Vasallen finden sich amici, pares, gasindi, satellites: kriegerische Gefolgsleute höherer Art, Kameraden sozusagen.

der), bei den südlichen Völkern sowie den Engländern auch mit dem im Orient hauptsächlich heimischen Bogen, sonst mit der (Hand- und Stand-) Armbrust als Fernwaffe bewaffnet. Der Dienst zu Fuß war aber mißachtet, bis die Erfindung des Schießpulvers und die Herstellung der Feuerwaffen eine vollständige Umwandlung des Kriegswesens hervorriefen und das Fußvolk allmählich wieder zur Hauptwaffe werden ließen. Die Lehensverfassung löste sich auf, die Ritter nahmen Sold an, es erscheinen auch schon vereinzelt „Geworbene Soldaten" als „Gewappnete, Trabanten" usw., das Verhältnis ändert sich von Grund auf. Die letzte große Reiterschlacht auf Deutschem Boden, bei der ohne Schußwaffen gekämpft wurde, war die bei Mühldorf 1332. Aber die volle Kraft des Rittertums, der „Gleven", d. h. das Zusammenwirken des schwer gepanzerten Reiters mit dem Knappen, Diener und Schützen in ritterlichen Heeren war schon viel früher dahin. Schon von 1150 bis 1250 wurden die Dienstmannen wie die freien Vasallen unbotmäßig, und ihre vielen kleinen Lehen haben die Ausrüstungs- und Schadenersatzgelder sowie die Löhnung nötig und üblich gemacht. Verarmte Ritter, Krieger niederen Standes, z. B. die Brabançons unter Wilhelm v. Ypern, die den Normannischen Königen in England dienten, sowie geworbene Ausländer aus Gegenden mit einem Überschuß kriegsgewohnter Männer, bildeten nun meist die Heere.

Im 13. Jahrhundert beginnt die Condottiere-Verfassung, aus dem Lehensverhältnis, einer kriegerischen Einrichtung bei den ritterlichen Heeren, wird mehr und mehr eine solche der Grundbesitzverteilung, eine Grundlage für Kauf-, Pferde- und andere Geschäfte. Von 1250 bis 1600 ziehen z. B. die überschüssigen, wenig beschäftigten Deutschen Milites auf Sold und Beute aus, steigern das Fehdewesen, während ihre militärische Brauchbarkeit abnimmt, ebenso ihre persönlichen Eigenschaften. Ist es auch nicht urkundlich nachweisbar, so ist doch nach dem allgemeinen Urteil des 14., 15. und 16. Jahrhunderts Deutschland die Erfindung der ersten Feuerwaffen zuzuschreiben. Hier hatte sie auch zuerst entscheidende Erfolge, hier entstand allein eine artilleristische Literatur, Deutsche Büchsenmeister spielten die erste Rolle. Zuerst war es der Belagerungskrieg, wo Pulvergeschütze*) verwandt wurden, und die ältesten zweifellosen Nachrichten bekunden, daß bei dem Angriff auf Cividale in Friaul durch die Deutschen Ritter v. Crusperg und v. Spilimberg 1331 nicht nur große Büchsen, sondern auch Handfeuerwaffen vorkamen. Erst 1346 gebrauchten die Engländer in der Schlacht bei Crecy Feldgeschütze.

*) Angeblich sollen auch schon Heinrich VII. bei der Belagerung Brescias 1311 und bald darauf Alfons IX. bei der von Algesiras Pulvergeschütze benutzt haben, was aber nicht verbürgt ist.

Aus der alten Feuerlanze, die Brandkugeln ausstieß und sich dann fester Geschosse, von denen jedes eine besondere Ladung besaß, die nach dem Abziehen Feuer fing, bediente, entwickelte sich die sogenannte Klotzbüchse, bei der zwischen Geschoß und Pulver ein Klotz oder Holzpfropfen festgekeilt war, und die von der Mündung her entzündet wurde. Sie hatte ein mit Blech ausgefüttertes Rohr, das unten durchlocht war zur Inbrandsetzung der Ladung. Petrarca erwähnt um 1340 sie als ein Instrument, aus dem man unter Donner und Blitz metallene Eicheln schoß, und 1540 beschreibt sie Biringuccio. Dergleichen Einzellader hatten wegen der schwachen Ladung nur eine geringe Wirkung. Besser waren die Büchsen, d. h. kurze eiserne oder kupferne geschmiedete Rohre von Walzenform, bis zu sechs Seelenweiten lang, aus denen man Blei (Lot) bis zu 10 Pfund Gewicht schoß, was einem Kaliber von 10 cm entspricht. Als Schaft diente eine einfache eichene Holzplatte, auf der die Büchse mit Eisenbändern befestigt war — Lafette genannt (adfustium, affût oder Deutsch Anhaupt). Frühzeitig entstand das Bedürfnis nach noch größeren Büchsen oder Geschützen, für die Steinkugeln von zwei Größen verwendet wurden: kleine, der Lotbüchse nachgeahmt, und größere oder „Burchart“ (ital. Bombarda). 1370 kommen bereits sehr große Steinbüchsen vor in riesigen Maßen, besonders auch der Geschosse, die natürlich deshalb nur mit geringer Geschwindigkeit schossen. So besaß 1379 der Herzog von Burgund eine Büchse, deren Steinkugel 450 Pfund wog, und 1388 gab es in Nürnberg eine „Chriemhild“, die Steine von 500 Pfund Schwere schoß, bei 56 Zentner Rohrgewicht. Gerade die Städte als Sitze von Handel und Wandel stellten solche schweren sogenannten „Logstücke“ her, die auf besonderen Bettungen gebraucht wurden und ungeheure „Prellwände“ oder „Anstöße“ gegen den Rücklauf besaßen. Die Rohre waren faßdaubenartig aus von eisernen Reifen umspannten Eisenstäben hergestellt, bis im Anfang des 15. Jahrhunderts der Bronzeguß aufkam.

Seit Anfang des 13. Jahrhunderts wurde auch der Ausdruck „Artillerie“ für Belagerungsgeschütze angewendet, in Deutschland „Antwerk“, d. h. „Gegenwerk“ oder auch „Zeug“ genannt, bis später der französische Kunstausdruck auch hier allgemeiner wurde, und zwar als „Artilarey“ oder „Artollerey“, besonders als die Feuergeschütze aufkamen. Letztere wurden übrigens von den Zeitgenossen sehr übelwollend angesehen, es machte sich ein Mißbehagen etwa wie heute bei den Automobilen geltend. Namentlich waren es auch ethische und sittliche Gründe, die ein Petrarca, Ariost, Erasmus von Rotterdam (der erste Vertreter des „ewigen Friedens“) und sogar ein Luther (in seinen „Tischreden“) dagegen anführten. Aber auch die Kriegsleute, die Ritter, haßten diesen neuen Wettbewerber, der alle ihre Waffengewandheit und Rüstung, auf die sie so stolz waren, zunichte machte, als ein Teufelszeug, und die Artillerie blieb lange als Zunft, als

Staat für sich im Heereswesen und behauptete sich auch gern als abgeschlossene, über große Geheimnisse verfügende Kaste, die mit besonderen Vorrechten ausgestattet, aber dennoch nicht recht geachtet wurde. Die Abneigung des wahren Soldaten, Reitersmann wie Fußvolk, war eben zu groß.*) Der Geschütze bemächtigte sich die Phantasie des Volkes, gab ihnen besondere Namen von Ungeheuern und Reptilien, aber auch von Persönlichkeiten, namentlich Frauen. Bald bezeichneten die Schlangen, Serpenten, Drachen, ganze, halbe und Doppelkartaunen usw. auch gewisse Geschützgattungen, und auf den kunstvollen Rohren wurden Verse angebracht wie: „Ich lege ein Ei, was ich dref, das bricht entzwei". Kaiser Max, der letzte Ritter, war ein leidenschaftlicher Artillerist, der geradezu einen Sport damit trieb, seltsame Namen und Inschriften zu erfinden, unterstützt von Konrad Peutinger, der ihm einst die Namen von 100 merkwürdigen Frauen angeben sollte, um damit seine „Metzen" zu taufen. Die bildende Kunst bemächtigte sich der Ausstattung der Rohre, die nicht nur die Hoheitszeichen, Wappen und Bilder der Landesfürsten trugen, sondern die sinnreichsten und kunstvollsten Verzierungen, besonders des Langfeldes, aufwiesen.

Dagegen stand die eigentliche Schießkunst und die theoretische Ballistik wie die ganze Literatur noch ziemlich in den Kinderschuhen. Nur rohe Empirik ermöglichte den Gebrauch, der immerhin gewandt war, zumal da die Geschütze sehr schwerfällig, die Bedienung langsam war, so daß im freien Felde es selten zu ihrer Anwendung kam; wo es, wie bei Tannenberg 1410 durch die Deutschen Ordensritter geschah, war sie schädlich. Man lud dazu die Rohre auf Wagen oder Karren, die zu Wagenburgen zusammengefahren wurden. Erst auf dem Eroberungszug Karls VIII. nach Italien kamen eigentliche Feldgeschütze auf (1499), d. h. es waren die einzelnen Rohre auf Karren gesetzt. Wohl aber finden sich schon seit 1350 etwa im Belagerungskriege Feuerwaffen, so daß 1364 bei der Einschließung von Mühlberg z. B. von den Bayern solche verwendet werden konnten. Auch die Grundsätze der Strategie und Taktik entbehrten damals des großen Zuges. Die befestigten Lager und Stellungen trugen mehr den Charakter von Wagenburgen zur Abwehr feindlicher Reiterei, in deren raschem Auf- und Abbruch sich z. B. die straffe Zucht Ziskas bei den Hussiten zeigte. Schanzbauern (Guastadori, Picconieri Karls V.) bahnten dem Troß der Heerhaufen die Wege, verstärkten die Wagenburgen durch Brustwehren und Gräben und schanz-

*) So kam es auch, daß Bogen und Armbrust, die sich bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts bezüglich der Treffsicherheit noch vollständig mit den Feuerwaffen zu messen vermochten (höchstens, daß der moralischen Eindruck erweckende Knall und Blitz letzteren einen beschränkten Vorzug gaben), noch lange die beliebteren Waffen blieben und namentlich der Feldkrieg das Feuergewehr und -Geschütz noch verschmähte.

ten bei Belagerungen. Neben Verhauen und Wasserhindernissen traten mit Zunahme der Feuerwaffen Erdbrustwehren mit vorliegenden Gräben hervor, nachdem bis dahin der Erdbau fast verschollen war.

Die mittelalterlichen Städtebefestigungen, von denen sich zahlreiche, teilweise noch ziemlich vollständige Überreste bis auf heute erhalten haben, hatten sich — ebenso wie die Angriffs- und Verteidigungswaffen — im unmittelbaren Anschluß an Römisches Vorbild entwickelt. Kaiser Konrad IV. befahl 1238, daß Orte, welche das Stadtrecht erhielten, Mauern von mindestens 18′ (5,64 m) Höhe und von 4′ (1,25 m) Stärke erhalten müßten. Bis zu jener Zeit hatten die Städte ihren Umzug meist mit Gräben und (Erd- oder Stein-) Wällen umgeben und auf letztere eine Palisadierung gesetzt, die man dadurch unnahbar machte, daß man Gebüschhecken (lebende Zäune) davor pflanzte. Örtliche Hindernisse waren die natürliche Ergänzung gegen Annäherung an beliebiger Stelle. Erst allmählich wurden Mauerteile angewendet, die mit Planken und hölzernen Erkern versehen und durch meist nasse Gräben verstärkt wurden, bis dann wirkliche solide Ringmauern entstanden, die man oft, z. B. in Köln, auf die bisherigen Wälle setzte, wobei man sie auf Pfeiler stellte, die den Wall bis zum gewachsenen Boden durchteuften und mit tief gelegenen Bogen verbunden wurden. Diese dem Kundigen bekannten Lücken zwischen den Pfeilern gaben oft Anlaß zu verräterischen Unternehmungen. Etwa in der Mitte des 14. Jahrhunderts, also beim Auftreten der Feuerwaffen, finden wir dann wirkliche polygonale Mauerbefestigungen bei Städten, Schlössern, Burgen, von verschiedenster Größe, und zwar meist aus drei Hauptbestandteilen. Zunächst einer freistehenden, bis zu 2,5 m dicken Ringmauer von 6 bis 10 m Höhe, meist mit Zinnen und Schießscharten (darunter auch Fuß- oder Senkscharten, Maschikuli, die unter den von Klappläden geschlossenen Zinnenscharten angebracht waren und den Verteidiger besser schützten, sowie den Mauerfuß zu bestreichen gestatteten), Wehrgang sowie kleinen Warttürmen oder auch nur hölzernen Wächterhäuschen, die auf der Innenseite mit einem hölzernen Gange verbunden waren. Dazu trat ferner ein in 6 bis 9 m Abstand vorgelegter, öfter, namentlich bei größeren wohlhabenden Städten mit gemauerten Rändern versehener, bald trockener, bald nasser Graben als sturmfreies Hindernis. Endlich, namentlich als die Schußwaffen: Armbrust, Hakenbüchse, Muskete und leichte Flankierungsgeschütze sich entwickelten und damit die Schußbahnen längs der Gräben (Defenslinien) länger wurden, werden vorspringende, mit etwa 35 bis 50 m Zwischenraum angelegte Türme, besonders an den Ecken des Mauerwerks und an den Eingängen — zur Bewachung der Zugänge und zur seitlichen Bestreichung von Graben und Mauern angelegt. Sie überragten die Mauer, so Abschnitte bildend, und in ihrem Innern führten Treppen sowohl

zum Wehrgang wie zum oberen Stockwerk. Oft konnte auch der Steg zum Wehrgang durch eine leichte Zugbrücke vom Turm getrennt werden, oder die Türme wurden von den Zugängen zu den Wehrgängen überhaupt nicht berührt, sondern lagen in deren Kehlen, so daß sie auch vom Stadtinnern durch die Bürger erstiegen werden konnten. Endlich kam, zur abschnittsweisen Verteidigung und als letzte Zuflucht, ein burgartiges Gebäude im Innern als Zitadelle oder Reduit hinzu (z. B. die Plassenburg). Der zwischen Mauer und Graben liegende Raum hieß Zwinger (Parcham, Zingel, bailles französisch) und hatte auf dem inneren Grabenrand meist noch eine niedrige Mauer, von der man den Graben frontal bestreichen konnte. Bei Lagen an Bergabhängen ergaben sich von selbst auch zwei oder mehrere, terrassenförmig übereinanderliegende Zingel, die aber die Verteidigung zersplitterten. Da wo die schwachen Mauern nicht bloß gegen direkte Schüsse sichern sollten, sind sie bonnetartig erhöht oder mit Türmen auf den ausspringenden Winkeln besetzt, auch mit Quermauern (Traversen) versehen. Von der mit Zinnen und Scharten ausgestatteten Zwingermauer konnte man bei Nacht besser auf den näher, oft auch höher stehenden Feind schießen, als von der Hauptmauer aus. Die Zwinger sicherten auch die den Fuß der Ringmauer bewachenden Wächter, oft auch Hunde oder Bären (z. B. der Bärenzwinger Berns auf der Angriffsseite). Versteckte kleine Pförtchen, welche durch eine Pechnase vom Turm oder der Mauer verteidigt werden konnten, führten aus dem Zwinger in die Mauertürme oder waren durch Leitern zugänglich. Auch gewährte man zuweilen Hörigen und Bauern der Umgegend, die man nicht ins Innere lassen wollte, vorübergehend Aufenthalt im Zwinger. Meist gab es in der Ringmauer vier von Türmen überragte Haupttore, in jeder Himmelsrichtung eins, auf deren Sicherung besonderes Gewicht gelegt wurde. Von ihnen führten dann über den Graben ein Damm oder eine Zugbrücke, deren äußerer Zugang wieder durch ein starkes Außentor gedeckt war, das oft durch vorgelegte kleine Palisaden- oder Mauerwerke: Torzwinger (Barbakanen) gegen jähen Anlauf des Angreifers gedeckt war, auch finden sich später Brustwehren und Bollwerke (Terras, revellino) zu solchem Zwecke. Oft waren die Torzwinger so geräumig, daß sich die Truppen dort zu Ausfällen sammeln konnten. Den unmittelbaren Zugang zum Tor, um es anzuzünden oder mit Äxten einzuschlagen oder (später auch) zu petardieren, verhinderten Fall- oder Schußgatter (Katarakte). Die Führung des äußeren Zugangs- und des eigentlichen Torweges war so, daß der Angreifer gezwungen war, seine unbeschildete rechte Seite den Schüssen des Verteidigers preiszugeben, oft sogar in den Rücken gefaßt werden konnte, dabei vielfach möglichst steil und schmal, sofern es sich nicht um Wagenbenutzung handelte. Sehr solide waren die Torflügel, um sie gegen Einhauen oder Sprengungen zu schützen,

dabei mit hochgelegenen Schießscharten versehen. Zuweilen enthalten sie kleine Pförtchen, sofern solche nicht eigens in der Ringmauer daneben angebracht sind, sind mit den Stadtfarben gestrichen, und ein hängendes Schwert oder ein Beil, das eine Hand abhaut, bezeichnet die Gerichtsbarkeit. Über dem Tor befanden sich oft erkerartige Pechnasen zum Auslugen, Herabschütten von kochendem Wasser, siedendem Pech oder dergleichen oder an ihrer Stelle Holzgalerien mit Scharten und Fallöchern. Im Innern des Torgewölbes war ein Loch, durch das Steine und Erde zum „Terrassieren" des Tores geschüttet werden konnten, um es zu verrammeln. An der äußeren Grabenseite findet sich zuweilen schon ein Rondengang oder gedeckter Weg.

Außerhalb der Städte gab es Burgen,*) ein Wort, das Indogermanischen Ursprung hat und sich bei allen Völkern dieses Sprachstammes findet. Die ältesten Deutschen Burgen waren auf Bergen (mit welchem Begriff das Wort verwandt ist) gelegene Wallringe, die in Kriegszeiten die Wohnungen und das Hab und Gut der Streiter bargen. Im Mittelalter wurde das Wort identisch mit „Veste" und stellte den befestigten Einzelwohnsitz des adligen Grundherrn dar, der baulich dazu eingerichtet, bewohnt und verteidigt war. Die Befestigung war eine natürliche — durch die besonders unzugängliche, nur auf einem schmalen, steilen, mehrfach gesperrten, sich rechts drehenden Wege erreichbare und die nächste Umgebung überhöhende Lage der Baustelle, ihre steil abfallenden Wände oder durch die Umschließung durch Wasser (Höhen- und Wasserburgen) — und eine künstliche, — wehrhaftes Wohngebäude stets, das von einer Ringmauer umgeben wird, die aber bei besonders beschränktem und möglichst ringsum sturmfreien Burgplatz auch entbehrt werden kann. Später kamen weitere Teile hinzu, so daß die — übrigens nur von schwachen Besatzungen verteidigten — Burgen außer einem äußeren Burghof (Vorburg) mit den Gebäuden und sonstigen Anlagen für die Dienstleute und Reisigen sowie den Wirtschafts- und Stallanlagen einen inneren Burghof mit der Ritterwohnung und den Familien-, besonders Frauengemächern, und dem Bergfried aufwiesen (Hauptburg). Letztgenannter — ein Turm — meist auf dem höchsten Punkt erbaut, oft auch mehrere — fehlt fast in keiner Burg.**) Er dient als Zufluchtsort (Kernwerk), Warte und als Schild für die dahinterliegenden Gebäude, um sie möglichst dem Angriff

*) Althochdeutsch: purc, puruc; mittelhochdeutsch: burc; altsächsisch: burug. Burg und Berg waren so verwandte Begriffe, daß z. B. in Städtenamen sie ohne erkennbaren Anlaß wechseln, bei Burgen beide zugleich im Gebrauch sind. Die Wartburg Ludwig des Springers wurde z. B. auf dem Warteberg („Warte Berg, du sollst mir eine Burg werden") erbaut. Tieflands-(Wasser-)Burgen finden sich in Nordeuropa.

**) Nur in wenigen Gegenden, z. B. am Neckar, wird seine Stelle öfter durch die selbständige Schildmauer oder durch einen Wohnturm oder den wehrhaften Palas eingenommen. Aus dem Palas entstand später, durch Umbau, das Schloß.

zu entziehen. Oft hatte er zugleich den Haupteingang zu überwachen.*) In der letzten Zeit der Belagerung nahm er die eigentliche Kriegswohnung des Befehlshabers, der Seinigen und der Reste der Besatzung auf, weshalb er auch mit Brunnen oder Zisterne, Speisekammer, oft auch Gefängnis, dann mit Kaminen und Abort versehen war. Auch alle Urkunden und Schätze der Burg nahm der Bergfried auf. Sein Eingang mußte der Angriffsseite abgewandt liegen und war nur mittels Leiter oder auf einem beweglichen Stege von den Wohnräumen, dem Saalbau oder dem Palas sowie der Kemenate aus zugänglich. Letztere waren meist nicht zur Verteidigung eingerichtet und hatten große, meist nach Süden gerichtete Fenster, aus denen man über die mit Gärten bepflanzten Zwinger in die Ferne schauen konnte. Sie lagen möglichst an den unangreifbaren Teilen der Burg und bildeten dann zugleich einen Abschnitt ihrer Ringmauer. Geräumige Küchen- und Vorratsräume, oft auch Kapellen waren in ihnen untergebracht. Palas und Kemenate waren aber meist ein Gebäude. Gewöhnlich hatten Burgen nur taktische Zwecke und wurden sogar Stützpunkte der Empörung kleiner freier Grundbesitzer gegen die großen Gewalthaber, den hohen Adel, die Grafen, Dynasten und Landesherren, wie sie auch an deren Kämpfen gegen die kaiserliche Gewalt teilnahmen. Manchmal dienten sie aber auch beschränkten strategischen Aufgaben, z. B. der Beherrschung eines Passes, einer Straße, eines Flusses, und immer kamen sie der allgemeinen Landesverteidigung gegen Züge einfallender Völker, soweit das nur irgend die damalige Zerrissenheit des Reiches und seines Besitzstandes gestattete, zugute. Am häufigsten war das natürlich bei den kaiserlichen Burgen der Fall, welche auf den Alpenpässen den Weg von Deutschland nach Italien hüteten oder im Elsaß die Westgrenze gegen Frankreich sicherten.

Gegen die ursprünglichen artilleristischen Angriffsmittel: große Armbrüste (Espringols mit 4 bis 6 m langem Bogen, die als älteste Maschinenwaffe dem Flachbahnschuß großer hölzerner Bolzen oder richtiger Balken — **carreaux** — mit eiserner Spitze und bis zu zwei Zentnern Gewicht dienten), sowie große Wurfzeuge (Blyden oder Bliden) zum Werfen von Steinen, die bis zehn und mehr Zentner schwer waren, sowie Brandzeug und stinkenden Kugeln mittels Hebelwerken mit Gegengewicht war die Befestigung der Städte und Burgen völlig widerstandsfähig. Der Verteidiger konnte freilich Armbrüste größerer Art nur in beschränktem Umfange auf den Mauern führen, Blyden nur innerhalb der Städte und

---

*) Manchmal lag der Bergfried auch als Torturm über dem Eingang zur Vorburg. Dann gab es aber meist noch einen zweiten, hinteren Bergfried in der Hauptburg. Zwischen dieser und dem äußeren Burghofe findet sich bei größeren, namentlich fürstlichen Burgen auch noch eine Mittelburg mit eigenem Torturm, Rüstkammer (Tirnitz), Wohnräumen usw.

Burghöfe aufstellen, während er im wesentlichen Handarmbrüste hinter seinen Zinnen und Setztartschen (Pavesen) gebrauchte, die etwa drei Schuß in der Minute leisteten, und für die die zugehörigen Bolzen in Haufen neben den Schützen lagen, die auch Hilfsleute zum Spannen der Waffe verwendeten. Aber die Angriffswaffen reichten zum Breschieren der Mauern nicht aus, sie konnten nur Zinnen und obere Mauerteile abkämmen oder freistehende Tore einschlagen, auch, wie die Schleudermaschinen und „Gewerfe", gegen die Stadt selbst wirken. Zum „Brechen" der Mauern, d. h. Erschüttern und Zerstören des Mauergefüges, bedurfte man der Widder oder Tummler, Sturmböcke, an welchen in Seilen schwere Balken bis zu 30 m Länge unter Schutzdächern (Katzen, testudo) hingen, und die man auf eigens über den Graben angelegten Dämmen an die Mauern schob, was sehr zeitraubend war, um dann durch starkes Schwingen der Balken mit ihrem stumpfen oder bohrerartig spitzen Kopf Löcher, „Breschen", zu schlagen. Auch schüttete man manchmal Dämme bis zur Mauerkrone an, um so in die Festung einzudringen. Solchem langwierigen, planmäßigen Verfahren entzog man sich möglichst durch den gewaltsamen Angriff, Überfall und Leitererfteigung oder wählte den (Brand-) Minenangriff, oder endlich man schob die Mauern überhöhende Angriffs- oder Wandeltürme (Laufgänge, Dächer, Bergfriede) vor, die aber ebenfalls eines Dammes bedurften, nur daß er niedrig gehalten werden konnte. Es ist leicht ersichtlich, daß die Verteidigung dem Angriff bei seinen unzureichenden Mitteln trotz eigener Fernwirkung überlegen war, und daß der Kampf um die Festung fast nur ein Nahkampf von häufig sehr langer Dauer, oft auch bloße Aushungerung war. Selbst das Heranschaffen von Sturmleitern war bei den meisten Burgen sehr mühsam wegen der steilen und gekrümmten Wege, die angesichts des Verteidigers zu ersteigen waren.

Infolge der größeren Ausbildung und häufigeren Anwendung der Feuerwaffen gegen Mitte des 15. Jahrhunderts wurde aber die Verteidigung allmählich unterlegen. Denn einmal waren ihre ungedeckten Mauern und Türme nach Anlage und Haltbarkeit dagegen nicht berechnet, konnten also aus der Ferne zerstört werden, und dann auch nicht zum eigenen Gebrauch solcher Geschütze eingerichtet. Noch immer konnten, außer kleinen Steinbüchsen, nur Handwaffen — jetzt schmiedeeiserne Hakenbüchsen von 6 Kalibern Rohrlänge und 3 bis 6 cm Laufweite, die eiserne oder Bleikugeln schossen — benutzt werden, man blieb also auf eine wenn auch günstige Nahverteidigung, Ausfälle, Inbrandschießen der Holzbauten des Angreifers, Gegenminen und ähnliches beschränkt. Der Angreifer aber begann etwa auf 250 bis 300 m Abstand mit einer Einschließung durch Erdwälle zum Schutze seiner Truppen und, sobald die geeignete Zeit und Entfernung, bis wohin man durch schlangenförmige Sappen vorging,

gewonnen waren, wurden Batterien mit Deckung für die Bedienung erbaut und mit den erforderlichen schweren und mittleren sowie einigen leichten Geschützen ausgerüstet. Seit der Mitte des Jahrhunderts besaß man dazu Bombarden, große Steinbüchsen bis zu 88 cm Kaliber, die bis zu 670 kg schwere Steinkugeln schossen,*) neben denen für den Bogenschuß auch Mörser von anfangs geringer Wirkung, bis der Gebrauch eiserner Bomben ihren Wert steigerte, auftraten, ebenso noch die alte Wurf- und Schleudermaschine. Erst als die schweren Geschütze durch Guß hergestellt wurden und damit Schildzapfen erhielten sowie geeignete Schießgestelle, „hölzerne Laden" (Artillerie-Blocklafetten), nach Burgundischem Vorbild**) sowie die Annahme eiserner Kugeln allgemein wurde (in Frankreich seit Ludwig XI. und Karl VIII., etwa von 1471 ab), war die Alleinherrschaft der Terras- oder Kammerbüchsen (Schlangen, Serpentinen, Springarden) von etwa 28 bis 33 Kalibern Seelenlänge für den direkten Schuß ermöglicht. (Freilich war anfangs die Artillerie nur eine ungeordnete Masse, und erst Kaiser Max I. brachte System hinein.) Von den Batterien, die die Mauern beschossen und breschierten, ging man dann mit Approchen bis zum Graben vor, der nun mittels eines Faschinendamms überbrückt wurde, worauf Breschierungen durch Minen oder gleich Leiterersteigung erfolgten. Je härter und massenhafter das Baumaterial war, um so weniger konnten anfangs die Mauern, mindestens in der sturmfreien Höhe ihres unteren Teils, beschädigt werden. Erst als die Entwicklung des Geschützwesens auch dickere Mauern nicht mehr widerstandsfähig erwies, sah sich auch der Verteidiger zu Änderungen veranlaßt, die ihm den Gebrauch wirkungsvoller Geschütze ermöglichte.

Zunächst legte man für letzteren Zweck auf den Mauern und Türmen Plattformen an, um den Angreifer weiter fern haltende Geschütze aufzustellen, da es bisher an Platz dazu fehlte. Bald aber kam es zu einem völligen Umbau der alten Befestigungen, um das verlorengegangene Gleichgewicht herzustellen, und das bisher nur empirisch verfahrende Geniehandwerk wurde zu einer Kunst, die gründliche wissenschaftliche Vorbildung erforderte, freilich anfangs als bürgerlicher Beruf. Zunächst schüttete man hinter den Mauern, wenn sie nicht zu hoch und sonst stark genug waren, einen Erdwall für Geschützaufstellung an, nötigenfalls auch etwas abgerückt, so daß ein „Lauf" (Art Rondengang) zwischen ihnen entstand. Auch die Türme wurden durch Erniedrigung und Ausfüllung

*) Die Herstellung solcher Kugeln muß sehr schwierig gewesen sein. Sie wurden noch bis 1870 von den Türken in den Dardanellenschlössern als Schießvorrat gelagert. 1807 wurde von dort die Englische Flotte noch mit Steinkugeln beschossen, und Moltke fand noch 1839 große Vorräte von ihnen vor.

**) Besonders die Tiroler Herzöge Friedrich mit der leeren Tasche und Sigismund ließen bronzene Riesengeschütze herstellen.

für den Geschützgebrauch eingerichtet, und zur niedrigen Verteidigung wurden die Zwinger als Geschützniederwälle ausgebaut (Fossae bracchiae), auch erhielten sie oft sie verbreiternde Bohlwerke oder Basteien (Rondelle) aus Holz, Hürden, Erde zum Schutz wie zur Erweiterung. Bei Neubauten schüttete man von Hause aus hohe Wälle an, die mit Mauerwerk bloß bekleidet wurden, so daß es gerade dem Erddruck widerstand. Dieses „Revêtement“ versah man mit einem Schnursims aus Hausteinen und auf dieses stellte man noch eine senkrechte kleine Mauer, welche den dahinter laufenden Postengang mit Schilderhäusern deckte. Auch legte man oft die Mauer so tief auf der Sohle eines breiten und tiefen Grabens an, daß sie die innere Graben- und die äußere Brustwehrböschung ersetzte. In den Niederlanden, wo es an Hausteinmaterial für ein brauchbares Kordongesims fehlte, ersetzte man es durch geneigte Sturmpfähle zur Erschwerung der Leitererſteigung.

Während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden nun in den Italienischen Kriegen diese Formen der Festungsbaukunst erprobt und zugleich aus denen des Belagerungskrieges weiter entwickelt. Ganz besonders ist zu betonen, daß in Italien bereits das fünfeckige Bastion (an Stelle der Türme) und zwar zuerst aufgekommen war, wobei einige Taccola, andere Giorgio Martini, Sanmicheli oder auch della Valle als seine Erfinder bezeichnen.*) Da sie mit einer Spitze ausliefen, wurden sie Puntoni genannt; sie sollten durch diese Form die feindlichen Kugeln abprallen lassen, während ihre Flanken die Kurtinen bestrichen. Indessen fehlt noch das charakteristische Merkmal des eigentlichen Bastionärtracés der gegenseitigen Flankierung, welcher Fortschritt für Deutschland in Anspruch genommen werden muß, wo die Burg Menzberg (bei Sierk, zwischen Mosel und Saar) drei sich gegenseitig unterstützende spitze Bastione um 1430 erhielt, also wenigstens ein halbes Jahrhundert vor den ältesten vorliegenden Nachrichten von Italienischen Bauten. So darf also, ohne daß die Deutschen Bauten so tonangebend wie die sich bald über Europa verbreitende ältere Italienische Manier wurden, doch in ihnen der Ausgangspunkt der neuen Befestigungsweise des „Bastionärsystems“ angenommen werden. Den Übergang hatten übrigens die Rundtürme (Rondelle) gebildet, der auf den ausspringenden Polygonwinkeln so weit vorgerückt lag, daß nur 60° der Turmrundung im Polygon selbst sich befanden, und die Geschütze teils in tiefliegenden Kasematten, teils hinter den Brustwehren

*) Es muß hier jedoch darauf hingewiesen werden, daß schon der Alexandriner Philon von fünfeckigen Türmen spricht, deren Erfindung er dem Poliklides zuschreibt (240 v. Chr.), und schon 1192 in Comos Umfassung zwei fünfeckige Türme erbaut wurden. Später haben die Hussiten bei Tabor in Böhmen Bastione angewendet, vielleicht schon vor den Italienern.

ihrer Plattformen aufnahmen, wie sie Dürer, der sie „Bastion“ nennt, anwendet. Aber schon lange vor ihm sind in Deutschland wie in anderen Ländern Rondelle gebaut worden, an denen bezeichnend sind der große äußere Durchmesser, die gewaltige Mauerdicke, zumal auf der Angriffsseite, die Aussparung von inneren Räumen ganz ohne Rücksicht auf die äußere Gestalt sowie die Anlage von Treppen und Pulverkammern in der Mauerdicke. Das älteste uns bekannte Beispiel solcher sich gegenseitig bestreichender Rondelle bildet das Schloß Montclair an der Saar (1428). Da der ungeheure Aufwand an Mauerwerk und Geld, welche diese Rundtürme, besonders in der Dürerschen Bastionausbildung, erforderten, ihre Ausführung meist verbot, namentlich für Städte — so Nürnberg —, so blieben sie meist auf dem Papier. Lange vor Dürer hat übrigens schon Hans Schermer Bastione, aber aus Erde, Flechtwerk und Holz, vorgeschlagen.

Die Bastione (mit Schießlöchern) bestrichen die 400 bis 450 m langen Kurtinen (Kanonenschußweite) und waren die Hauptwerke, die Kurtinen traten mehr zurück. Letztere hatten auf der Mitte oft einen „Kavalier“ oder „Berg“ für die Geschützaufstellung oder auch innere Kasematten. Vor dem Graben lag ein schmaler Rondellgang. Der Brückenturm wurde durch ein halbkreisförmiges Werk, den „Halbmond“, ersetzt. Anfangs waren die Mauern schlecht konstruiert, besonders zu hoch, der hinter ihnen lagernde hohe Erdwall stürzte, wenn an irgend einer Stelle eine Bresche entstand, in den flachen Graben und füllte ihn aus, so daß die Bresche gangbar war. Die Bestreichungsanlagen waren wenig geräumig, so daß sie nur eine schwache Flankierung erlaubten, auf die Fernverteidigung war die Einrichtung der Befestigung fast gar nicht berechnet. Diese Mängel verbessert zu haben ist das Verdienst der Italiener. In Italien war zu Anfang des 16. Jahrhunderts fast jede Stadt befestigt, somit reichliche Gelegenheit zur vielseitigen Ausbildung des Festungsbaues und Nutzbarmachung aller Erfahrungen des Festungskrieges, wie sie die Türkenkriege und die Kämpfe zwischen Karl V. und Franz I., sowie der lange Spanisch-Niederländische Krieg (1569—1608) ergeben hatten. Aus der älteren, besonders von Micheli, Tartaglia und Cataneo ausgebildeten Manier, die auch in den verschiedenen Ländern Europas, besonders Deutschland, Frankreich und den Niederlanden Erweiterung und Verbesserung fand, entwickelte sich die neuere Italienische Befestigungsweise. Sie wies im Verhältnis zu den sehr langen Kurtinen (800 m) kleine Bastione auf, die im wesentlichen mit ihren hinter „Orillons“ zurückgezogenen hohen und den kasemattierten niederen Flanken zur seitlichen Bestreichung dienten. Die Kurtinen wurden die Hauptkampfstellung, erhielten hohe Kavaliere (Katzen), flaschenförmige „Raveline“ vor ihrer Mitte, Zitadellen im Innern. Ein gedeckter Weg und Waffen-

plätze mit Ausfallrampen erleichterten Bewachung und offensives Vorbrechen. Die über das Glacis vorstehende hohe Eskarpenmauer erhöhte die Sturmfreiheit und konnte bei ihrer Stärke von dem dafür zu unwirksamen Geschütz nicht breschiert werden. Hohlbauten waren wenig vorhanden, da das Wurffeuer erst später in Aufnahme kam, auch Gegenminensysteme sind nur ganz vereinzelt. Fast allgemein wandte man sich diesem, dem damaligen Angriff entschieden überlegenen System zu, andere Vorschläge, vielleicht abgesehen von denen des seiner Zeit weit vorauseilenden, die Italienische Manier scharf kritisierenden Deutschen Kriegsbaumeisters Speckle, kamen kaum zur praktischen Geltung. Speckle entzog die Mauern der Sicht aus der Ferne, hob die Selbständigkeit der einzelnen Teile, wandte große Bastione und große Raveline an, die das Vorfeld artilleristisch beherrschten, reichliche Hohlbauten und machte den en cremaillère geführten gedeckten Weg mit zu einem der wichtigsten Teile der Festung. In Ingolstadt, Basel, Straßburg, Hagenau, Ulm, Komorn hatte er unter anderen Gelegenheit, seine Grundsätze zur Geltung zu bringen. Er gibt später Vauban und Cormontaigne die Grundlage. Ebenso entwickelt sich die Befestigungskunst eigenartig in den Niederlanden, hervorgerufen durch die Natur des Landes, die schnelle Ausführung und die Art des fanatisch geführten Volkskrieges gegen die Spanier in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die ältere von Simon Steven, später Freitag beschriebene Manier lehnt sich im Grundriß noch an die Italienischen Formen an, wählt aber zur Erzielung der Sturmfreiheit billige, auch ein den Übergang verhinderndes Wasserspiel gestattende Wassergräben, wie sie sich in dem niedrigen Gelände leicht herstellen ließen, statt der kostspieligen hohen Mauern der Italiener. Gegen Zufrieren diente eine Palisadenverstärkung auf der Berme. Die Erdwerke waren niedrig und wurden, da wegen des Wassers Kasemattenverteidigung nicht möglich war, aus Infanterie-Niederwällen, „Faussebrayes“, flankiert, die zugleich die Palisaden deckten. Die Raveline waren klein, die Flanken der Bastione kurz, bombensichere Räume fehlten ganz. Die Zähigkeit der Verteidigung erhöhte die Häufung von Horn- und Kernwerken, wodurch allerdings auch Zersplitterung entstand. Später wurde durch Kasemattierung der Flanken durch Dillichs das System noch erheblich verbessert. Da es billig war, fand es namentlich in ärmeren Staaten, so in Kurbrandenburg, Eingang, zuerst unter Georg Wilhelm (Königsberg und Pillau 1626), dann ganz besonders durch den Großen Kurfürsten (Kolberg und Minden 1650). So hatte die Verteidigung unbedingt das Übergewicht wieder erreicht, obwohl eine erhebliche Wirkungssteigerung der Angriffsgeschütze durch Einführung der Eisenkugeln und Verbesserung sowie Systemisierung der Geschützarten eingetreten war. Es gab im

wesentlichen Kanonen (Kartaunen, Metzen oder Nachtigallen in der kürzeren, Serpentine, Coulevrinen, Schlangen in der längeren Form genannt) für den direkten (Demontier-, Bresch-, Enfilier- und Kartätsch-Schuß) und Mörser bzw. Haubitzen für den indirekten Schuß. Gerade letzterer wurde in Deutschland, wo man z. B. die Haubitze mit der Königin des Schachspiels verglich, und namentlich in den Niederlanden, wo das Mörserfeuer durch Benutzung von eisernen Brandkugeln erheblich wirksamer gemacht wurde, angewandt, weniger in Frankreich. Auch Handgranaten wurden stark benutzt. Die am meisten ausgebildete Angriffsmethode war die im Spanisch-Niederländischen Kriege entstandene des Prinzen von Oranien. Nach Anlage von Konter- und Zirkumvallationslinien — fortlaufende Erdbrustwehren und Gräben schwachen Profils, zwischen denen das Belagerungskorps lagerte, gegen die Ausfälle besonders aus dem gedeckten Wege und den Außenwerken bzw. gegen Entsatzversuche (vor Breda legte C. Spinola solche durch Redouten verstärkte Wälle von 12 bzw. 40 km Länge an) und vorgeschobene geschlossene Schanzen oder Fortins (für Geschütze und Trancheewachen) — ging man in schlangen-, später zickzackförmigen Laufgräben, deren Erdbrustwehren stets nachts flüchtig oder schrittweise hergestellt wurden, in den Kapitalen der Bastione vor und legte an den Bruchpunkten geschlossene Schanzen und neben ihnen die weiter vorgeschobenen (Demontier-) Batterien an. War man so von etwa 300 m bis auf 30 m an den gedeckten Weg herangekommen, so schwenkte man rechts und links zum Bau einer „Katze" oder eines „Laufgrabenkavaliers" heraus. In der Höhe der Glaciskrönung wurden die Konter- und Breschbatterien erbaut, auch fing man an, durch Pulverminen Bresche zu legen. Die Arbeiten auf einer Kapitale hießen eine Attacke. War die Verteidigung geschickt, so hatte dieser meist nicht einmal gut, sondern planlos geführte Artillerieangriff keinen Erfolg. Je mehr der Verteidiger Artillerie bekommt, um so weiter mußte der Angreifer, der sich nur frontal entwickeln konnte, abbleiben, und dabei wurde er meist von den Bastionen umfaßt, so daß seine großen Batterien durch konzentriertes Geschützfeuer überwältigt wurden. Gegen die unbeholfenen Sappen wurden außer Artilleriefeuer namentlich Ausfälle gerichtet, die fast stets Erfolg hatten, da ein Infanterieangriff nicht vorhanden war, das Fußvolk des Belagerers sich nur in der Abwehr befand. Also war die Offensive eigentlich auf seiten des Verteidigers, der dazu außer seiner immer weiter reichenden und umfassenden Artillerie und der überlegenen Infanterie auch Kavallerie verwendet. Im zähen, abschnittsweise geführten Nahkampf aber lag auch jetzt noch der Schwerpunkt der Verteidigung, die oft glänzend namentlich von den Niederländern gegen die Spanier geführt wurde. Auch der Minenkrieg erhielt einen sehr bedeutenden

Umfang, so besonders bei der Verteidigung Candias durch die Türken (1172 Minen, dazu zahlreiche Ausfälle). Erst ein Vauban sollte dem Angriff wieder zu seinem Recht verhelfen.

Mit dem Aufblühen des Städtewesens, namentlich infolge Niederganges der obersten Gewalt, kam das Soldwesen, die Verpflichtung des Waffendienstes gegen Bezahlung, auf, und es begann etwa um 1487 die Landsknechtszeit. Der Kriegsdienst wurde zum Gewerbe, der Söldner diente jedem Herrn, der ihm zahlte. Soldat, Räuber und Mordbrenner waren oft sich deckende Begriffe. Georg v. Frundsbergs und Kaspar Winzerers „Frumbe Landsknechte" jagten z. B. 1519 Ulrich von Württemberg aus dem Lande, siegten 1525 vor Pavia, zogen 1529, 1532, 1542, 1543 als Reichshilfe gegen die Türken. Weltliche und geistliche Fürsten hielten sich Söldnerheere, ebenso die Hansa und Venedig.

Den Landsknechten als Fußvolk — in Pikeniere und Feuergewehrträger, diese wieder in Musketiere (Gabelmuskete) und Schützen (leichte Rohre) in ihren Kompagnien gegliedert — schlossen sich besoldete Reitergruppen an, vielfach aus Österreichischem Adel, die sich innerhalb ihrer Fahnen (Kompagnien zu Pferde) in Kürisser, Archebusiere, Dragoner und die leichte Reiterei — Kroaten — formierten. Ein weiterer Teil der Wehrkraft bestand in einer dauernden Wehrverfassung, den sogenannten Landesdefensionen, welche die Städte und Ämter zu stellen hatten, und zwar aus den angesessenen gesundesten und tüchtigsten Leuten, also meist Bauernaufgebot, die durch besondere Artikelsbriefe verpflichtet wurden — „Bewaffnete Landesfahnen". Jeder Geworbene brachte Bekleidung und Ausrüstung mit, nach deren Zustand sich zum Teil das Handgeld bemaß, so daß also keine einheitliche Uniform vorhanden war. Die gemeinen Knechte trugen nach der Fußknechtsordnung einen ihrem Stande angemessenen Anzug aus grobem Stoff, die Offiziere und Führer kleideten sich nach Art der Geschlechter in den Städten, als Abzeichen dienten ihnen Schärpe, Federbüsche und von den Schultern herabhängende Bandschleifen. Zum Aufwerfen von Befestigungen gebrauchte man Schanzbauern. Sie wurden nebst dem von ihnen mitzubringenden Werkzeug, da ihre Gestellung ein Lehensdienst der Ritterschaft war, aus den gemeinen Leuten der Grafen, Herren und Adligen entnommen und gleichmäßig auf die Landesdefensionen verteilt. Die Beschaffung des übrigen Geräts, wie Brückentrains, Troß usw., war Sache des Landesherrn. Ihre Offiziere waren Feldingenieure, die meist nur für die Dauer eines Feldzuges in Bestallung genommen wurden, während der Kriegspausen sich mit Wartegeld begnügen mußten oder überhaupt entlassen wurden. Sie standen meist auf dem Etat der Feld-Artolerey, und zwar unmittelbar unter deren Obersten und dem Oberbefehlshaber; anfangs hatten sie keinen bestimmten Militärrang. Ein festes Band zwischen Fürsten,

Generalen, Obersten, Offizieren und Soldaten bestand nicht. Was die Werbetrommel für Kriegszwecke zusammenführte, sprengte der Frieden größtenteils wieder auseinander. Die Obersten, welche Werbepatente erhielten, sammelten die Regimenter, ernannten die Offiziere und entließen sie wieder. Nicht der Staat, sondern die Provinzen, in denen die Truppen zufällig standen, mußten für ihren Unterhalt sorgen, der ihnen bzw. den Ständen eine Last war. Die Offiziere suchten ihren persönlichen Vorteil. Der Geist der Zügellosigkeit und des Ungehorsams ging durch die Soldateska. Diese Zeit entbehrt großer Ideen, die zu nationalem Handeln treiben. Nur zwei große Mächte, Kaiser und Papst, bekämpften einander, bis der letztere siegte. Andere Antriebe fehlen. So griff Roheit und Verwilderung um sich, auch in den Heeren, wo jede Mannszucht fehlte, Grausamkeit und Bandenwesen den Geist der Söldner kennzeichnet. Außer hunderten von kleineren Kämpfen und Fehden, außer den grausamen Hussitenkriegen fanden allein sechs größere Kriege in der kurzen Zeit von 1442 bis 1462 auf Deutschem Boden statt, darunter die für die Entwicklung Brandenburgs einflußreiche Soester Fehde. Und stets fehlt es an Mannszucht. Nur die Truppen Johann v. Cleves hielten solche, und ebenso war in Burgund, den Niederlanden und der Schweiz bessere Disziplin. Auch England und Frankreich zerfleischten sich seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts, und Roheit und Zügellosigkeit herrschten seit Verfall des Rittertums bis ins 17., selbst 18. Jahrhundert.

Mit der Schaffung kriegstüchtiger, vom Landesherrn selbst geworbener *stehender Heere* war Frankreich schon Mitte des 15. Jahrhunderts vorangegangen, indem Karl VII. 15 stehende Ordonnanzkompagnien zu je 1000 Edelleuten und mit denen der Knappen und Knechte 600 Pferden errichtete (1444 bis 1449) und 1448 ein Bürgerfußvolk von 16 000 Mann, das aber bald durch die Schweizer Söldner ersetzt wurde. Im Laufe des 16. und namentlich des 17. Jahrhunderts folgten andere Länder, so z. B. Bayern unter Maximilian I. (1597),*) Brandenburg unter dem Großen

*) Nachdem schon 1583 im Kölner Kriege das Regiment Erbach errichtet worden war, das älteste geschlossene Regiment Bayerns; der berühmte Tilly war einer der Organisatoren. Unter Kurfürst Ferdinand Maria wurde dann in Kurbayern, unter Karl Ludwig in der Pfalz das stehende Heer zur festen Staatseinrichtung und bewährte sich in allen Kämpfen, die Bayerische Truppen zahlreich zu führen hatten. So fochten sie gegen die Türken innerhalb des Reichsheeres 1661 bis 1664 in Ungarn (Regiment zu Fuß Puech und Archebusierkompagnien Höning und Pendler) sowie siegreich am St. Gotthard (29. Juli 1664). Leider aber standen sie durch das damals so übliche System der Subsidienverträge (Truppenvermietungen) auch in fremdem Solde, und es fochten die Regimenter Bürhen (Musketiere) unter dem Löwenbanner von St. Marco 1669 bei Candia, Beltin 1672 in Savoyen, Euler zu gleicher Zeit in den Niederlanden. Die *ältesten* stehenden Heere finden sich in der Türkei.

Kurfürsten (1656).*) Für diese Truppen wurden in den Zeughäusern Ausrüstung und Bewaffnung für Mann und Pferd sowie Vorräte an Artillerie und Heeresgerät bereitgehalten, auch fanden Übungen, etwa nach Art der der heutigen Landwehren, mit den ausgewählten Leuten statt. Ende des 17. Jahrhunderts war die Uniformierung allgemein. Die Regimenter zu Fuß waren in Fähnlein meist zu 10 von je 100 Mann, formiert, die schwere und leichte Reiterei — meist Kürassiere und Arkebusiere, in Fahnen oder auch Kompagnien. Die Feldartillerie — eine völlige Zunft — bestand aus Stücken und Böllern, die der Infanterie zugeteilt waren, während ihr Schießvorrat gemeinsam mit den Sturmleitern und Schiffsfahrzeugen auf Wagen verladen waren. Die Mineure wie das Brückenschiffspersonal gehörten zur „Artillerey". Unter Miliz verstand man bis nach dem Dreißigjährigen Kriege die Landesaufgebote, daneben auch das Gesamtheer, besonders die Soldtruppen.**) Freilich waren es noch durch Handgeld geworbene Leute des In- und Auslandes, und das Offizierkorps stand noch nicht auf der Höhe. Nach dem Friedensschluß wurden die meisten „Völker" abgedankt und bis auf wenige zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgelöst. Zur Bewachung fürstlicher Schlösser bestanden noch besondere Leibgarden, Trabanten, Korbinen (Karabiniers), Archebusiere, Schützenreiter, Hartschiere, die später den ersten Rang unter den Garden erhalten sollten. Dennoch gelang es bei den stehenden Heeren durch geregelte Finanzen, unbedingte Abhängigkeit der Offiziere von ihren Kriegsherren, strenge Erziehung, zum Teil auf religiöser Grundlage, sie zu vaterländischen zu gestalten. Die Mannszucht wurde z. B. durch Artikelsbriefe, wie sie König Gustav Adolf und nach seinem Vorbilde der Große

*) Das Kurbrandenburgische Heer war etwa 38 000 Mann stark und bewährte sich sogleich 1656 in der Schlacht von Warschau, wo der dafür zum ersten Brandenburgischen Feldmarschall ernannte, aus Kurkölnischen Diensten übernommene Otto Christian Freiherr v. Sparr, eine Autorität auf dem Gebiet des Artillerie- und Geniewesens, die Entscheidung herbeiführte. 1670 folgte ihm in der Würde der Bauernsohn Georg Reichsfreiherr v. Derfflinger, der sich durch die Schulung der Reiterei sowie besonders in den Schlachten von Warschau (1656) und Fehrbellin (1675) auszeichnete. Später war Marschall Friedrich Armand v. Schomberg, eine echte Kondottierenatur, der Generalissimus des Großen Kurfürsten.

**) Das Heer stand unmittelbar unter dem Veldthauptmann, dem als Führer der „Rennfahnen", d. h. der Vorhut, auch des Vordertreffens, vielfach auch bloß der Reiterei, der Veldtmarschall unterstellt war, der auch unter des Feldobersten Befehl den Aufmarsch und die Verpflegung des Heeres leitete. Im Dreißigjährigen Kriege führte der Feldmarschall schon selbständige Heeresteile, ja er wurde bald der Stellvertreter des Generalissimus (Staatsoberhaupts meist) und seines Generalleutnants, der in Abwesenheit beider, aber nicht ohne das sentiment des Kriegsrats zu hören, zu handeln hat. Erst später wurde der Generalfeldmarschall die höchste militärische Würde in allen Armeen (in Frankreich mit dem Titel Maréchal de France).

Kurfürst (1656) in Brandenburg aufstellten, nach bestimmten Grundsätzen geregelt. Es waren die Ursprünge unserer heutigen Kriegsartikel. Gott, Religion, Glauben werden betont und Zuwiderhandelnde mit strengen Strafen bedroht. Dabei war nicht der enge Standpunkt der Konfession, sondern der allgemeine des Christentums eingenommen. Dazu trat die Forderung unbedingten Gehorsams und unermüdlichen Fleißes und hingebender Treue. Feste „Traktamente" wurden gezahlt.

In den Städten gab es Stadtguarden, etwa den späteren Garnisontruppen entsprechend. Auch nahmen sie — ebenso wie die Landesherren — Ingenieure an, die als Festungs- oder Kriegsbaumeister bzw. Architekten angestellt wurden, oft Männer von hervorragender Begabung und Geschicklichkeit sowie umfassenden Kenntnissen, vielfach Ausländer, besonders Italiener, später auch Niederländer. Ihnen wurde das gesamte Festungs- und Zeugwesen übertragen, da sie auch tüchtige Artilleristen, Feuerwerker und Maschinenkundige waren. Sie sorgten für die bauliche Erhaltung wie für die Neuanlage von Festungswerken, festen Häusern und Schlössern, deren Kommandanten sie oft waren, so daß ihnen auch das gesamte Personal und Inventar unterstand. Sie gaben die Bauordnung heraus, leiteten die ganze Verwaltung und hatten die Besichtigung der Bauten. Auch zeichneten sie sich vielfach im Vermessungswesen aus und als Schriftsteller über Festungsbau, Kartographie, auch Geographie und Geschichte. Es sei hier z. B. an die Sächsischen Kriegsbaumeister Caspar Vogt v. Wierandt, Paul Pochner, Rochus v. Lynar, Georg Wilhelm Dilich, Wolf Caspar v. Klenger, später im 18. Jahrhundert an Eosander v. Goethe, Jean de Bodt u. a. erinnert.

Die Erfahrungen des Spanisch-Niederländischen, wie des Dreißigjährigen Krieges und namentlich der Türkenkämpfe an den Ufern des Mittelmeeres, bei Candia in erster Linie, wurden vor allem in Frankreich verwertet, wo in den langen Kriegen unter Ludwig XIV. gegen seine Nachbarn dazu die beste Gelegenheit war, und das nun für alle Europäischen Armeen vorbildlich wurde*) sowohl bezüglich Organisation,

*) Sehr groß war z. B. der Französische Einfluß im Bayerischen Heere, wo unter Kurfürst Max Emanuel (1679 bis 1726) eine kriegerische Epoche herangebrochen war, die der jungen, 1682 errichteten Armee (7 Infanterie-, 4 Reiterregimenter vereinigter Kurbayerischer Truppen) höchsten Ruhm einbrachte. Sie waren durch die Unglücksschlacht von Höchstädt und infolge einer unheilvollen Politik den Franzosen verbündet worden und kämpften mit ihnen gemeinsam im Spanischen Erbfolgekriege auf den Feldern von Ramillies 1706 und Malplaquet 1709 — hier sogar gegen ihre Landsleute, die auf seiten der Verbündeten Reichstruppen fechtenden Kurpfälzer Johann Wilhelms —, für eine verlorene Sache. Erst der Türkenkrieg 1717 und die Schlacht bei Belgrad, wo die Bayern unter Prinz Eugens Oberbefehl mit den Sieg erringen halfen, brachte ihnen wieder nationale Ehren ein, wie einst schon 1687 bei Mohacz, 1688 beim Sturm auf Belgrad.

Formation, Bewaffnung und Ausrüstung der Feldheere wie im Festungskriege. Und da die Franzosen meist als Angreifer auftraten, waren sie in der Lage, auch die Angriffsmethoden gegen feste Plätze bedeutend zu verbessern und die Entwicklung in solche Bahnen zu lenken, daß der Verteidiger zwar sein Übergewicht verlor, anderseits aber auch neue Grundsätze für den Festungsbau aufgestellt werden konnten. Was zunächst letzteren anlangt, so war noch das ganze 16. Jahrhundert dort die Italienische Manier üblich gewesen. Der kriegserfahrene Marschall Vauban wandte aber bei seinen Festungsneubauten und -Umbauten eigene, auf der Natur des Belagerungskrieges aufgebaute Methoden an, aus denen die Epigonen „Systeme" gemacht haben, während Vauban, der zwar viel geschrieben, nie aber etwas veröffentlicht hat, keinerlei System aufgestellt hat, wie ja auch der Schwerpunkt seiner Leistungen in der Entwicklung der Methode des förmlichen Angriffs gelegen hat. Dennoch ergeben seine Befestigungen, mit denen er an Pagan anknüpfte, den Hauptinhalt der poliorketischen Wissenschaft des 17. Jahrhunderts. Bereits nach dem Pyrenäenfrieden (1659) trat er als Festungsbaumeister auf, und zwar 1662 zu Dünkirchen, einem Platz, der die Arbeit seines ganzen Lebens geblieben ist. Er umgab ihn mit Neuanlagen, führte den befestigten Hafen und die Außenforts auf und legte 1706, ein Jahr vor seinem Tode, das befestigte Lager an. Es folgten nach dem Frieden von Aachen (1667) in den vier anschließenden Jahren die Anlage der Zitadellen von Lille, Arras, Douai (**Fort de la Scarpe**), Ath, die Vergrößerung Lilles, die Befestigungen von Bergues, Courtray, Oudenarde, Charleroi, Philippeville, du Quesnoy, Breisach, Philippsburg und Pignerol, welche ungewöhnliche Klarheit aufwiesen und daher den Beifall Louvois' und Colberts errangen. Vauban war Eklektiker, kein Schöpfer neuer Elemente, suchte sich das Gute aus den Ideen seiner Vorläufer, nicht zuletzt auch des Deutschen Speckle, vereinfachte ihre oft verwickelten Manieren durch Ausscheidung des Unwesentlichen und Schädlichen und schuf so ein dem Gelände sich gut anpassendes Bastionärsystem Französischen Charakters mit klarer Gestaltung der Verteidigung, besonders auch gegen gewaltsame Unternehmungen, das zwei Jahrhunderte der Typus der Französischen Schule geblieben und auch fast im ganzen Europa herrschend geworden ist. Mit großem Scharfblick nutzte er alle örtlichen Vorteile, besonders die Wasserverhältnisse, aus, und obwohl er sich nicht pedantisch an bestimmte Winkel und Längen hielt, schuf er doch ein sehr einfaches und zweckmäßiges gegenseitiges Verhältnis der Linien, so daß namentlich auf normalem Baugrund eine technisch wie fortifikatorisch gleich zweckmäßige Regelmäßigkeit zu verzeichnen ist. Seine meisten Plätze sind nach der später so getauften Ersten Manier befestigt: bastionierter Hauptwall von vermindertem Aufzug, dessen Gra-

ben von den Bastionsflanken (die ursprünglich durch ein rundes Orillon gedeckt, später geradlinig ohne solches geführt waren) bestrichen ist. Die ziemlich kleinen Raveline deckten die Kurtine nicht völlig, auch waren die Eskarpen des Hauptwalls stellenweise bis 5 m frei sichtbar. Es fehlten innere Abschnitte, sowie — aus Ersparnisrücksichten — bombensichere Räume in genügender Zahl, dagegen gab es wenige gut wirkende Außenwerke. Vauban erkannte selbst noch die Mängel seiner ersten Bauten und suchte sie bei späteren zu beseitigen. Die Frontal- und Fernverteidigung war durch eine größere Geschützzahl, welche in niederen Lafetten stehend durch tiefe Scharten feuerten, begünstigt, Offensivunternehmungen dagegen erschwert. Der 10 m breite gedeckte Weg lag im toten Winkel des Hauptwalls, erforderte daher eine Palisadierung, die kleinen Waffenplätze aber entbehrten der Reduits, die Verbindungen waren schmal und unbequem.

Waren Maubeuge, Longwy, die Zitadelle von Straßburg u. a. noch nach der Ersten Manier ausgeführt (1679 bis 1683), so ging er seit 1684 zu detachierter Anlage der Bastionen, mit hinter der Kehle liegenden kasemattierten Reduits über — seinem „Zweiten System" —, wozu ihn die Louwignyschen Geschütztürme bei Luxemburg veranlaßt haben, und baute 1684 so Belfort, 1687 Landau. Später kamen die Befestigungen von Mont Royal (bei Traben an der Mosel), die vom Fort Louis am Rhein und besonders Cherbourg hinzu. In der 1698 unternommenen Befestigung von Neu-Breisach zeigt sich angeblich seine „Dritte Manier", mit gebrochener Kurtine, bis zum Kordon gedeckter Eskarpe und gut vom Hauptwall bestrichenem gedeckten Wege. Dennoch hat Vauban, der zuletzt daran war, die Selbständigkeit der einzelnen Teile seiner Befestigungen durchzuführen, den Mangel an Abschnitten und die schlechte Deckung des Mauerwerks nie ganz beseitigt. Dafür aber zwang er zuletzt — bei Landau, Belfort und Neu-Breisach — den Angreifer, zwei Angriffe zu führen.

Die eigentliche Bedeutung Vaubans aber lag, wie schon hervorgehoben, in seiner Entwicklung des förmlichen Angriffs in einer Form, wie sie sich bis zum Jahre 1870 im wesentlichen erhalten hat, mindestens aber bis zur Einführung gezogener Geschütze. Der Marschall hatte seine Erfahrungen bei 53 Belagerungen sammeln können. Schon 1669 hat er im Auftrage Louvois' ein „Memoire sur la conduite des sièges" verfaßt, das er selbst „plein de la plus fine marchandise qui fût dans ma boutique" bezeichnet, und das er 1703, bereichert durch den Inhalt seines „Avis sur l'attaque de Landau", in einen „Traité de l'attaque des places" umgearbeitet hat. 1740 wurde die Denkschrift zu Leiden herausgegeben, 1829 machte Augoyat die beste Ausgabe des „Traité", welche den sogenannten Schulangriff Vaubans zum

allgemeinen Muster gemacht hat. Vauban war seit 1658 selbständiger Leiter aller Belagerungen als Ingénieur en chef, so daß ihm die Schwächen der Verteidigung nicht verborgen waren. Darauf baute er seinen Angriff auf, den er zuerst 1773 vor Mastricht erfolgreich anwendet. Er machte aus der bisherigen contrevallation die erste Parallele und erhob die übrigens schon früher von Schweden und Türken angewendeten „Parallelen" überhaupt zur Grundlage des förmlichen Angriffs. Sie dienten ihm „zur Erhaltung von Menschen", d. h. zur Abgabe eines umfassenden und überraschenden Artilleriefeuers gegen die Angriffs- wie Nebenfronten mit möglichst geringem Verlust. Die ungefähr 575 m vom gedeckten Wege, also außerhalb des Bereichs des Gewehr- und Kartätschfeuers, nächtlich und überraschend angelegte erste Parallele umfaßte die Festung halbkreisförmig, erhielt nach rückwärts zickzackförmig geführte Verbindungen und nahm Wurf- und Rikoschettbatterien auf. Nachdem so das Feuer der Verteidigungsartillerie geschwächt war, wurde auf etwa dem halben Wege zur Festung (260 bis 300 m) die zweite Parallele als eigentliche ligne des batteries angelegt, welche die Demontierbatterie (gegen die Geschütze, ihre Scharten und Brustwehren) für den direkten Schuß und die Rikoschettbatterien zum Enfilieren der Zweige des gedeckten Weges aufnahm. Sie wurde gegen Ausfälle durch das Überflügeln der (mit ihr durch Zickzacks verbundenen) ersten Parallele geschützt, und von ihr aus erfolgte der Übergang mittels Sappen in die am Glacisfuß (40 bis 50 m vom Glaciskamm) angelegte dritte Parallele, deren Wurfbatterien die Verteidigung vollständig unterdrücken und in Verbindung mit Gewehrfeuer die Versammlung von Ausfalltruppen hindern sollten. Manchmal wurden auch noch Halbparallelen ausgehoben, d. h. mit Steinmörsern ausgestattete Parallelenstücke zwischen der zweiten und dritten Parallele sowie auf der halben Höhe des Glacisfußes, außerhalb der Handgranatenwurfweite, welche unaufhörlich feuerten, während das Granat- und Bombenfeuer der Splitterwirkung wegen mit Rücksicht auf die eigenen Truppen schweigen mußte. Die letzte Artillerie- und Infanteriestellung bildete endlich die „Krönung des Glacis", ein längs des Kammes angelegter traversierter Laufgraben mit den Bresch- und Konterbatterien, aus dem dann minengangartig die Grabenabfahrt (descente) in den Graben und ein Grabenübergang (Laufgraben bei trockenen, Faschinendamm mit Brustwehr bei nassen Gräben) bis zur Bresche führte, die dann erstürmt und gegen die Festung verbaut wurde. Der eben geschilderte Angriff, bei dem sowohl die flüchtige wie in den der Festung nähergelegenen Teilen die völlige Sappe angewandt wurde, ist im wesentlichen ein planmäßig organisierter Artillerieangriff, der

klar und systematisch die Werke und die Verteidigungsartillerie mit seinen Demontier-, Rikoschettier-,*) Enfilier-, Bresch-, Konter- und Mörserbatterien, die nicht über 900 bis 1150 m hinaus feuern, bekämpft, kein Infanterieangriff. Die aktive Tätigkeit der im wesentlichen — zur Ersparung von Menschenverlusten — als Besatzung an die Laufgräben gebundenen schwachen Infanterie ist eine ausnahmsweise und erstreckt sich auf die gewaltsame Fortnahme des gedeckten Weges und die Erstürmung der Breschen. Auch gab Vauban Vorschriften für den von ihm angewandten Minenkrieg (im „Traité des mines"), wobei er zuerst Quetsch- und Dampfminen (camouflets) anwandte. Grundzug seines scharfsinnig auf die Schwächen des Verteidigers aufgebauten Angriffs ist Überraschung, Umfassung, übermächtiges Geschützfeuer, das sich mehr durch ständige Steigerung, gute Gliederung und Umfassung der Batterien als durch überlegene Geschützzahl auszeichnet und dem umsichtig und gut gedeckt geführten Sappenangriff unmittelbar folgt, um jeden Versuch eines Gegenangriffs zu verhindern. So kam Vauban mit den geringsten Verlusten sicher und damit auch am schnellsten, meist schon in wenigen Wochen, ans Ziel. Sein klares, einfaches System, das ein gut organisiertes, mit den nötigen Angriffsmitteln, namentlich einem richtig zusammengesetzten Artillerie-Belagerungstrain versehenes Belagerungs- sowie ein gegen etwaige Entsatzversuche in eigener Zirkumvallationslinie schützendes Beobachtungskorps voraussetzte, stand auf der Höhe der Zeit und überragte das aller seiner Gegner, selbst des Niederländers Coehorns, der nach ihm die meiste Erfahrung besaß. Als Verteidiger ist Vauban nur einmal aufgetreten, nämlich 1674 in Oudenarde, wo ihm aber bald der große Condé gegen den wenig energisch geführten Angriff Entsatz brachte. Er hat damals auch die sehr beachtenswerten „Instructions sur la défense" verfaßt. Ihm war die Verteidigung im wesentlichen Nahkampf, sie wurde aktiv vom gedeckten Wege, der Hauptstellung der Infanterie, und defensiv vom Hauptwall aus geführt bzw. als Abwehr des Grabenüberganges und Sturms. Von Ausfällen hielt er nicht viel. Mit dem Verlust des gedeckten Weges bzw. der Konterescarpe hielt er den entscheidenden Kampf für beendet. Von der Artillerie verlangte er starke Geschützaufstellung, besonders auch von Mörsern, selbst auf der Umfassung entzogenen Nebenfronten, jedoch Vermeidung des direkten Kampfes mit der Angriffsartillerie. Die Inge-

*) Vauban gilt als Erfinder des Rikoschettschusses oder wenigstens der methodischen Anwendung dieses enfilierenden flachen Bogen(Senk-)schusses, von dem die Artilleristen ursprünglich nicht viel wissen wollten, bis er nach der Belagerung von Ath epochemachend wurde, da die Geschütze noch nicht durch Traversen dagegen geschützt waren.



nieure und Pioniere verwandte er im Minenkriege und zu Gegenlaufgräben.

Gegen Vaubans Angriff brach die Verteidigung zusammen, besonders geschah das natürlich in den Niederlanden. Hier entstand als Rückwirkung dann unter Coehorns Anstoß die neue Niederländische Befestigung, ein sehr rationelles System, das aber schon in das 18. Jahrhundert fällt. In ihm bilden geworbene Söldner die Masse der Heere, besonders des Fußvolks, und neben den stehenden Heeren, für die in Brandenburg schon der Große Kurfürst ein allgemeines Aufgebot (Wehrpflicht) in Anwendung gebracht und Friedrich Wilhelm I. zur Sicherung besseren Ersatzes 1733 die Kantonverfassung eingeführt hatte, in denen ferner die kriegerische Bestimmung des mittelalterlichen Adels auf die Offizierkorps übergegangen war, finden sich auch sogenannte Fremdentruppen, besonders in den Deutschen Kleinstaaten und in der Schweiz. Die Fürsten verliehen ihre Truppen zum Zweck des Gelderwerbs, z. B. der Landgraf Wilhelm VII. von Hessen während des Österreichischen Erbfolgekrieges an England und Karl VII., während die Schweizer Regimenter sich in Spanien, Sardinien, Sizilien, dem Kirchenstaat und — schon seit Heinrich II. (1553) — besonders im Französischen Dienst befinden, wo es 1790 gar 12 Regimenter (14 000 Mann) gab. Erst 1830 wurden diese Regimenter in Frankreich beseitigt.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW 68, Kochstraße 68–71

Hauptmann Friedrich v. Erckert.

Ein Lebensbild.

Von

Anders,

Hauptmann und Kompagniechef im Infanterieregiment Prinz Louis Ferdinand von Preußen (2. Magdeburgisches) Nr. 27.

Mit einer Übersichtsskizze und einer Abbildung.

„»In erster Linie die größte Selbstachtung. Nichts Gemeines tun, Leib und Seele rein halten. Sich stets beherrschen; selbstlos, heiter und mutig sein. Jede Art Schmerz still tragen. Sich sagen, daß eine gerade aufrechte Haltung auch die Äußerung einer geraden aufrechten Seele ist. Sich an einfachen Dingen erfreuen; nichts Unmögliches verlangen, an ein erreichbares Ziel aber Geduld, Ausdauer, konzentrierten Willen wenden.

Bleibe nie im Schmutz. Auch der Beste kann gelegentlich hineinfallen, aber drin zu bleiben braucht niemand.

Geduld und Selbstbeherrschung machen das Leben angenehm und würdig.«

Kommando der Schutztruppe
für Südwestafrika.
IIa J.=Nr. 3028.

Windhuk, den 1. Mai 1908.

Vorstehende Sätze — flüchtig auf einen Zettel hingeworfen — wurden im Nachlaß des Hauptmanns v. Erckert gefunden.

Die charakteristischen Züge seines Wesens lassen sie klar hervortreten, und sie sind wert, von allen Offizieren beachtet zu werden.

So bringe ich sie zur Kenntnis des Offizierkorps und hoffe, daß sie für alle, die ihm nahe standen, eine liebe Erinnerung sein werden.

gez. v. Estorff,
Oberstleutnant und Kommandeur."

Kein besseres und würdigeres Denkmal konnte dem viel zu früh gefallenen Helden werden, als jene schlichten und großen Worte. Zuerst Erckerts engerem Kameradenkreise der Schutztruppe bekannt gegeben,

mögen sie aber auch Gemeingut der Heimat werden zu ehrendem Gedenken eines hervorragenden, in rastloser Selbstarbeit abgeklärten Charakters.

Niedergeschrieben hat Erckert diese Sätze auf seinem kühnen Zuge in die Kalahari gegen Simon Kopper, wobei er am 16. März 1908 in siegreichem Gefecht den Heldentod fand: durch achtmonatige, angestrengteste Organisations- und Vorbereitungsarbeit hindurch, die neuschaffend sich bis in die Einzelheiten hinein erstreckte, und dann während der wagemutigen, verantwortungsvollen Operation in die Wüste gegen den verschlagenen hartnäckigen Feind haben den im Wägen und Wagen tatkräftigen kühnen Soldaten Betrachtungen einer erhabenen Moral begleitet; in dem jungen Hauptmann zugleich ein außergewöhnlicher Soldat und Mensch, für jeden Deutschen ein Stolz und Vorbild, eine wahre Idealgestalt!

Friedrich v. Erckert entstammte einer alten Soldatenfamilie; er wurde am 30. Dezember 1869 in Bromberg geboren, wo sein Vater damals Bataillonskommandeur im Infanterieregiment Nr. 21 war. Seine Mutter verlor er frühzeitig (1872) durch den Tod. 1881 nahm der Vater als Regimentskommandeur den Abschied und siedelte nach Freienwalde a. O. über, von dessen Gymnasium aus im Mai 1882 der junge Friedrich, den Familienüberlieferungen gemäß für den Offizierstand bestimmt, in das Kadettenhaus zu Wahlstatt eintrat. Von 1886 bis 1889 in der Haupt-Kadettenanstalt zu Groß-Lichterfelde, wurde er von der Selekta aus am 22. März 1889 als Leutnant im Grenadierregiment Nr. 2 in Stettin angestellt.

Der frische fröhliche Knabe, der seine Kräfte gern im Kampfe mit Schulkameraden geübt hatte, der das trockene Lernen gehaßt, aber durch eifriges Lesen und Verarbeiten des Gelesenen sich ein reiches Wissen angeeignet und glatt alle Examina bestanden hatte (zu Wahlstatt prangt wegen vorzüglicher Leistungen sein Name auf der Ehrentafel), war mit bereits ausgesprochener Charakterprägung ins Mannesleben übergetreten. Schon früh hatte sich in ihm bei seinem scharfen, klaren Verstande, zu dem ein fester, starker Wille sich gesellte, eine grüblerische Neigung entwickelt und er sich daran gewöhnt, den Dingen auf den Grund zu gehen. Rastlos an sich arbeitend und nach Höherem strebend, tieffühlend und pflichttreu, wurde er schon frühzeitig in ganz besonders heiße innere Kämpfe hineingerissen. Ein förmlicher Hunger nach Erkenntnis beseelte ihn und ein unwiderstehlicher Drang, von allem sich Rechenschaft zu geben. Bei seiner ihn kennzeichnenden Gründlichkeit, nüchternen Wahrhaftigkeit und unerbittlichen Folgerichtigkeit lief er wohl harte Gefahr, zu verzweifeln und sich zu verlieren, doch sein hoher und warmer Idealismus hielt ihn aufrecht, sein fester Wille zum Streben und zum Erreichen des Erstrebten führte ihn hindurch.

„Du möchtest gern die Schranken übersteigen,
Die Dir gesteckt Natur,
Und mußt demütiglich Dich neigen:
‚Mensch‘ bist Du nur!“ —

und:

„O Welt, Du spottest mein,
Weil ich noch Ideale
Mein eigen nenne —
O, laß es lieber sein:
Von diesem Sonnenstrahle
Ich mich nicht trenne!“

dichtete er zweiundzwanzigjährig.

Aus dem Jahre 1894 stammen folgende Sätze von ihm:

„Die Pessimisten sind große Toren, weil sie sich eben nichts vorlügen! Ein Mittelding: Heuchler und Tor — wäre zu gemein; deshalb existiert es auch nicht.“ „Das Denken ist die reine Russische Schaukel! Bald oben, bald unten; und wer nicht daran gewöhnt ist, wird schwindlig.“ „Wahre Bescheidenheit ist Protzentum des Charakters.“ „Selbsterkenntnis ist nur ‚Begriff‘ — sie ist der Wegweiser zu dem idealsten Ziel: der Erhabenheit.“ „Zynismus ist die Folgekrankheit der Resignation und diese — der Notausgang für seelische Kämpfe.“ „Allgemeinwahrheiten ist man meist geneigt im besonderen Falle unbeachtet zu lassen.“ „Der Wunschlose glaubt einen großen Schatz zu hüten und — bewahrt nur einen leeren Topf.“

Aus demselben Jahr:

Menschlich.

„Um seiner selbst allein tu' ich das Gute
Und wirke — dem Gebot erhabener Moral zufolge
Und tief durchdrungen von der Hehrheit wahren Strebens
Nach Selbstlosigkeit, frei menschlich niedrer Regung,
Die durch Anmaßung im prahlerisch Gebahren frech sich brüstet —
Unmerklich in der Stille auf dem Pfad des Mitgefühls!“
Wahrhaftig, er hielt Wort und handelte im reinen Drang
Befrei'nder Überzeugung ganz ohne jede Prätension! —
„Doch eigentlich“, dacht' unser Freund bei sich —
Und wär' es Unrecht? — „es ist doch schade, daß
Nicht einer wenigstens es sah, was ich getan!!“
War er ein Lügner? nein! ein Schwächling nur! —
Und das ist menschlich!
Und willst Du drob ihm zürnen?
Blick in Dein eignes Herz: der Freund bist Du!“

Hand in Hand mit seinem Denken und Grübeln auch auf religiösem Gebiet ging eine umfangreiche eifrige Lektüre besonders in philosophischer Richtung, was ihm bald den Beinamen „der Philosoph“ eintrug. Nichts

Trockenes oder Einseitiges aber wuchs in ihm und aus ihm heraus, nur Lebendiges und Ganzes; Tätigkeit war ihm der Inbegriff des Lebens. Darum war er auch zu höchsten Leistungen berufen.

Er war mit Leib und Seele Soldat, bis ins Mark erfüllt von den hohen und idealen Aufgaben seines Berufes, vorzüglich in seinem Dienst. Eine hohe schlanke sehnige Gestalt, von ausgeprägter Eigenart, empfänglich für alles ihn Umgebende und ganz besonders für die Größe und das Machtvolle der Natur, lebhaft und frisch, geradezu und anspruchslos, kernig, von hellem klarem Blick, ein Meister der Sprache, geistsprühend, scharfsinnig, höchster Begeisterung fähig, mußte er eigentlich für alles Glück prädestiniert erscheinen; und doch umfaßte — ihm, dem nach Klarheit und Wahrheit Ringenden doppelt herbe — eine tiefe Tragik sein Leben. Gerade seine hohen Gaben, sein aufs höchste gerichtetes Streben, seine Wahrhaftigkeit und sein folgerichtiges Denken ließen ihn die Unvollkommenheiten alles Menschlichen um so tiefer empfinden und erzeugten in ihm eine zu Zeiten fast übergroße Resignation; dies besonders, wenn die Verhältnisse seinem Können oder der Betätigung seiner Überzeugung und Persönlichkeit Fesseln auferlegten, denen er sich nicht entziehen konnte. Er maß die Umwelt an seinen eigenen hohen Eigenschaften, und solches Messen vertrug sie gewöhnlich nicht. Wenn er dann, ein nüchterner klarer Rechner, in unerbittlicher Folgerichtigkeit alle Hoffnungsträume des harmlos glücklichen Optimisten auf die Tatsächlichkeit zurückführte und erbarmungslos mit dem ihm eigenen glänzenden Witz und Spott übergoß oder zerzauste,*) hatte er wohl fast immer recht; aber er fand auch mehr Bewunderer als Freunde — denn der Mensch ist eitel und rasch gekränkt —, er stand hoch, höher als die andern und darum einsam; er erschien und wirkte leicht schwarzseherisch. Er mit seinem starken, klarstrebenden Herzen überwand das, aber er empfand es wohl auch. Sein höchstes Glück hat darum Erckert in der Einsamkeit gefunden; die suchte er; von Zeit zu Zeit trat er aus ihr heraus und gab von seinem reichen Wissen, seinem klaren Urteil, seinem großzügigen idealen Denken und Streben. Doch war er nicht leicht zu verstehen; er wurde bewundert und verehrt wegen seines umfassenden Urteils, seiner vornehmen vorbildlichen Denkweise, seiner Tüchtigkeit und seiner Leistungen, aber gleichaltrige Freunde hat er kaum gehabt. Nicht, daß es an mangelndem Entgegenkommen bei ihm immer gelegen hätte — nein, er war auch gütig und großherzig! — aber er war innerlich den Altersgenossen weit voraus und engeren Anschluß suchte und fand er nur bei wenigen Älteren. Ein

*) Einer seiner Kadettenkameraden machte in Südwestafrika einmal folgende Bemerkung: „Wenn man mit Erckert eine halbe Stunde über Land reitet, wird man derart schwermütig, daß man sich am nächsten Baume aufhängen könnte“.

Ideal seiner letzten Jahre war ihm Lord Kitchener, der Mann des klaren Zielbewußtseins, der großzügige Organisator, der Mann der Tat.

Schwarzsehen und Pessimismus äußerten sich übrigens bei ihm eigentlich nur in bezug auf die anderen, weil seine Menschenkenntnis deren Selbsteinschätzung nicht ganz traute; das Vertrauen zu sich, seinem Streben, Wollen und Können hat er wohl nie verloren, doch ohne sich damit auf- oder vorzudrängen.

Seine Treue im Streben, sein hohes Verstehen alles Menschlichen machten sein Denken und Fühlen großzügig und umfassend. Was er an Menschen und Verhältnissen haßte, was ihm grundzuwider war, war das Kleinliche, Zopfige, Enge — er bezeichnete das mit „Inferiorität" und „Subalternität" — das konnte er nicht verstehen, weil es ihm innerlich unwahr und „nicht logisch" war.

Als 19jähriger Kadett schrieb er an eine Schwester: „Daß Du ein Ideal aus mir machen willst, das hat mich wirklich lachen gemacht. Du liebe Zeit, hast Du Dir denn auch recht überlegt, was das heißt? Wenn ich dazu angelegt wäre, so hättest Du mich dadurch ordentlich eitel gemacht; so habe ich nur gelacht. Ein Ideal muß sich ganz von selber heranbilden, und zwar so unbemerkt, daß man es selber nicht weiß. Auf Kommando kann es nicht geschehen. Ich halte es sogar für anmaßend, den Vorsatz zu fassen, ein Ideal zu werden."

Aus Omaruru schrieb er am 6. Februar 1902 an seine Angehörigen: „Wer nicht erstrebt, ein Ziel auch wirklich zu *erreichen*, wird nicht die Kraft behalten, auf einem Wege nur weiter zu *streben*. Der Wille zum *Erreichen* schafft allein, nicht der Wille zum Streben! Das andere sind Pflaumenweichheiten auf den temperierten Atmosphärendruck Biedermeierschen Normaltugenddaseins abgestimmt. Seine Pflicht tun und zufrieden sein! — Und was ist unsere Pflicht? ‚Die Forderung des Tages zu erfüllen' sagt Goethe. Und der konnte mit Bewußtsein so sprechen, denn auf welchen Lebenshöhen und in welchen Geistestiefen lebte er!" „Meine Weltanschauung ist doch mit der Zeit den heimischen Aichmaßen entwachsen und wird in der breiten Masse der Unsrigen wohl wenig Verständnis finden. Widerspruch hat mich noch nie mißtrauisch gegen mich selbst gemacht, wohl aber Beifall! Du siehst, was für ein hartgesottener Ketzer ich bin — aber geistig ein selfmademan! Und hast Du schon einen solchen kennen gelernt, der nicht stolz gewesen wäre, so ganz innerlich in seinem Herzen?!"

Das Vorwaltenlassen der Verstandestätigkeit, das Forschen nach dem logischen Zusammenhang, das nüchterne klare Urteilen, der große geniale Zug, der starke zielbewußte Wille in Erckert formten schließlich in ihm einen stählernen abgeklärten Charakter, der auch stärksten Eindrücken gewachsen war, leicht auch auf ein hartes Gemüt schließen lassen konnte und

zuweilen als rücksichtslos selbstisch empfunden wurde — wo viel Licht ist, wird auch der Schatten stark gesehen. Eine sehr hohe Herrschaft über sich selbst, die Fähigkeit zu völliger Konzentrierung aller Kräfte und einen wohl vollendeten Grad geistiger Disziplinierung hatte er sich schließlich erworben.

Ob Erckert bei seiner grüblerisch-kritischen Anlage, seiner Neigung zur Resignation, seinem Hang zur Einsamkeit und Abgesondertheit und dabei doch mitten in praktisches Leben hineingestellt, Befriedigung und inneres Glück gefunden hat? In wie hohem Maße dies ihm als Menschen gelungen ist und daß er zu der Menschheit Höhen gefunden hat, bezeugen seine herrlichen eingangs wiedergegebenen Worte; und als Offizier hat er das schönste, edelste Soldatenlos gewonnen: als jugendlicher Führer vor eine Aufgabe gestellt, wie sie Männern seines Alters und Dienstgrades sonst nicht zuteil wird, selbst und selbständig alle Vorbereitungen fertiggestellt, mit Vertrauen auf Erfolg ausmarschiert, durch Umsicht und Energie den so schwer zu fassenden Feind gestellt und in die Entscheidung mit Aussicht auf Sieg eingetreten — alles fertig, der letzte große Schlußakkord im Anklingen, da wird er vom feindlichen Blei hinweggerafft an der Spitze der angreifenden siegeszuversichtlichen Seinen!

Nun zu seinem Lebensgange zurück.

Nach 3½jährigem Frontdienst erfolgte seine Ernennung zum Bataillonsadjutanten. Drei Jahre später erhielt er am 18. August 1895 den erbetenen Abschied behufs zeitweiligen Übertritts in Chilenische Dienste. Als zu jener Zeit Chile für das neuaufstrebende Südamerikanische Staatswesen Deutsche Offiziere als Instruktoren erbeten hatte und dazu die Allerhöchste Zustimmung erteilt worden war, hatte sich auch Erckert gemeldet. Es drängte ihn nach „Tätigkeit in selbständigem erweitertem Wirkungskreise und unter neuen fremdartigen Verhältnissen“ und nach „der mit der Kenntnis fremder Länder und Völker verbundenen Erweiterung des Anschauungskreises“.

Hoher Befriedigung voll trat er im Kameradenkreise*) die Ausreise an, aber auch bereits unter klarer persönlicher Stellungnahme zur harrenden Aufgabe und voraussichtlichen Tätigkeit. In einem späteren Briefe aus Antofagasta vom September 96 faßte er das in folgendem zusammen: „Ich bin hier einzig und allein von dem Standpunkte eines Vertreters des Deutschen Offizierkorps im Auslande ausgegangen und habe mich bemüht, den Leuten Achtung vor diesem Stande beizubringen. Ich kann ohne Selbstlob versichern, daß mir das

*) Es waren insgesamt 30 Leutnants und Oberleutnants, die damals als Instruktoren in Chilenische Dienste traten.



in vollem Maße gelungen ist, und daß mir alles unter wildfremden und ganz ausnehmend eigenartigen Verhältnissen gelungen ist, was ich angefaßt habe, das ist mir eine fernere Befriedigung." Auf der Seereise führte er konsequent und eifrig das Studium des Spanischen durch, während manche der Kameraden, die den gleichen Lernvorsatz gefaßt hatten, im Genuß des behaglichen Bordlebens allmählich wieder davon abbröckelten. Noch 1904 auf unserer Ausfahrt in den Südwestafrikanischen Feldzug sprach er das Spanische vollendet fließend und elegant, wie wir bei einem Festessen mit Spanischen Offizieren in Las Palmas in einer längeren von Erckert auf Spanisch gehaltenen Antwortrede auf die offiziellen Begrüßungsworte unserer Wirte erfuhren.

Hatten anfangs wohl bei allen den Instruktionsoffizieren die Genugtuung über das Erreichen ihres Wunsches sowie die Spannung auf die fremdartigen Verhältnisse und auf die bevorstehende Tätigkeit zunächst andere Empfindungen zurückgedrängt, so traten doch noch unterwegs ernste kritische Betrachtungen hervor, die sich verdichteten, als bei der ersten Berührung Chilenischen Bodens Kenner der Verhältnisse den Deutschen Offizieren über die wahre Sachlage klaren Wein einschenkten: es handele sich nicht um eine militärisch-fachmännische Reorganisation und Vervollkommnung der Chilenischen Heeresverhältnisse, sondern das Wesen der Sache sei ein politischer Schachzug; der Chilenischen Regierung komme es auf Dämpfung einer ihr augenblicklich unerwünschten Kriegsstimmung ihrer Bolivianischen und Argentinischen Nachbarn an, daher das stattliche gleichzeitige Aufgebot der 30 Deutschen Instruktionsoffiziere. Erckert, der trotz der auch ihn bewegenden freudigen Empfindungen doch die ganze Sachlage immer nüchtern und frei von Optimismus betrachtet hatte, war mit seiner von vornherein betätigten kritischen Reserve also im Recht gewesen.

Aber die Deutschen Offiziere waren nicht gewillt, sich als willenlose Schachfiguren gebrauchen zu lassen. Sie stellten ihre Gemeinsamkeit und Solidarität fest und wählten aus sich heraus einen Ausschuß zur auch späteren einheitlichen Vertretung aller ihrer Rechte und gemeinsamen Interessen. So stiegen sie in Valparaiso ans Land. Nach längeren mit Energie durchgeführten Kämpfen erreichten sie auch das, worauf sie mit Recht Anspruch erhoben: 1. einen ihrem Können und ihrer Aufgabe entsprechenden Rang — sie waren zuerst als einfache Subalternoffiziere übernommen —, 2. die Möglichkeit zu persönlicher Betätigung an ihrer Instruktorstelle und 3. bestimmte Regelung der Gehaltsauszahlung im richtigen Kurswert. Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß die Seele dieses Vorgehens Erckert gewesen sein wird — das klare praktische Urteilen und Anfassen sowie das Zielbewußte, Energische daran waren ja gerade seine Charakterzüge.

Erckerts dienstliche Betätigung in Chile war fast fortdauernd von mit zäher Energie und Zielbewußtheit seinerseits durchgeführten Kämpfen begleitet; er wollte etwas leisten und faßte seine Aufgabe ernst auf, oft aber traf er auf „Stagnation, Indolenz und militärische Arroganz, die durch ihre Naivität und mangelnde Begründung verblüffend wirkte. Der Grund dafür sind die stets siegreichen Kriege gewesen, die Chile geführt hat; und daß sie siegreich waren, liegt an den Gegnern, die stets noch minderwertiger waren". „Die ganze kulturelle Entwicklung Chiles ist sprungweise vor sich gegangen — es fehlt die stetige und durchbildende Entwicklung." „Man kann demnach unsere Stellung beurteilen und haben wir im Offizierkorps, glaube ich, nur einige wenige Freunde unter den Intelligenten und Gebildeten; die Masse haßt uns und wird es uns wohl nie vergessen, daß wir versucht haben, sie aus ihrer Stagnation aufzurütteln und zu erkennen gegeben haben, daß ihr System nichts wert sei und sie daher recht viel von den Deutschen Offizieren lernen könnten." So Erckerts eigene Worte in einem Privatbrief. — Und doch hat er nicht vergebens gestrebt und gearbeitet: auf die Kunde seines Heldentodes brachte eine namhafte Chilenische Zeitung in Santiago einen längeren Artikel mit Worten warmer dankbarer Anerkennung und der Versicherung, daß Erckert durch sein Wirken, vor allem aber durch seine Persönlichkeit sich in Chilenischen Kreisen bleibende Freunde erworben habe.

Zuerst wirkte Erckert als Lehrer bei der Militärschule in Santiago, dann in praktischer Tätigkeit bei drei Truppenteilen, die ihn bis in den äußersten Norden und Süden des über 18 Breitengrade ausgedehnten Landes führte. Dazu kamen zwei große Erkundungsreisen in die Kordilleren gegen die Argentinische Grenze; an der ersten nahm er teil, die zweite führte er selbständig aus. Hier lernte er die Großartigkeit und wilde Schönheit der Anden kennen, die sein für Natur so überaus empfängliches Herz noch im Südwestafrikanischen Feldzug erfüllten und zu mancher begeisterten Schilderung anregten.

Seinem ernsten aufs Ideal gerichteten Streben genügte aber der Wirkungsbereich nicht weder nach Umfang noch nach innerem Gehalt. Obschon grade ihn die Chilenische Regierung durch erhöhte Angebote sich zu erhalten bestrebt war, kehrte er nach Ablauf seiner kontraktlichen Verpflichtungen im August 1897 nach Deutschland zurück.

Immerhin war die Zeit in Chile für Erckert von hohem Werte; neben der Erweiterung seiner Kenntnisse und Anschauungen hatte er seinen großen Wunsch erreicht: einmal freier und selbständiger dazustehen, sich selber Ziele und Aufgaben zu setzen, und vor allem war es ihm gelungen, unter widrigen, schwierigen und fremdartigen Verhältnissen sich durchzusetzen.

Aus seinen so plastisch-lebendigen, fesselnden, geistvollen, oft ungemein liebenswürdigen Schilderungen und dem Ausdrucke seines scharfsinnigen Urteilens und hohen Strebens mögen aus Tagebuch und Briefen einige Auszüge im Originalwortlaut folgen.

An Bord: „Auf seinem Klappstuhl hingestreckt, die drückende Vergangenheit hinter sich, der brennendste sehnsüchtigste Wunsch endlich erfüllt — — so steuert man, von allen Fesseln des Alltagslebens befreit, dem Lande seiner Zukunft in freudiger Erwartung zu und tauscht für lange Wochen ein Leben voller Lästigkeiten und ruheloser Unbefriedigung in steter Reibung für ein köstliches Vegetieren in ständigem Naturgenuß und momentaner Sorglosigkeit ein und sammelt ein Erinnerungskapitel bleibender Wirkung."

„Der eine will drüben besser leben als es ihm zu Hause seine Mittel gestatteten. Der andere hat zu Hause wohl mehr gelebt, als daß er nicht die gegebene Gelegenheit, seinen Aufenthalt zu wechseln, ergreifen sollte. Der eine erwartet drüben Befriedigung seines Ehrgeizes, dieser hofft, später zu Hause dadurch schneller vorwärts zu kommen, legt mehr auf den allgemeinen Nimbus Wert, und viele nehmen die Sache, wie sie kommt, und bleiben nach wie vor kritiklos. Das Interessante des neuen Weltteils und freieren neuartigen Lebens zieht natürlich alle." „Überhaupt müssen wir davon ausgehen, daß wir alles gerade anders finden, als wir es uns denken, und dies auch bei der Regelung unseres äußeren späteren Zusammenhaltens sehr in Betracht ziehen. Die Wirklichkeit wird unsern ganzen theoretischen Aufbau hierüber zunichte machen." „Der Preußische Offizier ist zu einseitig und nach zu engen Begriffen erzogen; er hat zu wenig Kenntnis vom rechten Leben, daß gar manche Erfahrung über ihn kommen muß, ehe er den Grad von Kosmopolitismus erreicht, der in der großen Welt Bedingung zum Leben ist. Sein alter Fonds, erweitert und geläutert, wird dann aber stets zu seinem großen Vorteil auch späterhin seinen Wert nicht verleugnen."

„Den alten Fonds will ich mit hinüber in die neue Zukunft nehmen, mit den engen einseitigen Begriffen aber ganz brechen und mich allem Neuen gegenüber durch und durch empfänglich erweisen."

„Das sich beim engsten Zusammenleben von 26 Leutnants naturgemäß entwickelnde Kasinoleben widert mich an und bestärkt mich in meiner Abgeschlossenheit mit einigen sympathischen Menschen."

„Zielbewußte Zurückhaltung hat immer die besten Aussichten im Leben."

„Heute haben wir den 19. Grad erreicht, also den Wendekreis schon überschritten. Es beginnt die Zeit der Superlative des Genusses; hoffentlich wird er nicht zu sehr durch den nicht zu vermeidenden und unbeachtet zu lassenden Zwang unseres Zusammenlebens beeinträchtigt. Ich fahre

nicht auf dem Atlantischen Ozean umher, um mit dem Erblichen belastet hier zu schwitzen; sondern ich habe die heimatlichen Bleigewichte über Bord geworfen und will sie durch den südlichen Äther ersetzt wissen."

„Meine Spanischen Studien setze ich jetzt allein fort und habe mich von den Lerngruppen freigemacht, da schon der Gedanke, Schule zu spielen, mir es unmöglich macht, etwas zu profitieren."

„Das transatlantische Kasino, zu dem sich unser Zusammenleben leider gestaltet, läßt den befreienden Gedanken, schon auf dem Ozean der südlichen Halbkugel einherzudampfen, nicht in der Gesamtempfindung so zum Ausdruck gelangen, wie ich es von Herzen gehofft. Der alte Trödelkram der engen einseitigen Begriffe schleppt sich, wie Bleigewichte, hemmend hinter einem her und alles Sträuben und Schütteln wird es nicht ermöglichen, sich ganz unabhängig von diesen angreifenden Verhältnissen zu machen; denn jede Absonderung unter solchen Umständen ist kein freier Zustand, sondern nur eine kluge Resignation, also eine Ausflucht und kein befriedigender Zustand."

„Die Zwangseintönigkeit dauert fort und stört den Genuß der Situation. Die Theorie feiert wahre Orgien im Hinblick auf unsere Zukunft drüben. Es fehlt die Ruhe, es fehlt eine gesunde Portion Abenteuerlust, der ausgesprochene Drang mal etwas ganz anderes zu erleben, bei einem Teil unserer Gemeinschaft; sie betrachtet das ‚drüben' nur vom einseitigen vielleicht etwas erweiterten Berufsstandpunkt, nicht von dem des Menschen, der sich als Weltbürger fühlen muß, unser relativ so kleines Erden-Weltall zu umfassen sich bestrebt und durch diesen Gedanken gehoben wird, ohne sich der nationalen Grundlage zu entäußern. Die Type des Preußischen Offiziers besitzt nur Wert im engen heimatlichen Rahmen; für die Welt muß sie erst aptiert werden, und dazu eignet sich auch nur der geringere Teil. Man kann es unter uns beobachten, wie schwer es manchem fällt, allein schon in der Theorie, und wieviel Lehrgeld er noch in der Praxis bezahlen wird. — Durch den Realismus zum Idealismus gelangen, ist viel erhabener als durch den Idealismus zum Realismus. Das muß das Programm des rechten Standpunktes sein; ich werde versuchen danach zu streben."

„Ein halb in Nebel gehülltes Sternenmeer — Himmel und Ozean in der Ferne zu einer dunklen Masse verschmolzen, das Emportauchen des rötlichgelb schimmernden Mondes hinter zerrissenen tiefschwarzen Wolkenpartien — das ewige Rauschen des Meeres und der Gedanke, als Pünktchen in dem unendlichen Weltmeer einherzuschwimmen — — das bleibt ein Eindruck, der die ganze trübe Vergangenheit verwischt und ein Gefühl der Gehobenheit und der Befreiung zu erzeugen vermag."

Am 20. März 1896 war im Reichstage die Duellfrage behandelt worden. Als Erckert in den Zeitungen davon erfuhr, wallte ihm sein

Idealismus heiß auf, und er legte in „Die öffentliche Behandlung der Duellfrage“ (Autofagasta de Chile, August 1896) einen flammenden Protest nieder: die durch den Abgeordneten Richter vertretenen Anschauungen sowohl wie die nach Erckerts Auffassung mattherzige konservative Scheinvertretung des Offizierstandpunktes sei Deutsch-weltbürgerlicher Schwächlichkeit entsprungen; das in Vergleich gestellte Englische Offizierkorps könne noch so tüchtig sein, in erster Linie brauchen wir ein Deutsches, von welchem Bismarck sprach „den Preußischen Leutnant machen sie uns nicht nach“. Unser auf Tradition fußendes Offizierkorps aber wuchs nicht in schwächlichen Überlieferungen, sondern in Blut und Eisen auf; es lebt und fühlt als einheitliches Ganzes! Jede Gemeinsamkeit braucht Gesetze, welche die Pflichten des einzelnen kennzeichnen. Hier steht als erste Pflicht: die vollste Hingabe ans Ganze und Unterordnung unters Ganze; so hat jeder den Standesauffassungen zu leben und sie zu vertreten; wer dagegen fehlt, beleidigt nicht nur einen, er beleidigt auch die Gesamtheit und schädigt die Gemeinschaft; und für das muß er verantwortend eintreten mit seiner Person, seinem Leben; der andere heischt die Sühne auch im Namen der Gemeinschaft. Es muß eine ultima ratio geben, die darauf hinweist, Empfindliches und Zerbrechliches auf das zarteste zu behandeln und Verantwortung für Handeln und Unterlassen auch da mit Einsetzung des Lebens zu übernehmen, wo der Wortlaut des Gesetzesparagraphen schweigt oder weniger scharf ist — daraus erwächst ja erst die Verantwortungsfreudigkeit! „Der Duellant aus höherer Pflicht ist einer von den Wenigen, der ohne Zaudern für eine Idee sein Leben einsetzt.“ Hatten Richter und Genossen für ihre Ausführungen Offiziere als Hinterleute, so können das nur solche gewesen sein, die „im Begriffe stehen, einen Beruf, dessen Grundanschauungen nicht mehr die ihrigen sind, aufzugeben“ — und das empfiehlt Erckert ihnen auch: „Möge die ‚Erlösung von dem Wahnsinn‘ ihnen dann desto hellere Tage des Lichts verschaffen! Hut ab vor jeder ehrlichen mannhaften Überzeugung, aber fort mit denen, die sich da anschicken, Maulwurfsarbeit zu verrichten!“ — „Nicht auf Rickert-Lenzmannsche Anträge, nicht auf die starren Anschauungen verknöcherter Dogmenphilister, egoistischer Politik-Spekulanten oder bramarbasierender Utopisten setzt das Offizierkorps sein Vertrauen für die Zukunft, sondern nach wie vor in unbeirrter Festigkeit auf die hohe Stelle, deren Entschlüsse seinem Geiste nie zuwider sein werden!“

Welch hohes, reines, starkes Fühlen des 26jährigen! Welche Überzeugung!

Die Niederschrift ist nicht veröffentlicht worden. Erckert selbst fühlte wohl, daß man nicht lediglich auf dem Boden der alten Tradition stehen bleiben kann, daß die Entwicklung fortschreitet und das Offizierkorps unbedingt doch ein Teil, und zwar ein integrierender Teil unseres heuti-

gen Volkes ist, und daß darum dessen Anschauungen — unbeschadet der alten Mannestugenden Ehrenfestigkeit und Ritterlichkeit — auch im Offizierkorps zum Ausdruck kommen müssen, sowie daß unsere Zeit im Zeichen einer Wandlung der Auffassungen steht. Ihm lehnte sich sein durch und durch ideales Empfinden auf gegen die Art und Weise, wie Angelegenheiten des Offizierstandes im Reichstage verhandelt wurden (was auch in der von Erckert gewählten Überschrift zum Ausdruck kommt); er mußte von sich geben, was ihm das Herz erfüllte.

Auf sein Gesuch wurde Erckert durch A. K. O. vom 18. Oktober 1897 in der Armee wieder angestellt, und zwar als Premierleutnant mit Patent vom 27. Januar 1897 beim Gardefüsilierregiment, womit eine wohlverdiente Anerkennung zum Ausdruck kam.

Nach nur recht knapper Vorbereitungszeit beteiligte er sich im Frühjahr 1898 am Examen zur Kriegsakademie, wurde indes nicht einberufen. Er nahm nun den schon früher gehegten Plan, zur Schutztruppe überzutreten, wieder auf und meldete sich für Südwestafrika. Ende November 1899 wurde er dahin einberufen. Er schreibt darüber an eine Schwester: „Was das für mich bedeutet, brauche ich Dir heute nicht mehr auseinanderzusetzen. Einen Plan, den man seit sechs Jahren verfolgt, und dessen Aussichten auf Verwirklichung sich gummiartig dehnten und wieder verengten, nun endlich erfüllt zu sehen, ist — mit seiner persönlichen Tragweite für mich und den Hoffnungen und Lebensantrieben, die ich aus ihm empfangen werde und muß — ein folgenschwerer und entscheidender Umstand."

Mit Klarheit und Bestimmtheit kommt hier fast prophetisch bei Erckert das Gefühl zum Ausdruck, daß sein Streben und Schaffen nunmehr dem Höhepunkte sich nähern wird. Es kann auch gar nicht anders kommen! So klar, so wuchtig, so kraftvoll die Persönlichkeit!

Die Ausreise — im Dezember 1899 auf der „Lulu Bohlen" — ins Schutzgebiet, die ersten Landungseindrücke, den Marsch ins Innere, Land und Leute, den Farmer, Kolonialpolitik, das Wesen der Schutztruppe, seine Tätigkeit, sein Beobachten, Fühlen und Urteilen schildert Erckert selbst unübertrefflich unter dem Pseudonym »Simplex africanus« in „Mit der Schutztruppe durch Deutsch-Afrika".*) Aus diesem geistvollen, kritisch scharfen und doch auch wieder so liebenswürdig plaudernden Buche greife ich heraus:

„Von der kolonialwirtschaftlichen Tätigkeit der Schutztruppe, insonderheit ihres Offizierkorps, ist in den Etatsberatungen im Reichstage noch nie etwas verlautet. Das Volk weiß nichts davon, sondern bemängelt

*) Minden 1905. W. Köhler.

gern bei jeder Gelegenheit den Militarismus. Hier sei nun endlich festgenagelt, daß bei dem knappen kolonialen Taschengelde für Südwestafrika ohne die rege Mitarbeit der Schutztruppe nicht die Hälfte des Bestehenden hätte geschaffen werden können.

Dank erntet der Schutztruppenoffizier überhaupt nicht. Als Militär wird er in Friedenszeiten ein arroganter Etatsbelaster, als Verwaltungsbeamter ein Eindringling in die Domäne des Assessorismus. In Kriegszeiten aber ist es seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, dem Neger seine Knochen preiszugeben. Er wird sich damit abzufinden wissen, weil er in jener freieren Welt gelernt hat, durch manche Oberfläche hindurchzublicken. Er macht sich selbst mit dem schönen afrikanischen Selbstbewußtsein bezahlt. Wer aber hinausgeht, sich eine neue Welt zu bauen, gerät der alten sich zu entfremden und sie zu unterschätzen leicht in Gefahr. So sehen wir jenes Persönlichkeitsgefühl bei unseren »Afrikanern« mit einer kleinen Dosis Kulturverachtung untermischt. Nur wenige passen sich der alten Ordnung mit Leib und Seele wieder an; die Mehrzahl bleibt der schwarzen Sphynx für allezeit verfallen.

Um Dank ist es dem Schutztruppenoffizier wenig zu tun. Er zieht sein freies Wirken, seine Welten erschließende Einsamkeit dem Rausch und Glanz der Heimat vor. Wenn im großen Publikum sich mehr Verständnis für die Bedeutung und das Wesen seiner Stellung Bahn bräche, wären seine bescheidenen Erwartungen vollauf erfüllt.

Was unsere Südwestafrikanische Schutztruppe wert ist, was ihr Offizierkorps gilt, das schreibt es uns jetzt selbst mit blutigen Zeichen in das Tagebuch der Ereignisse."

Nach mehrwöchigem Aufenthalt in und bei Windhuk, dem Gouvernementssitz, wurde Erckert zum Distriktschef von Omaruru ernannt, wo er am 8. Mai 1900 eintraf. Innerhalb seines Distrikts war er zugleich oberste Verwaltungsbehörde, Polizeichef und Truppenbefehlshaber; ihm war die 2. Kompagnie unterstellt, welche später Hauptmann Franke zu glänzenden Erfolgen führte.

Es konnte nicht fehlen, daß Erckert bei seiner hohen Pflichtauffassung und seinem Individualitätsdrange auch im neuen Wirkungsbereiche, wo alles eigentlich noch im Werden war, allenthalben in Reibungen und harte Kämpfe geriet mit den Ansiedlern sowohl wie auch mit den vorgesetzten Behörden. Darauf näher einzugehen, ist hier nicht der Ort und auch nicht beabsichtigt; es genüge die Erwähnung dieser Tatsache, aber mit dem Hinweis darauf, daß Erckert schließlich von allen Seiten eine Wertschätzung seiner Persönlichkeit in einer seltenen Uneingeschränktheit erfuhr. So führte auch, obwohl Erckert als Distriktschef den Ansiedlern seines Distrikts stets mit rücksichtsloser Schroffheit und strengster Genauigkeit des Gesetzesparagraphen gegenübergetreten war, nach seinem Heldentode die in Swa-

kopmund erscheinende „Südwestafrikanische Zeitung“ in einem längeren Nachrufe aus: „Sein Scheiden aus dieser Stellung (Distriktschef von Omaruru) und aus der Schutztruppe war die Folge einer Behandlung durch die vorgesetzte Verwaltungsbehörde, die er sich nicht gefallen lassen wollte. Die Bevölkerung des Bezirks hatte nach anfänglichen geringfügigen Mißverständnissen in ihm sehr bald einen durch geradezu glänzenden Geist, durchaus vornehme Denkweise und stählernen Charakter ausgezeichneten Menschen kennen gelernt und bedauerte sein Scheiden aufrichtig. Für Verwaltung und Schutztruppe war es ein gleichgroßer Verlust, daß v. Erckert dem Schutzgebiet nicht erhalten blieb.“

1902 kehrte Erckert in die Heimat zurück über Kapstadt, wo er Gelegenheit fand, die Burenführer Botha, Delarey und Dewet zu begrüßen; dann weiter über Johannesburg—Delagoabai—Sansibar. Persönlichen Augenschein, eignes Urteilen strebte er immer an; so wollte er das Burenelement, die Englische Eroberung, das Englische Herrentum und Englisches Kolonisieren selber sehen — großzügige, nüchterne, reale Kolonialpolitik und groß angelegte Organisierung hatten einen eigenen Reiz für ihn; in ihnen erblickte er das Wesen Englischer Art und das Geheimnis Englischer Erfolge.

Er hatte sich gezeigt als eine Kampfnatur, als einen hervorragend befähigten und tüchtigen, aber keinen immer bequemen Untergebenen, als einen Mann nicht angenommener, sondern erarbeiteter, darum auch festester Überzeugung. Solche Leute sind selten angenehm, meist schwer zu behandeln; Individualitäten sind sie; je höher sie stehen in sachlicher Auffassung und pflichttreuem Streben, umsomehr wird Selbständigkeit ihr Bedürfnis.

Die Schutztruppe verlor Erckert; am 12. Dezember 1902 wurde er im Heer, und zwar im Infanterieregiment Nr. 92 in Braunschweig, wieder angestellt.

Sein Herz blieb aber bei der Schutztruppe und dem Kolonialdienst. In der Folgezeit schrieb er mehrere Aufsätze in der „Zukunft“*) und verschiedene Zeitungsartikel sowie als „Simplex africanus“; im Februar 1904 hielt er einen durch Charakterisierung und Großzügigkeit bemerkenswerten Vortrag über seine Afrikanischen Eindrücke vor dem Offizierkorps seines Regiments.

Der große Südwestafrikanische Aufstand war im Januar 1904 ausgebrochen. Erckert meldete sich sofort wieder zur Schutztruppe, aber erst im November 1904 finden wir ihn abermals unter dem hellblau geränderten

*) Jahrgang 1903: „Buren und Briten“; „Das Britische Transvaal“ von Friedrich v. Erckert und „Südwestafrikanische Skizzen“ von Fritz Trekker.

derten, breitkrämpigen Schutztruppenhut als Führer der 12. Kompagnie des 2. Feldregiments (IV. Bataillon). Seine militärisch bedeutendste Zeit begann, in der seine glänzenden Eigenschaften als Führer und Organisator voll in die Erscheinung treten sollten. Einer seiner Kompagnieoffiziere, Oberleutnant Hunger, schreibt dazu:

„Am 4. November 1904 trat die 12./2. in Munster zusammen. Ich begegnete zum erstenmal dem Hauptmann v. Erckert; eine hohe schlanke Erscheinung, ruhige und energische Gesichtszüge. Die erste Begrüßung zwischen Führer und Offizieren war kühl; sie entbehrte derjenigen Wärme, die sonst üblich ist zwischen Männern, die sich zu einer gemeinsamen, langfristigen und voraussichtlich viel Mühe erfordernden Arbeit zusammenfinden. In knappen Worten bezeichnete v. Erckert der Kompagnie die bevorstehende Aufgabe; diese wenigen Sätze durchwehte weniger eine begeisterte Kampfesstimmung als vielmehr das Bewußtsein, schweren Zeiten entgegenzugehen, und der Ausdruck einer unüberwindlichen Energie, die Aufgabe bis zum letzten Ende durchzuführen.

Bereits in den vier Tagen des Aufenthalts in Munster trat v. Erckert als ein Mann hervor, der im Dienst mit Worten kargte, sich auf kurze Instruktionen und Befehle beschränkte; diese zeugten davon, daß ihnen ein scharfes Durchdenken auch der geringsten Kleinigkeiten und aller nur erdenklicher Möglichkeiten vorhergegangen war und daß sie auf einer umfangreichen Erfahrung basierten. Ihre Ausführung erforderte von den Untergebenen eine große Selbständigkeit des Denkens; da diese Selbständigkeit in der Heimatsarmee infolge mangelnder Gelegenheiten zum Üben nicht sehr geläufig ist, war die Ausführung anfangs in vielen Fällen nicht zur Zufriedenheit des Auftraggebers. Diese Art zu befehlen hatte aber einen ungeheuer erzieherischen Wert; nicht allein, daß man sich gewöhnte, selbständig zu denken, sondern auch selbsttätig zu handeln. Ich bin der Ansicht, daß sich besonders hierauf die Erfolge, die die 12./2. während des Feldzuges aufzuweisen hatte, gründeten.

In gleicher Weise trat beim Hauptmann v. Erckert vom ersten Tage ab ein zweiter Charakterzug in die Erscheinung: eine mustergültige Pflichtauffassung; er hörte mit einer Arbeit nicht früher auf, als bis er sich persönlich davon überzeugt hatte, daß alles — auch die scheinbar unbedeutendsten Details — zur Erledigung gekommen waren; das gesamte Material hatte vorher den ihm eigenen klaren Verstand passiert. Hierin suche ich zu einem großen Teile das Geheimnis seiner Erfolge auf organisatorischem Gebiet."

Das aus allen Waffengattungen, aus Mannschaften des aktiven Dienststandes wie des Beurlaubtenstandes und aus allen Teilen Deutschlands bunt zusammengewürfelte Bataillon hatte auf dem Truppenübungsplatz Munster nur einige Tage zur Formierung, dann wurde es

in Hamburg eingeschifft. Während der Seereise ging die angespannteste Tätigkeit weiter, um die aus dem Boden gestampfte Truppe zusammenzuschweißen und wenigstens notdürftig herzurichten. Aus Erckerts planvollem Arbeiten hierbei will ich nur den Hinweis auf seine 50 „Soldatenregeln" herausgreifen, die er für seine Leute aufstellte und von denen jeder Mann einen Umdruck erhielt; ihre markige Fassung ist für Erckert besonders charakteristisch. Einige seien angeführt. Nr. 31 bis 46:

Ein Reiter ohne Pferd ist ein halber Soldat. Wer sein Pferd nicht pflegt und schont, wird von ihm im wichtigen Augenblick im Stich gelassen.

Ein jeder sei eingedenk, daß im Kriege sein Leben nichts gilt, die Sache, für die er es einzusetzen hat, aber alles.

Ein Reiter, der noch eine halbe Flasche voll Wasser besitzt, kommt überall durch.

Ein Reiter mit leerer Feldflasche hat mehr Durst als einer, der noch Wasser in seiner Feldflasche hat.

Wer den Kopf oben behält und bedenkt, daß der Mensch mehr aushalten kann als das Tier, kommt durch.

Wer verzweifelt, ist auch schon verloren.

Hunger ist Angewohnheit. Zum Leben braucht der Mensch in Wirklichkeit nur wenig Nahrung.

Wer immer daran denkt, daß er Hunger hat und durstig ist, der hungert und durstet immer mehr.

Was der Mensch will, hat er schon zur Hälfte vollbracht.

In Afrika braucht man zu allem mehr Geduld und Ausdauer als zu Hause.

Der Hottentott ist ein Gegner, der so ficht, wie wir es zu Hause anstreben, aber nicht erreichen.

Der Hottentott sucht uns zu ermüden und zu schwächen, ohne daß er selbst viel darangeben will.

Wenn wir uns aber ein festes Ziel setzen und alle Kräfte darangeben, uns den Landesverhältnissen und der Fechtart anzupassen, dann kann uns der Hottentott nicht widerstehen, weil er als Mensch weniger gilt als wir.

Wer in der ersten Zeit leicht ermattet und in gedrückter Stimmung sich befindet, der bedenke, daß der Mensch sich erst an Afrika gewöhnen muß.

Später wird ihm das eine Kleinigkeit sein, was ihm zu Anfang unerträglich erschien.

Jedermann bedenke, daß er in Afrika alles ganz anders vorfinden wird als er zu Hause gewohnt ist.

Und Nr. 50:

Wer ein ganzer Kerl ist, der greife überall da ein, wo er nützen kann!

Nach der Landung in Lüderitzbucht verlangte er von allen seinen Untergebenen sogleich von vornherein das Höchste und führte dies auch weiterhin durch; er stellte sich auf den Standpunkt: „In 4 Wochen will ich eine schlagfertige Truppe in der Hand haben; zu sorgfältiger Einzelausbildung ist keine Zeit; ich verlange alles von der Truppe, dann wird es auch geleistet; davon kann keine Rede sein, daß die Leute dieses oder jenes noch nicht können; was verlangt oder befohlen wird, wird unbedingt gemacht." — Es war eine harte Schule, die Erckerts Kompagnie durch-

machte; sie war aber eine erfolgreiche. Der Marsch von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop, das Lager in Heinabis und der Marsch von dort nach Warmbad werden allen Angehörigen der ehemaligen 12./2. wohl in Erinnerung bleiben; aber die Kompagnie war tatsächlich nachher „gesalzen", und Erckert hatte später die große Genugtuung, durch den Pater Malinowski (unsern hauptsächlichsten Unterhändler mit den Hottentotten) zu erfahren, daß Morenga allerdings fortgesetzt darauf ausgegangen war, die damals im Kampf noch nicht erprobte Kompagnie Erckert auf ihrem Marsch durch die Berge von Keetmanshoop nach Warmbad zu überfallen, daß Morenga aber doch es auszuführen sich nicht traute, da die Truppe „zu gut aufgepaßt" habe.

Am 11. März 1905 nahm Erckert bei der Abteilung Koppy hervorragenden Anteil an dem Gefecht bei Narudas; seiner energischen und umsichtigen Initiative ist der Erfolg jenes Tages besonders zu danken. Unmittelbar danach wurde er entsandt, um die hart bedrängt gewesene Abteilung des am 9. März bei Aob gefallenen Hauptmanns Kirchner heranzuholen, was er mit Umsicht und Erfolg durchführte. Am 27. April 1905 focht Erckert als Unterführer in der Abteilung Winterfeldt bei Ganams, wo bei der Verfolgung im schwierigsten Berggelände sein Führerauge einen feindlichen Hinterhalt rechtzeitig erkannte und vereitelte, und in der Abteilung d'Arrest am 24. Mai im Karebrevier. Im Juni 1905 erhielt er Gelegenheit, sich ganz besonders auszuzeichnen als Führer einer aus der 12. Kompagnie, Teilen der Ersatzkompagnie 4a und einem Geschütz gebildeten Abteilung von Devenish-Pütz aus (Ostrand der östlichen Vorberge der Großen Karrasberge). Nach einem zweistündigen, von Erckert musterhaft geleiteten Gefecht am 6. Juni beim unteren Narus (Wasserstelle des Karebreviers), in ungemein schwierigem Berggelände gelang ihm am 15. Juni etwas mehr bergeinwärts beim oberen Narus (auch im Karebrevier) ein mit großer Kühnheit und Energie ausgeführter Überfall der Feldschuhträgerwerft vollständig mit glänzendem Ergebnis. Noch bedeutungsvoller aber war zwei Tage darauf die Befreiung der Abteilung Kamptz durch Erckert aus höchst bedrohter Lage bei eben jenem Narus, welches dank seiner außerordentlich schwierigen Zugänglichkeit der geschmeidige Feind doch immer wieder zu seinem Hauptsitze machte; ohne Erckerts selbständiges entschlußkräftiges Eingreifen wäre es sonst wohl zur verhängnisvollen Katastrophe gekommen.*)

Es folgten die Waffenruhe und die Unterhandlungen mit Morenga, welche letzterer plötzlich brach, indem er die Feindseligkeiten durch den leider erfolgreichen Überfall der Pferdewache Erckerts bei Noachas wieder

*) Nähere zusammenhängende Darstellung im Generalstabswerk: Die Kämpfe der Deutschen Truppen in Südwestafrika. 6. Heft.

eröffnete. Dies war ein harter Schlag für Erckert, doch traf ihn ein Verschulden hierbei nicht, sondern es lag eine eigene Verkettung der Umstände vor.

Zu großer maßgebender Bedeutung gelangte Erckert im nun folgenden Abschnitt des Feldzuges in den Oranjebergen. Dort war die große Offensive gegen Hartebeestmund im Oktober 1905 gescheitert; das Nachschub- und Verpflegungswesen war infolge allgemeiner Erschöpfung, eingetretener Viehseuchen und der Sperrung der Englischen Grenze zusammengebrochen, die Schutztruppe aus der Offensive gänzlich in die Defensive geworfen, Morenga im November zum Angriff übergegangen; es war die härteste und schwerste Zeit des ganzen Hottentottenfeldzuges angebrochen. Die Kräfte waren verbraucht, die Stimmung war eine gedrückte. Erckert charakterisiert bei Beginn des Jahres 1906 die Lage folgendermaßen: „Die Ausrüstung ist in schlechtem Zustand, es fehlt an dem Notwendigsten . . . . Die Ausrüstung beschränkt stark die Operationsfähigkeit, die Reittiere haben sich infolge Mangels an Hafer und Weide von den Anstrengungen des Oktoberzuges in die Oranjeberge nicht erholen können und sind unbrauchbar; Tag für Tag gehen Tiere ein, die Truppe kann sich nur im Schritt bewegen, einzelne Truppenteile sind unberitten.

Die Gefechtsstärke ist durchschnittlich 70 Köpfe. Der Gesundheitszustand ist schlecht bei 10./2. und 2./1., die fast täglich Zugang an Kranken haben. Die Folgen des einjährigen oder halbjährigen Feldzuges und die Folgen seiner Strapazen — Bewegung in dem gebirgigen Gelände, stets unzureichende Ausrüstung und Verpflegung — beginnen sich im Allgemeinbefinden des Mannes bemerkbar zu machen: Neigung zu Nervosität, Erkrankung der Verdauungsorgane und Typhus. Es ist baldiger Ersatz bis zu 50 vH. notwendig.

Das Detachement ist zu einer aussichtsvollen Offensive vorläufig nicht fähig. Seine Aufgabe ist, die Verpflegungs- usw. Transporte an der Etappenstraße Ramannsdrift—Warmbad zu decken, den Feind zu beobachten und Durchbruchsversuchen an der genannten Straße entgegenzutreten. Daneben hat das Detachement an der Wiederherstellung seiner vollen Operationsfähigkeit zu arbeiten, soweit es die Umstände zulassen. Die Hottentotten sitzen nach wie vor unter Johannes Christian, Morris und Morenga am Oranje bei Hartebeestmund. Weitere Angriffe auf Viehweiden und Transporte sind zu erwarten, da diese die Quelle ihrer Verpflegung bilden."

Dabei hatte die Truppe keineswegs die ihr so bitter nötige Ruhe, sondern sie war fortdauernd in voller Anspannung tätig: jeder Transport erforderte starke Bedeckung; auf Weidewache zum Schutze der Tiere mußte stets alles, was an Mannschaft verfügbar war, ausrücken, zahl-

reiche Posten waren dort notwendig und die Ablösungen mußten eifrig Gras rupfen, damit die nachts im Lagerkraal befindlichen Tiere auch nachts etwas zu fressen hatten — und das Gehen auf spitzem scharfkantigem und sonnendurchglühtem Felsgeröll mit zerrissenem Schuhwerk und zerfetzter Sohle will erst gelernt sein. Von jener Periode hört man sonst nicht viel; sie war aber eine vier Monate umfassende Krise und fraglos die härteste des ganzen Aufstandsfeldzuges. Nur ein Führer wie der bewährte damalige Major v. Estorff (durch Oberst v. Deimling zum Kommandeur des Südbezirks neu ernannt) mit seiner unbeugsamen Zielbewußtheit und eisernen Zähigkeit konnte da hindurch und zu einem Erfolg führen. Seine vornehmste Stütze als Unterführer war hierbei Erckert.

Ihm übertrug Major v. Estorff die neu eingeteilte Abteilung Erckert (3 Kompagnien, 5 Geschütze, 2 Maschinengewehre), die Herrichtung der Etappenstraße Ramannsdrift—Norechab—Warmbad und die Durchführung des Transportwesens — eine Riesenaufgabe, die Erckert glänzend gelöst hat. Während Erckert aus Trümmern und Resten und nur gelegentlichem Neuersatz einen stattlichen leistungsfähigen Fuhrpark organisierte und einen regelmäßigen gesicherten Fahrtbetrieb durchführte, sorgte er auch gleichzeitig unablässig für taktische Weiterbildung der Truppe, führte er Streifzüge und Erkundungen aus und bestand verschiedene Gefechte gegen Morenga. Eine eiserne Feuerseele lebte in dem „langen Kapitän mit den großen Füßen", wie ihn bald die Hottentotten nannten wegen seiner Beweglichkeit, der Raschheit seiner Unternehmungen und schließlich wohl auch wegen seiner tatsächlich nicht geringen Stiefelnummer — ihn fürchteten sie ganz besonders und ihm danken wir noch heute, daß wir so durch jene Zeit hindurchgekommen sind und wieder fest auf unsern Füßen wurden.

Ein glänzender Ruhmestag Erckerts ist der 14. Februar 1906, an dem Morenga in großem Stil einen sorgsam vorbereiteten und mit voller Siegeszuversicht*) ausgeführten Angriff auf Erckert in Norechab unternahm. Mit Tagesanbruch, als die Tiere gerade aus der Lagerschlucht heraus auf die Weide gehen sollten, begann der Überfall — das Gelände echt Afrikanisches Klippen-, Felshang- und Schluchtengewirr; bereits nach kurzer Zeit aber hatte die von Erckert seinen Unterführern und der Truppe anerzogene Selbsttätigkeit und Erckerts meisterhafte Gefechtsleitung die Freiheit des Handelns wiedergewonnen und alle sich bietenden Konjunkturen ausgenutzt. Nicht ein Tier ging verloren und bald hatte Erckert,

*) Für die zu erbeutenden Pferde und Maultiere hatten die Hottentotten schon Halftern, in Säcke verpackt, mitgebracht, diese aber bei ihrem eiligen Abzuge auf dem Gefechtsfelde liegen gelassen.

der sich dem lebhaftesten feindlichen Feuer rücksichtslos persönlich aussetzte, dem Rock und Gewehrkolben von feindlichen Geschossen getroffen wurden, alle Teile seiner Truppen in der Hand und diktierte dem Gegner das Gesetz. Mit blutigen Köpfen, nach sehr starkem Patronenverbrauch, ohne jede Beute verschwanden die Hottentotten gegen 2 Uhr nachmittags zwischen den Klippen gänzlich unverrichteter Sache und im Vollgefühl des Mißerfolgs. Der durch Leutnant Degenkolb mit einem Maschinengewehr im Hottentottenrevier den abziehenden Hottentotten gelegte kühne Hinterhalt, der vortrefflich gelang, vervollständigte dem Gegner das Gefühl einer absoluten Niederlage. Der erfolggekrönte Ausgang des unter den kritischsten Verhältnissen begonnenen Gefechts war dem Umstande zu verdanken, daß Erckerts glänzende Führung es verstanden hatte, den Kampf aus der unübersichtlichen schwierigen und gefährlichen Norechabschlucht heraus auf die Zugangspforte zur Weideebene zu legen, die beherrschenden Punkte dort in Besitz zu nehmen und der angestrebten feindlichen Umklammerung sich zu entziehen, so daß Morenga überall auf Granit biß. Der Tag war ein großer; er wirkte wie ein endlicher Lichtblick in langer trüber Nacht inmitten harten endlosen Mühens. Er wurde auch der Beginn des Umschwungs: die Vorbereitungen für die Wiederaufnahme der Offensive wurden Anfang März beendet.

Für den konzentrischen Angriff gegen Hartebeestmund sollte die Abteilung Erckert (9./2., 10./2., 12./2., 2 Maschinengewehre, 3 Geschütze der 2. Gebirgsbatterie) von Homsdrift aus den Oranje aufwärts marschieren. Darüber schreibt Oberleutnant Hunger: „Hier trat bei Erckert ein neuer Charakterzug in die Erscheinung. Es war ein Genuß zu beobachten, mit welcher Leidenschaft v. Erckert dem gesteckten Ziele nachging, ohne sich auch nur während eines Augenblicks der Selbstbeherrschung und Überlegung zu begeben; es zu beobachten, wie er befähigt war, seine Gemüts- und Verstandeskräfte ohne Unterbrechung und ohne Ermüdung auf die Lösung seiner Aufgabe zu konzentrieren, bis das Ziel erreicht war; in jeder Körperbewegung, in jedem Gesichtsmuskel kam es zum Ausdruck; in solchen Tagen gab es für ihn nichts anderes als den Feind und seine Vernichtung."

Und während Erckert taktisch und operativ seine Truppenabteilung organisierte, verblieb ihm auch weiterhin die Aufgabe der Durchführung des gesamten Nachschubes über Ramannsdrift. Beides löste er mustergültig; aller Nachschub auch in das schwierige Saumpfadgebiet längs des Oranje war klar und bestimmt geregelt und funktionierte dauernd gut. Bis zum Zwischenmagazin Homsdrift verkehrten Wagen, von Homsdrift weiter Tragtierkolonnen.

Erckert besaß eine großartige Gabe zu befehlen, ohne daß er nötig hatte, irgendwie lange zu überlegen oder am Ausdruck zu feilen; auch

längere und vielseitige Befehle erteilte er glatt hintereinander erschöpfend in einer vollendeten Kürze, Klarheit und Bestimmtheit; Ergänzungs- und Nachtragsbefehle gab es bei ihm nur, wenn die Verhältnisse anfangs noch nicht genügend geklärt waren oder sich geändert hatten. Diese Eigenschaft im Verein mit seinem ritterlichen, energischen und sicheren Auftreten verschaffte ihm auch überall unbedingtes Vertrauen; man fühlte: dieser Mann ist allen Lagen gewachsen. Dazu zeigte er sich bei seiner großzügigen umfassenden Art des Urteilens und des Handelns doch stets befähigt, alles bis ins kleinste hinein zu verstehen und zu regeln — das tat er aber immer nur belebend und fördernd, niemals die Hände bindend oder gängelnd.

Im Gefecht von Hartebeestmund am 12. März 1906 trug die Abteilung Erckert den Hauptanteil. Das Ergebnis war die endgültige Vertreibung der Hottentotten aus ihrem so lange innegehabten und so schwer zugänglichen Schlupfwinkel.

Die wilde Zerrissenheit und Unübersichtlichkeit des Oranjeberglandes und die Kenntnis der Gegend ermöglichten allerdings dem Feind wiederum, wie schon so oft, uns unter den zugreifenden Fäusten schließlich zu entrinnen; aber es war ein Gefühl stolzer Genugtuung, als nun die Schutztruppe als Sieger auf dem Gefechtsfelde stand, wo am 24. Oktober des Vorjahres der Deutsche Angriff zusammengebrochen war. Dieser Erfolg war zum großen Teil Erckerts Verdienst.

Nachdem Erckert darauf die Oranjebesetzung und Absperrung durchzuführen gehabt und später am 9. April in Warmbad das Kommando der Abteilung an Major v. Freyhold übergeben hatte, trat auch bei seiner unermüdlichen Natur der körperliche Rückschlag infolge der Strapazen ein; Anfang Mai 1906 mußte er die Truppe verlassen, um einen notwendig gewordenen Erholungsurlaub nach der Heimat anzutreten. Diesen verbrachte er in Deutschland und England; aber seine Gedanken eilten unablässig wieder hinüber nach dem Kriegsschauplatz, wo der Kampf weiterging. „Ich treibe mich ruhelos umher", schrieb er mir aus England, „und meine Gedanken suchen immer wieder unsere Truppe. Wie mag es Ihnen ergehen?"

Bald forderte Oberstleutnant v. Estorff den bewährten Erckert wieder; schon im Herbst 1906 fuhr Erckert, wiewohl noch nicht ganz in alter Frische, nun zum dritten Mal hinaus; in Südwest wurde er rasch wieder der alte.

Zu kriegerischer Betätigung gelangte Erckert allerdings zunächst nicht mehr, da der Aufstand zu Ende ging. Oberstleutnant v. Estorff übertrug ihm den Bezirk Hasuur mit seiner alten 12. Kompagnie. Erckerts wiederum rege und erfolgreiche Tätigkeit erstreckte sich zunächst auf Fürsorge und Herrichtung der Truppe, auf Ordnung und Sicherung im Grenz-

gebiet und auf Herstellung sachdienlicher Beziehungen zum Englischen Nachbarn und den ins Englische geflüchteten Eingeborenen unseres Schutzgebiets; gerade auch für diese kolonialpolitische, nicht mehr rein militärische Frage und Tätigkeit besaß Ercert außergewöhnlich hohes Verständnis, großzügigen klaren Blick und Geschick; er verstand es meisterhaft, den Eingeborenen treffend zu beurteilen und treffend zu nehmen; seine Strenge und Gerechtigkeit nicht weniger als der Eindruck seiner Persönlichkeit wirkten auch auf die mißtrauischsten Elemente — und dem an sich schon mißtrauischen Hottentotten war zum Deutschen fast alles Vertrauen verloren gegangen. Diesem Einfluß und der Tätigkeit Ercerts in Hasuur ist es ohne Zweifel mitzuverdanken, daß der im August und September 1907 an der Südostgrenze des Schutzgebiets wieder auftauchende Morenga nur spärlichen Zulauf fand, eine Erscheinung, welche kaum zu erwarten gewesen war. Daneben legte Ercert seine Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Feldzuge schriftlich nieder und entwarf eingehende Vorschriften über die Ausbildung der ihm unterstellten Truppe in allen ihren vielseitigen Dienstzweigen.

Ercerts wunderbare Klarheit, die ihn zum großzügigen Organisator befähigte, kam auch zum Ausdruck in allen Einzelheiten wie z. B. in der meisterhaften Regelung des engeren Betriebs um seine Person. Praktischere Art zu biwakieren, zu leben, sich zu kleiden und auszurüsten, das Personal anzuleiten und zu erziehen als bei ihm konnte man schwerlich irgendwo finden; da war alles mustergültig durchdacht, klar und fest geregelt. Ein Besuch bei ihm bot immer eine Fülle des Interessanten. In der Unterhaltung setzte Ercert seine Ansichten mit großer Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit auseinander; den sprachlichen Ausdruck beherrschte er wie wenige; sarkastische und drastische Ausdrucksweise war ihm ganz besonders eigen. Grundsätzlichen Optimisten ging er schonungslos zu Leibe; trat er für etwas ein, so tat er es mit ganzer Hingabe. Schwer empfand und bitter beklagte er es, als nach der verhältnismäßig raschen Niederwerfung der Hereros das Interesse der Heimat an den sich in die Länge ziehenden Kämpfen gegen die Hottentotten sichtlich nachließ, während die Truppe mit Hingabe und zäher Ausdauer ihre Schuldigkeit tat. Mit hoher Genugtuung begrüßte er dann die im Januar 1906 uns in Südwest erreichende Thronrede, die einen Wandel des Fühlens im Deutschen Volke anbahnte. Er war einer von den wenigen gewesen, die von vornherein das Unterlassen eines sofortigen Eisenbahnbaus Lüderitzbucht—Keetmanshoop als Fehler bezeichnet hatten. Er war in allem skeptisch, schroff und rücksichtslos seine Kritik; Mangel an Großzügigkeit, dafür stark entwickelte Bureaukratie warf er uns Deutschen besonders vor; seine oft recht pessimistisch angehauchten Voraussagungen trafen meist richtig ein, aber er ließ sich durch nichts niederdrücken, der „Wille zum

Erreichen" blieb bei ihm unbeugsam, und so wurde trotz manchen Mißgeschicks und mancher Enttäuschung doch schließlich sein Wirken durch eine stets gleichbleibende Hoffnungsfreudigkeit gekennzeichnet.

Vier Monate stand Erckert an der Spitze des Militärbezirks Hasuur. Über diese Zeit schreibt Oberleutnant Hunger u. a.: „In angenehmer Erinnerung werden mir die Abendstunden im Offizierkasino zu Hasuur bleiben, wo v. Erckert nach des Tages Arbeit aus dem reichen Schatz seiner Erlebnisse und Lebenserfahrungen mitteilte. Hier lernte man in ihm einen großen Bewunderer der Natur kennen; immer wieder erzählte er von der wilden Schönheit der Anden von Südamerika; für die ernste und harte Einsamkeit der Südwestafrikanischen Flur hatte er reiches Verstehen. Dieser Sinn für eine weite und einförmige Natur paßt zu seinem Gesamtlebensbild; es spiegeln sich in ihm der hohe Ernst seiner Lebensauffassungen, der weite Flug seiner Gedanken, die schwere Kraft seines Willens, aber auch sein hartes Gemüt wieder. Von tiefer Auffassung spricht seine lebendige und fesselnde Schilderung der Naturschönheiten der Kalahari.*) Klar vor Augen steht mir noch der Moment, als v. Erckert bei einer Mittagstafel das Telegramm erhielt, in dem ihm die Operationen gegen Simon Kopper übertragen wurden. Den Ausdruck einer freudigen Erregung vermochte er nicht zu unterdrücken: er fühlte sich anerkannt und sah vor sich eine Aufgabe, seiner Kräfte würdig."

Ende April 1907 wurde Erckert zum Kommandeur des Militärbezirks Nord-Namaland ernannt. Dieser Bezirk bildete die Brücke zwischen denen von Keetmanshoop und Windhuk, umfaßte aber außerdem die Aufgabe, die schwierige noch ungelöste Simon Kopper-Frage zum Ende zu bringen.

Simon Kopper war während des eigentlichen Aufstandsfeldzuges wenig in Erscheinung getreten, stellte aber durch den Umstand, daß er alle Unterwerfungsgedanken weit von sich wies, in der weiten und schwierigen Kalahari über mehrere hundert zum Teil gut bewaffnete Männer mit Werften und Vieh verfügte, einen Zufluchtsort für allerlei Banden und ein Moment ständiger Bedrohung für den nun langsam wieder einsetzenden Farmbetrieb und die Wiederschaffung geordneter Verhältnisse dar. Alle Versuche, ihn zu fassen, waren bislang fehlgeschlagen und auch eine größere Unternehmung des Major Pierer im März 1907 war nach erfolgversprechendem Anfang schließlich völlig ergebnislos geblieben: Simon Kopper war in der Wüste mit seiner Werft aufgefunden worden, hatte Unterwerfung und Gestellung in Gochas zugesagt, blieb aber, während

*) In „Der Deutsche" (Herausgeber Adolf Stein, Berlin) vom 15. Juni 1907, 6. Band, 11. Heft.

die Truppe infolge Wassermangels aus der Wüstenei hinaus voraus-marschierte, eines Morgens verschwunden. Der alte argwöhnische Fuchs hatte die überraschende Reichweite der Truppe sowie, daß man es mit seiner Unterwerfung ernst meine, kennen gelernt und war naturgemäß für die Folge noch schwerer zu fassen. Ein erneuter Vorstoß der Truppe im April/Mai 1907 führte daher ebenfalls zu keinem positiven Ergebnis. Simon Kopper wich aus und ging mehr in seine alten Jagdgebiete, die ausgedehnten Schammafelder*) besonders der nördlichen Kalahari zurück; doch setzte er auch von da aus Streifen und Räubereien fort: so wurde kurz vor Erckerts Eintreffen einer der besten Kalahari-Kenner, der Farmer und Jäger Robert Duncan, ein bewährter Führer der Truppe, auf seinem Platze Daberas Anfang Juni überfallen und ermordet.

Erckert hatte zunächst seinen Nachfolger für Hasuur abzuwarten und die Geschäfte zu übergeben; in den ersten Junitagen ritt er von Hasuur ab, wo dank seiner unermüdlichen zielbewußten Tätigkeit auf allen Gebieten ein klarer Anfang für die Friedensarbeit begründet war und wo er sich für seine spätere Kalahari-Unternehmung wertvolle Kenntnisse und Erfahrungen erworben hatte betreffs der Leute und Verhältnisse im beiderseitigen Grenzgebiet und betreffs des Charakters der südlichen Kalahari.

Der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Estorff, hatte eine Zeitlang geschwankt, ob Erckert mit seiner Neigung zum Schwarzsehen wohl auch der rechte Mann sein würde für die so ganz eigenartige, auf so ungewisser unklarer Grundlage liegende schwierige Aufgabe; schließlich siegte das Vertrauen zu Erckerts klarer Tatkraft. Dies hohe Vertrauen hat Erckert nicht nur vollauf gerechtfertigt, er hat die großen in ihn gesetzten Erwartungen noch übertroffen, indem er mit vollendeter Meisterschaft eine unserer Kolonialgeschichte noch fremde umfangreiche Organisation schuf und diese nach selbstaufgestellten Grundsätzen so weit ausbildete, daß sie an keiner Stelle auch nur im geringsten versagte und den kühnen wagemutigen Führer in 16tägigem Zuge durch wasserlose Wüste bis in deren unbekannte Tiefen hinein zu Erfolg und Sieg führte. Erckerts Organisation und sein Simon Kopper-Feldzug wurden zu einer epochemachenden Tat in der ganzen Kolonialgeschichte überhaupt.**)

Binnen wenigen Wochen hatte Erckert sich eingearbeitet, ein klares Urteil gebildet und ein bestimmtes Ziel gesetzt. Unter dem 1. Juni 1907 legte er von Gibeon aus dem Kommando eine eingehende „Denkschrift über eine Unternehmung gegen Simon Kopper in die Kalahari" vor,

*) Schammas sind eine etwa zwei Fäuste große kürbisähnliche Rankenfrucht mit reichlichem wässerigen Saftgehalt; ihnen verwandt kommt auch eine stachlige Gurkenart vor.

**) Vgl. hierzu auch das angeführte Generalstabswerk, Fortsetzung des 6. (Schluß-)Heftes, Nr. 15.

welche die Lage, das Ziel, die erforderlichen Mittel und den Zeitabschnitt der Unternehmung festlegte. Die Denkschrift blieb grundlegend für die ganze Organisation und die Ausführung des Vormarsches; sie ist von geradezu klassischer Klarheit.

Zunächst gibt Erckert in ihr eine „Charakteristik der Gegend in ihren Beziehungen zu militärischen Operationen".

„Der in Betracht kommende Teil der Kalahari ist eine üppige Grassteppe mit scharf ausgeprägter Dünenbildung von wechselnder Schroffheit. An einigen Stellen flacht der Boden zu sanfteren Wellen ab. Der Untergrund besteht aus rotem Sande, den die dichte Grasdecke festhält. Die Kämme der Dünen sind zuweilen frei geweht und mit Stichelgras und einer Binsenart bestanden. Flache Büsche und niedrige Dornenbäume verteilen sich über die lichten Täler, Hänge und Rücken. Die Schamma tritt in ausgedehnten Feldern in großen Mengen auf. Die Felder liegen aber oft weit voneinander entfernt. Dauernde Wasserstellen gibt es im wahrscheinlichen Operationsgebiete nicht. Die Niederschläge fallen reichlich und beschränken sich im allgemeinen auf die Zeit von Januar bis Mai. Doch kann die Regenzeit schon wesentlich früher einsetzen. Das Wasser sammelt sich nach den ersten stärkeren Regenfällen in Vleys und Pfannen, in denen es sich etwa bis Mai hält. Im Februar kann gewöhnlich in der Mehrzahl der Sammelstellen mit Sicherheit auf Wasser gerechnet werden. Ihr Boden ist fast durchweg, häufig in hohem Grade, salpeterhaltig; diese Eigenschaft teilt sich dem Wasser mit, das dadurch gesundheitsschädlich, selbst giftig wirken kann. Die ersten zuverlässigen Vleys liegen vom Auob etwa 1½ bis 2 Tagemärsche entfernt. . . . . . . Der Genuß der Schamma kann Pferd und Rind für längere Zeit das Wasser ersetzen, wenn keine oder nur geringe Leistungen von ihm verlangt werden. Erhöhte Dauer des Schammagenusses setzt die Leistungsfähigkeit bedeutend herab."

Ähnlich sei es beim Menschen, besonders bei dem mehr damit vertrauten Eingeborenen. „Zu Pferde wird der Reiter das stete Gefühl der Abhängigkeit und Gebundenheit haben. Das befähigt ihn nicht, sich in der Kalahari Herr der Lage zu fühlen und mindert die Leistungsfähigkeit herab. Die Truppe bedarf aber, um erfolgreich zu operieren, des Selbstvertrauens. Und der Beweglichkeit und langfristigen Unabhängigkeit vom Wasser, um die natürliche Überlegenheit der in der Kalahari heimischen Hottentotten auszugleichen. . . . ."

„Die Berittenmachung der Truppe mit Kamelen und die Verlegung der Unternehmung in die Regenzeit ergeben sich als logische Forderungen."

Im zweiten Abschnitt folgt: „Charakteristik des Feindes und Aussichten für den Erfolg".

Die Gesamtkopfzahl sei schwer zu bestimmen, doch könne man die

Gewehrträger auf insgesamt 180 bis 200 schätzen; die Hauptwerft Simon Kopper-Leute, daneben mehrere kleinere Werften, die eine gewisse Unabhängigkeit für sich beanspruchen. Alle stehen in schwer kontrollierbaren Beziehungen zu im Englischen sitzenden Stammesangehörigen und sonstigen dortigen Deutschfeindlichen Elementen (die Erckert von Hasuur her nicht unbekannt waren).

„Diese von Simon Kopper getrennten Banden sollen wenig Vieh besitzen und sind daher zum besseren Lebensunterhalt auf Räubereien angewiesen. Die jüngsten Vorgänge bei Goamus, Mukorob, Daberas und Zwartmodder bestätigen diese Annahme. Simon Kopper dagegen verfügt über größere Tierbestände und wird daher selbst Zurückhaltung üben. Sie folgert wahrscheinlich auch aus der Erwägung dieses gerissenen Politikers, die von ihm aufrecht erhaltene Fiktion, mit den Deutschen Frieden gemacht zu haben, bei kommender Gelegenheit ausspielen zu können. Auf taktische Erfolge wird er in der Zwischenzeit nicht ausgehen, weil dies der Natur der Hottentotten-Kriegführung und seinem bisherigen Verhalten widerspricht. Er genießt seit Jahren seine Unabhängigkeit, auf die es ihm ankommt, und wird sie nicht selbst gefährden. Fraglos aber hat er seine Spione bis Gibeon und ist über alle Bewegungen und Vorgänge bei der Truppe unterrichtet. Überraschen läßt er sich nicht ein zweites Mal.

Die Werft Simon Koppers ist nicht an einer Stelle vereinigt, sondern zur Ausnutzung der verstreut liegenden Schammafelder zur Teilung gezwungen. Nach dem Urteil eines Kenners wird sich der Kapitän auch in der Regenzeit nicht mehr an einer Vley festsetzen, also wie früher ein bestimmtes Angriffsziel bieten. Sein eigentliches Gebiet, in dem er sich sicher fühlt und Schammas und Wild vorfindet, liegt von der Gagansvley ab nördlich. In dieser Richtung wird er einem Druck auszuweichen suchen. Nach Süden und Osten hin soll der Schammareichtum abnehmen. Für den Übertritt auf Britisches Gebiet kommt also eher das Englische Betschuana-Protektorat als das Kapländische Betschuana-Land in Frage. Beide Möglichkeiten sind aber im Auge zu behalten.

Simon Kopper hatte sich nach den letzten Gefechten mit der Truppe im Januar 1906 nach dem Protektorate zurückgezogen. Durch einen aus Mafeking entsandten Englischen Offizier etwa im August ausgewiesen, war er mit dem einen Teil seiner Werft nach dem oberen Nossob gezogen. Ein zweiter setzte sich am unteren Auob in der Gegend Geiachab—Garis fest. In Kuis am Molopo auf dem Wege nach Vryburg soll ein größerer Viehposten der Hottentotten bestanden haben oder noch bestehen. Die dort ansässigen Händler stehen in Verbindung mit Simon Kopper und versehen ihn auch mit Waffen und Munition. Eine Polizeikontrolle wird in jener Gegend nicht ausgeübt.

Nach dem Vorstoß der Truppe im vergangenen März vereinigte Simon Kopper die beiden getrennten Gruppen seiner Hauptwerft an der Gagansvley auf Britischem Gebiet. Dort scheint er sich zur Zeit noch aufzuhalten.

Gelegentlich seiner Ausweisung aus dem Protektorate soll Simon Kopper den Englischen Magistrat von Matsa beleidigt haben. Im Mai dieses Jahres hat er den Kapländischen Polizeioffizier aus Rietfontein, der beauftragt war, ihn zu entwaffnen, kurz abgespeist. Er ließ ihm sagen, wo er sich befände, sei sein (Koppers) Land, in dem nur er zu befehlen habe. Kalahari-Kenner verweisen die Gagansvley auf Britisches Gebiet, während die Kap-Regierung ihre Lage zwar hart an der Grenze, aber schon auf Deutschem Gebiet annehmen soll.

Sowohl der königlich Englischen Behörde des Protektorates wie der Kapländischen des Betschuana-Landes gegenüber sind also Vorgänge zu verzeichnen, die ihre Mitwirkung an der Lösung der Simon Kopper-Frage nicht unwahrscheinlich machen. Auch sie haben ein Interesse, den gegenwärtigen Zustand nicht bis ins Ungewisse zu verlängern. Sie müssen schließlich zu der Tatsache Stellung nehmen, daß ein bewaffneter Hottentottenstamm sich in völliger Unabhängigkeit in einem Gebiet bewegt, in dem sich sämtliche übrigen Eingeborenen der Landesautorität unterworfen haben.

Im Gegensatz zu den Bondels ist Simon Kopper kein gefügiges Werkzeug Britischer Feindseligkeiten. In souveräner Lage inmitten der Kalahari, die er als sein Reich beansprucht, wahrt er sich seine Unabhängigkeit nach beiden Seiten. . . . .

Die Simon Kopper-Angelegenheit birgt also heutigen Tages besondere Voraussetzungen für ein Zusammengehen beider Regierungen in sich. . . . . Die eigentümliche geographische und politische Lage des Operationsgebiets fordert vielmehr ein Zusammenwirken heraus. Die Britische Regierung würde durch ihre Beteiligung nur die Lösung einer Frage sicherstellen, die sie mitberührt und auf anderem Wege kaum zu lösen ist. . . . . Außer Zusammenhang mit der örtlichen Notwendigkeit wird ein, wenn auch noch so loses Zusammenwirken Englands und Deutschlands vielleicht auf die politischen Beziehungen beider Völker nicht ohne wohltätigen Einfluß bleiben.

Wie bereits erwähnt, bietet Simon Kopper kein festes Angriffsobjekt. Er ist nicht von einer bestimmten Wasserstelle abhängig, sondern greift, in Gruppen zersplittert, auf verstreut liegende Schammafelder und Vleys zurück. Ihre Zahl und Lage gewährt ihm dauernde Beweglichkeit in größerem Rahmen. Gedrängt, wird die Werft auf Britisches Gebiet ausweichen, um jederzeit nach Laune und Gelegenheit nach dem Deutschen zurückzukehren. Günstigenfalls wird es der Truppe gelingen, die eine

oder die andere Gruppe anzufassen und ihr Verluste beizubringen, kaum aber sie aufzureiben. Schon dieser Teilerfolg setzt große Beweglichkeit und Unabhängigkeit voraus, wie sie ausschließlich das Kamel gewährt. Andere Gruppen, unter ihnen mit gewohnter Wahrscheinlichkeit der Kapitän mit seinen Großleuten, also das Ziel der Unternehmung, werden inzwischen entschlüpfen. Ein Abschluß, auf den es allein ankommt, wäre damit nicht erreicht. Stehen aber auf Britischer Seite Kräfte bereit, Simon Kopper beim Übertritt zu entwaffnen oder zu bekämpfen, so wird der Erfolg der Deutschen Waffen endgültig und die letzte brennende Frage in der Kolonie gelöst sein. Ihre Tragweite erstreckt sich über den ganzen Süden. Denn erst mit der Unschädlichmachung oder dauernden Ausschaltung von Simon Kopper werden die letzten Widerstandsgelüste des noch unruhigen Elements im Lande vorläufig abgetötet sein. Erst dann werden die Unterworfenen beginnen, sich auch innerlich mit ihrer Lage abzufinden. Simon Kopper ist derjenige Rebell, der es am längsten vermocht hat, sich seiner Niederzwingung zu entziehen und einen Teil des Landes bis heute und darüber hinaus in dauernder Kriegsspannung zu erhalten.

Mit dem Gebote praktischer Notwendigkeit verbindet sich in dieser Frage eine Forderung unseres kolonialen Prestige. Sie machen es zur unabweisbaren Pflicht, kein Mittel zur Herbeiführung eines durchschlagenden Erfolges unversucht zu lassen."

Im dritten Abschnitt: „Stärke und Zusammensetzung des Expeditionskorps" berechnete Erckert die Truppen; 270 Gewehre als Gefechtsstärke hält er für erforderlich, um mit der den Hottentotten gegenüber allein wirksamen Umfassung taktisch entscheidend auftreten zu können; daneben seien noch Etappenbesatzungen notwendig. Maschinengewehre will er auf Kamelen mitnehmen, nicht dagegen Geschütze. Den am Nordwestrand der Kalahari gelegenen Truppenposten Aminuis vom Nordbezirk erbittet Erckert unter seinen Befehl: „Die Einheitlichkeit aller Vorbereitungen und der Ausbildung lassen die vorzeitige Angliederung als notwendig, die laufenden Schutzmaßnahmen, wie es die jüngsten Vorgänge gezeigt, als zweckmäßig erscheinen. Aminuis wäre dann von Awadaob direkt mit Kalkfontein zu verbinden."

Der vierte Abschnitt behandelt: „Ausrüstung und Ausbildung der Expeditionstruppe".

Gesamtbedarf an Kamelen 600; die Pferde und Maultiere — die der Etappenbesatzungen ausgenommen — will Erckert abschieben. Zunächst Ausbildung eines Lehrpersonals für Kamelbehandlung und Kamelreiten bei der schon bestehenden Kamelabteilung des Oberleutnants Oberg, dann Errichtung von Kamelstämmen an mehreren Stellen und Ausarbeitung einer Instruktion über Kamelbehandlung und Kamelausbildung. Zur

Ausbildung sind etwa drei Monate erforderlich; für den Fall eines frühen Eintritts der Regenzeit müßte die Ausbildung der Truppe im November abgeschlossen sein.

„Mit der fortschreitenden Ausbildung gehen Geländeerkundungen und Unternehmungen Hand in Hand, die gleichzeitig der Gewöhnung an den Genuß der Schamma zu dienen haben. Eine Schammapresse ist nach Zeichnung des Oberleutnants Oberg in Bestellung gegeben und soll, wenn sie sich als zweckmäßig erweist, in größerer Zahl zur Verteilung gelangen. Den Abschluß der Ausbildung werden größere Unternehmungen bilden, in denen auch das Zusammenwirken getrennt operierender Abteilungen geübt werden soll."

Dann werden die erforderlichen Sanitätseinrichtungen, Bedarf an Feldtelegraph, Heliograph und Leuchtpistolen erörtert und das zur Beschaffung der Kamelausrüstungen, insonderheit der Wasserbehälter, Erforderliche angegeben.

Abschnitt 5 betrifft: „Besondere Vorbereitungen". Vor Beginn der Ausbildung soll die gesamte Expeditionstruppe an der Auoblinie aufmarschieren, von wo jederzeit zweckmäßige Versammlung leicht ausführbar. Die Ausbildung dann allgemein in einer dem Operationsgebiet entsprechenden Gegend. Vier Magazine — Aminuis, Kalkfontein, Gochas, Geiachab — mit Dreimonatsbedarf für 400 Köpfe als Reserve; Erörterung der hauptsächlich in Betracht kommenden Verpflegungsmittel. Zeltbahnbedarf: je eine auf drei Köpfe.

Weniger genau zu übersehen ist die Wasserfrage: neben Wiederaufmachung mehrerer verfallener Brunnen wird unter Mitwirkung des telegraphisch erbetenen Landrats v. Uslar auf Neuerschließung von Wasser ausgegangen werden. „Sie ist nicht nur für die Vorbereitung der Expedition, sondern im allgemeinen Landesinteresse von Bedeutung. Die Aufklärung über die Aussichten der Wasserbeschaffung in der Kalahari ist von großer wirtschaftlicher Tragweite. Durch Anlage der geplanten Brunnen würden auch wertvolle Farmplätze und gleichzeitig die ersten Etappen auf der wichtigen Handelsstraße durch die Kalahari geschaffen werden."

Erckert beabsichtigt ferner die Herstellung einer möglichst zuverlässigen Karte und die Heranziehung der in Betracht kommenden eingesessenen Führer für die Ausbildungszeit, damit sich beide, Truppe und Führer, einspielen.

„Alle als Führer verwandten Personen, ob weiß oder farbig, leitet in erster Linie das materielle Interesse, daher werden sie nur bei reichlicher Entschädigung ganz bei der Sache sein und sie zu der ihrigen machen. Eine ihnen gegenüber bewiesene Freigebigkeit wird wertvolle Zinsen tragen. Nach erreichtem Erfolg darf mit Belohnungen nicht gekargt werden. Für die Regierung verbinden sich dabei Nützlichkeit und Reprä-

sentationspflicht, der in Südwestafrika die großzügigen Englischen Gepflogenheiten als stillschweigende Norm dienen. Der Deutschen Regierung zu dienen sollte nicht nur eine Ehre, sondern auch ein gutes Geschäft sein."

Im sechsten Abschnitt wird der „Allgemeine Operationsplan" festgelegt. „Ein Plan im einzelnen kann nicht aufgestellt werden, da das Ziel nicht feststeht. Abschließende Erkundungen können erst kurz vor Beginn der Operationen vorgenommen werden. Vielleicht leisten die uns freundlich gesinnten Buschleute von Aminuis gute Dienste. Die Hauptspionage wäre aber durch Vermittlung des Generalkonsulats in Kapstadt über das Britische Gebiet einzuleiten. Beteiligt sich die Kapregierung an der Unternehmung, so werden wir über den Aufenthalt Simon Koppers nicht im Zweifel bleiben."

Gegen Richtung Gagansvley zunächst Vereinigung der Expeditionstruppe an dem bei Akanous zu erschließenden Wasser, unter Umständen auch bei Awadaob oder Geiachab. „Für die Zweckmäßigkeit einer operativen Teilung nach der ersten Vereinigung ist die vorgefundene Lage bestimmend. Solange es sich um Bekämpfung feindlicher Hauptkräfte handelt, wird getrenntes Operieren nur in Betracht gezogen, wenn die gegenseitige Verbindung gesichert ist . . . . Die beantragte Bereitstellung einer Anzahl größerer Wasserbehälter am Auob soll die Möglichkeit bieten, nach Erfordernis mitten in der Kalahari eine Wasserstation zu errichten."

„Ein vorzeitiges Ausweichen Simon Koppers nach Süden ist nach dem Urteil der Duncans wenig wahrscheinlich. Er würde sich selbst während der Ereignisse nur im äußersten Notfalle dazu entschließen. Immerhin muß auch hiermit gerechnet und kurz vor Beginn der Unternehmung das wichtigste Vley der südlichen Kalahari von Hasuur aus besetzt werden. Das Erscheinen einer Truppe im südlichen Teil der Kalahari wird Simon Kopper mit großer Wahrscheinlichkeit von einem Ausweichen dorthin, wo er schlechtere Lebensbedingungen vorfindet, abhalten. Dem gleichen Bestreben soll die Besetzung von Arib am unteren Auob von Koes aus Nachdruck verleihen. Auch in Kiriis-Ost wäre zur Zeit der Operationen zweckmäßig eine Abteilung zu stationieren.

Eine nach vorstehendem Plan ausgerüstete und ausgebildete Truppe wird, nach Durchführung aller als notwendig erkannten Vorbereitungen, mit Vertrauen an ihre Aufgabe herantreten und in den Stand gesetzt sein, sie im Rahmen des Möglichen zu lösen."

Klarheit, Tatkraft, Großzügigkeit atmet die Denkschrift in jeder Zeile; sie läßt auch bereits erkennen, daß Erckert ganze Arbeit tun wollte, auf die Vernichtung Simon Koppers abzielte und seine weitere Aufgabe in

der wirtschaftlichen Erschließung der Kalahari sah — diese setzte er sich gewissermaßen als Lebensaufgabe, an deren Lösung setzte er seine ganze große Kraft.

In Erckerts Stab herrschte unausgesetzte, angestrengte, geistige und körperliche Arbeit, unablässig beschäftigte er sich mit seinem Ziel. Die von Erckerts Offizieren in den Karrasbergen, dem Oranjefeldzug und in Hasuur so begehrten Plauderstunden mit ihm verschwanden fast gänzlich; Erckert lebte sehr zurückgezogen und einfach, größere Geselligkeit mied er, abends eine, höchstens zwei Flaschen Bier waren der einzige Alkohol, den er genoß. Von früh 7 Uhr oder 8 Uhr an begann das Arbeiten und dauerte mit 1 bis 1½stündiger Mittagsunterbrechung bis gegen 8 Uhr abends; früh ging man zur Ruhe, früh stand man wieder auf. Das Essen nahm Erckert mit seinem Adjutanten, Leutnant v. Tschirnhaus, gemeinsam ein; da wurde wenig gesprochen oder fast nur vom Dienst. Als Tschirnhaus einmal klagte, er käme nicht mehr zum Briefschreiben und von daheim käme Mahnung auf Mahnung, riet Erckert ihm, wie er selbst an Bekannte getan: „Schreiben Sie kurz: im letzten Vierteljahr sind hier 1500 Telegramme abgegangen, mindestens ebensoviele eingelaufen, ferner waren 800 Journalnummern zu bearbeiten. Dabei außerdem 3000 km geritten! Also Zeit zum Schreiben bleibt nicht, sie langt gerade zum Schlafen und Essen.“ Trotzdem schrieb Erckert regelmäßig, wenn auch in größeren Zwischenräumen und kurz, nach Hause. Gönnte er sich einmal Muße, so las er in Goethes „Faust“ und in W. v. Feuchterslebens „Diätetik der Seele“.

Genau wie Erckert selbst angestrengt arbeitete, spannte er auch sein Bureaupersonal gewaltig an; und doch wären für ihn alle Schreiber, so sehr sie auch wohl klagten, durchs Feuer gegangen, denn er hatte ein Herz für jeden von ihnen und scheute keine Arbeit und Eingabe für ihr Interesse. Unmittelbar vor dem Abmarsch zur Unternehmung in die Wüste organisierte er ein besonderes Maultier-Karrenunternehmen, um die Truppe noch in den Besitz der Post und vor allem der angekündigten heimatlichen Weihnachtspakete zu setzen.

Die Herstellung der ersten zuverlässigen Kalaharikarte (s. die Tafel am Schlusse des Beiheftes) war sein eigenes Werk, unaufhörlich arbeitete er an dem Ausbau und der Zusammenstellung der wenigen und teilweise sogar sehr ungenauen Skizzen und Unterlagen. Dreimal hatte er die Karte fast fertig, nur stimmten nie die Angaben über den Teil des Nossob bei Akanous. So ritt er selbst noch mit seinem Adjutanten Anfang Januar 1908 dorthin, lediglich zwecks Festlegung der genauen Entfernungen. Dann erst stellte er die Karte nun endgültig fertig — sie hat sich beim Vormarsch nachher bis auf geringfügige Einzelheiten in allen Teilen als zutreffend erwiesen.

Er ging so in seiner Arbeit auf, daß er auch an Feiertagen Gesellschaft mied. Kurz vor Weihnachten 1907 ritt er mit seinem Adjutanten in die Dünen bei Gochas und verbrachte die Feiertage mit Vorarbeiten für ein größeres Gefechtsschießen; auch an Kaisers Geburtstag ritt er früh aus Gochas weg und kehrte erst abends zurück.

Alle seine Berichte und Verfügungen sind bezeichnend für ihn durch Großzügigkeit, Klarheit und genaues logisches Durchdenken bis in die Einzelheiten hinein. Während er aber an alle Truppenteile und Dienststellen die höchsten Anforderungen stellte, unterstützte er sie auch in vollstem Umfange. Er hatte in hohem Grade die Gabe, sich in alles genau hineinversetzen zu können, die Bedürfnisse zu erkennen und zu bewilligen auch ohne vorausgegangene Anträge oder Eingaben. Stets das rechte Wort findend, vornehm denkend durch und durch, regte er daher zu höchster Schaffensfreude an und erfüllte die Truppe mit seinem Geiste, dem Wesen rastlosen Tatendranges, des Selbstvertrauens und der vollen Hingabe zur Sache, die auch dann unerschüttert blieben, als ihn, den Führer und die Seele des Unternehmens, gleich zu Beginn des Gefechts in kritischem Augenblick die tödliche Kugel fällte.

Von vornherein widmete Ercert auch der Eingeborenenfrage besondere Aufmerksamkeit und ging schon Anfang Juli einem eingerissenen Bambusen-Schmarotzertum energisch zu Leibe; zu geordneter Arbeit wollte er den Eingeborenen erziehen und zum Verstehen des Wertes der Arbeit: „politisch nicht mehr organisierte, frühzeitig dem erzieherischen Einfluß ihrer weißen Herren unterworfene Eingeborene werden keine Gefahr mehr bilden" — darum keine unkontrollierte Verwendung von Bambusen! Später legte er besondere Eingeborenen-Krankenstuben an und stellte die Verpflegung der vom Kalaharizuge zurückbleibenden Teile der im Truppendienst stehenden Eingeborenenfamilien sicher. Es konnte nicht fehlen, daß er auch hier alsbald das volle Vertrauen der Eingeborenen gewann und auch auf politischem Gebiet zum Vorkämpfer fürs Deutschtum wurde.

Erckerts Forderungen, besonders die Berittenmachung der Truppe auf Kamelen, die Organisation von Brunnenbohrkolonnen und die Unterstellung der Truppen in Aminuis und Koes unter ihn wurden bewilligt und das Erforderliche ohne Verzug eingeleitet. Nachdem Erckert noch verschiedene Anordnungen zur Wiederherstellung völliger Ruhe und zur Erhöhung der Sicherheit im übrigen Nord-Namaland getroffen hatte, begab er sich sobald als möglich mit seinem Stabe zu persönlicher Orientierung und Erkundung in das Gebiet seiner Hauptaufgabe, nach dem Auob und in die Kalahari; Mitte August erst kehrte er nach vierwöchiger Abwesenheit wieder nach Gibeon zurück.

In den stetigen Gang der Vorbereitungen trat eine tief einschneidende

Störung, als nach dem Wiederauftauchen Morengas Truppenverschiebungen nach dem Süden des Schutzgebiets notwendig und durch das Kommando der Schutztruppe befohlen wurden. Dadurch wurde, während die Vorbereitungen technischer Natur weitergingen, vor allem eine erhebliche Verspätung im beabsichtigten Aufmarsch der Truppen am Kalaharirand und in ihrer besonderen Ausbildung bedingt. Erst bis Mitte Oktober war daher nach der Unschädlichmachung Morengas die Truppenverteilung, wie folgt, durchgeführt:

Am Auob: 5. Batterie in Kowes und Aubes (nach Abgabe ihrer Geschütze bildete sie zwei „Aufklärungsabteilungen" von Boetticher und Oberg); 7. Kompagnie in Gochas; Maschinengewehrzug 2 in Kalkfontein; 1. Kompagnie in Rietmont (südwestlich Kalkfontein, westlich des Auob);

am Nossob: 16. Kompagnie in Arahoab; 1 Zug der 9. Kompagnie in Aminuis;

in Koes: Maschinengewehrzug 3;

Stab Erckert von Mitte November an erst in Aubes am Auob, dann in Gochas.

Die Kamele waren im ratenweisen Eintreffen, sämtliche entbehrlichen Pferde und Maultiere im Abschub nach rückwärts.

Nachdem den Truppen eine besonders aufgestellte Instruktion über Natur, Leistungen, Behandlung und Ausrüstung der Kamele zugegangen war, forderte Erckert unter dem 2. September 1907 aus Gibeon, die Ausbildung soweit zu fördern, daß Anfang Dezember alle Truppenteile für Übungen in größerem Verbande bereitständen. Jeder Übung sei eine einfache taktische Lage zugrunde zu legen, die aber mit allen ihren Erscheinungen und Folgen bis zum Schluß durchzuführen sei. „Das entstehende Material ist aufzubewahren"; vom 15. September ab war bei jedem Truppenteil ein Tagebuch zu führen, aus dem der Gang der Ausbildung und die Zahl der daran teilnehmenden Leute ersichtlich ist. Erckert schließt mit folgenden Sätzen:

„Die Ausbildung der Expeditionstruppe und die Organisation der Kalahari-Unternehmung stellen eine Aufgabe dar, die nur durch systematische Arbeit und mit festem, auf den Endzweck gerichteten Willen von allen Teilen gelöst werden kann.

Wir dürfen als Kameltruppe nicht Dilettanten bleiben, sondern müssen die Eigenschaft einer Spezialtruppe erstreben. Eine rege Unterstützung und Initiative seitens der Abteilungsführer kann dabei nicht entbehrt werden.

Die Verantwortung für das Gelingen des Unternehmens teilt jeder Offizier mit dem Führer. Ein Mißerfolg fällt ihm, nach außen hin, allein zur Last. Ein Antrieb mehr für jedermann, nach besten Kräften zum Gelingen beizutragen."

Hatte Erckert schon in Gibeon unter dem 25. August 1907 nach Hause berichtet: „Die Vorbereitungen für die Expedition sind lebhaft im Gange. Es ist eine organisatorische Aufgabe größeren Stils. Ich kann jetzt endlich selbst für meinen Grundsatz eintreten: fünf Monate vorbereiten, einen Monat schlagen", so wurde nun mit beginnender Truppenausbildung der Umfang und Inhalt seiner Tätigkeit und Arbeitsleistung ein ungeheurer. Auf allen Gebieten fanden sich ungewöhnliche Schwierigkeiten; bis in die Einzelheiten hinein beschäftigte sich Erckert mit ihnen, und er meisterte sie.

Unter dem 14. Oktober 1907 berichtet er aus Gibeon über die Ausbildung des Lehrpersonals für das Kamelreiten:

„Sehr störend war der gänzliche Mangel an Interesse, den ein Teil der Unteroffiziere und Mannschaften dem Gegenstande entgegenbrachte. Der durch die ersten Lektionen hervorgerufene Anschein, als seien die Tiere faul und störrisch und könnten nichts leisten, erweckte bei einem Teil der Leute geradezu Erbitterung, die erst nachließ, als am Ende des Kursus die Erfolge erschienen.

Beim Zureiten führt jede Anwendung von Gewalt unweigerlich zu einem völligen Fehlschlage. Das Kamel lernt nur in seiner Jugend; alles, was man ihm im späteren Alter beibringen will, muß ihm in einer Form geboten werden, welche ihm das Neue nicht als etwas Neues, sondern lediglich als eine unmerkliche Änderung des Altgewohnten erscheinen läßt. Will man also ein älteres Lastkamel in höheren Gangarten ausbilden, so kann man nicht von ihm verlangen, daß es plötzlich auf irgend eine Aufforderung hin Trab laufen soll; man muß es vielmehr hinter einem anderen Tier herlaufen lassen, wie es dies teils aus Gewohnheit, teils aus Herdentrieb nicht anders kennt; dann muß man die Führtiere ganz langsam und in ganz kleinen Reprisen Paßschritt angehen lassen; unter kleinen Reprisen sind in den ersten Tagen solche von 10 bis 20 Schritten zu verstehen; ihre Verlängerung erfolgt ganz allmählich . . . . Aber niemals darf man mehr verlangen, als die Tiere ohne Anwendung von Gewalt hergeben. So marschiert man die Tiere im Paßschritt ein, ohne ihnen zum Bewußtsein zu bringen, daß sie tatsächlich etwas Neues lernen." Besondere List und Geduld erforderte dann weiter das Entwickeln des Alleingehens des Kamels. Und so fort, eine Schwierigkeit hinter der anderen, bis zur Konstruktion des Reitzeugs und der Anordnung und Anbringung der einzelnen Ausrüstungsstücke herunter. Als rechte Hand Erckerts in allen Kamelangelegenheiten machte sich hierbei Oberleutnant Oberg besonders verdient. Auftauchende Räude und allerhand Lahmheiten der Kamele, wofür Ursache und Behandlungsart erst ermittelt werden mußten, traten als neue Hemmnisse hinzu; sie wurden aber gleich den anderen Widrigkeiten mit Energie und Ausdauer überwunden, jedoch nicht ohne der Truppe sehr gegen Wunsch und Willen eine ziemlich umfangreiche Schonung der Tiere auf Kosten der Ausbildung abzuzwingen.

Auf die „Veterinär-Organisation“ kamen in rascher Folge Verfügungen über Sanitäts-Organisation, Waffenbehandlung, Schieß- und Gefechtsausbildung; letztere dem Umstande besonders Rechnung tragend, daß die Truppe keineswegs durchweg aus der Infanterie hervorgegangen war. Erckert führte auf, worin der einzelne Mann, worin die Gruppe zu üben sei, wie die Unterführer dem Oberführer in die Hand arbeiten müssen, wie Meldungen zu üben sind. Folgendes sei daraus angeführt:

„7. Jeder Führer muß sich beim Eintritt in das Gefecht darüber klar werden, wo

a) der entscheidende Punkt liegt,
b) wo und wie er demzufolge seine Hauptkräfte einzusetzen hat,
c) welche Form er also dem Gefecht zu geben beabsichtigt.

Nur dann werden Kräfteeinsatz und Gefechtsform untereinander und beide wiederum mit der Geländegestaltung in Übereinstimmung gebracht werden können. Hiervon aber hängt, rein taktisch, der Gefechtserfolg ab.

Eine entschlossene Initiative wird dem Gefecht den eigens gewollten Stempel aufdrücken und dadurch den Gegner in den Nachteil setzen. Sie muß sich aber auf eine hinreichende Basis stützen. Ein zu vorsichtiges Tasten nach gründlicher Klärung der Lage wird dagegen leicht zur eigenen Festnagelung führen.

8. Der Führer einer Vorhut- oder größeren Aufklärungs-Abteilung hat die Aufgabe:

a) dem rückwärtigen Führer eine möglichst geklärte Lage zu übergeben;
b) die ungestörte Entwicklung der Hauptabteilung zu gewährleisten;
c) durch Wahl seiner Stellung und sonstige Maßnahmen der Gefechtsführung die günstigsten Aussichten zu sichern.

Es ist falsch, wenn eine aufgelöste Vorhut-Abteilung auf einige Schüsse aus dem Ungewissen her sogleich in Stellung geht und sich festhalten läßt. Sie hat vielmehr der nächsten Stellung zuzustreben, in der sie die Lage klären kann, oder solange vorzugehen, bis ihr das feindliche Feuer energisch Halt bietet. Hierbei wie in ähnlichen Fällen ist der Laufschritt anzuwenden. Mit ihm ist sonst sparsam zu verfahren, weil schnelle Erschöpfung der Leute eintritt.“

In diesen Worten tritt die Führerbefähigung Erckerts wieder hervor: wie er es verstand, für die besonderen Verhältnisse seine Ansichten überzeugend und klar darzulegen und in großzügiger Weise bei allen Teilen die Initiative zu fördern — und daß dies alles nicht nur Papierarbeit gewesen, hat sich dann sowohl im Verlaufe der Unternehmung, als vor allem im Gefecht bei Seatsub auch erwiesen.

Bald nach dem Eintreffen der Kamele und nach der ersten Eingewöhnung der Truppe mit ihnen regelte Erckert das in der Gefechtsausbildung der Kameltruppe zu erreichende Ziel: rasche und sichere Gefechtsentwicklung aus dem Marsche heraus, einige Meldereiter und Patrouillen bei jedem Zuge, ein Zug bei jeder Kompagnie, befähigt in einer in Patrouillen oder Gruppen auseinandergezogenen Aufklärungslinie vorzugehen — bei den Schwierigkeiten der Ausbildung und bei der Knappheit der Zeit beschränkte er sich auf das Einfachste und Notwendigste.

Ganz besonderen Nachdruck legte Erckert auf die Schießausbildung, vor allem im gefechtsmäßigen Schießen. Der Führer, meist der Gruppenführer, soll das Ziel genau bezeichnen, das Feuer beobachten und für Feuerverteilung sorgen; Visier und Haltepunkt soll der Schütze selbständig wählen. Gruppensalven empfiehlt Erckert gegen die Hottentotten sehr, besonders aus Gründen moralischer Wirkung — diese natürlich mit befohlenem Visier. Interessant ist, wie Erckert die Schützen zur Durchführung der Feuerverteilung (gegen den meist recht geschickt versteckt sitzenden Hottentotten) erziehen will; es soll auf 300 bis 500 m gegen ein mindestens 5 m langes Brett von Kopfscheibenhöhe geschossen werden, von dem nur die beiden Enden sichtbar und deutlich markiert sind, das übrige durch Buschwerk verdeckt: „es gilt nun, eine im Verhältnis zur Patronenzahl stehende Anzahl Treffer zu erzielen, die sich über die ganze Breite der Scheibe verteilen.“ Einen besonders gepflegten Übungsgegenstand bildete die Weitergabe von Befehlen und das Erstatten von Meldungen.

Beim Marsch- und Patrouillendienst betonte Erckert das Sichzurechtfinden sowie körperliches Trainieren und Schammagewöhnung von Mensch und Tier. Alles gipfelte in größeren Übungen, die Erckert zum Teil selbst leitete.

Für das Nachschubwesen wurden aufgestellt der Expeditionsfuhrpark (Ochsenwagen) und die Kamelstaffel; ersterer diente zunächst der Materialheranschaffung zur Truppe und der Versorgung der Bohrkolonnen, beim Vormarsch sollte er Depots (Verpflegung, Munition, auch Wasser) vorschieben zur Steigerung der Reichweite der Truppe; die Kamelstaffel (93 Kamele) zu vier Zügen sollte der Truppe mit Wasser, Verpflegung, Munition und sonstigem Bedarf folgen, ebenso die zu 27 Kamelen aufgestellte Sanitätsstaffel. Bei der Kamelstaffel bildete jeder Zug mit Proviant, Wasser, Munition und Vorratsgegenständen eine Einheit; die Kamellasten waren im einzelnen genau festgesetzt; es gab Pack-, Reit- und Reservekamele. Die Verfügung über die „Kamel- und Sanitätsstaffel“*) bestimmte unter anderem:

*) Staffelführer war anfangs ein Vizefeldwebel, Zugführer waren Gefreite oder Reiter, Treiber der Kamele waren Eingeborene unter „Vormännern“.

„10. Die Zugführer enthalten sich, von zwingenden Ausnahmefällen abgesehen, jedes unmittelbaren Eingreifens in den Zug. Als ihre Organe wirken die Vormänner, die den gesamten technischen Betrieb selbständig leiten.

Ich mache dem Aufsichtspersonal eine verständige Behandlung der Eingeborenen zur Pflicht, weil von ihrem guten Willen es in erster Linie abhängt, ob die Staffel ihre wichtige Aufgabe löst.

Es muß Ehrensache des Führers und seiner Unterorgane sein, rechtzeitig und mit voller Last zur Stelle zu sein und nach Möglichkeit die Verbindung nach vorn herzustellen.

Für ihre taktische Sicherung während des Marsches und im Lager sorgt die Staffel selbst. Sie darf niemals überrascht werden.

11. Die Staffelvorräte dürfen nur auf Befehl des Führers ausgegeben werden. Dieser hat die Ausgabe nur auf schriftlichen Befehl der Leitung oder, in dringenden Fällen, eines Offiziers anzuordnen . . . . . Jeder Zugführer der Staffel hat bei jeder Gelegenheit seine Vorräte zu ergänzen . . . . . Jeder Zugführer führt ein Bestandsbuch . . . . . Ausgabe und Neuempfang sind mit Datum zu versehen.

13. Gegenstände der Ausbildung . . . . .

Als Abschluß der Ausbildung gilt:

1. Die Auffüllung der gesamten Staffelvorräte und die Marschbereitschaft der Staffel in einer bestimmten Frist;

2. ein mehrtägiger Übungsmarsch mit voller Belastung unter kriegsmäßiger Voraussetzung bei 30 bis 40 km Tagesleistung."

Ercert setzte einen besonderen Portionssatz für den Kalahari-Zug fest. Nach Kowisekolk, Nanib und Akanous ließ er Verpflegungsdepots vorschieben, um die Reichweite der Proviantversorgung zu steigern.

Auch die Sanitäts-Organisation führte Ercert in weitem Umfange durch. In Arahoab wurde das ihm überwiesene Feldlazarett, in Gochas eine Krankensammelstelle und ein Eingeborenen-Lazarett, in Geinab ein Krankenzelt errichtet. Personalverstärkung forderte Ercert in dem Umfange an, daß jeder Truppenteil einen Arzt, zwei Sanitätsunteroffiziere und mehrere Hilfskrankenpfleger erhielt, und so rechtzeitig, daß auch deren Ausbildung im Kamelreiten und körperlichen Trainieren noch erfolgen konnte. Jeder Mann wurde ausgestattet mit zwei Verbandpäckchen, Zitronensäure für Verbesserung der Schammaflüssigkeit, Rhabarberpillen und für erste Hilfe bei etwaigen Schlangenbissen mit hypermangansaurem Kali. Ein bis zwei Krankentragen und Verbandzeugtaschen waren auf den Truppenpacktieren mit unterzubringen, während die der Kamelstaffel als 5. Zug angegliederte Sanitätsstaffel das für einen Hauptverbandplatz erforderliche Material an Verbandzeug, Arzneien, Decken und Wasser, ferner Krankenproviant, Zitronensäure und zehn Krankentragen mitführte.

Der Nachrichtenübermittlung dienten Feldtelegraph und Heliograph. Systematischer Ausbau der Kabellinien umspannte bereits im Juli den Ostrand des künftigen Operationsgebiets von Stampriet über Gochas bis Geiachab, während mit Aminuis über Windhuk Verbindung war. Dann wurde in die Kalahari hineingebaut; im Dezember 1907 wurde Gochas—Nanib, im Januar 1908 Stampriet—Arahoab fertig, am 11. März lag auch Kabel von Arahoab über Akanous bis Geinab. Ergänzend traten hierzu Heliographenstationen, die teils feststehend errichtet, teils auch nur sorgfältig erkundet waren; da das ebene Gelände den Gebrauch des Heliographen erschwerte, so wurden in einzelnen Stationen trotz erheblicher Schwierigkeiten hölzerne Signaltürme errichtet: so in Kowisekolk 20 m hoch, in Nanib sogar 28 m, das Baumaterial lieferten Baumstämme von höchstens 3 m Nutzholzlänge, die durch verarbeitete alte Wagenreifen und durch zu Klammern geschlagene Hufeisen verklammert wurden. Brieftaubenversuche schlugen fehl, vermutlich infolge der in dortiger Gegend zahlreichen Raubvögel. Für nächtliche Signale forderte Erckert Leuchtpistolen an und stellte eine besondere Signaltafel auf.

Die Hauptschwierigkeit des Ganzen jedoch lag in der Wasserfrage. Der Schammagenuß erwies sich nur als Notbehelf, er konnte das Wasser nicht ersetzen; auch war die Lage der großen Schammafelder nicht sicher bekannt. Darum beschloß Erckert, eine Wasserbasis zu organisieren und die Unternehmung auf eine Zeit zu verlegen, wo die alten Schammas anfingen, auszugehen, der Nachwuchs aber noch nicht recht in Wirksamkeit trat, also ein Zeitabschnitt, der dem Feinde auch Schwierigkeiten schuf und seine Beweglichkeit beschränkte.

Es wurden zunächst die im geplanten Aufmarschgebiet am Auob und Nossob vorhandenen, zum Teil zugeschütteten Brunnen ausgebaut und wieder aufgemacht; so wurden besonders Arahoab, wo auch ein neuer, recht ergiebiger Brunnen angelegt wurde, und Gochas zu leistungsfähigen Wasserplätzen ausgestaltet. Von dort aus wurden die Bohrkolonnen Jensch und Remmets in der Richtung Nossob abwärts vorgetrieben, um besonders an den vom Landrat v. Uslar gemuteten Stellen zu bohren. Welch hohe wirtschaftliche Ziele Erckert hiermit zugleich verband, ist bereits früher dargetan. Leider blieben die mit höchstem Eifer an mehrfachen Stellen unternommenen Bohrversuche damals*) sämtlich erfolglos, obwohl trotz harten Felsbodens bis in große Tiefen gegangen wurde, so z. B. bei Kowisekolk bis zu 56 m.

Erckert ließ daher neben den Bohrversuchen an geeigneten Stellen Stauanlagen und zementierte Sammelbecken zum Auffangen von Regen-

*) In letzter Zeit ist es gelungen, an einzelnen Stellen doch Wasser neu zu erschließen.



wasser anlegen, wie im Naniboley, in Rominten und Akanous, die auch durch Regenfälle teilweise gefüllt wurden. Jedoch wirkte der der Kalahari eigentümliche besonders hohe Alkaliengehalt des Bodens stark auf die Beschaffenheit und den Geschmack des Wassers ein, welches bei Menschen vielfach heftige Darmkatarrhe und Erkrankungen hervorrief. Erckerts Voraussicht hatte aber auch hier schon von Anfang an vorgebeugt durch Anfordern und Heranschaffen von großen Wasserbehältern, von denen schließlich am Auob und Nossob insgesamt 55 zu durchschnittlich 400 l Fassungsvermögen, auf Ochsenwagen fahrbar, bereitstanden. So waren zwar Arahoab und Gochas beim Vormarsch die äußersten Wasserstellen mit Brunnen, aber — wenigstens für die Menschen — die äußerste Wasserbasis war das von beiden Orten etwa je 150 km entfernte Geinab, von welchem aus ein neuntägiger Wasservorrat auf den Kamelen mitgenommen wurde. Ein Zug der Kamelstaffel wurde als „Wasserstaffel" mit besonders beweglichen Kamelen ausgerüstet.

Bei der Trainierung im Ertragen des Durstes forderte Erckert vor allem sorgsame Erziehung zur Selbstzucht, strenge Kontrolle des Wasserverbrauchs und schließlich Trinken nur auf Befehl; dadurch wurde es möglich, die Tageswasserration auskömmlich auf 2 l für den Kopf festzusetzen.

Lastautomobile, die Erckert gerade für Wasserbeförderung beantragt hatte, konnten leider nicht zur Verfügung gestellt werden, hauptsächlich wohl des Kostenpunktes wegen.

Um seine Truppen für den Kalahari-Zug völlig frei zu bekommen und doch eine leistungsfähige Basis hinter sich zu haben, forderte Erckert Verstärkung an; daraufhin trafen im Januar 1908 die 1. Batterie in Gochas, in Arahoab die 8. Kompagnie ein; ihnen wurden die rückwärtigen Etappenaufgaben, genau bezeichnet, übertragen.

Der Vormarsch wurde auf Mitte März festgesetzt mit Rücksicht auf die Schamma, die Regenzeit und den für die Ausführung von Nachtmärschen erwünschten Mondschein; Tagesmärsche konnten durch den weithin sichtbaren Staub leicht zum Verräter werden und mußten die Kamele infolge der größeren Hitze mehr anstrengen.

Die letzten Wochen bis dahin wurden ausgefüllt durch eine Reihe von Einzelanordnungen, wie z. B. betreffend Nachlöten der Wasserbehälter, deren Einnähen in Bockfelle zum Schutze gegen Beschädigungen, Beschaffung guter Verschlußkorken, Mitführen von Lötzeug, ferner Festsetzung des außerordentlichen Eingeborenen-Etats, Kontraktabschluß mit dem Kalaharifführer Willy Duncan, Aufstellung von „Merkpunkten" ähnlich den für den Feldzug 1904 vor Erckert ausgegebenen „Soldatenregeln".

Noch vor Beginn der Kamelausbildung hatte die Truppe Ersatzmannschaften erhalten, ein großer Teil der altgedienten Leute war ausgeschieden; die Eingewöhnung der Neulinge bedeutete eine große Mehrarbeit bei der

Truppe und eine Schwächung des alten erfahrenen Stammes. Dem gegenüber verstand Ercfert die großen im Neuersatz liegenden Vorteile der unangebrochenen Frische, des noch unerschüttert gebliebenen, natürlichen Überlegenheitsgefühls gegenüber dem Eingeborenen und den Wert festgefügten heimatlichen Disziplinbegriffs mit Geschick und überzeugend zu betonen, so daß nirgends die Arbeitsfreude nachließ und das Zielbewußte in Organisation wie Ausbildung einen ausgezeichneten soldatischen Geist erzeugte. Nachdem der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Estorff, vom 19. bis 26. Februar die Truppe besucht und mit hoher Befriedigung besichtigt hatte, wurde allen, Mensch und Tier, noch eine wohlverdiente und nützliche Spanne der Ruhe gewährt.

Noch einiges aus Erckerts letzten Briefen und Verfügungen:

„Gelingt mir die Unternehmung, so war sie mein eigenstes Werk von Anfang bis Ende. Mißlingt sie, so wird kein auch nur etwas ferner Stehender jemals die Schwierigkeiten einzuschätzen wissen. Aber der Erfolg einer L e i st u n g steht immer auf des Messers Schneide . . . . . Weihnachten fuhr ich mit meinem Adjutanten in die Dünen hinaus und verbrachte es am Lagerfeuer." (Brief aus Gochas vom 31. Dezember 1907.)

„Sie wollen Einzelheiten meiner Umgebung und meines äußeren Lebens wissen. Erstere existiert nicht für mich und ist außerdem trostlos öde. Letzteres erschöpft sich in Aufstehen, Arbeiten, Essen und Schlafengehen. Das Ganze in einem gräulichen alten Missionskasten, in dem man halb erstickt. Das Essen ist immer dasselbe. Ein Reiter kocht. Neben meinem Zimmer ist das Bureau. In beiden spielt sich mein Leben ab, wenn ich nicht unterwegs bin. Bedienung: eine Handvoll bunter und schmutziger Eingeborener." (Brief aus Gochas vom 6. Februar 1908.)

„Ende Februar bin ich mit Oberstleutnant v. Estorff die Truppen abgeritten. Den Auob fuhren wir im Automobil herauf. Estorff war sehr befriedigt und sprach mir sein vollstes Vertrauen aus. Was ich mir vorgenommen, ist programmäßig bis in die letzten Kleinigkeiten hinein durchgeführt worden. Wir sind bereit! — Ich sehe auf ein schweres Werk und auf die arbeitsreichste Zeit meines bisherigen Lebens zurück. Vor uns aber liegt die schwerste Aufgabe! Ich gehe aber mit guter Zuversicht an sie heran und habe in der Ruhe der rechtzeitig abgeschlossenen Arbeit auch wieder meine Nerven erholt." (Brief aus Arahoab vom 4. März 1908.)

Und aus einer Verfügung an seine Offiziere (Gochas, Februar 1908):

„Die Kalahari-Expedition wird mit außergewöhnlichen Anstrengungen und harten Entbehrungen verbunden sein. Sie sind von einer Truppe zu ertragen, die weder hinlänglich Zeit gehabt hat, sich dem Klima anzu-

passen, noch in die Bedingungen des Afrikanischen Feldlebens eingewöhnt ist. Ihr sowohl wie den Truppenführern erwachsen also besondere Schwierigkeiten.

Der Gradmesser für die Leistungen einer Truppe ist der Wille des Führers. Seine Einwirkung auf die seelische Spannkraft vermag auch körperliche Unzulänglichkeit auszugleichen und die allgemeine Leistungsfähigkeit über das gewöhnliche Maß hinaus zu erhöhen. Ohne Rücksichtslosigkeit, die im Hinblick auf das Gemeinwohl und auf das Ziel sich im einzelnen Fall bis zur Härte steigern muß, wird kein Führer vermögen, seinen Einfluß zur vollen Geltung zu bringen. Es bedarf dazu des Einsatzes des Temperaments und der Person, um schwache Gemüter in der Bedrängnis aufzurichten und der Truppe auch bei Überspannung ihres Widerstandsvermögens den Geist des Wollens und der Zuversicht zu erhalten.

Eine Truppe mit den moralischen Eigenschaften der unsrigen, die ihre Offiziere in hartem Feldleben in ihrer Mitte und in der Gefahr an ihrer Spitze sieht, wird zum Höchstmaß der Leistung befähigt sein. Ein fortreißendes Beispiel wird unsere Leute jede Entbehrung ertragen und jede Gefahr mißachten lassen. Wo aber Zaudern und Zagen dem Aufrichtungsbedürfnis des einzelnen Mannes keinen Stützpunkt bietet, wird er ebenso schnell moralisch ermatten . . . . .

Die Truppe muß mit Vertrauen an ihre Aufgabe herantreten und wird darin durch die Überzeugung gestärkt werden, daß alles geschehen ist, um den Erfolg nach Möglichkeit sicherzustellen. Noch keine Unternehmung in Südwestafrika ist mit der Gründlichkeit der unsrigen vorbereitet worden.

Es müssen aber auch jedem Teilnehmer die Grenzen des Erreichbaren und die voraussichtliche Entwicklung der Ereignisse vorzeitig zum Bewußtsein gebracht werden, damit die Erwartungen nicht enttäuscht und der Enderfolg nicht unterschätzt werden. Ein »Sedan« werden wir den verschlagenen, mit den Instinkten des Wildes behafteten Hottentotten in der Kalahari-Wildnis nicht bereiten können.

Nur die Summe langfristiger, mit Aufopferung und Zähigkeit durchgeführter Kriegshandlungen wird zu einem Ziele führen, in dessen Erreichung wir ohne Selbsttäuschung die Lösung unserer Aufgabe werden erblicken dürfen.

Wenn wir Offiziere von dem Willen zum Erfolg beseelt und von der Zuversicht, ihn zu erringen, durchdrungen sind, werden wir es auch vermögen, unserer Truppe den Geist einzuflößen, ohne den es im Kriege keinen Erfolg gibt."

Verschiedene Überfälle und Überfallversuche zwischenhinein waren die einzigen Berührungen mit dem Feinde gewesen; über den Verbleib der

Hauptwerft Simon Koppers hatten auch bis tief in die Wüste hinein teils auf Kamelen, teils auf Maultieren und Reitochsen entsandte Patrouillen bestimmtes nicht zu bringen vermocht; die Spuren der kleinen feindlichen Streifbanden waren immer geschickt verwischt oder führten durch überraschendes Hakenschlagen in die Irre. Gegen Ende Februar 1908 gelang endlich einer Eingeborenen-Patrouille die Feststellung, daß Simon Kopper aus der Gegend von Geinab in östlicher Richtung abgezogen war, doch anscheinend sich auch vom Nossob nicht sehr weit entfernt hatte.

Erckert entsandte daraufhin zu näherer Klarstellung am 29. Februar eine Patrouille unter Leutnant Runkel den Nossob abwärts und am 3. März eine zweite unter Leutnant v. Kathen von Nanib nach Gagans II; im übrigen war er entschlossen, am programmäßigen Vormarsch im unteren Nossob festzuhalten, auch wenn bestimmte Unterlagen für das Weitere noch nicht bis dahin einträfen.

Die Gesamtstärke des Expeditionskorps betrug 27 Offiziere, 373 Gewehre, 4 Maschinengewehre, 129 Eingeborene, 710 Kamele, 2 Pferde, 5 Maultiere, 11 Reitochsen. An Lebensmitteln waren von der letzten Verpflegungsbasis an vorgesehen: a) beim Reiter 7 Portionen, 4 Wasserrationen; b) bei den Truppenpacktieren auf den Kopf 3 Portionen, 2 Wasserrationen; c) bei der Kamelstaffel 3 Portionen, 3 Wasserrationen; insgesamt 13 Portionen, 9 Wasserrationen; an Munition waren beim Reiter 120 Patronen, pro Gewehr auf den Truppenpacktieren 30, auf der Kamelstaffel 50 Patronen; jedes Maschinengewehr hatte 3500, außerdem auf der Kamelstaffel noch 2500 Patronen. Die Auob-Truppen (7. Kompagnie, Abteilungen Oberg und v. Bötticher) führte der bewährte Hauptmann Grüner (von der 7. Kompagnie), ihnen schlossen sich an Erckert mit seinem Stab und die Feldsignal-Abteilung; die Nossob-Truppen (16. Kompagnie, 1. Kompagnie, Maschinengewehr-Abteilung zu vier Gewehren) führte Hauptmann Willeke (von der 16. Kompagnie).

Als Vereinigungspunkt beider Detachements und Ausgangspunkt der Operationen hatte Erckert zunächst Akanous ins Auge gefaßt, Zeitpunkt 10. März. Grüner tränkte zum letztenmale am 7. abends in Nanib, Willeke in Arahoab am 7. früh.

Am 4. und 8. März meldeten aber beide Offizierpatrouillen von Gagans II und Geinab Spuren einer stärkeren Bande (35 Pferde und 35 Fußspuren), die von Nordosten und Osten kommend nach Südwesten weiterführten. Diese Spuren nahm Erckert als Anhalt und verlegte die Vereinigung der Detachements auf den 11. März nach Geinab, welches durch das Weitervorschieben der nach Akanous bestimmten Vorräte an Proviant und Wasser auch zum Ausgangspunkt der Operationen gemacht wurde.

Einiges dort vorgefundenes Vleywasser konnte noch für einen Teil

der Packtiere und die Kamele der Offiziere verwandt werden. Hier wurde auch festgestellt, daß die von Kathen und Runkel gemeldeten Spuren identisch waren; sie rührten von einer Bande her, welche am 8. März die Patrouille des Sergeanten Jäger (1 Unteroffizier, 3 Reiter, 2 Eingeborene vom Maschinengewehrzug 3 aus Koes) in Kubub nördlich Koes überfallen und niedergemacht hatte. Weitere Erkundungen stellten fest, daß die Simon Kopper-Werft schon vor Wochen weiter nach Osten oder Nordosten abgezogen war; gleichwohl kam Erckert zu der Überzeugung, daß der Feind voraussichtlich sich in Reichweite der Truppe befände.

Erckert befahl daraufhin am 12. März unter anderem:

„Das Expeditionskorps setzt sich heute abend auf die Spur der Hauptwerft. Dazu gliedert es sich taktisch in:

a) Detachement Grüner mit Aufklärungs-Abteilung Böttic her, 1., 7. Kompagnie und zwei Signaltrupps;

b) Detachement Willecke mit Aufklärungs-Abteilung Oberg, 16. Kompagnie, Maschinengewehr-Abteilung, zwei Signaltrupps;

c) Kamel- und Sanitätsstaffel mit einem Signaltrupp.

Die unmittelbare Verfügung über die einzelnen Truppenteile behalte ich mir ungeachtet dieser Gliederung vor . . . . .

Das Expeditionskorps tritt 8 Uhr abends, die Detachements mit 1 km Abstand, am Anfang Detachement Grüner, sobald es das Gelände gestattet, in möglichst breiter Staffelung, den Vormarsch an . . . . .

Die Marschabstände und Zwischenräume innerhalb der Detachements richten sich nach der Geländebeschaffenheit und der Möglichkeit der Augenverbindung bei Tage und Nacht. Das hinten marschierende Detachement folgt der Spur des vorderen.

Nach jeder Marschstunde ist selbständig ein Halt von 10 Minuten zu machen, bei dem die Ordnung und Geschlossenheit und außerdem die direkte Verbindung zwischen den beiden Detachements herzustellen sind. Es wird dabei nicht abgesessen.

Die Kamel- und Sanitätsstaffel folgen selbständig nach zweckmäßiger Trekkzeit auf der Spur des Expeditionskorps und sind jedesmal durch einen Zug des hinteren Detachements zu bedecken.

Die Herstellung der Signalverbindung und das Abgeben von Leuchtsignalen wird bis auf weiteres von mir persönlich angeordnet. Das hinterste Detachement bleibt solange als möglich in regelmäßiger Signalverbindung mit Signalstation Geinab*) und stellt in jedem Falle die Verbindung, Kompaßrichtung und Entfernung in zurückgelegten Kilometern fest.

*) Dort blieb ein Signaltrupp zurück.



Das Lager wird unter selbständiger Sicherung innerhalb der beiden Detachements in breiter Front und auf Tiefengliederung bezogen. Feuer und Streichhölzer dürfen bei Dunkelheit nicht angezündet werden. Der Marsch hat möglichst lautlos zu erfolgen. Es ist streng darauf zu halten, daß die Mannschaften weder auf dem Marsch noch im Lager etwas verlieren. Die Patronengurte sind fest anzulegen, eine Feldflasche unmittelbar am Gurte zu befestigen. In der Rocktasche sind einige Lebensmittel zu verwahren.

Ich reite an der Spitze des Gros des vorderen Detachements . . . . ."

In Geinab blieb eine Reserve von zwei Portionen und zwei Wasserrationen zurück, welche von der Etappe noch durch Nachschub erhöht werden sollte. Die Reichweite der Truppe betrug also von Geinab aus und wieder dahin zurück neun Tage, falls kein Regen- oder Bleywasser oder keine Schammas vorgefunden wurden und vorausgesetzt, daß die Kamele ausreichend durchhielten. Wie klar und entschlossen Erckert auch hier rechnete, kennzeichnet seine Verfügung: „Wird Blut von Tieren genossen, so muß es vorher gequirlt werden und sich setzen, damit die wässrige Flüssigkeit sich ausscheidet und die schädlichen dicken Blutkörperchen abgesondert werden." Hauptmann Grüner führt in seinem Bericht aus, daß das mitgeführte Wasser in der Tat nach einigen Tagen einen faulen widrigen Geschmack und eine teils dunkelbraune, teils blauschwarze Färbung annahm: „selbst bei größtem Durstgefühl erforderte der Griff zur Feldflasche eine gewisse Überwindung".

Erckert war sich klar, daß der Feind kaum mehr auf Deutschem Gebiet anzutreffen sein würde, doch war er auch rücksichtslos entschlossen, alle Konsequenzen zu ziehen auf der Basis der vorhergegangenen Verhandlungen mit den Kapländischen und Britischen Behörden und der dabei abgegebenen Erklärungen.

Beschlichen wohl gar manchen jetzt und in den folgenden Tagen Unsicherheit und bange Zweifel, Erckert blieb unbeugsam und fest entschlossen, das Äußerste zu versuchen. Dies wurde erschwert, als in der Dunkelheit bald die Spur nicht mehr mit Sicherheit festgehalten werden konnte und der Marsch ungeachtet der größeren Schwüle und Hitze in die Tageszeit verlegt werden mußte.

Am 14. wurde das seit Geinab verbrauchte Wasser aus der Kamelstaffel ergänzt und diese zur Auffüllung nach Geinab zurückgesandt, während die Sanitätsstaffel bei der Truppe verblieb.

Da von der großen Werftspur noch immer nichts Neues aufgefunden war, begann Erckert auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß der Feind mehr nördlich saß; dann konnte die Basierung auf Geinab leicht zu lang werden und nicht mehr ausreichen. Erckert wies daher den Kommandeur

der Nossob-Etappenlinie, Hauptmann Böttlin, an, wenigstens 4000 Liter Wasser und 2000 Portionen über Gaus nach Gobeitamas vorzuschieben und Signalverbindung Gobeitamas—Kowisekolk zu versuchen; bis zum Abschluß voller Klarheit in den Grenzen des Möglichen aber hielt er in unbeirrter Folgerichtigkeit zunächst an der Verfolgung der bisherigen Spur fest. Und Moltkes Wort, daß nur der Tüchtige auf die Dauer Glück habe, bewahrheitete sich auch hier: der Feind ward gefunden und gefaßt.

Am 14. März abends stieß der Vormarsch an der Molentsan-Pfanne auf die Reste eines Werftplatzes, der vor einigen Wochen in nördlicher Richtung verlassen schien;am 15. früh wurden frische Buschmannspuren in der Nähe des Lagers entdeckt. Eine daraufhin entsandte Eingeborenen-Patrouille unter Leutnant Geibel, welchem das Expeditionskorps später folgte, meldete gegen 10 Uhr abends, daß man bis auf 2 bis 3 km anscheinend an die gesamte Kopper-Werft herangekommen sei (bei Seatsub 20 km östlich Molentsan).

Erckert ließ halten und orientierte sich mit seinen Unterführern soweit als möglich über die Lage. Viehgebrüll war deutlich vernehmlich, anscheinend die Werft dichtgedrängt im Busch. Sonst nichts zu erkennen.

Erckert entschloß sich, umfassend anzugreifen, möglichst einzukreisen, Angriff erst mit Tagesanbruch, noch bei Dunkelheit aber Bereitstellung in zwei großen nach der Werft zu offenen Bogen; er wollte ganze Arbeit tun.

Hierauf diktierte er alsbald — am 16. März 12^{30} morgens — bei Mondschein den

Gefechtsbefehl.

1. Die gesamte Simon Kopper-Werft sitzt anscheinend 2 bis 3 km nördlich der Aufstellung des Expeditionskorps. Nach dem Viehgebrüll zu urteilen, scheint sie verhältnismäßig dicht gedrängt im Busch zu sitzen. Wie weit Postierungen vorgeschoben oder seitlich herausgeschickt sind, läßt sich nicht feststellen.

2. Das Expeditionskorps wird mit Tagesanbruch die Werft umfassend angreifen. Dazu stellt sich auf:

a) Detachement Willeke auf der rechten Hälfte des Umfassungsbogens mit etwa 2 km Front derart, daß der Angriff des äußersten rechten Flügels etwa aus Nord-Nordost, der des äußersten linken Flügels aus Südost erfolgt.

Das Detachement tritt sogleich in Gliederung nach der Tiefe möglichst lautlos den Abmarsch nach Osten an, biegt nach Zurücklegung von 3 km nach Norden um und gewinnt seine Aufstellung;

b) Detachement Grüner auf der linken Hälfte des Umfassungsbogens in etwa 2 km Front gegliedert derart, daß der Angriff des linken Flügels aus Nord-Nordwest, der des rechten Flügels aus Südwest erfolgt. Das Detachement tritt sogleich in Gliederung nach der Tiefe den Abmarsch nach Westen an, biegt nach Zurücklegung von 3 km nach Norden um und gewinnt seine Aufstellung.

Die Truppen sitzen ab, lassen die Kamele 1 km zurück und legen sich mit breiten Schützen vor der Front gedeckt nieder. Die Abteilungen müssen mindestens 1500 m vorgeschoben, Schützen mindestens 1 km von dem Sitze der Werft entfernt bleiben.

3. Die Detachements rücken, sobald die Dämmerung es gestattet, so nahe als möglich konzentrisch gegen die Werft vor und erweitern beim Vorgehen ihre Fronten von der Mitte nach den Flügeln. Es ist völlige Umfassung des Gegners und Vereinigung beider Detachements in seiner Stellung mit allen Kräften anzustreben.

4. Kein Vieh irgendwelcher Art darf Gegenstand einer Operation sein. Es gilt lediglich den bewaffneten Feind zu schlagen.

5. Der Angriff muß spätestens eine Stunde vor Sonnenuntergang beendet sein. Im Falle des Gelingens muß ein enger Kreis gezogen werden, um das Entweichen von Hottentotten durch die eigene Linie bei Dunkelheit im Buschgelände zu verhindern. Jede gewonnene Stellung ist genau abzusuchen, da Hottentotten sich im Busch und in den Erdlöchern zu verstecken pflegen.

6. Das Lager nach Beendigung des Gefechts hat sich unter unverminderten Sicherheitsmaßregeln dem Gelände anzupassen.

Das Absuchen der Umgebung der Werft wird unter Umständen zweckmäßig sein.

7. Ich befinde mich bei der 16. Kompagnie.

8. Sollte die Werft während der Nacht abziehen oder die Truppenbewegung sich verraten haben, so ist auch bei Dunkelheit unverzüglich anzugreifen, die äußeren Flügel-Abteilungen sind unabhängig von dem sich entspinnenden Gefecht zu Kamel zu weit umfassendem Angriff schleunigst anzusetzen.

9. Die Detachements haben Signalverbindung untereinander anzustreben, möglichst von den Mitten ihrer Aufstellung aus.

10. Ein Signaltrupp reitet sofort zurück und stellt Verbindung mit Station Molentsan her; er vermittelt der Sanitätsstaffel den Befehl, sich am 16. März früh auf die Spur des Expeditionskorps zu setzen und die Signalstation in Molentsan zur Verbindung mit dem Expeditionskorps zu belassen.

gez. v. Erckert.

Den Befehl gab Estorff in ruhiger Weise, zusammenhängend, als ob nichts Besonderes vorläge; auf Fragen ging er liebenswürdig ein und war bestrebt, alle Zweifel zu beheben. Zum Schluß verabschiedete er sich etwa mit folgenden Worten: „Na, meine Herren, wir alle wissen, daß es das schönste Soldatenlos ist zu fallen; aber eine jede Kugel trifft ja nicht! Gute Nacht, meine Herren; einem jeden, was er sich wünscht — und nun Gott befohlen!"

Die Detachements traten wie befohlen an. Kein Zwischenfall störte den Aufmarsch. Leutnant v. Tschirnhaus schreibt darüber in einem Briefe: „So lautlos wie möglich ließen wir die Kamele aufstehen und führten sie die erste Stunde, um möglichst geräuschlos von der so nahe befindlichen Werft wegzukommen. Alsdann saßen wir auf und begannen die Umgehung. Der Mond war uns äußerst günstig. Leider nur traten die Kamele hin und wieder auf die vertrockneten leeren Schammaschalen, was jedesmal ein starkes Geräusch verursachte. Ich war todmüde und schlief des öfteren auf dem Kamel ein. Jedesmal weckte mich ein Dornstrauch oder ein Baumast, der einem ins Gesicht schlug; auch der Magen begann bedenklich zu knurren. Leise nahm ich aus meiner Packtasche einen Beutel mit dem so beliebten Eierzwieback und begann zu knabbern. Das hielt mich wach. Es war ziemlich kalt. Um 3^{30} vormittags waren wir an der Stelle angelangt, von wo aus die 16. Kompagnie angreifen sollte. Wir blieben bei dieser Kompagnie." Nun befahl Estorff seinem Adjutanten, den Stab für das Gefecht einzuteilen. Tschirnhaus fragte hierauf, ob Estorff nicht mit dem Stabe noch so lange hinter der Front bleiben wolle, bis alles im Gange sei; aber Estorff entschied: „Es ist alles eingesetzt; jeder hat seinen Befehl; wenn es nicht klappt, helfen kann ich doch nichts, auch Sie können dann keinen Befehl mehr überbringen. Unser Platz ist also auch in der Schützenlinie".

Tschirnhaus schreibt weiter: „5^{20} vormittags war es so leidlich hell geworden, daß man hätte schießen können. Das Geräusch*) bei den Hottentotten wurde stärker. Ich teilte meine Befürchtungen, daß die Kerle abzögen, Estorff mit. Er lag drei Schritte von mir.

Plötzlich fiel ein Schuß! Darauf erhob sich ein Schnellfeuer bei der 16. Kompagnie, daß einem die Ohren sausten. Estorff sprang auf und kommandierte: ‚Auf — Marsch, Marsch!' — Alles sprang auf und stürzte vor. Das Gelände war ziemlich buschig, beim Vorspringen kamen wir weiter auseinander."

Alsbald war die ganze Linie im Feuer. Man hörte noch Estorff laut befehlen: „Maschinengewehre feuern!"; kurz darauf gab er auf Anruf

*) Bereits vorher im Brief geschildertes Knacken und Brechen von Zweigen (für Verhaue bei den Hottentotten, wie sich später herausstellte).

keine Antwort mehr. Vermutlich, als er für jenen Befehl sich etwas aufgerichtet hatte, traf ihn von halb seitwärts der sofort tödlich wirkende Schuß in die linke Halsseite und Herzschlagader. Voll Siegeszuversicht, mit ruhigem stolzen Gesichtsausdruck war er hinübergegangen in dem Augenblick, wo der Sieg anhub und der Erfolg die lange große meisterhafte Arbeit krönte.

Aber sein Geist lebte in seiner Truppe: kein Stutzen, kein Zaudern, dieselbe unbeugsame Entschlossenheit. 1½ Stunden nach Gefechtsbeginn setzte der Nachfolger Erckerts, Hauptmann Grüner, den ununterbrochenen Sturmlauf an, der, wenn auch mit schweren Opfern,*) das so groß und umsichtig eingeleitete Unternehmen zu einem glänzenden Abschluß führte. Die Werft wurde vollständig zersprengt, 58 tote waffenfähige Orlogleute blieben auf der Wahlstatt, einige Weiber wurden gefangen, der Viehbestand und die meiste Habe erbeutet.

Der erreichte Erfolg ging weit über die gehegten Hoffnungen hinaus. Wenn auch Simon Kopper, anscheinend schon einen Tag vor dem Gefecht, selbst entwichen und entkommen war, so hatte doch sein Stamm und sein Sicherheitsgefühl eine so schwere Einbuße erlitten, daß er vielleicht endgültig zur Ruhe gebracht ist; und sollten später neue Unternehmungen doch noch nötig werden, so werden sie in kleinerem Rahmen stattfinden können; Erckert hat ihnen die Bahnen gewiesen.

Die Gefallenen wurden auf dem Gefechtsfeld zur Ruhe bestattet, eine Mitnahme war unausführbar.

Am 16. abends noch wurde der Rückmarsch angetreten über Geinab—Akanous nach Arahoab und Gochas; welche Plätze wohlbehalten wieder erreicht wurden. Ein Teil der Kamele war 16 Tage ohne Wasser gewesen.

Die geniale Persönlichkeit Erckerts,**) seine meisterhafte systematische Organisation und Vorbereitung waren die Grundlagen des erfolggekrönten in unserer Deutschen Geschichte einzigartigen Unternehmens gewesen.

Eine künftige Erschließung der Kalahari bleibt mit Erckerts Namen untrennbar verknüpft. In ihren Tiefen hat ein Heldenleben seinen Abschluß gefunden, ein genialer Mann von höchster Leistungsfähigkeit, eine edle ritterliche Persönlichkeit.

Zum Herzen des ganzen Deutschen Volkes, vor allem aber zum Herzen

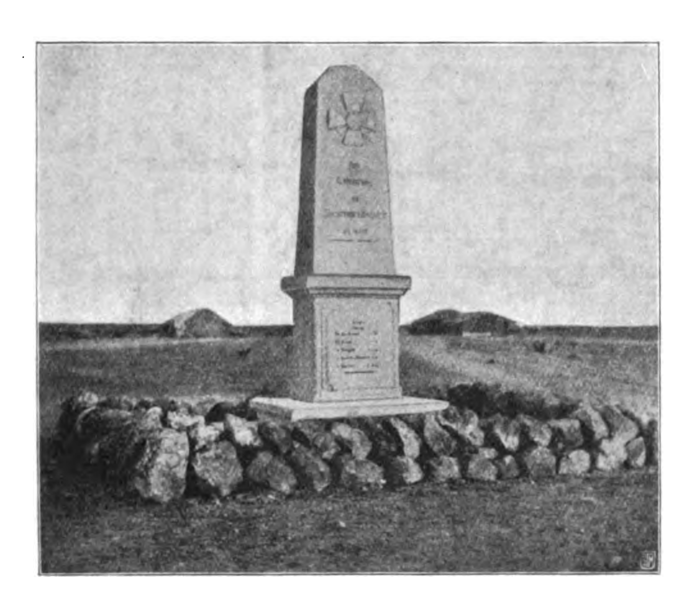
*) Tot: Hauptmann v. Erckert, Leutnant Ebinger, 13 Mann; verwundet 4 Offiziere (Oberleutnants Krautwald und Petter, Leutnant v. Tschirnhaus, Oberarzt Jungels) und 13 Mann, von denen noch 2 Mann bald nachher starben.

**) Eine vorzüglich gelungene Bronzestatuette Erckerts als Kamelreiter hat der Bildhauer Möbius (Charlottenburg, Kunstakademie) hergestellt.



der auf Erckert stolzen Schutztruppe Südwestafrikas klang das warme, an das Kommando der Schutztruppe gerichtete Anerkennungstelegramm unseres obersten Kriegsherrn:

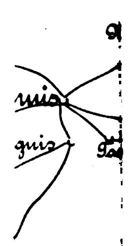
„Die Meldung von der hervorragenden Waffentat des Expeditionskorps Erckert hat Mich mit freudigem Stolz, zugleich aber auch mit tiefer Trauer um den Verlust der Offiziere und Mannschaften erfüllt, welche den Erfolg über den Feind mit dem Tode besiegelten. Ich spreche dem Kommando meine wärmste Teilnahme an dem Tode dieser Braven und ganz besonders an demjenigen des Hauptmanns v. Erckert, eines der besten und ritterlichsten Offiziere der Schutztruppe, aus."



Am 25. Januar 1910 wurde in Gochas ein Denkmal der Kalaharitruppe für Hauptmann v. Erckert eingeweiht. Es ist 2,18 m hoch, aus weißem Sandstein von zwei Reitern gehauen. Auf dem Sockel sind die Namen der von v. Erckert selbständig geleiteten Gefechte: im Karebrevier, bei Narus, Norecheb, Hartebeestmund, Seatsub eingemeißelt; auf der Rückseite des Denkmals die Namen der bei Seatsub noch gefallenen Offiziere und Reiter verewigt.

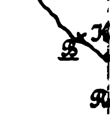
In der Heimat dient dem Andenken Erckerts eine Gedächtnistafel auf dem Friedhof in Freienwalde a. O.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW 68, Kochstraße 68–71.

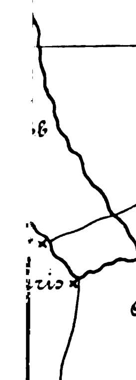


haab

ruqunas







Koes

Maßstab

0 10

Die operative Bedeutung der Festungen.

Von

Ludwig,

Hauptmann und Batteriechef im Hohenzollernschen Fußartillerie-Regiment Nr. 13.

Mit vier Skizzen im Text.

Der ursprüngliche Zweck der Festungen, die Sicherung ihrer Einwohner, ist hinfällig geworden, seit das Kriegsrecht den nicht am Kampfe beteiligten Personen Schutz für Leben und Besitz gewährt. Seitdem können, streng genommen, nur noch strategische Gründe über die Notwendigkeit einer Festungsanlage entscheiden. Aber es ist natürlich, daß eine Wandlung in den überkommenen Anschauungen über den Zweck der Festungen nur ganz allmählich eintrat. Es ergab sich von selbst, daß man im großen und ganzen die Befestigungen der politisch wichtigen Orte beibehielt und die übrigen verfallen ließ. Von einem auf strategischen Erwägungen beruhenden Landverteidigungssystem konnte dabei noch nicht die Rede sein, und vor allem lag der Gedanke, die Operationen der eigenen Armee durch Festungen zu unterstützen, noch jahrhundertelang fern. Die Sicherung des Ortsbesitzes wurde zum Zweck der Festungen, und allein das Streben nach dem Ortsbesitz war der Zweck des Festungsangriffs. Die dem Feinde entrissene Festung beabsichtigte man festzuhalten, um mit ihr das umliegende Land zu besitzen. Das tritt besonders hervor in den Kabinettskriegen des 17. und 18. Jahrhunderts, die Clausewitz „Kriege mit beschränktem Ziel" nennt. Man kämpfte damals weniger um die Vernichtung des Gegners als um den Besitz von Grenzfestungen, und nicht die Feldschlacht, sondern der Ausgang der Belagerungen entschied darüber, ob man dem Gegner die strittige Grenzprovinz wirklich entriß.

Daraus ergab sich von selbst, daß man jede feindliche Festung, die erreichbar war, auch belagerte, und daraus entwickelte sich wieder der Grundsatz, daß es unzulässig sei, bei einer Offensive Festungen im feindlichen Besitz im Rücken der vorgehenden Armee liegen zu lassen. Stets wiederholt sich daher in den Kriegen dieser Zeit das mühsame und zeitraubende Ringen um Grenzfestungen, das schließlich dahin führte, daß es

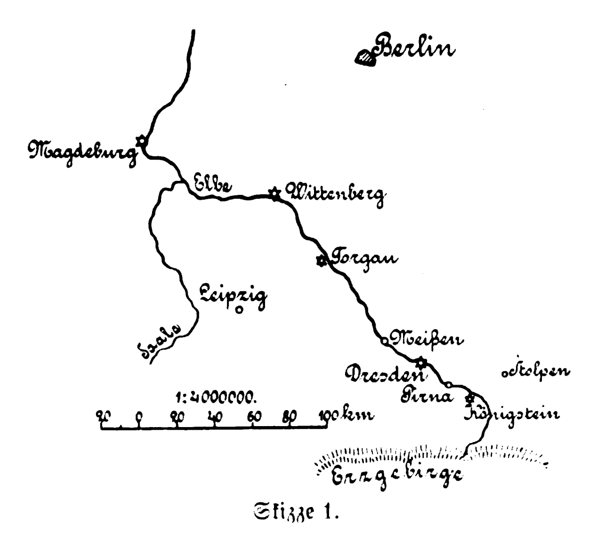
zu keiner vollen Entscheidung kam, sondern beiden Parteien die Lust und das Geld zum Kriege ausgingen.

Gegenüber dieser Strategie war Vaubans Gedanke, Frankreichs Grenzen durch einen dreifachen Gürtel von Festungen zu schützen, durchaus zweckmäßig. Mehr als einmal hatte Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert seine Rettung vor übermächtigem Angriff diesem ersten durchdachten Landesverteidigungssystem zu verdanken. Aber der Schutz, den ein solches Festungssystem verlieh, mußte in demselben Augenblick hinfällig werden, in dem sich die Strategie von diesen überkommenen Grundsätzen freimachte. Napoleon blieb es vorbehalten, der übertriebenen Wertschätzung der Festungen, soweit sie das Festhalten des Ortsbesitzes zum Zweck hatten, ein Ende zu machen und dafür das Streben nach der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte wieder zum eigentlichen Zweck der Kriegführung zu erheben. Ihm danken wir den heute selbstverständlichen Grundsatz, daß sich dieser letzteren Forderung alle anderen unterzuordnen haben, und daß man deshalb Festungen nicht mehr um ihrer selbst willen angreift, sondern zu Belagerungen nur dann schreitet, wenn die strategische Lage es unbedingt fordert.

Da Napoleons Gedanken über den Zweck der Festungen in der großen Kriegführung noch heute vorbildlich sind, soll darauf kurz eingegangen werden. Wie für ihn alles dem Siege in der Feldschlacht dienen mußte, so verlangte er auch von den Festungen, daß sie in erster Linie die Operationen der Feldarmee soviel wie möglich unterstützten und dadurch für die positive Kriegsentscheidung nutzbar wurden. Die Sicherung des Besitzes politisch wichtiger Orte durch Festungen war ihm im allgemeinen nebensächlich, weil er wußte, daß durch ihr Festhalten auf die Kriegsentscheidung kein wesentlicher Einfluß ausgeübt werden konnte. Er hat in Frankreich, auch innerhalb seiner erweiterten Grenzen, keine einzige neue Festung gebaut. Um so größeren Wert aber legte er auf den Besitz solcher Festungen, die im künftigen Operationsgebiete lagen und deshalb die entscheidenden Operationen seines Heers zu erleichtern vermochten. Daher war er bei der Vorbereitung und Durchführung seiner Angriffskriege stets bestrebt, sich auf dem Kriegsschauplatze strategisch wichtige Punkte, namentlich Flußübergänge, durch Festungen oder Behelfsbefestigungen zu sichern. Dadurch erhöhte er seine Operationsfreiheit und verminderte die des Gegners. Daneben war er auch darauf bedacht, bei Angriffskriegen seinen rückwärtigen Verbindungen durch weggenommene feindliche Festungen und, wo er solche nicht fand, durch Behelfsbefestigungen sichere Stützpunkte zu geben.

Das beste Beispiel dafür ist der Ausbau der Elblinie im Feldzuge 1813 zu einer gesicherten, äußerst leistungsfähigen Operationsbasis. Napoleon war nach dem Rückzuge aus Rußland im Besitz der Festungen

an der Weichsel, Oder und Elbe geblieben und hatte dort den größten Teil seiner zertrümmerten Armee zurückgelassen. Aber das hatte offenbar nicht den Zweck, diese Festungen möglichst lange festzuhalten, sondern er beabsichtigte, mit der in Frankreich neugebildeten Armee hierher zurückzukehren, um hier den entscheidenden Kampf zu führen. Dabei mußte ihm der Besitz der Flußübergänge große operative Vorteile verschaffen. Er beabsichtigte dann auch den größten Teil der Festungsbesatzungen zur Entscheidung wieder heranzuziehen. Der Anschluß Österreichs an die Verbündeten führte dazu, daß dieser Entscheidungskampf nicht an der Weichsel und Oder, sondern an der Elbe durchgefochten wurde. Napoleon besaß hier bei Beginn des Herbstfeldzuges die Festungen Königstein, Torgau, Wittenberg und Magdeburg. Außerdem wurden Dresden und



Skizze 1.

Hamburg in großem Umfange behelfsmäßig befestigt, der Königstein durch die Anlage eines Brückenkopfes auf dem rechten Ufer erweitert. So verfügte der Kaiser über eine ganze Reihe gesicherter Übergänge, die ihm ohne Zweifel eine bedeutende operative Überlegenheit über seine Gegner verliehen. Sein Feldzugsplan beruhte darauf, mit Hilfe dieser größeren Bewegungsfreiheit die drei getrennten feindlichen Armeen, die ihm nach ihrer Vereinigung weit überlegen gewesen wären, einzeln zu schlagen. Während er selbst an einer Stelle die Entscheidung suchte, sollten seine Nebenarmeen, gestützt auf diese befestigte Stromlinie, die beiden anderen feindlichen Armeen der Entscheidung fernhalten.

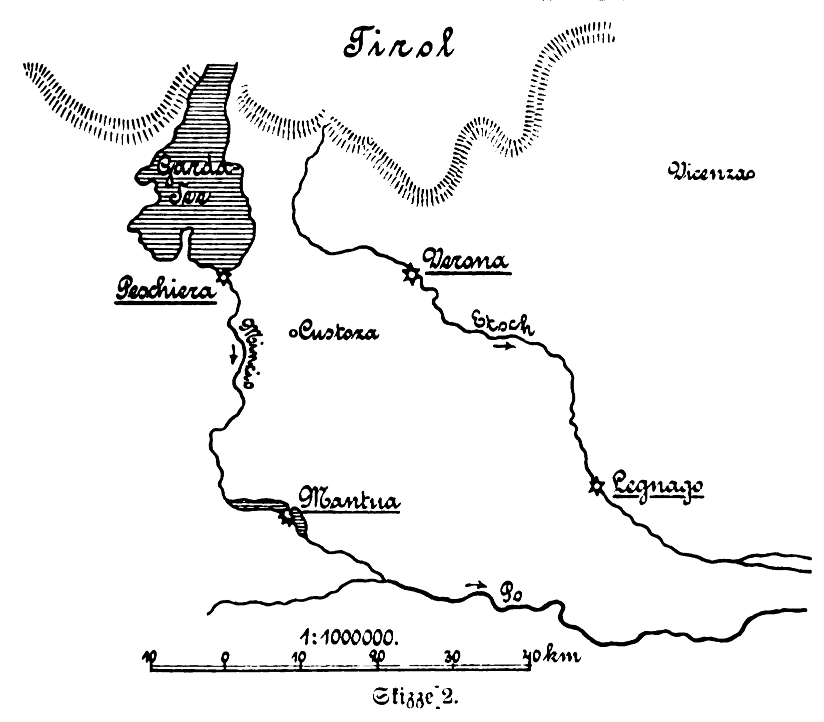
Es ist bekannt, daß dieser Feldzugsplan nicht so, wie er gedacht war, zur Durchführung gelangte. Das lag zunächst wohl daran, daß Napoleon gerade in diesem Feldzuge nicht mehr die alte Energie und Konsequenz in der Durchführung seiner Entschlüsse zeigte. Er mußte sich mit

der ihm ungewohnten Aufgabe abfinden, auch kleine Mißerfolge zu vermeiden, um seinem wankenden Prestige nicht noch mehr zu schaden. Deshalb führte er wiederholt begonnene Operationen nicht zu Ende, weil er seinen Hauptstützpunkt Dresden gefährdet glaubte. Die Befestigungen von Dresden waren nämlich nicht so weit vollendet, daß die Besatzung zur Verteidigung der Stadt mit Sicherheit ausreichte, trotzdem an diesen Werken während des ganzen Waffenstillstandes mit äußerster Anstrengung gearbeitet worden war — ein Beweis, daß die Behelfsbefestigung die ständige Befestigung nicht zu ersetzen vermag. Wäre Dresden eine wirkliche Festung gewesen, so wäre Napoleon von solchen Rücksichten frei gewesen. Er hätte dann auch den Gedanken durchführen können, der seinem Angriff gegen die aus Böhmen auf dem linken Elb-Ufer auf Dresden vorgehende Hauptarmee der Verbündeten ursprünglich zugrunde lag. Als er sich nämlich bei Beginn des Herbstfeldzuges zunächst gegen die in Schlesien stehende Armee Blüchers gewendet und diese zurückgeworfen hatte, erfuhr er, daß die Hauptarmee der Verbündeten inzwischen aus Böhmen in Sachsen eingerückt war und auf dem linken Elb-Ufer auf Dresden vorging. Er kehrte daraufhin sofort um und beabsichtigte, zunächst von Stolpen aus über Königstein vorzugehen, dort die Elbe auf den bereits bestehenden beiden Kriegsbrücken zu überschreiten und die Hauptarmee, die ihren Marsch auf Dresden fortgesetzt hatte, in Flanke und Rücken anzugreifen. Ein entscheidender Erfolg war dabei mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten. Statt dessen ließ sich Napoleon durch die Hilferufe aus dem von der feindlichen Hauptarmee bedrohten Dresden verleiten, auf diese entscheidende Operation zu verzichten und auf dem kürzesten Wege nach Dresden zu eilen. Er kam hier gerade rechtzeitig, vermochte aber nun den Gegner lediglich frontal anzugreifen und sein Sieg hatte deshalb keine entscheidende Bedeutung.

Da Napoleon bei Beginn des Herbstfeldzuges die Entscheidung durch die bei Dresden versammelten Hauptkräfte herbeizuführen beabsichtigte, war es ferner wohl unzweckmäßig, daß seine linke Flügelarmee zweimal von Wittenberg aus die Offensive auf Berlin ergriff, ohne daß die Nordarmee der Verbündeten sie durch einen Versuch, nach Schlesien abzumarschieren, dazu zwang, sie durch einen Angriff festzuhalten. Sie wurde dabei zweimal völlig geschlagen. Wäre sie statt dessen an der Elbe, gestützt auf Wittenberg und Magdeburg, geblieben, so wäre es ihr wohl gelungen, die zögernde Führung der Nordarmee der Verbündeten so lange festzuhalten, bis die Hauptentscheidung gefallen war. Ja, sie hätte, wenn die Nordarmee gegen die Elbe vorging, bei geschickter Ausnutzung der Festungen wohl auch einen positiven Erfolg erzielen können.

Die zweckmäßige operative Ausnutzung einer Festungsgruppe auf einem Nebenkriegsschauplatze, wo es in erster Linie gilt, den Gegner

festzuhalten, zeigen vor allem die Feldzüge von 1805, 1809 und 1813 in Oberitalien. Während Napoleon selbst in den Feldzügen 1805 und 1809 in Süddeutschland die Entscheidung suchte, hielt er durch eine schwache Armee, die sich auf das bekannte Festungsviereck an der Etsch und dem Mincio (Verona, Legnago, Mantua und Peschiera) stützte, starke österreichische Kräfte in Oberitalien fest. Dieses Festungsviereck lehnte sich rechts an die sumpfige Niederung des Po, links an das Hochgebirge an und konnte somit nur schwer umgangen werden. 1805 hielt hier Masséna mit 52 000 Mann fast 100 000 Österreicher so lange fest, bis die österreichische Armee bei Ulm die Waffen gestreckt hatte. Auch



Skizze 2.

1809 und 1813 kam die österreichische Offensive an der auf das Festungsviereck gestützten Armee des Vizekönigs Eugen zum Stehen.

Von besonderem Interesse sind die Anweisungen, die Napoleon seinen Unterführern für die richtige Ausnutzung dieser Festungsgruppe gab. Er wies vor allem darauf hin, daß die Defensive und das Zurückgehen hinter die Festungsfront selbst gegenüber einem überlegenen Gegner stets unzweckmäßig sei. Die eigene Schwäche sollte vielmehr durch erhöhte Beweglichkeit und durch schnelles Ausnutzen günstiger Lagen ausgeglichen werden. Insbesondere bezeichnete er den Augenblick als günstig für den Angriff, wenn der Gegner den Flußübergang begonnen und damit seine Kräfte getrennt habe. Die Armee sollte dann überraschend

auf einem der beiden Ufer mit versammelter Kraft aus einer der Festungen vorbrechen. Die Festungen sollten dabei in Verbindung mit dem Flußlauf zur Verschleierung der Bewegungen dienen und einen schnellen gesicherten Übergang ermöglichen. Napoleon faßt seine Ansicht über die Bedeutung dieser Festungsgruppe in folgenden Worten zusammen:

„Was der Feind auch tun mag, das Gelände ist so beschaffen, daß einem Französischen General mit der Hälfte der Kräfte alles leicht ist. Alles stellt ihm den Sieg in Aussicht, alles ist schwierig für den Feind. Das ist der einzige Vorteil, den Festungen im Kriege bieten können. Wie die Kanonen, so sind auch die Festungen nur Waffen, die ihren Zweck nicht erfüllen können. Sie müssen richtig angewendet und gehandhabt werden."

„Man kann von einer Festungslinie nur folgende Vorteile erhoffen: die Lage des Feindes so schwierig zu machen, daß er falsch operiert und von schwächeren Kräften geschlagen wird, oder, wenn man einen tüchtigen General sich gegenüber hat, ihn zu zwingen, methodisch die Hindernisse zu überwinden, die man in Muße geschaffen hat."

War die offensive Ausnutzung der Festungen mißglückt und ein Rückzug notwendig, so sah Napoleon den weiteren Zweck der Festungen darin, Teile der feindlichen Armee festzuhalten, dadurch das Gleichgewicht der Kräfte wiederherzustellen und so die Möglichkeit zu einem neuen Kampfe zu geben. Auf dieser Auffassung Napoleons über den Zweck der Festungen beruhen auch die Darlegungen des Generals v. Clausewitz auf diesem Gebiet. Dieser unterscheidet zwischen einer passiven und einer aktiven Bedeutung der Festungen und sagt darüber: „Durch das passive Element schützt sie den Ort und alles, was in ihm enthalten ist. Durch das aktive übt sie einen gewissen Einfluß auf die auch über ihre Kanonenschußweite hinaus liegende Umgegend aus. Dieses aktive Element besteht selbst gewissermaßen wieder aus zwei Teilen, nämlich den Unternehmungen der eigentlichen Besatzung und den Unternehmungen, die andere nicht dazu gehörige aber mit ihr in Verbindung stehende Heereshaufen ausüben können.

Unter den verschiedenen Bedeutungen, welche eine Festung haben kann, nimmt die eine mehr die passive, die andere mehr die aktive Wirksamkeit in Anspruch."

Dieses aktive Element in der Wirksamkeit der Festungen, dessen Erkenntnis den Fortschritt in der Auffassung über ihren Zweck bedeutet, muß in der heutigen Kriegführung umsomehr hervortreten, je mehr das Bestreben dahin geht, den Krieg mit wenigen gewichtigen Schlägen möglichst schnell zu beenden, weil die Schäden, die er der heutigen Volkswirtschaft schlägt, nicht für lange Zeit ertragen werden können. Jede auf der Höhe der Zeit stehende Armee wird stets in erster Linie

nach dem schnellen positiven Erfolge streben. Alle Hilfsmittel, die diese erste Entscheidung günstig zu beeinflussen vermögen, müssen deshalb ausgenutzt werden, und dazu gehören auch die Festungen.

Ein zweckmäßig angelegtes Festungssystem vermag für die große Entscheidung zunächst dadurch nutzbar zu werden, daß es den Aufmarsch des Heeres deckt und verschleiert und auf diese Weise günstige Vorbedingungen für die eigenen Operationen schafft, während es die des Gegners erschwert. Der im Frieden ausgearbeitete Aufmarsch kann sich daher in aller Ruhe und unbeeinträchtigt durch die Maßnahmen des Gegners vollziehen. Ganz besonders aber wird eine der Lage entsprechende Verteilung der Kräfte für die eigenen Operationen begünstigt. Eine volle Entscheidung vermag man ja bei annäherndem Gleichgewicht der Kräfte im allgemeinen nur dann zu erhoffen, wenn es der Führung gelingt, an der entscheidenden Stelle überlegene Kräfte einzusetzen. Das ist wiederum nur dann möglich, wenn man dafür an minder wichtigen Stellen mit unterlegenen Kräften auskommen kann. Daraus ergibt sich von selbst, daß man beim Aufmarsch der heute ungeheuer langen Heeresfronten oft einen Flügel zum entscheidenden Angriff stark macht, mit dem anderen den Kampf hinhaltend führt. Kann man diesen zum hinhaltenden Kampfe bestimmten Teil der Heeresfront auf Festungen oder besser noch auf Festungsgruppen stützen, so wird er seinen Zweck, das Festhalten überlegener Kräfte, sehr wirksam erfüllen können, ohne daß man Rückschläge befürchten müßte. Der für die Aufklärung undurchdringliche Schleier der Festungswerke macht es dem Gegner sehr schwer, zu erkennen, wie stark die Kräfte sind, die ihm dort gegenüberstehen. Er weiß nicht, ob er nur beschäftigt werden soll, oder ob ihm von dort der entscheidende Angriff droht. Er muß daher stets auf genügende Sicherung gegen solche auf Festungen gestützte Heeresgruppen bedacht sein, und es besteht die Aussicht, hier mit schwächeren Kräften stärkere zu fesseln. Die Kriegsgeschichte lehrt indessen, daß es nicht genügt, wenn sich solche auf Festungen gestützte Heeresteile lediglich defensiv verhalten, mag ihr Auftrag auch auf hinhaltenden Kampf hinweisen. Die Anweisung Napoleons, auch in solchen Lagen *grundsätzlich anzugreifen*, ist unbedingt richtig, denn nur dadurch, daß man den Gegner angreift, sei es auch mit unterlegenen Kräften, hält man ihn fest, und dadurch, daß der Angriff überraschend und aus günstiger Richtung kommen kann, bietet sich auch die Aussicht auf positiven Erfolg. Im schlimmsten Falle decken die Festungen nach einem Mißerfolge den Rückzug.

Der Schleier der Festungen kann aber auch ebensogut dazu ausgenutzt werden, dem Gegner die Vorbereitung des entscheidenden Schlages zu verhüllen, um diesen überraschend und dadurch um so wirksamer führen zu können. Man braucht den Anweisungen Napoleons auch

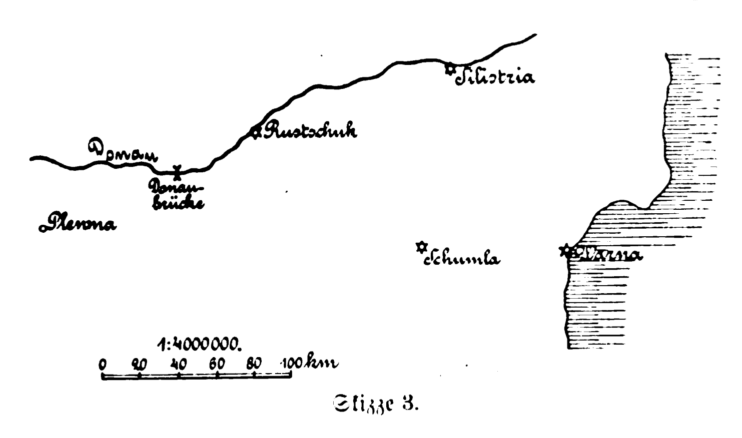
für diesen Fall nur wenig hinzuzufügen. Am wirksamsten dürfte der Flankenstoß auf den an der Festung vorbeimarschierenden Gegner in dem Augenblick sein, in dem er durch einen Flußübergang zu einer Teilung seiner Kräfte gezwungen ist, und die Aussichten einer solchen Operation sind um so größer, als es der im Besitz der Übergänge befindlichen auf die Festung gestützten Armee völlig frei steht, auf welchem Ufer sie mit versammelter Kraft angreifen will. Die an einer Festung vorbeimarschierende feindliche Armee bedarf der sorgsamsten Sicherung ihrer Flanke, weil sie jederzeit einem überraschenden Angriff ausgesetzt ist. Mit Recht hat man diese Situation als eine der schwierigsten für einen Armeeführer bezeichnet. Ganz unvermeidlich wird dabei meist eine Verzögerung des Vormarsches in Kauf genommen werden müssen. Alle Bewegungen müssen vom Oberkommando sehr viel genauer geregelt werden, als es sonst der Fall zu sein pflegt, und besonders schwierig werden die Bewegungen der Trains sein. Eine gewisse Vorsicht in der Führung der Operationen ist unumgänglich notwendig, selbst wenn dadurch die Energie der Vorwärtsbewegung vorübergehend beeinträchtigt wird, denn es ist unmöglich, die Absichten des Gegners festzustellen, weil die Festung die Aufklärung hindert. Vorsichtig handeln heißt nun allerdings nicht, daß man sich durch übertriebenes Detachieren von Sicherungsabteilungen schwächen soll, denn dann fehlen diese Kräfte bei der Entscheidungsschlacht. Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß man in solchen Lagen die Kräfte zusammenhalten muß.

Längere Festungslinien geben dem Verteidiger die Möglichkeit, die eigenen Kräfte vom Gegner unbemerkt auf einen Flügel zum entscheidenden Vorstoß zusammenzuziehen. Dabei vermag er in der Front mit sehr schwachen Kräften auszukommen, weil die Festungslinie dem Gegner die Möglichkeit nimmt, diese schwachen Kräfte über den Haufen zu rennen. Der Gegner aber muß stets ausreichende Kräfte vor der Festungsfront stehen lassen, weil er nie wissen kann, von wie starken Kräften er von dort aus angegriffen werden wird.

Schließlich ist auch der Fall denkbar, daß die auf die Festungsgruppe gestützte Armee hinter deren Front ausweicht und dadurch den nachfolgenden Gegner zwingt, sich zu teilen und sich durch Beobachtung der Festung zu schwächen. Dann besteht die Aussicht, eine der beiden feindlichen getrennten Heeresgruppen vereinzelt zu schlagen, bevor die andere mitzuwirken vermag. Die an der Festung vorbeigehenden inneren feindlichen Flügel werden dabei stets ein günstiges Angriffsobjekt bilden.

Ein Beispiel, wie schädlich die Untätigkeit der auf eine Festungsgruppe gestützten Armee ist, zeigt der Russisch-Türkische Feldzug 1877/78. Die Türkische Hauptarmee stand bei Beginn dieses Feldzuges in der linken Flanke des Russischen Vormarsches in dem Festungsviereck Rust-

schuk, Silistria, Warna, Schumla in strategisch äußerst günstiger Lage. Sie konnte innerhalb dieser Festungsgruppe kaum angegriffen werden. Infolge ihrer geringen Tätigkeit fesselte sie aber niemals auch nur annähernd gleichstarke Russische Kräfte, während der mit weit geringeren Kräften aus westlicher Richtung bis Plewna vorstoßende Osman Pascha vor seinen nur feldmäßig verschanzten Stellungen lange Zeit hindurch den größten Teil der Russischen Feldarmee festhielt. Unzweifelhaft war die Lage in dieser Feldzugsperiode für die Türken außerordentlich günstig. Deren Hauptarmee blieb aber tatenlos im Bereich ihrer Festungen und ließ den geeigneten Zeitpunkt zur Offensive ungenutzt vorübergehen.



Skizze 3.

Das bereits erwähnte Oberitalienische Festungsviereck ist nach der Napoleonischen Zeit noch zweimal, in den Jahren 1848 und 1866, der Schauplatz glücklicher Festungskämpfe gewesen, die geradezu vorbildlich für die richtige operative Ausnützung solcher Festungsgruppen sind. Als 1848 der Aufstand gegen die Österreichische Herrschaft in Oberitalien ausbrach, zog der Österreichische Oberbefehlshaber, Feldmarschall Radetzky, seine weit zersplitterte, etwa 50 000 Mann starke Armee in diesem Festungsviereck zusammen und stellte sich in einer Verteidigungsstellung hart westlich, also vorwärts, der Festung Verona auf. Die von Westen anrückende fast doppelt so starke Sardinische Armee machte zunächst einen vergeblichen Versuch, sich durch Handstreich der Festung Mantua zu bemächtigen, und leitete dann die Belagerung von Peschiera ein. Nach wochenlangem Zögern griff sie dann die Stellung Radetzkys bei Verona an, wurde aber abgewiesen. Radetzky marschierte darauf, ohne daß die ihm gegenüberstehende feindliche Hauptmacht etwas bemerkte, von Verona nach Mantua ab, überschritt dort den Mincio und ging auf dessen linkem Ufer gegen die Flanke und die rückwärtigen Verbindungen des Gegners vor. Er vernichtete die Mantua beobachtende Toskanische Division, erzielte aber gegen die feindliche Hauptmacht keinen Erfolg, weil starke

Regengüsse seinen Marsch verzögerten und dadurch die Überraschung unwirksam machten. Ohne Zeit zu verlieren, ging er darauf nach Mantua zurück und stieß über Legnago aus der Ostfront des Festungsvierecks auf Vicenza vor. Dort schlug er die auf seine Verbindungen stehenden etwa 16 000 Mann starken päpstlichen Truppen und zwang diese, einen Waffenstillstand abzuschließen. Dann kehrte er nach Verona zurück und kam gerade noch rechtzeitig, um einem gewaltsamen Angriff der Sardinischen Hauptarmee auf diese Festung zuvorzukommen. Nachdem er dann aus Österreich Verstärkungen an sich gezogen hatte, brach er aus der Festung gegen die weit ausgedehnte Aufstellung des Feindes vor, zersprengte diese bei Custoza und entschied damit den Feldzug. Es war ihm mit Hilfe der Festungsgruppe gelungen, den weitüberlegenen Gegner zunächst fast vier Monate aufzuhalten und ihn dann entscheidend zu schlagen.

Ebenso geschickt, aber doch in ganz anderer Weise nutzte der Erzherzog Albrecht im Feldzuge 1866 dieses Festungsviereck gegen die um das Doppelte überlegene Italienische Armee aus. Er versammelte seine Hauptkräfte östlich Verona. Die Italiener bildeten zwei Armeen, von denen die stärkere aus westlicher Richtung zwischen Mantua und Peschiera über den Mincio zu gehen beabsichtigte, während die kleinere über den unteren Po in der Richtung auf Padua gegen die rückwärtigen Verbindungen der Österreicher operieren sollte. Auf die Nachricht, daß die Italienische Hauptarmee über den Mincio in das Festungsviereck eingerückt sei, überschritt der Erzherzog die Etsch auf den Übergängen von Verona und warf sich überraschend auf den nichts ahnenden Gegner, der sich durch die Detachierung von Truppen zur Sicherung seiner Flanken gegen Mantua und Peschiera bedeutend geschwächt hatte. Die auf einen Angriff nicht vorbereiteten Italiener wurden, wiederum bei Custoza, geschlagen und traten den Rückzug an, worauf auch die andere Italienische Armee die geplante Offensive einstellte.

In beiden Feldzügen wäre ein Österreichischer Erfolg ohne die günstige Lage, die das Festungsviereck schuf, wohl unwahrscheinlich gewesen. Aber so verschieden auch die beiden Österreichischen Feldherren die Festungen ausnutzten, beide waren sich darüber klar, daß die Defensive in dieser Lage zur Vernichtung durch die überlegene Masse des Feindes führen mußte, und nur rasches energisches Zugreifen mit versammelter Kraft unter Ausnutzung günstiger Lagen zum Erfolg führen konnte. Dieses schnelle Zufassen ist es, was wir auch für die Zukunft beim Operieren im Bereich von Festungen als vorbildlich ansehen können.

Im Gegensatz zu diesem vorbildlichen Beispiel kühner Initiative ließ sich die Italienische Führung zu dem schwersten Fehler verleiten, den man in solchen ungeklärten Lagen beim Operieren im Wirkungsbereich

feindlicher Festungen machen kann. Sie zersplitterte ihre Kräfte und war deshalb an der entscheidenden Stelle ihrem Gegner unterlegen. Viel richtiger wäre es offenbar gewesen, wenn sie beim Eintritt in den Bereich der Festungsgruppe ihre Kräfte zusammengehalten hätte, um auf Überraschungen aus unvorhergesehener Richtung so gut wie möglich vorbereitet zu sein.

Die Lehren, die wir aus den Ereignissen um Metz im Jahre 1870 für die operative Ausnutzung der Festungen ziehen können, sind zum größten Teil negativer Art. Das Drama, das seinen Abschluß mit der Kapitulation der Rheinarmee fand, zeigt die Gefahren, die das Operieren im Bereich einer großen Festung für den unentschlossenen Führer in sich birgt, und unter dem frischen Eindruck dieser gewaltigen Katastrophe sind die Ereignisse um Metz lange Zeit hindurch ausschließlich von diesem Gesichtspunkte aus aufgefaßt worden. Der bekannte Ausspruch: „Die Festung ist eine Sphinx! Wer ihre Rätsel nicht löst, den verschlingt sie“, ist ein Ergebnis dieser Betrachtungen. Es ging hier, wie es so leicht mit kriegsgeschichtlichen Erfahrungen geht. Man neigt dazu, sie zu verallgemeinern, die einzelne Erfahrung auf alle Fälle anzuwenden, und das ist der schwerste Fehler, in den man beim Studium der Kriegsgeschichte verfallen kann. Die Kriegsgeschichte soll im Gegenteil zeigen, wie vielseitig und stetig wechselnd die Erscheinungen im Kriege sind, und wie wenige allgemein gültige Regeln es gibt. Neuerdings scheint es, als wenn man auf dem Gebiet des Festungskrieges allzusehr dazu neigte, die Erfahrungen des Kampfes vor Port Arthur zu verallgemeinern, und doch lehrt uns diese Belagerung nur sehr wenig, was für die Verhältnisse des modernen Europäischen Festungskrieges unbedingt Gültigkeit haben könnte. Es gibt dort kaum eine Erscheinung, die wir nicht auch bei der Belagerung von Sewastopol kennen gelernt hätten.

Bei tieferem Eindringen in die Ursachen des Französischen Zusammenbruchs bei Metz muß man doch wohl zu dem Ergebnis kommen, daß es ebensogut auch anders hätte kommen können, und daß man jedenfalls der Festung Metz nicht die Schuld am Untergange der Rheinarmee beimessen darf. Der Rückzug, den die Französische Rheinarmee nach der Schlacht bei Spicheren antrat, sollte eigentlich zur Vereinigung mit der Armee Mac Mahons bei Châlons führen. Aber nachdem die Armee bei Metz zusammengezogen war, blieb man dort, wohl hauptsächlich aus politischen Gründen, stehen. Man scheute sich vor einem noch weiteren Rückzuge. Hätte man lediglich zurückgehen wollen, so wäre es offenbar zweckmäßiger gewesen, die Armee nicht konzentrisch auf Metz marschieren zu lassen, sondern sie in breiter Front über Metz und Diedenhofen zurückzuführen und so den Gegner an diesen beiden Festungen abzustreifen.

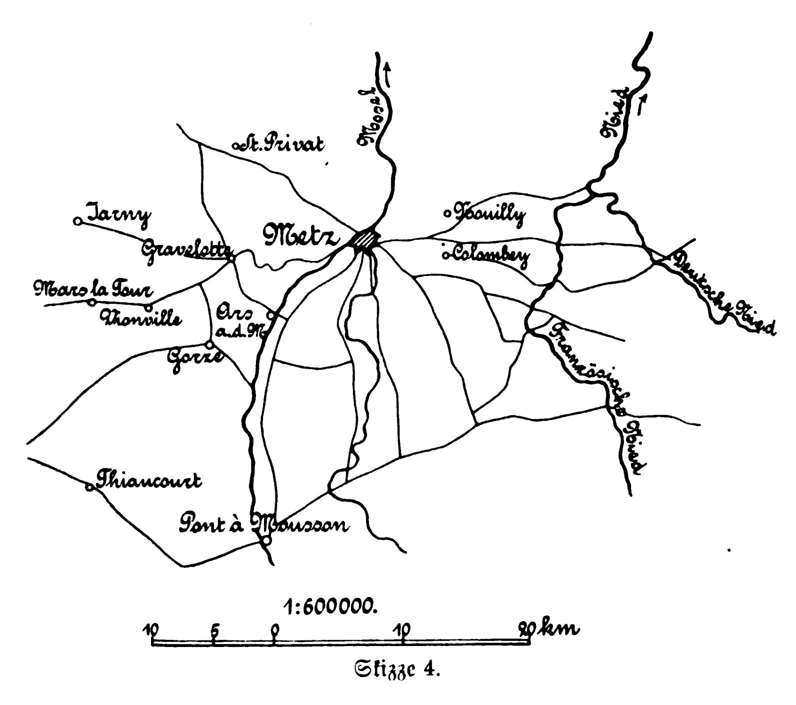
Die Französische Armee bezog zunächst eine Stellung östlich von

Metz an der Französischen Nied. Man hoffte, daß diese auf die Festung gestützte Stellung den Gegner auf sich ziehen und ihn so vom Übergang über die Mosel abhalten würde. Aber es fehlte der Entschluß, zum Angriff überzugehen, wenn der Gegner diese Stellung nicht angriff, sondern versuchte, die Mosel südlich von Metz zu überschreiten. Und daß er dies letztere tun würde, war doch sehr wahrscheinlich. Die Stellung wurde indessen wegen taktischer Mängel bald wieder aufgegeben. Die Anordnungen, die nunmehr für den Rückzug gegeben wurden, waren indessen so mangelhaft, daß dieser von den in breiter Front weitermarschierenden Deutschen Armeen überholt werden mußte. Sollte sich doch die ganze Armee auf die eine Straße über Gravelotte setzen und sich dann erst teilen. Der Vorteil, daß die Festung bei richtigen Maßnahmen die Durchführung des Rückzuges beschleunigen mußte, verwandelte sich also in das Gegenteil, sie verzögerte ihn. Auch in der Schlacht vom 14. August hat die Festung der Feldarmee wenig genutzt. Sie schlug sich vorwärts der Fortslinie, statt, wenn sie nur abzumarschieren beabsichtigte, vor dem Deutschen Angriff auf die Forts zurückzugehen. Aber auch die Gelegenheit, den kühnen Angriff durch einen Gegenstoß zu strafen, blieb unbenutzt. Am zweckmäßigsten wäre es unter diesen Umständen wohl gewesen, wenn die in das Gefecht verwickelten Korps den Gegner in der Fortslinie hätten anlaufen lassen und ihn dann mit einem kräftigen Offensivstoß geworfen hätten.

Ehe ich weiter auf die Französischen Maßnahmen eingehe, möchte ich einen Blick auf den Einfluß werfen, den die Festung auf die Deutschen Operationen ausgeübt hat. Als die Rheinarmee nach der Schlacht bei Spicheren den Rückzug angetreten hatte, nahm die Deutsche Führung an, daß sie das Nächstliegende tun, nämlich die Vereinigung mit der Armee Mac Mahons suchen würde. Deshalb sollte die Erste Armee nördlich, die Zweite Armee südlich Metz die Mosel überschreiten und die Festung lediglich durch eine Division beobachtet werden. Metz hätte also unter dieser Voraussetzung nur schwache Deutsche Kräfte festgehalten, und diese Division hätte zum Schutze der rückwärtigen Deutschen Verbindungen ohne Zweifel ausgereicht. Als dann bekannt wurde, daß der Gegner an der Nied stehengeblieben war, mußte mit der Möglichkeit einer Schlacht bei Metz gerechnet werden, denn einen anderen Zweck konnte das Stehenbleiben eigentlich nicht haben. Je mehr sich dann die Nachricht bestätigte, daß der Gegner noch bei Metz stand, um so wahrscheinlicher wurde die Schlacht. Daneben bestand aber doch auch die Möglichkeit, daß der Gegner doch noch abmarschierte, und daß die Festung und der Fluß den Abmarsch so verschleierten, daß man nicht rechtzeitig davon erfuhr. Das wäre aber sehr ungünstig gewesen, denn der Zweck der Deutschen Operationen mußte doch in erster Linie der sein, die Vereinigung der beiden feindlichen Armeen zu verhindern. Die besondere Schwierigkeit lag

darin, daß diese beiden Möglichkeiten eigentlich ein ganz verschiedenes Handeln bedingten. Das Ergebnis der Erwägungen mußte daher notwendig zu einem Mittelweg führen, der dann unter Umständen den Forderungen der Lage nicht voll entsprach. Darüber konnte keine strategische Kombination hinweghelfen, und der Nutzen, den die Festung den Französischen Operationen bringen mußte, ist unverkennbar.

Moltke fand die Lösung darin, daß er die Erste Armee gegen die Ostfront von Metz dirigierte und ihr den Auftrag gab, sich in einer starken Stellung defensiv zu verhalten, während die Zweite Armee den Vormarsch gegen die Mosel fortsetzte, dabei aber ihren rechten Flügel so



Skizze 4.

bereithielt, daß er gegen die rechte Flanke eines gegen die Erste Armee gerichteten Französischen Vorstoßes einzugreifen vermochte. Der linke Flügel blieb inzwischen ohne Aufenthalt im Vorgehen. Diese Art des Vorbeimarsches an einer stark besetzten feindlichen Festung dürfte wohl auch für die Zukunft als vorbildlich anzusehen sein. Sie trug den Anforderungen der Lage, so gut es eben möglich war, Rechnung, ohne indessen, wie es ganz natürlich war, ganz über die Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Kritische Lagen mußten unter allen Umständen eintreten, denn eine derartige Operation gehört zu den schwierigsten, die es gibt. Moltke verfuhr jedenfalls richtig, wenn er mit Vorsicht operierte, denn noch hatte er keinen Anlaß, den Gegner als minderwertig anzunehmen. Der Vorwurf des Französischen Generalstabswerks, daß die Deutschen Operationen

zu vorsichtig geführt worden seien, ist jedenfalls unberechtigt. Unzweifelhaft hat ja auch das Schwanken in den Französischen Absichten dazu beigetragen, der Deutschen Führung ihre Aufgabe zu erschweren, denn es war aus den widersprechenden Nachrichten nicht zu entnehmen, was der Gegner beabsichtigte. Tatsächlich wußte er es ja selbst nicht, aber Moltke mußte doch zunächst annehmen, daß der Feind nach einem wohlüberlegten Plan handelte.

Erst die Schlacht vom 14. August klärte die Lage. Sie zeigte auch, daß der Gegner auf dem östlichen Ufer keine offensiven Absichten hatte, denn sonst hätte er sich die günstige Gelegenheit zu einem Erfolge nicht entgehen lassen. Nun wuchs aber die Wahrscheinlichkeit, daß es gelingen würde, den Gegner zu überholen, und deshalb wurde der beschleunigte Weitermarsch über die Mosel angeordnet. Mit der Möglichkeit eines Französischen Angriffs auf dem linken Moselufer wurde offenbar nicht mehr gerechnet. An sich wäre er trotz des dazu nicht gerade günstigen Geländes möglich gewesen, und er hätte erfolgen m ü s s e n, wenn ein energischer Feldherr in Metz stand.

Der 16. August war der kritische Tag, der die Trennung der Deutschen Armeen durch die Mosel brachte. Der rechte Flügel der Zweiten Armee war hart südlich Metz über den Fluß gegangen, und es bestand zur Zeit unzweifelhaft eine erhebliche Französische Überlegenheit auf dem linken Ufer. Noch einmal bot sich Bazaine auf diese Weise die Möglichkeit zu einem Teilsiege. Aber auch hier finden wir wieder die gleiche lähmende Unentschlossenheit, die ihm den sehr wahrscheinlichen Erfolg aus der Hand gleiten ließ. Offenbar ist ihm der Gedanke eines Flankenstoßes während des Moselübergangs der Deutschen Armeen gar nicht gekommen. Als er aber am 16. August angegriffen wurde, mußte ihm klar werden, daß er nicht mehr ohne Kampf abmarschieren könne, und unter solchen Umständen wäre die beste Deckung der Hieb gewesen. Bei der starken Französischen Überlegenheit am 16. August hätte ein entschlossener Angriff mindestens zu einem Teilerfolge geführt, der den Abmarsch erleichterte und den gesunkenen Mut hob.

Dieselbe Scheu vor dem Kampfe war es wohl auch, die Bazaine nach der Schlacht am 16. August dazu führte, auf Metz zurückzugehen und so auf einen Versuch, der Armee ihre Operationsfreiheit zu erhalten, ganz zu verzichten. Bazaine versuchte die Festung nun für eine Defensivschlacht auszunutzen, ohne sich doch über den Vorteil, den sie ihm dabei bringen konnte, klar zu sein. Er gibt als weiteren Grund für sein Zurückgehen in die Stellung von St. Privat—Gravelotte an, er habe gehofft, daß der feindliche Angriff an dieser starken, an die Festung gelehnten Stellung unter schweren Verlusten scheitern würde, und daß es ihm dann möglich sein würde, durch eine Offensive den Abmarsch zu erzwingen. Die Schwäche seiner Stellung am 18. August lag offenbar auf dem leicht zu

umfassenden rechten Flügel bei St. Privat. Dennoch hielt es Bazaine für notwendig, seine Reserve hinter den linken, auf die Festung gestützten Flügel zu stellen. Offenbar fürchtete er nichts so sehr, als von der Festung, die ihm wenigstens momentan Schutz verlieh, abgedrängt zu werden. Nicht ohne Einfluß auf diese Wahl des Aufstellungspunktes der Reserve soll auch der Umstand gewesen sein, daß er einen Angriff des noch östlich Metz stehenden I. Deutschen Armeekorps gegen die Ostfront der Festung fürchtete. Wir finden also auch hier immer nur passives Verhalten, niemals den Gedanken, daß es galt, die Anlehnung an die Festung dadurch auszunutzen, daß er hier an Kräften sparte, um auf dem nicht angelehnten Flügel einen kraftvollen Gegenstoß zu führen. Darüber, daß ein rechtzeitiger Gegenstoß der Französischen Garde die Lage der Deutschen bei St. Privat wenigstens vorübergehend recht ungünstig gestaltet haben würde, kann ja kein Zweifel bestehen.

Die eine Folgerung kann man ohne Zweifel aus den Ereignissen um Metz ziehen, daß der Schutz, den eine Festung der Armee zu verleihen vermag, allzuleicht trügerisch ist. Sie verleitet schwache Führer, im Gefühl der augenblicklichen Sicherheit das Handeln zu vergessen. Metz hat auf die Französische Führung insofern einen unheilvollen Einfluß ausgeübt, als es der unentschlossenen Führung einen Vorwand bot, den Rückzug zunächst einzustellen und dann länger stehen zu bleiben, als es der Lage entsprach. Aber das war doch im Grunde genommen dieselbe Unfähigkeit zum Handeln, die Benedek zum Stehenbleiben bei Königgrätz veranlaßte. Der Festung an sich darf man jedenfalls die Schuld am Untergange der Armee nicht zuschieben. Das Operieren im Bereich von Festungen und Festungsgruppen ist ein Operieren auf der inneren Linie, das mit dem großen Vorteil verbunden ist, daß der Rücken gedeckt ist. Aber es ist bekannt, daß keine Operation so schwierig ist wie die auf der inneren Linie. Sie erfordert schnellen Entschluß und schnelles Handeln, verspricht dann aber selbst bei Unterlegenheit an Zahl großen Erfolg. Deshalb eröffnen sich einem energischen Führer bei operativer Ausnutzung der Festungen die denkbar besten Aussichten. Es ist ein Zuschuß an Kraft, den die Festung der Feldarmee verleiht, und es wäre ein schwerer Fehler, in ängstlicher Besorgnis vor den Gefahren der Operationen um Festungen diesen Vorteil nicht tatkräftig auszunutzen.

Wenn wir auf Grund der Erfahrungen der Kriegsgeschichte die operative Unterstützung der Feldarmee im ersten und entscheidenden Teil des Feldzuges als den am nächsten liegenden und wichtigsten Zweck der Festungen ansehen, so muß daraus die Folgerung gezogen werden, daß beim Ausbau des Landesbefestigungssystems die Rücksicht darauf von größerer Bedeutung ist als die auf lediglich passive Abwehr. Mit dieser Forderung stehen wir voll auf dem Boden der Grundsätze Napoleons.

Das Festungssystem wird deshalb anders aussehen müssen, als wenn es, wie in früheren Zeiten, nur den Zweck hätte, den Besitz wichtiger Orte zu sichern. Auch wird man oft mit verhältnismäßig einfachen Anlagen auskommen, und selbst schwache Festungen und einfache Fortslinien können, in diesem Sinne ausgenutzt, sehr wohl ihren Zweck erfüllen, wenn sie nur fähig sind, den Angriff einer Feldarmee auszuhalten.

Die Einwirkung der Festungen auf die Feldzugsentscheidung ist aber mit dieser Begünstigung der Operationen nicht erschöpft. Es muß unbedingt gefordert werden, daß alle nicht zur notwendigsten Sicherung der Werke erforderlichen Teile der Besatzung, vor allem die Hauptreserve, sich keine Gelegenheit entgehen lassen, in jeden Kampf einzugreifen, der sich in erreichbarer Entfernung abspielt, denn diese Truppen können nirgends nutzbringender eingesetzt werden als zur Herbeiführung eines Erfolges im freien Felde. Wohl darf die Sorge um das Schicksal der Festung bei solchen Unternehmungen nicht ganz außer acht gelassen werden, aber sie darf noch weniger zum hemmenden Gewicht werden. Die Besatzung soll sich nicht leichtsinnig von der Festung trennen, nur um zu fechten, aber sie soll bei entscheidenden Kämpfen nicht fehlen. Die Operationen einer Hauptreserve werden daher namentlich dann, wenn sie nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit der Feldarmee ficht, durch derartige Rücksichten mehr beschränkt sein als die eines völlig unabhängigen Heereskörpers. Sie wird auch im allgemeinen schwach an Kavallerie und Feldartillerie und dafür stärker an schwerer Artillerie sein. Aber durch alles das darf die Kühnheit und Schnelligkeit des Handelns nicht leiden, und es wird meist besser sein, zu viel zu wagen als zu wenig. Man muß auch den Nachteil in Kauf nehmen, daß die geschlagene Hauptreserve eine Einbuße an moralischer Kraft erlitten hat und deshalb für die Verteidigung der Festung selbst weniger leistungsfähig sein wird. Aber was nach der Entscheidung geschehen kann, kommt immer erst in zweiter Linie in Betracht und darf jedenfalls das Erreichen des Hauptzieles nicht gefährden.

Napoleon ging in dieser Hinsicht so weit, daß er im Jahre 1805 dem im Oberitalienischen Festungsviereck kämpfenden Marschall Masséna vorschrieb, er solle, während er an der Etsch focht, die beiden rückwärtigen Festungen der Gruppe, Mantua und Peschiera, vorläufig ohne Besatzung lassen, damit er für die Entscheidung so stark wie möglich sei, und doch lagen diese Festungen kaum einen Tagesmarsch hinter der vorderen Linie. Eine Besatzung sollten sie erst dann erhalten, wenn der Rückzug notwendig werden würde. Napoleon mag mit dieser Forderung etwas zu weit gegangen sein, und man würde in solchen Fällen heute wenigstens eine schwache Sicherheitsbesatzung zurückgelassen haben, aber dem Kriegszweck diente dieses Wagnis jedenfalls besser als eine übertriebene Sorge um das Schicksal der Festung.

Wie schädlich zu große Ängstlichkeit in dieser Beziehung wirken kann, zeigt ein Beispiel aus derselben Festungsgruppe. Napoleon hatte im Jahre 1796 die bereits eingeleitete Belagerung von Mantua aufgegeben, um sich mit ungeteilter Kraft auf die zum Ersatz anrückende Österreichische Armee werfen zu können. Auch der Österreichische Feldherr gab darauf dem Kommandanten von Mantua den Befehl, ihn mit den entbehrlichen Teilen der Besatzung bei der Entscheidungsschlacht zu unterstützen. Aus Sorge um das Schicksal der Festung aber wagte sich der Kommandant nicht aus Mantua heraus; er ließ selbst die Beobachtungstruppen ungestört abziehen und gestattete es diesen so durch ihr Eingreifen gegen den Rücken der Österreichischen Armee in der Schlacht bei Castiglione die Entscheidung zugunsten Napoleons herbeizuführen. Solche Untätigkeit kann nur aus der falschen Ansicht hervorgehen, daß es die einzige Aufgabe der Festungsbesatzung sei, den Besitz der Festung zu sichern. Es war ein Verstoß gegen die eigenen Grundsätze, als Napoleon im Herbst 1813 die 40 000 Mann starke Besatzung von Dresden nicht auf das Schlachtfeld von Leipzig heranzog, wo ihr Eingreifen vielleicht von ausschlaggebender Bedeutung gewesen wäre, während sie in Wirklichkeit nicht einmal den Abmarsch der Österreichisch-Russischen Einschließungstruppen zur Schlacht verhinderten. Das Festhalten von Dresden läßt sich hier nur dadurch erklären, daß der Kaiser mit Rücksicht auf seine wankende Stellung vornehmlich aus politischen Gründen die Hauptstadt Sachsens nicht preisgeben zu dürfen glaubte.

Neben der Bedeutung der Festungen beim entscheidenden Zusammenstoße mit dem Feinde darf man nun allerdings die Aufgaben nicht vergessen, die ihnen zufallen, wenn es gilt, nach einer Niederlage den Kampf fortzusetzen. Es ist für den Sieger bei der heutigen Ausdehnung der Wehrpflicht und der Schnelligkeit, mit der große Mengen von Waffen hergestellt werden können, auch nach der Entscheidungsschlacht keineswegs leicht, den Widerstand eines zum Äußersten entschlossenen Volkes zu brechen, und dieser Widerstand wird sich vor allem auf die Festungen im Innern des Landes stützen, während die nun isoliert bleibenden Grenzfestungen die Aufgabe haben, möglichst starke feindliche Kräfte zu fesseln, um dadurch frühzeitig das Gleichgewicht der Kräfte wieder herzustellen, das die Wiederaufnahme des Kampfes für den Geschlagenen ermöglicht. Solche Festungen brechen, wie Clausewitz sagt, „wie Eisblöcke den Strom des feindlichen Angriffs". Auch das fällt vorwiegend unter die aktiven Aufgaben und hat mit der Sicherung des Ortsbesitzes an sich wenig zu tun, denn wie stark die Kräfte sind, die der Gegner vor den Festungen zurücklassen muß, hängt allein von der Offensivkraft ihrer Besatzung ab.

Allerdings schwächt sich auch die Streiterzahl des Verteidigers durch die zurückgelassenen Besatzungen, aber dieser hat den Vorteil, daß er dazu

minder brauchbare Truppen verwenden kann, die im Bewußtsein, den Rücken durch die Festung gedeckt zu haben, hier auch zur offensiven Verwendung weit mehr geeignet sein werden als im freien Felde. Hätten im Jahre 1806 die Preußischen Festungen Erfurt, Magdeburg, Spandau, Küstrin und Stettin ihre Schuldigkeit getan, so wären dadurch Napoleons Streitkräfte so geschwächt worden, daß dessen ununterbrochener Vormarsch bis zur Weichsel nicht durchführbar gewesen wäre.

Während die Grenzfestungen den Gegner durch Festhalten von Streitkräften schwächen, bilden die Festungen im Innern des Landes die natürlichen Stützpunkte für die Organisation der Fortsetzung des Kampfes. Selbst dann, wenn Unterstützung durch einen anderen Staat nicht mehr zu erwarten ist, muß der Versuch gemacht werden, den Gegner durch zähen Widerstand so zu ermüden, daß er schließlich einen Frieden unter mäßigen Bedingungen den Opfern an Gut und Blut vorzieht, welche die volle Niederwerfung des Landes kosten würde. Aber es ist auch hier nicht nur der passive Widerstand, den die Festungen unterstützen sollen. Günstig gelegene Festungen oder Festungsgruppen können für den letzten Entscheidungskampf der Feldarmee eine sehr wertvolle operative Unterstützung schaffen. Dort kann es unter Umständen gelingen, die Offensive des Gegners zum Stehen zu bringen, vielleicht sogar das Kriegsglück zu wenden. Denkt man sich z. B. im Jahre 1866 nach dem Rückzuge der Österreichischen Nordarmee hinter die Donau den Brückenkopf von Florisdorf nördlich Wien haltbarer befestigt als es in Wirklichkeit geschehen war, so wäre es der Preußischen Armee wahrscheinlich recht schwer geworden, angesichts der aus Italien herangezogenen bisher siegreichen Südarmee die Operationen über die Donau hinaus weiterzuführen. Entbehren dagegen neugebildete Armeen geeigneter Stützpunkte, so wird ihre Kraft meist nicht ausreichen, dem siegbewußten Gegner zu widerstehen. So sehen wir, wie im Winter 1870/71 die auf die nordfranzösischen Festungen gestützte Französische Nordarmee trotz mehrfacher Niederlagen immer wieder zur Offensive fähig war, weil sie im Bereich der Festungen Schutz fand und sich dort zu erholen vermochte, während die Loirearmee zu gleicher Zeit trotz ihrer Überlegenheit an Zahl an den kriegsgewohnten Deutschen Truppen zerschellte. Der Versuch, bei Orleans ein befestigtes Lager anzulegen, zeigt, daß die Französische Führung wohl von vornherein das Gefühl hatte, an der Loire eines befestigten Stützpunktes zu bedürfen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß eine große Festung an der Stelle von Orleans der Loirearmee einen wesentlich höheren Grad von Leistungsfähigkeit verliehen und namentlich in Verbindung mit den großen Waldungen südlich von Orleans, die ein gedecktes Verschieben der Truppen gestatteten, günstige Vorbedingungen für eine erfolgreiche Offensive geschaffen hätte.

Zu den wichtigsten *passiven* Aufgaben der Festungen gehört der

Einfluß, den sie als Sperrplätze von Eisenbahnen auf den Verlauf der Operationen auszuüben vermögen, denn die heutigen Massenheere können den Nachschub von Verpflegungsbedarf und Munition mit der Eisenbahn nicht entbehren. Schon im Feldzuge 1870/71 wäre die dauernde Verpflegung und Munitionsversorgung der Deutschen Armeen vor Paris und an der Loire nicht durchführbar gewesen, wenn nicht der Fall von Toul eine Eisenbahn freigemacht hätte, und bei den heute sehr viel größeren Heeresstärken ist auch die Abhängigkeit von der Eisenbahn entsprechend größer geworden. Die Festungen werden dadurch unter Umständen der Fortsetzung der Operationen so erhebliche Schwierigkeiten in den Weg legen, daß zunächst ihre Wegnahme abgewartet werden muß, ehe die Offensive fortgesetzt werden kann. Allerdings ist zu bedenken, daß heute das Schienennetz immer enger wird und deshalb immer mehr Festungen dazu gehören, es ganz abzuschließen. Will der Verteidiger nicht außerordentlich starke Kräfte an diese doch immerhin erst in zweiter Linie stehende Aufgabe wenden, so muß er sich an manchen Stellen mit kleineren Sperrplätzen begnügen, und solche fallen wiederum dem Angreifer schneller zum Opfer. Auch wird es bei der Dichte des Netzes und der heute so hoch entwickelten Technik der Eisenbahntruppen immer leichter, durch den Neubau kurzer Verbindungsstrecken durchgehende Schienenwege herzustellen. Schließlich ist es auch wohl denkbar, daß der Nachschub da, wo die Eisenbahnen gesperrt sind, durch Selbstfahrer und Straßenzüge wenigstens vorübergehend aufrecht erhalten werden kann.

Haben wir bisher die wichtigsten Aufgaben der Festungen im großen entscheidenden Ringen ebenbürtiger Gegner betrachtet und dementsprechend die aktive Bedeutung der Festungen in den Vordergrund gestellt, so darf doch nicht übersehen werden, daß unter besonderen Verhältnissen und in anders gearteten Kriegen sehr wohl die passiven Aufgaben von größerer Bedeutung erscheinen können. Ein kleiner Staat, der zum Kampfe im freien Felde mit eigenen Mitteln zu schwach ist, wird durch den Widerstand in den Festungen Zeit bis zum Eintreffen eines mächtigeren Verbündeten zu gewinnen suchen und bestrebt sein, die wichtigsten Orte des Landes durch Befestigung vor der Besetzung durch den Feind zu schützen. Die Landesbefestigung wird dann nach ganz anderen Gesichtspunkten hergestellt sein müssen, als wir das vorher festgelegt haben, denn dann tritt die Sicherung des Ortsbesitzes in den Vordergrund. Das beste Beispiel dafür ist die Anlage der Festung Antwerpen, die der Belgischen Armee Schutz bieten soll, bis sie Unterstützung erhält.

Auch bei großen Militärmächten kann unter Umständen die Sicherung des Besitzes politisch oder militärisch wichtiger Punkte allein schon von erheblicher Bedeutung sein und die Landesbefestigung wird auch darauf Rücksicht nehmen müssen. Insbesondere kann der Schutz der Landes-

hauptstadt sehr erwünscht sein, weil ihr Verlust unter Umständen aus moralischen Gründen die Fortsetzung des Widerstandes ernstlich gefährden würde. Wenn eine Hauptstadt eine derartige ausschlaggebende Rolle spielt wie Paris in Frankreich, so wird es geboten sein, sie durch starke Befestigung zu schützen. Das erleichtert zugleich die Operationen der Feldarmee, weil diese nicht mehr auf den Schutz der Hauptstadt bedacht zu sein braucht, sondern diese unbedenklich sich selbst überlassen kann. Daß Paris im Feldzuge 1814 nicht permanent befestigt war, behinderte die Kriegführung Napoleons außerordentlich, weil er stets darauf bedacht sein mußte, die Hauptstadt mit seiner Armee zu schützen. Er vermochte die Erfolge, die er gegen die eine der beiden Armeen der Verbündeten erzielte, nicht auszunutzen, weil sich inzwischen stets die andere der Hauptstadt in bedrohlicher Weise näherte. Deshalb veranlaßte er im Jahre 1815 nach seiner Rückkehr von Elba die Befestigung von Paris, ohne daß jedoch in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit Ausreichendes geschehen konnte.

Es kann ferner ohne Zweifel auch heute noch Verhältnisse geben, in denen das Festhalten des Ortsbesitzes der Hauptzweck der Festungen wird. So handelte es sich im Krimkriege beim Kampf um Sewastopol um den Ortsbesitz, weil dem Angreifer wegen der großen Entfernung nach dem eigentlichen Rußland die Möglichkeit fehlte, den Russischen Staat entscheidend zu treffen. So wenig auch hiernach die Bedeutung der passiven Aufgaben der Festungen verkannt werden soll, wichtiger dürften für die große Kriegführung doch die aktiven sein, und deshalb gebührt ihrer Berücksichtigung beim Ausbau der Landesbefestigung, wie schon hervorgehoben, die ausschlaggebende Rolle. Es ist nicht ganz ohne Bedeutung, das festzuhalten, denn allzuleicht wird neben der Rücksicht auf die taktisch stets defensiven Aufgaben der Festungsanlagen der eigentliche strategische Zweck der Festung vergessen. Die Verteidigung hat den Ortsbesitz zu sichern, und dieser Aufgabe dienen die Festungswerke, die Festung als Ganzes aber mit ihrer Besatzung dient im Rahmen der Gesamtoperationen weitergehenden Zwecken.

Es ist von hoher Bedeutung, daß sich der heutige Feldherr über die Unterstützung, die er von den eigenen Festungen zu erwarten hat, völlig klar ist, und daß er sich nicht scheut, diese auf das äußerste auszunutzen. Wir können im Zukunftskriege nur siegen, wenn wir keinen Vorteil aus der Hand lassen. Der Feldherr, der diese Seite der Kriegführung beherrscht, wird auch in der Lage sein, den Einfluß, den die feindlichen Festungen auf die eigenen Operationen ausüben müssen, richtig einzuschätzen und richtige Gegenmaßregeln zu treffen. Vorbildlich bleibt uns dafür das Handeln der Deutschen Heerführung im August 1870.



Napoleonische Erinnerungen in der modernen Französischen Operationslehre.

Von

Franz Endres,

Oberleutnant im Königlich Bayerischen Infanterie-Leibregiment.

Einleitendes.

Die eigentümliche Erscheinung, daß Napoleon keine Schule gemacht hat, tritt deutlich schon zu seiner Zeit bei seinen Marschällen zutage. Die systematische Bevormundung, die der Kaiser seinen Generalen zuteil werden ließ, ist hierfür nicht der einzige Grund. Die Natur des Kaisers brachte das von selbst mit sich, diese völlig unpädagogische Natur, die einem von Bonnal geprägten Gesetze zu folgen scheint: „Quand un tel homme préside aux destinées d'un grand pays il accomplit de grandes choses — une épopée — mais il passe comme un méteor et ne laisse derrière lui que d'épaisses tenèbres.“*)

Eine Fortsetzung findet diese Erscheinung in der Tatsache, daß die Lehren Napoleons in Frankreich erst sehr spät in den Bereich ernsthafter Studien gezogen wurden. Alle modernen Französischen Schriftsteller sind sich darüber einig, daß Frankreich die großen Lehren des Kaisers vergessen habe und deshalb vergessen habe, weil man für seine Kriegführung sich nicht interessiert, seine Schriften nicht gelesen habe, und erkennen an, daß Deutschland, durch Clausewitz methodisch geschult, im Verständnis Napoleonischer Kriegführung 1870 einen Vorsprung hatte.

Die jahrzehntelange Nichtachtung des großen Lehrmeisters liegt in einem politisch so empfindlichen Lande wie Frankreich offenbar darin, daß man die Kriegslehre und die kriegerische Persönlichkeit nicht vom politischen System und der politischen Persönlichkeit zu trennen vermochte. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als man politisch freier wurde und Napoleon allmählich die ruhige Größe einer historischen Persönlichkeit erlangte, da begann auch in Frankreich ein eifriges Verarbeiten seiner Lehren. In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verkleinerte man Napoleon in jeder Hinsicht in Frankreich,

*) Bonnal „La manœuvre d'Jéna“. Paris 1904.

unter Louis Philippe änderte sich die Tendenz, um unter Napoleon III. in eine maßlose Vergötterung auszuarten. Diese Vergötterung rief jedoch kein ernstes militärisches Studium hervor. Nach 1870 erfolgte wiederum eine Zeit heftiger Bekämpfung der „Napoleonlegende" und um das Jahr 1887 eine erneute Umkehr und mit ihr der Beginn kriegswissenschaftlicher Behandlung der Epoche. Um die Wende des 20. Jahrhunderts und heute noch keineswegs völlig abgeschlossen, bildete sich in Frankreich eine Operations- und Schlachtlehre heraus, die das praktische Ergebnis kriegsgeschichtlicher Studien der Napoleonischen Epoche darstellt.

Wie ein Motto über all dem unendlich Vielen, was die modernen Franzosen (wir sind in Deutschland nicht besser als sie) schreiben, klingen die Worte Camons: „C'est à Napoléon que les militaires devront sans cesse revenir comme les peintres à Michel-Ange . . ."

Es bleibt zunächst festzustellen, daß eine kriegsbrauchbare Theorie sich nur auf der Grundlage streng wissenschaftlicher Kriegsgeschichtschreibung aufstellen läßt, daß aber naturgemäß gerade in dieser Quelle auch die Fehler ruhen, die dem Ergebnis schaden können. Wir wollen sie folgendermaßen gruppieren:

a) Fehler der Tatsachenforschung.
b) Falsche Schlußfolgerungen auf Grund richtiger Tatsachenforschung.
c) Anfechtbare Anwendung richtiger Ergebnisse auf moderne Verhältnisse.

Die große Verschiedenheit der Ergebnisse Deutscher und Französischer Forschung über die bleibenden Elemente Napoleonischer Heerführung haben Bonnal zu folgendem radikalen Satze veranlaßt: **„Le cerveau d'un Allemand diffère du cerveau d'un Français"**. Wir haben daher nicht die geringste Hoffnung, einen Franzosen zu überzeugen, wir wollen in folgendem aber manches Französische Urteil unseren Deutschen Lesern als beachtenswert vor Augen stellen und uns von vornherein und mit voller Deutlichkeit in einen Gegensatz zu derjenigen Deutschen Forschung stellen, die in Napoleon nur einen „antiquierten" Methoden folgenden General sieht, die sogar sein Genie anzweifelt und kurzerhand resümiert, daß von ihm heute nichts mehr zu lernen sei. Wir wollen ehrlich gleich am Anfang bekennen: „Übertroffen hat den großen Feldherrn noch niemand".

Allgemeines.

Es ist ohne weiteres klar, daß die wenigen großen Gesetze der Kriegführung, die Napoleon wie alle großen Generale befolgt haben, ewig wahr bleiben. Sie bei Napoleon durchgeführt zu sehen mit den Massen-

heeren, wie sie die Gegenwart kennt und die der modernen Strategie ihr charakteristisches Gepräge geben, macht das Studium der Napoleonischen Kriege lehrhaft und der Erfahrung nutzbar.

Es erscheint jedoch gefährlich, alle Einzelheiten Napoleonischer Strategie und Schlachtleitung heute noch bei veränderter Organisation und Bewaffnung der Heere, bei veränderten Kriegsschauplätzen und bei dem gewaltigen Umschwung, den die Technik des 19. Jahrhunderts mit sich gebracht, einfach wörtlich nachzuahmen. Namentlich gilt dies für taktische Schlachtprobleme. Auf diesem Gebiete tobt in Frankreich ein ähnlicher Literaturkampf, wie er bis vor wenigen Jahren bei uns in der bekannten Fehde Schlichting-Scherff zu verzeichnen war. Ebenso gefährlich erscheint es uns, ein Genie — wie Napoleon es unzweifelhaft war — zu systematisieren. Der Inbegriff des Genies ruht ja doch im freien Schaffen im einzelnen Fall. System ist tote Form, Methode ist Handwerkzeug. System und Methode sind nicht a priori da, sondern das Genie ist a priori da. Es ist so wie es ist, und Epigonen bilden sich die stolze Hoffnung, es in Systeme bringen zu können! Vergeblicher Wahn! Es wäre hinreichend, über dies Gebahren nur zu lächeln, wenn es nicht so große Gefahren mit sich brächte, Gefahren, vor denen man nie genug warnen kann. Wir können zufrieden sein, daß Frankreich noch viel mehr Systematiker in seinen Reihen zählt als wir, daß seine Literatur noch mehr als die unsrige an der Form hängt und da rubriziert, wo sie den Stil erkennen sollte.

Bei den Franzosen spielt wohl eine Rasseeigentümlichkeit mit. Ich berufe mich auf Bonnal, der schreibt, der Französische Charakter habe eine tendance à s'arrêter à la forme plus qu'au fond. Bonnal ist übrigens ein zweiter Minos von Kreta mit diesem Ausspruch. So verfallen die Franzosen noch mehr als unsere Literatur in den Fehler, Napoleons und Moltkes Operationsmethode als gegensätzlich zu bezeichnen — und der gallischen Leidenschaftlichkeit entsprechend überschreiten sie in heftigsten Erörterungen nur zu oft den Rahmen ruhig-sachlicher Kritik. Es gibt kein abgeschlossenes System der Operationslehre. Alle Systeme großer Künstler sind nach ihnen entstanden und bilden meist recht entbehrliche Hilfsmittel für ihr Verständnis — niemals aber Brücken in das Gebiet kongenialer Leistung. Nun sind die Feldherren Künstler — reine Künstler, und wenn wir aus irgend einer Kunst eine Wissenschaft machen, so werden unsere Ergebnisse dieselbe merkwürdige Gestalt annehmen, wie so viele Arbeiten Französischer Militärschriftsteller.

Unschwer nachzuweisen ist die Tatsache, daß Napoleon die moderne Kriegführung eröffnet hat. Allerdings nicht 1796, sondern 1805 und nicht, wie oft zu hören ist, durch die Entdeckung des Vernichtungsprinzips,

sondern durch die Art und Weise der Durchführung dieses uralten Prinzips mit den Massenheeren des Kaisertums. Diese Massen führten naturgemäß zu neuen strategischen Formen, zu einer veränderten Beurteilung von Raum und Zeit, kurz zu einer Veränderung der Form des Krieges. Wir können den Franzosen recht geben, wenn sie sagen: „Dieser Napoleonische Krieg ist der moderne Krieg“. Nur ihrer Anschauung, daß der Krieg damals schon ein nationaler war, muß entgegengetreten werden. Das „Volk in Waffen“ ist eine nachnapoleonische Erscheinung und unterscheidet sich beträchtlich in seinem nationalen Charakter und seinen ethischen Grundlagen von der grande armée Napoleons.

Der strategische Aufmarsch.

Wenn von den Franzosen Napoleonische Aufmärsche besprochen und teilweise als Ideal hingestellt werden, dem die moderne Zeit nacheifern soll, so wird dabei meist vergessen, daß ein Übergang der gesamten Armee vom Friedens- auf den Kriegsfuß, wie es heute nötig ist, bei Napoleon nie in diesem Maße stattfand. 1805 war die Armee schon vor ihrem Abmarsch nach dem Rhein an der Küste nahezu fertig. 1806 lag sie in Unterkunft in Süd- und Westdeutschland und bedurfte doch nur geringer Vorbereitung. Ähnliche Verhältnisse zeigen auch die späteren Feldzüge. Daraus erklärt sich zum Teil, daß der Napoleonische Aufmarsch von vornherein eine freiere erste strategische Bewegung ist, als der moderne, auf das Bahnnetz angewiesene Aufmarsch. Die Rolle, die heute die Zeit spielt, spielte sie bei Napoleon noch nicht in dem Maße, wenngleich 1809 uns hier fast unrecht gibt. Die Franzosen erkennen diese moderne Bedeutung der Zeit im Gegensatz zu der Epoche Napoleons an.

Als Ganzes betrachtet können heute Heeresaufmärsche nicht mehr örtlich überraschend wirken, bei der Gleichartigkeit der Leistung in der Mobilmachung vielleicht nicht einmal mehr zeitlich. Wenn die Franzosen den ganzen Heeresaufmarsch zu einer Überraschung für den Feind machen, also statt Linienausnutzung und dementsprechend breite Front ihre Kräfte durch den Transport schon massieren wollen, so werden sie wohl zeitlich mehr verlieren als sie dynamisch — wollen wir einmal sagen — gewinnen. Mit Heeresgruppen läßt sich das wohl machen, aber nicht mit dem Heer als solchem.

Auf den offiziellen Französischen Aufmarsch haben diese literarischen Pläne keinen Einfluß. Er ist wohl sorgfältig vorbereitet, auf die Leistungsfähigkeit der Bahnen basiert und Deutschem Vorbild im Prinzip nachgebildet. Da man Moltke, der als Lehrer hierbei mehr in Betracht kommt als Napoleon, nicht gerne erwähnt, gibt Bonnal dem Französischen Heeresaufmarsch das Napoleonische Motto: „Tout ce qui n'est pas profondément médité dans ses détails, ne produit aucun résultat“.

Es ist sicher, daß Napoleonische Aufmarsch t e c h n i k heute nur mehr historisches Interesse hat. Ganz vergeblich bemüht sich Camon, den Aufmarsch Napoleons 1800 mit modernen Verhältnissen in Verbindung zu bringen. Es ist das aber gar kein A u f m a r s c h, sondern lediglich eine neue G r u p p e, die auf einem bereits bestehenden Kriegsschauplatz in eine fertige strategische Lage einrückt. Heute würde Melas sehr bald Kenntnis von ihr haben. Überdies ist das Ansetzen dieser Gruppe auf die Verbindungen Melas', das Camon als Vorbild anpreist, in dem Augenblick ein Fehler, als Napoleon bei Turin Melas nicht angreift, sondern auf Mailand abrückte.*)

Wenn, um nur noch ein Beispiel anzuführen, Preußen seit dem 9. August 1806 mobil macht und Napoleon am 5. September noch schreiben kann: „Les nouvelles circonstances de l'Europe me portent à penser sérieusement à la situation de mes armées" oder wenn 1809 ein total verfahrener Aufmarsch sich so wenig rächt, daß er in ein paar Tagen durch das Eingreifen Napoleons wieder ausgeglichen erscheint, so erkennen wir darin eine Langsamkeit der gegnerischen Kriegführung, die jede Ausnützung dieser Erfahrungen für heutige Verhältnisse ausschließt. Trotzdem spielen Napoleonische Aufmärsche in Frankreich die größte Rolle bei der Kritik über eigene und fremde Aufmärsche der jüngsten Kriegsgeschichte; sie dienen als Muster, an denen diese ihrem Werte nach gemessen werden. Oft wird dabei mit der geschichtlichen Tatsache etwas willkürlich umgesprungen. Ein besonders lehrreiches Beispiel bieten die Erörterungen Bonnals über den Deutschen Aufmarsch 1866. Sie enthalten in gedrängtestem Auszug folgendes:

Die zersplitterte Aufstellung der Preußischen Armee in einzelnen Armeekorps ist grundfalsch. Der Preußische Generalstab war nicht fähig genug, auf die Idee zu kommen, daß die Österreicher sich in eine mächtige Zentralstellung bei Prag setzen und von hier aus auf der inneren Linie operieren konnten.**) Bonnal macht es sich ganz leicht mit einer Erklärung: „L'esprit de la guerre napoléonienne n'était pas assez développé au grand état major général de 1866". Die Absicht, aus einem 450 km breiten Aufmarsch sich am Feinde zu vereinigen, sei ein entscheidender Fehler gewesen. Als Vorbild hätte dienen sollen der Aufmarsch Napoleons 1812. Dementsprechend wäre der ideale Preußische Aufmarsch gewesen:

---

*) Das gibt selbst Bonnal zu in seinem interessanten Buch „De Roßbach à Ulm". Paris 1903.

**) Wie Moltke seinen Aufmarsch als Notbehelf ansieht, vgl. Moltke „Korrespondenz 1866", Nr. 76 und „Denkwürdigkeiten", I, S. 28. — Bonnal ergeht sich in seinem Buch „Sadowa" in häßlichen Schmähungen gegen Moltke, desto merkwürdiger ist eine Stelle in seinem Buche „La manœuvre de St. Privat", I, S. 73, wo er schreibt, Moltke sei der „premier homme de guerre du XIX. siècle après Napoléon".

1. Elb-Armee (als armée de couverture) bei Torgau,
2. Hauptarmee (als masse offensive): IV. A. K. mit fechtenden Truppen im Raum Bunzlau—Löwenberg—Friedberg—Jauer; I. A. K. als Heeresavantgarde bei Görlitz,
3. Linker Flügel (armée de couverture): zwei Armeekorps bei Strehlen.

Diese Versammlung entspräche dem Grundsatz Napoleons: „Il ne faut pas que la période des rassemblements puisse être troublée par une offensive anticipée de l'adversaire".

Die weiteren Maßnahmen dieser Bonnalschen Armee entsprechen aber nun keineswegs dem, was der Strategie Napoleons zu einer so niederschmetternden Gewalt verhalf — ich meine der operativen Initiative à tout prix. Bonnal bespricht die Möglichkeiten: a) Daß die Österreicher von Olmütz in Schlesien einbrechen, b) daß sie sich in Böhmen versammeln, c) daß sie sich in Schlesien versammeln. Für alle diese Fälle weiß er geeignete Gegenmaßregeln. Aber es sind — operative Nachzüge. Daß die Preußische Armee etwas tun muß, bevor es sich entschieden hat, was der Feind tut, davon spricht Bonnal nicht. Und darin liegt die Bedingtheit seiner Vorschläge. Moltke handelt, mag seine Form wenig napoleonisch sein, im Geiste ungleich napoleonischer, als die förmlich treu nachgebildete Armee Bonnals.

Die Französischen Erwägungen über 1866 sind lediglich ein Beispiel der kritischen Methode unter Verwendung Napoleonischer Gesetze. Der beschränkte Raum verbietet, weiter auf sie einzugehen. Allen haftet der Nachteil an, daß sie gegebene Situationen in nachträglich gemachte Gesetze einspannen wollen. Demgegenüber muß immer wieder festgestellt werden: Zuerst war die Tat, dann das Gesetz. Jeder Fall kann und darf nur für sich betrachtet werden, wenn es sich darum handelt zu sagen, ob ein Entschluß richtig oder falsch war. Das Urteil des Kritikers ist dann rein subjektiv, aber das ist wertvoller als jenes Kokettieren mit Objektivität, indem ein selbstgefertigtes Gesetz zur Richtschnur strategischer Handlungen gemacht wird.

Es ist klar, daß während oder gleich nach dem Aufmarsch der Heere Verschiebungen einzelner Gruppen je nach dem sich bildenden Urteil über die Gesamtlage notwendig werden. Dies vollzieht sich heute schneller als vor Zeiten, überraschender aber nur, wenn eine drakonische Zensur gelingt. Die Öffentlichkeit wird zum entscheidenden Unterschiedsmerkmal zwischen heute und damals. Ganz richtig zieht die Französische Literatur die Lehre, daß die enormen Anstrengungen der Napoleonischen Versammlungsmärsche auch heute noch an unsere Truppen gestellt werden, daß sie doppelt erschöpfend wirken, da sie von Massen noch nicht einmarschierter und den militärischen Verhältnissen entwöhnter Menschen

geleistet werden sollen. Auch Störungen des Aufmarsches können besondere Anstrengungen mit sich bringen. Die Gewaltmärsche der Franzosen 1806 scheinen mir jedoch selbstverschuldet und infolge zu später Befehlsgebung entstanden zu sein und kein Napoleonisches Prinzip darzustellen, wie Bonnal an Jena nachzuweisen versucht. Jedenfalls ist das theoretische Endergebnis der Französischen Forschung richtig: Sie verlangt härteste Friedensschule, um dem Reservisten das Bewußtsein der Leistungsfähigkeit mitzugeben. Die Praxis zeigt jedoch das klarste Gegenteil. Die Anforderungen, die an die Truppen in den Manövern gestellt werden, sind in Frankreich außerordentlich gering. Jeder Regenschauer gewinnt Einfluß auf die Dauer der Übungen. Nichts erinnert an die Märsche und Leistungen Massénas 1809 und der Garde 1813. Die Theorie verliert aber unseres Erachtens nach ihre Daseinsberechtigung, wenn ihre richtigen Ergebnisse sich nicht in die Praxis übertragen.

Zusammenfassen können wir das Urteil der Französischen Literatur in der Aufmarschfrage — wenigstens das Urteil der Gemäßigten — mit den Worten Bonnals, die in starker Kürzung folgendes ergeben:

1. Die Versammlungsmärsche Napoleons sind durch Eisenbahntransporte ersetzt.

2. Nach dem Aufmarsch gilt auch heute noch das napoleonische Vorbild: „On n'a jamais égalé Napoléon sous le rapport de l'utilisation de l'homme et du cheval en grandes masses, durant la période qui précède la décision".

3. „Un dispositif de réunion dans l'esprit napoléonien contient en germe la manœuvre préparatoire à la première grande bataille".*)

Dieser letzte Gedanke führt uns zum Operationsplan hinüber.

Der Operationsplan.

Der Operationsplan Napoleons war, dem genialen Empfinden des Kaisers entsprechend, stets durchaus einfach. In dieser Einfachheit und in der Konsequenz der Durchführung, die nie zur Starrheit wurde, sondern, ohne sich selbst zu verlieren, doch elastisch blieb, liegt für den Sachverständigen das Große. Für die Masse allerdings hat nur das Komplizierte einen Reiz, und nur das Mystische erregt Bewunderung. Napoleon hat die Menschen genau gekannt, und weil er darauf angewiesen war, Reklame bei den Massen zu machen, hat er bewußt Operationspläne nachträglich der Mitwelt erzählt, die er nie gehabt hat, und mit geschickter Hand das Gebäude seiner eigenen Legende aufgerichtet.

*) Diese Sätze sind verschiedenen Werken Bonnals entnommen.

Es ist eine bedeutsame Erscheinung, daß selbst geistvolle Forscher dieser groß angelegten Mystifikation zum Opfer gefallen sind,*) und so kann es nicht wundernehmen, wenn auch die Französische Militärliteratur sich noch keineswegs ganz von der Legende freigemacht hat.**) Bei der Neigung, alles Napoleonische für heute zu verwerten, ist das nicht ohne Bedeutung. Napoleon geht so weit, daß er die von ihm selbst erfundenen Legenden noch während der Operation zu politischen Zwecken ausbeutet. So klagt er am 12. Oktober 1806 über spärliche Nachrichten. Er ist sich ganz und gar nicht über den Feind im klaren und schreibt doch im selben Augenblick an Talleyrand: „Les affaires vont ici tout à fait comme je les avais calculées, il y a deux mois à Paris, marche par marche, presque évènement par évènement. Je ne me suis trompé en rien".

Plumper kann man nicht lügen! Aber es galt von jeher: mundus vult decipi. Für das ergo decipiatur hat Napoleon mit innerem Vergnügen gesorgt.

Die Nachahmung Napoleonischer Operationspläne in der modernen Französischen Literatur ist keine so offen am Tage liegende, aber bei einer Zusammenstellung alles dessen, was von Französischen Schriftstellern über „Operationsplan" geschrieben wurde, fiel uns auf, daß das Schwergewicht mehr auf der Art der ursprünglichen Fassung liegt und nicht hinreichend betont wird, daß es viel weniger auf die Vorzüglichkeit des Planes, als auf die Art seiner Durchführung ankommt. Man beschäftigt sich in Frankreich zu viel mit den nachträglichen Plänen Napoleons. Man verwertet zu viel seine Memoiren, ein Werk ohne jeden strategisch-kritischen Wert, das eine ernsthafte Forschung nie und nimmer als Eideshelfer verwenden darf. Weiterhin ist zu bemerken, daß meist eine scharfe und richtige Kritik an historischen Operationsplänen geübt wird, daß aber die positiven Leistungen der Französischen Literatur — eigene Pläne — meist die Kritik noch weit mehr herausfordern als die historischen. Kritik ist eben Wissenschaft, Neuschöpfung ist Kunst! Ein typisches Beispiel ist Bonnals Besprechung der Französischen Operationspläne 1870, wie sie kurz vor dem Kriege von Frossard und Ducrot ausgearbeitet worden waren. Meisterhaft wird Frossards Plan an der Hand Napoleonischer Grundsätze als ein Rückfall in die methodische Kriegführung und Stellungsreiterei des 18. Jahrhunderts bezeichnet. Die Verzettelung der Streitkräfte wird mit den Worten zurückgewiesen: „Que toutes nos forces

*) Z. B. Thiers bez. Ulm, Sybel bez. Marengo, Ulm und Jena. Vgl. auch Bourienne „Mémoires", IV, S. 150.

**) Besonders Camon.



soient en ligne et combattent à la fois en une masse. C'est le seul moyen d'obtenir la victoire".*)

In gleicher Weise wird Ducrots Plan mit Napoleonischen Maximen bekämpft. Ducrot wollte die bekannte große Französische Offensive mit politischen Nebengedanken nach Süddeutschland hinein. Bonnal weist schlagend nach, daß: 1. der Plan rein strategisch den Keim des Mißlingens in sich trage, 2. der Plan politisch keinen Erfolg haben könne, 3. der Plan gegen das Prinzip Napoleons verstoße: am entscheidenden Punkt — und das sei auch hier die Pfalz — überlegen zu sein. Für die 90 000 Süddeutschen, die man im besten Falle den Preußen entziehe, brauchte man 150 000 Franzosen, um die man am entscheidenden Platz schwächer sei. Wir erkennen zweifelsfrei die wohltätige Wirkung der klaren Gedanken Napoleons auf die Kritik.

Sobald nun aber Bonnal mit seinem eigenen Plan, den er den „plan logique" nennt, hervortritt, wird er unverständlich. Wieso die von ihm vorgeschlagene sofortige Offensive der Friedensarmee in der Pfalz, die einem kleinen anfänglichen Erfolge zuliebe die gesamte feste Fügung der Armee in Frage stellt und mit einem rettungslosen verwirrenden Rückzug enden muß, ein napoleonischer Gedanke sein soll, ist unerfindlich. Mit Ausnahme dieser und einiger anderer unglücklicher positiver Versuche muß aber anerkannt werden, daß die Französische Operationslehre t h e o r e t i s c h klar erkennt, worauf es Napoleon ankam: Die feindliche Hauptmacht muß geschlagen werden. Damit lösen sich alle Nebenaufgaben von selbst, und es erfüllen sich von selbst alle sonstigen Wünsche. Dieses Schlagen muß nach dem Muster Napoleons 1813 selbst in der strategischen Defensive versucht werden, eine Form, die man übrigens nur gezwungen annehmen wird. — Das sind jedenfalls gesunde Ergebnisse historischer Forschung.

Die strategische Offensive.

Napoleon hat einmal zu seinen Generalen in Witebsk gesagt: „Mon plan de campagne c'est une bataille et toute ma politique, c'est le succès".

Einfacher und deutlicher kann man sich wohl nicht ausdrücken. Jeder Feldzug Napoleons zeigt uns das Bestreben, in kurzen, gewaltigen Schlägen die Entscheidung zu suchen. Die Schlacht — möglichst rasch, auf möglichst entscheidender strategischer Grundlage, unter möglichst ungünstigen Bedingungen für den Gegner; das ist das punctum saliens aller Pläne des Kaisers. Dieser Gedanke ist nun in die Französische

*) Zu diesem und folgendem: Bonnal „Préparation stratégique des actes décisives." 2e Partie. Guerre de 1870. Paris 1893.



Operationslehre übergegangen und bildet ihre bedeutsame Grundlage. Wir dürfen überzeugt sein, in einem Zukunftskriege einen Gegner zu finden, der die Entscheidung mit allen Mitteln sucht.

Nur Camon geht seine eigenen Wege. Er verschließt sich dem Einfachen und Großen des Kaisers und konstruiert, in wenige Worte zusammengefaßt, folgendes System Napoleons: Hat der Kaiser die Überlegenheit, so ist die Operation auf die rückwärtigen Verbindungen des Gegners sein einziger Plan. Dieser Plan läßt ihn bewußt die Schlacht vermeiden, weil er sie dem durch die Macht des Manövers schon nahezu vernichteten Gegner gegenüber nicht braucht. Hat aber Napoleon die Überlegenheit nicht, so operiert er aus einer **„position centrale“.***) Wir können uns darauf beschränken, das Urteil über dies „konstruierte System“ unseren Lesern zu überlassen. Wie kann man es unternehmen, einen Napoleon mit solchen Schlagworten abzutun! Gerade das Reichhaltige seiner strategischen Mittel, das immer wieder Überraschende seiner Erfindung haben ihm immer wieder Siege gebracht.

Die Kühnheit Napoleonischer Operationen bringt eine Reihe Französischer Schriftsteller zu interessanten Versuchen, die Möglichkeit solcher Kühnheit in der Gegenwart nachzuweisen. Mit einer gewissen Scheu vor dem Genie und vor dem so lange treu gebliebenen Soldatenglück Napoleons erscheint bei der Besprechung schwierigster Situationen oft die Frage: „Hätte Napoleon hier eine besonders kühne Lösung gewagt?“ und darauf die Antwort: „Der Plan ist eigentlich zu gefährlich, aber Napoleon hätte ihn vielleicht doch so gefaßt“. — „Warum?“ — „Weil es eben Napoleon war!“**)

Das ist psychologisch interessant. Trotzdem die Franzosen sich stark von selbstgefertigten Systemen beengen und bedrängen lassen, so müssen sie doch hier und da gestehen, daß gewisse Taten des Genies sich nicht in Gesetze bringen lassen, auch keine Gesetze erzeugen, sondern Einzelerscheinungen mit allem Glanz des „Nur einmal Geschehenen“ sind, deren kausaler Zusammenhang dem menschlichen Ermessen nicht lösbar ist. Hier muß jede Einwirkung auf eine operative Lehre von selbst aufhören.

Der strategische Vormarsch.

In der Frage operativer Vormärsche stehen sich heute in Frankreich zwei Anschauungen scharf gegenüber. Die eine — stark unseren Deutschen

*) Camon „La guerre napoléonienne“. Paris 1903, 1907. — Camon befindet sich in heftigstem Widerspruch zu den meisten andern Schriftstellern. Wir können hier auf sein Werk nicht weiter eingehen, weil wir sonst den ganzen Aufsatz zu einer Streitschrift „wider Camon“ ausgestalten müßten, was wir nicht beabsichtigen.

**) Neben vielen anderen Stellen besonders Bonnal „La manœuvre de St. Privat“ I, S. 19.

Anschauungen sich nähernd — betont die Notwendigkeit und die Vorteile breiter Fronten. Ihr Vertreter ist in erster Linie Keßler.*) Er sagt: „Die alte Regel: vereint schlagen und getrennt marschieren ist heute wahrer als je". Genau das Gegenteil spricht Bonnal aus: „Mit Eintritt der Eisenbahnen ist der alte Spruch: getrennt marschieren, vereint schlagen, hinfällig geworden". Bonnal gehört zu den Vertretern jener andern Richtung, die breite Fronten für unfähig halten, Richtungsveränderungen vorzunehmen, und Napoleons Wort für sich in Anspruch nehmen: „La victoire appartient aux armées qui manœuvrent". Um zu manövrieren, bedürfe man aber schmaler tief gegliederter Armeen. Das „bataillon carré" von 1806 ist ihre Losung. Begeistert ruft Gilbert**) aus: „Le carré, c'est à dire la réunion des forces, l'ordre profond, l'ordre de manœuvre!"

Wenn wir zu diesen beiden Anschauungen Stellung nehmen wollen, müssen wir die Untersuchung nach zwei Gesichtspunkten ordnen: 1. Ist Napoleon tatsächlich immer so eng marschiert, daß sich daraus ein Prinzip entwickeln ließe? (Historisch-kritische Untersuchung.) 2. Können wir — ganz abgesehen davon, wie unsere Antwort auf 1. lautet — heute das Marschieren in engster Konzentration als Regel anwenden? (Strategisch-kritische Untersuchung.)

Die historisch-kritische Untersuchung ist uns wesentlich erleichtert durch die eingehenden Arbeiten Freytag-Loringhovens und von Kraus, die einwandfrei nachweisen, daß Napoleon aus Prinzip nie eng marschiert ist. Wir können dem Satze eines Bayerischen Kenners der Kriegsgeschichte beistimmen:***) „Wer sich die Mühe nahm, Napoleonische Operationsfronten mit dem Zirkel in der Hand zu betrachten, der wird . . . . nie im Zweifel gewesen sein, daß auch dem Kaiser Napoleon . . . jeder brauchbare Straßenzug willkommen war, um korpsweise d. h. . . . in breiter Front zu marschieren". Der Hinweis auf die bekannten Deutschen Autoren enthebt uns der Aufgabe, zahlenmäßige Beweise zu bringen.†) Wie sehr auch in Frankreich das Prinzip Napoleons in seiner Existenz bezweifelt wird, geht aus verschiedenen Äußerungen hervor. Es ist mehr der Gedanke, daß das carré operative Sicherheit verleiht, der den Wunsch rege macht, nun in Napoleon eine historische Hilfe zu suchen. So schreibt Keßler von den carré-Anhängern: „ils prétendent trouver

*) Keßler „Tactique des trois armes". Paris 1902.

**) G. G. „Sept études militaires". Paris 1893. Ähnliche Stellen finden sich bei Bonnal „Manœuvre d'Jéna" und ganz besonders in Rousset „Les maîtres de la guerre".

***) Wenninger „Kriegsgeschichtliche Legenden und ihre Auflösung durch die neueste Forschung". München 1904.

†) Vgl. auch den Aufsatz des Verfassers in „Jahrbüchern für Armee und Marine". Januar/Februar 1910.

des formules empiriques, des dispositifs infaillibles pour donner le succès".

Es ist die alte Idee des Kampfes zwischen Geist und Form, und warnend ruft ein anonymer Schriftsteller in der „Revue de deux mondes" aus, man imitiere Napoleon rein schematisch.

Die theoretischen Folgerungen sind von Langlois in seinem bekannten Buche „Consequences tactiques" in die Praxis übersetzt worden. Die Armee Langlois' bewegt sich der Behauptung nach napoleonisch, tatsächlich aber wird von vornherein außer acht gelassen, daß bei Napoleon die enge Versammlung das Ende der strategischen Bewegung und der Beginn der taktischen Handlung war,*) während Bonnal, Langlois u. a. m. die enge Versammlung als strategisches Bewegungsmittel und in ihrer Begeisterung noch dazu für ein höchst bequemes ansehen. Napoleon ist an all dem zum großen Teil selbst schuld: Er hat immer geschrieben, wie er seine Massen zusammenhalte und mit ihnen alles niederwalze, so daß nach einer geistreichen Äußerung des oben genannten Bayerischen Militärschriftstellers „man sich den Kaiser gar nicht mehr anders vorstellte, als an der Spitze eines mächtigen Carrés querfeldein durch Europa ziehend".

Wir wollen nun ganz absehen von dieser historischen Richtigstellung, nur uns vorrechnen, wie eine heutige Armee, die ebenso marschiert wie die Napoleonische 1806, aussehen würde. Bei der Herübernahme Napoleonischer Marschdispositionen in moderne Verhältnisse wird nur so häufig vergessen, daß die Marschlängen der Armeekorps von 1806 sich in gar keinem Verhältnis zu denen moderner Armeekorps befinden. Es war 1806 die Summe aller Fahrzeuge der ganzen Armee 2805, also nur wenig mehr als die Zahl der Fahrzeuge eines Deutschen Armeekorps beträgt. Die Napoleonischen Armeekorps von 1806 würden heute die enorme Summe von über 15 800 Fahrzeugen mit und nach sich führen. Auf der Straße Bayreuth—Gera würde heute eine Kolonne von 117 km Länge marschieren. Auch Moltke hat in einem Entwurf vom 16. November 1867 einen ähnlichen, noch engeren Vormarsch von 250 000 Mann für einige Tage geplant. Für wenige Tage ist er wohl möglich, aber auf die Dauer einfach unmöglich, und jedes theoretische Spielen mit derartigen operativen Schachsteinen ist eben .... ein Spielen.

Das Langloissche Buch kümmert sich nicht um Verpflegung und Munitionierung seiner Armee. Wenn man Soldaten hat, die nichts essen und keine Patronen verschießen, dann kann man alles machen.

*) Nicht einmal das immer. Denn auch Napoleon hat eine Reihe konzentrischer Operationen mit Vereinigung auf dem Schlachtfeld durchgeführt.



Man muß aber, wie Moltke sagt, nicht mit Wünschen, sondern mit gegebenen Größen rechnen. Auch das Französische Generalstabswerk macht sich nicht frei von einer gewissen leichten Behandlung dieser Frage. Es schlägt z. B. der Französischen Heeresleitung am 2. August 1870 folgende Operation vor: „Die fünf Armeekorps der Rhein-Armee sind gegen die Saar vorzuführen. Am 3. August schlagen sie die Erste Deutsche Armee, verfolgen sie mit einem Armeekorps, senden ein Armeekorps an die Ausgänge des Haardt-Gebirges, machen mit den übrigbleibenden drei Armeekorps kehrt und fallen in vier Tagemärschen über die Vogesen der einstweilen von Mac Mahon aufgehaltenen Deutschen Dritten Armee in die Flanke". Abgesehen von anderen Unmöglichkeiten, deren Besprechung hier den Rahmen überschreiten würde, muß man sich nur die rückwärtigen Verbindungen dieser Armeekorps mit dem vollen Betrieb der Kolonnen und Trains nach einer großen Schlacht (am 3. August) vorstellen, um zu erkennen, daß von einer napoleonischen „rapidité" der Operation keine Rede sein kann.

Auch nur äußerlich auf der Grundlage Napoleonischer Lehre ist der Plan Bonnals, der, um die langsamere Französische Mobilmachung auszugleichen, mit einer gewaltigen Heeresvorhut auf Friedensfuß in der Deutschen Pfalz einbrechen will, während weiter rückwärts die Kriegsarmee aufmarschiert. Die offensive Heeresvorhut hat natürlich keine Trains und Kolonnen. Das bekümmert aber Bonnal nicht: „Les convois on pouvait les créer avec de l'argent". Bonnal spricht hier napoleonischen Improvisationen das Wort. Mit welchen enormen Schwierigkeiten aber die im Vergleich zu heute nur mittelgroßen Heere Napoleons kämpften und wie Napoleon selbst eingesteht, daß nur seine dauernden raschen Erfolge ihn vor großem Unglück bewahrt haben, das sagen uns die Franzosen nicht. Wenn Bonnal bemerkt: „Il faut energiquement réagir contre l'idée qu'on ne peut entrer en campagne, que si tous les éléments prévus sont arrivés, que si chaque homme a son complet de guerre," so können wir nur wünschen, daß in einem Zukunftskriege auch die Französische oberste Heeresleitung diesem Gedanken huldigt.

Mit vollem Recht betonen die Franzosen das große Übergewicht, das Napoleon vor seinen Gegnern hatte, dadurch, daß er prinzipiell und in erster Linie vom Lande lebte. Sie vergessen aber, daß das damals eine Anschauungs-, heute eine Möglichkeitsfrage ist. Aus dem Prinzip: „Vom Lande leben" darf man nicht die Folgerung ziehen: „also keine Rücksicht auf die rückwärtigen Verbindungen". Bei den heute noch gewaltig gesteigerten Massen unserer Heere und bei dem zunehmenden Importbedürfnis Mitteleuropas an Landprodukten gibt es eben für das „Vomlandeleben" eine Grenze. Und selbst wenn die Mittel im

Lande sind, so kostet es Zeit, sie herauszuziehen, gerade die Zeit, die man bei „manœuvres rapides“ usw. nicht zur Verfügung hat. Zudem ist die Frage des Munitionsersatzes heute eine ungleich wichtigere und schwierigere als damals. Erbeutete Bestände sind wertlos und die damals fast mit feldmäßigen Mitteln mögliche Anfertigung von Geschossen und Papierpatronen ist heute nicht mehr möglich. Wir haben sicherlich die ernste Absicht, rasche Operationen zu führen und uns möglichst unabhängig von rückwärtigen Verbindungen zu machen, wir können das aber nicht durch einfaches Ignorieren der Schwierigkeiten, sondern im Gegenteil durch sorgfältigste Vorbereitung. Je mehr wir improvisieren, desto mehr hängen wir an der Etappe. Man kann trotzdem Freytag-Loringhoven beistimmen, wenn er sagt: „Man kann trotz des Anwachsens der Heere den Gedanken nicht von der Hand weisen, daß die heutigen Armeen durch ihre Verpflegungstrains übertrieben belastet sind“. Von dieser Warnung bis zum Ignorieren der Notwendigkeit ist aber ein gewaltiger Schritt.

Hier laufen historisch anfechtbare Schlüsse der Französischen Forschung mit unter. Wenn gesagt wird, Napoleon kümmerte sich nicht um Verpflegungsschwierigkeiten, so muß man sich einmal erinnern, mit welcher Sorgfalt Napoleon seine Feldzüge vom Verpflegungsstandpunkt aus vorbereitete, wie selbst die Politik sich danach richten mußte, ob ein Kriegstheater in dieser Hinsicht schon fertig war, und wie sehr Napoleon dadurch unterstützt wurde, daß er nahezu alle einleitenden Operationen im verbündeten Lande machen konnte. Hat es in dieser Hinsicht nicht große Bedeutung, wenn Napoleon am 12. März 1807 schreibt: „Augenblicklich hängt das Schicksal Europas und alle Berechnung im großen von der Frage der Lebensmittel ab. Wenn ich nur Brot habe, ist es ein Kinderspiel, die Russen zu schlagen“. Er hätte sich doch darüber hinwegsetzen sollen!

Die strategische Defensive.

Wir haben schon erwähnt, daß auch in der strategischen Defensive die Franzosen — und das mit Recht — getreu dem Verhalten Napoleons 1813 oder 1814 folgen wollen. Negrier schreibt, man müsse sich verteidigen „en contreattaquant sans cesse“. Nun tritt schon 1813 deutlich zutage, daß sehr große Armeen, um aus einer „position centrale“ heraus die taktischen Offensivschläge gegen den auf der äußeren Linie Operierenden zu führen, viel schwierigere Verhältnisse finden als kleine Armeen und unvergleichlich viel mehr Raum brauchen als jene, um die ihnen so gefährliche taktische Umfassung nicht zustande kommen zu lassen. Die „Zone de manoeuvre“ der Französischen Operationslehre, die nach Napoleons Muster das Bestreben, Ellbogenfreiheit zu haben, darstellt, spielt hier die größte Rolle. Sie ist Vorbedingung jeder Operation auf der inneren Linie.

Die großen Schwierigkeiten aber, die die Verbindung von strategischer Defensive mit taktischer Offensive in sich birgt, veranlassen die Franzosen, die Defensive bei der Hauptarmee möglichst nur so lange anzuwenden, bis man versammelt ist. Die taktische Defensive wird von allen Autoren da verworfen, wo man Entscheidung will. Foch konstruiert die Nachteile der Defensive sogar mathematisch, was mehr ein dialektisches Kunststück ist, immerhin aber ein gewisses Interesse beanspruchen kann.*) Bonnal schreibt den lapidaren Satz: „La défensive passive ne peut conduire qu'à la mort après une lutte d'agonie plus ou moins longue".

Daher kommt er, wie die ganze moderne Französische Literatur, zu dem für uns wichtigen Endergebnis: „Welchen Krieg man auch führt, er wird stets ein Bewegungs-, nie ein Positionskrieg sein dürfen". Aus diesem Gesichtspunkt heraus wahrt die Französische Literatur auch ihren napoleonischen Standpunkt gegenüber den Erscheinungen des Russisch-Japanischen Krieges und tut zweifellos gut daran. Für uns ist Napoleons Strategie immer noch moderner als die Strategie dieses Ostasiatischen Positionskrieges.

Die zeitweise strategische Defensive ist nun eine Notwendigkeit, der sich auch Napoleon beugte. Sein Verhalten ist aber nie ein dauernd defensives. Sehr bezeichnend nennen es die Franzosen, z. B. in den Operationen während der Belagerung von Mantua und vor Austerlitz, die attente stratégique. In ihrer überschäumenden Begeisterung für den Meister sehen sie in dieser attente stratégique das Ideal einer strategischen Lage, was sie keineswegs ist — im Gegenteil, es ist meist eine recht unangenehme Zwangslage, aus der nur das Genie Napoleons scheinbar so spielend leicht herausgefunden hat. Und es bedurfte des Meisters in der Vollkraft seines Könnens. Der junge Bonaparte war 1796 bei Mantua der Situation nicht stets gewachsen. Man erkennt deutlich die Vertiefung der strategischen Auffassung selbst im Werdegang eines solchen Genies, wie Napoleon es war, wenn man Mantua und Austerlitz vergleicht in bezug auf die Verwertung der attente stratégique und selbst bei Austerlitz haben die Fehler der Feinde eine entschieden größere Rolle gespielt als die Vorzüge der strategischen Lage Napoleons.

Die strategische Defensive wird sodann von den Franzosen noch als eigentliche Kriegführungsmethode auf Nebenkriegschauplätzen bezeichnet, auch hier unter Berufung auf die Napoleonischen Lehren, die sich an 1805 und 1809 in Italien knüpfen. Die Anschauung Fochs in den „Principes de la guerre", daß die reine Defensive eine Erfindung

*) Foch „Des principes de la guerre". S. 31. Paris 1903.

Carnots sei, während Napoleon sie durch das Manöver weitergebildet hat, ist, was Carnot betrifft, jedenfalls falsch. Die Kriege Friedrich des Großen geben bereits eine Reihe von Beispielen. Dagegen ist das hinhaltende Gefecht erst durch die modernsten Waffen, namentlich durch die weitschießende Artillerie zu einem wesentlichen Element der Defensive geworden.*)

Strategische Aufklärung und Sicherung.

Der strategische Sicherheitsdienst tritt schon in der Versammlung, die ihrer Natur nach defensiv ist, zutage und darf während der ganzen Operation nicht unterbrochen werden. Er ist das Gegenmittel gegen die Unsicherheit im Kriege, die Foch „la loi de la guerre" nennt. Die Form, in der nun aber dieses Gegenmittel angewendet wird, ist nach den Französischen Autoren eine ganz verschiedene. Die Hauptrolle spielt hierbei die Kavallerie, aber meist in einer den Deutschen Anschauungen ganz widersprechenden Art und Weise. Die Französische Felddienst-Ordnung gibt nur allgemeine Anhaltspunkte, so daß ein klares Bild erst durch die Auslegung und Erweiterung in Literatur und Praxis entsteht. Zunächst muß festgestellt werden, daß die furchtbaren Verluste bei geringster Leistung, die die Napoleonischen Kavalleriekorps 1812 zu verzeichnen hatten, den Einfluß des Kriegsschauplatzes bei den Franzosen vergessen lassen. Lediglich das Kavalleriekorps an sich sei an diesen Mißerfolgen schuld. Doch werden auch gemäßigte Stimmen laut, die ähnlich wie wir die Ansicht vertreten, daß eine gelegentliche Zusammenfassung größerer Kavalleriekörper unter einheitliche Leitung von Vorteil sein kann. Merkwürdig erscheint die durchgängige Tendenz, der Kavallerie Infanterie beizugeben oder die Masse der Kavallerie einer Heeresvorhut anzugliedern. Diese Neigung hat durch die Manöveranlagen 1907 einen offiziellen Anstrich bekommen.**) Der Grund hierfür liegt neben einer ausgesprochenen Furcht vor der Deutschen Lanzenreiterei in einer zu geringen Einschätzung der Leistungsfähigkeit selbständiger Kavallerie. Die Kavallerie Napoleons, schlecht beritten und schlecht erzogen, versagte operativ völlig. Diese Erinnerungen an Napoleonische Zeiten zeigen sich noch in der heutigen Organisation.

*) Die Bedeutung der Demonstrative als Mittel der Führung ist an sich mit der Verbesserung der Waffen gewachsen. Verhindern, daß irgend eine Affäre entscheidenden Charakter bekommt, konnte man vor Erfindung des Pulvers im Gefecht überhaupt nicht und bis in die Zeiten modernster Schußwaffen mit großen Schußweiten nur schlecht.

**) Selbst in der Verfolgung. Napoleon verwendet in der Verfolgung (Ulm 1805 und 1806 nördlich Berlin) seine Kavallerie viel selbständiger. — Das Versagen der Englischen Kavallerie im Burenkrieg war hier nicht ohne Einfluß auf die Ansichten in Frankreich.

Bis 1907 waren in Frankreich die 1., 5. und 7. Kavalleriedivision als schwere Kavallerie formiert, während die übrigen vier Kavalleriedivisionen aus leichter Kavallerie bestanden. Dieser Gliederung entsprechend war auch die Verwendung der Divisionen gedacht, indem, ganz im Napoleonischen Sinne, die schweren Divisionen die Schlachtenreiterei bildeten, die leichten den strategischen Aufklärungsdienst übernahmen. Erst 1907 brach man mit dieser veralteten Tradition, indem man nunmehr innerhalb der Kavalleriedivision schwere und leichte Kavallerie mischte. Aber immer noch scheint man im Kavalleriekampf die schweren Regimenter ausschließlich als erstes Treffen verwenden zu wollen, so daß auch heute noch der Begriff „Einheitskavallerie" nicht völlig in die Praxis eingeführt ist. Darin also ist sicher eine Napoleonische Tradition und ebenso eine unberechtigte Tradition zu erkennen.

Die Französische Felddienst-Ordnung stellt in Ziff. 19 die Zuteilung von détachements d'infanterie an die Kavalleriedivisionen frei. Die Französische Literatur hat daraus ein wahres System gebildet. Besonders Langlois geht hier weit über das Ziel hinaus. Die Enttäuschungen, die diese weit vor die Front und Flanke der Armee hinausgeschobenen Detachements bringen werden, liegen auf der Hand. Nebenbei erzeugt die deutlich erkennbare Sucht, überall absolut sicher zu sein, eine Neigung zur Kräftezersplitterung, die jedem, der Französische Manöverberichte oder derartige Studien Französischer Schriftsteller liest, auffallen muß. Napoleonisch ist der Gedanke nur in den Köpfen seiner Erfinder. Die Sicherheit Napoleonischer Armeen lag in der allgemeinen Gruppierung der Kräfte, nicht in einem Schleier von Detachements. Napoleon hat n i e zugunsten der Sicherheit auf die Bewegungsfähigkeit verzichtet, die zweifellos durch ein derartiges System von Detachements gefährdet wird. Die angeblich wunderbare Wirkung der „détachements de couverture" verschiebt den ganzen logischen Gedankengang der Franzosen. Sie erkennen nicht mehr den Hauptfaktor strategischer Sicherheit, der in brutalster eigener Initiative liegt. Foch z. B. schreibt über die Armee Bonapartes zu Beginn des Feldzugs 1796: „elle est en effet couverte dans toutes les directions", und obwohl er einige Seiten vorher richtig bemerkt: „le mouvement et la loi de la stratégie", so kommt in seinem Werke das Entscheidende doch nicht zutage, nämlich, daß Napoleon sich durch den Hieb deckte. Man gewinnt vielmehr beim Lesen den Eindruck, daß Napoleon immer siegte, weil er überall gedeckt war. Also eine recht bedenkliche Verirrung der kriegsgeschichtlichen Forschung!

Wenn nun Langlois die wunderbare Wirkung der Detachements dadurch beweisen will, daß er eine Operation von einigen Tagen durchführt, in der die Deutschen Fehler über Fehler machen und die Französi-

schen Detachements mit einer ans Märchenhafte grenzenden Friktionslosigkeit arbeiten, eine Operation, in der die Französische Armee nicht ißt und trinkt, in der sie aber rettungslos einem Sedan entgegenreist, sobald sie keine so bornierten Gegner hat, wie Langlois sie bei der Blauen Armee annimmt, so ist mit einem solchen Roman eben strategisch nichts bewiesen. Wir können uns in einem Zukunftskriege nur eine solche Langloissche Rote Armee wünschen.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse mit Heeresvorhuten. Über ihre Brauchbarkeit oder Anfechtbarkeit soll hier nicht gesprochen werden, sondern nur über die Tatsache, daß sie Napoleon keineswegs so regelmäßig angewendet hat, wie die Franzosen es annehmen. Wenn Napoleon am 7. Juni 1809 an Eugen schreibt: „une division de 9—12 000 hommes peut être laissée sans inconvenient u n e h e u r e isolée", so ist damit dies Isolieren, wie es die weit vorgeschobenen Heeresvorhuten der modernen Französischen Operationslehre verlangen, von demjenigen schon gerichtet, der der Methode als Vorbild dienen soll. Die von den Franzosen so sehr gehoffte Täuschung des Gegners hört in dem Moment auf, in dem der Gegner merkt, daß diese Heeresvorhuten immer wieder vorkommen, daß sie ein S y s t e m darstellen.

In allen Fällen, wo Napoleon Heeresvorhuten verwendete — ihre Zahl ist sehr gemessen —, wurde er, wie z. B. bei Dresden, durch das energielose Verhalten seiner Gegner entscheidend unterstützt. Dresden hätte am Tage vor der Schlacht von Rechts wegen fallen sollen. Wenn Bonnal erwähnt, daß Napoleon mit seinen zwei strategischen Vorhuten 1806 beim Überschreiten der Saale die Idee hatte, daß sich beide gegenseitig unterstützen sollten, so muß dem erwidert werden, daß Davout hätte vernichtet werden m ü s s e n, wenn die Preußische Führung nicht so ganz versagte, und daß Napoleon wegen dieser Art des Vormarsches nur deshalb nicht zu tadeln ist, weil er ein unrichtiges Bild der Lage hatte, die ganze Preußische Armee bei Jena vermutete und daher annehmen konnte, daß Davout nicht gefährdet war. Die Äußerung Napoleons über sein Manöver in den Memoiren hätte Bonnal lieber nicht erwähnen sollen. Die Memoiren sind, wie schon einmal erwähnt, für die ernsthafte Forschung eine gänzlich unbrauchbare Quelle.

Auch heute wird man gelegentlich Heeresvorhuten verwenden können, aber als eine Aushilfe, nicht als ein System. Immer muß der Befürchtung Rechnung getragen werden, daß weit vorgeschobene operative Vorhuten vereinzelt geschlagen werden, namentlich wenn sie, wie man in Frankreich häufig hört, ihre Aufgaben offensiv lösen wollen. Wir befürchten mit Recht Sondergefechte bei t a k t i s c h e n Vorhuten, die zu selbständig gemacht werden und nun die Truppenführung in ungewollte Bahnen reißen. Wie viel mehr tritt diese Gefahr erst in stra-

tegischen Verhältnissen zutage! Zu welch schematischen und unpraktischen Ideen diese prinzipiellen Heeresvorhuten ihre Vertreter führen können, ist aus der Stelle in Fochs „Principes de la guerre“ zu erkennen, wo der Sicherheitsdienst des 5. Französischen Korps vom 4. August 1870 besprochen wird. Wie anders behandelt Napoleon diese Frage! Es gibt wohl keinen gefährlicheren Fehler für Strategie und Taktik, als große Verhältnisse in kleinen Rahmen zu übertragen und nun an einer selbständigen Division d i e strategischen Lehren studieren zu wollen, die ja gerade erst bei Massenbewegungen in Erscheinung treten. Von diesem Fehler sind die Französischen Schriftsteller nicht frei, wenn sie die sûreté stratégique gewissermaßen en miniature uns vorführen wollen, wie Foch in seinen „Principes“, de Lacroix in seiner als Buch herausgegebenen Korpsgeneralstabsreise es tun.

An die Heeresvorhuten und die détachements de couverture wird nun in Frankreich die Heereskavallerie gefesselt. Anstatt hier eine Erfahrung aus dem Studium Napoleons zu ziehen, daß nämlich seine Kavallerie oft gerade deshalb, weil sie an der Infanterie klebte, strategisch völlig versagte, tritt hier in Frankreich die Erscheinung zutage, daß man aus dem Fehler eine Tugend macht. Aus Bonnals „La manœuvre d'Jéna“ läßt sich deutlich erkennen, wie man sich die „moderne“ Kavallerieverwendung denkt. Bonnal behauptet, daß unsere Kavallerie 1870 deshalb so wenig leistete, weil keine Heeresvorhuten da waren. Er selbst aber will sie heute hinter die vordersten Infanteriedetachements zurückziehen und die strategische Aufklärung in die Hand kleiner Offizierpatrouillen legen. Wir sind selbst den Zeiten, wo wird glaubten, die findige Offizierpatrouille mache den Kampf um das Recht der Aufklärung unnötig, noch nicht allzulange entwachsen, und erst die neue Felddienst-Ordnung hat gründlich mit allen „friedlichen Absichten“ der Heereskavallerie gebrochen. Die Aufklärung ist ein Recht des Stärkeren, ein Recht desjenigen, der die feindliche Heereskavallerie aus dem Felde geschlagen hat. Auf diesem Standpunkt stehen die Franzosen noch nicht, sie trauen den Sieg über unsere Kavalleriedivisionen ihren Reitern nicht zu und binden sie daher an die Infanterie. Dadurch verliert die Kavallerie an Aktionsradius und, was noch wichtiger ist, an Selbstvertrauen und Wagemut. Sie wird dabei sehr ähnlich der Napoleonischen, d. h. schlecht.*)

In den Augen mancher moderner Franzosen ist es fast ein sacri-

*) Den Eindruck, daß die Französische Kavallerie zu ängstlich geschont wird, gewinnt man deutlich in de Lacroix' „Generalstabsreise“. Es berührt auch merkwürdig, daß bei den Kavalleriemanövern 1907 keine nächtlichen Aufklärungsübungen stattfanden und auf die Verwendung der Kavallerie als Heereskavallerie sowie auf den Vorpostendienst selbständiger Kavallerie gar kein Gewicht gelegt wurde.

legium zu behaupten, man sei in irgend einer Sache weiter als Napoleon.*) Es kann aber keinem objektiven Geschichtsbetrachter entgehen, daß die Napoleonische Kavallerie fast immer versagte und daß Murat als moderner Kavallerieführer unbrauchbar wäre. Soll man deshalb, nachdem ein Jahrhundert vergangen und einen Schmidt und Stuart hervorgebracht hat, noch auf dem alten Standpunkt stehen bleiben?

Das Gesetz der **sûreté stratégique**, aufs eingehendste in der modernen Operationslehre behandelt, führt die Französische Theorie trotz ihrer Vorliebe für andauernd engste Konzentration der Armee dazu, ansehnliche Teile von ihr nach allen Richtungen und häufig ohne jede Aussicht, rechtzeitig unterstützt zu werden, vorzusenden — nur um überall sicher zu sein! Eine ausgesprochene Detachierungssucht greift immer mehr um sich, das Napoleonische: „Ich sehe nur Massen" ist nicht mehr zu verspüren. Die Französische moderne Furcht vor der „**surprise**" ist nicht Napoleonisch, sie ist eine Erinnerung an böse Tage 1870/71. Diese Furcht verringert aber gerade das, was wir an Napoleon so bewundern: die „**rapidité des mouvements**". Napoleon hat es klar bewiesen, daß die Bewegung an sich ein Element der strategischen Sicherheit ist. Diese tatsächliche, aber auf ganz besonderen Grundlagen beruhende Sicherheit der Napoleonischen Führung veranlaßt nun Foch zu seinem bedenklichsten Trugschluß. Er sagt nämlich: man muß immer sicher sein, daher darf man kein strategisches Manöver vollführen, wenn man über die Lage nicht absolut zweifelsfrei orientiert ist. Das *soll* wiederum Napoleonisch sein. Napoleon hat seine schwerwiegendsten Entschlüsse auf völlig unsicherer Basis gefaßt und oft in völligem Irrtum über die Lage. Und nun sagt Foch: „On n'a pas le droit de substituer aux donnés de la réalité qui doivent toujours être récherchés, les créations de l'imagination, les hypothèses. Sur ces donnés seules on peut asseoir une manœuvre rationelle".

Hier liegt ein entscheidender Fehler! Wer immer warten wollte, bis er *alles* weiß, der wird immer zu spät kommen. *Die Kombination ist in der Strategie unentbehrlich.* Strategie ist eben keine Mathematik, sondern eine Kunst. Freilich wird man so lange mit dem Entschluß warten, bis man „genügend" weiß. Dies „genügend" ist aber eine rein subjektive Sache. Keine Operationslehre kann den objektiven Grad dieses „genügend" festlegen. Tut sie das, so verkennt sie den psychologischen Werdegang des Entschlusses, der sich *nie*

*) Teilweise gestehen die Franzosen einen Fortschritt in der Befehlstechnik ein. Auch hier aber sagt Bonnal — allerdings an einer der schwächsten Stellen seines „Manœuvre d'Jéna" —, daß Napoleon seine Befehlstechnik bewußt dem Französischen Nationalcharakter angepaßt habe, daß sie absichtlich eine so verworrene Sprache sprach!

auf Grund objektiver Erkenntnis, sondern immer auf Grund subjektiver Einschätzung äußerer Einwirkungen (Nachrichten, Meldungen, allgemeine Lage usw.) aufbaut.

Wenn Foch nun weiter geht und sagt: die Strategie ist wie die Medizin: heute könne ein einfacher Arzt Operationen machen, die früher nur den größten Geistern gelungen sei — heute könne man, bedeutend weiter in der Entwicklung als Moltke, der auf Hypothesen Entschlüsse aufbauen mußte, seine Entschlüsse auf „realités“ aufbauen — so ist das ein ganz unverzeihlicher Irrtum. Strategie ist Kunst. Sie besteht aus Empfindung und aus dem Ausdruck dieser Empfindung. Wir sind heute keinen Schritt über Phidias und Rembrandt in der künstlerischen Empfindung hinausgekommen, ebensowenig in der strategischen Empfindung über Hannibal und Cäsar — nur unsere Ausdrucksmittel sind andere geworden. Foch würde wohl seine Evolutionstheorie selbst zurücknehmen, wenn man ihm vorhalten würde, daß dann ja Moltke weit über Napoleon zu stellen sei — evolutionis causa.

Darum sollen wir die künstlerisch-strategische Empfindung an Napoleon studieren und uns nicht in systematischer Nachbildung seiner Ausdrucksmittel von seinem Geiste mehr und mehr entfernen. Es muß hier gesagt werden, daß die Französische Forschung bei aller anmutig verbundenen Gründlichkeit und Eleganz doch oft an der Oberfläche bleibt, nicht in die Tiefen menschlicher Seele eindringt und das Genie zerpflückt, um es „verständlich“ zu machen, anstatt es „ganz“ zu fassen, um es empfinden zu lassen. Unmerklich entschlüpft ihr damit der Geist der Gesamterscheinung und den bleibenden äußeren Hüllen schwindet alle Beweiskraft.

Die Ökonomie der Kräfte.

Napoleon hat den ewig gültigen Satz praktisch befolgt, daß stets die größere Zahl die kleinere — unter sonst gleichen Bedingungen — schlägt. Er hat ferner bewiesen, daß die Begriffe „größer“ und „kleiner“ sich auf die Kräfte beziehen, die am entscheidenden Punkte auftreten. Er ist nicht der Erfinder dieser Gesetze — aber ihr genialer Anwender.

Es ist selbstverständlich, daß die Französische Operationslehre auf diesen grundlegenden Gedanken eingeht und ihn lehrhaft verwertet. Wahrscheinlich, um ein Prestige zu wahren, beschäftigt sie sich nicht mit den Momenten, in denen Napoleon diesem Grundsatz untreu wurde (Arcole — Bernadotte vor Austerlitz — Oudinots Expedition nach Berlin). Gerade diese Fälle wären besonders interessant. Ihrem Naturell entsprechend schreiben die Franzosen das Befolgen dieser Grundsätze mehr einer abwägenden Berechnung Napoleons als seinem — fast möchte man sagen strategischen Instinkte zu. Es ist aber doch wohl auch

hier die Analogie mit der Kunst am Platz. Der wahre Künstler hat Stil, der Nichtkünstler erreicht ihn nie, trotzdem er ihn verstandesmäßig zu konstruieren sucht.

Jeder Feldzug Napoleons zeigt die Anwendung des Gesetzes, das wir das Gesetz von der Ökonomie der Kräfte nennen können, aufs deutlichste. Napoleon ist auf dem Hauptkriegsschauplatz zahlenmäßig überlegen, und wenn das nicht möglich ist, so doch an der Stelle, wo er die Schlacht sucht, und endlich, wenn ihm auch das versagt ist, so doch gewiß da, wo er taktisch in der Schlacht die Entscheidung sucht. Auch umgekehrt gilt die Behauptung: Da wo Napoleon die Überlegenheit hat, sucht er die Schlacht. Sein theoretischer Satz ist durch sein Leben bewiesen: „L'art de guerre consiste à avoir toujours plus de forces que l'adversaire, avec une armée plus faible que la sienne, sur le point où l'on attaque ou sur celui où il vous attaque.“

Damit verringern sich von selbst die Kräfte auf Nebenkriegsschauplätzen und für Nebenzwecke auf das zulässige Minimum und ihre charakteristische Operationsart — demonstrativ oder hinhaltend — ergibt sich als natürliche Folge.

Für den Fall, daß die Überlegenheit nicht zustande kommt, sei die Schlacht zu vermeiden, fährt die Französische Lehre fort. Diesen Grundsatz habe Napoleon nach la Rothière befolgt, vor Leipzig zu seinem Schaden verlassen. Was Leipzig anlangt, scheint diese Anschauung nicht richtig zu sein. Hier muß vielmehr der Entschluß Napoleons zur Schlacht als einer seiner gewaltigsten bezeichnet werden. Er war auch insofern berechtigt, als jedes andere Manöver den zugestandenen Verlust des Feldzugs und damit der ganzen politischen Position in Deutschland bedeutet hätte. Ein Gesetz daraus zu machen, daß bei Unterlegenheit der Zusammenstoß mit dem Feinde zu vermeiden ist, ist falsch und gefährlich. Man weiß zunächst schon einmal gar nicht immer, ob man überlegen ist oder nicht. Sollte man da warten, bis das festgestellt ist? Wäre das nicht der erste Schritt in die strategische Abhängigkeit vom Gegner? Hätte Alvensleben am 16. August nicht angreifen sollen? Es gibt nun einmal Schlachten, die strategische oder politische oder moralische Notwendigkeiten sind und die bewußt mit Unterlegenheit geschlagen werden und geschlagen werden müssen.

Wie der Krieg Haupt- und Nebenkriegsschauplätze aufweist, so der einzelne Kriegsschauplatz Haupt- und Nebengruppen. Mit Vorliebe führen die Franzosen 1796 (Anfang) und 1806 als Beispiele an. Die Hauptgruppen suchen die Entscheidung, die Nebengruppen vermeiden sie. An der Hand dieser Erfahrungen verurteilt Bonnal, wie schon erwähnt, mit Recht den Französischen Aufmarsch 1870.

Die Demonstrative wird zu einem wichtigen operativen Hilfsmittel.

Vielleicht übertreiben die Franzosen in dieser Hinsicht etwas. Man darf nie vergessen, daß die Demonstrative nur solange wirkt, als sie nicht erkannt wird, also solange, als sie ihre numerische Schwäche durch die Kraft der Handlung verbergen kann. Dieses Verbergen der numerischen Schwäche stellen sich die Franzosen im allgemeinen und ganz besonders bei ihren Heeresvorhuten und détachements viel zu leicht vor. Es steht zu hoffen, daß wir in einem Zukunftskriege mehr Energie an den Tag legen als die Preußen 1806 und die Österreicher 1805 und 1809, und dann werden sich die zu hoch gespannten Hoffnungen auf die Wundertaten kleiner isolierter Abteilungen bitter rächen.

Foch warnt vor den übertriebenen Künsteleien in dieser Hinsicht. Er sagt vom Geist der modernen Kriegführung: „c'est la fin des ruses, des finesses, des menaces, des manœuvres sans combat“. Er steht hier in vollstem Gegensatz zu Bonnal, der uns Deutschen das vorwirft, was Foch verlangt: „l'armée prussienne ignore les feintes. Ses phrases stratégiques et tactiques se composent de quelques mots, toujours les mêmes, autant dire que son art est rudimentaire“.

Und Napoleon, der die Ökonomie der Kräfte meisterhaft beherrscht, der durch manche Demonstration strategische Zwecke erreicht hat, sagt endlich: „Si je rédigeais un jour les principes de la guerre, on serait étonné de leur simplicité“.

Wir führen unsere Betrachtungen nicht bis in die Schlacht weiter, wir wissen auch, daß eine Reihe von Gebieten unberührt geblieben sind. Die Bearbeitung der Französischen Schlachtlehre müssen wir des Raumes wegen einem späteren Aufsatz überlassen und die Einzelgebiete würden uns zu weit geführt haben. Es lag uns daran, die wichtigsten Gesichtspunkte hervorzusuchen und sie in ein paar Strichen zu zeichnen.

Wenn die ganze Erscheinung der Beeinflussung operativen Denkens in Frankreich durch Napoleon zusammengefaßt betrachtet wird, so ist jedenfalls einmal eine reiche Ernte auf kriegsgeschichtlichem Gebiete zu verzeichnen. Wir finden eine Summe geistreicher Gedanken, scharfsinniger Folgerungen und ehrlicher Arbeit. Daneben aber wuchert viel Übertreibung, ein Hang zur Form und zum Schema, eine Vorliebe für dialektische Kunststücke und für die Phrase, die so oft die ernsteste Arbeit störend durchsetzen und in denen die gesundesten Gedanken verflachen oder zu Zerrbildern sich umgestalten.

Eine für das Gesamtbild Europäischer Kultur wichtige Erscheinung aber ist der Sinn für das Historische, der selbst gegenwärtige Probleme historisch zu lösen versucht. Manche halten das für den Höhepunkt ab-

geklärten Denkens, manche für ein Zeichen des Stillstands, ja des Verfalls. Wer mag das entscheiden?

Sicher ist, daß die Kriegslehre, wenn sie modern bleiben will, auf dem Historischen aufbauen muß. Es ist das ein seltsames Paradoxon. Aber die Kriegslehre hat nicht, wie andere Wissenschaften, den Wertmesser des Experiments; der gewesene Krieg ist ihr einziger empirischer Beweis. Sie darf auch weniger als jede andere Wissenschaft in das Gebiet der Spekulation übertreten; es wäre ihr sicherstes Verderben. Sie muß sich retten durch den festen Halt, den ihr die Kriegsgeschichte bietet. Aber in der Verwertung kriegsgeschichtlicher Erfahrung gibt es der Wege viele und eines ist sicher: nicht alle führen nach Rom. Nach dem Rom der Erkenntnis, das wir alle suchen!

Die Tatsache, daß die Franzosen an eine große Persönlichkeit anknüpfen, ist unbedingt nachahmenswert, wir können ihnen bei Napoleon folgen, wir können Moltke noch mit hinzunehmen. Wir brauchen uns nicht für einen zu entscheiden, wie oft behauptet wird. Beide sind kriegerische Genies, beide sagen uns dasselbe. Aber in der Art und Weise, wie wir ihnen folgen, wollen wir eigene Wege gehen! Wir wollen sie als Ganzes fassen, nicht zergliedern und zu leblosen Modellen verwandeln. Nie darf vergessen werden, daß es keine objektive Erfahrung gibt, die aus sich selbst Schlüsse zieht, sondern daß es stets der Mensch ist, der mit den Eigentümlichkeiten seiner Person, seiner Nationalität und seiner Rasse auf subjektivem Wege sich Gesetze bildet, Gesetze, die auf alles andere mehr positiven Anspruch haben, als auf absolute Gültigkeit.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71

Der Sanitätsdienst bei der 17. Division im Feldzuge 1870/71.

Nach einem in Gegenwart Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin am 17. März 1910 den Offizieren und Sanitätsoffizieren der Garnison Schwerin gehaltenen Vortrag.

Von

Dr. Esser,

Oberstabsarzt und Regimentsarzt des Großherzoglich Mecklenburgischen Grenadierregiments Nr. 89.

Mit 9 Tabellen im Text.

Mit der in der Nacht vom 15. zum 16. Juli 1870 erfolgten Mobilmachung bekam die 17. Division, welche während des ganzen Feldzuges unter dem Oberkommando des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin gefochten hat, den Auftrag der Bewachung der Küsten und Verwehrung einer Landung feindlicher Truppen mit dem ausdrücklichen Befehl, ihnen eventuell entgegenzutreten. Infolgedessen wurden Truppen der Division nach Geestemünde, Cuxhaven und Kiel instradiert, die Hauptmasse aber in und um Hamburg untergebracht. Da aber vom Feinde keinerlei Landungsversuche gemacht wurden, traf zur allgemeinen Freude der nach Waffentaten strebenden Division gegen Ende August der ersehnte Marschbefehl ein, wonach vom 25. August bis 1. September die Beförderung der Division mit der Eisenbahn nach Homburg i. d. Pfalz in täglich sechs Zügen stattfand.

Zur 17. Division gehörten während des Feldzuges:

die 33. Infanteriebrigade: 1. Hanseatisches Infanterieregiment Nr. 75, 2. Hanseatisches Infanterieregiment Nr. 76;

die 34. (Großherzoglich Mecklenburgische) Infanteriebrigade: Mecklenburgisches Grenadierregiment Nr. 89, Mecklenburgisches Füsilierregiment Nr. 90, Mecklenburgisches Jägerbataillon Nr. 14;

die 17. Kavalleriebrigade: 1. Mecklenburgisches Dragonerregiment Nr. 17, 2. Mecklenburgisches Dragonerregiment Nr. 18, 2. Brandenburgisches Ulanenregiment Nr. 11, 1. reitende Batterie Feldartillerie-Regiments Nr. 9;

die 3. (Mecklenburgische) Fuß-Abteilung des Feldartillerie-Regiments Nr. 9, die reitende Batterie des Feldartillerie-Regiments Nr. 9, die 1. Kompagnie des Pionierbataillons Nr. 9 mit leichtem Feldbrückentrain und Pontonkolonne, sowie vom Trainbataillon Nr. 9: 2 Proviantkolonnen, 2 Sanitätsdetachements und 6 Feldlazarette.



Nach kurze Zeit dauernder Teilnahme an der Zernierung von Metz, wohin die Truppen in Fußmärschen gelangt waren, fand die Division vom 10. September ab Verwendung gegen Toul und konnte nach der Kapitulation dieser Feste (23. September) auf die erste selbständige Waffentat zurückblicken. Bis zum 9. November beteiligte sich die Division an der Belagerung von Paris, wurde im weiteren Verlaufe bei den Operationen gegen Westen verwendet, nahm in den Kämpfen gegen die Loire-Armee unter anderen an den Schlachten bei Loigny, Orléans, Meung und Beaugency ehrenvoll teil und operierte nach ihrer Retablierung während eines zehntägigen Aufenthalts in und um Chartres erfolgreich gegen Le Mans, das am 12. Januar 1871 vom III. und X. Armeekorps genommen wurde.

In ihrer neuen Bestimmung, den nach Norden abziehenden Feind zu verfolgen, rückte die Division am 16. Januar in Alençon und nach zwei kleinen Gefechten am 25. Januar mit dem Divisionsstabe, dem Stabe der Avantgarde und dem Grenadierregiment Nr. 89 in Rouen ein, um dann, nachdem der Rest der Division auf das rechte Seine-Ufer übergetreten war, unter Besetzung wichtiger Linien und Punkte behufs Sicherung bis nach Dieppe zur Aufnahme einer Reservestellung für das I. und VIII. Armeekorps vorzudringen.

Der nach Verkündigung des Friedens auf zwei Straßen in zwei Kolonnen am 17. März angetretene Rückmarsch der „Kilometer-Division“, wie sie wegen ihrer enormen Marschleistungen genannt wurde, erlitt infolge des in Paris ausgebrochenen Kommune-Aufstandes noch eine Unterbrechung dadurch, daß in dem östlichen Teil des Departements Ardennes Kantonements bezogen werden mußten. Da es den Französischen Regierungstruppen bald gelang, dem Bürgerkriege ein Ende zu machen, konnte am 22. Mai der Befehl, nach Mainz abzurücken, mit Freuden begrüßt werden. Am 7. Juni wurde Mainz und Umgegend erreicht, und in der Zeit vom 9. bis 16. Juni die Bahnfahrt in die Heimat angetreten, wo die während der Fahrt empfangenen Ehrungen durch einen festlichen Empfang und allgemeinen Jubel der Bevölkerung einen würdigen Abschluß fanden.

Von mancher und auch berufener Seite sind die militärischen Ruhmestaten der 17. Division wiedergegeben und zu einem Siegeskranze zusammengewunden worden, so zuletzt in einem in Gegenwart Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich Franz IV. den Offizieren der Garnison Schwerin gehaltenen Vortrage Seiner Exzellenz des Herrn Generalleutnants und Kommandeurs der 17. Division v. Pritzelwitz, in welchem zugleich unter Entkräftung der gegnerischen Angriffe die Feld-

herrkunft des Großherzogs Friedrich Franz II. ins rechte Licht gesetzt worden ist.

Zusammenfassende Mitteilungen über die sanitären Verhältnisse und Maßnahmen fehlen bisher noch, verlohnen sich der Mühe aber um so mehr, als sie einerseits ein erfreuliches Bild von dem verhältnismäßig vorgeschrittenen Standpunkt geben, wie er in den ganzen damaligen Anordnungen und Ausführungen zum Ausdruck gekommen ist, anderseits bei nur oberflächlichem Vergleich mit der jetzigen Organisation des Sanitätsdienstes uns zeigen, welche Vervollkommnungen im Laufe der Jahre mit den Fortschritten auf kriegsgeschichtlichem, wissenschaftlichem und technischem Gebiete erreicht worden sind. Die Annahme, daß dies Gebiet nicht nur den Sanitätsoffizier, sondern über den Rahmen der 17. Division hinaus auch andere Offiziere interessieren dürfte, erscheint wohl von dem Gesichtspunkte aus gerechtfertigt, daß wie im Frieden so noch mehr im Kriege ein Zusammenarbeiten von Offizieren und Sanitätsoffizieren im Interesse der Truppen in mannigfacher Beziehung notwendig ist. Sind doch der Berührungspunkte gar viele, wenn es gilt,

Vorkehrungen zu treffen zur Erhaltung einer ungeschwächten Widerstandskraft und Gesundheit der Soldaten; wenn es darauf ankommt,

gegen die Krankheiten und besonders die großen Heeresseuchen vorzugehen, in schweren Leiden und Schmerzen aufzurichten, zu ermutigen und zu trösten; wenn es sich darum handelt,

den Transport der Kranken und Verwundeten in die Wege zu leiten und zu regeln.

Bevor ich auf mein Thema näher eingehe, muß ich vorerst noch erwähnen, welchen Wechsel der Eingliederung in die verschiedenen Armeeverbände die Division, die auf ihren Märschen so manchen Zickzackkurs genommen, durchgemacht hat.

Zunächst wurde die Division aus dem Verbande des IX. Armeekorps heraus dem Generalkommando über die mobilen Truppen im Bereich des I., II., IX. und X. Armeekorps unter dem kommandierenden General, General der Infanterie Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin unterstellt. Nach ihrer Ausschiffung in Homburg in der Pfalz bildete sie mit der 2. Landwehrdivision das Korps des Großherzogs und unterstand der Ersten Armee. Vom 22. September ab führte dieses Korps gemäß A. K. O. vom 12. September 1870 die Bezeichnung „XIII. Armeekorps", das mit seinem Eintreffen vor Paris der Dritten Armee unterstellt wurde. Am 25. Oktober übernahm Großherzog Friedrich Franz den Oberbefehl über die 17. und die Württembergische Division, am 12. November denjenigen über das I. Bayerische Armeekorps, die

17. Division, die 22. Division und die 6. und 4. Kavalleriebrigade. Am 29. November trat die Armee-Abteilung zur Zweiten Armee (unter Führung des Prinzen Friedrich Karl von Preußen), und am 17. Dezember wurde sie dem Großen Hauptquartier unterstellt. Mit Aufhören dieser Armee-Abteilung am 2. Januar 1871 bildeten die 17. und 22. Division das XIII. Armeekorps, das am 5. Februar aufgelöst wurde. Von da ab unterstand die 17. Division dem I. Armeekorps und somit der Ersten Armee.

Wenn ich diese Erörterungen militärischer Art einleitend voranschicken zu müssen glaubte, so weise ich bei meinen weiteren Ausführungen von vornherein darauf hin, daß es zu weit führen würde, auf alles, was die damaligen sanitären Verhältnisse betrifft, einzugehen, daß ich mich vielmehr darauf beschränke, das Wichtigste wiederzugeben. Zugleich erwähne ich, daß die allgemein für die Armee gültigen sanitären Maßnahmen sich selbstverständlich auch auf die 17. Division bezogen haben; daß aber den jeweiligen Verhältnissen und Lagen entsprechend durch Korps- und Divisionsbefehle auch noch spezielle Hinweise gegeben und Anordnungen getroffen wurden.

Während im allgemeinen der Sanitätsdienst gemäß der Preußischen Instruktion über das Sanitätswesen im Felde vom 29. April 1869 gehandhabt wurde, bezogen sich die besonderen Bestimmungen auf den Marsch, die Quartiere und das Gefecht; sie waren teils allgemein hygienischer Art und betrafen die Bekleidung, Ausrüstung, Ernährung und Unterkunft, teils richteten sie sich unmittelbar gegen die Verbreitung von Krankheiten und insbesondere gegen das Umsichgreifen der großen Seuchen (Pocken, Typhus, Ruhr).

Auf Märschen traten im ganzen schon damals dieselben Vorsichtsmaßregeln ein wie jetzt:

An heißen Tagen wurde der Abmarsch möglichst in die frühen Morgenstunden gelegt und in größeren Abständen mit öfteren Ruhepausen sowie Erleichterungen im Anzuge marschiert; es fanden wiederholt Belehrungen, Warnungen, Verbote betreffend den Genuß von unreifen Kartoffeln, halbreifem Obst, den Mißbrauch geistiger Getränke, das Trinken von zu kaltem oder verunreinigtem Wasser statt. Wassertrinken auf dem Marsche war an sich erlaubt, aber bei strengem Verbot eigenmächtigen Austretens zum Trinken wurde durch vorgeschickte Kommandos dafür Sorge getragen, daß in den zu durchziehenden Ortschaften Eimer mit Trinkwasser bereitstanden und damit Gelegenheit zu ordnungsgemäßem Trinken gegeben war. Die ungünstigen Wasserverhältnisse um Metz gaben dem Korps Anlaß zur dringenden Anempfehlung der Abkochung des Trinkwassers sowie der Benutzung der in den Medizin-

kästen mitgeführten Filter. Ein direktes Verbot der Benutzung ungekochten Wassers scheint aber nach den vorhandenen Quellen nicht erlassen worden zu sein.

In der richtigen Erkenntnis, daß eine tadellose Beschaffenheit der Füße die Vorbedingung für die Schlagfertigkeit der Armee bildet, wurde vom Beginn des Krieges ab der Fußpflege eine besondere Sorgfalt gewidmet: durch regelmäßige Besichtigungen der Füße und der Fußbekleidung und dabei angeordnete Waschungen, Bäder und Einreibungen als Vorbeugungsmittel, sowie durch sofortige Behandlung der Kranken. Im Laufe des Feldzugs wurde durch Korps- und Divisionsbefehle wiederholt an diese Fürsorge erinnert. Trotzdem häufte sich bisweilen die Zahl der Fußkranken so sehr, daß man zur Entlastung der Truppe sie und die sogenannten Maroden nach bestimmten Sammelstationen schickte, wo sie ärztlich behandelt wurden, um nach einigen Tagen entweder zur Truppe zurückgesandt oder in ein Lazarett übergeführt zu werden. Die später aus ihnen gebildeteten „Maroden-Kompagnien“ und die ihnen ähnlichen „Rekonvaleszenten-Kompagnien“ — Einrichtungen, die sich vorzüglich bewährt haben — fanden Verwendung im Etappendienste oder bei den Fuhrparks oder zur Bewachung von Bahnstationen. So wurde auch gemäß Befehl der Division vom 3. Januar 1871 beim Ausrücken aus Chartres ein aus Rekonvaleszenten, Schwachen und Fußkranken zusammengesetztes Bataillon (!) von 500 Mann zurückgelassen, vermutlich in der Hauptsache zur Übernahme des Wachtdienstes.

Über die Zahl der Fußkranken habe ich leider keine Unterlagen erhalten können, da die Revierkrankenbücher — die meisten Fußkranken waren ja revierkrank — und die Rapporte größtenteils vernichtet und in den Kriegsstammrollen die entsprechenden Eintragungen nur unzureichend sind.

Im Quartier wurde der Dienst ähnlich wie in der Garnison gehandhabt. In den Häusern und Straßen mußte größte Sauberkeit herrschen, namentlich mußten Kloaken und Aborte gereinigt, die Exkremente fortgeschafft werden. Den Ärzten wurde es zur Pflicht gemacht, sich persönlich von der Ausführung dieser Anordnungen zu überzeugen. Die Kranken wurden täglich zu einer bestimmten Stunde untersucht, Leichtkranke zum Teil in ihrem Quartier, zum Teil in besonderen Krankendepots, d. h. in ausgiebiger als Revierstuben ausgerüsteten Krankenstuben, zum Teil in Kantonementslazaretten behandelt; Schwerkranke, chronische Kranke und Syphilitische in Feld- und Etappenlazarette übergeführt. Beim Verlassen der Kantonements wurden die nicht transportfähigen Kranken an die Ortsbehörde unter Benachrichtigung des nächsten Etappenkommandos überwiesen, während die übrigen Kranken, welche der Truppe nicht zu folgen imstande waren, in die nächsten Feld-, Kriegs- oder Etappenlazarette geschafft wurden.

Besondere Maßnahmen erwiesen sich bei den längeren Kantonierungen, wie vor Metz und Paris, als notwendig. Waren doch die gesundheitlichen Verhältnisse vor Metz ganz besonders ungünstige: Leichen von Menschen und Tieren traten infolge des anhaltenden Regens und dadurch aufgelockerten und teilweise fortgeschwemmten Bodens zutage und verpesteten die Luft. Die Unterkunftsverhältnisse waren ungenügend, das Trinkwasser schlecht, die Ernährung schwierig, die Bekleidung unzureichend; an ein Trocknen der Kleidungsstücke war nicht zu denken! Dazu kam, daß die Typhus- und Ruhrerkrankungen sich häuften und die Gefahr der Weiterverbreitung dieser Krankheiten immer mehr wuchs. Zum Überfluß begann noch die Rinderpest zu wüten und raffte Hunderte von Ochsen hin, deren Kadaver uneingescharrt liegen blieben und durch die Ausdünstungen den Aufenthalt unerträglich machten. Auch vor Paris bestanden, hauptsächlich infolge der Häufung der Typhuserkrankungen, ähnliche Gefahren für die Truppen. Jedoch erwies es sich als ein großer Vorteil, daß die Wasserverhältnisse gut waren und bei reichlichem Vorrat von Kaffee, Wein und trockenen Gemüsen die Verpflegung keine Schwierigkeiten machte.

Während die Ausrüstung und Bekleidung abgesehen von den häufig zerfetzten Schuhen und zerrissenen Uniformen sich im allgemeinen bewährt hat, wurde bei den Einschließungstruppen eine Ergänzung notwendig durch Ausgabe von Flanelleibbinden, wollenen Hemden und Unterbeinkleidern, wollenen Socken, wollenen Decken, getrockneten Schaffellen, sowie für Posten insbesondere von Pelzen, Ohrenklappen, Pulswärmern, Handschuhen, Wollblusen und langschäftigen Stiefeln. Natürlich wurde von Zeit zu Zeit eine sorgfältige Instandhaltung der Sachen dringend empfohlen.

Was die Verpflegung anlangt, so geschah diese entweder im Quartier oder aus Magazinen oder durch Requisitionen oder aus dem eisernen Bestande. Daß gerade der letztere immer rechtzeitig und hinreichend ergänzt würde, war eine besondere Sorge der Behörden. Quartierverpflegung war in Feindesland nur selten durchführbar. Für Märsche sollte Verpflegung aus Magazinen, wo solche angetroffen würden, sonst durch Requisitionen, die immer auf einen bestimmten Rayon beschränkt sein sollten, erfolgen. Abwechslung in der Ernährung wurde zwar angestrebt, erwies sich aber häufig als äußerst schwierig, und zwar besonders, als infolge der aufgetretenen Rinderpest an Stelle von Rindfleisch lange Zeit hindurch Hammelfleisch und Speck gegeben werden mußten. Wenn schon an sich Hammelfleisch nicht nach jedermanns Geschmack ist, so läßt sich eine Abneigung gegen solches bei längerem Genuß wohl erklären. Schlimmer aber noch stand es mit dem Speck, welcher nach den Schilderungen von Kriegsteilnehmern nicht wie im Frieden gut durch-

geräuchert, sondern bei Schnellräucherung weich, matschig und von Maden durchsetzt war. Sehr zustatten kam den Truppen daher die Ausgabe von Konserven, und zwar des präservierten Fleisches und der Erbswurst, die in diesem Feldzuge zum ersten Male verabreicht wurde und sich ganz vorzüglich bewährt hat. Da, wo frisches Gemüse zur Verfügung stand, wie z. B. vor Paris, wurde natürlich ausgiebig hiervon Gebrauch gemacht. Hinsichtlich des Brotes, das häufig recht mangelhaft war, wurde seitens der Division angeordnet, daß es vom 14. Oktober 1870 ab selbst erbacken werden mußte. Die zahlreich vorhandenen Mieten lieferten das Korn, die Dreschmaschinen und Mühlen wurden ausgenutzt, und die Erbackung erfolgte durch die gelernten Bäcker der Truppen.

In den Berichten über die Verpflegung kommt bemerkenswert zum Ausdruck, daß sich keine besonderen Schwierigkeiten gezeigt hätten. Nur das III./89 hatte bei Paris solche, die sich bei Dreux und Beaugency zu Verpflegungs-Verlegenheiten auswuchsen, weil es ihm an gelernten Bäckern mangelte, die Bagage nicht zur Stelle war, bei den versuchten Requisitionen gar kein Brot und nur in unzureichendem Maße Fleisch aufgetrieben werden konnte und auch ein eiserner Bestand an Kaffee, Reis und Speck nicht mehr zu beschaffen gewesen war.

Bei den äußerst ungünstigen Verhältnissen in einigen Gegenden und während längerer Zeit, wie sie aus den Ausführungen zu entnehmen sind und auch von Eingeweihten geschildert werden, vor allem bei der wiederholt gemachten Erfahrung, daß die fliehenden Ortseinwohner oft alles Eßbare mitgenommen oder vernichtet hatten, durch Requisitionen also kaum noch Nahrungsmittel aufzutreiben waren, schließlich bei der Berücksichtigung der Tatsache, daß ein großer Teil der Eisenbahnen zerstört, ein Nachschub von Lebensmitteln also sehr erschwert war, kann man sich des Eindrucks nicht verschließen, daß der Bericht des III./89 der Wirklichkeit mehr entspricht als die der übrigen Truppenteile, welche von einem, ich möchte sagen, Berichtssubjektivismus diktiert gewesen zu sein scheinen.

Bevor ich das Gebiet der Verpflegung verlasse, möchte ich noch des Interesses wegen die tägliche Mundportion erwähnen, wie sie von der Generalintendantur der Armee am 8. August 1870 für den Aufenthalt in Feindesland bei Quartierverpflegung, beim Empfange aus Requisitionen und aus feindlichen Magazinen festgelegt war. Es waren vorgesehen: 1½ Pfd. Brot, 1 Pfd. Fleisch, ½ Pfd. Speck, 1 Pfd. Gemüse und Salz, 30 g gebrannter Kaffee, 60 g Tabak oder 5 Zigarren, ½ l Wein oder 1 l Bier oder $^{1}/_{10}$ l Branntwein.

Den bisher besprochenen Maßnahmen schlossen sich diejenigen an, welche direkt gegen die Verbreitung von Krankheiten, hauptsächlich gegen die Übertragung der Heeresseuchen getroffen worden sind. Während sie sich

durchschnittlich auf Desinfizierung von Wohnräumen, Hofräumen, Aborten, Düngergruben, Kleidern von Erkrankten, von Pflege- und Wartepersonal, Eisenbahnwagen und sonstigen Fahrzeugen erstreckten, wurden gegen einige Krankheiten besondere Anordnungen getroffen, so gegen die Syphilis: häufige Untersuchungen der Mannschaften, Überwachung und Untersuchung der Prostituierten durch die Polizeibehörden unter Aufsicht Deutscher Ärzte, Ausweisung nicht ortseingesessener Prostituierter; gegen Krätze: Isolierung im Revier und Einreibungen; gegen Haut- und Kleiderparasiten: außer Reinigung der Lokale durch Waschen mit Chlorkalk oder Karbolsäurelösung Verwendung von Insektenpulver.

Die Seuchen, auf die ich jetzt eingehe, bedürfen einer eingehenderen Besprechung.

Die Pocken herrschten in Frankreich bei Beginn des Feldzugs in über 75 Departements epidemisch, und auf dem südwestlichen Kriegsschauplatze, wo die 17. Division am meisten operierte, waren es besonders die Städte und Gegenden von Paris, Orléans, Châteaudun, Chartres, Nogent le Rotrou, La Ferté Bernard und Le Mans, in denen die Seuche sehr ausgedehnt verbreitet war. Während in Deutschland die Verbreitung der Pocken in der Bevölkerung eine verschieden starke war — in Preußen seit 1866 eine gleichmäßige Abnahme, in Sachsen ganz geringe, in Bayern geringe, in Württemberg erhebliche Erkrankungsziffern —, wiesen die einzelnen Kontingente der Deutschen Armee nur eine verschwindend geringe Zahl von Blatternkranken auf. Daß aber unter den Verhältnissen eines Krieges, zumal bei der weiten Verbreitung der Krankheit in Frankreich, ein Umsichgreifen auch unter anderen Soldaten eintreten würde, war vorauszusehen, und es trat auch wirklich ein. Wenn gleichwohl die Krankenzahl in mäßigen Grenzen blieb, so liegt das an den energischen Abwehrmaßregeln, auf die ich noch zu sprechen kommen werde.

Während in der Deutschen Operations-Armee im ganzen 4991 Mann an Blattern erkrankten und 297 starben, wurden auf dem südwestlichen Kriegsschauplatze 854 Deutsche Soldaten von der Seuche befallen und von der 17. Division erkrankten 211 Mann, 9 starben. Bezüglich des monatweisen Zuganges hat sich feststellen lassen, daß die Division im November 1870 nur vereinzelte Pockenkranke aufwies, im Dezember 1870 25,93 ‱ der Iststärke, im Januar 1871 33,83 ‱ der Iststärke hatte und daß vom Februar 1871 ab ein Nachlassen der Zugänge nachzuweisen war. Die Häufung der Zugänge im Dezember kam dadurch zustande, daß die Division in und um Chartres bis Nogent le Rotrou, in einem Gebiet, in welchem, wie bereits erwähnt, die Seuche epidemisch herrschte, untergebracht war. Erleichtert wurde die Ansteckung in diesen Seuchenherden, weil die Truppen anstrengende Märsche, aufreibende Kämpfe durchzumachen, unter den Unbilden der Witterung zu leiden

hatten und dort Quartier nehmen mußten, wo der Kampf in der Dunkelheit gerade ein Ende hatte. Wie vielseitig sind da die Ansteckungsmöglichkeiten gewesen, wie oft werden unsere Soldaten in Betten gelegen haben, die noch kurz vorher von Pockenkranken benutzt worden waren!

Nicht unerheblich ist auch die Verbreitung der Seuche in der immobilen Armee gewesen, da im ganzen 3472 Mann erkrankten und 162 starben. Auch Mecklenburg blieb nicht verschont; so kamen beim Ersatzbataillon des Füsilierregiments Nr. 90 in Wismar in der Zeit vom Januar bis April 1871 48 Fälle mit drei Todesfällen, in Rostock im Gefangenendepot 43 Fälle sowie vereinzelte Erkrankungen auch in Schwerin vor. Die Einschleppung erfolgte durch die Französischen Kriegsgefangenen, von denen in Preußen allein 14 178 = 380,19 ‰₀ der Kopfstärke erkrankten und 1963 = 52,64 ‰₀ starben.

Zur Erleichterung der Übersicht habe ich nun in Tabelle 1 den Pockenerkrankungen im Bereich der 17. Division für Dezember 1870 und Januar 1871 diejenigen der Deutschen Operationsarmee in $11^1/_2$ Monaten und der Französischen Kriegsgefangenen gegenübergestellt und dazu noch diejenigen der Französischen Truppen in Paris und Langres in sechs bzw. sieben Monaten angeführt. Man ersieht daraus — es erübrigt sich, näher darauf einzugehen — einerseits den schroffen Gegensatz der Krankenzahlen unserer und der Französischen Truppen; andererseits aber auch, daß es vollauf berechtigt war, mit allen Mitteln dem Umsichgreifen dieser unheimlichen Seuche vorzubeugen und entgegenzuwirken. Daß in der Tabelle für die Division nicht ein entsprechender Zeitabschnitt wie bei den anderen Truppen in Rechnung gezogen ist, bedarf zwar der Erwähnung, fällt aber nicht sehr ins Gewicht,

Tabelle 1.

Pockenerkrankungen

in ‰₀ der Ist- bzw. Kopfstärke	bei der 17. Division im Dezember 1870	bei der 17. Division im Januar 1871	bei der Deutsch. Operationsarmee in $11^1/_2$ Mon.	bei den Französ. Kriegsgefangenen in Preußen	bei den Französ. Truppen in Paris in 6 Mon.	bei den Französ. Truppen in Langres in 7 Mon.
	25,93	33,83	61,34	380,19 Kopfst.	676,47	1595,46

(Skala: 100, 200, 300, 400, 500, 600, 700, 800, 900, 1000, 1100, 1200, 1300, 1400, 1500, 1600)

weil der Gesamtzugang bei der Division nur stark doppelt so groß wie bei der Deutschen Armee war, also doch ganz erheblich hinter den Zahlen der Französischen Truppen zurückbleibt.

Welches waren nun die Maßnahmen, die gegen die Weiterverbreitung der Krankheit ergriffen wurden?

In erster Linie wurde trotz der sich entgegenstellenden Schwierigkeiten die Isolierung des Übertragungsgiftes (Contagium) angestrebt, und zwar 1. durch Feststellung der Häuser mit Pockenkranken und ihre Nichtbelegung, 2. durch Freigabe dieser Häuser zur Benutzung erst nach stattgehabter Desinfektion, 3. durch rechtzeitige Ermittlung des Trägers des Kontagiums und dessen Außerverkehrsetzung. Hiermit ging Hand in Hand die Vernichtung des Giftes durch Desinfektion, besonders in den Lazaretten, wohin auch sofort die Effekten der Pockenkranken geschafft wurden.

Als wichtigste Anordnung kam dazu die Schutzimpfung, der wohl hauptsächlich die niedrigen Erkrankungsziffern zu verdanken sind.

Es lohnt sich der Mühe, etwas näher auf die Impfverhältnisse in Deutschland und Frankreich einzugehen, weil dadurch ein Einblick in die Schutzkraft gewonnen werden kann. Um mit letzterem zu beginnen: In Frankreich war die Zahl der jährlich Geimpften von etwa 100 000 im Jahre 1804 auf über 700 000 im Jahre 1811 gestiegen und seit dem Jahre 1800 die Pocken-Erkrankungszahl von 1 000 000 jährlich auf 11 000 bis 70 000 gesunken. In der Französischen Armee bestand seit 1806 eine Verfügung, wonach jeder Soldat, der die Blattern noch nicht gehabt hatte, geimpft werden mußte. Im Jahre 1857 wurde diese Verfügung, die allmählich in Vergessenheit geraten war, in Erinnerung gebracht mit der Änderung, daß jeder Soldat bald nach der Einstellung zu impfen sei. Auch dieser neue Erlaß ist aber in der Folge nicht streng durchgeführt worden.

Während in der Deutschen Bevölkerung die Impfung seit 1802 Eingang und seit 1810 allgemeine Verbreitung gefunden hatte, wurde sie in den einzelnen Kontingenten der Deutschen Armee zu verschiedenen Zeiten, und zwar zuerst in Bayern, seit dem Jahre 1826 auch in Preußen obligatorisch. Im Jahre 1834 wurde in Preußen die Wiederimpfung zum Gesetz, im Mecklenburg-Strelitzschen Kontingent im Jahre 1849 und im Mecklenburg-Schwerinschen 1864. Für die Freie Hansastadt Hamburg bestanden bis zum Jahre 1871 keine gesetzlichen Bestimmungen betreffs der Impfung und Wiederimpfung. Auch in Bremen wurde die Impfung nur gefördert, nicht polizeilich überwacht.

Bei Beginn des Krieges war in allen Teilen des Deutschen Heeres die Wiederimpfung der Rekruten obligatorisch, und es war, wie bereits angeführt, die Pockenausbreitung in der Armee verschwindend ge-

ring. Wenn trotzdem Erkrankungen an Pocken unter unseren Soldaten vorgekommen sind, so hat das, abgesehen von den ungünstigen Umständen in Feindesland, besonders darin seinen Grund, daß es nicht immer gelang, alle Mannschaften, die als Ersatz ins Feld nachgeschickt wurden, wiederzuimpfen. Dazu kam, daß der Impfschutz bei denjenigen Truppenteilen am geringwertigsten war, in deren Kontingenten der Impfzwang am wenigsten lange bestand. Und das trifft gerade auch für die 17. Division zu.

Das verheerende Umsichgreifen des Typhus in der Deutschen Armee und auch in der 17. Division werden wir am besten verstehen, wenn wir uns ein Bild von der Ausdehnung dieser Seuche in den Ländern und Heeren der kriegführenden Völker machen.

In Frankreich war der Typhus in der Bevölkerung seit langer Zeit weit verbreitet, und es waren gerade die Landesteile am meisten durchseucht, welche von den Deutschen Truppen nach und nach okkupiert wurden. Auch in der Französischen Armee spielten die Typhuserkrankungen eine große Rolle, besonders deshalb, weil sie durchschnittlich bösartiger verliefen und mehr Todesfälle lieferten als in unserer Armee.

Unter der Deutschen Bevölkerung herrschte seit langem der Typhus in allen Gegenden teils endemisch, teils epidemisch; auch im Deutschen Heere war er sehr verbreitet und forderte seine Opfer; er galt von jeher als bedeutender Faktor der Erkrankungs- und Sterblichkeitsziffern. Und gerade in den Herbstmonaten (September bis November) war immer eine Zunahme zu beobachten. Während des Feldzugs nahm nun die Krankheit einen enormen Umfang an; denn von der gesamten Deutschen Operations-Armee (788 213 Mann) erkrankten 74 205 = 9,4 v. H. und von diesen starben 8904 = 12 v. H. Ähnliche Verhältniszahlen — etwas mehr Erkrankungs- und weniger Todesfälle — hatte auch die 17. Division (14 165 Mann), nämlich 1544 = 10,8 v. H. Kranke mit 175 = 11,3 v. H. Todesfällen, d. h. ungefähr jeder zehnte Mann ist typhuskrank geworden. Es bedarf aber des Hinweises, daß diese hohen Zahlen nicht alle auf Rechnung des Feldzugs zu setzen sind, da doch auch im Frieden, wie erwähnt, unsere Armee stark durchseucht war. Wir werden ungefähr das Richtige treffen, wenn wir etwa ein Drittel der Typhuskranken — als der Friedenszahl entsprechend — in Abzug bringen. Immerhin bleiben dann noch etwa 50 000 bzw. 1000 Kranke — ein recht erheblicher Ausfall an Kräften!

Der Höhepunkt der Erkrankungszahlen bei der Armee, insbesondere bei den Einschließungstruppen von Metz und Paris, fiel in die Herbstmonate. Dagegen erreichte bei der Division die Seuche im Dezember die höchsten Ziffern: 20,8 v. T. Kranke. Das ist wohl darauf zurückzuführen, daß die Division von Mitte November ab mit der stark infizierten 22. Di-

vision und dem ebenfalls durchseuchten I. Bayerischen Armeekorps, mit denen sie zusammen in der Armee-Abteilung des Großherzogs operierte, vereinigt und damit der Ansteckung in weitgehendem Maße ausgesetzt war. Dazu kommt — und das ist vielleicht der Hauptgrund — der Aufenthalt in und um Chartres, wo die Seuche unheimlich viele Opfer forderte.

Über den monatweisen Zugang an Typhuskranken bei der Division habe ich außer für den Dezember keine Angaben gefunden, wohl aber über denjenigen bei der Armee-Abteilung des Großherzogs (ohne I. Bayerisches Armeekorps) auf dem südwestlichen Kriegsschauplatze, und wir sind wohl berechtigt, ähnliche Zahlen bei der Division anzunehmen, zumal bei ihr, wie wir wissen, 20,8 v. T. nicht überschritten worden sind.

Tabelle 2.

Typhuserkrankungen.

in ‰ der Kopfstärke u. Gesamt-Erkrank
bei der Armee-Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin im:
November 70.
Dezember 70.
Januar 71.
bei der Armee vor
Metz
Paris
300
275
250
225
200
175
150
125
100
75
50
25
296,5
201,8
194,5
201,7
276,3
19,5
14,5
12,9
52,8
70,0

——— bedeutet ‰ der Kopfstärke
– – – " " " " des Gesamt-Krankenzugangs.

Die in Tabelle 2 zum Ausdruck gebrachte Gegenüberstellung der Erkrankungsziffern dieser Armee-Abteilung mit denjenigen der Armee vor Metz und Paris zeigt uns deutlich, daß es nicht zum Nachteil der Abteilung bzw. der 17. Division war, nach kurzer Zeit von der Einschließung dieser Festen abgelöst zu werden. Der Ausfall an Mannschaften war aber doch erheblich, und es muß als selbstverständlich gelten, daß wie bei der Armee so auch bei der Division mit allen Mitteln versucht wurde, dem weiteren Umsichgreifen der furchtbaren Seuche Einhalt zu tun.

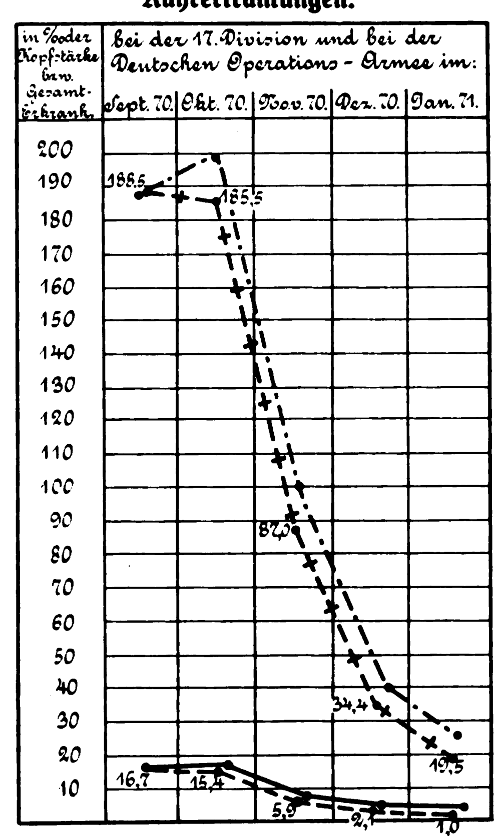
Zu dem Zwecke wurde angestrebt: Eine zweckmäßige Unterbringung der Mannschaften in Biwaks und Kantonements sowie Erhaltung möglichster Sauberkeit in diesen; eine angemessene Kleidung und Ernährung in dem Sinne, wie ich sie bereits geschildert habe, zur Erzielung

der notwendigen Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse und latente Krankheitskeime; Unschädlichmachung vorhandener Ansteckungsstoffe durch Desinfektion der Wohnungen und aller Orte und Gegenstände, die mit Typhuskeimen verunreinigt sein konnten; ausreichende Fürsorge für die Kranken bei strenger Isolierung; eine Assanierung der Schlachtfelder, die sich hauptsächlich auf die Bestattung der Gestorbenen und die Desinfizierung der Gräber erstreckte; schließlich eine baldige Evakuation der Typhuskranken.

Hinsichtlich der letzteren ist zu erwähnen, daß sich die Ansichten zum Teil diametral gegenüberstanden; die einen sahen in dem Transport Schwerkranker einen erheblichen Nachteil, während andere die Beobachtung gemacht hatten, daß selbst Schwerkranke einen längeren Transport gut vertrugen, und deshalb warm für eine umfangreiche Evakuation eintraten. Eine solche gebot sich mit der Zunahme der Seuche von selbst, wenn man überhaupt der Weiterverbreitung, besonders in den Lazaretten, wirksam entgegentreten wollte.

Tabelle 3.

Ruhrerkrankungen.



Die dritte Seuche, welche dezimierend unter unseren Truppen wütete und auch in der 17. Division weit verbreitet war, war die Ruhr, nach Trousseau die verderblichste der Heereskrankheiten.

Es war bekannt, daß die Ruhr in Frankreich viel häufiger und gefährlicher auftrat als in Deutschland. Im Kriege 1864 war sie bei uns überhaupt nicht, 1866 nur in untergeordnetem Maße beobachtet worden. Während des Feldzugs griff sie in erschreckender Weise, wenn auch weniger ausgedehnt als der Typhus, um sich: 38 652 Erkrankungen und 2380 Todesfälle, also etwa die Hälfte der Typhuserkrankungs- und ein Viertel

der Todesfälle kamen zur Behandlung. Die 17. Division war mit 795 Erkrankungs- und 45 Todesfällen nicht unbedeutend beteiligt. Während die ersten Ruhrkranken der Division — ihre Zahl ist nicht zu ermitteln — am 30. August vom Infanterieregiment Nr. 76 dem Lazarett Saarbrücken zugingen, sind für die folgenden Monate nachstehende Erkrankungszahlen festzustellen:

September 1870 (Division vorübergehend vor Metz)	264	= 16,7	v. T. Kopfstärke	= 188,2	v. T. Gesamterkrankungen
Oktober 1870	267	= 17,3	" "	= 205,1	" "
November 1870	130	= 8,5	" "	= 101,3	" "
Dezember 1870	59	= 4,5	" "	= 43,5	" "
Januar 1871	30	= 2,3	" "	= 27,7	" "

In Tabelle 3, in der ich die Ruhrzugänge bei der Division in den einzelnen Monaten mit denjenigen der gesamten Deutschen Operations-Armee in Vergleich gestellt habe, springt sofort in die Augen, daß die Division außer im September andauernd über dem Durchschnitt der Armee stand, und zwar zwischen 0,3 bis 19,7 v. T. des Gesamtkrankenzugangs einerseits und 1,3 bis 2,6 v. T. der Kopfstärke andererseits.

Fragen wir nun nach den Ursachen der Ruhrausbreitung innerhalb der Division, so kommen als unmittelbare die folgenden in Betracht:

1. Der Durchmarsch der Division durch ruhrverseuchte Ortschaften, wie Saarbrücken, St. Avold,

2. der Aufenthalt im Lager von Mourmelon, wo vorher Französische Truppen aus Algier, unter denen viele Ruhrkranke waren, untergebracht waren,

3. die sekundären Herde: die Entleerungen der Ruhrkranken.

Dazu kamen als mittelbare Ursachen Ernährungsstörungen, Witterungseinflüsse und individuelle Momente, vor allem Schwächung des Körpers infolge der erheblichen Anstrengungen.

Bei dem energischen Vorgehen gegen die bedenkliche Seuche war es aus militärischen Gründen natürlich nicht durchführbar, die durchseuchten Gegenden und Orte zu meiden und von der Belegung auszuschließen. Es wurde aber da, wo ein Beziehen von Biwaks, die im allgemeinen bevorzugt wurden, nicht angängig war, eine enge Belegung durchgeführt und dem Latrinenwesen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Außerdem kam noch für die Hygiene des Körpers in Betracht, für Warmhaltung des Leibes und Vermeidung von Verdauungsstörungen zu sorgen.

Bei der nunmehrigen Besprechung des Sanitätsdienstes im Gefecht möchte ich zunächst auf nachstehendes Verzeichnis hinweisen, auf dem die Namen der Sanitätsoffiziere, die bei der Division den ruhmreichen Feldzug mitgemacht und ihr Leben eingesetzt haben, soweit sie mir bekannt geworden, wiedergegeben sind.

Verzeichnis der Militärärzte, welche den Feldzug 1870/71 bei der 17. Division mitgemacht haben.

I. Truppenärzte.

Divisionsarzt: Oberstabsarzt Dr. Tormin.

Infanterieregiment Nr. 75. Regimentsarzt*): Stabsarzt Dr. Erdmann, Bataillonsarzt (II.): Assistenzarzt Dr. Goring, Bataillonsarzt (Füs.): Stabsarzt der Landwehr Dr. Baßfreund, Assistenzärzte: Assistenzarzt der Reserve Dr. Kretschmer, Unterarzt der Reserve Dr. Delhaes.

Infanterieregiment Nr. 76. Regimentsarzt*): Stabsarzt Dr. Kohlhardt, Assistenzarzt (I.): Unterarzt Dr. Silbergleit, Bataillonsarzt (II.): Assistenzarzt Dr. Rosenthal, Bataillonsarzt (Füs.): (nicht bekannt), Assistenzarzt (Füs.): Unterarzt Dr. Vogeler.

Grenadierregiment Nr. 89. Regimentsarzt*): Stabsarzt Dr. Hoppe, Assistenzarzt (I.): Assistenzarzt Dr. Falk, Bataillonsarzt (II.): Assistenzarzt Dr. Hellwig, Bataillonsarzt (III.): Assistenzarzt Dr. Guthsmuth, Assistenzarzt (III.): Unterarzt Dr. Zerssen.

Füsilierregiment Nr. 90. Regimentsarzt*): Oberstabsarzt Dr. Richter, Assistenzarzt (I.): Unterarzt der Reserve Dr. Guttstadt, Bataillonsarzt (II.): Assistenzarzt der Reserve Dr. Aron, Bataillonsarzt (III.): Stabsarzt Dr. Bauermeister, Assistenzarzt (III.): Unterarzt der Reserve Dr. Wiener.

Jägerbataillon Nr. 14. Bataillonsarzt: Stabsarzt Dr. Köppel, Assistenzarzt: Assistenzarzt Dr. Brandis.

Dragonerregiment Nr. 17. Regimentsarzt: Stabsarzt Dr. Piper, Assistenzarzt: Assistenzarzt Dr. Goltz.

Dragonerregiment Nr. 18. Regimentsarzt: Stabsarzt Dr. Schlott, Assistenzarzt: Unterarzt der Reserve Dr. Meyerhoff.

Ulanenregiment Nr. 11: Regimentsarzt: Oberstabsarzt Dr. Mittenzweig, Feldassistenzarzt: Einjährig-freiwilliger Arzt Dr. Passow.

1. reitende Batterie Feldartillerie-Regiments Nr. 9. Ohne ärztliche Begleitung.

3. (Mecklenburgische) Fuß-Abteilung Feldartillerie-Regiments Nr. 9. Nicht zu ermitteln.

3. reitende Batterie Feldartillerie-Regiments Nr. 9. Assistenzarzt Dr. Wernich.

1. Kompagnie Pionierbataillons Nr. 9. Assistenzarzt Dr. Jakobik.

II. Ärzte bei den Sanitätsformationen.

A. Beim Sanitätsdetachement Nr. 2.

Stabsärzte Dr. Berna vom Inf. Regt. Nr. 84, Dr. Busch vom Feldart. Regt. Nr. 9, Assistenzärzte Dr. Weber vom Inf. Regt. Nr. 25, Dr. Marotzki vom Landw. Bat. Nr. 35, Dr. Rosenthal II vom Landw. Regt. Nr. 67, Dr. Hagen vom Landw. Regt. Nr. 66, Einjährig-freiwilliger Arzt Dr. Müller vom Füs. Regt. Nr. 36.

B. Bei den Feldlazaretten.

Feldlazarett 7. Oberstabsarzt Dr. Biedebandt, Stabsarzt Dr. Haun, Assistenzarzt Dr. Meyer, Unterarzt Dr. Leonhardt.

*) Begleitete das I. Bataillon.



Feldlazarett 8. Oberstabsarzt Dr. Böttcher, Stabsarzt Dr. Feig, Assistenzärzte Dr. Bertram, Dr. Filter, Unterarzt Dr. Heinrich.

Feldlazarett 9. Oberstabsarzt Dr. Meyer, Stabsarzt Dr. Fränkel, Assistenzärzte Dr. Hartwig, Dr. Wolf, Unterarzt Dr. Perl.

Feldlazarett 10. Oberstabsarzt Dr. Fanter, Stabsarzt Dr. Wolf, Assistenzärzte Dr. Michelet, Dr. Baschkow, Einjährig-freiwilliger Arzt Dr. Dähnhard.

Feldlazarett 11. Oberstabsarzt Dr. Rothe, Stabsarzt Dr. Rosenthal I, Assistenzärzte Dr. Hahn, Dr. Dütel, Unterarzt Dr. Fischer.

Feldlazarett 12. Oberstabsarzt Dr. Walter, Stabsarzt Dr. Freudenstein, Assistenzärzte Dr. Simon, Dr. Ewer, Unterarzt Dr. Marcuse.

Feldlazarett 1, XIII. A. K. Chefarzt*): Stabsarzt Dr. Lex.

Feldlazarett 2, XIII. A. K. Chefarzt*): Stabsarzt Dr. Düsterberg.

Feldlazarett 3, XIII. A. K. Chefarzt*): Stabsarzt Dr. Passauer.

Einzelheiten über die Betätigung der Truppenärzte bei der Division sind uns nur spärlich überliefert worden. Wir wissen zwar, daß wie bei der Armee überhaupt so auch bei der Division die Truppenärzte zur Hälfte in das Gefecht folgten, während die andere Hälfte auf dem Notverbandplatze — unserem jetzigen Truppenverbandplatze — sich betätigte; daß schon wegen des moralischen Eindrucks alle am liebsten mit ins Gefecht gezogen wären; daß die Tätigkeit auf den Notverbandplätzen in der Hauptsache darin bestand, den Transport der Verwundeten in die Feldlazarette zu ermöglichen, ihn unschädlich und schmerzlos zu gestalten. Es ist auch bekannt, daß das Maß ihrer Tätigkeit in direktem Verhältnis zu den Gefechtsverlusten stand, und daß sie sich ihrem Dienst mit größtem Eifer und strengster Gewissenhaftigkeit unter Nichtachtung der Gefahren gewidmet haben. Nicht aber ist uns Näheres über Zeit und Ort der Etablierung der Verbandplätze, über die Zahl der dort behandelten Verwundeten, die Art der Verletzungen und die geleistete Hilfe überliefert worden. Nur ganz vereinzelt finden sich kurze spezielle Notizen über Hilfeleistungen der Truppenärzte.

So ist über die Belagerung von Metz mitgeteilt: Dem Überfall der Kompagnie Nettelbladt bei Bellecroix schlossen sich freiwillig der Bataillonsarzt Stabsarzt Dr. Hoppe und Assistenzarzt Dr. Falk vom Regiment 89 an, drangen bis in die Gebäude mit vor und nahmen sich dort, begleitet von vier freiwilligen Krankenpflegern, der Verwundeten — neun, darunter drei schwer Verwundete — an. Bei der Einschließung von Toul war gelegentlich der ersten Rekognoszierung eine den Franzosen zugedachte Kugel auf dem Straßenpflaster abgeprallt und hatte einem Kinde die Weichteile des Fußes, seiner Mutter die Kleider durchbohrt und dem Vater einen Fußknochen zerschmettert. Ein Assistenzarzt des Regiments 89 ließ sich nicht durch die einschlagenden Geschosse abhalten, an Ort und Stelle Hilfe zu leisten. In den Gefechten bei Le Mans mel-

*) Die übrigen Ärzte sind nicht zu ermitteln.

deten eines Morgens noch in der Dunkelheit die Vorposten am Gué-Bach die Annäherung einer Abteilung; die dortige Feldwache setzte sich schon zum Empfange des vermuteten Feindes in Bereitschaft, als die Nahenden noch rechtzeitig erkannt wurden: es waren die acht Verwundeten der 7. und 8. Kompagnie des Regiments 89, an ihrer Spitze der Assistenzarzt, welcher seinen Verbandplatz in einem Gehöft unweit des nächtlichen Kampfplatzes aufgeschlagen und dort die Nacht unbehelligt durchwacht und den Verletzten gewidmet hatte.

Von den beiden Sanitätsdetachements (Nr. 2 und 3) der Division war Nr. 2 am 29. und 30. Juli mit anderen Truppenteilen per Eisenbahn nach Kiel und, ohne sich dort betätigt zu haben, in der Zeit vom 25. August bis 1. September nach Homburg i. d. Pfalz instradiert worden. Das Sanitätsdetachement Nr. 3 wurde bereits am 20. August mit der Bahn von Harburg aus nach dem Kriegsschauplatze befördert und am 28. August in Montois der 18. Division zugeteilt. So verblieb bei der 17. Division nur noch das Sanitätsdetachement Nr. 2, an das in der Folgezeit wiederholt recht erhebliche Anforderungen gestellt wurden. Eine Etablierung um Metz ist nicht erfolgt. Gelegentlich der Belagerung von Toul brachte das Detachement am 12. und 13. September die Verwundeten in dem Dorfe Villey St. Etienne unter und übergab sie dem Feldlazarett 9 des XIII. Armeekorps.

Am 19. September wurde eine Sektion auf Châlons sur Marne in Marsch gesetzt, während die andere Sektion durch die Feldlazarette 7 und 9 nach Paris mitgeführt wurde. Am 17. November trat das Sanitätsdetachement bei Dreux mit getrennt arbeitenden Sektionen in Tätigkeit; am 21. November richtete es einen Hauptverbandplatz in einem Gehöft nahe dem Orte Madeleine Bouvet ein und behandelte dort meist Französische Verwundete. Am 22. November bei Bellême gab es bei Etablierung des Verbandplatzes in einem Gehöft bis spät in die Nacht hinein reichlich Arbeit. In der Schlacht bei Loigny am 2. Dezember richtete das Detachement kurz hintereinander Verbandplätze in Baigneaux, Lumeau und Ferillon ein, mußte nachts durcharbeiten und am anderen Morgen in Loigny selbst den vorgefundenen noch unverbundenen Verletzten Hilfe bringen. Ein Assistenzarzt wurde hier am nächsten Tage, weil der Befehl zum Abmarsch nach Artenay gekommen war, zurückgelassen. Am 7. Dezember betätigte sich das Detachement auf einem in Meung in einem größeren Privathause etablierten Verbandplatz und in der Schlacht bei Beaugency—Cravant am 8. Dezember auf einem solchen in Messas, wo es 150 Deutsche Verwundete versorgte, um am 9. in Beaugency in Tätigkeit zu treten. Auch in der Schlacht bei Le Mans kam es am 11. Januar 1871 zur Wirksamkeit, und zwar auf einem Verbandplatz im Bahnhof zu Connerré und bei St. Corneille.

Während wir hiernach über die Etablierungsorte der Hauptverbandplätze des Sanitätsdetachements Nr. 2 hinreichend unterrichtet sind, fehlen uns Überlieferungen über die Zahl der auf ihnen behandelten Verwundeten, die Art der Verletzungen und das weitere Schicksal der Behandelten. Daß aber die Tätigkeit des Personals anstrengend und aufreibend war, geht aus allen Mitteilungen hervor. Die aufopfernde Hingabe in der Fürsorge für die armen Verwundeten hat auch vielfach die verdiente Anerkennung gefunden, um so berechtigter, als der Dienst, abgesehen von allen Anstrengungen, wegen der in die Verbandplätze einschlagenden Geschosse noch dazu mit nicht geringen Gefahren verknüpft war.

Was die Entfernung der Hauptverbandplätze vom Gefechtsfelde betrifft, so betrug sie im Durchschnitt zwischen 2 und 3 km — eine Strecke, die auch jetzt wohl im Kriege häufig den Anforderungen entsprechend sein wird, da diese Verbandplätze nach den Bestimmungen der Kriegs-Sanitäts-Ordnung, geschützt gegen Gewehr- und tunlichst auch Geschützfeuer, in nicht zu weiter Entfernung vom Orte der Verluste eingerichtet werden sollen.

Nun zu den Feldlazaretten. Der Division waren anfänglich die Feldlazarette 7 bis 12, später noch die neuformierten 1 bis 3 des XIII. Armeekorps zugewiesen. Während in der Zeit vom 1. August 1870 bis 28. Februar 1871 bei den Deutschen Armeen 545 mal Feldlazarette eingerichtet und in diesen insgesamt 280 910 — nach dem Generalstabswerk 295 644 — Verwundete und Kranke behandelt worden sind, hat die 17. Division 26 mal Feldlazarette etabliert. Auf jedes der ursprünglich zugeteilten Lazarette (7 bis 12) entfallen in dem erwähnten Zeitraum durchschnittlich 1175 Kranke und Verwundete mit 16 651 Behandlungstagen; auf jedes der neuformierten (1 bis 3) durchschnittlich 499 Kranke und Verwundete mit 3881 Behandlungstagen.*)

Über Etablierungsort und -zeit sowie über die Krankenaufnahme der einzelnen Feldlazarette läßt sich ein Überblick gewinnen aus Tabelle 4.

Tabelle 4.

Verwendung der Feldlazarette und des Lazarett-Reservepersonals bei der 17. Division.

Lfd. Nr.	Zeit	Ort	Feldlazarett und Laz. Res. Pers.	Krankenaufnahme usw.
1	22. 9.70—11.10.70	Reims	11.	123, davon 31 Typhus u. gastr. Fieber. 16 Ruhr. Gestorben 2 an Typhus.
2	25. 9.70—23. 2.71	Mourmelon	10.	1493 Verwundete u. Kranke; davon 99 Verwundete, 157 Typhus u. gastr. Fieber 86 Ruhr. Gestorben 6 und zwar Typhuskranke.

*) Die höchsten Zahlen hatten das I. und II. Bayerische Armeekorps: 3241 (3200) Behandelte und 22 909 (24 673) Behandlungstage, die niedrigsten das II. Preußische Armeekorps: 669 Kranke und Verwundete und 11 273 Behandlungstage.

Lfd. Nr.	Zeit	Ort	Feldlazarett und Laz. Res. Pers.	Krankenaufnahme usw.
3	2.10.70— 3.11.70	Acy le Haut	12.	273, davon 48 Typhus u. gastr. Fieber, 71 Ruhr. Gestorben 2 Typhuskranke.
4	11.10.70—21.12.70	Boissy St. Leger	7.	441, davon 71 Verwundete, 137 Typhus, 25 Ruhr. Gestorben 32: 5 Verwundete, 25 Typhus, 2 Ruhr. Abgelöst durch F. L. 9, II. A. K.
5	15.10.70—21.12.70	Yères	8.	692, davon 30 Verwundete, 234 Typhus u. gastr. Fieber, 75 Ruhr. Geheilt 261, gestorben 25, davon 18 Typhus- u. 4 Ruhrkranke. Abgelöst durch F. L. 7, II. A. K.
6	21.10.70— 9.11.70	"	9.	268, davon 77 Typhus, 38 Ruhr. Geheilt 17, gestorben 3 Typhus- u. 4 Ruhrkranke. 244 Kranke an F. L. 8, XIII. A. K. abgegeben.
7	26.10.70—13.11.70	Boulzicourt	11.	69. Gestorben 2. Rest an F. L. 1, I. A. K. abgegeben.
8	9.11.70—11. 3.71	Reims	12.	1511, davon 181 Typhus, 61 Ruhr, 291 Verwundete.
9	16.11.70—20.11.70	Grand Pré	11.	59, davon 17 Verwundete, 13 Typhus u. gastr. Fieber. Gestorben 1 an Typhus. Rest 28 an F. L. 10, I. A. K.
10	29.11.70—20. 3.71	Reims	11.	Löst F. L. 11, VI. A. K. ab. 2657, davon 431 Verwundete, 257 Typhus u. gastr. Fieber, 14 Pockenkranke. Gestorben 22 Verwundete u. 22 Typhuskranke. Abgelöst durch F. L. 6 der Württemberg. Division.
11	2.12.70—21.12.70	Brandelon	2.	351, davon 342 Verwundete (einschl. 71 Franzosen). Gestorben 26 Verwundete (einschl. 7 Franzosen).
12	2.12.70—21.12.70	Bazoches les Hautes	9.	276 Verwundete (einschl. 48 Franzosen). Gestorben 7 Verwundete. Rest 29 an F. L. 2, XIII. A. K.
13	4.12.70—29.12.70	Lumeau	3.	Siehe unter Nr. 19.
14	5.12.70— 7.12.70	Orléans	1.	250 Verwundete u. Kranke. Rest 151 an 5. Hessisches F. L.
15	7.12.70—21.12.70	Meung sur Loire	1.	411, davon 310 Verwundete (einschl. 65 Franzosen), 18 Typhus, 4 Ruhr. Gestorben 34 Verwundete (9 Franzosen). Rest an L. R. P. 1, XIII. A. K.
16	21.12.70—19. 1.71	Bazoches les Hautes	2.	? Gestorben 12. Rest 12 Verwundete an F. L. 3, XIII. A. K.
17	29.12.70—20. 1.71	Baigneaux	3.[1]	24. Gestorben 7.
18	29.12.70—17. 1.71	Maintenon	7.	136 Lazarett- u. 50 Revierkranke, davon 34 Typhus. Geheilt 75, gestorben 7 (5 Typhuskranke). Rest 7 an Etappenkommando.
19	29.12.70—17. 2.71	Lumeau	3.[2]	Zusammen mit Nr. 13: 397 (einschl. 154 Franzosen). Gestorben 43 (einschl. 20 Franzosen).
20	9. 1.71—25. 2.71	La Ferté Bernard	8.[1]	221, darunter 112 Verwundete, 44 Typhus, 2 Ruhr. Geheilt 55, gestorben 12 (9 Verwundete, 3 Typhuskranke).

Lfd. Nr.	Zeit	Ort	Feldlazarett und Laz. Ref. Perf.	Krankenaufnahme usw.
21	10. 1.71— 9. 3.71	Connerré	8.[2]	290, davon 185 Verwundete (einschl. 104 Franzosen), 24 Typhus. Gestorben 35, davon 29 Verwundete.
22	11. 1.71— 6. 2.71	"	9.	97, davon 72 Verwundete (einschl. 48 Franzosen). Geheilt 3, gestorben 37 (einschl. 27 Franzosen). Rest 8 Franzosen an die Mairie.
23	20. 1.71—23. 2.71	Bazoches les Hautes	3.[1]	21. Gestorben 2.
24	26. 1.71— 4. 3.71	Evreux	7.	290. Gestorben 4 Typhuskranke.
25	16. 2.71—17. 3.71	Rouen	1.	479, davon 61 Typhus, 1 Ruhr. Abgelöst durch L. R. P. 1, XIII. A. K.
26	13. 4.71—26. 5.71	Carignan	7.	?
1	4.11.70—10.12.70	Reims	Laz. Ref. Perf. 1. Sektion XIII. A. K.	340, davon 13 Verwundete. Geheilt 25, gestorben 11, darunter 8 Typhus- u. 1 Ruhrkranker.
2	23.12.70—16. 2.71	Meung sur Loire	Laz. Ref. Perf. 1. Sektion XIII. A. K.	Löst F. L. 1 ab, anfangs von Sektion 2 unterstützt. 182, darunter 83 Verwundete, 15 Typhus. Geheilt 21, gestorben 36, darunter 31 Verwundete, 3 Typhuskranke.
3	29.12.70—26. 2.71 (11. 3.71)	Chartres	Laz. Ref. Perf. 2. Sektion XIII. A. K.	351. Geheilt 59, gestorben 4.

Einige Einzelheiten über die Verhältnisse auf einigen Kampfplätzen und in einigen Feldlazaretten mögen hier aber noch in chronologischer Folge Erwähnung finden:

Bei der Einschließung von Metz sind keine Feldlazarette der Division in Tätigkeit getreten. Auch über eine Etablierung von solchen vor Toul ist nichts bekannt.

Über die Französischen Lazarette in Toul nach der Einnahme der Feste möchte ich aber des Interesses wegen ein Urteil wiedergeben: „In der Stadt wüste Unordnung. Empörend und haarsträubend war die Beschaffenheit der Lazarette: in Sälen und Stuben, die seit Wochen wohl nicht gereinigt und gelüftet waren, lagen auf schmutzigen Matratzen die armen Ruhr- und Typhuskranken, und es mangelte ihnen an jeglicher ordentlichen Pflege.“ Durch den Kommandanten wurden sofort drei Lazarette eingerichtet, in denen barmherzige Schwestern aus dem Kloster Choloy zu Toul zur Hilfeleistung herangezogen wurden.

Vor Paris kamen das Feldlazarett 10, 11 und 12 zur Etablierung, und zwar das 10. in Mourmelon, das 11. anfangs in Reims, vom 26. Oktober ab in Boulzicourt, vom 13. November ab in Grand Pré, schließlich erneut in Reims, das 12. zunächst in Ay le Haut und vom 2. November ab in Reims. In Mourmelon le Grand wurden 16 Fran-

zösische Krankenbaracken mit je 25 Betten in dem Hôpital provisoire als Lazarett eingerichtet; vor Paris das einzige Mal, daß Baracken Verwendung finden mußten, weil sonst hinreichend bessere Wohnhäuser, Villen, Schlösser und Pensionate zur Verfügung standen. Das Feldlazarett 11 mußte entgegen der sonstigen Stabilität der um Paris eingerichteten Lazarette dreimal mit dem Orte wechseln. Dem Feldlazarett 12 stand in Reims das Maison Roederer am Boulevard le Temple zur Verfügung, und es bekam von dem Besitzer noch eine vorzüglich eingerichtete Krankenanstalt für verwundete und kranke Offiziere überwiesen.

Wegen Häufung von Typhus- und Ruhrfällen mußten auch die Feldlazarette 7, 8 und 9 in Tätigkeit treten: Das 7. vom 11. Oktober ab in Boissy St. Leger in der Mairie, dem Schulhause und später auch einem nahe gelegenen Schlosse; das 8. in Yères, wo ihm drei große schloßartige Landsitze mit sehr günstigen gesundheitlichen Verhältnissen zu Gebote standen. Später mußten aber noch zehn weitere Häuser hinzugenommen werden; das 9. ebenfalls in Yères in zwei größeren Privathäusern und einer Wollspinnerei. 448 Typhus- und 138 Ruhrkranke wurden u. a. in diesen drei Lazaretten behandelt.

In der für die Division besonders ruhmreichen Schlacht bei Loigny am 2. Dezember hat die 1. Sektion des Feldlazaretts 3 des XIII. Armeekorps drei Wochen lang in Baigneaux gewirkt und das Feldlazarett 2, da die näher gelegenen Ortschaften in Flammen standen, sich in dem hygienisch ungünstigen Brandelon in meist kleinen Privathäusern eingerichtet. Als besonderer Übelstand erwies es sich, daß nur kleine Häuser zur Unterbringung der Verwundeten vorhanden waren, in denen als Höchstzahl sechs Unterkunft bekommen konnten. Deshalb sah sich das Lazarett später auch genötigt, das Feld seiner Tätigkeit nach Bazoches les Hautes zu verlegen, wo bis dahin das Feldlazarett 9 reichliche Arbeit gehabt hatte. Bei den erheblichen Verlusten an diesem Tage — insgesamt 4146; bei der Division: 44 Offiziere und 998 Mann — waren die Anforderungen, die an das Sanitätspersonal gestellt wurden, ganz bedeutende; entfielen doch auf einen Arzt 86 Verwundete.

Über die wüsten Zustände und Wirkungen in dieser Schlacht findet sich folgende Beschreibung:

„Furchtbare Szenen im Stall des Schlosses Goury! Im Winkel in Stallknechtsbetten lag ein halbes Dutzend verwundeter Französischer Offiziere mit zerschmetterten Armen und Beinen, die nur flüchtig auf dem Platze verbunden waren. Sie jammerten um Wasser, um Wein, um einen Arzt; und alles konnte gewährt werden. — In Loigny ein Leichenfeld! Flammen loderten, Flämmchen züngelten, dicker Qualm wirbelte in den Mondhimmel. Ein herzzerreißender Anblick, die Toten auf der kalten Erde daliegen zu sehen, vom bleichen Mondlicht bestrahlt, das sich

in dem gebrochnen Auge spiegelte. Stille Männer nur zogen über den Weg, die auf ihren Schultern einen noch stilleren Mann trugen. Und hier und dort lasen sie andere auf, die unermüdlichen Männer mit dem roten Kreuz, und luden sie auf ihre Bahren."

Auch in den folgenden Kämpfen an der Loire gab es reichlich zu tun. So entfaltete vom 4. Dezember ab das Feldlazarett 3 in Lumeau eine rege Tätigkeit, die dadurch noch gesteigert wurde, daß wegen der großenteils nicht heizbaren Räumlichkeiten bei der starken Kälte eine umfangreiche Evakuation nach Toury—Etampes und Orléans stattfinden mußte. Die Zahl der Behandelten, einschließlich 154 Franzosen, betrug 397. Die blutige Arbeit der Tage bei Orléans war deutlich an den zusammengestürzten Häusern, an den Kugelspuren in den Mauern, an den Blutlachen und an den in den Straßen umherliegenden Leichen zu erkennen. Die Verwundeten, welche auf Karren vom Schlachtfelde transportiert wurden, hatten nicht wenig unter dem schneidenden Nordost zu leiden, gegen den sie sich mit Tüchern und Ohrenklappen zu schützen suchten. Während des Kampfes bei Meung richtete sich das Feldlazarett 1 am Abend des 7. Dezember in diesem Orte ein und behandelte bis zum 21. Dezember 411 Verwundete, die es dann dem ablösenden Lazarett-Reservepersonal des XIII. Armeekorps abgab. Der Zugang an Verwundeten in den Schlachten bei Beaugency—Cravant am 8., 9. und 10. Dezember in den einzelnen Lazaretten war ein solcher, daß auf einen Arzt 65 Verwundete kamen. Betrugen doch die Verluste der Division: 9 Offiziere, 77 Mann tot, 17 Offiziere, 416 Mann verwundet.

Vermehrt wurde die Arbeit der Deutschen Ärzte in den Feldlazaretten noch durch die Hilfe, welche sie Französischen Verwundeten zu leisten hatten. Gerade bei der Loire-Armee war der Mangel an Ärzten zum Nachteil der Verwundeten besonders hervorgetreten. So wurde z. B. in einigen vor dem Schlosse Villemarceau gelegenen Bauernhütten eine größere Zahl Französischer Verwundeter vorgefunden, die, nur mit dem allernotdürftigsten ersten Verbande versehen, volle zwei Tage dem Hunger und den Granaten ausgesetzt gewesen waren und von denen einige lieber sterben, als noch ärztliche Hilfe annehmen wollten. Gar mancher aber hat, wie festgestellt ist, der Hilfe und Pflege der Deutschen Ärzte sein Leben zu danken.

Zu einer umfangreichen und anstrengenden Tätigkeit kam es noch während und nach der dreitägigen Schlacht bei Le Mans, die zu einem Verlust von 131 Offizieren und 2033 Mann — bei der Division 8 Offizieren und 168 Mann — geführt hatte. Schon auf dem Vormarsche gegen Le Mans mußte sich die 1. Sektion des Feldlazaretts 8 in einem Fabrikgebäude in La Ferté Bernard etablieren und in den folgenden Tagen noch das Hospice, eine Primärschule, das Presbytère und das Maison Richard für Lazarettzwecke brauchbar machen und zur Benutzung

heranziehen. Die 2. Sektion dieses Lazaretts richtete sich am 10. Januar in Connerré ein und mußte ihre Verwundeten — insgesamt 285, darunter 104 Franzosen — in 15 Privathäusern unterbringen. Im Bahnhof von Connerré entfaltete vom 11. Januar ab das Feldlazarett 9 seine Tätigkeit, übernahm 20 Nichttransportfähige von dem dort eingerichteten Hauptverbandplatz des Sanitätsdetachements Nr. 2 und behandelte im ganzen 97 Mann, darunter 72 Verwundete.

Weiter auf den Dienst in den Lazaretten einzugehen, erübrigt sich mit Rücksicht auf die Tabelle 4, aus der jeder, der sich für Einzelheiten interessiert, Aufschluß erhält.

Zugleich verweise ich auf die Verlustziffern der Division, die aus der Tabelle 5 ersichtlich sind. Zum Vergleich mit dieser die Verluste in den einzelnen Schlachten und Gefechten wiedergebenden Liste füge ich die Verlustliste des Direktors des Statistischen Bureaus, Dr. Engel, bei — Tabelle 6 —, welche die Verluste in truppenweiser Anordnung wiedergibt. Es ergeben sich, wenn man die in dieser Tabelle als vermißt Angeführten den Zahlen in Tabelle 5 hinzurechnet, annähernd die gleichen Ziffern.

Tabelle 5.

Gefechtsverluste der 17. Division.

(Zusammengestellt aus den Veröffentlichungen.)

Bei der Belagerung von oder in den Schlachten bei	Datum	Tot	Darunter Offiziere	Verwundet	Darunter Offiziere	Bemerkungen
Metz { Mercy le Haut	6.u.8.9.1870	1	—	4	—	
Metz { Bellecroix . .	8. 9.	—	—	9	—	
Toul	13. u. 22. 9.	2	—	15	—	
Paris	28. 9., 13. u. 21. 10.	3	—	4	—	Davon 1 Toter und 2 Verwundete auf dem Marsche nach Paris.
Dreux	15. 11.	6	—	37	—	
St. Lubin de Cravant	19. 11.	1	—	1	—	
La Madeleine Bouvet .	21. 11.	3	—	24	4	
Bellême	22. 11.	1	1	9	—	
Loigny	2. 12.	194	10	848	34	Später noch 5 Offiziere den Wunden erlegen.
Douzy und Les Francs	3. 12.	10	—	56	2	
Orléans	4. u. 5. 12.	15	1	103	10	
Meung	7. 12.	38	2	181	6	
Beaugency	8. 12.	39	3	118	8	Beaugency—Cravant.
Villorceau	9. 12.	17	3	223	7	
Villejouan	10. 12.	30	3	92	2	
Fréteval und Morée .	14. 12.	23	1	86	4	
Morée	16. 12.	2	—	30	1 (später den Wunden erlegen)	Detachement v. Rauch.
Courtalin	31. 12.	5	1	15	—	
Connerré	9. 1. 1871	12	—	53	4	
Le Mans	10.,11.,12.1.	25	1	151	7	
Vernay	21./22. 1.	—	1	—	—	

Tabelle 6.

Verlustliste der 17. Division.

Nach Dr. Engel, Direktor des Statistischen Bureaus.

Regiment usw.	Insgesamt tot	Insgesamt verwundet	Insgesamt vermißt	Summe	Darunter Offiziere tot	Darunter Offiziere verwundet	Darunter Offiziere vermißt	Summe
Infanterieregiment 75	109	387	11	507	3	15	—	18
„ 76	176	586	81	843	13	20	2	35
Grenadierregiment 89	104	258	26	388	3	3	—	6
Füsilierregiment 90	170	437	19	626	13	19	—	32
Jägerbataillon 14	64	133	26	223	1	4	—	5
Dragonerregiment 17	6	13	10	29	—	2	—	2
„ 18	8	20	4	32	—	1	—	1
Ulanenregiment 11	4	16	2	22	—	3	—	3
1. reitende Batterie Feldart. Regts. 9 / 3. (Mecklenburg.) Fuß-Abteil. Feldart. Regts. 9	3?	17?	—	20?	—	—	—	—
1. Komp. Pion. Bats. 9 . . .	1	6	—	7	—	1	—	1
zusammen . . .	645	1873	179	2697	33	68	2	103

Es erübrigt noch darauf hinzuweisen, daß bei der Division auch Lazarett-Reservepersonal des XIII. Armeekorps erfolgreich zur Verwendung gekommen ist, nämlich vom 4. November bis 12. Dezember die 2. Sektion in Reims, vom 23. Dezember 1870 bis 16. Februar 1871 die 1. Sektion unter Ablösung des Feldlazaretts 1 in Meung und vom 29. Dezember 1870 bis 26. Februar 1871 nochmals die 2. Sektion in Chartres (vgl. auch Tabelle 4).

Tabelle 7.

	Es sind behandelt an Verwundungen	behandelt an Krankheiten	behandelt insgesamt	gestorben an Verwundungen (Gefallene)	gestorben an Krankheiten	gestorben insgesamt
Bei der Deutschen Operationsarmee	116 821 (111 244)*	480 035 (475 400)*	596 856 (586 644)*	28 278 (26 562)*	14 904 (14 648)*	43 182 (41 210)*
Bei der 17. Division	2 458 (2354)*	9 985 (9 918)*	12 443 (12 272)*	689 (653)*	282 (278)*	971 (931)*

Bezüglich der Evakuation unterm 18. August 1870 hatte das Kriegsministerium besonders darauf hingewiesen, daß die Absendung eines Transports nie ohne militärisches Kommando und die nötige Begleitung an Ärzten, Heilgehilfen und Wärtern erfolgen dürfe. Am 5. Dezember 1870 wurde diese Bestimmung dahin ergänzt, daß

*) Die eingeklammerten Zahlen bedeuten: Ausschließlich Offiziere, Sanitätsoffiziere und Beamte.

innerlich Kranke im akuten Stadium nicht evakuiert werden dürften, vielmehr im eigenen Interesse besser in Feindeshand fallen gelassen würden, da der Feind nicht grausamer mit ihnen umgehen könne, als sich ein Transport für sie gestalten müsse.

Der Erwähnung wert erscheint mir noch, daß nach mehrfachen Mitteilungen in den verschiedensten Ortschaften von den Franzosen Mißbrauch mit dem Roten Kreuz getrieben worden ist insofern, als man es benutzte, einmal, um der Drückebergerei Vorschub zu leisten, dann aber auch, um sich vor Einquartierung zu schützen.

Zum Schluß möchte ich in den Tabellen 7 bis 9 noch einige Zahlen anführen, die allgemeines Interesse beanspruchen können. In Tabelle 7 kommt zum Ausdruck, daß bei der Deutschen Operations-Armee der Ausfall an Mannschaften infolge von Krankheiten reichlich viermal so groß war wie infolge von Verwundungen, sowie daß an Verwundungen ungefähr zweimal so viele gestorben sind wie an Krankheiten.

Bei der 17. Division ist auch das Verhältnis der Kranken zu den Verwundeten 4 : 1, während fast zweieinhalbmal so viele an Verwundungen wie an Krankheiten gestorben sind.

Tabelle 8.

Lazarettkranke im Feldzuge 1870/71 (ausschließlich Verwundete).

An:	Bei der gesamten Deutschen Operationsarmee		Bei der 17. Division		Bei der 22. Division	
	absolut	v. T. der Kopfstärke	absolut	v. T. der Kopfstärke	absolut	v. T. der Kopfstärke
Überhaupt	475 400 (480 035)*	603,2 (608,9)*	9 918 (9 985)*	700,2 (704,9)*	10 387 (10 435)*	761,1 (772,7*)
Infektionskrankheiten	123 951 (125 273)*	157,3 (158,9)*	2 646 (2 675)*	186,8 (188,8)*	2 808 (2 815)*	205,8 (206,3)*
Darunter:						
Pocken	4 835 (4 991)*	6,1 (6,3)*	208 (211)*	14,7 (14,8)*	121 (121)*	8,9 (8,9)*
Typhösen Erkrankungen	73 396 (74 205)*	93,1 (94,2)*	1 533 (1 544)*	108,2 (109,0)*	2 134 (2 140)*	156,4 (156,8)*
Ruhr	38 652 (38 975)*	49,0 (49,4)*	790 (795)*	55,8 (56,1)*	473 (473)*	34,7 (34,7)*
Rheumatischen Erkrankungen	46 008	58,4	929	65,6	1 237	90,6
Nervenkrankheiten	5 013	6,3	87	6,1	95	6,9
Krankheiten der Atmungsorgane	73 356	93,1	1 500	105,9	1 567	114,8
Venerischen Krankheiten	33 538	42,6	1 304	92,1	598	43,8
Mechanischen Verletzungen	32 545	41,3	616	43,3	747	54,7
Darunter Wundlaufen und Wundreiten	8 498	10,8	219	15,5	258	18,9

*) Die eingeklammerten Zahlen bedeuten: Einschließlich Offiziere, Sanitätsoffiziere und Beamte.

Aus Tabelle 8 ersehen wir u. a., daß die Zahl der (Lazarett-) Kranken überhaupt bei der Division höher ist als bei der Deutschen Armee im ganzen, aber niedriger als bei der zum Vergleich mitangeführten 22. Division; daß die 17. Division außer an Nervenkrankheiten bei allen Erkrankungen über den Durchschnitt der Armee sich erhebt und außer an Pocken- und Ruhrerkrankungen hinter der 22. Division zurücksteht; sowie daß mehr als doppelt so viele Venerische bei der 17. Division wie bei der Gesamtarmee sowohl als auch der 22. Division gewesen sind.

Die in der letzten Rubrik an Wundlaufen aufgeführten Kranken sind natürlich nur eine verschwindend geringe Zahl der Fußkranken, da diese durchschnittlich im Revier behandelt worden sind. Eine zahlenmäßige Feststellung dieser Kranken ist leider nicht möglich, da, worauf bereits hingewiesen, die Revierbücher und Rapporte zum größten Teil vernichtet sind und die Kriegsstammrollen unzureichende diesbezügliche Angaben enthalten.

Tabelle 9 gibt uns einen Einblick in die Todesfälle, und zwar in absoluten Zahlen und auf Hundert der an Krankheiten überhaupt Gestorbenen berechnet. Die diesbezüglichen die 17. Division betreffenden Zahlen laufen im Vergleich mit denjenigen der Armee und der 22. Division ungefähr den Erkrankungsziffern parallel.

Tabelle 9.

Todesfälle im Feldzuge 1870/71.

An:	Bei der gesamten Deutschen Operationsarmee (absolut)	Bei der 17. Division (absolut)	Bei der 22. Division (absolut)	v. H. der an Krankheiten Gestorbenen: bei der gesamten Deutschen Operationsarmee	bei der 17. Division	bei der 22. Division
Verwundungen	26 562 (28 278)*	653 (689)*	818 (872)*			
Krankheiten überhaupt	14 648 (14 904)*	278 (282)*	278 (279)*			
Infektionskrankheiten	11 496 (11 660)*	228 (231)*	230 (230)*	78,5	82,0	82,7
Darunter:						
Pocken	278 (297)*	8 (9)*	3 (3)*	1,9	2,9	1,1
Typhösen Erkrankungen	8 798 (8 904)*	173 (175)*	196 (196)*	60,0	62,2	70,5
Ruhr	2 380 (2 405)*	45 (45)*	30 (30)*	16,2	16,2	10,8
Rheumatischen Erkrankungen	73	4	2	0,50	1,4	0,72
Krankheiten des Nervensystems	261	5	8	1,8	1,8	2,9
Krankheiten der Atmungsorgane	1 527	19	20	10,4	6,8	7,2
Venerischen Krankheiten	16	1	—	1,1	0,4	—
Mechanischen Verletzungen	233	2	2	1,6	0,72	0,72

*) Die eingeklammerten Zahlen bedeuten: Einschließlich Offiziere, Sanitätsoffiziere und Beamte.

Wenden wir den Blick noch einmal rückwärts, so können wir uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß von der Heeresverwaltung in weitausschauender und umfangreicher Weise der Sanitätsdienst wie bei der ganzen Armee so auch bei der 17. Division vorgesehen und gehandhabt worden ist. Gerade den Truppen dieser Division bei ihren äußerst anstrengenden Märschen auf oft grundlosen Wegen, mit schlechtem Schuhzeug und zerfetzter Kleidung, bei langdauernder schlechter Witterung und häufig unzureichender und mangelhafter Verpflegung, in schlechten Quartieren und winterlichen Biwaks, bei den gesundheitlichen Gefahren des durchseuchten Landes, in den zahlreichen Gefechten, schweren Kämpfen und blutigen Schlachten war eine schnelle, ausgiebige und zuverlässige Hilfe bei dauernder Bereitschaft gewährleistet.

In nie ruhender langer Friedensarbeit sind die Grundsätze für die Handhabung des Kriegssanitätsdienstes unter Berücksichtigung der Erfahrungen des Feldzugs 1870/71und der späteren, auch kolonialen Kriege, unter Ausnutzung der Fortschritte auf den einschlägigen Gebieten der Medizin, Chirurgie und Technik, vor allem auch der Bakteriologie und Röntgenlehre, unter Verwertung der Versuche und Beobachtungen im Manöver, auf Übungsritten, bei Sanitäts-Kriegsspielen, Krankenträgerübungen und in Lazaretten ausgebaut und festgelegt worden.

Näher auf diese Fortschritte und Errungenschaften einzugehen, würde zu weit führen, da allein schon die Umwälzungen in der Auffassung über Entstehung, Übertragung und Behandlung der Infektionskrankheiten, von denen z. B. die Ruhr damals noch als eine durch Miasmen verursachte Erkrankung angesehen wurde, einen breiten Raum beanspruchen würden, gar nicht erst zu gedenken der bahnbrechenden Erfolge und Neuerungen auf dem Gebiete der Chirurgie. Ich glaube deshalb mich darauf beschränken zu müssen, nur in Kürze, ohne mich auf Einzelheiten einzulassen, die wichtigsten Punkte anzuführen.

So verdient, abgesehen von der in jeder Beziehung besseren Kriegsbereitschaft des Sanitätskorps, besondere Hervorhebung die neu geschaffene Stelle eines beratenden Hygienikers bei den Etappeninspektionen und des Hygienikers beim Korpsarzte, von denen der erstere in das Operationsgebiet zur Erforschung des Gesundheitszustandes an Ort und Stelle vorausgesandt werden kann, während der zweite dem Korpsarzte mit Ratschlägen für die Erhaltung guter gesundheitlicher Verhältnisse bei den Truppen zur Seite steht. Es verdient der Erwähnung die weitere Ausgestaltung der Tätigkeit und Befugnisse des Divisionsarztes, die verbesserte Materialausstattung der Truppen und Sanitätsformationen, die vervollkommneten Kranken- und Verwundeten-Transportmöglichkeiten, die Einführung der Zahnärzte, der Feldröntgenwagen

und der fahrbaren Trinkwasserbereiter, nicht zu vergessen die Überweisung der Feldküchen an die Truppen und Sanitätskompagnien.

Unausgesetzt wird weiter gearbeitet und versucht und vom Guten, das sich bietet, das Beste ausgewählt und verwertet.

Wie wir, wenn einmal wieder der Ton der Kriegstrompete erdröhnen sollte, auf die Tüchtigkeit, Schlagfertigkeit und Kraft unseres Heeres überhaupt bauen, so wissen wir auch in sanitärer Beziehung unsere Mannschaften gesichert und versorgt. Gut vorbereitet und sachgemäß ausgerüstet, wird das Sanitätskorps zur Stelle sein, jeder an seinem Platze, zum Wohle des einzelnen, zum Besten der Gesamtheit! Denn — ich schließe mit einem Worte Friedrichs des Großen — „sie meritieren es, unsre Krieger, daß man für sie sorge, da sie Leben und Gesundheit für ihr Vaterland wagen!“

Literatur.

1. Sanitätsbericht über die Deutschen Heere im Kriege gegen Frankreich 1870/71, Band 1, 2 und 6.
2. Generalstabswerk, V. Band des Gesamtwerkes.
3. Fischer, Die 17. Infanteriedivision im Feldzuge 1870/71.
4. Schaper, Die 17. Division im Feldzuge 1870/71.
5. Feldzug 1870/71. Der Anteil der unter dem Kommando Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin vereinigt gewesenen Truppen am Kriege 1870/71. Nach offiziellen Quellen bearbeitet.
6. Quade, Mecklenburgs Anteil am Kriege 1870/71.
7. Koch, Von der Ostsee bis zum Kanal. Die 17. Division während des Feldzugs gegen Frankreich 1870/71 unter spezieller Berücksichtigung des Mecklenburgischen Grenadierregiments Nr. 89.
8. Burgwardt, Der Feldzug der Mecklenburgischen Truppen in Frankreich in den Jahren 1870 und 1871.
9. Von „einem Reservisten“ des 90. Füsilierregiments der 17. Division gewidmet. Von unseren Truppen im Felde.
10. Kunz, Die Schlacht von Loigny—Poupry am 2. Dezember 1870.
11. Geheimes Archiv des Kriegsministeriums, Akten der Feldintendantur des XIII. Armeekorps.
12. Dasselbe, Akten des Generalkommandos der mobilen Truppen im Bereich des I., II., IX. und X. Armeekorps.
13. Dasselbe, 33. Infanteriebrigade, Lazarettwesen.
14. Dasselbe, 34. Infanteriebrigade (Großherzogl. Mecklenburg.), Geld- und Naturalverpflegung.
15. Dasselbe, Parole-Buch der 17. Infanteriedivision, Feldzug 1870/71.
16. Regimentsgeschichten der Infanterieregimenter 75 und 76, des Grenadierregiments 89, des Füsilierregiments 90, der Dragonerregimenter 17 und 18, des Ulanenregiments 11, der Feldartillerie-Regimenter 9 und 24, Geschichte des Pionierbataillons 9 und des Trainbataillons 9.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71

Reiseeindrücke aus dem militärischen Rußland.

Von

Heino v. Basedow,

Oberst und Kommandeur des 8. Westpreußischen Infanterieregiments Nr. 175.

Ich habe nie Russischen Manövern oder größeren Truppenübungen beigewohnt, bin also nicht in der Lage, von wertvollen Beobachtungen über Taktik und Truppenführung zu berichten. Wohl aber hat mein Weg mich recht häufig nach Petersburg, kürzlich auch durch das weite Russische Reich von Finnland bis zum südlichen Kaukasus geführt, und wenn diese Reisen auch dem Besuch von Angehörigen und Touristenzielen galten, unwillkürlich stößt der Soldat auf manche Erscheinung, sieht manches Bild und hört manches Wort, das zusammengefaßt geeignet erscheint zu vervollständigen, was Fachschriften und militärische Werke lehren.

Rußland ist das Land der Uniform. Nicht nur der Soldat trägt sie und etwa der Polizist, der Zoll- und Bahnbeamte, auch der Verwaltungsbeamte erscheint uniformiert, der Richter, der Lehrer, und kennzeichnet dadurch die Zugehörigkeit zu seinem Beruf, der ihm entsprechende Bevorzugung im öffentlichen Leben sichert. Sogar der Student und der Zögling der höheren Lehranstalten ist dem Uniformzwange unterworfen, in erster Linie, um die polizeiliche Beaufsichtigung dieser im großen und ganzen als politisch verdächtig angesehenen Kreise zu erleichtern.

Der Russische Offizier erscheint stets in Uniform; Zivil trägt er auch auf Urlaub und auf Reisen, wenigstens im Inlande, nicht. Man sieht daher die Offiziersuniform manchmal in einer Gesellschaft und in einer Verfassung, die ihr nach unserer Auffassung nicht entspricht.

Der verabschiedete Offizier behält die Uniform bei, nicht nur für besondere Gelegenheit, sondern dauernd; und es ist keine Ausnahme, wenn ein alter General, der jung im Kadettenkorps Aufnahme fand, außer seinen Kinderkleidern im ganzen Leben nie etwas anderes angelegt hat als eben die Uniform.

Es ist nicht einfach, sich in der Fülle der Uniformen zurechtzufinden, und wenn man auch bald lernt, den Offizier vom Beamten, den Soldaten vom Nichtsoldaten und die einzelnen Waffengattungen voneinander zu unterscheiden, so erfordert das Eindringen in die Geheimnisse von Farben, Litzen

und Abzeichen, in das Gewirr von Kronen, Namenszügen und sonstigen Buchstaben auf Mütze und Schulter, und die Zahlen, die bald Division, bald Regiment bedeuten, geradezu ein Studium; ein Studium, für das allerdings Petersburg einen günstigen Boden bildet, wo Kommandierte der ganzen Armee sich zusammenfinden.

Die Russische Uniform hat eine wechselseitige Geschichte. Peter der Große und seine Nachfolger haben ihr Heer mit Hilfe von vorwiegend Deutschen Lehrmeistern geschaffen. Neben manchen Deutschen Einrichtungen und vielen noch jetzt üblichen Bezeichnungen -- ich erinnere an Feldvebel, Unteroffizer und Jefreitor, an Rottmister, Jäger und Feldscher – ist auch die Deutsche Uniform in Rußland zur Einführung gelangt. Der Soldatenliebhaber Peter III. ging in seiner Verehrung für Friedrich den Großen so weit, daß er mit ihm heimlich Briefe wechselte, während Russische Truppen gegen Preußen im Felde standen, und Kaiser Paul ging völlig in der Nachahmung Preußischen Drills und Preußischen Wesens auf. So näherte sich denn die Russische Armee auch in ihrer äußeren Erscheinung immer mehr der Preußischen.

Als die Waffenbrüderschaft auf den Schlachtfeldern der Befreiungskriege und verwandtschaftliche Bande der Herrscherhäuser die beiden Heere immer enger zusammenführten — das Lager von Kalisch mit den gemeinsamen Übungen Preußischer und Russischer Truppen bezeichnet wohl den Höhepunkt —, da fanden diese Beziehungen in gemeinsamer Einführung von Uniformänderungen ihren Ausdruck. Der Tornister mit über der Brust gekreuzten Riemen, der Helm, unsere Pickelhaube, die als typisch Preußisch gilt, wurde wie bei uns so in Rußland eingeführt; und Schirmmütze, Überrock und Gradabzeichen der Offiziere verleugnen nicht den gemeinsamen Ursprung, wenn bei letzteren auch die Bedeutung der Sterne eine Verschiedenheit zeigt, denn gerade der Träger des höchsten Ranges innerhalb derselben Klasse, also der Hauptmann, der Oberst und der sogenannte volle General tragen Epaulett und Achselstück leer, ohne Stern.

In beabsichtigtem Gegensatz zu den angedeuteten Traditionen seiner Vorgänger, hatte Kaiser Alexander III. im Jahre 1882 eine sogenannte nationale Uniform eingeführt, wie sie von den Schützenbataillonen schon früher getragen wurde. Sie bestand aus der Pelzmütze und einem zweiklappigen Kaftan ohne Knöpfe, der an der Seite durch Haken geschlossen wurde, sowie aus hohen Stiefeln mit überhängenden weiten Pumphosen. Nur die Garde-Kavallerieregimenter hatten ihre alten Uniformen behalten, die den Preußischen zum Teil zum Verwechseln ähnlich sahen.

Neuerdings hat man nun den 1882 gemachten Schritt wieder zurückgetan. Der nationale Kaftan ist durch einen gefälligeren Waffenrock mit zwei Reihen Knöpfen ersetzt, zu dem bei der Garde für Paradezwecke eine Rabatte in der Farbe des Regiments angelegt wird. Die vielleicht un-

praktische, aber jedenfalls sehr kleidsame Pelzmütze ist gänzlich abgeschafft. Bei der Garde ist man auf den alten Tschako in etwas modernisierter Gestalt zurückgekommen. Für die Armee — denn so sagt man im Gegensatz zur Garde, nicht Linie; unter Linientruppen versteht man eine bestimmte Art Grenztruppen — bleibt nunmehr die Furaschka, die Feldmütze, die einzige Kopfbedeckung.

Die Dragonerregimenter, die übrigens bereits 1897 den nationalen Kaftan wieder mit einem zweireihigen Waffenrock vertauscht hatten, sind zum Teil wieder in Husaren- und Ulanenregimenter mit ihren gewissermaßen internationalen Uniformen umgewandelt, so daß fortan jede normale Kavalleriedivision, außer dem zugeteilten Don-Kasakenregiment, aus einem Dragoner-, einem Husaren- und einem Ulanenregiment, alle mit derselben Nummer, besteht.

Nach allgemeiner Auffassung war der Schnitt der bisherigen Uniformen nicht kleidsam, und Schönheits-, nicht Zweckmäßigkeitsrücksichten haben ja auch die neuesten Änderungen herbeigeführt. Aber der Feldanzug des Soldaten machte mit dem gerollten Mantel über der einen, dem Gepäcksack über der anderen Schulter einen durchaus militärischen Eindruck, wenn er auch, schon durch den Mangel alles metallischen Glanzes, den Ansprüchen Kaiser Nikolaus I. an parademäßige Eleganz nicht entsprach; er war weniger steif als der unseres Musketiers mit den geradlinigen, eckigen Trageriemen des Tornisters, und die weit über unseren Ulanenbrauch schief aufgesetzte Mütze vervollständigt den Eindruck des Flotten und Ungezwungenen.

Freilich das dunkle Grün der Russischen Uniform hält der Sonne nicht stand, und die älteren Garnituren schimmern in den verschiedensten Abtönungen. Häufig trifft man Erscheinungen, die auch sonst vor dem prüfenden Blick des Preußischen Korporalschaftsführers nicht bestehen würden. Es kommt dazu, daß der Soldat außer Dienst meist ohne Waffe auftritt, denn nur der Infanterie der Garde ist für den Straßenanzug im Frieden ein Seitengewehr gegeben; die Armee-Infanterie trägt nur den Gürtel und läßt das Bajonett mit seinem Futteral zu Hause.

Einiges in der Erscheinung des Offiziers will uns wenig kleidsam erscheinen: die breiten Achselstücke und die Mütze mit weit überragendem Deckel und großem Schirm. Jedenfalls ist die Tragweise der Schaschka, des Säbels, am Koppel über der Schulter praktisch, denn die Waffe ist immer, auch bei angelegtem Mantel, zur Hand und kann bequem an- und abgelegt werden. (Portupeja nennt der Russe das Koppel mit mehr Recht als wir unser Portepee.) Zum Waffenrock, dessen Kragen bei allen Offizieren, nicht nur bei der Garde, mit Stickereien oder Litzen geziert ist, wird zur Parade die silberne Schärpe, ähnlich unserer Feldbinde, d. h. ohne Quasten angelegt, und auch im Frieden gehört der Revolver an silberner Fangschnur häufig, z. B. im Wachtdienst, zur Ausrüstung des Offiziers.

Im Sommer wird der Tuchrock durch einen Kittel aus leichtem Stoff ersetzt, der nicht nur zum Dienst, sondern auch auf der Straße, in Gesellschaft und auf Reisen getragen wird. Das bisher übliche Weiß, das, wenn gut gehalten, einen durchaus eleganten Eindruck machte, ist jetzt nicht gerade zum Vorteil für die äußere Erscheinung durch eine Kakifarbe ersetzt, die, auch für die Felduniform bestimmt, bezeichnenderweise offiziell „Verteidigungsfarbe" genannt wird.

Auch in warmer Jahreszeit wird der Mantel häufig angelegt oder wenigstens umgehängt; er gehört nach Russischer Auffassung zum vollständigen Anzuge; dagegen zeigen sich sehr viele Offiziere selbst im Dienst ohne Handschuhe; im Sommer bildet dies die Regel.

Das Bild des Russischen Offiziers bliebe unvollständig, wollte man der Orden nicht gedenken, die in höherer Zahl als bei uns verliehen, aber auch häufiger angelegt werden.

Bekanntlich gibt es den Stanislaus-, Annen-, Wladimir-, Weißen Adler-, Alexander Newski- und Andreas- und außerdem ausschließlich für Kriegsverdienste den Georgs-Orden; von diesen ist der Annen-Orden aus dem Holsteinischen, der Stanislaus- und Weiße Adler-Orden aus dem Polnischen übernommen. Nicht weniger als acht Sterne können verliehen werden. Mit dem höchsten, dem Andreas-Orden, verfährt man äußerst sparsam. Von nicht fürstlichen Persönlichkeiten, die sich noch im Dienst befinden, trägt ihn nur der Hofminister Baron Fredericks.

Als niedrigste Kriegsauszeichnung wird der „Annen-Orden vierter Klasse für Tapferkeit" verliehen, der nicht auf der Brust, sondern am Säbelgefäß getragen wird, und zu dem das Portepee am roten Annenbande anzulegen ist. Für besonderes Kriegsverdienst wird an Generale und Stabsoffiziere, ausnahmsweise, wenn die anderen Auszeichnungen erschöpft sind, auch an Oberoffiziere (so nennt man Hauptleute und Leutnants zusammenfassend) „Der goldene Säbel für Tapferkeit" verliehen, an dem die Fischhaut des Handgriffs durch Gold ersetzt und das Portepee mit dem orangeschwarzen Bande des Georgs-Ordens zu tragen ist.

Auch die sogenannten Untermilitärs werden reichlich mit Auszeichnungen bedacht. Nach fünfjähriger Dienstzeit bekommen sie die erste Medaille, nach zehnjähriger das Kreuz des Annen-Ordens und nach zwanzig und dreißig Jahren folgen weitere, und zwar um den Hals zu tragende Medaillen. Da bei Verleihung neuer Auszeichnungen die alten beibehalten werden, und vielfach Erinnerungsmedaillen und Kriegsdekorationen hinzutreten, verfügen ältere Unteroffiziere zumeist über eine stattliche Schnalle.

Aber mit den Orden und Medaillen ist es nicht genug; es gibt noch andere Abzeichen, die wie diese auf der Brust zu tragen sind. Man unterscheidet sogenannte „Snaki", Abzeichen eines gewissen Bildungsganges, für frühere Schüler der Generalstabsakademie und anderer höherer Lehranstalten,

und Erinnerungszeichen von Regimentern, die bei Säkular- und sonstigen Feiern gestiftet wurden und die Allerhöchste Genehmigung gefunden haben. Erstere werden auf der rechten Seite der Brust, letztere links, manchmal auch als Jetons an einer kleinen Kette im obersten Knopfloch getragen.

Dem Johanniter- oder Malteser-Orden vollständig gleich ist das Zeichen des Pagenkorps, dessen Stifter, Kaiser Paul, die Würde des Malteser-Großmeisters bekleidete; vom Eisernen Kreuz erster Klasse kaum zu unterscheiden ist das sogenannte „Kulmer Kreuz", das Abzeichen des Jägerregiments, das ihm für Verdienste in der Schlacht bei Kulm verliehen wurde.

Es kann dem Besucher Petersburgs nicht entgehen, daß unter den an sich zahlreichen Uniformen die Generalsuniform unverhältnismäßig stark vertreten ist, nicht zum wenigsten durch die vielen Generale außer Dienst.

Die **Generale** sind wie bei uns durch breite Streifen an den Beinkleidern und rotes Mantelfutter kenntlich, in sich aber sonst recht verschieden uniformiert. Nicht nur daß jede Waffe ihre besondere Generalsuniform hat; vielfach wird auch die Uniform des Generalstabes oder früherer Regimenter mit den Generalsabzeichen weiter getragen. Es ist keine besondere Ausnahme, daß ein General so das Recht hat, in drei verschiedenen Uniformen zu erscheinen.

Die große Zahl der aktiven Generale erklärt sich dadurch, daß — bis vor kurzem wenigstens — die Kommandierenden eines Armeekorps, wenn ihre Zeit abgelaufen war, fast ausnahmslos dem Kriegsrat, die Divisionskommandeure dem „Alexander-Komitee für Verwundete" zugeteilt wurden, damit also im aktiven Dienststande verblieben; vor allem wird auch eine Unzahl von Stellen mit Generalen besetzt, die wo anders zum Teil von Zivilbeamten, zum Teil von Offizieren weit niedrigeren Ranges, bis zum Hauptmann abwärts, eingenommen werden; Vorstände von Artilleriedepots sind häufig, Kommandeure der Kriegsschulen und Kadettenkorps fast immer Generale.

Ganz ähnlich verhält es sich mit **Generalstabsoffizieren**. Auch von ihnen trifft man in Petersburger Kreisen eine auffallend hohe Zahl, und sie finden vielfach in Stellungen Verwendung, die mit Generalstabsdienst wenig zu tun haben.

Man kann in den Generalstab nur durch den Besuch der Nikolaus-Generalstabsakademie gelangen; Versetzungen aus der Truppe ohne vorhergegangenen Akademiebesuch finden nicht statt. Andererseits bringt die mit „Gut" bestandene Prüfung der Akademie außer der Berechtigung zum Anlegen des oben erwähnten Abzeichens und außer der Aussicht auf den Generalstab die sofortige Beförderung zu einem höheren Dienstgrad bis zum Kapitän der Armee bzw. Stabskapitän der Garde einschließlich, oder die Auszahlung eines vollen Jahresgehalts; und auch diejenigen Besucher, die



nicht in den Generalstab übernommen werden (nur etwa ein Drittel der Gesamtheit), genießen bestimmungsgemäß auch bei späteren Beförderungen besondere Bevorzugung. Der Besuch der Akademie ist also noch lohnender als bei uns.

Im ganzen bildet der Generalstab eine in sich geschlossene Zunft. Wer seine Uniform angelegt hat — den schwarzen Sammetkragen mit der Silberstickerei und die silbernen Fangschnüre, die auch die Abzeichen aller Adjutanten bilden —, der behält sie für die ganze Dienstzeit bei. Wohl soll man vor der Beförderung zum Stabsoffizier ein Jahr lang eine Kompagnie geführt haben, aber man wird zu diesem Zweck nicht in einen Truppenteil versetzt, sondern übernimmt die Führung einer Kompagnie unter Beibehaltung der Generalstabsuniform. Der eigentliche Kompagniechef oder, wie es Russisch heißt, der Kompagniekommandeur geht für die Zeit auf Urlaub. Im allgemeinen kann der Generalstabsoffizier darauf rechnen, nach fünfzehn Jahren Dienstzeit zum Oberst befördert zu werden.

Die Ausstattung der Stäbe mit Generalstabsoffizieren ist reicher als bei uns, wie ja allgemein ein Überfluß an Personal die Russischen Behörden auszeichnet. Auch sind die Befugnisse der Chefs weitergehend; der Chef des Generalstabes eines Armeekorps hat Divisionskommandeurrang, der Chef bei einer Division — denn auch dort gibt es einen Chef — den eines Regimentskommandeurs, und beiden steht das Recht zu, selbständige Besichtigungen abzuhalten. Die Chefstellung nähert sich der eines Pomoshnik, eines „Gehilfen", wie solcher in Rußland fast allen höheren Ämtern beigegeben ist. In einem Lande, in dem bei Besetzung der höchsten Stellen nicht ausschließlich die Fähigkeiten, sondern häufig verwandtschaftliche und sonstige Beziehungen mitsprechen, braucht man Persönlichkeiten, die dem Träger des Amtes einen wesentlichen Teil, manchmal die ganze Arbeit abnehmen.

Eine häufige Erscheinung neben General und Generalstabsoffizier ist ferner der Militärrichter. Der fast die Regel bildende Zustand des verstärkten Schutzes, der viele sonst dem bürgerlichen Gerichte unterliegenden Fälle der Militärgerichtsbarkeit zuweist, soll in kurzer Zeit die Zahl dieser Militärrichter verfünffacht haben. Sie ergänzen sich nicht aus studierten Juristen, sondern aus Offizieren, die auf der Militärjuristischen Akademie ihre Spezialausbildung genießen; sie bleiben, während die Militärärzte ausdrücklich den Militärbeamten zugerechnet werden, aktive Offiziere, und zwar auf Grund ihrer akademischen Bildung Offiziere mit Anrecht auf besondere Beförderung. Auch unter ihnen fällt wieder die große Zahl von Generalen auf, die durch die breiten Streifen in der Farbe unseres Generalstabsrot kenntlich sind.

Man trifft in der Petersburger Gesellschaft nur mit Offizieren in bevorzugter Dienststellung oder mit solchen der Garde zusammen. Der

Armeeoffizier spricht gesellschaftlich nicht mit. Es ist auch meist für seine Erziehung, wie das Russische Sprichwort lautet, „nur Kupfergeld ausgegeben worden". Der Ausdruck „Armeiski" hat einen gewissen Beigeschmack. Nur die Infanterieregimenter bevorzugter Städte, einzelne Kavallerieregimenter und die Offizierkorps der Artillerie und Ingenieure stehen in höherem Ansehen.

Daß die Garde außer der bevorzugten gesellschaftlichen Stellung eine Reihe festgelegter dienstlicher Vorrechte genießt, ist bekannt. Zunächst entspricht der Offiziergrad der Garde dem nächst höheren der Armee. Der Oberstleutnantsrang fehlt der Garde; die Hauptleute werden also, da der Majorsrang für die gesamte Armee seit 1884 abgeschafft ist, unmittelbar zum Oberst befördert. Die Gardebataillone werden durch Obersten, -Regimenter durch Generale kommandiert. Es kommt daher vor, daß ein alter Bataillonskommandeur bei seinem Ausscheiden den Generalmajors-Grad und somit den Titel Exzellenz erhält, denn in Rußland ist jeder General Exzellenz.

Noch vor kurzem kam bei der Ernennung zum Oberst auf drei Offiziere aus der Armee neben zweien aus dem Generalstabe einer aus der Garde. Dadurch daß die Beförderung der Garde grundsätzlich innerhalb des Truppenteils stattfand, war es nicht selten, daß gerade in leichtlebigen Regimentern mit großem Abgang sich die Beförderung besonders günstig gestaltete. So soll es im Leibgarde-Husarenregiment ein Offizier in elf Jahren bis zum Oberst gebracht haben.

Erwähnenswert erscheint mir, wie die einzelnen Regimenter der Garde sich durch ausgesprochene Eigenart unterscheiden; nicht etwa nur durch die Eigentümlichkeit des Mannschaftsersatzes — das Regiment Preobrashenski erhält die größten, Ssemenowski schlanke blonde, Ismailowski dunkle, Wolynski blatternarbige Leute, und Pawlowski solche mit aufgeworfener Nase, wie sie das Gesicht Kaisers Paul selbst kennzeichnete. Auch die Offizierkorps weisen einen ganz bestimmten Charakter auf.

Die beiden ältesten Regimenter sind Preobrashenski und Ssemenowski, die Petrowskaja Brigada, deren Offiziere als Auszeichnung zur Parade den Ringkragen führen. Ihren Namen leiten die Regimenter von den Dörfern Preobrashenskoje und Ssemenowskoje bei Moskau ab, in denen Peter der Große als Kind gespielt, und aus deren Jugend er später sich seine Leibtruppen gebildet hat.

Das Regiment Preobrashenski entspricht durchaus unserem 1. Garderegiment zu Fuß; häufig haben Großfürsten an seiner Spitze gestanden; der Kaiser selbst hat als Thronfolger das erste Bataillon kommandiert. In den letzten Jahren hatte das Regiment an Ansehen verloren infolge von Unordnungen, die es sich während der Revolution zuschulden kommen ließ. Seinem ersten Bataillon, das — ein Zeichen besonderen Kaiserlichen Vertrauens — derart untergebracht ist, daß es ohne Berührung der Straße das

Winterpalais unmittelbar erreichen kann, gerade diesem Bataillon wurde eine Meuterei zur Last gelegt. Nun bedeutet eine Meuterei in Rußland nicht ganz das, was sie etwa bei uns bedeuten würde. Der Russische Soldat ist urteilslos wie ein Kind; er läßt sich durch Rädelsführer leicht betören, aber ebenso schnell wieder zur Ordnung zurückführen; meist handelt es sich bei den sogenannten Meutereien um ungehöriges Anbringen von wirtschaftlichen Wünschen. Immerhin, das schwerwiegende Wort war gefallen, und die Folgen mußten gezogen werden. Der Kommandeur wurde verabschiedet, das Bataillon in eine kleine Garnison geschickt, und an seiner Stelle durch Abgaben ein neues formiert. Das Offizierkorps des Regiments ist seitdem in seinem Ersatz zurückgegangen. Während es sonst ausschließlich auf sich angewiesen blieb und zur Reinhaltung seiner Tradition sogar Nachteile der Beförderung bereitwillig in den Kauf nahm, stammen jetzt von den sechzehn Kompagniechefs nur drei aus dem Regiment. Allmählich ist aber das Regiment wieder in Gnaden aufgenommen; bei der Feier von Poltawa wurde es vor den anderen Truppenteilen geehrt, und neuerdings bei der Beerdigung des Großfürsten Michael Nikolajewitsch hat es der Kaiser wieder in der alten herzlichen Weise mit Bratzi „lieben Brüder" begrüßt.

Das Ssemenowski-Regiment, das zweite der Nummer und auch dem Ansehen nach, gilt als dienstlich besonders tüchtig. In den Tagen der Revolution wurde es viel genannt wegen seines energischen Einschreitens sowohl in Petersburg am blutigen Sonntag, wie in Moskau, wohin es seiner Zuverlässigkeit wegen geschickt war; in weiteren Kreisen des Publikums freilich verurteilte man sein — wie man meinte — übertrieben rücksichtsloses Vorgehen, und es war eine Zeitlang für einen Ssemenowschen Offizier beinahe gewagt, sich allein auf der Straße sehen zu lassen.

Das Offizierkorps des Ismailowski-Regiments hat immer viel Deutsche, auch Schwedische Namen in seinen Reihen gezählt; eine Zeitlang hatte es 65 v.H. nicht orthodoxe Offiziere, eine seltene Ausnahme. Im allgemeinen sollen 10 v.H. Katholiken und 25 v.H. Lutheraner nicht überschritten werden. Das Regiment zeichnet sich — wenigstens früher war es der Fall — durch wissenschaftliche und literarische Interessen aus; sie wurden besonders durch den Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch gepflegt, den jetzigen Chef des Militär-Erziehungswesens, der lange Zeit dem Regiment angehört hat. — Das vierte Regiment der ersten Division, das Jägerregiment, tritt weniger hervor, und die Regimenter der zweiten Gardedivision spielen ebenfalls gesellschaftlich eine geringere Rolle.

Die Kasinos der Petersburger Regimenter können auch verwöhnte Ansprüche befriedigen. Das des Regiments Preobrashenski mit seiner museumartigen Sammlung von Trophäen, Gemälden und sonstigen Erinnerungen an seine alte Geschichte ist geradezu fürstlich. Im allgemeinen hat aber das Offizierkasino nicht die Bedeutung wie bei uns; regelmäßige gemeinsame

Mahlzeiten finden nur während der Sommerperiode im Lager statt. Für den jungen Petersburger Offizier gestaltet sich das Leben deswegen oder vielleicht trotzdem recht teuer; ohne Zulage von 100 Rubel bei der Infanterie oder 200 bei der Kavallerie kann er kaum wirtschaften. Für den verheirateten Offizier wird manches dadurch erleichtert, daß eine auf das ganze Regiment sich ausdehnende Geselligkeit nirgends üblich ist, und daß für den größten Teil der Verheirateten äußerst geräumige Dienstwohnungen zur Verfügung stehen, was bei den hohen Mietpreisen Petersburgs ganz besonders ins Gewicht fällt.

Der Dienst spielt sich vielfach anders ab als bei uns. Daß er zur Winterzeit für unsere Begriffe spät beginnt, stimmt mit der allgemeinen Gewohnheit des Volks überein und liegt in den klimatischen Verhältnissen begründet. Häufig wird der Offizier dem Frontdienst durch anderweitige, manchmal recht nutzlos erscheinende Dienstverrichtungen entzogen: durch Dienst als du jour in Kasernen, Arrestanstalten und Lazaretten sowie durch zahlreichen Wachtdienst; Petersburg allein hat neun Offizierwachen, davon sind einige mit mehreren Offizieren besetzt

Während in der Armee über Offiziermangel geklagt wird -- 14 v.H. der Stellen waren im Jahre 1908 unbesetzt —, leiden die Petersburger Regimenter geradezu unter dem Überfluß, dadurch hervorgerufen, daß ein gut bestandenes Examen bei der Entlassung aus dem Pagenkorps das Recht verleiht, ein Regiment ohne Rücksicht auf vorhandene offene Stellen zu wählen. Ein Rittmeister der Chevalier-Garde klagte, er habe elf Offiziere bei der Eskadron und wisse natürlich beim besten Willen nicht, wie er sie beschäftigen solle.

Es deckt sich der Dienstgrad durchaus nicht immer mit der entsprechenden Dienststellung. Der Offizier kann z. B. bei der Beförderung zum Hauptmann der Kompagnie absagen, d. h. er erklärt, daß er die Kompagnie vorläufig nicht übernehmen wolle, verzichtet damit auf die Kompagnieführer-Gebührnisse, ist aber auch die Sorge der Kompagnie los, die nun einem Stabskapitän, dieser der Russischen Armee eigentümlichen Zwischenstufe zwischen Oberleutnant und Hauptmann, übertragen wird. In den vornehmen Petersburger Regimentern wird von diesem Rechte ausgiebig Gebrauch gemacht.

Auch sonst scheint die Vorliebe bemerkenswert, mit welcher der Russische Offizier sich dem Frontdienst entzieht, um in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung, häufig auch im Zivildienst, sich ein bequemeres Leben, vielleicht auch höhere Bezüge zu sichern. Die Verquickung bürgerlicher und militärischer Ämter und der Umstand, daß für die meisten Stellungen eine besondere Fachbildung nicht verlangt wird, leisten diesen Bestrebungen Vorschub. Daß eine nicht unbeträchtliche Zahl von Gouverneuren, Stadthäuptern und Adelsmarschällen der Armee entstammt, ist bekannt. Erleichtert

wird der Berufswechsel dadurch, daß der Offizier ohne weiteres mit einem seinem Dienstgrade entsprechenden Range, der Oberst z. B. als Staatsrat, in das neue Amt übernommen werden kann.

Vom Dienst merkt man in den Straßen der Hauptstadt trotz der großen Garnison nur wenig; um so wertvoller ist es, wenn besondere Liebenswürdigkeit Einlaß in die Kaserne gewährt. Ich hatte Gelegenheit, bei einer Kompagnie des Regiments Preobrashenski oder vielmehr bei einer „Rota", wie die Russische Bezeichnung lautet, dem Rekrutendienst beizuwohnen. Er fand in einem geheizten, quadratischen Flur statt, der an zwei Seiten von Mannschaftsstuben, an den beiden anderen von Fensterwänden begrenzt und mit Turn- und Zielgeräten reich ausgestattet war; die gesamte Ausbildung der Rekruten, die allerdings bei der damals noch bestehenden vierjährigen Dienstzeit nur aus 30 Mann bestanden, fand in diesem Raume statt. Der Russische Soldat in Petersburg erscheint mir in vieler Beziehung, besonders in bezug auf Kälte, etwas verwöhnt. Der Rekrut kommt während der Winterzeit kaum ins Freie.

Für die Stammannschaften finden ab und zu Übungsmärsche, sogenannte militärische Spaziergänge statt. Der tiefe Schnee verbietet zumeist das Herausgehen vor die Tore; so zieht denn das Regiment, die Musik an der Spitze, die vier Bataillone in Marschkolonne hinterdrein, etwa 18 km durch die Straßen der Stadt. Dabei ist die Truppe in Mantel und Ohrenklappen gehüllt, auch bei einer Temperatur, in der bei uns das Anlegen des Mantels für Mannschaften sicher nicht in Frage käme.

Zuweilen kann man auf dem **Marsfelde**, einem großen, freien Platz mitten in der Stadt, militärisches Treiben beobachten. Endlose Zielübungen finden dort statt: sie müssen, da sich die Schießübungen wegen Mangels an Schießständen auf die Lagerzeit beschränken, in der übrigen Zeit das Scharfschießen ersetzen. Die Russische Kompagnie ist daher mit einer Unzahl von Gerät, großen und kleinen Scheiben, Auflegegestellen, vor allem Spiegeln und sonstigen Kontrollapparaten ausgestattet. Die mitten in der Truppe sich tummelnde Straßenjugend machte sich nützlich, indem sie die ausgeworfenen Patronenhülsen ordnungsmäßig in Ladestreifen steckte und zu neuem Gebrauch den Mannschaften hinreichte.

Ich sah ferner auf dem Marsfelde die Jagdkommandos des benachbarten Pawlowski-Regiments auf Schneeschuhen üben. Über den Wert dieser 1886 eingeführten Jagdkommandos bleiben die Russischen Ansichten geteilt. Im allgemeinen sind sie dem Kompagniechef nicht unbequem, denn sie nehmen ihm einen Zweig der Ausbildung ab, der im Grunde seine Sache wäre. Aber andererseits entziehen sie der Truppe wertvolles Material, ohne daß es ihr unmittelbar zugute kommt, denn die Jagdkommandos werden vielfach — darin das Los unserer Radfahrer teilend — in größeren Verbänden zusammengestellt und zu selbständigen Aufgaben verwandt. Bei

ihrer Ausbildung spielt übrigens die Jagd nicht die Rolle, die man dem Namen nach annehmen sollte. Wenn die Bauern einen Bären aufgespürt haben, verkaufen sie ihn verständlicherweise lieber für teures Geld an einen Jagdliebhaber, als daß sie ihn für militärische Übungszwecke zur Verfügung stellen.

Oft sind kleine Züge des militärischen Straßenlebens besonders bezeichnend: eine marschierende Abteilung, in die der Unteroffizier mit fortgesetztem „ras — dwa“ Tritt zu bringen sucht, was einen Mann im letzten Gliede aber nicht abhält, behaglich seinen Apfel zu verzehren; Mannschaften in Reih und Glied, die trotz des Gewehrs nicht versäumen, vor jeder der zahlreichen Kirchen, vor jedem Heiligenbilde sich gewissenhaft zu bekreuzigen; auf dem Markte ein Grenadier unter Marktweibern sitzend und die Kommißbrote seiner Korporalschaft feilhaltend; ein Furagewagen des Regiments Leibgarde zu Pferde mit zerbrochenem Rad auf der Straße liegend, das Heu zum Teil neben dem Wagen verstreut, und als ich eine halbe Stunde später desselbigen Weges zurückkam, das unveränderte Bild, die zahlreiche Begleitmannschaft mit unverändertem Gleichmut daneben — ich könnte die Reihe nach Belieben verlängern.

Für den Fachmann sind auch die militärischen Ehrenerweisungen und die Art ihrer Ausführungen von Interesse. Der Gruß wird im allgemeinen nach unseren Begriffen nachlässig erwiesen. Erwähnenswert erscheint mir, daß auch die Offiziere außer vor der Kaiserlichen Familie vor dem kommandierenden General, dem Oberkommandierenden des Militärbezirks und dem Kriegsminister sowie vor Fahnen und Standarten Front zu machen haben. Bis vor kurzem grüßten sich Offiziere desselben Dienstgrades nur bei persönlicher Bekanntschaft; neuerdings wird der gegenseitige Gruß sogar von den Mannschaften verlangt.

Besondere Anziehungskraft übt als militärisches Schauspiel, wie überall, das Aufziehen der Wache aus, das der Winterpalaiswache vor allem, weil dort das Abholen der Fahne vorausgeht. Eine schöne Sitte ist es, daß das zuschauende Publikum die Fahne durch Abnehmen der Kopfbedeckung ehrt. Wie eine symbolische Handlung mutet es an, wenn bei der Ablösung der aufziehende Posten vor den Augen des Publikums das Gewehr ladet, und ebenso wenn jede Ordonnanz neben der Mappe das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett führt, an die national Russische Richtung erinnernd mit ihrer Suworoffschen Vorliebe für „die kalte Waffe“, wie der Ausdruck lautet.

Die größte Truppenstärke vereinigt sah ich gelegentlich einer Parade, die im August 1897 im Lager von Krassnoje Sselo zu Ehren unseres Kaisers abgehalten wurde und an der der größte Teil des Gardekorps sowie auch Regimenter des zum Petersburger Militärbezirk gehörigen 1. Armeekorps beteiligt waren. Gewährt doch das Lager Raum für 55 Bataillone, 46 Eskadrons, 35 Batterien. Ich war der einzige Vertreter des Deutschen Heeres

unter einer großen Schar von Marineoffizieren des Geschwaders, das den Kaiser nach Kronstadt geleitet hatte. Die Parade verlief ähnlich wie bei uns: Abreiten der im großen Viereck aufgestellten Truppen, Ehrenbezeugungen und Hurraruf, Vorbeimarsch mit Herausreiten der zahlreichen Chefs usw. Die Musik spielte bekannte Weisen: der Hohenfriedeberger Marsch wurde trotz unseres 2. Kürassierregiments gespielt, und eins der Leibgarde-Kasakenregimenter ritt unter den Klängen des Hochzeitsmarsches aus dem Sommernachtstraum vorbei. Die Infanterie kam in Regimentskolonnen, die vier Bataillone hintereinander, vorüber und machte, wenn sie auch unseren Exerziermarsch nicht kennt, einen vorteilhaften, flotten Eindruck. Das Pawlowski-Regiment, das zur Paradeuniform die Grenadiermütze trägt, marschierte mit gefälltem Gewehr — ein Vorrecht, das ihm für eine mir entfallene Waffentat verliehen ist. In den Vorbeimarsch der Kavallerieregimenter wurde dadurch Abwechslung gebracht, daß der Kaiser durch die hinter ihm haltenden Trompeter des Leibkonvois das gewünschte Tempo angeben ließ. Das Signal wurde durch das Trompeterkorps des Regiments mehrstimmig aufgenommen und dann vom Regimentskommandeur nachkommandiert. So mußte ein Kasakenregiment unmittelbar vor dem Paradepunkt aus dem Galopp in den Schritt fallen. Daß die Hilfen nicht gerade milde ausfielen, wenn die Kasaken auch nur mit Trense und ohne Sporen reiten, wird man sich ausmalen können. Von der Artillerie sind mir die senkrecht getragenen Wischer in Erinnerung geblieben und ein bespanntes Mörserregiment; bekanntlich haben die Russen auf ihre Erfahrungen von Plewna hin als erste eine Schwere Artillerie des Feldheeres eingeführt und halten sie auch im Frieden bespannt. Eine bemerkenswerte Erscheinung waren die Formationen der verschiedenen Petersburger Kriegsschulen; sie sind waffenweise getrennt und einheitlich uniformiert, bilden geschlossene Bataillone, Eskadrons, Sotnien oder Batterien (bei letzteren bestehen selbst die Fahrer aus Junkern) und machten einen besonders vorteilhaften Eindruck.

Den Russischen Paraden eigentümlich ist der Dank, welcher der vorbeimarschierenden Truppe gespendet und von dieser erwidert wird. Dieses Mal war es unser Kaiser, der — natürlich in der Uniform seines Wyborgschen Regiments — das „Spassibo“ den Truppen zurief. Die Antwort ist lang und lautet etwa: „Wir sind erfreut, uns für Euere Kaiserliche Majestät Mühe zu geben“. Sie muß im markierten Takt erfolgen und bedarf der sorgsamen Einübung. Für das gleichzeitige Einsetzen gibt ein Offizier unterhalb des zweiten Richtung-Unteroffiziers mit dem Säbel das Zeichen.

Am Vorabend der Parade hatte ich einem anderen eigenartigen Schauspiel beiwohnen dürfen, dem feierlichen Umritt im Lager, durch den der Kaiser den Truppen gewissermaßen die Ehre seines Besuches erwies. Nach Begrüßung der einzelnen auf ihren Appellplätzen ohne Gewehr angetretenen Regimenter sammelten sich die Offizierkorps und die Musiken vor einem für

die Kaiserliche Familie errichteten Zelte. Mir ist der Eindruck unvergeßlich, wie der Kaiserliche Zug diesem Platze nahte, voran zu Pferde die beiden Kaiser, gefolgt von den Kaiserinnen im offenen Wagen, darauf die sämtlichen Großfürstinnen in einem eigentümlich gebauten langen Gefährt, zum Teil Rücken an Rücken sitzend, hinter ihnen reitend die Großfürsten, genau dem Alter nach geordnet, der jüngst verstorbene würdige Großfürst Michael Nikolajewitsch, der letzte Enkel der Königin Luise, auf dem rechten Flügel und zum Schluß ein nur kleines Gefolge. Zunächst wurden von den vereinigten Musikkorps einige Konzertstücke vorgetragen, dann erfolgte, nachdem der Kaiser Nikolaus noch in üblicher Weise die Meldungen der Feldwebel des Pagenkorps und der Leibkompagnien entgegengenommen hatte, mit bekannten Klängen der große Zapfenstreich; aber erst als der Abendsegen verklungen war, hieß es „Mütze ab zum Gebet" und der älteste anwesende Soldat, ein stattlicher Feldwebel mit langem grauem Bart, sprach mit weittönender Stimme das Vaterunser.

Nach der schönen Feier stattete ich den Mannschaftszelten einen kurzen Besuch ab und genoß dann zum ersten Mal, und zwar im Kreise von Offizieren des Regiments Preobrashenski, die mit Recht gerühmte Gastlichkeit Russischer Kameraden. Sänger ließen während des Festes ihre nationalen Weisen erklingen. Sie spielen im inneren Leben der Russischen Truppen, auf Märschen wie in den Freistunden des Abends eine bedeutsame Rolle. Häufig begleiten volkstümliche Instrumente und mimische tanzartige Gebärden ihre Lieder. Bei den Preobrashenski hat die Balalaika eine besondere Pflege gefunden, ein guitarrenartiges Saiteninstrument aus dem Südrussischen, das nicht nur in der Begleitung, sondern auch als selbständiges Instrument verwendet wurde. Durch Branntweinspenden wurden die Künstler zu immer neuen Leistungen angeregt.

Der Russischen Armee eigentümlich ist die enge Verbindung von militärischem und kirchlichem Wesen. Jede Kompagnie, jedes Regiment hat einen Heiligen, dessen Tag neben den sonstigen recht zahlreichen weltlichen und kirchlichen Festen gefeiert wird. Der Truppenteil hat seine eigene, oft recht prunkvolle Kirche und einen Regimentsgeistlichen, häufig auch mehrere. Ins Feld werden besondere Kirchenwagen mitgeführt, und es gibt Heiligenbilder, die schon am Vaterländischen Kriege, wie der Feldzug von 1812 genannt wird, teilgenommen haben. Das Fest des Regimentsheiligen, dessen Bild auch die Fahne des Regiments ziert — denn nur dieses, nicht jedes Bataillon führt eine Fahne —, ist gleichzeitig der höchste Ehrentag des Regiments. Eine Kirchenparade, die bei den bevorzugten Regimentern durch die Gegenwart des Kaiserpaares beehrt wird, eröffnet das Fest; es folgen Frühstück an der Kaiserlichen Tafel, Mannschaftsfeierlichkeiten und zum Schluß, manchmal bezeichnenderweise erst um 11 Uhr nachts beginnend, Festmahl im Offizierkasino, dessen beträchtliche Kosten, die für den Leutnant bis zu

60 Rubel betragen, durch monatliche Abzüge gedeckt werden. Seit der Revolution werden die Regimenter zur Feier ihres Festes meist in den jedesmaligen Wohnsitz des Kaisers, also nach Peterhof oder Zarskoje Sselo befohlen.

Ich hatte vor Jahren Gelegenheit, dem Fest des Ssemenowski-Regiments am 21. November alten Stils beizuwohnen, dessen Parade damals in der Michaelsmanege, soviel ich weiß der größten Reitbahn der Welt, abgehalten wurde. Das Regiment stand mit den vier Bataillonen nebeneinander in Breitkolonne, gegenüber die geladenen Gäste, auf einer Tribüne die Damen weiß gekleidet mit blau, der Farbe des Regiments, und ebenso wie die Kaiserin mit blau bebänderten Blumensträußen bedacht. Nachdem zunächst der Kaiser mit großem Gefolge die Front abgeschritten hatte, erfolgte der Feldgottesdienst, bei dem die goldstrotzenden Kirchensänger des Regiments mit ihrem tiefen Baß durch die hellen Stimmen der Soldatenkinder unterstützt wurden. Die Feier wurde beschlossen durch einen Parademarsch, bei dem als 17. Kompagnie die Nichtkombattanten-Kompagnie vorbeimarschierte, nicht wie die anderen mit der Pelzmütze, sondern in Schirmmütze und ohne Waffe; es schlossen die oben erwähnten Zöglinge der Soldatenschule, die eine dem Regiment entsprechende Uniform trugen. An der Feier nahmen noch andere Truppenteile teil, einmal die 2. Batterie der Gardeschützen-Artilleriedivision, die gerade von den Chinawirren zurückgekehrt war, noch auf Kriegsstärke und im Feldanzuge, und schließlich eine zusammengestellte Kompagnie des „Selbständigen Korps der Grenzwache“, an der die verschiedenen Brigaden durch Deputationen beteiligt waren. Kaiser Alexander III. hatte diesem Korps, das ursprünglich nur als Zoll- und Polizeitruppe zur Verhütung des Schmuggels errichtet wurde, gelegentlich der Neuformation im Jahre 1893 ausdrücklich das Recht zur Feier eines kirchlichen Korpsfestes verliehen und es damit zu einer wirklichen Truppe erhoben.

Am 6. Januar findet alljährlich das Fest der Wasserweihe zur Erinnerung an die Taufe im Jordan statt, bei der in Gegenwart des Hofes, der Spitzen der Militärbehörden, auch der fremden Militärattachés die Fahnen der Garnison Petersburg mit Newawasser besprengt werden. Für diese gottesdienstliche Feier wird ein Pavillon auf dem Eise des Flusses errichtet; die goldgestickten Gewänder der stark vertretenen Geistlichkeit, die weißen Pelzmützen der zahlreichen Generaladjutanten, die rote Tracht der Kaiserlichen Sänger und des Leibkonvois und die mannigfachen sonstigen Uniformen bilden ein farbenprächtiges Bild. Das Präsentieren der Truppe, die mit schwachen Abordnungen vertreten war, erfolgte unter den Klängen des Abendsegens, der nicht nur in dem bei uns üblichen Sinne, sondern als allgemeine militärische Kirchenmusik Verwendung findet. Vor kurzem hörte ich ihn als Prozessionsmarsch der Truppen in Kiew gelegentlich des großen Umzuges am Wladimirtage.

Wenn ich jetzt noch die Reitübungen berittener Infanterieordonnanzen berühre und die Ausbildung von Opoltschenie, so ist erschöpft, was mir Petersburg an interessanten militärischen Bildern gebracht hat.

Man hat, indem man Leute der Infanterie auf ausrangierte Kavalleriepferde setzte, berittene Ordonnanzen, zunächst im Jahre 1895 versuchsweise, geschaffen und sie auf Grund günstiger Erfahrungen allmählich zu einer dauernden Einrichtung gemacht. Sie reiten auf Trense, sind mit Säbel und Revolver ausgerüstet und dienen, ein Unteroffizier und zwölf Mann beim Infanterieregiment, aber auf die verschiedenen Stäbe verteilt, als Meldereiter und zur unmittelbaren Aufklärung. Daß es für die Infanterie nicht nur im Kriege, sondern auch für Übungszwecke im Frieden wertvoll ist, neben dem Stabshornisten, der immer beritten war, weitere Reiter zur Verfügung zu haben, bedarf nicht der Ausführung, besonders da der Kompagniechef immer noch dienstlich nicht beritten ist. Die Pferde der Ordonnanzen finden neben ihrer Hauptaufgabe übrigens häufig noch dadurch Verwendung, daß Infanterieoffiziere auf ihnen Reitunterricht erhalten.

Eine Abteilung Opoltschenie, unserem Landsturm entsprechend, sah ich nahe dem Park von Peterhof üben; sie wird seit 1890 auf 2 bis 3 Wochen eingezogen und tut ihren Dienst im Frieden in Zivilkleidung; nur eine graue Mütze mit dem Kreuz, das sie wie unsere Landwehr seit den Befreiungskriegen trägt, und rote Achselklappen machen sie als Soldaten kenntlich. Die Bezeichnung der Wehrleute als Ratniki ist ebenso altertümlich wie die der Drushina, zu der sie zusammengestellt werden, und die etwa unserem „Gefolgschaft“ entspricht. Es übten unter der Aufsicht eines Offiziers an 100 solcher Wehrleute; in Abteilungen zu 20 Mann waren sie je einem Unteroffizier oder Gefreiten unterstellt, die sich sichtlich die größte Mühe gaben, den Griff „das Gewehr über“ gleich im ganzen zu üben. Nach den Lobeserhebungen, mit denen in den offiziellen Berichten die Opoltschenie für würdig befunden wird, an der Seite ihrer Brüder von der Armee für das heilige Rußland zu kämpfen, müssen Wunder mit der beschriebenen Art der Ausbildung erreicht werden, und dies in einem Lande, in dem man von der dreijährigen Dienstzeit als von der kurzen spricht.

So hatte mir Petersburg und seine nächste Umgebung gelegentlich häufiger sich auf einen Zeitraum von mehr als zwölf Jahren verteilender Besuche manchen interessanten Einblick in das Leben des Russischen Heeres gestattet. Aber falsch würde es sein, die in der Hauptstadt gewonnenen Eindrücke kritiklos auf die Allgemeinheit zu übertragen. Es war mir daher mehr als wertvoll, sie prüfen und vervollständigen zu können auf einer Reise, die mich im Laufe des letzten*) Sommers durch einen wesentlichen Teil der Monarchie führte.

*) Der Aufsatz ist Ende 1909 geschrieben.



Zunächst ging die Fahrt freilich die Wolga entlang durch ein von Truppen fast ganz entblößtes Gebiet. Bekanntlich hat man in Rußland von einer auch nur annähernd gleichmäßigen Verteilung der Garnisonen über das Land abgesehen und durch eine Verschiebung nach Westen den Aufmarsch für den Fall eines Europäischen Krieges vorbereitet.

In dem ausgedehnten Gebiet des zunächst von meiner Reise berührten Kasanschen Militärbezirks trifft man fast nur Reservetruppen. Diese bereits im Frieden aufgestellten Reserveformationen sind eine Rußland eigentümliche Einrichtung. Miljutin, der in seinem Wirken außerordentlich fruchtbare langjährige Kriegsminister des Kaisers Alexander II., hat sie in genauer Kenntnis seines Landes geschaffen in der Befürchtung, daß im Mobilmachungsfall ohne Kader aufgestellte neue Formationen den Anforderungen nicht genügen würden. Abgesehen von ihrem Hauptzweck sind Reservetruppen außerordentlich geeignet, durch allmählichen Ausbau einzelner Teile auch im Frieden die Bildung von Neuformationen zu erleichtern. Die Reserve-Infanterie zählt zur Zeit 19 Brigaden, z. T. aus vier Regimentern aus je zwei Bataillonen, z. T. nur aus der Hälfte, nämlich vier Bataillonen ohne Regimentsverband bestehend. Im Mobilmachungsfalle formieren vier dieser Brigaden je eine, die andern je zwei Reservedivisionen, so daß also die Kader sich verdoppeln oder vervierfachen müssen. Der Wert der so gebildeten Neuformation ist demnach verschieden, allerdings auch ihre beabsichtigte Verwendung.

Mit dem Verlassen der Wolga wurde das Gebiet der Kasaken erreicht — zunächst das der Astrachankasaken und dann, nachdem das Don- und Kubangebiet flüchtig gestreift war, das Terekgebiet. Von dem der Romantik nicht entbehrenden Nimbus, der die Kasaken von den Befreiungskriegen her umgibt, wird manches abgestreift, wenn man sie im eigenen Lande kennen lernt.

Ihr Ursprung wird in das 16. Jahrhundert zurückgeführt. Unzufriedene Elemente der Russischen Bevölkerung zogen an die Grenzen und führten ein freies ungebundenes Leben, zunächst meist im Gegensatz zur Regierung, dann allmählich von ihr anerkannt, im inneren Ausbau gefördert und zum Schutz der Grenzen verwendet. Den Überfällen feindlicher Nachbarn ausgesetzt, befanden sie sich dauernd im Kriegszustande und haben im Laufe der Zeit schätzenswerte militärische Eigenschaften entwickelt. Noch jetzt ist ihre Verfassung durchaus militärisch. Ihr Gebiet bildet einen Staat im Staate, es ist nicht in Gouvernements, sondern in sogenannte Oblasti und Otdäli eingeteilt; an ihrer Spitze stehen Generale und Stabsoffiziere, denen nicht nur militärische Verrichtungen — Aufsicht über Ableistung der Dienstpflicht und ähnliches — obliegen, sondern auch die Pflichten der Polizei und der Verwaltung. Man unterscheidet elf verschiedene Kasakenheere einschließlich derjenigen in Sibirien und im Fernen

Osten; sie haben jedes für sich selbständige Verwaltung, sind aber an Bedeutung recht verschieden: das Don-Heer stellt 19 Reiterregimenter erster Kategorie auf, während das Astrachan-Heer nur ein Regiment dauernd unter Waffen hält.

Es werden Stimmen laut, die diese Verhältnisse als vielfach durch die Zeit überholt ändern wollen. Wenn wohl auch für die an Asien grenzenden Gebiete das Kasakenwesen seine Bedeutung noch nicht verloren hat, ihm vor allem im Fernen Osten wieder dankenswerte Aufgaben erwachsen, so muß man doch zum mindesten für das Dongebiet, das längst kein Grenzland mehr ist — der Donkasak ist eben Bauer geworden wie jeder andere —, die Berechtigung dieser Stimmen anerkennen.

Aber Tradition und wirtschaftliche Gründe sprechen noch dagegen. Die Kasaken wachen eifersüchtig über ihre Privilegien, und der Russische Staat seinerseits nützt gern ihre als Entgelt für die Sonderrechte auferlegten besonderen Dienstverpflichtungen aus. Denn nicht nur der Zahl nach in unverhältnismäßig hohem Maße wird die Kasakenbevölkerung zum Dienst herangezogen, sie ist auch verpflichtet, Pferde, Waffen und Uniform aus eigenen Mitteln zu beschaffen.

Die Einteilung der Kasaken in drei Aufgebote mit verschiedenen, jedes Mal vier Jahre währenden Verpflichtungen ist bekannt. Die erste Kategorie befindet sich bei der Fahne, die zweite ist beurlaubt, muß aber neben Waffen und Uniform das Pferd bereithalten, die dritte braucht sich das Pferd erst bei der Einberufung zu beschaffen. Vor dem Abgang zur Front gehört der junge Kasak drei Jahre zur Vorbereitungskategorie und erhält nahe seiner Stanitza unter möglichster Rücksicht auf seinen sonstigen Beruf — also meist an Feiertagen — eine vorläufige Ausbildung.

Die Uniform der Steppenkasaken (die Kaukasischen weichen von ihnen ab) besteht aus einem langen, meist dunkelblauen Rock ohne Knöpfe und der Papacha, der spitzen Pelzmütze. Achselklappen, Mützenbesatz und die typischen breiten Streifen an den Hosen sind bei den einzelnen Heeren von verschiedener Farbe. Die Grad- und sonstigen Dienstabzeichen weichen in nichts von denen des regulären Heeres ab.

Überhaupt besteht das Bestreben, die Kasaken in jeder Richtung der Armee näher zu bringen, besonders auch durch Hebung ihres Offizierkorps. Von irregulären Truppen kann man, bei den Donkasaken wenigstens, kaum noch sprechen. Freilich stammen vorläufig nur ein Zehntel der Kasakenoffiziere aus den Kriegsschulen, während der Prozentsatz der sonstigen Kavallerie 30 beträgt, und unter den Besuchern der Generalstabsakademie befinden sich nur 5 vH. Kasakenoffiziere. Ungünstig auf den Ersatz der Offiziere wirkt ein, daß die Offiziere nicht dauernd bei der Fahne bleiben, sondern beim Wechsel der Kategorien zum Teil beurlaubt und dann für Jahre auf ein sehr herabgemindertes Gehalt angewiesen werden. Grund-

sätzlich sollen alle Offiziere bis zum Oberst Kasaken, d. h. einer Staniza zugeschrieben und an ihrem Grundbesitz beteiligt sein. Nur die höheren Stellen können, und dies auch erst seit 1898, aus der Armee besetzt werden; dafür wird umgekehrt dort eine bestimmte Anzahl von Generalstellen für Kasakenoffiziere offen gehalten.

Berechtigte Sorge macht die Verschlechterung und Verteuerung des Pferdematerials, hervorgerufen durch stärkere Bebauung des Landes und dadurch, daß die reguläre Kavallerie sich zum Teil aus den Kasakenländern remontiert.

Im großen und ganzen sind die Kasaken ihrer Zahl wegen nicht zu unterschätzen, bilden jedoch im übrigen eine zwar billige, aber minderwertige Kavallerie, die wohl Persern und Türken gegenüber Erfolge aufzuweisen vermag, regulärer Kavallerie dagegen ganz entschieden unterlegen ist. Es liegt in den Verhältnissen begründet, daß gerade in Kasakenländern selbst am seltensten stehende Kasakentruppen zu sehen sind; bis auf wenige Ausnahmen sind sie in den übrigen Gebieten des Reiches verteilt; denn abgesehen davon, daß sämtlichen normalen Kavalleriedivisionen ein Don-Kasakenregiment als viertes zugeteilt ist, sind fünf Divisionen ausschließlich aus Kasaken gebildet, von denen je zwei im Westen und im Kaukasus und eine in Turkestan stehen. Auch die Gardekavallerie zählt einen starken Bestandteil von Kasakentruppen.

Im Kasakengebiet selbst habe ich also geschlossene Kasakenabteilungen nicht gesehen und kenne aus eigenem Augenschein die Dshigitowka nicht, dieses kunstreitermäßige Voltigieren auf laufendem Pferde, auch nicht die Lawa, die Schwarmattacke, die — so sehr sonst die Exerziervorschriften der Kasaken mit denen der regulären Reiterei übereinstimmen — als die normale Angriffsform der Kasaken gilt.

Daß die Kaukasischen Kasaken von den Steppenkasaken abweichen, ist oben schon angedeutet. Sie haben mit den Lebensgewohnheiten und der Fechtweise auch die Tracht ihrer früheren Gegner und jetzigen Nachbarn, der Tscherkessischen Bergbewohner, angenommen und tragen die spitze Lammfellmütze sowie die Tscherkeßka, einen langen Rock ohne Kragen, der auf beiden Seiten der Brust auch beim Offizier mit Patronennestern versehen ist; durch seinen dreieckigen Ausschnitt wird das farbige Untergewand, der Beschmet, sichtbar. Außer der Bewaffnung mit Säbel und Karabiner wird der landesübliche Kinshal, der Dolch, im Gürtel getragen. Die lange flaggenlose Lanze, die Pika, die bei den ersten Gliedern der Steppenkasaken in Gebrauch ist, kommt bei ihnen in Fortfall.

In ihrer Kleidung und Kopfbedeckung sieht man alle möglichen Farbenschattierungen vertreten. Nur Achselklappen und Achselstücke unterscheiden den Träger von der Zivilbevölkerung, die auch ihrerseits bewaffnet ist. Vom Offizier wird eine braune Tscherkeßka mit weißem Beschmet

und hellgraue Krimmerpelzmütze, eine besonders elegante Zusammenstellung, bevorzugt.

Der Besuch im Kasakenlager dicht bei Pjätigorsk gab mir die Erklärung für das buntscheckige und wenig einheitliche Aussehen der Kaukasischen Kasaken. Dort war eine Sotnie zum Appell angetreten, auch wieder ohne jede Übereinstimmung in der Farbe. Ich erfuhr, daß tatsächlich für kleine Dienstverrichtungen und für die Straße die Wahl der Farbe völlig freisteht; nur für den Dienst- und Paradeanzug bestehen bestimmte Uniformvorschriften; die Grundfarbe ist hierfür schwarzgrau; die Abzeichen der Kubankasaken sind karmesinrot, die der Terekkasaken blau; die Paradnaja, die Parademütze, besteht aus schwarzem Fell. Mit der größten Liebenswürdigkeit wurde ich im Lager umhergeführt, auf das ich zufällig gestoßen war. Selbst die vier Maschinengewehre, auf die man besonders stolz zu sein schien, wurden mir bereitwilligst gezeigt. Es war an einem Sonntage, ein Teil der Mannschaft schoß zum Zeitvertreibe mit Zielmunition nach kleinen Scheiben, auch ein Einjährig-Freiwilliger darunter, wie bei uns an verschiedenfarbigen Schnüren um die Achselklappen kenntlich. Auf meine Frage nach den Pferden wurde mir die Auskunft, sie befänden sich auf Grasfutter auswärts. Nachträglich ist mir klar geworden, daß dies sich nur auf die Tragpferde der Maschinengewehre beziehen konnte. Nach der Nummer auf der Achselklappe und dem Bajonett auf dem Gewehr handelte es sich nämlich nicht um berittene Kasaken, sondern um das dritte Kuban-Plastun-Bataillon. Als einzige von sämtlichen Kasaken formieren die Kubankasaken neben den Reiterregimentern auch Truppenteile zu Fuß, um den ärmeren Bergbewohnern den Dienst wirtschaftlich zu erleichtern, und zwar sechs sogenannte Plastunbataillone jeder Kategorie, die in Ausbildung und Verwendung den Schützenbataillonen entsprechen.

Die Mannschaften waren in Leinwandzelten untergebracht; jedes faßte etwa 10 bis 15 Mann, für deren Ausrüstung und Bekleidung in der Mitte um die Zeltstange herum ein Block Erde stehengeblieben war. In den Zeltgassen befanden sich Brunnen und Wascheinrichtungen; Holzbaracken hinter den Zelten dienten als Offizierwohnungen, als Speiseanstalt, als Geschäftszimmer, Ställe und Magazine. Gartenähnliche Anlagen umgaben das Ganze. Vor der Front des Lagers zog sich die Lineika, der Appellplatz, hin, in dessen Nähe die Wache lag; unter pilzartigem Dach stand die Fahne und der Kassenwagen, vom Posten unmittelbar bewacht. Das Lager befand sich wenige Minuten von der Kaserne; es war also nicht bezogen, um der Truppe günstiges Übungsgelände oder die Möglichkeit eines Zusammenwirkens mit anderen Waffen zu schaffen, es war vielmehr Selbstzweck: der Soldat soll an das Lagerleben gewöhnt, daneben ihm auch Gelegenheit zur gründlichen Reinigung der Kaserne gegeben werden. Lager in unmittelbarster Nähe der Garnisonen, solche der Festungstruppen sogar innerhalb

der Werke, habe ich im Laufe der Reise immer und immer wieder angetroffen.

Die Reise führte mich aus dem Kasakengebiete weiter nach Süden und ließ mich die Bekanntschaft der Kaukasischen Truppen machen, stolzer Regimenter, die sich durch ruhmvolle mit Opfermut und Selbstverleugnung geführte Kämpfe eine besondere Stelle in der Russischen Armee errungen haben. Eine prächtige Ruhmeshalle in Tiflis mit Bildern und Trophäen erinnert an die Heldentaten der Vergangenheit.

Der Dienst im Kaukasus ist jahrzehntelang eine vorzügliche Schule des Krieges gewesen und wird noch jetzt erstrebt, wie etwa bei uns der Dienst in der Schutztruppe.

Bei der Poltawafeier am 10. Juli 1909 standen unter anderem das Nishigorodski-Dragonerregiment in der Parade, das es an Vornehmheit mit der Gardekavallerie aufnimmt, sowie das Mingrelische Grenadierregiment, das berühmteste der Kaukasischen Grenadierdivision. Die Feier fand in der Sommeruniform, also in Kaki statt, mit der in Rußland selbstverständlichen Vermischung von militärischem und kirchlichem Gepränge; die unter Gewehr stehenden Truppen wurden recht reichlich mit Weihwasser besprengt.

Mustergültig ist die Art, wie Rußland verstand, die unterworfenen Stämme des Kaukasus an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen. Es werden Truppenteile gegründet, die zunächst durchaus nationalen Charakter tragen; allmählich werden Abzeichen, Uniformen und sonstige Einrichtungen immer Russischer; waren zunächst nur Offiziere und Unteroffiziere National-Russisch, so werden es nach und nach auch die Mannschaften, und schließlich ist es der ganze Truppenteil, während die Eingeborenen in die Regimenter des Innenlandes eingestellt werden. Dabei handelt es sich zunächst nur um die Eingeborenen christlichen Glaubens. Die Mohammedaner sind auch jetzt noch der Dienstpflicht nicht unterworfen und zahlen Kopfsteuer. Nur als Freiwillige treten sie in die Milizen ein, von denen mehrere Sotnien zu polizeilichen Zwecken aufgestellt sind. Gelegentlich wachsen diese dann zu wirklichen Truppen aus; das Ossetiner Halbregiment und das Daghestan-Reiterregiment können als Beispiel dafür dienen.

Mit Verleihung von Titeln und Ordensauszeichnungen an Eingeborene ist der Russische Staat nicht sparsam, legt auch Wert darauf, die Jugend der besseren Stände für den Dienst in der Armee zu gewinnen. Zu den bestehenden Kadettenhäusern ist unlängst ein neues in Wladikawkas getreten, das mit den Lehrmitteln und Sammlungen des aufgelösten Finnischen Kadettenkorps ausgestattet wurde. Dem Süden kommt zugute, was dem Norden genommen ist.

Im Laufe der Reise sah ich nur ein einziges Mal einen größeren Verband, ein Infanterieregiment, üben. Aber es handelte sich nicht um ein Gefecht, sondern um geschlossene Bewegungen, anscheinend Normal-

formationen im Sinne unseres früheren Reglements. Die Bataillone marschierten in Doppelkolonne.

Wiederholt aber sah ich Schulexerzieren und Gefechtsübungen von Kompagnien und kleineren Abteilungen, die mir den Eindruck bestätigten, daß die Russische Ausbildung, den nationalen Eigentümlichkeiten Rechnung tragend, in vielen Beziehungen von unseren Grundsätzen abweicht. Auf stramme Exerzierdisziplin wird weniger Wert gelegt; der Mann steht nicht mit Fühlung im Gliede, sondern mit einem handbreiten Zwischenraum; die Griffe werden langsam, und zwar im Marschtempo, ausgeführt. Unser Exerziermarsch ist unbekannt; der Russische Marsch ist lebhafter (100 Schritt in der Minute), und der Eindruck der Lebhaftigkeit wird noch erhöht durch übertriebenes Hochwerfen des rechten Armes. Griff und Marsch fallen häufig zusammen, d. h. zugleich mit dem Antreten wird das Gewehr über-, mit dem Halten von selbst wieder abgenommen. Gleichzeitig zieht der Offizier seinen Säbel bzw. steckt ihn ein. Oft hat er mit dem Rühren auch schon die Zigarette im Munde.

Das Bestreben, die Truppe möglichst lange in fester Hand zu behalten, hat die besondere Ausgestaltung der geschlossenen Ordnung zur Folge gehabt: es gibt reglementmäßig eine geöffnete Linie, ein Mittelding zwischen der geschlossenen und der Schützenlinie; es gibt eine eingliedrige Aufstellung, und es gibt eine Verdopplung der Rotten, also gewissermaßen eine Formation zu vier Gliedern, die vor allem für kurze Seitenbewegungen Verwendung findet. Eine Neigung zur Bevormundung des Mannes zeigt sich nicht nur in den vielen Kommandos der Zug- und Sektionsführer bei Formationsveränderungen, sondern auch darin, daß in der Schützenlinie manches befohlen wird, was bei uns der Selbständigkeit des einzelnen überlassen bleibt; man kennt noch Schützenfeuer mit bestimmter Patronenzahl und langsames Schützenfeuer von einem Flügel aus sowie die Sektionssalve. Ich habe fast immer nach Signal ausschwärmen und das Feuer eröffnen sehen, und häufig ertönte der Pfiff der Schützenpfeife, auf den hin sich der Schütze nach dem hinter ihm befindlichen, zumeist knieenden Führer umsehen mußte.

Mehrfach habe ich Gelegenheit gehabt, mich von der vielseitigen Verwendung der Jaloneurflagge zu überzeugen, die, von einem Unteroffizier auf dem Gewehr getragen, die einzelnen Truppenteile und ihre Unterabteilungen innerhalb der Division von weitem erkennen läßt. Die Bataillonsflagge ist weiß-orange-schwarz und führt einen Flaggenstock in der Farbe des Bataillons; die Kompagnieflagge macht durch ihre Grundfarbe sowie durch wagerechte und senkrechte farbige Mittelstreifen Regiment, Bataillon und Kompagnie kenntlich.

Scharfe Schüsse sind nur ein einziges Mal an mein Ohr gedrungen. Es handelte sich um Übungen im Schulschießen, die in dem üblichen sum-

marischen Verfahren erledigt wurden; eine Ringscheibe zum Punktschießen gibt es nicht, und Bedingungen brauchen nicht erfüllt zu werden. Da Schießstände mit Sicherheitswällen fehlen, gestaltet sich der Betrieb des Schulschießens ähnlich dem unseres Vorbereitungsschießens. Im vorliegenden Fall schoß anscheinend ein Bataillon, die vier Kompagnien mit je vier Schützen gleichzeitig nebeneinander. Natürlich konnte ich das erwähnte Schießen nur aus der Ferne beobachten, der Platz war in weitem Umfange durch Mannschaften mit roter Flagge abgesperrt. Es war in nächster Nähe von Sewastopol. Was mir dieses selbst und seine Umgebung an kriegsgeschichtlichen Erinnerungen bot, habe ich bereits an anderer Stelle (Militär-Wochenblatt Nr. 139/09) berichtet.

Auf der Rückreise streifte ich Punkte, die der militärischen Bedeutung nicht entbehren: Kiew, der Österreichischen Grenze gegenüber, dasselbe, was Warschau für die Deutsche ist; Kowel, das als Festung der Zukunft genannt wird, um zusammen mit dem stärker auszubauenden Brest-Litowsk eine neue Verteidigungslinie zu bilden, während die Weichsel ihrer Befestigungen mehr oder weniger entkleidet werden soll, — was von den Gerüchten Wahrheit, was erfunden ist, entzieht sich meinem Urteil. Mir hat jedenfalls die Fahrt bemerkenswerte Beobachtungen nicht mehr gebracht, wohl aber Muße genug, um ein Fazit zu ziehen aus dem, was mir die Reise in militärischer Beziehung vor Augen führte.

Zunächst machte nicht nur in den bevorzugten Truppenteilen, sondern durch die ganze Armee hindurch das Soldatenmaterial körperlich einen vorzüglichen Eindruck; kein Wunder in einem Lande, dessen Bevölkerung vorwiegend ländlich ist, und das nicht annähernd so hohe Prozente der waffenfähigen Jugend zur Fahne zu berufen braucht, wie etwa Deutschland oder gar Frankreich.

Den Russen zeichnen ferner, obwohl er im Grunde nicht kriegerisch gesinnt, sondern durchaus friedliebend ist, von vornherein zwei vorzügliche militärische Eigenschaften aus, die er beide mit seinem alten Gegner, dem Türken, gemein hat: Einmal haben Unbilden des Klimas und soziale Verhältnisse den Russischen Bauern im Ertragen von Leiden geschult und ihm ein gewisses passives Heldentum anerzogen; Armut und die kirchlich vorgeschriebenen Fasten sind seine Lehrmeister gewesen, und Verpflegungsschwierigkeiten spielen daher bei ihm nicht dieselbe Rolle wie in einem Westeuropäischen Heere. Und zweitens ist ihm eine gewisse Disziplin angeboren. Russische Kompagniechefs versichern, daß sie mit Mangel an gutem Willen so gut wie gar nicht zu rechnen haben. Das niedere Volk erkennt willig den Barin, den Herrn, als höherstehendes Wesen an und ordnet sich ohne weiteres der Autorität unter. Zwischen Vorgesetzten und Mannschaft besteht noch das alte patriarchalische Verhältnis; die offizielle Bezeichnung für den Rekrutenunteroffizier Djadka (Onkelchen) ist nicht ohne tiefere Bedeutung.

Falsch wäre es, aus dem Duzen der Untergebenen auf eine gewisse Nichtachtung zu schließen. Dem Mann aus dem Volke würde es sehr sonderbar erscheinen, mit Sie angeredet zu werden. Hat doch Kaiser Alexander II. noch alle Offiziere „Du" genannt.

Die Gegenseite der sozusagen natürlichen Disziplin ist nun freilich der ausgesprochene Mangel an Selbsttätigkeit und eine geistige Schwerfälligkeit, die der unvermeidlichen Demokratisierung des Infanteriegefechtes ernste Schwierigkeiten entgegensetzen. Die Leistung eines Truppenteils wird dadurch vollständig von der jedesmaligen Führung abhängig. Die Kriegsgeschichte hat wiederholt gelehrt, daß eine Truppe, die unter dem einen Führer vollständig versagte, bei nächster Gelegenheit unter einem anderen Wunder von Tapferkeit verrichtete und umgekehrt. In dieser Eigenschaft liegt die erhöhte Bedeutung geeigneter Führer begründet, aber zugleich auch die kaum zu überwindende Schwierigkeit, sich geeigneten Unteroffiziersersatz zu verschaffen.

Als die Dienstzeit noch 25 Jahre dauerte, der Soldat also mit dem Eintritt in die Armee aus dem bürgerlichen Leben ausschied und sein heimatliches Dorf nur in Ausnahmefällen wiedersah, da ergaben sich alte dienstkundige Unteroffiziere von selbst. Zur Zeit macht es große Mühe, für die Kompagnie selbst die geringe etatmäßige Zahl von drei Kapitulanten zu schaffen; sogar die Feldwebelstelle kann nicht immer durch einen Kapitulanten besetzt werden. Mit einem seit 1887 in Riga bestehenden Schulbataillon, unseren Unteroffizierschulen entsprechend, hat man anscheinend schlechte Erfahrungen gemacht, denn es ist im vergangenen Jahre aufgelöst.

Man bleibt also darauf angewiesen, die Unteroffizierstellen aus den dienenden Jahrgängen selbst zu besetzen, und dieses in einer Armee, in die etwa die Hälfte der Rekruten als Analphabeten eingestellt wird, für die also der Heeresdienst nicht nur eine Fortsetzung, sondern den Ersatz der Volksschule bedeutet. Geeignet erscheinende Mannschaften werden ähnlich unseren Offiziersaspiranten des Beurlaubtenstandes in besondere Lehrabteilungen zusammengestellt und nach siebenmonatiger Ausbildung dortselbst und nach im ganzen einjähriger Dienstzeit zu Unteroffizieren befördert, so daß sie noch zwei Jahre als solche Verwendung finden. Ein schwacher Notbehelf, besonders wenn man bedenkt, daß in Rußland bereits dem Unteroffizier Disziplinarstrafgewalt zusteht, ein Korporalschaftsführer z. B. vier Tage Quartierarrest verhängen kann.

Von verschiedenen Eigentümlichkeiten des Offizierstandes habe ich gelegentlich berichtet. Keine Armee kennt solche Ungleichheiten innerhalb des Offizierkorps wie die Russische. In unserem Sinne gebildete Offiziere gehen nur aus den Kriegsschulen hervor, die sich aus den Kadettenkorps und höheren Lehranstalten ergänzen, also einen gewissen Stand wissenschaftlicher Bildung voraussetzen und ihrerseits sich nur mit Kriegswissen-

schaften befassen, während die Junkerschulen neben der militärischen Ausbildung auch die mangelhafte allgemeine Bildung ihrer Zöglinge notdürftig ergänzen müssen. Bisher war die Armeeinfanterie fast nur auf Junkerschulersatz angewiesen. Neuerdings wird es besser und man hofft, in kurzem sämtliche Junkerschulen in Kriegsschulen umwandeln zu können.

Auch sonst sucht man durch die Aufhebung übertriebener Bevorzugung ausgleichend zu wirken und leitet die Beförderungen in gleichmäßigere Bahnen. Um Platz für jüngeren Nachwuchs zu schaffen, sind im Jahre 1908 nicht weniger als 148 Generale verabschiedet und 16 Armeekorps sowie 26 Divisionen neu besetzt, ein bis dahin unerhörter Vorgang. Das Gehalt der Offiziere ist wesentlich erhöht; der Hauptmann steht jetzt dem Deutschen an Gebührnissen gleich; Leutnant und Unterleutnant stehen besser. Die Frage der Ehrengerichte ist neu geregelt. Kurz, man spürt frisches Leben, und der gute Wille, die Lage des Offiziers zu bessern und seine Stellung zu heben, ist nicht zu verkennen. Seit zwei Jahren gibt es sogar eine Rangliste für alle Dienstgrade; bis dahin bestand eine solche nur für Generale und Stabsoffiziere.

Auch auf anderen Gebieten wird zweifellos gearbeitet. Die ersten Jahre nach dem Japanischen Feldzuge gingen zwar unter der Sorge um die inneren Zustände verloren, und durch Sicherheits- und Polizeidienst sah sich die Truppe vielfach ihrer Hauptaufgabe entzogen. Aber nach dem Niederkämpfen der Revolution wurde mit der Arbeit eingesetzt. Kommission folgte auf Kommission; viele Vorschriften erschienen.

Freilich, ob im Innersten die Armee versteht, aus den teuer erkauften Lehren des Japanischen Feldzuges alle Folgen zu ziehen, darüber läßt sich auf Grund flüchtiger Reiseeindrücke ein Urteil nicht abgeben, und auf die naheliegende Frage, was die Welt von dem Russischen Heere zu erwarten hat in einem künftigen Kriege, muß ich vorsichtigerweise die Antwort schuldig bleiben. Schließlich werden die Kriege nicht durch technische Fertigkeiten und durch Vorsprung in der Organisation, sondern durch ethische Werte entschieden, und daß in dieser Hinsicht Rußland noch viel nachzuholen hat, was in vergangenen Zeiten gesündigt, wer könnte sich dem verschließen? Und welchem Kenner der Kriegsgeschichte könnte es ferner entgehen, daß tatenfreudige Initiative und der Wille, dem Gegner das Gesetz vorzuschreiben, dem Charakter des Russischen Volkes fremd ist?

Auch auf eine andere Frage wird es mir schwer, eine befriedigende Antwort zu geben. Wie steht es in der Russischen Armee mit der Stimmung gegen Deutschland?

Die guten alten Beziehungen wurden getrübt, als Rußland sich durch den Berliner Vertrag um die Früchte seiner Siege über die Türken gebracht glaubte und die Schuld dafür der Deutschen Politik beimaß. Und zweifellos ist die Notwendigkeit, die höhere Kultur eines Nachbarvolkes anerkennen

zu müssen, ein günstiger Nährboden für Eifersucht und unfreundliche Gesinnung. Die Vorliebe für Frankreich ist dem Volk nicht nur aus politischer Berechnung künstlich anerzogen. So merkwürdig es zunächst erscheinen mag, Russe und Franzose zeigen in ihrer Eigenart manche verwandte Züge. Umgekehrt macht sich Deutsches Wesen den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung lästig; der Deutsche Lehrer verlangt peinlich gewissenhafte Arbeit; der Deutsche Werkmeister wird durch hohe Anforderungen unbequem. In Handel und Industrie, im großen wie im kleinen, macht sich Deutsche Konkurrenz unangenehm bemerkbar. Kein Wunder also, daß man jenseits der Grenze dem Deutschen keine besondere Sympathie entgegenbringt.

Aber die häufig beliebte Art, einen besonderen Deutschenhaß der Armee aus Reden herauszulesen, die für engere militärische Kreise bestimmt, durch Zufall in die Öffentlichkeit gelangt sind, gibt ein entstelltes Bild. Ein schlechter Soldat, der nicht an Krieg denkt! Wollen wir es der Armee verargen, wenn sie den Drang fühlt, die Scharte auszuwetzen, die ihr der Ferne Osten beigebracht? Ich meine, weniger der Haß gegen Deutschland, als ein durchaus zu verstehendes soldatisches Gefühl ist das treibende Element, wenn auf einen zukünftigen Krieg hingewiesen und dabei auch einmal des westlichen Nachbarn gedacht wird; und wenn man ferner daran arbeitet, die veralteten Werke in Kronstadt zu modernisieren, so dürfte darin weniger eine Drohung gegen Deutschland liegen, als das berechtigte Bestreben, begangene Unterlassungssünden endlich gutzumachen.

Ich nehme mit Vorliebe jede Gelegenheit wahr, fremde Armeen durch eigenen Augenschein kennen zu lernen, und bin dabei in manchem fremden Offizierkorps freundlichst aufgenommen worden, aber ich habe niemals ein solches Gefühl der Gemeinsamkeit und der über die eigene Armee hinausgehenden Kameradschaft empfunden wie unter Russischen Offizieren. Persönliche Beziehungen begründen das nicht allein; die alte Waffenbrüderschaft ist eben noch nicht vergessen.

Was ich schrieb, beruht auf Eindrücken, die mir die Berührung mit dem Russischen Heere brachte, auf dem, was ich sah und an Ort und Stelle hörte. Es stellt keine wissenschaftliche Arbeit dar, sondern eine Schilderung durchaus subjektiver Art. Wenn ich auch glaube, auf meine Gewährsmänner mich verlassen zu können, so ist doch unausbleiblich, daß hier und da ein Irrtum unterlief, und manches, was früher wohl richtig war, ist jetzt nicht mehr zutreffend. Ich bitte, entsprechende Nachsicht walten zu lassen.

Über die Ausrüstung der Norddeutschen Heere 1815.

Von

Prof. Dr. J. v. Pflugk-Harttung.

Bekanntlich herrschte drückendster Geldmangel in Deutschland während der Befreiungskriege. Man strengte sich bis zur äußersten Leistungsfähigkeit an, um den Feldzug 1814 siegreich zu beenden, und glaubte nach dem ersten Pariser Frieden endgültig aufatmen zu können. Der kriegerischen Überanspannung folgte eine militärische Erlahmung. Die Truppen marschierten heim oder wurden sonstwie entlassen und überall rüstete man ab. Nur in den Niederlanden und am Rheine blieben schwache, wenig leistungsfähige Heere zurück bis zur Regelung der Europäischen Angelegenheiten durch den Wiener Kongreß und bis zur Ausführung der Friedensbedingungen. Auch sie blickten mehr rückwärts nach dem Vaterlande als vorwärts auf Frankreich. Da plötzlich erschien Napoleon wieder im vollen Glanze seines Ruhms, und mit ihm kam der Krieg.

So überraschend sich diese Wendung vollzog, so unfertig fand sie die Feldarmeen und die Festungen. Beide mußten wieder kampffertig gemacht werden, und das war schwierig, weil es vielfach an den Voraussetzungen fehlte. Zum Glück war Napoleon nicht besser gestellt; auch er brauchte Monate, um sich angriffsfähig zu machen, eine Zeit, welche die Verbündeten ebenfalls trefflich zu benutzen verstanden, so daß sie mit vollwertigen Truppen und Einrichtungen die Entscheidungskämpfe aufnehmen konnten.

Aber über dem Ergebnisse darf man nicht die Einleitung vergessen. Vergegenwärtigen wir uns deshalb, wie es bei den Norddeutschen Heeren 1815 bei der Kriegserklärung aussah, zunächst bei den Preußen.

Am 21. März 1815 erließ der König eine Kabinettsordre, worin die möglichste Ersparnis bei Verabreichung der Bekleidung für die Armee anbefohlen war.

Diese Kabinettsordre veranlaßte den Kriegsminister Boyen am 27. März zu einer Bekanntmachung für den General Kleist v. Nollendorf, den Befehlshaber der Niederrheinischen Armee*). Er ging aus von der Schwierigkeit,

*) Kriegsarchiv VI D. 113. 2. 10. Am gleichen Tage veröffentlichte der Kriegsminister die neue Einteilung der Feldarmee.



große Geldmittel schnell aufzubringen, und der Kürze der Zeit zur Anschaffung des Materials und Herstellung der Bekleidungsgegenstände. Überdies gestatte die herannahende milde Jahreszeit, daß die Armee sich vorläufig ohne doppelte Kleidungsstücke behelfen könne. Demnach bestimme er:

A. Für die Feldtruppen der Infanterie und Artillerie.

1. „Es wird die nothwendige Aushülfe an neuen Mänteln, und Ausbesserungsmaterial verabreicht, damit dieses vorzügliche Kleidungsstück" in einen so brauchbaren Stand gelangt, daß es den Soldaten gegen die Witterung schützt. 2. Jeder Mann erhält ein Paar Leinenhosen. 3. Jeder muß mit einem Paar Schuhe versehen sein; dazu kommt ein Reserveschuh und ein Paar Sohlen nebst Absatzleder. Auf dem Montierungswagen führt die Kompagnie außerdem noch 30 Paar Reserveschuhe. 4. Jeder Soldat erhält ein Paar grau zwilchene Stiefeletten. 5. Die Halsbinden werden verabreicht, je nachdem sie fällig sind. 6. Jeder Soldat muß mit zwei guten Hemden versehen sein. 7. An Patrontaschen, Tornistern, Brotbeuteln und Pfanndeckeln wird das vierte Departement das Notwendige verabreichen, damit ein jeder Soldat mit einem brauchbaren Stück dieser Art versehen ist. Das Departement wird auch die notwendigen Tornister liefern; Gewehrriemen und Regendeckelriemen erst später monatlich. 8. „Für eine Aushülfe mit Montirungen beim stehenden Heere und Lithawsken bei der Landwehr, tuchene Hosen oder Verabreichung von Ausbesserungs-Material, darauf ferner mit Mützen und Überzügen, kann sogleich nichts geschehen, und wird erst späterhin in monatlichen Contingenten erfolgen, da die Mäntel die erstern, und leinenen Beinkleider die letztern entbehrlich machen, auch die milde Jahreszeit eine minder gute Kopfbekleidung gestattet, ohne daß die Gesundheit dabei leiden wird. Es werden die in grau, schwarz und weiße Uniformen gekleideten Regimenter und Bataillone nur durch die Lieferung der Contingente allmählig zur blauen Uniform übergehen."

B. Bei den Feldtruppen der Kavallerie und reitenden Artillerie.

1. Bezüglich der Mäntel gilt dasselbe wie bei der Infanterie. 2. „Da des Königs Majestät zu befehlen geruhet haben, daß die Cavallerie sich bis zum Jahre 1816 ohne neue Bekleidung behelfen, und die tragbaren Bekleidungsstücke verbrauchen soll, so kann da wo zweierlei große Leibes Montirungsstücke sind, wie z. B. Collets und Lithawsken, bei Cuirassiren, Dragonern und Ulanen, oder Dollmanns und Peltze bei den Husaren, hierauf keine Verabreichung erfolgen. Bei der Landwehr Cavallerie, welche zwar nur Litthawsken hat, kann wie bei der Infanterie, rücksichtlich daß selbige Mäntel hat, auch vor der Hand keine Abhülfe gegeben werden, doch sollen späterhin, im Laufe des Jahres, Contingente hierauf erfolgen." 3. Die nötige Aushilfe an Reithosen wird verabreicht. 4. „Jeder Kavallerist

muß mit ein Paar guter Stiefeln auf den Füßen versehen seyn. Derselbe erhält ein Paar Sohlen mit Zubehör." Es werden bloß Stallstiefel geliefert. Die etwa vorhandenen Dienststiefel werden angerechnet. Jede Schwadron führt 30 Paar Stallstiefel mit. 5. Binden werden verabreicht. 6. Von Hemden gilt dasselbe wie bei der Infanterie. 7. Die Kopfbekleidung wird in tragbaren Zustand gesetzt. Die Landwehr-Kavallerie erhält den Ersatz der Tschakos. 8. Mäntelsäcke, Kartuschen, Bandeliere, Säbelgehenke und Reitzeugstücke werden nach ihrer Wichtigkeit in brauchbaren Stand gesetzt.

Von den Garnison- und Ersatztruppen heißt es, daß sie bei der ersten Einkleidung nebst den übrigen etatmäßigen Kleidungsstücken nur mit Jacken versehen, und hierzu die vorrätigen „englischen weißen Kamisöler" benutzt werden sollen.

„An Kopfbedeckung wird während dem Kriegs-Etat bei der Infanterie durchweg nur eine Schirm-Mütze gegeben. Die Cavalleristen erhalten Czakots, Czapkas*) oder Helme nach den Truppen Arten." Wenn bereits gediente Soldaten aus anderen Truppenteilen eintreten, wie aus den Rheingegenden und in fremden Diensten gestandene Soldaten, so werden sie komplett eingekleidet. Hierzu und sonst sollen die vorrätigen Englischen Uniformen nach Preußischem Schnitt umgeändert werden.

Zum Schluß wird die „größte Oeconomie mit den Kleidungsstücken" anbefohlen.

Bei diesem Erlasse ist zu beachten, daß er sich nur auf die Ergänzung des Bekleidungszustandes bezieht, daß die Truppen „etatsmäßig", also „komplett" bekleidet und ausgerüstet ins Feld gerückt waren. Wie es hiermit stand, zeigt ein Bericht der Kriegs-Administrationsbehörde vom 31. März, den das Hauptquartier in Aachen früher aufstellte, als der Erlaß des Kriegsministers eingetroffen war**). Demnach befand sich die Armee in einem guten Bekleidungszustand, weil durch Naturalanweisung aus Englischen, Französischen und anderen Magazinbeständen oder durch Überlassung der Selbstbeschaffung ausgeholfen war. Jeder Infanterist besitze zwei Paar Schuhe, und 30 Paar wurden für die Kompagnie nachgefahren. Zur Anschaffung der leinenen Beinkleider sei den Armeekorps ein Vorschuß gegeben. An Koch- und Trinkgeschirren herrsche durchweg Mangel, man habe aber angewiesen, das Nötigste zu beschaffen und zu liquidieren.

Stellt man sich hiernach das damalige Preußische Heer vor, so kommt man zu dem Ergebnis, daß es sich trotz der drückenden Armut des Staats keineswegs in eigentlich schlechter Verfassung befand. Freilich dürfen wir nicht zu sehr mit modernem Maße messen. Schon die umgearbeiteten Englischen, Französischen und sonstigen Uniformen müssen aus dem eigentlich Preußischen Rahmen herausgefallen sein und verhinderten die Einheitlichkeit

*) Es steht Czakots.

**) Kriegsarchiv VI D. 113. 2. 10. 14.



des Äußern. Die gelieferten Bekleidungsstücke waren großenteils alt und abgetragen. Einzelne Truppenteile lagen schon lange im Felde, und da weder Röcke noch Tuchhosen, nicht einmal Ausbesserungsmaterialien nachgeliefert wurden, so sahen sich manche Soldaten genötigt, bloß in Mantel und Leinenhose zu gehen. Beachtenswert ist auch, daß die neu eintretenden Truppen nicht Tschakos, sondern Mützen erhielten, eine Nachlieferung derselben aber nicht stattfand. Infolgedessen mußten einige Leute ohne Kopfbedeckung oder mit einer Zivilmütze marschieren, so daß innerhalb desselben Regiments Tschakos, Mützen und Zivilkopfbedeckungen abwechseln konnten. Dies erscheint für damalige Verhältnisse freilich nicht allzuschlimm, wenn man bedenkt, daß der Englische General Picton die Schlacht bei Belle Alliance im Strohhute focht. Vor allem kommt hinzu, daß die von Westfalen und anderen aufgelösten Staaten übernommenen Soldaten ihre bisherige Uniform weiter benutzten. So haben die Bergischen Bataillone bei Ligny noch ihre weißen Uniformen getragen. Neben blauen Truppenteilen sah man graue, schwarze und weiße.

Trotzdem für die Kavallerie mehr als für die Infanterie geschah, sah es bei ihr weit schlimmer aus. Die Reiterei befand sich nämlich in der Umbildung, und so gab es bisweilen ein halbes Dutzend Uniformen und mehr in einem einzigen Regiment. Die Lanzenreiter sollten vermehrt werden, ohne daß neue Lanzen geliefert wurden oder die Belgischen Bäume sich für solche eigneten. Man entnahm ihnen, was man konnte, und hatte dadurch oft eine zu schwere oder krumm gebogene Waffe, welche die Soldaten im Ernstfalle wegwarfen, um nach dem Säbel zu greifen. Auch das Pferdematerial befand sich keineswegs überall auf der Höhe. Einen großen Übelstand bot die mangelnde Vollzähligkeit vieler Truppenteile; es fehlte bis zur Hälfte der Leute und mehr. Die Kavalleriebrigade Henckel von Donnersmarck zählte kaum 600 Mann, auf teilweis alten und schlechten Gäulen; sie bestand also nicht einmal aus vier Schwadronen*). Dennoch geschah das Äußerste für Gewehre, Geschütze, Patronen, Kugeln und Pulver, so daß die Preußen mit voller Munition dem Französischen Angriffe entgegentraten, und sie außerdem in den Depots noch so große Vorräte besaßen, daß sie den Bundestruppen hiervon abgeben konnten. Beachtenswert ist ebenfalls die Sorgfalt, welche auf das Schuhwerk gelegt wurde, obwohl Strümpfe für den Soldaten unbekannte Luxusgegenstände waren.

Alles in allem: Man sah dem Preußischen Heere seine Armut an, aber nichtsdestoweniger befand es sich bald in gefechtsfähiger Verfassung. Sein Geist war durchweg gut.

Vielfach anders lagen die Dinge beim Norddeutschen Bundesheere, welches sich in der Front unter Kleist v. Nollendorf links an die Preußen schloß, mit Trier als Hauptquartier. Es zerfiel in zwei Teile: in ein Kur-

*) Ollech, Krieg 1815, S. 10.



hessisches „Korps", das auch als Brigade bezeichnet wird, und in eine Anhalt-Thüringische Brigade. Kleist war anfangs so verzagt über seine Truppen, daß er den Vorschlag machte, sie zur Besatzung von Festungen und zur Verteilung in die verschiedenen Preußischen Korps zu verwenden*), was die oberste Heeresleitung aber abschlug. Mit Vorliebe nannte er das Bundeskorps in Privatbriefen „die Bundeslade". — Bei den Kurhessen walteten noch leidliche Verhältnisse ob. Sie besaßen eine feste Einteilung in Bataillone, Regimenter und Brigaden, waren ausreichend bekleidet und bewaffnet und konnten teilweise als gute Soldaten gelten. Freilich bestanden sie wesentlich aus Infanterie, zu denen nur zwei schwache Reiterregimenter und zwei sechspfündige Batterien kamen, die gar nicht im Scharfschießen geübt waren**). Ein Train fehlte anfangs ganz und blieb auch in der Folge, trotz eifrigsten Verhandelns, ungenügend. Die Munition reichte nicht völlig aus, doch wurde das Fehlende, wie schon angedeutet, aus Preußischen Depots ergänzt. Ersatzmannschaften wollte der Kurfürst nicht stellen. Die Disziplin der Truppen war nicht immer die beste.

Die Anhalt-Thüringische Brigade bestand aus Weimaranern, Gothaern, Anhaltern, Waldeckern, Lippern, Oldenburgern u. dgl. Von ihnen war einzig das Oldenburgische Regiment in sich geschlossen und völlig ausgerüstet. Sonst hatte man nur Bataillone und Kompagnien ohne bestimmte Soldatenzahl. Am 22. April wechselte die Stärke der Bataillone noch von 1100 bis 264 Mann***). Die Regimenter mußten aus den Kontingenten verschiedener Bundesstaaten „provisorisch" zusammengesetzt werden, wodurch sie von verschiedener Stärke und ganz verschiedenem Werte bis in ihre Einzelheiten waren. Selbst Linie und Landwehr des gleichen Staates reihte man beieinander ein. Die Mannschaften waren durchweg jung ausgehobene, ungeübte Leute, alte Soldaten fanden sich nur wenige. Auch die Unteroffiziere und bisweilen selbst die Offiziere ließen zu wünschen. Die Ausbildung war mangelhaft; man exerzierte nach Französischem Reglement. Die jungen Mannschaften hatten überhaupt noch nicht, die gedienten seit langer Zeit nicht nach der Scheibe geschossen, so daß die Brigade erst im Scharfschießen geübt werden mußte†). Nun besaßen aber die Truppen, außer den Oldenburgischen und Weimarischen, nur ganz ungenügende Munition; in einem Kontingente hatte jeder Soldat eine Patrone und einen Feuerstein, in einigen gar keine; er war also völlig wehrlos. Kleist sah sich gezwungen, die Preußischen Depots weitgehend heranzuziehen. Schon im April forderte er 85 000 Patronen und 2900 Feuersteine. Für bisher noch durchaus ungeübte Leute konnten nur 10 Patronen zum Scharfschießen bewilligt werden†).

*) Kriegsministerium. Kab. S. XV. I. 1.
**) Kriegsarchiv VI D. 109. Nr. 7.
***) Kriegsarchiv VI D. 110. Nr. 1.
†) Kriegsarchiv VI D. 110. 5.

Die Preußische Lieferung war Hilfe in der Not, doch wollte das Unglück, daß die Bundesfürsten keinen Ersatz leisteten, weder in Natura noch in Geld. Als großer Übelstand galt ferner, daß die Soldaten Gewehre von verschiedenem Kaliber führten. Zwei Drittel der Mannschaften waren mit Französischen, ein Drittel mit Englischen Gewehren bewaffnet*). Gewöhnlich hatte ein Kontingent auch eins dieser beiden Kaliber, die zwei Kompagnien Detmold aber besaßen beide zugleich, und in den zwei Bernburger Kompagnien sollten die Flinten durch Büchsen ersetzt werden. Vielfach waren Uniformen und Ausrüstung schlecht, namentlich ließ das Fußzeug bei einigen Truppenteilen viel zu wünschen, es wird wiederholt als stark zerrissen angegeben; Mäntel und Feldflaschen fehlten vielfach ganz, ebenso fast überall die eisernen Portionen. Noch weniger kriegsbereit als die Linie erwies sich die in einzelnen kleinen Abteilungen eintreffende Landwehr. Die Dinge lagen so, daß Kleist am 20. Mai schrieb: „Ich bin, bei dem regsten Wunsche, für die gute Sache tätig zu sein, doch nicht gesonnen, Truppen zu führen, die nicht einmal mit Munition versehen sind"**). Kostspieligere Waffenarten oder technische Truppen, wie Kavallerie, Artillerie und Pioniere vermochte man schon gar nicht aufzubringen, so daß man völlig ohne sie ins Feld rückte, und von den zwei schwachen Hessischen Reiterregimentern eins herübergenommen werden mußte, um wenigstens einigermaßen Vorposten- und Patrouillendienst leisten zu können. In gleicher Weise fehlten Train und Lazarette. Klang es doch mehr als kläglich, wenn Kleist den Feldmarschall Blücher bitten mußte, ihn mit einem, wenn auch nur kleinem Teil eines Proviantfuhrwesens zu versehen. Ein Glück, daß England denjenigen Deutschen Fürsten, welche wirklich Kontingente stellten, Subsidien versprochen hatte.

Wie mit der Truppe, so mit ihrem Befehlshaber. Es war der Weimarische Oberst und General v. Egloffstein. Bei dem staatlichen Sondergeist gehorchten die buntscheckigen Kontingente ihm natürlich nicht so willig und naturgemäß, wie Preußen einem Preußischen General. Stak der Partikularismus ihm doch selber im Blut, denn sonst hätte er kaum schreiben können, es sei unzulässig, wenn Thüringische Pferde Patronen für Waldecksche Truppen bringen sollten. Freilich war er zur Rücksichtnahme auf die Wünsche seiner vielen Kriegsherren gezwungen. Kläglich stand es mit dem Brigadestabe. Als Egloffstein den tüchtigen Major eines Kleinstaat-Kontingentes dorthin übernahm, mußte er ihn wieder in die Front versetzen, weil der Fürst den Offizier für seine eigenen Leute haben wollte.

Kurz mögen noch einige Einzeldinge zur Klärung der Sachlage mitgeteilt werden. Durch einen Korpsbefehl vom 21. Mai wurde aus den Kontingenten Waldeck, Schaumburg und Detmold das dritte provisorische

*) Kriegsarchiv VI D. 110. 18.
**) Kriegsarchiv VI D. 110. 18.



Regiment gebildet. Es bestand aus zwei Bataillonen; das erste war auf 1100 Mann berechnet, auf 800 Waldecker mit 300 Schaumburgern. Sie waren ziemlich, wenngleich nicht ganz vollzählig. Das zweite Bataillon umfaßte die Detmolder mit 1000 Mann im Sollbestande. Doch nur 360 waren zur Stelle, 640 Mann fehlten noch. Es war die Landwehr, die baldigst eintreffen sollte, aber wesentlich später kam. Und auch dann bot das Regiment nicht 2100 Mann, sondern nur 1968.

Am 2. Juni schrieb der Befehlshaber des zweiten provisorischen Regiments, es seien viele Montierungsstücke des 300 Mann zählenden Kontingentes Sondershausen so abgerissen, daß deren Besitzer bald außerstande wären, Dienst zu tun; besonders erweise sich ein beträchtlicher Teil der Tuchhosen nicht mehr tragbar, einige Röcke und Mäntel fehlten ganz, ebenso die Leinenhosen. Der Geldvorrat versage, und man vermöge nicht, den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen. Auch beim Rudolstädter Kontingent seien Ausrüstungsstücke abgängig. Laut dem Einzelnachweise betrug der Geldbedarf für das Sondershäuser Kontingent monatlich ungefähr 1000 Taler; Mäntel fehlten 45, Röcke 36, Jacken 100, Tuchhosen 40, Leinenhosen 300, Feldmützen 168, Halsbinden 200, Feldflaschen 182, Kokarden 150, Gewehrriemen 74, Feldflaschenriemen 300 usw.*). Schließlich kam ein Transport für Sondershausen und Rudolstadt, aber er erwies sich als so ungenügend, daß ein neues Verzeichnis aufgestellt werden mußte. Danach mangelten noch bei den Sondershäusern: 4 Mäntel, 5 Röcke, 182 Feldflaschen, 300 Riemen u. dgl. Weit größer war der Bedarf bei den Rudolstädtern: 9 Röcke, 193 Jacken, 7 Leinenhosen, 289 Schuhe, 173 Feldmützen usw. Auch an 1000 Taler Geld gebrach es.

Man sieht, es fehlte in den Kleinstaaten an militärischem Verständnis und an Hilfsmitteln, an den Vorbedingungen zur Herstellung einer brauchbaren Truppe. Man hatte kein Geld, keine Uniformen und keinen Kriegsbedarf. Der gute Wille, ja der Eifer einiger Fürsten ließ, zumal anfangs, bisweilen wenig zu wünschen, doch lag es nahe, sich auf die Großen zu verlassen, welche die Gefahr schon abwenden und aushelfen würden.

Es läßt sich denken, wie viele Mühe, Arbeit und Unverdrossenheit es kostete, diesen letzten Ausläufer der weiland „Reichsarmee" traurigsten Angedenkens zu einem leistungsfähigen Ganzen zu gestalten. Dies ist nun von Kleist in weitgehendem Maße erreicht. Er darf deshalb als Organisator neben Wellington gestellt werden, der in den Niederlanden ein noch buntscheckigeres Heer, aber mit unverhältnismäßig überlegenen Mitteln vereinigte.

*) Kriegsarchiv VI D. 110. Fol. 57, 63.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68., Kochstr. 68—71.

Ein Originalbericht über die Verteidigung von Korfu im Jahre 1716 durch den Reichsgrafen Mathias v. Schulenburg.

Der Besucher der Insel Korfu stößt auf der Esplanade der Stadt gleichen Namens auf ein schönes Standbild des Grafen Mathias v. Schulenburg mit der Inschrift:

Mathiae comiti Schulenburgio, summo terrestrium copiarum praefecto, christianae reipublicae in Corcyrae obsidione laborantis fortissimo assertori, adhuc viventi. Senatus Anno 1716, die 12. sept.*)

Mathias v. Schulenburg war einer jener kriegerischen Deutschen, die es zu Hause niemals lange litt, die vielmehr immer dahin eilten, wo ein Krieg entbrannt war, um ihrer Kampfeslust Genüge zu tun. Der Begriff des Vaterlandes hatte sich nach dem Dreißigjährigen Kriege mehr und mehr verwischt; bald focht man auf der einen, bald auf der andern Seite, und so kam es, daß auf den meisten Schlachtfeldern Europas jener Zeit Deutsche fochten, oft sogar auf beiden Seiten. Schulenburg gehörte zu den Bedeutendsten dieser abenteuernden Soldaten.

Im Jahre 1661 auf dem väterlichen Gute Emden bei Magdeburg geboren, studierte er zunächst in Saumur, das er aber wegen der Aufhebung des Edikts von Nantes als eifriger Protestant zu verlassen genötigt wurde. Eine halb höfische, halb militärische Stellung, die er in Braunschweigischen Diensten annahm, sagte seinem kriegerischen Geiste nicht zu, und schon im Jahre 1687 finden wir ihn als Freiwilligen im Kriege gegen die Türken, dann am Rhein bei den Belagerungen von Mainz und Bonn und später, meist bei einem dem Reiche gestellten Braunschweigischen Kontingente, in den Niederlanden gegen die Franzosen kämpfend bis zum Frieden von Ryswik im Jahre 1697. Von hier wandte er sich mit einem selbstgeworbenen Regiment nach Savoyen, wo er, nunmehr auf Französischer Seite, gegen die Österreicher focht, die ihrerseits von dem Prinzen Eugen von Savoyen geführt wurden. Schwer verwundet nahm er dort seinen Abschied, um

*) Die Deutsche Übersetzung lautet: Dem Grafen Mathias Schulenburg, dem obersten Befehlshaber der Landtruppen, dem tapfersten Bewahrer der christlichen Republik, die durch die Belagerung von Korfu sich in großer Gefahr befand, noch bei seinen Lebzeiten. Die Signoria. Im Jahre 1716, 12. September.



wenige Jahre später im Heere August des Starken, Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, jetzt bereits als Generalleutnant, im Kriege gegen Karl XII. von Schweden Verwendung zu finden. Mit Sächsischen Hilfstruppen kämpfte er dann auf Österreichischer Seite gegen Bayern und Franzosen und deckte mit großer Umsicht den Rückzug nach der Schlacht von Höchstädt, wie er es in dem Schwedischen Feldzuge nach der Schlacht von Pultusk getan hatte. Obwohl von Österreichischer Seite unter glänzenden Verheißungen zum Übertritt aufgefordert, ging er doch seinem Versprechen getreu zum Kurfürsten von Sachsen zurück, der seiner dringend bedurfte. Hier hatte er zum ersten Male Gelegenheit, seine Fähigkeiten im Organisieren, Einexerzieren und in der Einführung strengster Mannszucht zu beweisen. Militärisch war für ihn der Verlauf des Krieges wenig erfolgreich, denn seine besten Vorschläge wurden durch den Wankelmut des Kurfürsten, die Unfähigkeit der übrigen Generale und die Unzuverlässigkeit der Truppen vereitelt. Doch sollte er auch hier einen Beweis seiner Entschlossenheit und Erfahrung liefern, der eigentümlicherweise wieder in der hervorragenden Leitung eines Rückzuges bestand, eines Rückzuges, der unter fortwährenden Gefechten mit dem ungestüm nachdrängenden Könige von Schweden von Warschau bis zur Oder führte. Zum Lohn wurde Schulenburg zum General der Infanterie befördert. Im Jahre 1708 führte er wieder ein Sächsisches Hilfskorps in den Niederlanden gegen die Franzosen. Hier fand er Gelegenheit, reiche Erfahrungen in der Belagerung von Festungen zu sammeln, vor allem aber die Wertschätzung des Prinzen Eugen von Savoyen, welche er vorher schon in hohem Grade besessen, bis zur größten Hochachtung zu steigern.

Nach einigen friedlichen, teils auf seinem Gute Emden, teils auf Reisen verbrachten Jahren, kam er Ende 1714 nach Wien, wo er als Freund des Prinzen Eugen bald eine hervorragende Rolle auf politischem wie auf militärischem Gebiete spielte.

Dem Kaiserreiche und somit dem ganzen christlichen Europa drohte damals eine furchtbare Gefahr: die Türken rückten wieder an, und zwar zunächst gegen die Venetianer. War es seit der Befreiung Wiens, vor allem aber seit den glorreichen Siegen Ludwigs von Baden und Eugens von Savoyen auf dem festen Lande auch rückwärts mit der Türkischen Macht gegangen, so hatte doch die einst zur See im östlichen Mittelmeer allmächtige Republik Venedig Besitz auf Besitz hergeben müssen, bis ihr als Bundesgenossin Österreichs im Frieden von Carlowitz (1699) die Halbinsel Morea und die Jonischen Inseln wieder zugesprochen wurden, wofür der Kaiser die Sicherheit übernahm. Aber der tatkräftige Sultan Achmet III. brach im Jahre 1714 den Frieden und eroberte unter furchtbaren Plünderungen Morea zurück, wo die Venetianer durch ihr selbstsüchtiges und bureaukratisches Regiment es nicht verstanden hatten, sich trotz des gemeinsamen Glaubens

und trotz der gemeinsam drohenden Gefahr Anhänger zu erwerben. Da den Osmanen mit dem Besitz von Morea der Weg nach den Österreichischen Besitzungen in Italien und Sizilien offen stand, schloß der Kaiser jetzt mit der Republik ein Schutz- und Trutzbündnis, und sandte ihr, da ihm an einer glücklichen Kriegführung Venedigs viel liegen mußte, auch wohl auf Antrag der Venetianer, die ihren Bedarf an Feldherren und Truppen der Landmacht schon lange aus dem Auslande bezogen, zugleich aber auch auf den dringenden Rat des Prinzen Eugen, den General v. Schulenburg als Führer, den er gleichzeitig zum Reichsgrafen ernannte. Das Bündnis Österreichs mit Venedig erwiderte der Sultan mit der Kriegserklärung an den Kaiser.

Schulenburg langte im Dezember 1715 in Venedig an und fand ganz elende militärische Verhältnisse vor. Die Truppen waren gering an Zahl und mangelhaft ausgerüstet, die Festungen vernachlässigt, Kriegsmittel und -vorräte kaum vorhanden. Dank den großen Geldmitteln der Republik aber und seiner unermüdlichen Tatkraft gelang es ihm in zwei Monaten, Söldner im Auslande (besonders Deutsche und kriegsgefangene Schweden) anzuwerben sowie reiche Vorräte an Munition und Lebensmitteln zu beschaffen, und bereits Anfang Februar 1716 ging er mit 300 Deutschen zur Flotte ab. Schon waren durch die Anwesenheit der Türken in Morea die Jonischen Inseln, ja von Albanien her sogar der Schlüssel des Adriatischen Meeres, die Insel Korfu, bedroht. Dorthin wandte sich daher Schulenburg zuerst und fand auch hier die traurigsten Zustände.

Die sogenannte alte Festung Korfu liegt auf einer nach dem Festlande zu sich erstreckenden Landzunge, welche einen kleineren Hafen nach Norden abgrenzt, und mit dem nach Osten vortretenden nördlichen Teil der Insel einen bedeutend geräumigeren zweiten, nördlichen Hafen bildet. Sie war zwar gegen die Landseite durch eine Anzahl von Werken, unter diesen den Skarpone, geschützt, diese wurden aber von den beiden dicht vor der Stadt im Nordwesten und Südwesten aufsteigenden Bergen St. Salvator und St. Abraham vollständig eingesehen. Die zwischen Korfu und dem Festlande gelegene kleine Insel Vido beherrschte den nördlichen Hafen, war aber unbefestigt.

Schulenburg traf in aller Schnelligkeit die nötigsten Anordnungen zur Instandsetzung der Werke, besuchte dann auch die übrigen festen Plätze auf den Jonischen Inseln und am Ufer des Festlandes, befahl deren Wiederherstellung und begab sich dann zur Flotte, die bei der Insel Zante lag. Nachdem es aber durch die Unentschlossenheit und Unachtsamkeit der Venetianischen Führer den Türken gelungen war, an der Flotte vorbeizukommen, sah er sich genötigt, sich auf die Verteidigung von Korfu zu beschränken; bei dem oben geschilderten Zustande der Festung, der unzureichenden Besatzung und der unzuverlässigen Bevölkerung eine fast unmöglich scheinende Aufgabe. Aber Korfu preisgeben, hieß den Zuweg nach Venedig öffnen, und Schulen-

burg hoffte auf mehrere Umstände, die ihm zu Hilfe kommen sollten, einmal auf die in Aussicht gestellte Verstärkung seiner Truppen durch neugeworbene Söldner von Venedig her, deren Heranführung ihm die Flotte sichern sollte, dann auf die starke Hilfsflotte, die ihm von den Uferstaaten des Mittelmeers zugesagt war; schließlich rechnete er auch wohl mit Erfolgen der Österreichischen Armee in Ungarn, die unter Eugens Führung auch nicht lange ausblieben.

Es galt also zunächst Zeit zu gewinnen. Wenn er den Feind, der mit großer Übermacht und vor allem mit sehr zahlreicher schwerer Artillerie auftrat, und der sich unter dem Schutz seiner Flotte vom Festlande her jederzeit verstärken konnte, sofort unmittelbar an die Stadt selbst herankommen ließ, so war kein langer Widerstand möglich. Wenn die Werke auch einigermaßen sturmfrei gemacht waren, einer formellen Belagerung vermochten sie nicht zu widerstehen. Es handelte sich also darum, den Feind durch Besetzung der Außenwerke, zu denen vor allem die beiden genannten Berge gerechnet werden mußten, nicht nur von der Stadt fernzuhalten, sondern ihn wenn möglich zu zwingen, schon gegen diese Außenwerke planmäßig vorzugehen. Wurde dies erreicht, so war man eines erheblichen Zeitgewinnes sicher. Tatsächlich gelang dem Grafen Schulenburg dies Vorhaben auch teilweise; als die Belagerer schließlich dennoch unmittelbar an die Stadt herangekommen, ja schon in die Festungswerke zum Teil eingedrungen waren, trieb er sie mit größter persönlicher Entschlossenheit wieder hinaus, ja er zögerte im Augenblick der höchsten Gefahr nicht, zum Gegenangriff überzugehen. Aber die Stadt wäre doch wohl gefallen, wenn nicht jetzt, unmittelbar vor dem entscheidenden Hauptsturm, die Nachricht von der furchtbaren Niederlage bei Peterwardein (5. August 1716) im Türkenlager eingetroffen wäre, und mit ihr der Befehl, die Belagerung Korfus aufzugeben. Zu der augenscheinlich nun dort eingetretenen Panik mag die Nachricht von dem endlichen Herannahen der christlichen Hilfsflotte beigetragen haben.

Das Verdienst Schulenburgs wird dadurch nicht geschmälert. Wurde Korfu eine Beute des Feindes, so konnte die dann Venedig drohende Gefahr unabsehbare Folgen für das verbündete Österreich haben, vielleicht den Siegeslauf Eugens unterbrechen, jedenfalls aber die Bedingungen für den späteren Frieden sehr verschlechtern. So aber rettete sein tapferes Verhalten den Feldzug auch hier. Die Osmanen hatten so schwere Verluste erlitten, daß sie von jetzt an im Mittelmeer nur noch einen Verteidigungskrieg führten.

Die höchst merkwürdige Verteidigung Korfus mit gänzlich unzureichenden Mitteln und gegen einen übermächtigen, wilden und fanatischen Feind erregte, ganz abgesehen von ihrer mehrfach angedeuteten Wichtigkeit für das ganze Abendland, großes Aufsehen. Trotzdem gibt es nur wenige ausführliche Berichte über ihren Verlauf. Dem Schreiber dieser Zeilen ist ein solcher in die Hände geraten, der lange in einem Archiv aufbewahrt war und daher

voraussichtlich unbekannt geblieben ist. Er wurde wahrscheinlich von einem auf Korfu sich aufhaltenden höheren Offizier noch im Winter desselben Jahres (1716/17) niedergeschrieben, also unter dem frischen Eindruck der anscheinend selbst erlebten Ereignisse; der Text, ursprünglich Französisch, vielleicht auch Italienisch dem Satzbau nach zu schließen, erweckt den Eindruck, als ob er, vom Blatt direkt ins Deutsche übertragen, einem anscheinend ungebildeten Schreiber in die Feder diktiert sei. Nur so erklären sich die zahlreichen Unklarheiten und Umständlichkeiten des Stils, die nicht gänzlich beseitigt werden konnten. Auf dem Schriftstück befindet sich der Vermerk „aus der Wuestschen Bibliothec angekauft". Der Ankauf muß schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stattgefunden haben, denn der Käufer starb im Jahre 1748.

Der Bericht folgt nachstehend.

Beschreibung

der Belagerung Corfus, wie solche von denen Türcken geführet, denenselben aber durch Jhro Exell: H. Feld-Marschall Graf von Schulenburg eine tapfere Gegenwehr entgegengesetzet worden.

Der Anfang ist den 8ten July, da die Türcken ihre Truppen ans Land gesetzet, und gehet biß den 22ten Augusti, da sie den Ort verlaßen, mit kürtzlicher Anführung, was sich vorhero und nachgehends zugetragen.

Nachdem dieser hochwichtige Platz, so der Schlüßel des Adriatischen Meeres und stärkste Vormauer wider die Ottomanische Macht, von der durch die Türkische Armée unternommenen Belagerung zu großem Ruhm der Venetianischen Waffen durch Gottes Hülfe befreyet worden, hat man sich vorgenommen, dem Publico alle sowohl bey der Attaque als Defense vorgefallene und zu wissen nöthige Umbstände zu entdecken, zugleich aber ein und das Andere, so vor[her]-gegangen, kürtzlich mit zu berühren.

Da die Durchlaucht: Republique Jhro Exell: Herrn Feld-Marschall Grafen von Schulenburg befehliget, sich hieher*) zu begeben, befand er diesen Platz bey seiner Ankunft in einem solchen Standt, daraus dessen Schwäche und inéqualité (?) genugsam abzunehmen war. Nachdem hieraus die unumbgängliche Nothwendigkeit Jhro Exellenz antrieb, solchen zu verbeßern, reguliren und einrichten zu laßen, indem derselbe in einem unvollkommenen profil bestehet, umgeben von einer Menge Höhen, so selben**) bestreichen, enfiliren und commandiren, absonderlich aber von den beyden Bergen, Sct. Abraham und Sanct Salvator genannt, so zu nichts anderem dienen, als die Arbeit und Mühe zu vermehren, und die Eroberung des Platzes denen Feinden zu erleichtern, so haben Jhro Exell: hierüber Jhre Meinung und Vorschläge dem Durchl: Senat eröffnet, der Jhnen auch so-

*) Nämlich nach Korfu.

**) Den Platz.



gleich die Verbeßerung und fortification des Platzes zugestanden und anbefohlen. Aber der Mangel der hierzu benöthigten Mittel, die Kürtze der Zeit und die üble Meinung derer Griechen, welche darzu die Hände nicht mitanlegen wollten, hat davon nichts anders zuwege gebracht, als einen unvollkommenen Aufwurf (?) von Erde, so uns mehrentheils durch die Feinde zerrüttet (?) worden. Indeßen befürchtete man schon zuvor einige unglückliche Zufälle, sahe jedoch, solche abzuwenden, fast keine Mittel vor sich. Das mit dem Kayser geschloßene Bündniß, die Bewegung, so man von gewißen Potenzen*) vermuthet hatte, die große Anzahl der versprochenen Auxiliar-Schiffe gaben uns viel mehr Hoffnung in [dem] bevorstehenden Feldzug Conqueten zu machen, als einen Anfall (?) von Türkischer Seiten in der Levante zu besorgen, [wohl] aber in Dalmatien, zu dem Ende man auch die große Macht dahingezogen.

Da man sich also nun auf diese Mittel gründete, versprach man sich einen glücklichen Success in dieser Campagne, doch war man noch nicht eins, wo deren Eröffnung mit Nutzen geschehen sollte, indem (wobei?) Ihro Exell: der H. General-Feldmarschall der Ansicht waren, daß . . ., jemehr Städte mit einer Ringmauer man vertheidigen wolle, desto mehr müsse man seine Kräfte theilen, und desto mehr Kräfte brauche man . . . (?)**) und dann konnten so weit entfernte Theile einander nur langsam zu Hülfe kommen, oder gar bißweilen daran völlig verhindert [und] vor der Vereinigung geschlagen werden. War . . . man [aber] Albaniens, in dem es sich in gerader Linie an Dalmatien schließet***), mit dem Rest von Epiro, völlig Meister, so konnte man vom Golffo†) [her] eine große Anzahl tapferer und streitbarer Unterthanen zusammenbringen, was des Printzen Cassa††) um ein Großes hierbey vermehren würde. Dieser gantze Strich am Meere könnte durch die großen weiten Berge gedeckt werden, so ihn von den andern [Türkischen] Provintzen abscheiden. Man könnte auch nicht weniger zu jeder Zeit sich wider allen Angriff durch die vortheilhaftige situation der [Berg?] Reihen und Orte, so noch von des großen Scanderbeg's Zeiten berühmt, defendiren. Succurs wäre von Venedig leichtlich dahin zu schicken. Die leichte Flotte†††) müßte, während die große den Feind observirete, zu dessen Belästigung concurriren, die Truppen souteniren, selbige von Dalmatien herüberführen, und wenn sie†*) noch

*) Rußland (?), Spanien, Portugal und der Papst hatten versprochen, Schiffe zu schicken.

**) Hier hat der Schreiber augenscheinlich ganz den Zusammenhang verloren, und der Text hat nach dem Zusammenhang ergänzt werden müssen.

***) Soll heißen: „das ja direkt an Dalmatien stößt", das in Venetianischem Besitz war.

†) Es ist der Golf von Venedig gemeint.

††) Unverständlich; vielleicht des Prinzen [Eugen] Sache?

†††) Die leichte Flotte bestand aus den Galeeren und Galioten (Ruderschiffen).

†*) Nämlich die feindliche Flotte.

weiter ginge, sie wieder belästigen; ingleichen Prevesa, Vonitza und Lepanto*) denen Feinden abnehmen und somit dardurch gantz Epiro in Contribution setzen. Nachdem [dann auch] Santa Maura*) in guten Defensions-Standt gesetzet, so gab uns solches nicht wenig Lebensmittel, und setzete auch durch diese zwey Punkte von unserer Seiten die Gränz-Säule in [die] Levante. Einen [Angriff], obschon mit Vortheil, auf Morea oder Candia zu richten, stand nicht wohl zu rathen, da diese Königreiche mit einer zahlreichen Flotte gedecket und [mit] starker garnison versehen waren. Unsere Flotte müßte indeßen suchen, der feindlichen vorzukommen und ihr die Passirung der Dardanellen verhindern, oder doch, im Fall ersteres nicht practicabel, der wichtigen Posten bey Sapienza*) praeoccupiren, weil man dadurch die feindliche Operation würde aufhalten können. Sollte aber Keines von diesen beiden angehen, müßte sie suchen, den Vortheil der Höhe des Windes zu gewinnen, und sich daran begnügen lassen, über oder unter Xante [je] nach Beschaffenheit des Wetters und Windes abzuwarten, damit die feindliche Flotte nicht hieher [durch] passiren und unsere leichte Flotte in ihren obberegten Operationen verhindern möge. Es wäre auch vortheilhaftiger, ein Seetreffen in unsern Gewässern**) zu wagen, um im Fall der Noth eine sichere Retirade zu haben.

In dem Archipelago war man deßen nicht versichert, zumal [man] dardurch unsere Insuln entblößet [und dann] keine Hoffnung hatte, sich zurückzuziehen, auch kein rechter Ort zu einer Haupt-Bataille wegen der vielen daselbst befindlichen Insuln, so die Schiffs-Flotte scheiden, zu finden [war]. Das Übrige wäre nach Beschaffenheit der Conjuncturen und Anschlag***) der Flotte einzurichten und vorzukehren.

Da aber unsere Flotte durch langes Ausbleiben der Auxiliar-Schiffe nicht so bald, als man verhoffete, formiret und zusammengezogen werden konnte, die Feinde hingegen schon solches mit der ihrigen gethan, besorgte man nicht ohne Grund einen feindlichen Anfall auf diese Insul†), zumal da unser Succurs durch die damals ungewöhnliche Witterung und anderer Ursachen halber aufgehalten wurde, und der Platz aller zu seiner Defension nothwendigsten Sachen Mangel litt. Indeßen schmeichelte man sich [damit], es würde unsere Flotte die feindliche von diesem Platz abhalten, doch machte das gegen uns über auf dem festen Lande formirte Türkische Lager nicht wenig Unruhe. Ihro Exellenz H. Feld-Marschall wurden dardurch zu einer nachdrücklichen Vorstellung bewogen, um alle Precaution und Sorgfalt zur Erhaltung dieses so importanten Orts bey Zeiten vorzukehren

*) Prevesa liegt am Eingang des Golfs von Arta in Epirus, Vonitza an dessen Südufer, Lepanto am Golf von Lepanto in Epirus, Santa Maura ist das alte Leukas, Sapienza ist eine kleine Insel an der Südwestspitze von Morea, Modon gegenüber.

**) Also im Gebiet der Jonischen Inseln.

***) Vorschlag.

†) Nämlich auf Korfu.



und anzuwenden, da überdies viele Manschaft durch den in hiesigen Landen ungewöhnlichen Wind und Kälte aufgerieben wurden. Man hat auch alles, soviel die Kürtze der Zeit und Schwierigkeiten derer Transporte und die in der verwichenen Campagne vor die Durchlaucht: Republique so fatal ausgefallenen Begebenheiten zugelassen, mit allen Kräften beygetragen.

Nachdem man über die Beschaffenheit der Sachen eine Berathschlagung gehalten, ging die meiste Erinnerung dahin, die feindliche Flotte, wo[fern] solche schon in der See, durch eine Diversion abzuhalten, und hielt [man] davor, daß Ihro Exell: Person mit auf der Flotte bis Xante nöthig, auch wohl nach Beschaffenheit der Conjuncturen weiter.

Als Dieselben nun allda ankamen, lief Zeitung ein, es sey die feindliche Flotte schon bey Sapienza, die unsrige dagegen, [die] nicht weit davon stand, käme zurück in den Hafen von Xante, um sich mit Waßer zu versehen, und alle nöthige Veranstaltung zum Observiren der feindlichen Flotte zu machen. Man überlegte die Sachen auf vielerley Art, wobey Ihro Exellenz Meinung dahin ging, man müsse, da die Feinde, wie es schien, ihr Absehen nur [darauf] gerichtet, wie sie vor uns den Wind gewinnen, ihren Lauf hernach hierher nehmen, die Communication mit dem festen Lande dem Seraskier*) sichern, mithin die Attaque dieses Platzes tentiren möchten, sein Möglichstes thun, um mit Vortheil des Windes solche in ihren eigenen Gewässern anzugreifen, damit sie sehen möchten, wie wir auch ohne andere Hülfe, unsere Länder zu defendiren, herzhaft [genug] seyen, geschweige noch mehrerer triftiger Ursachen [wegen], so hierzu Gelegenheit gaben. Nachdem man aber die Nothwendigkeit, Waßer zu nehmen, ingleichen die zwey beschädigten Kriegsschiffe zu repariren, vorgewendet, gingen die meisten Stimmen dahin, daß es vortheilhafter sey, den Feind zu erwarten.

Inzwischen brachte ein englisches Schiff die Zeitung, daß der Capitain Baßa**) an der Insul Xante vorbeygegangen, ehe man, ungeachtet aller Wachsamkeit, einige Nachricht von seiner Bewegung gehabt. Man war damals in ungewisser Entschließung. Es war nicht mehr Zeit, dem Feind die Passage zu verwehren, und die Vorschläge, so man that, schienen alle zu schwer ins Werk zu setzen. Ihro Exellenz' Zurückreise nach Corfu war gefährlich, indem Sie Sich auf einem Französischen Schiff embarquiren wollten. Nachdem aber die leichte Flotte beschlossen, hieher zu gehen, sind Dieselben endlich mit solcher glücklich hier angelangt.

Bey dem Aufenthalt zu Xante haben Solche die Festung und deren Lage besehen, welche wohl zu befestigen [gewesen wäre], wenn es die un-

*) Seraskier bedeutet ursprünglich den Führer der gesamten Reiterei, dann aber überhaupt den Feldherrn der Landarmee. Er hieß Kara Mustafa.

**) Der Kapitän Bassa, Türkisch Kapudan Pascha, ist der Türkische Admiral; er hieß Dschaniun Chodscha.



gleiche*) Situation der Insul zuließe**). Der Hafen Kephalonia ist von Ihnen gleichfalls besichtigt worden, welchen Sie [für] von großer Wichtigkeit gehalten. Die Zeit aber wollte Ihnen nicht zulaßen, die Festung Asso***) und die von Argostoli***) zu betrachten, noch weniger die von Santa Maura, so demoliret [war]†). Es haben Ihro Exellenz sowohl bey Ihrer Ab- als Zurückreise alle nöthige Anstaltung gemacht, um Parga††), so zwar klein, aber von großer Wichtigkeit wegen dieser Insul†††) ist, zu verbeßern und in guten Standt zu setzen.

Indeßen hatte sich der Capitain Baßa nach dem Golfe gewendet, indem er den Wind vor uns gewonnen, und nunmehr im Stande war, sich zu allem zu resolviren. Da nun Ihro Exellenz wieder angelanget, fanden sie die Inwohner, so zuvor viel Gutes von sich hoffen ließen, auf der Flucht, alles voller Schrecken, weit entfernt, ihren Glauben, Vaterland und das Recht einer . . . . (?) Herrschaft zu beschützen, viele Veranstaltungen, so vor Ihrer Abreise [auf-]gegeben waren, um den Platz in guten Standt zu setzen, noch nicht bewerkstelligt. Dessen ungeachtet nahm man, nachdem die meisten Schwierigkeiten überwunden, die Reparirung [vor], vor der Hand sich äußerst bemühend, alles Nöthige herzuschaffen, indem man beschlossen [hatte], nach der Beschaffenheit der Mannschaft und Zufäll' sich auf's Äußerste zu wehren.

Eben zu der Zeit, als am 5ten July, verfügte sich der Capitain Baßa in den Canal vor dieser Insul†*), ehe man sich deßen sobald vermuthet, weswegen man vor rathsam befand, die kleine Flotte zurückzuziehen, um die Conjunction mit der großen herzustellen, als welche im Gesichte vor dieser Insul lag. Man ließ jedoch von der ersteren einige Sclavonier und Italiäner zur Verstärkung der so schwachen Besatzung zuvor ausschiffen. Nach großer Arbeit und unausgesetzter Bemühung von drey Tagen hatten Ihro Exell: den Platz außer Furcht eines Überfalls von der See-Seite versetzt, die nöthigen Batterie-Stellungen mit Munition und allem Zubehör wohl versehen, die Truppen auf ihren Posten zur Beschützung der Meerseite vertheilt, weil man sich von da eines verwegenen feindlichen Anfalls und Ersteigung vermuthet. Man besorgte auch nicht weniger, die Feinde würden sich der kleinen gegen uns über liegenden Insul Vito††*) bemeistern,

---

*) Augenblickliche?

**) Zugelassen hätte.

***) Beide auf Kephalonia.

†) Santa Maura war im vorigen Feldzuge von den Türken zerstört und so liegen geblieben.

††) An der Westküste von Albanien.

†††) Nämlich Korfus.

†*) D. h. zwischen der Insel Korfu und dem Festlande; die Türkische Flotte verblieb indes in dem südlichen Teil des Kanals.

††*) Zwischen dem Festlande und der Insel Korfu, nordöstlich der Stadt gelegen; die Verstärkungen mußten von Norden her in den Kanal einlaufen.

eine Batterie darauf aufrichten, und der Stadt auf dieser Seite, da selbe nicht sonderlich befestiget, großen Schaden zufügen, mithin ihre Attaque favorisiren, wie sie denn gleichfalls auch durch diese Occupirung die Annäherung unserer Flotte und [unsern] Succurs würden abgehalten haben, weswegen auch Ihro Exellenz die Befestigung dieser Insul in Ihren projecten lang hiebevor als ein zur Beschützung dieses Hafens*) unumgängliches Werk berühret [hatten]. Nachdem obberührte Anstalten gemacht, haben Ihro Exellenz mit bemühtem Fleiß dahin getrachtet, sich einer formalen Attaque zu widersetzen. Alle andern waren der Meinung, in Erwägung unserer so schwachen Besatzung, so über 1600 Mann, [die] capabel, Dienst zu thun, nicht austrüge, daß man selbe völlig in die Stadt ziehen sollte, um sie durch Besetzung der Außenposten wider eine überlegene und stärkere Macht nicht in augenscheinliche Gefahr zu setzen. Indes haben Ihro Exell: aus anderer Absicht und nicht nur in Hoffnung des bald gewünschten Succurs, sondern auch im Vertrauen, dem Feind mit Zurückziehung der Truppen da, wo es nöthig [zu-]vorzukommen, Sich entschlossen, alle Außenwerke zu defendiren, und noch darüber die beyden Berge Abraham und Sanct Salvator zu besetzen**), wohl wissend, von was für Nutzen und Wichtigkeit dies sey.

Die Feinde debarquirten hierauf den 8ten July ihre Truppen auf der Insul aus, und obzwar Ihro Exellenz einige Mittel vorgeschlagen, solches wo nicht zu verhindern, dennoch ihnen schwer zu machen, so wurde doch dieses nicht vollzogen. Sie bemüheten Sich über dieses nach äußerstem Vermögen, die Bürger und Landleute, so sich in großer Anzahl in die Stadt retiriret, dahin zu bringen, daß selbige gewisse Compagnien unter sich formirten, da man sie dann an nicht so gefährliche Örter stellen, zur Bedienung der Artillerie, Transportirung der Materialien und anderer Arbeit, so bey der Belagerung vorfällt, hätte gebrauchen können. Ungeachtet alles so wohlbegründetenUeredens und anderweitig gegebenen Exempeln waren solche nicht dazuzubringen. Man hatte vielmehr ihre Entfernung zu besorgen, weswegen man aus Mangel an genügender Mannschaft vieles [nur] vorstellen***) mußte.

Nachdem unsere Flotte durch contrairen Wind so lange aufgehalten worden und endlich durch Laviren in den Canal bey Cassopo†), die Conjunction [mit] der leichten Flotte nicht erwartend, gekommen, geschah darnach den 8ten July das Treffen mit nicht geringem Vortheil derer Unserigen und ziemlichem Schaden der Feinde, ungeachtet die unserige vor-

*) Des nördlichen Hafens von Korfu.

**) Auf diesen beiden Bergen liegen noch jetzt mächtige, zum Teil in Trümmer zerfallene Forts, die allerdings wohl erst nach der Belagerung erbaut worden sind.

***) Zum Schein tun.

†) An der Nordostecke von Korfu, das alte Kassiopeia.

hero den Canal, die Scarpe genannt, passiren, sich, bis die letzten Schiffe durch defilirt, in unterschiedliche Linien rangiren, und sodann im Gesicht der Feinde zwischen dem festen Lande, der Corfiotischen Insul und ihrer*) Flotte den Cordon**) formiren müßen. Da aber der zuvor uns favorable Wind aufgehöret, so wurde dieselbe durch die darauf erfolgte Windstille und [den] Strom des Meeres im Canal genöthigt, sich noch die Nacht darauf in unsern Hafen zu wenden, während die feindliche [Flotte] zur Erhaltung der Communication mit dem Festlande und Bedeckung der Auslandung ihrer Truppen auf ihrem vorigen Posten, der unsrigen im Gesicht, liegen blieb.

Dies war eins der kühnsten Unternehmen, mit denen Feinden, so sehr vortheilhaft postiret, und denen Unserigen über die Hälfte an Schiffen überlegen, sich in ein Seetreffen einzulassen und solche zuerst zu attaquiren. Die leichte Flotte mußte sich indeßen noch außerhalb des Canals aufhalten, um den Transport an sich zu ziehen, so bey 1000 Mann, vieles Geld, Proviant, Munition und ein großes Kriegsschiff mitbrachte, damit vom Feinde bey Verweilung derselben***), das Ausschiffen nicht möchte verwehret werden, denn wenn selber†) hier [her]gekommen, war solches unmöglich im Ansehen der von den Feinden an der Seeküste aufgeführten Batterien [gewesen].

Da uns nunmehr die Flotte von der Seeseite gegen alles feindliche Unternehmen gedeckt, so waren Ihro Exellenz beschäftigt, die Fronte von der Landseite, soviel es die Zeit zuließ, zu verbeßern, und durch Ertheilung aller hierzu benöthigten Ordres gegen alle feindliche Anfälle, soviel als möglich in Defensions-Stand zu setzen. Zu dem Ende ließen Sie 6 neue places d'armes, und vor einige angels††) Bonetten†††) von Tannen (?) machen, in den Gräben Traversen und Caponnieren verfertigen, Minen und Fougaden†*) veranstalten, und alle sowohl innerliche als äußerliche Defensions-Mittel, so nur immer zu erdenken und ins Werk zu richten, möglichst hervorsuchen.

Nachdem man nun so die Sachen in solchen Standt gesetzet und die feindliche Annäherung sich verzögerte, versuchte man obbemeldete Berge††*) in etwas zu befestigen — wohl erwägend, es werde alsdann deren Bemächtigung

*) Nämlich der feindlichen.

**) Die Schlachtlinie.

***) Nämlich, wenn sie außerhalb des Kanals blieb; nicht ganz klar.

†) Nämlich der Transport.

††) Vorspringende Winkel.

†††) Eine Erhöhung der Brustwehr auf dem vorspringenden Winkel, um gegen eine vorliegende Erhöhung des Bodens zu decken und die Wirkung der Rikoschettschüsse zu verringern.

†*) Flatterminen.

††*) Nämlich St. Abraham und St. Salvator.

denen Feinden viel Volk, Mühe und Zeit kosten, nicht weniger dieselben noch in etwas vom Platz mit Aufschiebung einer formalen Attaque abhalten, mithin der erwartete Succurs noch bey Zeiten bey uns anlange [anlangen könne]. Da aber zur Befestigung und Schließung derselben nichts zu erhalten, hat man sich begnügen lassen, dieselben in ihrem unvollkommenen Standt zu defendiren, nachdem sie vorher mit einigen Sclavoniern und Teutschen besetzet [waren].

Indeßen wurde man gewahr, wie die Feinde sich mit großen Partheyen sehen ließen und auf dem Land nahe bey der Stadt herumstreiften. Man ließ derohalben einen Ausfall von 400 auserlesenen Soldaten, wobey Sich Ihro Exellenz Selbst befanden, auf sie thun, so nicht ohne sonderlichen Nutzen war. Die feindliche Armee hatte damals ihr Lager zu Potamo*), so 2 welsche Meilen von hier gelegen. Die Mund- und Kriegs-Provision aber hatten sie zu Gointz**), zwey Teutsche Meilen von diesem Platz niedergelegt. Da nun die Feinde öfters in großer Anzahl zu Pferdt und [zu] Fuß, um die Lage und Zugänge dieses Orts zu besichtigen, sich annäherten, wurden sie alle Zeit mit Verlust von den Unsrigen zurückgetrieben. Sie versuchten zu unterschiedlichen Malen in großer Anzahl die Unserigen von denen beyden Bergen zu delogiren, es wollte ihnen aber niemalen wegen der darauf befindlichen Besatzung tapferer Gegenwehr gelingen, derohalben sie sich entschlossen, durch Verfertigung einiger Laufgräben zu ihrem Zweck zu kommen, was man dann zuvor gesucht und gewünscht hatte, indem es, wenn sie damit fortgefahren [wären], eine mühsame und langwierige Arbeit würde gewesen seyn. Nachdem sie die Nacht vom 28ten July eine lange Parallele verfertigt und eine Batterie auf der Höhe vor der Vorstadt in Standt gebracht, um dadurch unsere leichte und große Flotte aus dem Hafen zu vertreiben, so gingen 8 Tage mit einer formalen Attaque dahin. Es ist gewis, daß, wo man 2000 Mann zur Besetzung dieser Posten und Berge hätte verwenden können, sollten die Feinde hernach derselben nicht so bald Meister geworden seyn. Im Übrigen, da die Ungläubigen durch die Überläufer von unserer Schwäche und Anstalten vernommen, so entschlossen sie sich, einen Sturm zu wagen. Da dann die Unsrigen, die sich in etwas überfallen***) ließen, indem die Feinde in großer Anzahl und Furie in ihren Parallelen unten am Fuß beyder Berge anliefen, nicht vermögend waren, in so schlecht fortificirten Posten zu widerstehen, sie also gezwungen wurden, beyde Berge in geschwinder Eil', nicht sonder Confusion, zu verlassen und sich zurückzuziehen. Jedoch ließ man zuvor einige Fougaden springen, wodurch denen Feinden nicht geringer Schade zugefügt wurde.

Um dem so muthigen Feind desto besser zu widerstehen, verstärkte man

*) Nordwestlich der Stadt Korfu.

**) Govino? Nordwestlich von Potami.

***) Überraschen.

die Garnison mit 300 Mann, so von denen Galleeren genommen wurden; alle places d'armes, die in dem bedeckten Weg und in den am meisten exponirten anglis [lagen] [und] die ganzen andern Werke wurden mit gehöriger Mannschaft versehen, der Hauptwall aber in der Stadt zum Schein durch die Griechen, und die neue Festung mit geringer Besatzung, weil die davor liegenden Werke sie decken; auf der alten Festung aber, weil für diese nichts zu besorgen, thaten die Invaliden und zum Dienst nicht Tauglichen die Wache. Man hatte sich darauf gefaßt gemacht, es bis auf einen General-Sturm ankommen zu lassen, weshalb die Posten mit Bomben*), Granaten und anderen zur äußersten Defense gebräuchlichen Materialien und Instrumenten versehen wurden. Die Feinde zogen indeßen eine lange Parallele, so von einer Seite des Meeres bis auf die andere über die Berge lief; sie verfertigten auch Batterien zu Stücken**) und Kessel***) zu den Mörsern, beschoßen und bombardirten damit den Platz continuirlich mit aller Macht. Die Unsrigen lagen hierbey von ihrer Seiten†) größtentheils in beständigem Feuer und wurden durch vieles Wachen sehr mitgenommen und abgemattet. Sie hätten auch bald bey diesem so mühsamen Zustande müssen unterliegen, indem sie nicht abgelöset wurden, des Tages von der Sonne, da sie ganz frei und ungedeckt standen, eine fast unerträgliche Hitze leiden mußten, auch zugleich merklich durch das feindliche Feuer abnahmen, indem sie fast allenthalben von denen Bergen gesehen wurden.

Ihro Exellenz ersah, daß man sich mit einem Ausfall, von 500 Mann durch die Garnison unterstützt, der feindlichen Trancheen wohl bemeistern und die Ungläubigen daraus vertreiben könnte, weswegen Ihro Exellenz dem General-Capitain††) zu verstehen gaben, die hierzu erforderliche Mannschaft von denen Schiffen zu debarquiren; man wollte solche sogleich nach vollführtem dessein wieder abfolgen lassen. Allein die Bewegung der feindlichen Flotte, welche darzumal der Wind favorisirte, ließ solches†††) nicht zu. Mittlerweile gingen denen Soldaten die Flinten ab†*), da deren viele durch das continuirliche Feuer zersprangen, zumal sie auch theilweise von schlechter Güte waren. Die Artillerie war gleichfalls durch ihre beständige Abfeuerung in schlechten Standt gesetzet, sowohl in Ansehung der Lafett-Bettungen als auch anderer, Canonen und Mörsern zugehöriger

*) Kasten oder Kugeln mit Sprengstoffüllung, die geworfen oder auch an Stricken herabgelassen wurden, nachdem vorher die zur Entzündung dienende Zündschnur angesteckt war.

**) Für Kanonen.

***) Für die Mörser wurden Löcher gegraben, aus denen heraus sie feuerten.

†) Ihrerseits.

††) Der Admiral oder Capitain-General der großen Flotte, dem auch die kleine unter Pisani unterstellt war, war der Provediltor Cornaro.

†††) Nämlich das Ausschiffen.

†*) D. h. es mangelte ihnen an Flinten.

Requisiten. Über dieses fehlte es an Constablern*), Handlangern und anderen Leuten, die Stücke zu regieren.

Die Feinde ließen hierauf den Ort mit weitläuftigen und überflüssigen Zeugen auffordern**), bekamen aber hierauf eine abschlägige Antwort. Inzwischen gaben Ihro Exellenz sowohl mündlich als schriftlich ordres, wie man sich auf denen Posten eintheilen, solche verwahren und sich daselbst bey allen Begebenheiten verhalten solle.

Man sah nunmehr aus der Feinde verschiedener Bewegung, daß sie diesen Platz nicht auf formale Art attaquiren wollten, obgleich Ihro Exellenz Ihr Möglichstes gethan, sie dahin zu bringen, weswegen man stündlich eines General-Sturmbs gewärtig war. Endlich zogen sich die Feinde herunter vom Berg Abraham, um die Attaque gegen das Werk, Scarpone genannt, so ohne Graben und bedeckten Weg war [und] allwo der Platz am schwächsten, zu thun, mit Verfertigung einiger unvollkommener Trancheen und Stollen(?)***), so darzu keine Communication mit einander hatten, desgleichen auch folgenden Tags von dem Berg Sanct Salvator von ihnen geschah, und liefen ihre Linien durch die Vorstadt Castrades†) gegen die Porta Raimondo zu, sodaß man hieraus verspürete, wie ihr Absehen darauf gerichtet [war], von diesen beyden Seiten den Ort zu erobern, so auch nicht übel angefangen; weshalb man in dem halben Mond Grimani††) eine Batterie von 5 Stücken verfertigen ließ, um sie dardurch in ihren Trancheen zu enfiliren, so ihnen auch großen Schaden that. Eine andere von 4 Stücken wurde endlich unserer Seits auf dieser kleinen Insul†††) in Standt gebracht, wodurch die Feinde von der Seite ziemlich beschoßen wurden, so indeßen nicht abließen, mit unglaublicher Kühnheit sich unseren Minen und Fougaden zu nähern. Es steckten auch selbige†*) unterschiedliche mit Erde und Steinen gefüllte Fäßer, so zur Bedeckung der am allermeisten exponirten Winkel gesetzt [waren], in Brand. Sie brachten auch in 20 Bomben, so man bey dem Werk, porta perpetua genannt, um die Feinde im Sturmb abzuhalten, gelegt [hatte], Feuer. Man ersetzte aber in der folgenden Nacht alles wiederumb. Die Überläufer, darunter sich auch einige von denen Mineurs befanden, entdeckten den Ungläubigen zu unserm Schaden und Nachtheil alle unsere Anstalten und Minen. Diese Desertion fernerhin zu verhindern, besetzete man den ganzen bedeckten Weg mit Sclavoniern als guten und treuen Leuten.

*) Die Bedienungsmannschaften der Geschütze hießen ursprünglich Konstabler.

**) D. h. zur Übergabe.

***) Mit Holz verkleidete unterirdische Gänge.

†) Im Süden der Stadt.

††) Unter „halbem Mond" ist ein Ravelin zu verstehen, das zum Schutz des Tores vor die lange Kurtine gelegt wurde.

†††) Es scheint hier die Insel Vido gemeint.

†*) Nämlich die Feinde.



Nachdem man nun auf diese Art die Belagerung eine geraume Zeit ausgehalten und dem Feind allen möglichen Widerstand gethan, hatte ein anderer Convoy mit 1500 Soldaten und vieler Kriegs-Munition Zeit bey uns anzulangen, da dann die Besatzung, so durch das große feindliche Feuer sehr abgenommen, und von vieler Arbeit und Fatiguen gantz abgemattet, merklich verstärkt wurde.

Die Feinde waren indessen mit ihren Trancheen sehr nahe gekommen, sodaß sie in Hoffnung [waren], uns zu überfallen, und da sie unsere Minen entdecket, einige der ihrigen springen ließen. Obgleich dieselben die von ihnen erwartete Wirkung nicht gethan, näherten sie sich dennoch dem Ort unter Faveur des Rauchs mit vielen Fähnlein und den Säbel in der Faust. Da aber die Unsrigen das Feuer verdoppelten, wurden sie diesmal mit ziemlichem Verluste zurückgetrieben. Sie bombardirten und beschoßen uns im Übrigen allenthalben mit merklichem Schaden, und ging fast kein Tag vorbey, daß sie nicht einige von unseren Bomben und Granaten ansteckten, so hier und da auf denen Posten, wo selbe bey dem jeden Augenblick vermuthlichen Sturm, [da] wo sie*) zu vermuthen, vertheilet [waren]. Im Übrigen gingen ihre meisten Stückschüße auf die Platform Athanasia und nach der porta Raimondo zu, auf welch' letzterer sie suchten Breche zu legen. Da nun aus dem continuirlichem falschen Alarm und der Feinde ungewöhnlichen Bewegungen wohl abzunehmen, daß sie sich zu einem General-Sturmb auf [den] folgenden Tag [an]schickten, entschlossen sich Ihro Exellenz, um dieses nun gründlich zu erfahren, ihre Trancheen zu recognosciren, selbiger sich womöglich zu bemächtigen, und ihre Stücke zu vernageln, einen Ausfall von 400 Mann, rechter Hand und linker Hand mit je 200, so noch durch 600, die in dem bedeckten Wege gestanden, souteniret wurden, zu Mitternacht zwischen dem 18. und 19. Augusti zu thun, welcher auch insoweit glücklich ablief, indem man die Feinde aus ihren Trancheen verjaget, deren etliche 100 getödtet, und die Übrigen mit großer Herzhaftigkeit und Muth bis an ihre große Parallele verfolget. Da aber hierauf einige Unordnung zwischen denen Unsrigen entstand**), war der Nutzen von diesem Ausfall nicht so groß, als man sich solchen wohl hätte versprechen können, und es die Gelegenheit an die Hand gab, zumal die Feinde denen Unsrigen nicht widerstehen konnten, und meistentheils auch schon aus ihrer großen Parallele gewichen [waren.] Nachdem also die Unserigen sich wieder in den Hauptgraben zurückgezogen, so verursachte die hierauf erfolgte ungemeine Stille der Feinde einiges Nachdenken, und veranlaßte Ihro Exellenz alle mögliche Precaution hierbey zu nehmen. Es blieben auch Dieselben mit den andern Generalen die gantze Nacht hindurch im Graben, um bey vorfallender feindlicher Attaque auf alle Posten, wo es nöthig, Sich verfügen zu können,

*) Nämlich die Feinde.

**) In der Dunkelheit hatten die eignen Truppen aufeinander gefeuert.



die Officiers und Soldaten erinnerten Sie, wachsam und auf ihrer Hut zu seyn.

Kaum war der Tag angebrochen, so hatten die Feinde, so sich gantz still mit Leitern von sonderlicher Invention und großer Höhe genähert, das Scarpone ohne einigen Widerstand der Unsrigen, die solches mit 300 Mann besetzet hatten, erstiegen, ehe man noch einige Nachricht von ihrer Bewegung hatte. Sie waren auch schon im Begriff, ein Gleiches auf die neue Festung*) zu unternehmen. Jhro Exellenz, die schändliche Flucht der Unsrigen vom Scarpone ersehend, hielten ihnen ihre Zaghaftigkeit nachdrücklich vor, konnten Sich aber nicht einbilden, wie es zugegangen, daß ein so wichtiger Posten ohne [einen] einzigen Schwertstreich verloren gegangen. Sie rafften hierauf die Flüchtigen zusammen, avancirten mit selben in Person, um die Feinde wiederum herauszutreiben; Sie wurden aber von ihnen mit einem so starken Feuer von Musqueten empfangen, daß Sie Sich gezwungen sahen, Jhr Vorhaben noch etwas auszusetzen. Es stürmten auch die Ungläubigen sogleich auf die ganze Fronte und [den] bedeckten Weg, so mit 600 Mann besetzet war. Man ließ hierbey zu rechter Zeit die Minen und Fougaden springen, deren sich 30 an Zahl längs der Fronte befanden, wodurch von denen Feinden nicht wenig getödtet, verwundet und verschüttet wurden. Die Unserigen aber, durch die große Menge der Stürmenden erschreckt, verließen ohne Noth den bedeckten Weg und retirirten sich in großer Confusion sowohl von denen Posten als [von den] Caponnieren, so man, den Graben zu bestreichen, hatte verfertigen lassen, in den Hauptgraben, ließen also den Feind im Besitz von allen places d'armes, Caponnieren und Scarpen(?)**), ja [so]gar von einer Poterne***). So die Ungläubigen ihren Vortheil verfolget, und man ihnen nicht sogleich die Communication benommen, und also den Unserigen Zeit gegeben [hätte], sich wieder zu setzen, wären die übrigen Außenwerke auch in großer Gefahr gewesen, verloren zu gehen.

Indeßen continuirte das Feuer aus unserer Artillerie von der ganzen Fronte des Platzes wie auch das Kleingewehr von der Infanterie aus dem Contrefossé†), Préravalin††) und Courtinen ohne Aufhören.

Obgleich die Soldaten sehr ermüdet, indem sie die gantze Nacht des geschehenen Ausfalls wegen im Gewehr gewesen, ohne sich [daran] zu kehren, was auch vor Unordnung an ein und dem andern Orte und im Graben vorging, bey diesem verwirrten Zustande, da man so zu sagen, weder aus

*) Diese scheint den Zugang zu der Landzunge, auf der die Stadt lag, verschlossen zu haben.

**) Eskarpen, also der dem Feinde zugekehrten Grabenwände.

***) Durchgänge in den Kurtinenwällen, um aus dem Innern der Festung in den Graben zu gelangen.

†) Vorgraben.

††) Vorgeschobenes Ravelin. Vielleicht ist mit Contrefossé der Vorgraben des Préravalin gemeint.

noch ein wußte, faßten Ihro Exellenz den endlichen Entschluß, und ließen anfangen, die Feinde aus allen Poternen und Caponnieren wieder herauszutreiben, um den Feinden hierdurch die Communication mit dem Graben zu benehmen. Sie setzten ferner auch einige Truppen bey [an?] die Scarpen (?), um denen Feinden das Herunterspringen zu verwehren. Hernach begaben Sie Sich nach der unteren Seiten, wo der General Sala stand, und frischten die Unserigen an, die Feinde auch davon zu verjagen. Es wurde auch gleichfalls ein Detachement von 180 Mann zur Verstärkung der Garnison in der neuen Festung abgeschickt, und ihnen ordres gegeben, die Feinde mit Bomben, Granaten, Pulver-Säcken und Steinen aus dem Scarpone zu delogiren [zu] suchen. Ferner traf man Anstalten, einen Ausfall an der rechten Seite obbemeldeter Festung*) zu thun, durch eine Communications-Pforte, so man zuvor geöffnet, damit man hernach von der Feinde Seite**) den Feind wiederum heraustreiben möchte, allwo sie sich schon eingraben wollten, und viele Fähnlein ausgesteckt hatten. Denen Griechen, so den Wall besetzet, wurde anbefohlen, die Feinde mit continuirlichem [Feuer] überzwerch zu bestreichen. Ihro Exellenz versuchten hernach 5 bis 6 mal [den Feind] aus dem Scarpone herauszujagen, wiewohl vergebens, sowohl wegen der beschwerlichen Situation des Erdreichs, als wegen des engen Zugangs von dem bedeckten Weg [her, der] von außen vom Feinde bestrichen wurde. Da man aber sich genöthigt sah, diesen importanten Posten, es koste, was es koste, wiederwegzunehmen, bediente man sich endlich der Leitern (?) mit glücklichem Success, ohngeachtet vieler dabey vorgefallener Schwierigkeiten, und warf sich dadurch in den Graben, so zwischen der neuen Festung und dem Scarpone ist. Die Unserigen waren nunmehro durch dieses Mittel auf den Scarpone gekommen, hatten die Feinde über Hals und Kopf von da verjaget und hinunter gestürzet. Derselben Verlust war hierbey nicht gering, indem sie eine große Menge todter Körper benebst 15 Fahnen hinterließen.

Hierbey kann man die Art dieser Nation abnehmen***), indem sie mit unglaublicher Kühnheit anlaufen, wo man ihnen aber widerstehet, gehen sie mit großer Zaghaftigkeit und Schreckens-Verwirrung wieder zurück. Dieser glückliche Ausschlag verursachte, daß die Unsrigen durch kleine Ausfälle von allen Seiten die Ungläubigen von der gantzen Fronte und sonderlich aus den places d'armes, ob sie sich schon daselbst eingegraben [hatten], völlig verjagten und sie mit continuirlichem Feuer bis an ihre Trancheen verfolgeten. Ihr Verlust war hierbey, wie wohl zu ermeßen, sehr groß, aber auch zugleich von unserer Seite nicht gering, indem man an Todten und

*) Nämlich der neuen Festung.

**) Also vom Rücken her.

***) Ersehen.

Bleßirten von Officiers, Ingenieurs, Mineurs und Gemeinen 500 zählete, der Feind aber an 4000 Todte und Bleßirte bekommen [hatte].

Da nun dieses vorbey, erwartete man den letzt-vermuthlichen, allerstärksten feindlichen Streich, zu dem Ende Ihro Exellenz alles so veranstalteten, um solchen mit noch weiterem Success auszuhalten. Sie ließen auch sogleich wieder mit Pulver die Minen, mit Bomben die Fougaden füllen*), und wendeten alle Mühe und Sorgfalt nach aller Möglichkeit hierbey an. Da aber ein bey dieser Jahreszeit ungewöhnlicher, starker Regen einfiel, vernichtete dieser alle vorgekehrten Anstalten, da das Wasser in die Minen drang, und alle Munition, so sich im Graben befand, naß wurde*). Über dieses befürchtete man, die Feinde möchten bey diesem Zufall, und da kein Feuer von den Unserigen zu besorgen, mit Leitern die Werke zu ersteigen suchen. Da man aber die Leute mit Brandstöcken**) und Spontons***) versehen, wartete man der Feinde mit Standhaftigheit, und ließen die Soldaten große Courage verspüren. Die Ungläubigen, unsere Anstalten ersehend, änderten hierauf ihre Meinung, denn [es ist] mehr als gewiß, wie [daß] sie den letzten Sturm auf den Ort zu unternehmen gesuchet, indem man gewahr geworden, wie sie hiebevor Sturmleitern in ihre Laufgräben getragen, geschweige andere Zurüstung, so man entdecket [hatte]. Nachdem sie ihre Trancheen verstärket und die gewöhnliche Ablösung bey ihnen geschehen, continuirten sie [damit], mit heftigem Feuer aus Stücken und Mörsern, so bis nach Mitternacht am 21 ten Augusti dauerte, die gantze Stadt zu ängstigen. Die Unserigen blieben ihnen auch hierauf die Antwort nicht schuldig, sondern feuerten aus kleinem und großem Gewehr heftig auf sie hinauf, und da Ihro Exellenz avertiret waren, daß der Capitain Baßa denselben Abend noch viele Leute an's Land gesetzet hatte, waren alle Veranstaltungen gemacht, den General-Sturm zu empfangen, und stand man 2 Stundt vor Tag dazu schon in Bereitschaft. Inzwischen verfloß die Nacht, und bey Anbruch des Tages wurde man keiner Fahnen mehr in den feindlichen Laufgräben gewahr, und vermerkte von dort eine ungewöhnliche Stille. Da man nun nicht wußte, was dieses zu bedeuten, schickten Ihro Exellenz linker und rechter Hand kleine Detachements zum Recognosciren aus, welche die feindliche Flucht unter Hinterlassung aller ihrer Artillerie, bestehend in 54 schweren Stücken von Metall, wovon die meisten von ungemein großem Caliber, wie auch 6 Mörser, rapportirten.

---

*) An beiden Stellen hat der Schreiber augenscheinlich den Faden verloren, und der Text hat ergänzt werden müssen, so gut es ging.

**) An kurzen Stangen angebrachte Röhren, die mit einer Masse gefüllt sind, die beim Brennen einen stinkenden Geruch verbreitet. Sie werden durch Abziehen einer Schlagröhre entzündet.

***) Kurze, Hellebarden ähnliche Waffen, wie sie von den Preußischen Offizieren im 18. Jahrhundert getragen wurden.

Man fand auch hernach in ihrem Lager eine große Menge Mund- und Krieges-Provision, viele Pferde, Büffelochsen und Maulthiere. Man erfuhr auch hierauf von denen eingebrachten Sklaven, daß die Feinde 2 Stundt vor Tag in großer Confusion nach der Seeküste, so von ihren Schiffen gedeckt, zu geeilt, ohne daß ihr gantzes Lager von solchem Aufbruch Wissenschaft gehabt, geschweige diejenigen, so hin und wieder auf der Insul sich verlaufen [hatten].

Wenn die 2000 Soldaten, so weniger als 3 Tage hernach von Venedig und aus Dalmatien hier angelanget, etliche Tage zuvor gekommen wären, sodaß man die Feinde hätte mit ihnen verfolgen können, sollten dieselben eine große Niederlage erlitten haben. Da aber die Garnison sehr fatiguirt und schwach [war], war es nicht rathsam, solche herauszuschicken, die Flotte und die Galleeren hingegen konnten wegen der feindlichen Bewegung keiner Mannschaft entrathen.

Indeßen sind die Ungläubigen mit einer precipitanten Flucht von dieser Insul gewichen, sodaß bey 900 von ihnen bey ihrem Einschiffen versoffen. Die Unsrigen haben die ganze Belagerung hindurch 500 Todte und Bleßirte gehabt, die Feinde aber aller Gefangenen Aussage nach 7 bis 8000 Mann an Todten und Bleßirten. Sie haben über dieses etliche 1000 Mann verloren, so durch die in der Levante gewöhnliche Epirische Krankheit*) gestorben, ja man will uns aus Terra firma**) versichern, daß sie [nur] [bei] nahe 1/3 von ihrer Armee zurückgebracht. Im Übrigen sind [die] von denen Feinden vorher gemachten Bewegungen, die annoch geladene Artillerie, die Sturmleitern in denen Trancheen genugsam Zeugen, daß sie sich [an]geschickt, den Sturm gegen den[selben] Morgen, da sie die Flucht genommen, zu wiederholen. Da aber einige Widerspenstige unter denen Janitscharen entstanden, sind sie sogleich in eine Confusion gerathen, so sie zu einer so schändlichen Flucht gebracht, welches bey dieser hochmüthigen und indisciplinirten Nation nichts Neues***). Man hat aus gewissen Nachrichten, daß ihr Lager in 25 bis 30 000 Mann bestanden, und zwar in 7000 Janitscharen, 3000 Albanesen, 2000 Spahis, 1000 Topithen und 1000 Lebetschen†), darvon††) verwunderlich anderes zusammengezogenes Volk, so die Hoffnung, große Beute zu machen, hinzugebracht.

Auf diese Art ist nun dieser Ort nach 45 tägiger Bloquade und Belagerung durch Göttlichen Beystand befreyet worden. Dies ist zu ver-

*) Was für eine Krankheit dies ist, konnte nicht ermittelt werden.

**) So wurden die auf dem Festlande gelegenen Venetianischen Besitzungen genannt.

***) Der wahre Grund war bekanntlich der vom Großvezier eingetroffene Befehl, die Belagerung aufzuheben, und die Nachricht von der herannahenden Hilfsflotte.

†) Die Janitscharen teilten sich in Herdschaften, zu denen u. a. die Sipahis, die Topschis und die Dschebedschis gehörten.

††) Dazu?

wundern, daß während dieser so langen Zeit kein favorabler Wind für unsere Flotte [hat] entstehen wollen, um die feindliche zu attaquiren. Es ist nicht zu glauben, daß einmal einen Tag man dergleichen vermerket; es wurde aber derselbe so heftig, daß beyde Flotten im Fall einer Attaque darbey würden zu Grunde gegangen seyn*).

Nachdem die Feinde den Rest ihrer Armée aufs feste Land gesetzet, so machte sogleich ihre Flotte Miene, sich zu retiriren. Da aber der Wind sie hierin nicht secundiret, ließ sie sich bey stillem Wetter durch die Galleeren und Gallioten den Canal hinausziehen. Die unserige, so gleichfalls Galleeren vor die Schiffe gespannt, folgte ihr auf dem Fuß, aber ehe sie dieselbe erreichet, hatte der Capitain Baßa schon den Oberwind bey denen Galleeren gewonnen, und ein heftiger Nordwestwind trieb die feindliche [Flotte] sogleich aus der Unsrigen Augen, obschon 12 von unseren Schiffen schon nahe bey ihnen waren, und auf ihre Arrieregarde canonirten. Da aber die andern nicht folgen konnten, gingen sie wiederumb in den Canal zurück und paßirten solchen, [um] auf der andern Seite [der Insel] nachzusetzen, und die beyden Insuln Kephalonia und Xante vor deßen**) Einfall zu decken. Darüber wurde man vor den letzten . . . . (?)***) sowohl den Capitain General mit der leichten Flotte zu erwarten, als auch zu berathschlagen, was bis zu Ende der Campagne zu thun wäre.

Inwährend dieser Zeit erfuhren Ihro Exellenz, daß das Fort Butrinto†) situirt (?) in Epiro eine vortheilhafte Conquete seyn möchte, sowohl um den Feind an der Communication mit dem festen Lande zu verhindern, als auch wegen der reichlichen Fischerey und Wälder. Darauf nahmen Sie 3 Galleeren und 3 Gallioten mit ungefähr 300 Mann Teutscher und National-Truppen, am 3. 7bris††) Morgens, und kriegten das obgemeldete Fort ohne große Resistance, indem ungefähr 40 Türken, sobald die Unsrigen ans Land gesetzet wurden, nach geschehenen etlichen Klein-Canon- und Kurtz-Gewehrschüßen, den Ort verließen. Man fand ein großes Magatzin von Vivres (?) in einem unweiten Thurm, und eine große Menge Fische. Es ließen hierin Ihro Exellenz eine Garnison von 100 Mann und [das Fort] sogleich auf's Neue fortificiren.

Nach etlichen Tagen bekamen Ihro Exellenz Briefe vom Capitain General, meldend, daß man wäre schlüssig geworden, etliche entreprisen vor Ausgang der Campagne zu bewerkstelligen. Daher hielte man für

*) Die Untätigkeit der Galeeren und Galioten, die als Ruderschiffe vom Winde unabhängig waren, bleibt demnach auffällig, besonders als der Feind bei seinem Abzuge seine Truppen nach dem Festlande übersetzte.

**) Nämlich des Feindes.

***) Der Sinn ist nicht zu enträtseln.

†) Der Nordostecke von Korfu gegenüber an der Küste von Epirus gelegen.

††) Will heißen: des September.



rathsam, daß Jhro Exellenz mit einem Convoy von 2000 Mann mehr angekommener Teutscher Truppen und mit anderen dazu benöthigten Anstalten Sich nach Xante verfügen möchten. Worauf am 12ten 7bris Jhro Exellenz mit dem oben gedachten Convoy von Corfu absegelten und zu der Unsrigen Flotte am 15ten arrivirten.

Da man vor rathsam hielt, sich Modons*) zu bemächtigen, segelte man ohne Verweilung von Xante ab, und nachdem man mit Jhro Exellenz, dem Capitain General und der Flotte einige Tage in dem Port Sapienza gestanden, auch einen ziemlichen Theil von denen Küsten des Königreich Morea gesehen, hatte man sich zwar eingebildet, daß, da die Türken in vermeinter Consternation, und die Jnwohner desselben aufgestanden [wären], man Gelegenheit haben würde, einige Plätze hinwegzunehmen, und etwas Fruchtbares auszurichten, wobei man sonderlich auf die obbesagte Stadt Modon zielete. Weil man sich [aber] zu Xante verpaßte, hatten die Türken Zeit gehabt sich zu besinnen, diesen Ort, so sehr fest ist, wohl zu versehen, [und da] auch der vermeinte Aufstand der Jnwohner null und nichtig, haben Jhro Exellenz nicht vor rathsamb befunden, solches zu unternehmen, maßen man das Benöthigste keineswegs bey der Hand hatte.

Kaum waren die Galleeren und ein Theil von den kleinsten Schiffen von da nach Xante zurückgekehrt, so ist der Seraskier mit einigen 1000 Mann bey Modon angelanget, und der Capitain Baßa mit der völligen**) Flotte nach Napoli di Romania***) oder dorthin (?) zurückgekehrt. Jndeßen hatten 20 von unseren Schiffen Befehl, von Sapienza gegen Napoli di Romania zu kreuzen, sind aber zu Ende verwichenen Monats nach Vasiliko (?), welches der Hafen von St. Maura, zurückgekommen. Die sämmtlichen Galleeren und leichtesten Schiffe kamen am 13ten verwichenen Monats bey obbemeldeter Insul an, welche die Türken sogleich verlaßen, und hat man von ihnen nicht mehr als 14 bis 15 Mann gefangen bekommen. Da man nun 2500 Mann Soldaten embarquiret hatte nebst 4 Mörsern, 2 großen und 4 kleinen Stücken, auch seit einigen Monaten benachrichtigt war, daß die Festung Prevesa und Vonitza in gar schlechtem Standt (die erstere war eine Redoute mit schlechtem Graben und Pallisadirung nebst einer Höhe in der Mitte, von welcher man in dieses Fort mit kleinem Gewehr schießen konnte, Vonitza aber nur ein Schloß in der Höhe von schlechter Mauer, und beyde von geringer Besatzung) haben Jhro Exellenz H. Feld-Marschall vor einigen Monaten schon vorgeschlagen, diese Örter zu überrumpeln und wegzunehmen. Da aber die Türken hiervon benachrichtigt, Zeit genug gehabt, diese Örter in beßeren Standt zu setzen, und mit dem Benöthigten zu versehen, ist man am 14ten mit allen Galleeren, Prevesa

*) An der Südwestecke von Morea.

**) Mit der vollständigen.

***) Das alte Nauplia.

zu besichtigen, in den Canal, der Golfo von Arta genannt, gegangen. Allein man befand, daß dieser Ort in einer schönen, gar ebenen Fläche zwar nahe an diesem Canal gelegen, daß aber dieser Platz ein großes Quadrat mit 4 Tours-Bastionnées*) à la Vauban [war], deren 2, so nahe an diesem**) [gelegen], mit Mauern bekleidet sind. Auch sonst ist der Ort mit einem guten Graben [umgeben], der Fuß des Walles gemauert und mit Sturmpfählen versehen. Auch befindet sich darin eine starke Garnison nebst zulänglicher Artillerie, sodaß es gar mit hiebevor beschriebenem Zustandt keineswegs übereinstimmte***), auch man garnicht im Standt war, diesen Ort zu attaquiren, weswegen man sogleich selbigen Tages zurückkehrte, und da wegen der so späten Jahreszeit große Wogen und Sturmwinde einfielen, ist man 11 bis 12 Tage in einem Port bei Santa Maura stehen geblieben, worauf endlich resolviret worden, etwas auf Vonitza zu tentiren. Ob man gleich nun zur Genüge vorgestellet, daß die späte Jahreszeit, [die] wenigen Truppen und Mangel an den zulänglichen Mitteln keineswegs zuließen, etwas Wichtiges vorzunehmen, ist man dennoch am 24ten durch den Canal [an] Prevesa vorbey in den Golfo von Arta gegangen. Die Türken haben unaufhörlich auf die Galleeren und Schiffe canonirt, aber nur wenige [Menschen] getödtet und bleßirt, absonderlich auf der Galleere, da Sich Jhro Exellenz befanden. Selbigen Abend ist man ohnweit Vonitza angelangt, wo obgedachte Jhro Exellenz nebst allen andern Generals, [um] den Ort in Augenschein zu nehmen sich genähert haben. Sie befanden, daß es nicht möglich, mit obengemeldeter Force und preparativen den Ort weder zu überrumpeln noch in Forma zu attaquiren. Diese Festung lieget auf einem hohen Felsen, dessen Fuß [zu] mehr denn 3/4 Theil von der See umflossen [ist]; der Rest des Erdreichs†) ist auf beyden Seiten mit Morast umgeben, und ist die Fronte gegen das feste Land mit dreyfachen Mauern und Gräben versehen nebst den nöthigen Thürmen, um alles zu flanquiren, auch gehen auf beyden Seiten längs dem Berg [nach] der See [zu] zwey gemauerte Traversen, so ebenfalls von Distance zu Distance mit Thürmen versehen, um das Erdreich†) recht mit Feuer (?) zu bestreichen. Gegen den Flecken so zwischen diesem Platz und der See lieget††), hatten die Türken eine Tour Bastionnée gantz neu aufgeführt, um sich derart ebenfalls bestens zu versehen und das Erdreich vollends aller Orten beschießen [zu können]. Da

---

*) Zu Deutsch: Bollwerkstürme, ein bollwerkförmiger, gemauerter Abschnitt, in dessen unterm Stockwerk zwei Kanonen auf jeder Seite zur Bestreichung des Grabens stehen.

**) Nämlich am Kanal.

***) Vgl. S. 403 „in gar schlechtem Standt".

†) Es ist die Verbindung mit dem festen Lande gemeint, hier also wohl eine Art Damm.

††) Also nach dem offnen Meere zu.

man nun zur Genüge sah, diesen Ort mit einiger Hoffnung auf guten Success nicht angreifen [zu können] und die Generalität in allen Dingen übereinstimmte, wünschte man doch etwas zu tentiren, worin aber Jhro Exellenz Herr Feld-Marschall keineswegs willigen wollte. Endlich begehrte man nur, man möchte die 4 Mörser spielen lassen, deren man nur zwey in die Batterie setzte, und solche mit einer Linie*) deckte. Es sind aber die Lafetten und Bettungen kurz darauf in Stücke gegangen, wie auch andere [neue] desgleichen, so man ändern ließ, sodaß man nicht über 150 Bomben darinnen hat werfen können. Man hätte zwar gern gesehen, daß man noch einige Stücke, um den Ort zu beschießen, aufgeführet hätte, allein man hat die Sache schriftlich vorgestellet und angeführet, daß es unmöglich nach Beschaffenheit der Umstände, daß das Wetter unerträglich, und daß sich leichtlich ein Succurs nähern könnte**); so [hat] man resolviret, wieder zurückzugehen, [nachdem] man 50 bis 60 Mann Bleßirte und Getödtete bekommen, auch bey 100 Mann desertirt sind. Man vermeinte auch, daß die Türken leicht in den Canal bey Prevesa einige Materialien oder Barquen [hin]einnehmen oder [hin]einsenken***), auch mehr Batterien, um diesen Canal desto besser zu bestreichen, und uns den Rückweg desto schwerer zu machen, daselbst aufrichten könnten, weswegen man sogleich einige Schiffe (?) dahin vorausgesandt.

Am 19ten ist man wieder bey Prevesa angekommen, wo Jhro Exellenz nebst denen andern Generalen in einer Felucke die Festung paßiret, und ziemlich, wiewohl ohne Schaden, von ihren Canonen begrüßet worden [sind]. Um desto eher die Festung Santa Maura in etwas [beßeren] Defensions-Stand zu setzen, [haben] die sämmtlichen Generale zu Schiffe seyend bey Nachtzeit diesen Canal und Festung paßiret, sind dann noch in dem Mondschein zwar ziemlich beschoßen worden, da jedoch nicht mehr als 5 Mann todt und bleßiret worden.

Da Jhro Exellenz nun alles zu Santa Maura die Festung betreffend veranstaltet und hier in Corfu ein gleiches zu thun im Begriff gewesen, sind Sie, nachdem alles in Ordnung, ihre Reise [weiter] nach Venedig gezogen. Der Capitain-General ist noch mit sämmtlicher Armée zu Vasilico (?) bis Anfang December verblieben, bis er Gewißheit wegen des Capitain Baßa eingezogen, daß er, nachdem [er] zu Rumelia†) mit der gantzen Flotte eine Zeitlang geblieben, eine Esquadre von 20 Sultanen-

*) Es ist wohl eine ganz leichte geradlinige Befestigung gemeint.

**) Für die Türken vom Innern des Landes her, eine Gefahr, die allerdings vorlag.

***) Also wohl zur Sperrung an der engsten Stelle quer vorführen oder dort versenken.

†) Im Golf von Lepanto am Eingang der kleinen Dardanellen gelegen, oder ist dort Fort Rumelia nordöstlich Konstantinopel gemeint?

Schiffen*) bis nach Modon abgeschickt habe, um unsere Flotte und deren Mouvements zu erfahren. Endlich ist er wieder bis auf die Dardanellen**) [her]eingekommen, wo man vermeint, daß er über Winter mit sämmtlicher Flotte verbleiben wird. Die Unsrigen sind in ihre Winter-Quartiere eingerückt, und jetzo veranstaltet man alles, was zur künftigen Campagne nöthig seyn wird.

Dieses ist der würkliche Verlauf einer so wichtigen Campagne zum ewigen Ruhm Seiner Exellenz H. Feld-Marschall's Grf. von Schulenburg und Avantage der Venetianischen Waffen.

v. D.

*) Wohl besonders große Schiffe.

**) Hier scheinen die kleinen Dardanellen im Golf von Lepanto gemeint.

Ziele und Wege für das Studium der Kriegsgeschichte.

Von

Constantin Hierl,

Hauptmann im Königlich Bayerischen 17. Infanterieregiment Orff.

Moltke sagt: „Der Krieg, wie jede Kunst, erlernt sich nicht auf rationalistischem, sondern empirischem Wege."

Dieser „empirische" Weg besteht nun darin, daß wir Erfahrungen sammeln und sie verwerten für zukünftiges Handeln.

Die wertvollsten Erfahrungen sind nun zweifellos die persönlichen. Aber die Zeiten, wo man den Krieg im Kriege selbst erlernen konnte, sind längst vorbei. Wir müssen die mangelnden oder nicht ausreichenden persönlichen Kriegserfahrungen ersetzen bzw. ergänzen durch die Erfahrungen, welche wir vermittelst der Kriegsgeschichte aus den Kriegstaten anderer sammeln.

Aber nicht auf die Fülle der Erfahrungen an sich kommt es an, entscheidend ist allein, ob und wie wir verstehen, eigene oder fremde Erfahrungen für zukünftiges eigenes Handeln zu *verwerten*.

Mit dem kriegsgeschichtlichen Rückblick muß daher der Ausblick in die Zukunft innig verknüpft sein. Wir wollen nicht daran Genüge finden, „uns in den Geist der Zeiten zu versetzen, zu sehen, wie vor uns ein großer Mann gedacht und wie wir's dann so herrlich weit gebracht". Die Erfahrungen der Vergangenheit müssen vielmehr in praktischen Nutzen umgesetzt werden. Unser kriegsgeschichtliches Studium soll nicht im völligen Versinken des Geistes in der Vergangenheit verblassen, sondern es soll belebt werden durch den Gedanken an zukünftige kriegerische Taten! „*Siegen ist der Zweck*" sei unser Leitmotiv auch beim kriegsgeschichtlichen Studium!

Am naheliegendsten erscheint daher die unmittelbare Verwertung der Kriegsgeschichte, indem aus den Kriegserfahrungen *praktische Schlußfolgerungen* gezogen werden für die *Bildung taktischer und operativer Anschauungen*, die dann wiederum ihren Niederschlag in Ausbildungsgrundsätzen und Vorschriften finden, und in bezug auf *Fragen der Bewaffnung, Befestigung, Ausrüstung, Organisation.*

Diese Bestrebungen sind gerechtfertigt, aber es ist große Vorsicht hierbei geboten, denn die Gefahr einseitiger, voreiliger, übertriebener, ja direkt falscher

Schlußfolgerungen aus Kriegserfahrungen ist eine sehr große. Das kommt daher, weil es sehr schwierig ist, die wahren Ursachen von Erfolg und Mißerfolg im Kriege festzustellen; diese Ursachen sind nämlich oft verwickelter Art und liegen meist in der Tiefe, die Mehrzahl aller Kriegsbeobachter und -kritiker bleibt aber an der Oberfläche haften, legt dem rein Äußerlichen, Zufälligen in den Erscheinungen die ausschlaggebende Bedeutung bei, verwechselt Form und Wesen der Dinge.

Für Ableitung praktischer Schlußfolgerungen kommen natürlich die neuesten Kriegserfahrungen zunächst in Betracht; auf dem technischen Gebiete ist man ausschließlich auf sie angewiesen. Aber gerade bei zeitlich sehr naheliegenden Kriegserfahrungen ist es meist besonders schwer, den Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen mit Sicherheit zu ergründen, weil die Kriegsereignisse oft noch nicht zuverlässig genug erforscht sind; es wächst die Gefahr, daß das Urteil, durch das grelle Licht der äußeren Erscheinungen geblendet, vom Wesentlichen abirrt. Ganz besonders schwer aber wird ein objektiv klares Urteil, wenn es sich um zeitlich naheliegende — namentlich unglückliche — Kriegserfahrungen der eigenen Armee handelt. Die öffentliche Armeemeinung erzeugt in solchen Fällen oft die folgenschwersten Irrtümer, die — zu Schlagwörtern verdichtet — wie eine ansteckende Krankheit umsichgreifen, auch nachdenkendere Köpfe in ihren Bann schlagen oder doch deren Meinung nicht aufkommen lassen.

Ein typisches Beispiel verhängnisvoller Folgerungen aus Kriegserfahrungen liefern die Österreicher nach dem Feldzug 1859. In diesem Feldzuge war die Taktik der Franzosen, die die Entscheidung im Massenstoße mit dichten vorausgesandten Tiralleurschwärmen suchten, der Eigenart der bedeckten Oberitalienischen Tiefebene als Kriegsschauplatz und der Wirkung des zwar genau, aber langsam feuernden Österreichischen gezogenen Vorderladers gut angepaßt und führte zum Erfolge.

Diese Taktik nahmen die Besiegten des Jahres 1859 an, überboten sie noch in Bevorzugung der geschlossenen Ordnung und des reinen Bajonettstoßes und wendeten sie auf den Schlachtfeldern Böhmens gegen die Preußen an, wo sie unter dem Schnellfeuer der Hinterlader völlig zusammenbrach.

Die einseitige Beurteilung der anfänglichen Mißerfolge im Burenkriege war lange Zeit in der Englischen Armee die Ursache einer ungesunden Angriffsscheu, aber auch in unserer Armee hat man sich auf Grund dieses Krieges vielfach in Formenkünsteleien verloren. Wurden nicht auch von vielen aus dem Russisch-Japanischen Kriege übereilte oder einseitig übertriebene taktische Folgerungen gezogen?

Und wenn in der Französischen Armee eine Richtung besteht, die Napoleonische Vorbilder mehr in der Form als im Wesen nachahmt, so dürfen wir nicht vergessen, daß es auch bei uns eine „Schule" gibt, die das Vermächtnis Moltkes in der Umfassungstheorie erblickt und von der Um-

fassung alles Heil erwartet, obwohl Clausewitz*) die Anschauung von der „überlegenen Wirkung der umfassenden Form" als eine „Einseitigkeit" und eine „ganz widersinnige" theoretische „Richtung" verurteilt hat.

Es ist also schwer, aus Kriegserfahrungen richtige Schlüsse zu ziehen, und große Vorsicht geboten, um den Gefahren irriger Folgerungen zu entgehen. Zu dem Zwecke müssen wir uns ganz klar darüber sein, daß jeder Krieg, jede Operation, jedes Gefecht unter besonderen Bedingungen entsteht, die genau in derselben Weise sich nie wiederholen werden. Kein Fall im Kriege — wie im Leben — gleicht dem anderen, jeder muß nach seiner Eigenart betrachtet und behandelt werden. Wer also in der Kriegsgeschichte Muster zum Kopieren, Rezepte für zukünftige Fälle suchen wollte, würde sich argen Enttäuschungen aussetzen. Im Kriege, wo alles auf einer Wechselwirkung lebendiger Kräfte beruht, gibt es kein Mittel, das an sich den Erfolg verbürgen könnte. Die Form, in der gestern der Sieg erfochten wurde, kann morgen zur Niederlage führen. Nicht in einer bestimmten Form, sondern in der Seele der Führung und in den kriegerischen Tugenden des Heeres liegen die Keime des Sieges. Vergessen wir das nicht, wir Friedenssoldaten! Hüten wir uns, bei Folgerungen aus Kriegserfahrungen den Wert der Form zu überschätzen und zu verallgemeinern! Halten wir uns frei von der uns Deutschen im Blute steckenden Systemsucht! Was technisch an einer kriegerischen Tat ist, muß veralten, nur was persönlich an ihr ist, bleibt ewig.

Die unmittelbare Ableitung praktischer Schlußfolgerungen aus den Kriegserfahrungen erscheint somit zwar als die naheliegendste, aber nicht als die fruchtbringendste Verwertung der Kriegsgeschichte. Der Hauptwert der Kriegsgeschichte liegt auf einem anderen Gebiete.

Ein Eindringen in das Wesen des Krieges, richtige Würdigung der im Kriege ausschlaggebenden Bedeutung der seelischen Kräfte, Erkenntnis des überragenden Wertes der Persönlichkeit im Kriege ist ohne Kriegsgeschichte im Frieden nicht möglich. Die Leidenschaft für unseren Beruf und seine letzten Ziele muß in der Öde einer langen Friedenszeit eintrocknen, wenn wir nicht aus der Quelle der Kriegsgeschichte Kraft und Hoffnung für die Zukunft schöpfen. Indem wir dem Zusammenhange zwischen Ursachen und Wirkungen im Kriege nachspüren, schärfen wir unseren Verstand und entwickeln die Fähigkeit, im raschesten Gedankenfluge die möglichen Folgen einer Handlung oder Unterlassung im Kriege uns vorzustellen. Wenn wir die aus der Kriegsgeschichte gewonnenen Eindrücke des Krieges auf uns wirken lassen, werden wir im Kriege selbst weniger Überraschungen ausgesetzt sein. Die Bereicherung unserer Einbildungskraft mit Bildern des Krieges erleichtert es, im Drange der Ereignisse rasch Aushilfen zu finden, sie ist aber auch in hohem Grade wertvoll, um der Friedensausbildung die Richtung auf

*) „Vom Kriege", 2. Buch, 2. Kap. 10. 11.

den Krieg zu geben. Zielbewußt für den Krieg vorbereiten kann nur, wer den Krieg kennt. Taktische Aufgaben, Kriegsspiele, Übungen im Gelände ohne und mit der Truppe, werden um so lehrreicher sein, je mehr bei Anlage und Leitung eine kriegsgeschichtlich bereicherte und geläuterte Vorstellungskraft waltet. Wenn auf diesem Gebiete im übrigen praktisch erprobte und tüchtige Offiziere oft vollständig scheitern, so trägt die Schuld meist das Fehlen kriegsgeschichtlicher Bildung. Bei Verwertung der Kriegsgeschichte für Übungsanlagen muß man allerdings vermeiden, ein bestimmtes kriegsgeschichtliches Beispiel unter Übertragung in ein anderes Gelände oder unter Veränderung sonstiger wesentlicher Bedingungen wie z. B. Organisation, Bewaffnung usw. „darstellen" zu wollen. Dieser Versuch führt zu Zerrbildern und schädigt den Übungszweck. Das kriegsgeschichtliche Studium soll für die Übungsanlage nur Anregungen geben und die Phantasie befruchten zu eigenem, freiem Schaffen.

Indem wir durch vertieftes kriegsgeschichtliches Studium das bleibende Wesen des Krieges erkennen und von dessen unendlich vielgestaltigen Erscheinungsformen unterscheiden lernen, weitet sich unser Blick, wir gewöhnen uns, von großen Gesichtspunkten aus zu urteilen, gewinnen ein gesundes Empfinden dafür, was dem Wesen des Krieges entspricht oder dagegen verstößt.

Das Durchdenken der verschiedenartigsten Lagen des Krieges und die Würdigung der Führerentschlüsse, die scharfe Unterscheidung hierbei, was Form und Wesen, was technisch und was persönlich an einer Tat ist, klärt und schärft das Urteil; so wächst die Fähigkeit, auch bei einer verwickelten Kriegslage rasch das Wesentliche, den „springenden Punkt" zu erfassen und daraus die Forderung des Falles abzuleiten. Die Klarheit des Urteils aber bildet wieder eine mächtige Unterstützung der Entschlußfähigkeit, „wer Dinge und Verhältnisse klar erkennt, der wird sich leichter und freier entschließen, als der, in dessen Geist die Erwägungen über das Für und Wider zu keinem unzweideutigen Ergebnis geführt haben"*).

Die Beschäftigung mit dem persönlichen Moment in der Kriegsgeschichte aber erhebt den Geist über das Alltägliche, Handwerksmäßige des Berufs, entzündet Begeisterung, ohne die noch nie etwas Großes vollbracht wurde, führt zur Heldenverehrung und weckt den edlen Ehrgeiz, großen Vorbildern nachzustreben.

Kriegsgeschichtliches Studium bildet also ein hervorragendes Mittel, Geist und Herz für den Krieg zu bilden und damit den gesamten kriegerischen Wert der Persönlichkeit wesentlich zu steigern.

In dieser persönlichen Wirkung erblicke ich den Hauptzweck und Hauptwert der Kriegsgeschichte. Die bisher entwickelten Anschauungen über

*) Moltkes Taktisch-Strategische Aufsätze. Vorwort. S. VII.



Zweck und Wert des kriegsgeschichtlichen Studiums überhaupt werden auch entscheidend für die Bewertung des Studiums der verschiedenen Kriegsepochen.

Die Ableitung unmittelbar praktischer Folgerungen, die sich auf das Technische in der Kriegführung (der Begriff „technisch" im weitesten Sinne aufgefaßt) beziehen, wird um so mehr versagen, je weiter wir in der Zeit zurückgehen; denn mit den Bedingungen und Mitteln der Kriegführung veraltet auch die Technik ihrer Ausnutzung. Für die Ableitung unmittelbar praktischer Folgerungen bietet daher die neueste Kriegsgeschichte stets das natürlichste Gebiet. Aus früheren Erörterungen wissen wir aber, daß man dabei mit großer Vorsicht verfahren muß, um der Gefahr falscher Schlüsse, einseitiger Übertreibungen und Verallgemeinerungen zu entgehen. Die besonderen Verhältnisse, unter denen sich die neuesten außereuropäischen Kriege abspielten, sind stets gewissenhaft in Rechnung zu ziehen.

Während das Technische an einer kriegsgeschichtlichen Tat veraltet, behält das Persönliche seinen bleibenden Wert, denn die Natur des Menschen hat sich — in den für uns in Betracht kommenden geschichtlichen Zeiträumen — in ihren Grundzügen nicht verändert. Für das Studium des persönlichen Moments in der Kriegsgeschichte ist man also an keinen bestimmten Zeitabschnitt gebunden. Bedingung ist nur, daß die geschichtlichen Grundlagen für das Studium des persönlichen Moments ausreichen. Bei Kriegen, die einer sehr nahen Vergangenheit angehören, wie z. B. der Russisch-Japanische Krieg, kann dies in noch nicht genügendem Maße der Fall sein, denn die Kriegsakten sowie Tagebuchaufzeichnungen, vertraute Briefe usw., welche Licht über persönliche Verhältnisse verbreiten, werden der Öffentlichkeit erst nach geraumer Zeit zugänglich. Für eine sehr weit zurückliegende Vergangenheit, z. B. die Kriege des Mittelalters und Altertums, reichen die Grundlagen für den Zweck sehr oft nicht mehr aus. Weiterhin werden sich für das Studium des persönlichen Moments in der Kriegsgeschichte diejenigen Kriege am besten eignen, in denen der Wert der kriegerischen Persönlichkeit in großen Feldherren verkörpert in die Erscheinung tritt.

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß das Studium der neuesten Kriege nach 1870/71 nicht ausreichen und zur Einseitigkeit führen würde. Aber auch das Studium der mit dem Namen Moltke verknüpften Deutschen Einigungskriege bietet keine genügend breite Basis für eine kriegsgeschichtliche Vollbildung.

Die Gründe dafür sind folgende:

Jeder Krieg und jeder kriegerische Akt vollzieht sich unter besonderen, nie wiederkehrenden Bedingungen. Für die Bildung von Geist und Urteil ist es aber von großem Werte, den Kampf und Krieg in seinen verschiedensten Erscheinungsformen kennen zu lernen. Wir gewinnen auf diese Weise die Einsicht, daß es im Kriege neben der von wechselnden Bedingungen und Verhältnissen abhängigen äußeren Form etwas Bleibendes, Gesetzmäßiges

gibt, das aus dem Urwesen des Kampfes und der Natur des Menschen entspringt. Dadurch wird unser Blick geschärft in der Unterscheidung zwischen der wechselnden Form und dem bleibenden Wesen des Krieges. Wir lernen das Wesen des kriegerischen Genius erfassen, das stets das gleiche bleibt, wenn es sich auch in noch so verschiedener Form zur Geltung bringt. Erst ein auf breiter kriegsgeschichtlicher Basis gereiftes Urteil macht es uns möglich, die neuesten Kriegsereignisse von einer höheren Warte aus zu beurteilen und uns vor einseitigen Folgerungen zu bewahren. Unser Blick wird erweitert, unser Verständnis vertieft für die Beurteilung der Gegenwart, es wird uns leichter, das Bedingte und Entwicklungsfähige in den Anschauungen der Gegenwart zu erkennen und durch die verwirrenden Eindrücke der Tagesmeinungen hindurch den Weg einer gesunden Weiterentwicklung zu finden. Das Studium der älteren Kriegsgeschichte erscheint somit als notwendiger Bestandteil einer kriegsgeschichtlichen Vollbildung. Das Studium der Napoleonischen Kriegsepoche, jener eisernen Zeit, in der der „wahrhaftige Krieg“ in furchtbarer Majestät wiedergeboren wurde, wirkt erfrischend und belebend, es liegt ein Schutzmittel darin gegen die erschlaffende Wirkung eines langen Friedens und humanitärer Zeitströmungen. Und es gibt kaum ein packenderes Mittel, in aufreibender Friedenskleinarbeit sich die Berufsleidenschaft zu wahren, als wenn man den Zauber auf sich wirken läßt, der von jener einzigartigen Feldherrnpersönlichkeit ausströmt, von ihm, in dem uns das Wesen des kriegerischen Genius in unerreichter dämonischer Größe verkörpert erscheint.

Nächst der Napoleonischen Kriegsepoche, die den Ausgangspunkt neuzeitiger Kriegführung bildet, sind die Kriege Friedrich des Großen für das Studium deshalb besonders lehrreich, weil hier die Eigenart von Heer und Staat für die Kriegführung Bedingungen geschaffen hat, die von den Bedingungen nicht nur der heutigen, sondern auch der Napoleonischen Zeit grundverschieden waren. Entsprechend den ganz anders gearteten Bedingungen, zeigt die Kriegführung wesentlich verschiedene Erscheinungsformen. Geht man aber den Dingen auf den Grund, so findet man, wie in den äußerlich so verschiedenen Erscheinungen doch das Wirken jener großen Gesetze des Erfolges sich äußert, die aus dem Urwesen des Kampfes und der Natur des Menschen entspringen und daher stets gleichbleiben. Vor allem ist aber die Beschäftigung mit der Feldherrnpersönlichkeit des großen Königs eine Quelle geistiger und seelischer Bereicherung. Wir erkennen, wie trotz der äußeren Verschiedenheit in der Betätigung der kriegerische Genius des großen Königs im Wesen derselbe ist wie derjenige Napoleons, dem die Zeitverhältnisse eine freiere und mächtigere äußere Entfaltung erlaubten.

Ein Zurückgreifen des kriegsgeschichtlichen Studiums auf noch weiter zurückliegende Kriegsereignisse ist sicher nicht wertlos, es ist eine Frage des praktischen Bedarfs und der verfügbaren Zeit. Eines darf man beim

Studium der älteren Kriegsgeschichte aber niemals vergessen: „Je weiter man in der Zeit zurückgreift, desto höher muß der Standpunkt sein, den man den Ereignissen gegenüber einnimmt. Die Einzelheiten verlieren, je weiter die Ereignisse von der Gegenwart entfernt sind, desto mehr an Bedeutung an sich und behalten einen Wert nur noch, insofern sie die großen Gesichtspunkte erläutern und erklären. Diese letzteren muß man in einfacher Klarheit zu erfassen suchen"*).

Die Bedeutung der kriegsgeschichtlichen Bildung ist von den großen Feldherren erkannt und betont worden. Friedrich der Große, Napoleon, Moltke haben nicht nur Kriegsgeschichte gemacht, sondern auch Kriegsgeschichte studiert und geschrieben. Napoleon schreibt**): „Leset und leset immer wieder die Feldzüge von Alexander, Cäsar, Gustav Adolf, Turenne, Prinz Eugen und Friedrich dem Großen. Es ist das einzige Mittel, um ein großer Feldherr zu werden und die Geheimnisse der Kriegskunst zu erfassen." Auch für Clausewitz sind die Erfahrungen der Kriegsgeschichte, insbesondere seine persönlichen Eindrücke in den Napoleonischen Kriegen, die Grundlage seiner Theorie „vom Kriege".

Die innige Fühlung, den lebendigen, geistigen Zusammenhang mit den Ergebnissen der Kriegsgeschichte müssen sich alle theoretischen Untersuchungen auf dem Gebiete des Krieges stets erhalten, sonst führen sie leicht auf vollständige Irrwege. Es kommt sonst zu leicht dahin, daß „die Betrachtung sich nur auf die materiellen Größen richtet, während der ganze kriegerische Akt von geistigen Kräften und Wirkungen durchzogen ist"***), daß nur „die einseitige Tätigkeit betrachtet wird, während der Krieg eine beständige Wechselwirkung der gegenseitigen ist"***).

Die Erkenntnis der Ziele kriegsgeschichtlichen Studiums muß uns leiten beim Aufsuchen der Wege zu diesen Zielen.

Grundlage für eine Erfolg versprechende Verwertung der Kriegsgeschichte ist eine wahre und klare Darstellung der kriegerischen Ereignisse selbst; Eindrücke und Folgerungen müssen falsch werden, wenn sie sich nicht auf die Wahrheit gründen.

Die Erforschung der kriegsgeschichtlichen Wahrheit ist also die nächste Aufgabe kriegsgeschichtlichen Studiums. Diese Aufgabe ist äußerst mühevoll und zeitraubend, und trotz aller Mühe ist eine Ergründung der reinen Wahrheit nur in bedingter Weise möglich. Schon bei den äußeren Ereignissen führt die Forschung häufig zu keinem unzweifelhaft sicheren Ergebnis; die Vorgänge, die sich in der Seele der Handelnden abspielen und die erst den Schlüssel zum vollen Verständnis der Tatsachen liefern, entziehen sich über-

*) v. Bernhardi „Das Studium der Friedericianischen Kriege in seiner Bedeutung für die moderne Kriegskunst". Militär-Wochenblatt Beiheft 13, 1892.

**) „Maximes de guerre".

***) Clausewitz, „Vom Kriege", 2. Buch, 2. Kapitel 12.



haupt einer aktenmäßig sicheren Feststellung. „Keine der Öffentlichkeit zu übergebende Darstellung eines Feldzuges oder einer geschichtlichen Begebenheit kann den Einblick in die inneren Beweggründe, die Schwankungen in der Meinung, das sukzessive Fortschreiten der Entschlüsse darlegen, welches zum schließlichen Resultat führt, da tritt der leitende Gedanke fix und fertig von Anfang an hervor. Die Handelnden haben nie geschwankt, sie wollten immer das, was wirklich gekommen ist.“*)

Und Prinz Friedrich Karl schreibt**): „Was ich in der Kriegsgeschichte suchte, wovon gerade ich bei meiner persönlichen Eigentümlichkeit mich unterrichten wollte, fand ich nicht. Ich meine, die innersten Triebfedern, welche die Dinge gerade so gestalteten, wie sie eintraten, weniger im Großen, denn das wird nicht immer verschwiegen, als im Kleinen, nämlich in den einzelnen Individuen — die Geschichte des menschlichen Herzens, wie es wogt und zweifelt und endlich zum Entschlusse erstarkt —, das suchte ich und fand ich nirgends. Das menschliche Herz aber und das bischen praktischen und taktischen Verstandes und die Gabe, auf die Untergebenen zu wirken, diese Dinge sind es, welche die Geheimnisse jedes Krieges, jedes Erfolges sind. Sie muß man studiert haben, um kommandieren zu können. Ich bin hiervon durchdrungen und habe es allerdings etwas getan, konnte es aber nicht zuwege bringen durch Lesen der Kriegsgeschichte. Mögen es die, welche nach mir kommen, leichter haben.“

Tagebuchaufzeichnungen nach Art derer des Prinzen Friedrich Karl, Briefe, Memoiren usw. sind dazu geeignet, jene entscheidend wichtigen „inneren“ Vorgänge aufzuhellen, in der Hauptsache ist man aber auf diesem Gebiete kriegsgeschichtlicher Forschung darauf angewiesen, sich in die Seele der Handelnden hineinzuleben und mit psychologischem Takte die Wahrheit herauszufühlen. Die Erforschung der kriegsgeschichtlichen Wahrheit aus den Urquellen, in den Kriegsakten, in den Archiven, Aufzeichnungen handelnder Persönlichkeiten usw., ist eine Spezialaufgabe der Geschichtsforschung. Dem zu praktischer Tätigkeit berufenen Soldaten fehlt zu umfangreicher Forscherarbeit im allgemeinen die Zeit, er muß sich in der Regel auf die Vorarbeiten anderer, soweit sie in gedruckten Quellen vorliegen, stützen. Der geschichtliche Wert dieser Quellen ist ein sehr verschiedener, er bedarf sorgfältiger Prüfung.

Amtliche Werke haben den Vorzug, daß sie über die Archive des eigenen Staates im weitesten Umfange verfügen können. Sie sind daher am besten in der Lage, die Wahrheit über die Vorgänge auf der eigenen Seite zu bringen; diese Werke werden aber immer Rücksichten auf handelnde Persönlichkeiten, auf das Heer und Volk zu nehmen haben, und dies um

*) Moltke an Blumenthal, 27. Oktober 1865.

**) Vorwort zu den „Vertrauten Erinnerungen und Aufschlüssen des Prinzen Friedrich Karl aus dem Feldzuge gegen Dänemarck 1864“. „Deutsche Revue“, Oktoberheft 1908.

so mehr, je näher der Gegenwart die behandelten Kriegsereignisse liegen. Sollten diese Rücksichten auch nie dazu führen, die geschichtliche Wahrheit zu fälschen, so werden sie doch bestenfalls zu einem „verklärten" Bilde, zu einer künstlerisch verbesserten Photographie führen. Es ist daher bei amtlichen Werken stets angezeigt, womöglich auch das amtliche Werk des Gegners zum Vergleiche heranzuziehen. Bei **privaten** Werken hängt der Wert ganz von der Bedeutung des Schriftstellers ab und von dem Umfang, in dem er sich auf amtliche Quellen stützen konnte. Für den praktischen Gebrauch von großer Bedeutung ist auch Umfang und Wert des beigegebenen Kartenmaterials. Von großem Werte — aber leider sehr selten — ist die Beigabe von Karten, wie sie zur Zeit des betreffenden Krieges im Gebrauch waren. Besondere Vorsicht ist aber bei Verwertung der Memoirenliteratur geboten.

Die Prüfung der in Betracht kommenden gedruckten Quellen bildet somit für uns die erste kritische Verstandestätigkeit beim kriegsgeschichtlichen Studium. Die zweite kritische Verstandestätigkeit ist „die Ableitung der Wirkung aus den Ursachen; dies ist die eigentliche **kritische Forschung**". Die dritte Verstandestätigkeit ist „die Prüfung der angewandten Mittel; dies ist die **eigentliche Kritik**, in welcher Lob und Tadel enthalten ist"*).

Für eine kritische Erforschung des Zusammenhangs zwischen Wirkung und Ursache ist erforderlich:

1. Daß man die Kenntnis der historischen Ereignisse in sich mit Hilfe der Phantasie zu klaren, lebenswahren Bildern verarbeitet, daß man die Ereignisse im Geiste miterlebt.
2. Daß man mit Gründlichkeit zu Werke geht und gewissenhaft alle Faktoren, die für den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung maßgebend sind, durchforscht.
3. Daß man vorurteilsfrei die Wahrheit und nur die Wahrheit sucht.

Von den Faktoren, deren Kenntnis notwendig ist, um von der Wirkung auf die Ursache zurückzuschließen, ist der wichtigste **der Mensch**. Die geistige und seelische Eigenart der Führer müssen wir daher zu erfassen suchen; die Vorgänge in der „Gedankenkammer" des Führers müssen wir zu belauschen, die Empfindungen seines Herzens nachzufühlen suchen. Wir müssen dabei den herrschenden Anschauungen einer Zeit Rechnung tragen und die Menschen in ihrer Bedingtheit als Kinder ihrer Zeit verstehen lernen. Die Eigenart von Heer und Volk, die staatlichen und politischen Verhältnisse zur Zeit des Krieges müssen in Rechnung gestellt werden. Der Einfluß, den das Gelände, der Kriegsschauplatz, in seiner damaligen Beschaffenheit ausübte, muß gewürdigt werden. Endlich müssen die technischen Bedingungen und Mittel (Waffen, Festungen, Verkehrsmittel, Kartenwesen) zur Zeit eines Krieges

*) Clausewitz, „Vom Kriege", 2. Buch, 5. Kapitel.

berücksichtigt werden. Besonders muß man sich über die Waffenwirkung zur Zeit des betrachteten Krieges ganz klar sein. Wie weit die wirksame Gewehr- und Geschützschußweite jeweils reichte, darüber muß man ganz klare Vorstellungen gewinnen. Erst mit Hilfe eines solchen „Bewertungsmaßstabes" kann man die taktischen Vorgänge in Kriegen, die mit anderen als den heutigen Waffen ausgefochten wurden, richtig würdigen. Eine besondere Schwierigkeit der kritischen Forschung liegt darin, „daß die Wirkungen im Kriege selten aus einer einfachen Ursache hervorgehen, sondern aus mehreren gemeinschaftlichen. Es genügt also nicht, mit unbefangenem, redlichen Willen die Reihe der Ereignisse bis zu ihrem Anfang hinaufzusteigen, sondern es kommt dann noch darauf an, einer jeden der vorhandenen Ursachen ihren Anteil zuzuweisen"*).

Die kritische Forschung erfordert somit mühevolle, ernste Gedankenarbeit, die aber an sich schon ein geistiger Gewinn ist. Oberflächlichkeit in der kritischen Forschung hat schon viel Unheil und Verwirrung in den Anschauungen verursacht. Trotzdem sehen wir auch in der heutigen Militärliteratur nicht selten auf einer geistig ungenügend durcharbeiteten kriegsgeschichtlichen Grundlage theoretische Luftschlösser aufbauen, sehen auch heute noch, wie kriegsgeschichtliche Beispiele, für den Zweck zurechtgestutzt, in Wirklichkeit Zerrbilder und Trugbilder der historischen Wahrheit, dazu herhalten müssen, theoretische Spekulationen und Vorurteile mit „historischer Beweiskraft" zu stützen.

Über diesen Mißbrauch kriegsgeschichtlicher Beispiele schreibt Clausewitz**) scharf, aber richtig: „Ein Faktum, welches bloß im Fluge berührt wird, kann zur Vertretung der entgegengesetztesten Anschauungen gebraucht werden, und drei oder vier, die aus den entferntesten Zeiten oder Ländern, aus den ungleichartigsten Verhältnissen herbeigeschleppt und zusammengehäuft werden, zerstreuen und verwirren das Urteil meistens, ohne die mindeste Beweiskraft zu haben; denn wenn sie bei Lichte betrachtet werden, so ist es meistens nur Plunder, und die Absicht des Autors, mit Belesenheit zu prunken." Und an anderer Stelle***): „Das Hauptübel dieser oberflächlichen Berührung liegt nicht darin, daß der Schriftsteller sie mit dem falschen Anspruch gibt, durch sie etwas beweisen zu wollen, sondern daß er diese Ereignisse nie ordentlich kennen gelernt hat, und daß aus dieser oberflächlichen, leichtsinnigen Behandlung der Geschichte dann hundert falsche Ansichten und theoretische Projektmachereien entstehen, die nie zum Vorschein gekommen wären, wenn der Schriftsteller die Verpflichtung hätte, alles, was er neues zu Markt bringt und aus der Geschichte beweisen will, aus dem genauen Zusammenhang der Dinge unzweifelhaft hervorgehen zu lassen."

*) Clausewitz, „Vom Kriege", 2. Buch, 5. Kapitel.

**) Ebenda, 2. Buch, 5. Kapitel.

***) Ebenda, 2. Buch, 6. Kapitel.

Die Ergebnisse der kritischen Forschung bilden die Grundlage für die Prüfung der angewandten Mittel. Diese Prüfung „führt zu der Frage, welches die eigentümlichen Wirkungen der angewandten Mittel sind, und ob diese Wirkungen in der Absicht des Handelnden lagen"*). „Das Forschen nach den Ursachen der Erscheinungen und das Prüfen der Mittel nach den Zwecken gehen bei der kritischen Betrachtung eines Aktes immer Hand in Hand; denn das Forschen nach der Ursache bringt erst auf die Dinge, welche es verdienen, ein Gegenstand der Prüfung zu sein"**).

Nichts wäre nun verkehrter und für Verstand und Charakter schädlicher, als wenn wir nun an oberflächlich erforschte kriegerische Handlungen den Maßstab fertiger Theorien anlegen und mit überlegener Epigonenweisheit großen Feldherren „Fehler" nachweisen wollten. Von solcher, leider viel verbreiteten, „laienhaften" kriegsgeschichtlichen Kritik wollen wir uns reinhalten!

Für uns sollen vielmehr die klassischen Worte Moltkes in dem Vorwort seiner Geschichte des Feldzuges 1859 leitend sein: „Die Kritik wird ihr im Vergleich zum Handeln so geringes Verdienst in völliger Unparteilichkeit und in gewissenhafter Wägung und Benutzung aller Nachrichten zu suchen haben, welche Licht über die Begebenheiten verbreiten". „Es verschwindet nämlich in der Regel das geradezu unzweckmäßig und widersinnig Erscheinende ganz, sobald man die Motive, die tausend Reibungen und Schwierigkeiten übersieht, welche sich der Ausführung im Kriege entgegengestellt haben."

Diese vornehm bescheidene Art der Kritik schließt keineswegs aus, daß wir zu einem ganz bestimmten Urteil uns durchringen, ob ein Mittel dem Zweck entsprechend war oder nicht, und klar unterscheiden, was vorbildlich an einer kriegerischen Tat ist und wovor zu warnen ist. Stets aber muß dabei durchleuchten, daß der Kritiker die Kriegsereignisse als „Lernender" und nicht als „Richter" behandelt.

„Die kritische Betrachtung ist nicht bloß eine Prüfung der wirklich angewendeten Mittel, sondern aller möglichen, die also erst angegeben, d. h. erfunden werden müssen. Man kann ja überhaupt nie ein Mittel tadeln, wenn man nicht ein anderes als das bessere anzugeben weiß"***). Mit der bloßen Angabe des vermeintlich besseren Verfahrens ist es allerdings nicht getan, sondern man muß auch den Beweis erbringen, daß das vorgeschlagene Verfahren vorzuziehen war. Dazu muß man die in Betracht kommenden Arten des Verfahrens bis in ihre äußersten Folgerungen durchdenken. Darin liegt eine vorzügliche Schulung der für jeden Führer so wichtigen Kombinationsgabe. Es wird damit jene Seite der Verstandestätigkeit entwickelt, die wir bei großen Feldherren als „Sehergabe" bewundern.

*) Clausewitz, „Vom Kriege", 2. Buch, 5. Kapitel.

) *) Ebenda.



Eine wichtige Frage ist, ob die Kritik bei Beurteilung eines Falles von ihrer besseren Übersicht der Dinge insbesondere von der Kenntnis des Erfolges Gebrauch machen darf. Diese Frage ist unbedingt zu bejahen. Es handelt sich — nach unserer Auffassung — ja nicht darum, die handelnden Persönlichkeiten zu „richten", sondern darum, aus den kriegsgeschichtlichen Ereignissen Belehrung zu schöpfen. Bei Verwertung des Erfolges für unser Urteil müssen wir uns allerdings davor hüten, uns durch den Erfolg blenden zu lassen und ein Mittel ohne weiteres als zweckentsprechend zu bezeichnen, weil es zum Erfolge geführt hat. Wenn wir den Dingen auf den Grund gehen, werden wir vielmehr oft zu der Überzeugung kommen, daß der Erfolg errungen wurde nicht weil, sondern trotzdem ein bestimmtes Verfahren gewählt wurde. Die Ursache des Erfolges liegt eben dann wo anders, z. B. darin, daß der Gegner in der Wahl seiner Mittel noch mehr fehlgegriffen hat.

Wir wissen, daß es im Kriege, der sich als eine beständige Wechselwirkung gegenseitiger Tätigkeiten darstellt, kein Mittel gibt, das den Erfolg in sich trägt, gegen jedes Mittel ist ein Gegenmittel, gegen jeden Zug ein Gegenzug möglich. Die tiefsten Wurzeln von Erfolg und Mißerfolg im Kriege sind demnach nicht in den Mitteln, sondern in den Eigenschaften der Führung und ihres Kriegsinstruments, also des Heeres und im weiteren des Volkes zu finden. In einer Zeit, die dazu neigt, das „Technische" zu überschätzen, kann das nicht oft genug betont werden. Eigenschaften aber sind unberechenbare Größen. „Alles Handeln im Kriege ist deshalb nur auf wahrscheinliche, nicht auf gewisse Erfolge gerichtet; was an der Gewißheit fehlt, muß überall dem Schicksal oder Glück, wie man es nennen will, überlassen bleiben"*).

Auch für die kritische Beurteilung bestehen diese unberechenbaren Faktoren, erst durch den Ausgang, den Erfolg werden sie für die kriegsgeschichtliche Würdigung zu bestimmten Werten; der Schicksalsspruch, der Erfolg selbst ist dann das Urteil.

Clausewitz hat über dieses Urteilen nach dem Erfolg folgende Auffassung: „Aufgabe der Kritik ist es, alles, was in das Gebiet menschlicher Berechnung und Überzeugung gehört, abzuwägen, für den Teil aber, wo der tiefe, geheime Zusammenhang der Dinge sich nicht an sichtbaren Erscheinungen verkörpert, ist sie darauf angewiesen, den Ausgang sprechen zu lassen. Sie hat diesen leisen Spruch einer höheren Gesetzgebung auf der einen Seite vor dem Tumult roher Meinungen zu schützen, auf der anderen Seite aber die plumpen Mißbräuche zurückzuweisen, die von dieser höchsten Instanz gemacht werden können"**).

*) Clausewitz, „Vom Kriege", 2. Buch, 5. Kapitel.

**) Ebenda.



Es ist also bei der kritischen Betrachtung kriegsgeschichtlicher Ereignisse nicht nur gestattet, sondern sogar geboten, die Kenntnis des Erfolges zu verwerten. Man muß sich dabei nur vor einem Mißbrauch hüten.

Innerhalb der logischen Gedankenfolge bei der kritischen Betrachtung eines kriegsgeschichtlichen Einzelfalles kann nun die Verwertung des Erfolges nach einem doppelten Verfahren eingereiht werden. Das eine Verfahren besteht darin, daß man die historischen Ereignisse bis zu einer Entscheidung verfolgt. Von dem Ergebnis ausgehend sucht man rückwärtsschreitend die Ursachen von Erfolg und Mißerfolg zu ergründen. Daraus läßt sich sodann ableiten, in welcher Weise gewisse Maßnahmen den Gang der Ereignisse und das Endergebnis beeinflußt haben. Daran knüpft sich sodann die Prüfung dieser Maßnahmen hinsichtlich ihrer Zweckmäßigkeit, indem untersucht wird, ob eine andere Art des Verfahrens voraussichtlich einen größeren oder sicheren Erfolg gebracht bzw. den Mißerfolg abgewendet hätte. Schließlich erfolgt die Erforschung der Beweggründe, welche den Handelnden zur Wahl der bezüglichen Maßnahmen geführt haben. Diese Beweggründe sind unter Berücksichtigung der Kenntnis der Lage, welche der Handelnde besitzen konnte, zu würdigen und zu prüfen, ob die gewählten Mittel den erstrebten Zwecken entsprachen. Dieses Verfolgen des historischen Fadens hinauf und herunter ist mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft. Häufig treffen wir bei der Untersuchung in einer bestimmten Richtung auf eine unausfüllbare Lücke in der historischen Forschung. Wir müssen uns dann eben bescheiden und von dem unaufgeklärten Punkte an unbedingt alle Folgerungen in der bezüglichen Richtung einstellen.

Die andere Art des Verfahrens schlägt den umgekehrten Weg ein. Man bricht in irgend einer spannenden Lage die Verfolgung des Ganges der kriegsgeschichtlichen Ereignisse ab und sucht sich in die Stelle eines geschichtlichen Führers hineinzudenken. Auf Grund der Kenntnis der Dinge, die dieser Führer hatte, beurteilt man — wie bei einer taktischen Aufgabe — die Lage und faßt einen bestimmten Entschluß. Diesen Entschluß vergleicht man mit dem Entschlusse des geschichtlichen Führers. Man untersucht in Verfolgung der Kriegsereignisse die Folgen des geschichtlichen Entschlusses und seinen Einfluß auf das Endergebnis und sucht im Vergleiche damit Folgen und Tragweite des eigenen Entschlusses zu ermessen. Dieses letztere Verfahren hat viele Vorteile. Wir gelangen auf diesem Wege am ehesten zu einer richtigen Vorstellung, auf welch unsicherer Grundlage im Kriege Entschlüsse gefaßt werden müssen und wie tausenderlei Reibungen zu überwinden sind, um den gefaßten Entschluß durchzuführen. Wir lernen begreifen, was Clausewitz schreibt*): „Das Handeln im Kriege ist eine Bewegung in erschwerendem Mittel. So wenig man imstande ist, im Wasser die natür-

*) Clausewitz, „Vom Kriege“, 1. Buch, 7. Kapitel.



lichste und einfachste Bewegung, das bloße Gehen, mit Leichtigkeit und Präzision zu tun, so wenig kann man im Kriege mit gewöhnlichen Kräften auch nur die Linie des Mittelmäßigen halten." Vor allem aber ist das besprochene Verfahren geeignet, die wichtigste Führereigenschaft, die Entschlußfähigkeit, zu entwickeln.

Diesen Vorteilen des Verfahrens stehen aber erhebliche Schwierigkeiten in der praktischen Anwendung gegenüber. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, ein geschichtlich wahres Bild der Lage als Grundlage für den zu fassenden Entschluß zu schaffen, d. h. alles zusammenzustellen, was der geschichtliche Führer gewußt und was sein Handeln beeinflußt hat, dagegen von allem abzusehen, was er nicht wissen konnte oder nicht wußte, vor allem also vom Erfolg. Dieses Ausschalten alles dessen, was der Handelnde nicht wußte, ist beim Selbststudium der Kriegsgeschichte aus Büchern sehr schwierig, leichter beim mündlichen Vortrage. Sache des Vortragenden ist es, eben dann ein Bild der Lage zu zeichnen, das alles das, aber auch nur das enthält, was auf den Entschluß des geschichtlichen Führers von wesentlichem Einfluß sein konnte. Natürlich eignen sich für diese Art des Studiums nur Feldzüge, über die eine ausreichende Literatur vorhanden ist, und Lagen, deren geschichtliche Entwicklung nicht allgemein bekannt ist.

Am Schlusse meiner Betrachtungen über Ziele und Wege des kriegsgeschichtlichen Studiums muß nochmals nachdrücklich betont werden, daß dieses Studium, wie jede theoretische Beschäftigung mit dem Kriege, „den Geist des künftigen Führers im Kriege erziehen oder vielmehr ihn bei seiner Selbsterziehung leiten, nicht aber ihn auf das Schlachtfeld begleiten"**) soll. Der reiche Gewinn an Geistes- und Charakterbildung, den man aus der Kriegsgeschichte ziehen kann, der ist freies persönliches Eigentum, das bloße Wissen ist eine tote Last!

Jede wirkliche Tat im Kriege — wie im Leben überhaupt — muß aus dem eigensten, persönlichsten „Ich" heraus geboren werden.

---

*) Clausewitz, „Vom Kriege", 2. Buch, 2. Kapitel.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68., Kochstr. 68–71.



Beiheft

zum

Militär-Wochenblatt

Herausgegeben von **v. Frobel,** Generalmajor a. D.

1911

Die

Französische Offensive im Osten Frankreichs

— Dezember 1870/Januar 1871 —

ihre Ziele und Durchführung

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 29. November 1910 von

Renner

Major und Bataillonskommandeur im Füsilierregiment Kaiser Franz Joseph von Österreich, König von Ungarn (4. Württembergisches) Nr. 122

Bernadotte und die Sachsen bei Wagram

5. und 6. Juli 1809

Von **v. Werlhof,** Königlich Sächsischer Generalmajor z. D.

Mit einer Skizze im Text

Die Begründung und Entwicklung des

Roten Kreuzes zu einer Weltinstitution

durch Henri Dunant und Gustav Moynier

Von **V. v. Strantz,** Major z. D.

Berlin

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68—71



Beihefte

zum

Militär-Wochenblatt

1911.

Herausgegeben

von

v. Frobel,
Generalmajor a. D.



Mit Skizzen.

Berlin.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Inhalt.

Seite

Die Französische Offensive im Osten Frankreichs — Dezember 1870/Januar 1871 —, ihre Ziele und Durchführung.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 29. November 1910

von

Renner,
Major und Bataillonskommandeur im Füsilierregiment Kaiser Franz Joseph von Österreich, König von Ungarn (4. Württembergisches) Nr. 122.

Seit dem Eintreffen Gambettas in Tours am 9. Oktober 1870 verfolgte die Regierung der nationalen Verteidigung mit seltener Tatkraft das große Ziel, Paris zu entsetzen.

Anfang Dezember 1870 war die mit sehr starken Kräften von Süden her gegen die Einschließung von Paris gerichtete Offensive des Generals Aurelle de Paladines durch den Prinzen Friedrich Karl zum Scheitern gebracht worden. In zwei Teile zersprengt, zog sich die Französische Loire-Armee auf Bourges und Le Mans zurück. Letztere Gruppe (Zweite Loire-Armee) unter General Chanzy zog durch hartnäckigen Widerstand fast alle Kräfte des Prinzen Friedrich Karl auf sich. So konnte die Loire-aufwärts zurückgehende andere Gruppe (Erste Loire-Armee, 15., 18., 20. Korps) unter General Bourbaki nur von schwacher Deutscher Kavallerie beobachtet, den Rückzug verhältnismäßig früh einstellen und an die Wiederherstellung ihrer Operationsfähigkeit gehen. Mitte Dezember stellte Prinz Friedrich Karl entsprechend den ihm von der Heeresleitung gegebenen Weisungen sein Vorgehen gegen die Zweite Loire-Armee ein.

Obwohl der Zustand der durch die Kämpfe und Anstrengungen des Loire-Feldzuges hart mitgenommenen Truppen eine längere Operationspause zur Wiederherstellung der Schlagfertigkeit nötig machte, sah sich die Französische Heeresleitung, deren Seele der gewissermaßen als Kriegsminister und Generalstabschef gleichzeitig tätige Eisenbahningenieur Freycinet war, vor die Frage gestellt, wie den dringenden Hilferufen aus Paris entsprochen werden könnte. Die Zweite Loire-Armee behauptete zwar ihre befestigten Stellungen bei Le Mans, war aber zu einer Angriffsbewegung unfähig.

So blieb zu einer erneuten Offensive nur die Erste Loire-Armee unter Bourbaki übrig, denn die Streitkräfte im Osten des Landes wurden damals durch überlegene Deutsche Truppen völlig in Schach gehalten.

Trotz Bourbakis Widerspruch und trotzdem keine Aussicht vorhanden war, mit der Ersten Loire-Armee allein das zu erreichen, was vorher der Ersten und Zweiten Loire-Armee gemeinsam mißlungen war, ordnete die Französische Heeresleitung Mitte Dezember 1870 ein Vorgehen der Ersten Loire-Armee über Montargis auf Paris an. Die Ursache dieser Maßregel war zweifellos die Rücksichtnahme auf die öffentliche Meinung. Man wollte den Vorwurf der Untätigkeit vermeiden und ordnete eine Offensive an, von der man sich selbst nichts versprach und die man auch nicht durchzuführen beabsichtigte. Während nämlich die kaum geordneten Truppen langsam die befohlene Vorbewegung antraten, beschäftigte sich die Französische Heeresleitung damit, eine bessere Lösung ihrer Aufgabe zu finden.

Von den verschiedensten Seiten liefen Vorschläge für die Operationen zum Entsatz von Paris bei Gambetta ein. General Chanzy schlug vor, mit allen im freien Feld verwendbaren Streitkräften gleichzeitig von Norden, Westen und Süden auf Paris zu marschieren. Die Erste und Zweite Loire-Armee sollten dabei die Armee des Prinzen Friedrich Karl von beiden Seiten umfassen, während die Nordarmee möglichst viele Kräfte vor ihrer Front zu fesseln hatte und die Streitkräfte im Osten Frankreichs die dort stehenden Deutschen angreifen und festhalten sollten.

Dieser Plan hat zweifellos den Vorzug großer Einfachheit. Nur glaube ich, hätte die Absicht, die Armee des Prinzen Friedrich Karl mit überlegenen Kräften anzugreifen, noch folgerichtiger betont werden müssen. An Stelle der Nebenoperationen im Norden und Osten, die einen durchgreifenden Erfolg nicht bringen konnten, mußte der Einsatz aller irgend noch heranziehbaren Truppen gegen den Prinzen Friedrich Karl erstrebt werden. Das Französische Eisenbahnnetz ermöglichte es, weitere Kräfte aus dem Osten, ja sogar aus dem Norden schnell heranzuziehen. Jedenfalls konnte man darauf rechnen, daß die Deutschen längere Zeit brauchen würden, bis auch sie von Norden und Osten dem Prinzen Friedrich Karl Verstärkungen zuführen konnten, als die Franzosen für ihre Transporte nach der Loire, und daß sie ihre Etappengebiete auch dann nicht völlig von Truppen entblößen würden, wenn im Osten und Norden nur solche Französische Truppen blieben, die zur Verwendung im Felde ungeeignet waren.

Aber auch in Chanzys Fassung hätte eine tatkräftige Durchführung des Planes die Deutsche Heeresleitung vor schwere Aufgaben gestellt, und es ist nicht zu bestreiten, daß der Plan Aussicht auf Erfolg hatte, wenn die Truppe ihre Schuldigkeit tat. Trotzdem ist der Vorschlag Chanzys von der Französischen Heeresleitung nicht ernstlich erwogen worden, vielleicht weil er zu einfach war und von Anfang an die Schlachtentscheidung im Auge hatte, vor der man sich scheute, ohne sich dessen bewußt zu werden.

Deshalb griff die Französische Heeresleitung gerne die andern Vorschläge auf, deren wesentlichstes Merkmal die Bedrohung und Unterbrechung

der Verbindungen der Deutschen Truppen vor Paris mit Deutschland bildet und deren charakteristisches Kennzeichen es ist, daß nirgends die Entscheidung durch die Schlacht erwähnt wird.

Der Gedanke einer Bedrohung der Deutschen rückwärtigen Verbindungen war nicht neu. In der Anweisung, welche der erste Kriegsminister nach dem Sturz des Kaiserreiches, General le Flô, dem kommandierenden General des neu errichteten und mit dem Schutz des mittleren Frankreich beauftragten 15. Korps am 15. September 1870*) gegeben hat, tritt er erstmals auf. Es heißt in dieser Anweisung: „Sie müssen den Regierungssitz Tours ausreichend sichern und können sich mit dem Rest Ihrer Kräfte in das Becken der Saône begeben, um, auf Auxonne, Besançon und nötigenfalls auch Belfort sich stützend, gegen des Feindes linke Flanke vorzugehen und so seine Bewegungen zu beunruhigen."

Am 18. Oktober wurde in einem unter Gambettas Vorsitz zu Besançon abgehaltenen Kriegsrat beschlossen, das Gelände südlich des Doubs unter Benutzung der Festungen Belfort und Besançon als Basis für eine Operation gegen die Deutschen Etappenlinien zu benutzen. Vom Doubs wollte man ins Moseltal vorgehen und Metz entsetzen. Die Übergabe von Metz hatte die Aufgabe der Absicht zur Folge. Das bei Besançon und Dijon formierte 20. Korps wurde nach der Loire geschafft, während im südöstlichen Frankreich nur Freischaren und Neuformationen verblieben, erstere in der Hauptsache unter Garibaldi, letztere unter General Bressolles. Ein unter diesem stehender Offizier, der aus Metz entwichene General Crémer, schrieb am 9. Dezember an seinen kommandierenden General: „Das gemeinsame Ziel aller im Felde stehenden Französischen Truppen ist der Entsatz von Paris. Es ist anzunehmen, daß eine Unternehmung gegen die Deutschen rückwärtigen Verbindungen zur Aufhebung der Einschließung der Hauptstadt führt." Das ist nun zwar ein bißchen viel gesagt; richtiger hätte sich Crémer wohl so ausgedrückt: „die Deutschen müssen sich ihre Verbindungen wieder öffnen und dazu die Einschließungsarmee vor Paris schwächen".

Auch von bürgerlicher Seite wurde eine Operation im Osten empfohlen. Der Präfekt des Departements Indre et Loire telegraphierte am 10. Dezember 1870 an den Kriegsminister: „Ich schlage vor, Bourbaki (Erste Loire-Armee) nach Langres zu schaffen. Von hier aus kann er über Troyes auf Paris marschieren oder, und das ist sehr wichtig, die Verbindung der Deutschen vor Paris mit ihrer Heimat unterbrechen. Chanzy (Zweite Loire-Armee) kann dann die Stellung Bourbakis einnehmen, denn eine Unternehmung im Osten ist wirksamer als eine im Westen."

Der Generalstabschef Garibaldis regte einen Einfall in Baden an, jedenfalls weil er hier am wenigsten Feinde vermutete. Der Verteidigungs-

*) Kurz darauf schlossen die Deutschen Paris ein.

ausschuß von Lyon verlangte bei der Regierung, daß der kommandierende General in Lyon, General Bressolles, zur Säuberung des Ostens abmarschiere. In zehn Tagen könne man ganz Elsaß wieder nehmen. Auch in der Presse erschienen ähnliche Vorschläge.

Aus dem Gesagten geht wohl zur Genüge hervor, daß eine Unternehmung im Osten sehr populär war. Dieser Umstand hat jedenfalls ganz erheblich dazu beigetragen, daß Freycinet diesen Plan aufgriff und am 17. Dezember in einer an Gambetta gerichteten Denkschrift niederlegte. In dieser wird zunächst die Einstellung der aussichtslosen Offensive Bourbakis über Montargis auf Paris gefordert. Sodann folgt eine ziemlich richtige Berechnung der beiderseitigen Streitkräfte im Osten Frankreichs. Nach dieser standen dort etwa 80 000 Deutsche etwa 70 000 Franzosen gegenüber, von denen der größere Teil aus minderwertigen Festungsbesatzungen bestand.

Freycinet will nun das 18. und 20. Korps von der Loire nach Beaune a. d. Saône schaffen und mit diesen das bei Dijon stehende Deutsche XIV. Armeekorps schlagen, während das in Lyon sich formierende 24. Korps unter General Bressolles nach Besançon fahren und von hier, verstärkt durch die Festungsbesatzung, zum Entsatz von Belfort vorgehen soll. Demnächst sollten beide Gruppen vereinigt westlich der Vogesen nach Norden marschieren und die Deutschen Verbindungen unterbrechen. Als nächste Folge dieses Vorgehens dachte sich Freycinet die Aufhebung der Belagerung der kleinen Festungen an der Nordgrenze. Als letztes Ziel schwebte ihm vor, daß Bourbaki dem im Norden kommandierenden General Faidherbe die Hand reichen und mit ihm gemeinsam Paris entsetzen werde.

Dieser Plan, den ein hochgestellter Offizier einer neutralen Armee für genial erklärt hat, fand in Frankreich allseitige Zustimmung. Trotzdem möchte ich ihn in der vorliegenden Fassung als verfehlt bezeichnen. Er rechnet nicht mit den Gegenmaßregeln der Deutschen, deren tatkräftige Kriegführung man doch schon zur Genüge kennen gelernt hatte.

Die einzige verhüllte Andeutung Deutscher Gegenmaßregeln kann man darin sehen, daß Freycinet sich von dem Vorgehen gegen die Deutschen Verbindungen eine Aufhebung der Belagerung von Mezières usw. versprach, daß er also annahm, die Belagerungstruppen würden sich gegen Bourbaki wenden. —

Zweifellos mußte damit gerechnet werden, daß die Deutschen zur Bekämpfung der Bourbakischen Armee alle Kräfte heranziehen würden, die sie freimachen konnten, denn die Belagerung kleiner Festungen war gewiß weniger wichtig als eine siegreiche Schlacht im freien Felde.

Gelang es nicht, das XIV. Armeekorps rasch zu schlagen, sondern vermochte dieses der ihm zugedachten Niederlage auszuweichen, so war in verhältnismäßig kurzer Zeit mit einer Überlegenheit auf Deutscher Seite zu rechnen; befanden sich doch außer dem VII. Armeekorps in dem Bereich des

Generalgouvernements Reims, Lothringen und Elsaß weit über 100 000 Mann Etappentruppen, von denen gewiß ein erheblicher Teil zur Deckung der rückwärtigen Verbindungen dem XIV. Armeekorps zur Hilfe eilen konnte. Aber auch wenn man hiervon absieht, so ergibt sich nach Freycinets Rechnung, daß 110 000 Franzosen gegen 80 000 Deutsche im Osten Frankreichs vorgehen sollten. Wägt man die Güte der Truppen gegeneinander ab, so kommt man sicher zu dem Ergebnis, daß die Überlegenheit von 30 000 Mann nicht ausreichend war, um die Deutschen vom freien Feld einfach wegzufegen „sans coup férir“.

Man wird mir deshalb wohl recht geben, wenn ich behaupte, daß Freycinets Operationsentwurf den erheblichen Fehler hat, eine große Offensivoperation mit ungenügenden Kräften zu versuchen.

Ein zweiter Fehler ist ebenfalls grundlegender Art: Anstatt alle verfügbaren Kräfte gegen das XIV. Armeekorps zu vereinigen, will Freycinet mit zwei Korps gegen das XIV. Armeekorps, mit einem gegen die Belagerer von Belfort vorgehen. Durch diese Zersplitterung war nicht nur von vornherein die Aussicht auf einen Sieg äußerst gering, sondern auch die auf eine Niederlage sehr wahrscheinlich gemacht.

Nun hatte Bourbaki an der Loire außer dem 18. und 20. Korps noch das 15. Korps. Dieses sollte nach Freycinets Plan stehen bleiben, um die einzige Französische Patronenfabrik in Bourges zu decken. Dieser Grund klingt annehmbar, er war aber wohl kaum ausschlaggebend, denn man konnte andere Formationen mit dieser Aufgabe betrauen. Der wahre Grund ist wohl der, daß man dem als Monarchisten verdächtigen General Bourbaki kein großes Heer anvertrauen wollte.

Eigentümlich berührt es, daß in Freycinets Plan nirgends von einer großen Schlacht die Rede ist, die doch sicher geschlagen werden mußte, wenn die Deutschen ihre Verbindungen nicht preisgeben oder wieder öffnen wollten. Hier hat der Präfekt von Indre et Loire, Luce-Villiard, mehr strategischen Blick; er spricht in seinem Vorschlag von einer Schlacht bei Troyes, einer Schlacht, die nach der Lage der Dinge mit verkehrter Front geschlagen werden mußte und zu der man ganz sicher niemals zu stark sein konnte.

Gambetta gab zunächst nach Freycinets Vorschlag Weisung, die Offensive über Montargis einzustellen. So vernünftig dies auch war, so nachteilig wirkte der Gegenbefehl auf die Haltung der kaum geordneten Armee ein; die Stimmung und das Vertrauen zur Heeresleitung litten erheblich. Mit Freycinets Plan der Offensive im Osten konnte sich Gambetta jedoch nicht sofort befreunden. Erst nach einiger Zeit gelang es der Beredsamkeit des Eisenbahningenieurs de Serres (Wieczinski), den Freycinet mit seinem Operationsentwurf zu Gambetta geschickt hatte, den Diktator zu Freycinets Plan zu bekehren. Zweifellos war dabei die Popularität der „Unternehmung im

Osten" nicht ohne Einfluß. Gambetta stellte nur eine Bedingung, nämlich die Zustimmung Bourbakis. Er behielt Freycinets Denkschrift zum Studium bei sich. Freycinets Abgesandter de Serres begab sich zu Bourbaki, ohne den Operationsentwurf schriftlich bei sich zu haben.

Diese Tatsache vergißt das neueste Werk des Französischen Generalstabes, wenn es Bourbaki und de Serres zum Vorwurf macht, daß das Ergebnis ihrer Verhandlungen von Freycinets Entwurf abweicht. Die Besprechung zwischen de Serres und Bourbaki am 19. Dezember war kurz. Ihr Ergebnis wurde nicht schriftlich niedergelegt. Man kann aber aus den Aussagen der Beteiligten vor der parlamentarischen Untersuchungskommission und aus dem Schriftwechsel zwischen Bourbaki und der Heeresleitung den wesentlichen Inhalt der Verhandlungen rekonstruieren.

Bourbaki hielt ebenfalls den Vormarsch über Montargis auf Paris für aussichtslos und ging deshalb gern auf Freycinets Plan der Offensive im Osten ein. Trotzdem er zu einer gründlichen Prüfung keine Zeit hatte, machte er doch de Serres auf einige Lücken des Operationsentwurfs aufmerksam. Im wesentlichen betrafen Bourbakis Bemerkungen die Sicherstellung der Verpflegung, den Schutz der rückwärtigen Verbindungen und die Verwendung der verschiedenen Korps. So gewann der Operationsplan eine etwas andere Gestalt. Es wurde vereinbart: Zunächst Vorgehen mit allen Kräften gegen das Deutsche XIV. Armeekorps in Richtung Dijon, demnächst Entsatz von Belfort und dann erst Vorgehen nach Norden gegen die rückwärtigen Verbindungen der Deutschen. Zweifellos verbesserte diese Änderung Freycinets Plan erheblich, denn nun war die Aussicht gewachsen, das XIV. Armeekorps zu besiegen.

Außerdem wurde vereinbart, daß Garibaldi die linke Flanke der Armee gegen die an der oberen Seine stehenden Deutschen Truppen (vom VII. Armeekorps) decken und daß die Sicherung des Rückens und der rückwärtigen Verbindungen der Armee durch 100 000 aus dem Süden Frankreichs heranzuführende mobilisierte Nationalgarden bewirkt werden solle. In der Festung Besançon sollte die Heeresleitung die für die geplante Operation nötigen Verpflegungs- und Munitionsvorräte niederlegen.

De Serres hat es offenbar versäumt, die Heeresleitung von dem Ergebnis seiner Besprechung mit Bourbaki vollständig und lückenlos zu benachrichtigen. Dadurch sind während der Operation Zwistigkeiten zwischen Heeresleitung und Armeeführer entstanden, die nicht dazu beigetragen haben, den Sieg zu erleichtern. Insbesondere unterblieb aber die Verproviantierung von Besançon und die Heranführung von Etappentruppen. Merkwürdigerweise nimmt der Französische Generalstab in seiner neuesten Studie diese groben Versäumnisse de Serres nicht einmal übel, er ist vielmehr ärgerlich darüber, daß de Serres Bourbaki Versprechungen gemacht habe, zu denen er nicht berechtigt gewesen sei. Das kann sich aber nur auf das Versprechen

beziehen, 100 000 Mann zum Schutz der rückwärtigen Verbindungen heranzuziehen, denn die Verproviantierung von Besançon war eigentlich selbstverständlich und die Gruppierung der Armee gewiß lediglich Sache ihres Führers. Wenn der Französische Generalstab de Serres beschuldigt, gelogen zu haben, so ist dies unrecht, denn Gambetta schrieb am 5. Januar 1871 an General Chanzy, daß 100 000 Mann mobilisierter Nationalgarden aus dem Süden in die Linie Besançon—Nevers vorgeführt werden sollten. Daraus geht hervor, daß von der Heeresleitung die Heranziehung beabsichtigt und wohl auch besprochen worden war und daß de Serres sich wohl für berechtigt halten konnte, Bourbaki davon Kenntnis zu geben. Daß diese 100 000 überhaupt nicht existierten, fällt der Heeresleitung zur Last.

Noch am Tage seiner Unterredung mit Gambetta und Bourbaki meldete de Serres telegraphisch das Einverständnis Bourbakis an das Kriegsministerium. Dieses begann sofort die Bearbeitung des Bahntransports und versah die in Betracht kommenden Eisenbahngesellschaften mit Weisung.

Die Anordnungen für den Eisenbahntransport waren äußerst mangelhaft. Im ersten Band der Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik hat die Kriegsgeschichtliche Abteilung I des Großen Generalstabes den Verlauf des Transports eingehend geschildert. Das Ergebnis war, daß bei rauhestem Wetter der Transport viel länger dauerte, als der Fußmarsch gedauert hätte und daß seine Folgen für die Schlagfertigkeit der Truppen denen einer verlorenen Schlacht gleichkamen.

Die wesentlichsten Fehler des Operationsentwurfs der Heeresleitung waren zwar durch den Armeeführer verbessert worden. Die Leichtfertigkeit des Bahntransports und die Unterlassung der Sicherstellung der Verpflegung waren nicht mehr gutzumachen. Sie sind ein wesentlicher Grund für das Mißlingen der Operation.

Eine weitere Ursache für das Mißlingen liegt ferner darin, daß die Heeresleitung es unterließ, klare Befehlsverhältnisse zu schaffen. Wollte man Bourbaki zu wirklichen Erfolgen befähigen, so mußte man ihm alle Streitkräfte im Osten unterstellen. Das wollte man aber nicht, weil man ihm nicht traute. So blieb er darauf angewiesen, sich mit Garibaldi zu „verständigen", ein Verhältnis, das später die Armee jeglicher Unterstützung durch Garibaldi beraubte. Es war ferner längere Zeit unklar, ob das 24. Korps sowie die Festungen im Operationsgebiet von Bourbaki Anweisungen empfangen sollten oder nicht. Es war dies keine Unterlassung Freycinets, sondern Absicht; der Sieg war den republikanischen Machthabern eben anscheinend weniger wichtig als die Politik. Die langsame und anstrengende Überführung der Armee von der Loire nach der Saône ließ die Möglichkeit eines überraschenden Auftretens im Osten so gering erscheinen, daß Bourbaki vernünftigerweise gar nicht mehr mit ihr rechnete.

Nach der ersten kurzen Besprechung des Operationsplanes am 19. Dezember hatte er nun während des Bahntransports Zeit, den Plan noch einmal gründlich zu überlegen. Das Ergebnis dieser Überlegung war die Erkenntnis, daß seine Streitkräfte zu einem durchschlagenden Erfolg nicht stark genug waren, zumal da die Heeresleitung keine Miene machte, mobilisierte Nationalgarden zum Schutz der rückwärtigen Verbindungen heranzuziehen. Er beantragte deshalb am 23. Dezember, daß auch das 15. Korps auf den östlichen Kriegsschauplatz übergeführt werde, ein Entschluß, dem man nur zustimmen kann, zumal da sich Chanzys Armee nunmehr so weit erholt haben mußte, daß sie in der Lage war, Teile zur Deckung der Patronenfabrik in Bourges abzugeben.

Diesen Antrag nahm aber die Heeresleitung recht übel auf. Sowohl Freycinet wie der von ihm nunmehr als Aufpasser Bourbaki beigegebene de Serres machen Bourbaki den Vorwurf, er spreche absichtlich unklar und wisse nicht, was er wolle. Er hätte das 15. Korps gleich beantragen müssen. Außerdem wirft Freycinet Bourbaki vor, daß er entgegen dem Operationsplan das 24. Korps nach Besançon fahren lasse, anstatt nach Dôle. Das stimmt nicht. Im Operationsentwurf Freycinets steht ausdrücklich Besançon. Es wußten also die Herren der Französischen Heeresleitung selbst nicht, was sie wollten. Nur Gambetta übersah die Lage besser und gab Bourbaki recht. Aber auch er wagte es nicht, den berühmten Helden Garibaldi dem Armeeführer zu unterstellen und Bourbaki die Freiheit des Handelns zu verschaffen, die ein Armeeführer braucht, um erfolgreich operieren zu können.

Um so mehr ist anzuerkennen, daß Bourbaki, unbeirrt durch die Vorschriften der Heeresleitung, von Anfang an danach strebte, das XIV. Deutsche Armeekorps mit Überlegenheit anzugreifen. Aber kaum hatte er Anfang Januar seine drei Korps gegen die allen Nachrichten nach bei Vesoul versammelten Kräfte des Generals v. Werder in Marsch gesetzt, als die Heeresleitung versuchte, ihn von seinem richtig erkannten Ziel abzulenken, weil sie das bei Auxerre stehende Deutsche halbe VII. Armeekorps überschätzte und an eine ernstliche Bedrohung von Dijon durch dieses Korps glaubte. Bourbaki befolgte aber das Ansinnen der Heeresleitung nicht und blieb bei seinem Entschluß, den Feind bei Vesoul anzugreifen. Es ist natürlich, daß dieser Eingriff der Heeresleitung der Tatkraft des Armeeführers nicht förderlich war. Dazu kam, daß das Heer nur äußerst mangelhaft mit Fuhrwerk ausgestattet war, eine Tatsache, die seine Schlagfertigkeit und Operationsfähigkeit wesentlich verminderte und die es an die Eisenbahn fesselte.

Außerdem mußten erst die Folgen des überaus beschwerlichen Eisenbahntransports überwunden werden. Bei dem an sich geringen kriegerischen Wert der Truppen ist es verständlich, daß Bourbaki vorsichtig, ja fast ängst-

lich zu Werke ging und seinen Angriff auf den Feind von Vesoul so lange verschob, bis er alle seine Truppen zur Hand wußte.

Zum Angriff in Richtung Vesoul kam es nicht, denn die in Bourbakis Hauptquartier eingegangenen Nachrichten deuteten darauf, daß des Feindes Hauptkräfte nicht mehr bei Vesoul, sondern westlich Belfort zu suchen seien. Infolgedessen marschierte Bourbaki nach Osten ab. Kaum war dieser Abmarsch angetreten, so liefen Nachrichten ein, die darauf schließen ließen, daß die Deutschen in zwei Gruppen, die eine bei Vesoul, die andere bei Arcey, vor Belfort ständen. Bourbaki beabsichtigte deshalb, nunmehr sich zwischen beide Gruppen zu schieben und seine Aufgabe defensiv zu lösen. Maßgebend für diesen Entschluß war die Erwägung, daß das Französische Ostheer zu einer kräftigen Offensive sehr viel weniger geeignet war als zur Abwehr und daß die bei Vesoul stehende Deutsche Heeresgruppe unbedingt zum Angriff schreiten müsse, wollte sie den Entsatz Belforts verhindern.

Am 1. Januar hatte die Französische Heeresleitung trotz ihrer ursprünglichen Weigerung das 15. Korps zur Verfügung Bourbakis gestellt. Es sollte trotz äußerst ungünstiger Bahnverhältnisse nach Clerval geführt werden. Der Transport mißlang ebenso wie der des 18. und 20. Korps, das 15. Korps kam also in der Hauptsache zu spät. Außerdem wurde durch seine Heranführung die Bahn für Verpflegungstransporte gesperrt, so daß auch die Bewegungen der andern Korps beeinträchtigt wurden.

Da gleichzeitig mit Bourbaki auch General v. Werder den Abmarsch nach Osten antrat, so kam es am 9. Januar zum Treffen von Villersexel. Ohne Zweifel sind die Franzosen berechtigt, sich diesen Tag als Sieg anzurechnen, denn sie gewannen schließlich dank dem energischen Eingreifen Bourbakis das heißumstrittene Städtchen. Aber mehr erreichten sie nicht. Die Deutschen griffen das Französische Ostheer am 10. Januar nicht an, sondern marschierten nach der Lisaine ab.

Die Französische Heeresleitung hielt sich während dieser Ereignisse vollkommen zurück. Die Verantwortung für das lange Zaudern bis zur Ausgabe des durch die neue Lage gebotenen Armeebefehls fällt daher auf Bourbaki allein. Wäre er am 10. Januar morgens mit seiner ganzen Armee nordwärts vorgegangen, so hätte er wahrscheinlich seinen Erfolg vom 9. vervollständigt. So aber geschah bis zum 13. Januar nichts.

Dadurch gewannen die Deutschen Zeit, sich an der Lisaine zu hartnäckiger Verteidigung einzurichten. Wohl konnten durch den Stillstand der Bewegungen vom 10. bis 13. Januar die Division Crémer und erhebliche Teile des 15. Korps herankommen, aber diese Verstärkungen wogen nicht den Vorteil auf, den man den Deutschen dadurch gelassen hatte, daß man weder ihren Marsch zur Lisaine noch ihre Einrichtung an diesem Abschnitt störte.

Bourbaki begründet sein Zaudern mit Verpflegungsschwierigkeiten, die ja fraglos bestanden, die aber auch zum Teil seine Schuld sind, weil er es unterlassen hat, rechtzeitig den Armee-Intendanten von seinen Absichten zu benachrichtigen. Immerhin hat Bourbaki den einzig richtigen Entschluß gefaßt, als er beschloß, die Deutschen an der Lisaine anzugreifen. Es trifft ihn also lediglich der Vorwurf zu langsamen Handelns.

Die Französische Heeresleitung dachte aber anders. Sie wünschte, daß Bourbaki seine Armee nach Norden führen sollte, um die Deutschen Verbindungen zu unterbrechen. Auch das neueste Werk des Französischen Generalstabes hält den Angriff auf die Stellung an der Lisaine für falsch. Es ist der Ansicht, daß Bourbaki das 15. Korps gegenüber Werder hätte belassen sollen, während das 18., 20. und 24. Korps über Vesoul dem durch die Côte d'Or mit dem Deutschen II. und VII. Armeekorps anrückenden General v. Manteuffel entgegengehen und zu gleicher Zeit die Division Crémer mit der Besetzung von Langres die Deutsche Etappenlinie Blesme—Nancy unterbrechen sollten.

Hier fällt uns unwillkürlich der Ausspruch Napoleons I. ein: „Es gibt viele gute Generale, aber sie sehen zu viel auf einmal; ich sehe nur die Massen, suche sie zu zertrümmern und bin sicher, daß mir die Nebensachen dann von selbst in den Schoß fallen". So auch hier.

General v. Werder hätte sicher das 15. Korps angegriffen und geschlagen. Das II. und VII. Armeekorps waren ebenso sicher dem 18., 20. und 24. Korps gewachsen, jedenfalls konnten sie deren Angriff so lange widerstehen, bis General v. Werder herankam. Die zur Unterbrechung der Deutschen Etappenlinie entsandten Französischen Truppen fehlten bei der Schlacht. Siegten die Deutschen, so war die Verbindung wieder offen. Eine vorübergehende Unterbrechung der Verbindungen war wohl störend, aber nicht ausschlaggebend, denn es war doch klar, daß die Deutschen so weitblickend gewesen sein mußten, sich mit Lebensmitteln und Schießbedarf für den Fall einer Unterbrechung ihrer Zufuhr vorzusehen.

Der Vorschlag der Französischen Heeresleitung und der des Französischen Generalstabes hätten wahrscheinlich zu einem zweiten Sedan an der oberen Saône geführt. Bourbaki konnte nicht anders handeln, er mußte Werder beseitigen, ehe er an eine andere Aufgabe ging, um so mehr, als Werder sich unbedingt stellen mußte und unmöglich weiter ausweichen konnte. Man kann Bourbaki aber den Vorwurf nicht ersparen, daß er selbst recht viel dazu beigetragen hat, seinen richtigen Entschluß zum Mißerfolg zu führen.

Die Befehle sind ungenügend; die Unterführer werden über die Absicht des Oberführers mangelhaft unterrichtet, können also nicht in seinem Sinne selbständig handeln. Bourbaki scheut sich, va banque zu spielen und den letzten Mann rücksichtslos einzusetzen, um den Sieg zu erringen, und

dies, obwohl die Zeit drängte und das Gewitter im Westen sich näherte. Er bezeichnete sich selbst seiner Umgebung gegenüber für zu alt, um den kühnen Entschluß zum Einsatz aller Kräfte zu fassen, obwohl er das fünfzigste Lebensjahr kaum überschritten hatte.

Als der Angriff auf die Lisaine-Stellung gescheitert war, mußten sich die Französische Heeresleitung und Bourbaki mit der neuen Lage abfinden.

Mit voller Sicherheit stand nunmehr der Anmarsch des II. und VII. Armeekorps zwischen Langres und Dijon hindurch in Richtung auf die obere Saône fest. Man hatte General v. Werder mit seinen 80 000 Mann nicht schlagen können, nun kamen weitere 50 000 an. Es konnte sich also jetzt nicht mehr um einen Sieg, sondern nur noch um die Erhaltung der Armee handeln. Der Zustand der Armee war traurig. Die Folgen der Entmutigung machten sich geltend, die moralische Kraft der Truppe war durch Mißerfolg, Kälte und Hunger gebrochen. Zum Angriff war sie unfähig.

Dies mußte auch die Heeresleitung einsehen und in Rechnung stellen. Trotzdem zog sie die Konsequenzen der Lage nicht und konnte sich nicht dazu entschließen, durch einen raschen Rückzug die Armee aus ihrer jetzt schon fast aussichtslosen Lage herauszuführen. Es scheint, daß man sich selbst absichtlich über die Lage hinweggetäuscht und nicht gewagt hat, das Scheitern der Operation sich und dem Volk zu gestehen.

Über die Bewegungen des Generals v. Manteuffel sandte der militärisch zweifellos befähigte Präfekt von Indre et Loire dauernd vortreffliche Nachrichten. Man schenkte aber den Ansichten des Generalstabschefs Garibaldis, eines zweifelhaften Abenteurers, mehr Glauben und nahm an, daß Manteuffel auf Lure marschiere. Wie ein Ertrinkender sich an einen Strohhalm klammert, entwarf man mit einer wunderbaren Beharrlichkeit täglich neue Offensivpläne.

Als das Scheitern des Angriffs auf die Lisaine-Stellung unzweifelhaft feststand, schlug die Heeresleitung dem General Bourbaki erneut vor, das 15. Korps dem General v. Werder gegenüber stehen zu lassen, mit den andern den General v. Manteuffel anzugreifen, und zwar unter Mitwirkung des bei Vierzon stehenden neuformierten 25. Korps, was schon wegen seiner Entfernung vom Operationsgebiet gar nicht in Frage kommen konnte.

Die Aussichtslosigkeit dieses Planes ist schon besprochen. Gleich am nächsten Tage kam ein anderer Plan zum Vorschein: Bei Besançon und Auxonne sollten genügende Kräfte die Deutschen festhalten, die Masse der Armee aber sollte mit der Bahn nach Nevers zurückfahren und bei Clamecy sich mit dem 25. Korps vereinigen, um von da über Troyes und Châlons sur Marne der Nordarmee unter Faidherbe die Hand zu reichen und die Deutsche Etappenlinie zu unterbrechen. Für den 23. Januar 1871 wurde die Bereitstellung des rollenden Materials in Besançon befohlen. Abgesehen

davon, daß am 19. General v. Manteuffel den entscheidenden Abmarsch nach Süden antrat und damit die Bahn bedrohte, wäre dieser Transport wegen ungenügender Vorkehrungen ebenso gescheitert wie der nach Osten. Der Abtransport unterblieb, weil die Deutschen am 22. die Bahn unterbrachen.

Entkleidet man diesen Plan des phantastischen Aufputzes der Offensive über Troyes, der zweifellos zur Beruhigung und Täuschung der Massen dienen sollte, so liegt ihm der gesunde Gedanke zugrunde, die Armee möglichst schnell aus ihrer hilflosen Lage herauszuführen. Deshalb war Bourbaki sofort damit einverstanden.

Erst am 22. Januar sah die Französische Heeresleitung ein, daß General v. Manteuffel nicht daran dachte, sich mit General v. Werder über Vesoul zu vereinigen, sondern die Verbindung der Ostarmee mit Lyon und Dijon zu unterbrechen strebte. Nun forderte sie Bourbaki auf, seinen Marsch Doubs-abwärts zu beschleunigen und den bedrohten Bahnknoten von Arc et Senans zu besetzen. Sie unterließ es aber, Garibaldis sogenannten Sieg bei Dijon auszunützen und ihm einen Angriff gegen das Preußische II. Armeekorps zu befehlen. Es rächte sich nun, daß keine klaren Befehlsverhältnisse geschaffen waren. Die Heeresleitung wagte es nicht, den Helden Garibaldi zur Offensive zu treiben, und ihm fiel es gar nicht ein, sein teures Leben und das seiner Tapferen aufs Spiel zu setzen, um durch einen Angriff der Ostarmee zu helfen. Bourbaki aber durfte ihm nichts befehlen. Und doch hätte zweifellos ein Angriff Garibaldis, der über mehr als 20 000 Mann verfügte, dem II. Armeekorps verhältnismäßig lange Aufenthalt bereiten und Bourbakis Lage erheblich verbessern können, wenn zugleich auch die Festung Auxonne sich rührte.

Als am 23. Januar das Erscheinen der Deutschen bei Byans südlich des Doubs bekannt wurde, mußte man einsehen, daß es jetzt nicht mehr möglich war, die Ostarmee nach dem Innern Frankreichs zurückzuführen, denn um diese Zeit befand sich die Armee zwischen beiden Doubsläufen vom Lomont bis zur Loue. Die Deutschen standen somit näher an der letzten freien Straße über den Jura als die Masse der Ostarmee und marschierten zudem viel schneller als diese.

Es blieb also jetzt schon nichts anderes mehr übrig als ein verzweifelter Durchbruch, der Übertritt nach der Schweiz oder eine Verteidigung, gestützt auf Besançon und die starken Abschnitte des Doubs und der Loue. Zum Angriff taugte die Armee nicht mehr, nach der Schweiz wollte man nicht, es blieb also zunächst nur das Halten bei Besançon. Vorbedingung dafür war aber das Vorhandensein von Lebensmitteln. Gelang es, solche in genügender Menge bereitzustellen, so bestand begründete Aussicht, sich so lange zu halten, bis Verstärkungen von der Loire und aus dem Süden kamen, denn die Streitkräfte der Deutschen reichten weder zu einem Angriff auf die starken Stellungen, noch zu einer Einschließung aus.

Die Heeresleitung tat aber auch jetzt nichts, ebenso wie sie zu Beginn der Operationen keine Vorräte nach Besançon gesandt hatte. Die Bahn nach Besançon war allerdings unfahrbar, aber nach Pontarlier konnten noch Transporte gesandt werden. Statt dessen wurde der Vertrauensmann der Heeresleitung beim Oberkommando der Ostarmee, de Serres, am 24. Januar abberufen. Während so die Ratten das sinkende Schiff verließen, forderte die Heeresleitung den General Bourbaki auf, etwas zur Unterstützung Garibaldis zu unternehmen. Dieser Befehl entsprang entweder einer vollkommen falschen Beurteilung der Lage, oder war bestimmt, den Armeeführer darüber zu täuschen, daß man die Sache als verloren ansah. Wie Hohn berührt bei dem erbärmlichen Zustand der Armee die noch am gleichen Tage beim Oberkommando eingehende Aufforderung, über Dôle und Mouchard vorzugehen und dann auf Dijon vorzustoßen. Auch wenn dieser Durchbruch, mit der letzten Kraft und dem Mut der Verzweiflung unternommen, gelang, so war die Armee doch verloren, denn die Deutschen hätten sich rechts und links angehängt, der Mangel aber hätte zur Waffenstreckung im freien Felde gezwungen.

Während so die Heeresleitung die Ostarmee mehr hinderte als förderte, hat auch deren Führer, gebeugt durch die Last des Mißerfolges, nicht immer richtig gehandelt. Trotz ausgezeichneter Nachrichten schloß er sich der Ansicht der Heeresleitung an und hielt nicht den General v. Manteuffel, sondern den General v. Werder für den gefährlicheren Feind; lange wollte er nicht glauben, daß General v. Manteuffel ihm den Rückweg abschneiden wolle.

In vier Tagen konnte er nach dem Mißerfolg an der Lisaine die Armee nach Besançon, in weiteren vier Tagen hinter die Linie Arbois—Dôle zurückführen. Dann war die Armee der Umfassung entzogen und stellte nach einiger Zeit wieder einen Machtfaktor dar, der beim Friedensschluß in die Wagschale fiel. Er wagte es aber nicht, sich zu solch radikaler Lösung aufzuschwingen, aus Furcht, von der ihm unverhüllt mißtrauenden Heeresleitung ein Feigling genannt zu werden, und blieb bei halben Maßregeln, als der Ring seiner Gegner sich immer drohender zusammenzog. Das Ende vom Liede war der Selbstmordversuch des Führers und die Waffenstreckung der Armee beim Übertritt in die Schweiz.

Der Ostfeldzug hat große Ähnlichkeit mit dem Versuch Mac Mahons, Metz zu entsetzen. Mit minderwertigen Truppen und ungenügender Streiterzahl unternommen, scheiterte er nicht nur an der größeren Tüchtigkeit des Gegners, sondern auch daran, daß eine dilettantische Heeresleitung altbewährte Grundsätze der Kriegführung außer acht ließ, um der öffentlichen Meinung zu schmeicheln, und weil Heeresleitung und Armeeführer aus Furcht vor der öffentlichen Meinung sich nicht zur Einsicht der tatsächlichen Verhältnisse und damit der Erfolglosigkeit ihrer Unternehmungen aufschwangen, sondern sich und das Volk so lange in Täuschung hielten, bis das Unheil da war.

Bernadotte und die Sachsen bei Wagram.
5. und 6. Juli 1809.

Von

v. Werlhof,
Königlich Sächsischer Generalmajor z. D.

Mit einer Skizze im Text.

Die Sächsische Armee hatte an der Seite der Preußischen bei Jena den Zusammenbruch der starren Formen des noch von Friedrich dem Großen geschaffenen Heerwesens gegenüber dem durch die Französische Revolution neu hervorgerufenen und von Napoleon ausgebildeten beweglicheren System mit erlebt.

Wenn daraufhin die Durchführung der für die Umgestaltung der Armee als erforderlich erkannten Reformen nicht sofort erfolgte, so waren die Gründe zum Teil finanzieller Natur, zum Teil lagen sie darin, daß der Reiterei die Pferde zugunsten der Französischen Kavallerie genommen waren, daß ein Kontingent von 6000 Mann zur Belagerung Danzigs gestellt werden mußte, und daß nach Friedensschluß eine gleiche Truppenzahl für Besatzungszwecke gegeben wurde.

Die Sachsen traten infolgedessen in den Krieg von 1809 neben den Franzosen und deren Verbündeten als die letzten Repräsentanten eines veralteten Systems. Der Geist des Heeres war gut, die Mannschaft willig und diszipliniert, das Offizierkorps vortrefflich, abgesehen von dem verhältnismäßig hohen Lebensalter, das besonders bei den höheren Führern eine Neigung zum Festhalten an den gewohnten Formen hervorrief. Infolgedessen waren die größeren Truppenübungen, die zuletzt im Jahre 1808 in zwei Divisionen aller Waffengattungen stattgefunden hatten, nur von beschränktem Nutzen gewesen*).

Die Sachsen besaßen von den Rheinbundskontingenten die geringste Kriegserfahrung, denn, abgesehen von den vor Danzig verwandten Truppen, hatte nur ein am Feldzuge von 1806 unbeteiligt gebliebenes Kürassierregiment

*) Dies ist zu erwähnen, um die Behauptung der neuesten Veröffentlichung auf diesem Gebiete: Marschall Bernadotte von Klaeber, Gotha 1910, S. 241, zu berichtigen, die angibt, daß, abgesehen vom Kriege 1806/07, seit 1796 fast keine Sächsische Truppe die Garnison verlassen habe. 1802 und 1803 war die ganze Armee bei Dresden bzw. Mühlberg zusammengezogen.



1807 bei Heilsberg und Friedland, und zwar mit großer Auszeichnung gekämpft. Überhaupt war die Kavallerie vortrefflich. Sie galt als eine der besten Europas*) und hatte aus dem Siebenjährigen Kriege und den Rheinfeldzügen den besten Ruf. Wenn es ihr gelungen war, den schwersten Schlag, der eine Reitertruppe treffen kann: die Abgabe ihrer Pferde, so bald und derart zu überwinden, daß sie jederzeit allseitige Anerkennung, auch von Napoleons Seite fand, so ist das nur auf ihre lange Dienstzeit und die sorgfältige Ausbildung, die auf die Schulung der Rekruten volle zwei Jahre verwandte, zurückzuführen.

Aber die übrigen Waffen blieben hinter ihr zurück. Besonders wenig verwendungsfähig zeigte sich die Artillerie, als der soeben an die Spitze der Sächsischen Truppen gestellte Marschall Bernadotte, Fürst von Ponte-Corvo, sie am 24. März bei Blasewitz vor sich exerzieren ließ. Das Zunftwesen klebte ihr noch an, und ihr Zustand war derselbe, wie zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, den Aster in seiner „Beleuchtung der Kriegswirren 1756" (Dresden 1848) in Beilage 3 so anschaulich schildert. Im Frieden war der Artillerietrain (Roßpartei genannt) der Hauptzeughausverhaltung unterstellt und damit der Einwirkung des Korpskommandanten der Feldartillerie gänzlich entzogen. Er bestand nur aus einem Schirrmeister und zwei bis vier Knechten mit vier bis acht Pferden. Zu den Schießübungen, anläßlich deren das Feldartilleriekorps alljährlich im Frühjahr bei Dresden vereinigt wurde, schaffte der Schirrmeister die benötigten Geschütze nach und nach auf den Schießplatz. Ein Nachtschießen fand nie statt. Im übrigen nahm der Garnisondienst unter dem Gewehr die Hauptzeit in Anspruch neben etwas Unterricht, Feuerwerkerei und Exerzieren am unbespannten Geschütz. Die Artillerieoffiziere waren unberitten und standen ebenso wie die Unteroffiziere zum Teil in höherem Lebensalter. Ein Batterieformieren fand nicht statt, auch nicht in den Übungslagern. In diesen wurden lediglich den Infanteriebataillonen, wie bis 1812 üblich, je zwei Vierpfünder zugeteilt, und diese mit angeforderten Vorspannpferden durch Bauernfuhrleute bespannt, auch wohl, um Unordnungen vorzubeugen, von der Bedienung an Seilen gezogen. Unordnungen waren bei Seitenbewegungen und beim Abprotzen und Feuern, besonders aber beim Aufprotzen nach dem Feuern unvermeidlich, da die des Schießens ungewohnten Pferde nicht leicht wieder an die Geschütze heranzubringen waren. Bei einer Mobilmachung wurde die Roßpartei aus Ersparnisrücksichten erst kurz vor dem Abmarsch der Armee organisiert. Die Ämter verteilten die Zahl der zu stellenden Stückknechte auf die Gemeinden, und diese zahlten für ihre Anwerbung 15 bis 30 Taler auf den Kopf. Die Geworbenen gehörten der Hefe des Volkes an; unter ihnen befanden sich Vagabunden und entlassene Sträflinge. Wenn sie gesund waren und das

*) Mémoires du général Baron de Marbot. Paris 1892. II, S. 276.



Maß hatten, so fragte man nicht nach Reit- und Fahrkunst, nicht nach dem Verständnis für die Pferdepflege. Sie standen unter Schirrmeistern (Unteroffizieren), die sich zum Teil aus verabschiedeten Kavalleristen oder Kanonieren, die vom Fuhrwesen wenig verstanden, zusammensetzten, zum Teil aus herabgekommenen Landwirten, Kaufleuten usw., die in moralischer Beziehung häufig nicht viel höher standen als ihre Untergebenen. Der Kommission zur Abnahme der Pferde gehörte kein Feldartillerieoffizier an. Die Beschirrung und Zusammenstellung der Züge wurde seitens des Zeughauses unter Zuziehung der Schirrmeister vorgenommen. Die Roßpartei-Kommandos lagen auf den Dörfern, bis sie einige Tage vor dem Ausmarsch — 1806 waren es Stunden gewesen! — an die dazu befehligten Artillerieoffiziere übergeben wurden. Zum Einexerzieren der bespannten Batterien blieb also wenig Zeit, es standen nur die Rasttage zur Verfügung. Die in Verwendung befindlichen Geschützarten waren sehr zahlreich, eine Munitionsergänzung Französischerseits war ausgeschlossen.

Auch die Waffen der Infanterie standen nicht auf der Höhe. Statt der sogenannten Kuhfüße, gerade und kurz geschäfteten Flinten, die sehr schlecht gearbeitet waren, hatte man mit der Einführung Neusuhler Gewehre mit verlängerten Bajonetts begonnen, bei Ausbruch des Feldzuges waren indessen erst zwei Regimenter mit ihnen bewaffnet. Die Bildung des Karrees war weitschweifig. Der Bajonettangriff in Linie nach vorangegangenem Feuer, das meistens übereilt und wenig gezielt abgegeben wurde, galt noch wie zur Zeit des Siebenjährigen Krieges als die Quintessenz der Gefechtsdurchführung. Man besaß nicht die Manövrierfähigkeit der beweglichen Kolonnen, und die zerstreute Fechtart der Franzosen hatte sich bei der Sächsischen Infanterie noch nicht Bahn gebrochen. Allerdings waren, wie auch im Preußischen Heere bis 1806/07, bei jeder Kompagnie ein Korporal und zehn Scharfschützen zum Tiraillieren bestimmt, es wurden die besten Leute dazu genommen, meist „Unteroffiziersubjekte“. Schon seit Jahren traten sie unter Führung eines ausgesuchten Offiziers im Bataillon zusammen, aber die große Masse der Infanterie hatte keine solche Ausbildung erfahren; und es ist unter diesen Umständen sehr zweifelhaft, ob Bernadotte mit der dauernden Zusammenstellung dieser Leute, zu denen sogar die „Reserveschützen“ traten, in zwei Schützenbataillonen das Richtige traf. Sie erfolgte im Mai. Es wurden damit zwei Elitebataillone geschaffen, die sich in den Feldzügen von 1809 und 1812 vortrefflich bewährten, aber zugleich den Infanteriebataillonen das einzige der neueren Gefechtstaktik entsprechende Material entzogen, während es zur Zeit unmöglich war, einen auch nur einigermaßen genügenden Ersatz zu schaffen. Selbstverständlich erhielten die Schützenbataillone erst nach dem Feldzuge eine besondere Uniform, zunächst trugen sie ihre bisherigen Abzeichen, die grünen Federstütze, zu den weißen Röcken und Beinkleidern der Linieninfanterie weiter, die, wie wir sehen werden,

wegen der Ähnlichkeit mit der Österreichischen Uniform bei Wagram eine verhängnisvolle Rolle spielen sollten. Rote Röcke hatte nur die Leib-Grenadier-Garde. Wenn der Marschall Bernadotte nach seinen vielen dem Kaiser Napoleon vorgetragenen Klagen nicht im unklaren über die den unterstellten „kriegsuntüchtigen" Truppen anhaftenden taktischen Mängel geblieben ist, so muß es unbegreiflich erscheinen, daß er die lange, ihm durch die Umstände gelassene Zeit so wenig zur Ausbildung nach Französischen Grundsätzen benutzte. Erst Mitte April wurde ins Feld gerückt, mehr als 14 Tage stand das Korps bei Linz und fast vier Wochen im Hüttenlager bei St. Pölten. Bei Soldaten hat wenigstens noch immer das Handeln für wertvoller gegolten als das Reden und Klagen. Ebenso verwunderlich bleibt die Verwendung der dem Korps zugeteilten Französischen Truppen. Bei der Schwäche der nur mit 16 300 Mann Feldtruppen ausgerückten Sachsen hatte man nach vielem Hin und Her Bernadotte die nach Napoleons Armee-Einteilung vom 8. April 11 000 Mann mit zwölf Geschützen zählende Division Dupas überwiesen. In Wirklichkeit bestand sie aber nur aus 1 Linien- und 1 leichten Infanterieregiment, 5 Bataillonen = 3600 Mann. Wenn der Marschall nun nach seinem Schreiben an den Generalstabschef Berthier vom 6. Mai*) es für nötig hielt, daß die Sächsische Armee durch das Beispiel kriegsgeübter Truppen Stärkung und Anregung erfahre; wenn er am 28.**) diesem mitteilte: „Die Sachsen, wiederhole ich, sind außer Stande, allein zu fechten . . ., mit den Sachsen kann ich nichts machen," übrigens denselben Truppen, die er schon am 17. hatte fechten sehen und dem Kaiser gegenüber hatte beloben können***), so ist es doch merkwürdig, daß drei der besten Sächsischen Bataillone (2 Grenadierbataillone, 1 Schützenbataillon) an die Division Dupas abgegeben wurden. Nach Rücksendung minder felddienstfähiger Offiziere und Unteroffiziere zwecks Aufstellung neuer Truppenverbände in der Heimat und nach Verschmelzung je zweier schwacher Bataillone in eins bestand die Dupassche Division nunmehr aus 8 Bataillonen, darunter 3 leichte bzw. Schützenbataillone, aber ohne Kavallerie, die übrigen hatten 6 Bataillone ohne Schützen und 12 Eskadrons bzw. 7 Bataillone einschließlich 1 Schützenbataillon und 8 Eskadrons. Die Artillerie war den Divisionen nicht zugeteilt. Die enge Berührung mit den Franzosen und dem mißtrauischen Dupas gab übrigens zu vielfachen Streitigkeiten Veranlassung.

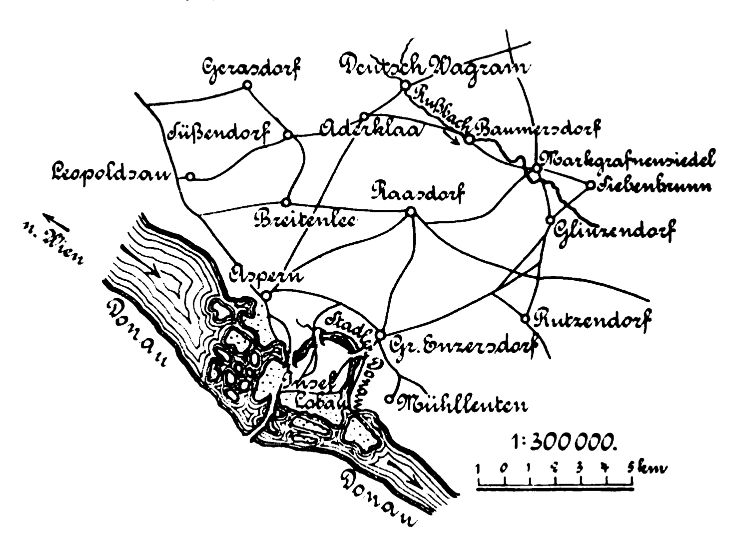
So erreichte das 9. Korps nach Marschleistungen, die, obwohl es nicht ohne Marschkrankheiten und Druckschäden abging, als gute bezeichnet werden müssen, und nach einem siegreichen Gefechte unweit Linz bei Dornach, wo man am 17. Mai den Württembergern zu Hilfe kam, am 4. Juli die Ver-

*) Abgedruckt bei Klaeber S. 249.

**) Abgedruckt bei Klaeber S. 253.

***) Schreiben vom 18., abgedruckt bei Sauzey, Les Allemands sous les aigles françaises. Paris 1907. III, S. 51.

einigung mit der Französischen Armee auf der Lobau-Insel. Bei Dornach eroberte leichte Geschütze hatte der Marschall zur Bildung einer Reitenden Batterie verwandt, die aber bei mangelhaften Reitern auf unrittigen Pferden nur geringe Leistungen versprach. Der Inselbesatzung wurden zwei Grenadierbataillone zugeteilt. Eine Batterie ward zur Besetzung einer Schanze gegenüber Mühlleuten befehligt, eine andere sah sich durch Einschieben Französischer Kolonnen ohne eigene Schuld abgedrängt. Beide Batterien erreichten ihr Korps, das am 5. Juli bis 2 Uhr nachmittags den Übergang über die Stadler Donau beendete, erst am Morgen des folgenden Tages. Ein Chevaulegerregiment wurde, ohne den Marschall in Kenntnis zu setzen, zur Bedeckung der Oudinotschen Batterien verwandt, auch die Division Dupas erhielt einen Sonderbefehl, so daß Bernadotte nur 12 Bataillone, 16 Eskadrons und 14 Geschütze verblieben.



Der größte Teil der Armee zog sich im Vormarsche gegen die Rußbach-Linie fächerförmig auf dem Marchfelde auseinander, die Korps in Bataillonsmassen formiert. Gegen 4 Uhr nachmittags nahm ein Sächsisches Bataillon durch einen entschlossenen Angriff, wie es im Berichte des rangältesten Sächsischen Generals, Generalleutnant v. Zezschwitz, heißt, das schwach besetzte Raasdorf. Eine die linke Flanke bedrohende Österreichische Kürassierbrigade — Roussel — wurde zwischen diesem Dorfe und Aderklaa nach 5 Uhr von der Sächsischen Kavallerie geworfen; ein Regiment versagte. Zugleich wurde das Karree eines feindlichen Infanteriebataillons*) gesprengt. Augenzeuge, nicht Führer der

*) Nicht Clerfait-Infanterie, wie Exner, Gersdorff und Treitschke behaupten. (Exner, Die Anteilnahme der Königlich Sächsischen Armee am Feldzuge gegen Österreich 1809. Dresden 1894. Deux lettres adressées au lieutenant général Comte Gérard et au

attackierenden Kavallerie, wie Französische Quellen behaupten, war der Chef des Bernadotteschen Generalstabes, General Gérard. Die Folge der Attacke war die Freilegung der ganzen Ebene bis jenseits Aderklaa. Hatte vor ihr der Marschall zum Generalleutnant von Zezschwitz gesagt: „Die Sächsische Kavallerie hat nichts zu tun, als die hohe Meinung zu rechtfertigen, die man selbst im Kaiserlichen Hauptquartier von ihr hat,“ so rief er nachher den Offizieren der Leib-Kürassier-Garde, die sich schon 1807 ausgezeichnet hatte, zu: „Ich habe mich stets auf Sie verlassen, aber heute haben Sie meine Erwartungen übertroffen“*). Napoleon aber dankte den Husaren, die ihm am folgenden Tage die im Handgemenge eroberte Fahne überbrachten, mit den Worten, er schätze ihr ausgezeichnetes Regiment wie eins der bravsten seiner Armee. Das einzige Kavallerieregiment, das überhaupt einen Tadel seitens des Marschalls empfing, war das Chevaulegerregiment „Prinz Johann“, und zwar weil es ohne seinen Befehl das Korps verlassen habe, obwohl es Meldung erstattet hatte, daß dies auf unmittelbaren Befehl des Kaisers geschehen sei.

Während das Zentrum der Armee zum Angriff auf die durch drei Österreichische Armeekorps besetzte Rußbach-Linie bereitstand, waren die Flügel (Davout und Bernadotte) noch nicht herangekommen; der linke (das 9. Korps) traf zuletzt ein, da er den weitesten Weg hatte. Napoleon gab aber, um noch vor Einbruch der Dunkelheit den gewünschten Erfolg zu erzielen, den Angriffsbefehl. Bernadotte erhielt ihn um 7 Uhr durch den General Savary**). Das Angriffsziel war das Dorf Deutsch-Wagram. Die Beschießung durch die zur Stelle befindlichen acht Geschütze (leichte Achtpfünder) — die andere noch beim Korps befindliche Batterie traf erst nach Einbruch der Dunkelheit ein — konnte den Angriff um so weniger vorbereiten, als sie durch die überlegene feindliche Artillerie mehr als in Anspruch genommen war. Nach kurzer Wirkung erhielt die der zur Stelle befindlichen 2. Division angehörige Brigade v. le Coq (3 Linienbataillone, 1 Schützenbataillon) gegen 8 Uhr abends den Befehl, das Dorf zu nehmen. Die Schützen vor der Front, die Bataillone in Kolonnen dahinter, so wurde der steilufrige, dicht bebuschte Rußbach auf der Brücke überschritten bzw. durchwatet. Das Wasser reichte bis zu den Patrontaschen. General Hamelinaye, Erster Adjutant des

---

Maréchal du camp baron Gourgaud par C. de Gersdorff, lieutenant général. Dresde 1823. Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. 1838. — v. Treitschke, Die Königlich Sächsischen Truppen bei Wagram.) Ein solches Regiment kommt in der Österreichischen Kriegsgliederung nicht vor. Vgl. Frhr. Binder v. Krieglstein, Der Krieg Napoleons gegen Österreich 1809. Berlin 1906. Anlage II.

*) v. Schimpff, Geschichte des Königlich Sächsischen Garde-Reiter-Regiments. Dresden 1880. S. 304.

**) Es sei dies erwähnt, weil vielfach behauptet wird, daß Bernadotte aus eigenem Entschlusse angegriffen habe.

Marschalls, klatschte dem Vorgehen des Bataillons Low, neben dem er ritt, Beifall zu. Der Brigadekommandant führte den Angriff zu Fuß, da er am Bache sein Pferd verloren hatte, bald darauf wurde er verwundet zurückgebracht. In heftigem Kampfe gelang es mehrfach, den am jenseitigen Dorfrande gelegenen Kirchplatz zu erreichen, aber hier scheiterte jedesmal der Angriff an dem auf kurze Entfernung abgegebenen Geschützfeuer und an den Salven eines dort stehenden Infanteriebataillons. Auch von der anderen, zunächst in Reserve zurückgehaltenen Brigade der Division (drei Bataillone) war eins in dem sich nun entspinnenden Häuserkampfe verbraucht. Als mit Einbruch der Dunkelheit die Brigade v. Zeschau eintraf, wurden auch ihre drei Bataillone in das Dorf geworfen, während man die Brigade v. le Coq, soweit möglich, zurückzog. Dann erhielt die zuletzt — 9^{30} — erscheinende, nur noch zwei Bataillone starke Brigade v. Hartitzsch (vier waren abkommandiert) Befehl, „das brennende Dorf" zu stürmen, ohne daß ihr mitgeteilt worden wäre, daß sich bereits Sächsische Truppen in diesem befanden. Da der den Befehl überbringende Offizier nach Ausrichtung mit seinem Pferde von einer Kanonenkugel zu Boden geworfen wurde, war eine Rückfrage ausgeschlossen. Die Brigade ging in Linie mit gefälltem Bajonett und gespanntem Hahn vor. Die geschlossene Ordnung konnte beim Überschreiten des Baches und der Hecken nicht aufrechterhalten werden. Die Grenadiere sahen weiße Röcke vor sich und schossen die Gewehre in der gefällten Lage ab (!). Der General war tödlich verwundet. Die Offiziere, die durch zurückkommende Verwundete erfuhren, daß sich bereits Sachsen im Dorfe befanden, sprangen vor die Front, aber der Befehl zum Stopfen drang erst nach einiger Zeit durch. Die im Orte Fechtenden glaubten sich im Rücken angegriffen und warfen sich zum Teil den Eindringenden entgegen, die zugleich lebhaftes Geschütz- und Gewehrfeuer seitens des Feindes aus der rechten Flanke erhielten. Das Gefecht wurde zu einem zusammenhanglosen Gruppenkampfe um die einzelnen Gehöfte, und ein entschlossener Gegenangriff zweier Österreichischer Bataillone hatte den Erfolg, daß gegen 11 Uhr das Dorf geräumt wurde. Der Feind verfolgte nicht, vielleicht durch während der Nacht gegen das Dorf vorgetriebene Eskadrons, die trotz Sperrens der Brücke teilweise bis auf den Kirchplatz gelangten, dazu veranlaßt. Die Truppen sammelten sich in unmittelbarer Nähe Wagrams und gingen erst auf Befehl nach Aderklaa zurück, bei welchem Orte in einem Kolonnenkarree übernachtet wurde, nachdem um Mitternacht die Brigaden geordnet waren.

Aus Vorstehendem dürfte hervorgehen, daß an der Tapferkeit der Truppen nicht zu zweifeln ist, daß das Mißlingen des Angriffs aber an der höheren Führung lag, an der Unausführbarkeit des Befehls bei der vorgerückten Stunde ohne die Möglichkeit genügender Artillerievorbereitung, an den auflösenden Einflüssen eines nächtlichen Ortskampfes und einer Uni-

formierung, die, derjenigen des Gegners zum Verwechseln ähnlich, zu Mißverständnissen führen mußte. Schon vorher waren die sonstigen Angriffe gegen die Österreichische Stellung am Rußbache auf der ganzen Linie zurückgewiesen, den Sachsen zunächst derjenige der Division Dupas, die zuerst die Entwicklung der Italienischen Armee gedeckt und dann den Feind zwischen Baumersdorf und Wagram angegriffen hatte.

Die Tapferkeit der beiden dem General Dupas überwiesenen Bataillone — das dritte war der Besatzung der Insel Lobau zugeteilt — fand dessen lebhafte Anerkennung. Sie hatten, den Franzosen vorauseilend, eine Batterie von 18 Geschützen genommen, dann mit Französischer Hilfe das erste Treffen der Österreicher durchbrochen. Nach Scheitern des Angriffs der Division gegenüber frischen vom Erzherzog Karl selbst herbeigeführten Kräften war das Schützenbataillon v. Metzsch das einzige gewesen, das sich noch einmal festsetzte und als letzter Truppenteil das linke Rußbach-Ufer räumte. Die Schützen hatten mehr als die Hälfte ihres Bestandes verloren, bei dem Grenadierbataillon v. Radeloff waren sämtliche Offiziere bis auf einen Premierlieutenant tot oder verwundet, das Bataillon hatte mehr als ein Drittel der Mannschaft eingebüßt. Abgesehen von 100 Mann hatten beide Bataillone den Anschluß an die Division nicht mehr gefunden und sich an das Korps herangezogen. Auf Einzelbeispiele heldenmütiger Aufopferung in diesen Gefechten einzugehen, dürfte den Zweck dieser Skizze überschreiten.

Für den 6. Juli hatte Erzherzog Karl ein allgemeines Vorgehen angeordnet. Die Zeit des Antretens war den einzelnen Korps vorgeschrieben, um ein einheitliches Handeln zu erzielen, das aber infolge verspäteten Eintreffens der Befehle nicht erreicht wurde. Infolgedessen verunglückte der zuerst einsetzende Angriff des Österreichischen linken Flügels und erleichterte Napoleon die Durchführung seines Planes, den linken gegnerischen Flügel gegen die Mitte aufzurollen, während ein Massenangriff von Raasdorf aus das Zentrum durchbrach. Der General Dumas, der den Befehl überbrachte, die Nachtstellungen zu behaupten, fand Bernadotte kurz vor 4 Uhr morgens im Begriff, Aderklaa zu räumen, weil er sich auf seinem vorgeschobenen Posten vierhundert Schritt von den Österreichischen Vorposten dem Feinde viel näher befand als den eigenen Unterstützungen und das Dorf mit seinem kaum noch 6000 Mann Infanterie zählenden Korps nicht halten zu können glaubte. Entgegen Pelet*) ist hier zu erwähnen, daß sich die nächsten Truppen Massenas in Süßenbrunn und Breitenlee befanden, während sich die Division Dupas bei Baumersdorf sammelte und demnächst nach Raasdorf zurückging. Trotzdem wird es dem Marschall mit Recht zum Vorwurf gemacht, daß er den wichtigen Stützpunkt aufgab. Nur durch einen feindlichen

*) Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne par le général Pelet. Paris 1826. IV, S. 204.



Angriff hätte er dazu gezwungen werden dürfen! Das Dorf wurde sofort von den Österreichern besetzt und während der Vormittagsstunden ein heiß umstrittenes Kampfobjekt. Zunächst kam es zu einem dreistündigen Artilleriekampf, in dem sämtliche Sächsischen Geschütze seit 5 Uhr vor der Front des Korps nordwestlich Raasdorf gegen die weit überlegenen Batterien des 1. Österreichischen Korps, diese bei Aderklaa, in Tätigkeit traten. Über diesen Kampf sprach sich der Marschall sehr günstig aus, und der Bericht des Generalleutnants v. Zeschwitz an den König Friedrich August vom 19. Juli besagt*):

„Eine Artillerie, die 27 Piècen ins Gefecht bringt, von denen 17 demontiert worden, und die nicht einen Protzkasten verliert, die mehrere Male gegen eine überlegene Macht ohne sich nur einen Augenblick zu bedenken bis auf Kartätschschußweite heranrückt, die alle ihre Munitionsvorräte verschießt und die noch Entschlossenheit behält, wo das ganze Korps wegen zu heftigen Andranges des Feindes sich rückwärts bewegen mußte, hat alle ihre Pflicht im weitesten Umfange getan. Major Birnbaum (den Artillerieführer) und alle Batteriekommandanten trifft ein vorzügliches Lob. Das überaus tapfere Benehmen des Kapitäns Coudray verdient aber besondere Erwähnung. Von seiner Batterie wurden 4 Piècen demontiert, ein Kugelwagen zerschossen, ihm das Pferd unter dem Leibe getödtet, die Batterie mußte in Folge des in Brand geratenen Getreides öfter die Stellung verändern — aber immer zeigte sie gleichen Eifer und gleiche Unerschrockenheit im Feuer. Sie stand dicht vor den Bataillonen, und wir alle haben sie bewundert."

Um Aderklaa wiederzunehmen, setzte sich die Massenasche Division Carra St. Cyr, auf ihrem rechten Flügel die zugeteilten Hessischen Bataillone, ferner drei Sächsische, von denen zwei tags zuvor bereits erheblich gelitten hatten, sowie rechts davon die durch zwei Infanterieregimenter verstärkte Division Dupas in Bewegung, bei dieser 6 Offiziere, 100 Sächsische Schützen. Das Dorf wurde von den Hessen genommen, die dicht dabei befindlichen Erdaufwürfe von zwei Sächsischen Bataillonen erstürmt. Letztere eroberten nach dem Tagebuche des damaligen Brigade-Adjutanten, späteren Generalmajor Aster im Verein mit einem Französischen Regiment auch eine zweite verschanzte Linie; sie gingen indessen vor einer Österreichischen Kavalleriemasse von 20 Eskadrons, die sich zur Attacke anschickte, im verlustbringenden Artilleriefeuer nach der ersten Stellung zurück. Österreichische Jäger, die inzwischen Aderklaa wiedergenommen hatten, mußten einem trotz heftigem Kartätschenfeuer erfolgten Gegenstoß der Sachsen weichen. Als aber die Österreichische Kavallerie nach beiden Seiten abschwenkte und mehrere Batterien demaskierte, die ein verlustreiches Schrägfeuer eröffneten, konnte man sich in

*) Kriegsarchiv Dresden.



den Erdaufwürfen nicht länger halten. Das auf dem linken Flügel kämpfende 24. Französische leichte Infanterieregiment rettete sich infolge Eingreifens Sächsischer Kavallerie nach Aderklaa. Das 1. Österreichische Korps und eine Grenadierbrigade nahmen den Ort wieder und warfen die beiden Divisionen, mit ihnen die Sächsischen Bataillone, in vollständiger Auflösung zurück. Der Marschall führte persönlich die Sächsische Kavallerie dem nachdrängenden Gegner entgegen, gab aber infolge heftigen Flankenfeuers der feindlichen Artillerie bald die Vorwärtsbewegung auf. Ein zweiter anfangs glücklicher Angriff Massenas scheiterte und führte zum fluchtartigen Rückzuge auf Aspern und die Donau. Macdonald bildete eine Flanke. Napoleon stellte sich, etwa um 9 Uhr vormittags, dem Schwall der Flüchtenden entgegen. Um 10 Uhr erschien er beim Sächsischen Korps, das seit mehreren Stunden den Kugelfang bildete und, um die Wirkung des Feuers abzuschwächen, mehrfach die Stellung verändert, auch einen Reiterangriff abgewiesen hatte. Der Kaiser hatte eine lebhafte Auseinandersetzung mit dem Fürsten von Ponte-Corvo. Seinen Truppen ließ er sagen, sie sollten aushalten, es werde bald besser werden. Gemeint war damit das Heranrücken aller verfügbaren Verstärkungen, die um 12 Uhr mittags das Zurückziehen der am meisten mitgenommenen Korps Bernadotte und Massena ermöglichten. Die noch gefechtsfähigen Sächsischen Geschütze blieben in Position und beteiligten sich auf dem linken Flügel der Französischen Artillerie an dem weiteren Kampfe gegenüber von Gerasdorf. Der Rückzug des Korps erfolgte in Staffeln vom linken Flügel mit einer Ordnung wie auf dem Exerzierplatze. Über die Haltung der Infanterie an diesem Tage heißt es im Bericht des Generalleutnant v. Zezschwitz vom 19.*):

> „Hier war es, wo Euer K. M. Infanterie sich von einer Seite zeigen sollte, die die gerechte Bewunderung und Zufriedenheit Aller zur Folge hatte. Mit der kaltblütigsten Verachtung des Todes, der in jedem Moment vor unser Auge trat, behauptete sie das Feld ohne anders als in der größten Ordnung sich zu bewegen. Unser Rückzug war ganz geordnet. Major Graf Bünau, Kommandant des Bataillons Cerrini, drohte dem Lieutenant v. Low mit Arrest, weil er im Fahnenpeloton nicht geradeaus marschierte. Ununterbrochen fielen ganze Rotten, mit Schnelligkeit schlossen die Nebenleute die Reihen. Seit 3 Tagen hat es an Lebensmitteln und Fourage fast gänzlich gefehlt. Außer Stande von den hinter der Armee aufgefahrenen Lebensmitteln etwas zu erhalten, von dem brennendsten Durste geplagt, tat Alles seine Schuldigkeit im vollsten Umfange. Wäre es möglich Ihre Kavallerie zu übertreffen, sagte der Prinz, die Infanterie würde es heute getan haben."

Bei Raasdorf fand die Vereinigung mit der Division Dupas statt, die hier von ihrer regellosen Flucht gesammelt wurde. Die bei ihr noch be-

*) Kriegsarchiv Dresden.



findlichen Sächsischen Schützen waren dem zweiten Treffen zugeteilt gewesen und hatten nach Zurückweichen des ersten den Antrieb zum weiteren Vorgehen gegeben, indem sie als die Ersten aus dem Graben aufsprangen, in dem das ganze Treffen während des Angriffs gegen das Feuer Schutz gesucht hatte, als General Dupas sich selbst eine Trommel umhängte und diese schlug, indem er en avant, en avant! rief.

Das Korps hatte bei Wagram an Toten und Verwundeten 128 Offiziere, 2901 Mann eingebüßt neben 11 Offizieren und 1394 Mann Vermißten, unter diesen 229 Mann, die in den Tagen nach der Schlacht leicht verwundet bei ihren Truppenteilen wieder eintrafen, 469 vermißt Gebliebene, also den Gefallenen Zuzurechnende. Der Durchschnittsverlust betrug 1/3 der Ausrückestärke. Die Infanteriebrigade v. le Coq hatte von 1621 Mann 891 eingebüßt = 55 vH.!

Am 7. Juli berichtet Generalleutnant v. Zezschwitz aus dem Biwak bei Leopoldsau*): „Mit dem Betragen der Truppen sind S. M. der Kaiser und der Prinz von Ponte-Corvo vorzüglich zufrieden gewesen." An demselben Tage schreibt der bei Wagram verwundete Sächsische Generalstabschef, Oberst v. Gersdorff, aus Wien an den König**): „Ich überzeuge mich, daß uns der Beifall Sr. M. des Kaisers und des Herrn Prinzen zuteil wird." Auch der Oberstleutnant und Flügeladjutant v. Langenau berichtet aus Wien vom 18.***), daß der Prinz Vice-Konnetabel (Berthier) unerschöpflich im Lobe unserer Truppen, besonders der Kavallerie gewesen sei. Das 25. Bulletin der Armee (Wolkersdorf, 8. Juli 1809) besagt:

„Wagram wurde angegriffen, unsere Truppen nahmen das Dorf weg, aber eine Kolonne Sachsen und eine Kolonne Franzosen hielten sich in der Dunkelheit für feindliche Truppen, und die Angriffsbewegung mißlang."

Hinsichtlich des 6. sind die Sachsen nicht erwähnt. Am 10. berichtet Zezschwitz aus dem Lager bei Gr. Enzersdorf†): „Soeben läßt mich der Prinz von Ponte-Corvo rufen und erklärt mir, daß er das Kommando der unterhabenden Truppen und also auch des K. S. Korps an den General Reynier übergebe und in das Hauptquartier S. K. K. Majestät abgehe. Ich beeile mich das unerwartete und uns höchst unangenehme Ereignis zu melden." Es folgt der Bericht Gersdorffs aus Wien vom 12.††): „Sogleich, als der Herr Prinz von Ponte-Corvo heute früh hier ankam, befahl er mich zu rufen. Er befiehlt mir Eurer Königlichen Majestät alleruntertänigst zu melden, daß seinem Herzen nichts schwerer als der Abgang und die Trennung von Eurer Königlichen Majestät Truppen geworden sei. Diese

*) Kriegsarchiv Dresden.
**) Kriegsarchiv Dresden.
***) Hauptstaatsarchiv Dresden.
†) Kriegsarchiv Dresden.
††) Kriegsarchiv Dresden.



sind darüber untröstlich. Ein härterer Schlag hätte uns nicht treffen können." Derselbe Marschall, der am 28. Mai an Berthier geschrieben, daß er mit den Sachsen nichts machen könne, hatte sich von der Leib-Grenadier-Garde, die am 5. bei Wagram, am 6. bei Aderklaa gefochten hatte, mit den Worten verabschiedet: „Ich werde es meinen Kindern und Kindeskindern sagen, daß ich die Sachsen befehligt habe. Wenn sie einen Sachsen sehen, sollen sie den Hut abnehmen!"*)

Was den Wechsel im Kommando, der laut Ordre vom 9. aus Wolkersdorf**) auf den General Reynier überging, und was die Auflösung des 9. Korps veranlaßt hatte, die nur eine Trennung von den beiden anderweit zugeteilten Regimentern Dupas' war, erfuhren die Sachsen nichts. Sie mußten nach allem und nach einem reichen Ordenssegen, der sich über die Truppen ergoß, annehmen, daß die Armee bei Wagram ihre volle Schuldigkeit getan habe, um so mehr als ein überschwenglicher Tagesbefehl des Marschalls aus dem Biwak bei Leopoldsau vom 7. durch die Generale verlesen wurde und auf Befehl des Fürsten zur allseitigen Kenntnis kam. Man las in ihm, daß 7—8000 Sachsen am 5. Juli das Zentrum der feindlichen Armee durchbrochen hätten und trotz der durch 50 Geschütze unterstützten Anstrengungen von 40 000 Österreichern nach Wagram gedrungen seien, daß sie auch am 6. den Kampf mit der gleichen Ausdauer begonnen hätten, und ihre Kolonnen mitten in den Verheerungen der feindlichen Artillerie unbeweglich wie Erz geblieben seien. — Nicht aber erfuhr die Allgemeinheit eine Ordre, die Napoleon, nachdem er Kenntnis von diesem Erlasse bekommen hatte, an die Marschälle richtete***). In ihr sprach er dem Fürsten von Ponte-Corvo seine Mißbilligung aus. Der Tagesbefehl sei geeignet, höchstens als mittelmäßig zu bezeichnende Truppen mit falschen Ansprüchen zu erfüllen, er stehe mit der Wahrheit, der Staatsklugheit und der nationalen Ehre im Widerspruch. Seine Majestät danke den Erfolg den Französischen Truppen und keinem Fremden. Das Korps des Fürsten sei nicht unbeweglich wie Erz geblieben, es habe sich zuerst aus dem Kampfe zurückgezogen. Auch die Kenntnis eines Kaiserlichen Schreibens an den Kriegsminister aus Schönbrunn vom 29. Juli†) blieb einer späteren Zeit vorbehalten. In demselben wird der Minister angewiesen, dem nach Paris abgereisten Fürsten die Kaiserliche Mißbilligung seines „lächerlichen" Tagesbefehls auszusprechen, der um so weniger am Platze sei, als er sich dem Kaiser gegenüber während des ganzen Tages nur über die Sachsen beklagt

*) Frhr. v. Hodenberg, Das Königlich Sächsische 1. (Leib-)Grenadier-Regiment Nr. 100. S. 38.

**) Correspondance de Napoléon I. XIX. Band, Nr. 15507.

***) Correspondance de Napoléon I. XIX. Band, Nr. 15614. Schönbrunn 5. August 1809.

†) Correspondance de Napoléon I. XIX. Band, Nr. 15595.

habe. Die Sachsen hätten am 5. das Zentrum nicht durchbrochen, sie hätten nicht einen Schuß abgegeben. (!) Der Fürst habe sich überhaupt während des ganzen Feldzuges nichts weniger als ausgezeichnet. Er sei ein verbrauchter Mann, der wohl Geld, Vergnügungen, Ansehen haben, aber sie nicht durch die Gefahren und Anstrengungen des Krieges erkaufen wolle. Die Wahrheit sei, daß die „eherne Kolonne" sich beständig in wilder Flucht befunden habe. „Sicherlich", fügt Pingaud*) diesem Schreiben hinzu, „war der Marschall weniger schuldig durch seine Handlungsweise als durch sein Zuvielreden." Wie gesagt, von alledem erfuhr man damals in Sachsen nichts. Wohl aber gelangten bald diplomatische und militärische Berichte nach Dresden, aus denen man ersah, daß der Kaiser mit den Sächsischen Truppen doch nicht so zufrieden gewesen war, wie es zuerst geschienen hatte. General v. Funck berichtet aus Wien am 18. August**):

„Es hat unseren Truppen geschadet, daß vom ersten Anfange Niemand im Kaiserlichen Hauptquartier war, der ihnen ein Fürsprecher hätte werden und sie gegen das Vorurteil, daß mauvais esprit und mauvaise volonté bei ihnen herrschte, hätte verteidigen können. Dieses Vorurteil trifft besonders die Infanterie, der man die Ausdauer und den Mut, womit sie am Abend des 5. bis nach 10 Uhr in Wagram sich behauptete und das Dorf nur verließ, weil gar kein Soutien kam, und die am 6. allein noch das mörderische Feuer aushielt, als schon der ganze Flügel gewichen war, auch dann nur auf Befehl zurückging, nicht hoch genug anrechnet. Das Unglück, unter einem disgraciirten Feldherrn zu stehen, raubte den Truppen ihre natürlichste Stütze."

Am 3. August berichtet derselbe General über eine mit dem Kaiser gehabte Unterredung***): „Ihr braucht", hatte dieser gesagt, „etwas mehr kriegerischen Sinn, das Friedenssystem paßt nicht mehr für unsere Zeit. Ich weiß recht wohl, daß, solange Preußen bei Euch den Ton angab, man Euch nicht stark sehen wollte. Aber Ihr müßt eine andere Haltung annehmen, seit Polen mit Sachsen vereinigt und der König dadurch zu einer höheren Stellung gelangt ist." „Nach Einzelheiten über unsere Truppen", fährt der Berichterstatter fort, „nahm Seine Majestät Gelegenheit, der Kavallerie ein wenig auf Kosten der Infanterie Lob zu spenden."

Nach dem Berichte Langenaus vom 7. September†) fragte Napoleon den Generalleutnant v. Zezschwitz, als er den Übungen einiger Sächsischer Bataillone beiwohnte, ob nach dem Frieden die Sächsischen Truppen nach dem Französischen System organisiert werden würden. Dies geschah im

---

*) Léonce Pingaud, Bernadotte, Napoléon et les Bourbons. Paris 1901.

**) Hauptstaatsarchiv Dresden.

***) Hauptstaatsarchiv Dresden.

†) Hauptstaatsarchiv Dresden.

folgenden Jahre in umfassender Weise*). Die hervorragenden Leistungen der Sachsen zwei Jahre später sind zum Teil dem zuzuschreiben.

1821 starb der große Soldatenkaiser. Zwei Jahre später erschienen seine Memoiren. Der erste Teil, vom Grafen Montholon niedergeschrieben, gab der Welt eine Entgegnung Napoleons bekannt, die er hinsichtlich des Werkes „Mémoires pour servir à l'histoire de Charles XIV Jean, roi de Suède“ diktiert hatte. Es heißt dort**): „Die Sachsen rissen am Vorabend von Wagram aus, ebenso am andern Morgen, sie waren die schlechtesten Truppen der Armee.“

Diese Veröffentlichung erregte allgemeine Entrüstung in Sachsen, ja auch in Preußen und Bayern. (Fürst Wrede.) Man hatte wohl keinen Dank von einem Napoleon erwartet, der die Fremden nur ausnutzte, soweit er sie gebrauchen konnte, und der im 10. Bulletin (vom 23. Mai 1809) ausgesprochen hatte, daß der Soldat eine Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit gezeigt habe, die nur Franzosen eigen seien; aber ein so scharfer Angriff erschien unberechtigt, und der Generalleutnant v. Gersdorff, der ehemalige Generalstabschef der Sächsischen Truppen, fühlte sich, da der einstige rangälteste General verstorben war, verpflichtet, für die Ehre der Sächsischen Waffen einzutreten. Er tat dies in öffentlichen an den Grafen Gérard und den Mitredakteur der Napoleonischen Memoiren Baron Gourgaud gerichteten Briefen. Das letztere Schreiben und die Antwort sind im II. Bande, écrit par le général Gourgaud, S. 386 ff., abgedruckt. Gourgaud geht auf die sachlichen Auseinandersetzungen Gersdorffs kaum ein, er entschuldigt die verletzende „Ausdrucksweise“ des Kaisers damit, daß die Bemerkung rasch zum Nachschreiben gesprochen sei, und erinnert an — Leipzig, und man werde die Worte in seinem Munde nicht zu hart finden! Im übrigen bestreitet er, daß Napoleon 1809 feindliche Gefühle gegen den Fürsten von Ponte-Corvo gehabt habe, das Gegenteil sei der Fall gewesen. „Nachdem der General Bernadotte um die Zeit des 18. Brumaire mit den Feinden der Ordnung gegen Napoleon Ränke gesponnen, während des Konsulats ihm entgegengearbeitet hatte, war er nicht der Gegenstand der geringsten Verfolgung, später wurde er sogar zum Marschall des Kaiserreichs ernannt, wurde Fürst usw., und dabei war das einzige Anrecht auf so hohe Gunstbezeugungen die Ehe mit der Schwägerin eines Bruders des Kaisers, er hatte nie wichtige Aufträge gehabt, nie eine Schlacht gewonnen, und man kann wohl sagen, daß der Ruf, den er sich gemacht hatte, mehr auf der Art von Geist, der ehemals den Männern seiner Heimat zugeschrieben wurde, als auf wirklichem Verdienst beruhte. Wie hat er seine Dankbarkeit bewiesen? In der Schlacht von Jena verweigert er unter den oberflächlichsten Vorwänden, das Korps

*) „Die Organisation des Königlich Sächsischen Heeres von 1810“ in Nr. 74/1910 des Militär-Wochenblattes.

**) I, S. 217.

des Marschall Davout zu unterstützen, das von drei Vierteilen des Preußischen Heeres angegriffen wird; er verursacht hierdurch den Tod von 5—6000 Franzosen und stellt den Erfolg dieses Tages in Frage. Sie werden zugeben, Herr General, daß eine derartig schuldhafte Handlungsweise eine Sühne verdiente, die als Beispiel dienen sollte, die Gesetze verurteilten ihn, — er erleidet nur eine Ungnade von kurzer Dauer! Kommt es hiernach dem General zu, den Sächsischen Truppen nach der Schlacht von Wagram zu sagen, daß man ihnen keine Gerechtigkeit zukommen lasse, weil sie unter seinem Befehle ständen? Im Kriege, das wissen Sie, Herr General, hängt der Wert der Truppe oft von der Geschicklichkeit dessen ab, der sie führt. Bald darauf haben sich dieselben Sachsen unter den Befehlen des Prinzen Eugen das Lob des Kaisers verdient, — ein sicherer Beweis, daß es nicht ihr Fehler, sondern der des ehemaligen Führers war, wenn die Sächsischen Truppen bei Wagram nicht das leisteten, was der Kaiser von ihnen erwartete."

Also auch Gourgaud ist der Meinung, daß die Verbitterung des Kaisers gegen den Marschall der Grund der Herabsetzung von dessen Truppen war. So sehr dieser Mangel an Logik und Gerechtigkeit bei Napoleon überraschen muß, so haben wir doch hier den Angelpunkt der Frage, bei der es gleichgültig ist, ob der Kaiser im Rechte war oder Bernadotte begründete Ursache zu seinen Anklagen gegen Napoleon und dessen Stabschef Berthier hatte.

Ein alter Zwist, der schon auf den Schlachtfeldern Italiens beim ersten Begegnen der beiden Männer entstanden war, hatte beiderseitiges Mißtrauen, das zum Bruche führen mußte, bedingt; es hatte bei Wagram die Entfernung des Marschalls von der Armee zur Folge und gewiß einen nicht unerheblichen Anteil an den folgenschweren Entschlüssen des nächsten Jahres, in dem Bernadotte mit Zustimmung des Kaisers als Thronfolger ein neues Vaterland und damit neue Pflichten gewann, Pflichten, die ihn drei Jahre später gegen Frankreich ins Feld führten. Thiers nennt die Bekämpfung des alten Vaterlandes: déchirer les entrailles de sa mère. Das Wort „Verrat", das uns noch von 1870 her in den Ohren klingt, hallt auch aus den Veröffentlichungen der Französischen Schriftsteller über Bernadotte wieder, und es ist bei dem der Objektivität so fern stehenden Volkscharakter nicht verwunderlich, daß die seit den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Französischerseits erfolgten Veröffentlichungen von Pelet bis Sarrans jeune voll von Anschuldigungen gegen den früheren Marschall von Frankreich sind.

Die Gegner Bernadottes treffen damit vielfach und nicht immer gerechterweise die Sachsen. Aber auch die letzte Französische Veröffentlichung von Sauzey „Les Allemands sous les aigles françaises" (Paris 1907), die nebenbei bemerkt nicht eine einzige Österreichische oder Sächsische Quelle über den Feldzug von 1809 benutzt hat — denn Hauthal*) hat nur für die

*) Dr. Hauthal, Geschichte der Sächsischen Armee in Wort und Bild. Leipzig 1859.



Uniformkunde Wert! — wiederholt kritiklos längst abgetane Behauptungen. Man wolle hierzu den bereits erwähnten vortrefflichen Aufsatz des Hauptmanns v. Treitschke vergleichen, in dem er sich S. 143 ff. mit dem General Pelet auseinandersetzt! Es ist bedauerlich, daß, trotzdem inzwischen die Wahrheit längst bekannt geworden ist, noch 1907 das übereilte Wort des Dupas'schen Berichtes: „Das Sächsische Bataillon v. Radeloff verschwand beim letzten Angriff" mit dem Zusatze Pelets: „War das der Anfang der Desertionen auf dem Schlachtfelde?" gedruckt wird.

Eine andere Bemerkung, die Massena*), Pelet und Sauzey bringen, bedarf noch einiger Worte: Diese Schriftsteller lassen am 6. Juli Bernadotte mit seinen drei Divisionen zwischen Aderklaa und dem Rußbach vorgehen, aber die Sächsische Infanterie Reißaus nehmen und sich in einer solchen Verwirrung in Richtung des Massenaschen Wagens stürzen, daß der Marschall wütend auf sie zu schießen befiehlt, um sie zu veranlassen, Front gegen den Feind zu nehmen. Pelet erwähnt, daß die Kavallerie bei dieser Gelegenheit schlaff attackierte, er betont ausdrücklich, daß die Französische Division Dupas sich tapfer gehalten habe, ähnlich spricht sich Massena aus. Dieser, der eines kurz vorher erlittenen Sturzes wegen in der Schlacht einen Wagen benutzte, spricht als Augenzeuge, vielleicht auch Pelet, damals Adjutant des Marschalls. Auch die neueste Veröffentlichung über Wagram**) spricht von dem Vorgehen Carra St. Cyrs gegen Aderklaa, rechts davon der Sachsen und von beider Zurückgehen in völliger Auflösung.

Das Zurückgehen der Sächsischen Kavallerie ist, wie wir gesehen haben, infolge heftigen Artillerie-Flankenfeuers durch Bernadotte selbst veranlaßt worden.

Was die Infanterie betrifft, so erwähnen die im Dresdner Kriegsarchiv befindlichen Berichte an den König nichts von ihrer Beteiligung am Angriff bei Aderklaa, die Gersdorffschen Briefe betonen ausdrücklich, daß am 6. nicht die geringste Unordnung vorgekommen sei, daß kein Augenzeuge werde wagen können zu behaupten, daß auch nur ein Sachse unverwundet das Schlachtfeld verlassen habe, und daß die Sächsische Artillerie und Kavallerie seit Tagesanbruch sehr tätig gewesen seien. Auch Exner erwähnt nichts, ebensowenig weiß Treitschke etwas davon, von Hauthal nicht zu reden, und doch ist an einer Beteiligung der Bataillone Leib-Grenadier-Garde, Prinz Maximilian und Prinz Friedrich August, nicht zu zweifeln. Schuster und Francke***) erwähnen ihre „vorübergehende Anteilnahme" am Gefechte, als Massena zum Angriff gegen Aderklaa vorrückte. Die Beteiligung wird

*) Mémoires de Massena, redigés par le général Koch. Paris 1850. VI, S. 312.

**) Frhr. Binder v. Krieglstein, Der Krieg Napoleons gegen Österreich 1809. Berlin 1906.

***) Geschichte der Sächsischen Armee, Leipzig 1885. S. 281.



durch das Astersche Tagebuch, den im Dresdner Kriegsarchiv befindlichen Brief eines Major v. Carlowitz und die betreffenden Regimentsgeschichten bestätigt. Haben die Bataillone an dem Gefechte neben den Divisionen Dupas und Carra St. Cyr teilgenommen, so werden sie sich auch nicht allein der allgemeinen Flucht haben entziehen können. Durch die weißen Uniformen der beiden Linien-Infanteriebataillone mögen sie dem Marschall Massena besonders aufgefallen sein, und der Ärger über den gescheiterten Angriff bei dem schon ohnehin durch Carra St. Cyrs anfängliches Zögern gereizten*) Marschall das Übrige getan haben.

Sind die Französischen Schriftsteller bis auf die neueste Zeit Bernadotte feindlich gesinnt, hat Napoleon ihm sogar jegliches Feldherrntalent abgesprochen**), so haben Schwedische und Deutsche Autoren neuerdings eine ganz andere Auffassung von seiner Persönlichkeit und Tätigkeit gewonnen, als sie Blücher und Bülow hatten: Ich nenne Swederus***), Friederich†), Dr. Wiehr††) und den mehrerwähnten Klaeber.

Mag nun diese oder jene Auffassung die berechtigtere sein, jedenfalls dürfte niemals ein solches Auseinandergehen der Ansichten des kommandierenden Generals und des Oberfeldherrn über die Leistungen der unterstellten Truppen zutage getreten sein, als dies bei Wagram der Fall war. Diese Differenzen waren aber mehr persönlicher als sachlicher Natur. Nicht nur zu Achilles und Agamemnons Zeiten galt das Horazische Wort:

»Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi«.

*) Massena VI, S. 310.
**) Klaeber, S. 453.
***) Schwedens Politik und Kriege.
†) Geschichte des Herbstfeldzuges 1813. Berlin 1904.
††) Napoleon und Bernadotte im Herbstfeldzuge 1813.

Die Begründung und Entwicklung des Roten Kreuzes zu einer Weltinstitution durch Henri Dunant und Gustav Moynier
† 1910.

Von

V. v. Strantz,
Major z. D.

Der am 21. August 1910 erfolgte Tod des Genfer Bürgers Gustav Moynier, ebenso wie das am 30. Oktober 1910 geschehene Ableben seines Landsmannes und Gesinnungsgenossen Henri Dunant haben in der ganzen zivilisierten Welt die Erinnerung an zwei Männer wachgerufen, die sich seit längerer Zeit in die Stille und Einsamkeit des Privatlebens zurückgezogen hatten, nachdem sie den Grundstein zu einem Werke gelegt, das seit nunmehr fast 50 Jahren zu einer Weltinstitution geworden ist. Die Eindrücke, die Henri Dunant bei dem Anblick der Schlachtfelder des Österreich-Italienischen Krieges im Jahre 1859 empfing, veranlaßten ihn im Jahre 1862 zur Veröffentlichung eines Buches »Un souvenir de Solferino«, das als Frucht der Erfahrungen während jenes Feldzuges erschien und wie ein Weckruf an Fürsten und Völker die erste Anregung zur Genfer Konvention und zur Begründung des Roten Kreuzes gab.

Von hoher Seite erhielt der Verfasser Kundgebungen der Sympathie für sein Unternehmen und Aufmunterungen, es zur Durchführung zu bringen. Es gelang ihm namentlich, den Schweizerischen General Dufour sowie den Vorsitzenden der société genévoise d'utilité publique, Gustav Moynier, für seine Ideen zu gewinnen und beide zur Einberufung einer internationalen Konferenz in Genf zu bestimmen. Von jetzt an entwickelte Dunant eine beinahe übermenschliche Tätigkeit. Er eilte von Hof zu Hof, von Minister zu Minister, überall die Herzen für seine Gedanken zu entflammen, die Großen im Reiche der Kirche, des Staates und der Wissenschaft suchte er zu gewinnen; er kannte keine Schwierigkeiten, keine Enttäuschungen, keine Opfer an Zeit und Geld. Nur einer solchen Agitation, gepaart mit festem Willen und dem feinsten weltmännischen Takt konnte es gelingen, einen Kongreß zustande zu bringen.

Im September des Jahres 1863 begab sich Dunant nach Berlin, wo er die Zustimmung eines statistischen Kongresses nachsuchte und fand und

von dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm empfangen wurde, der ihn zu einem Besuch in Potsdam einlud und ihn ermunterte festzuhalten an seinen Projekten. Besonderes Interesse legte auch der Preußische Kriegsminister v. Roon an den Tag. Er beschied Dunant zu sich, unterhielt sich lange mit ihm und sagte ihm beim Abschied: „Ich unterstütze gern Ihre Ideen in bezug auf Neutralisierung der Verwundeten und ihrer Pfleger, so gut wie diejenigen auf Bildung freiwilliger Samariterkorps und auf Schaffung einer Schutzfahne". Auf Grund dieser Anregungen kam es dann im Oktober 1863 zu einer Konferenz in Genf, die von 36 Abgesandten fast aller Europäischen Staaten beschickt war. Auf ihr brachte der Präsident, Gustav Moynier, den Antrag auf die Tagesordnung, die Mittel ausfindig zu machen zur Ausfüllung eines empfindlichen Mangels im militärischen Sanitätsdienst, dem stets eine große Zahl im Felde verwundeter Krieger zum Opfer falle. Der Antrag war in die Worte zusammengefaßt: „Von der Errichtung eines Korps freiwilliger Krankenpfleger bei den Armeen". Die von militärischer Seite dagegen erhobenen Bedenken wußten Moynier und seine Anhänger wirkungsvoll zu bekämpfen, und so kam es nach fortgesetzten Verhandlungen 1864 durch die Vermittlung des Schweizer Bundesrats zum Zusammentritt eines von amtlichen Bevollmächtigten besuchten diplomatischen Kongresses. Gegenstand der Verhandlung waren die Fragen der Unverletzlichkeit des Sanitätspersonals und der Schonung und Hilfe für kampfunfähig gewordene Kombattanten. Als Grundlage dafür diente ein in Genf inzwischen ausgearbeiteter Übereinkommenentwurf, den die Abgesandten von 16 Europäischen Staaten (26 an der Zahl) diskutierten und nach eingehender Erörterung im August 1864 in Genf ratifizierten.

Wenn die wenigen Artikel des neuen völkerrechtlichen Abkommens eigentlich nur kodifizierten, was im wesentlichen bereits Kriegsgebrauch bei den großen Kulturvölkern war, so hatten sie doch eine andere segensreiche Nachwirkung im Gefolge. Es war dies die Begründung eines Vereinswesens, das eine weitreichende zivilisatorische Bewegung in das Leben rief, die sich nicht nur auf das Kriegsrecht beschränkte, sondern überhaupt im Interesse edler Menschlichkeit auftrat. Aus dem Schoß der ersten im Jahre 1863 zu Genf stattgefundenen Versammlung, deren Besprechungen und Resolutionen von rein theoretischer Bedeutung und nur unverbindliche Meinungsäußerungen waren, ging nunmehr ein geschäftsführender Ausschuß hervor, der darüber wachen sollte, daß die Vereine in den verschiedenen Ländern für den gemeinsamen Zweck in wechselseitiger Beziehung blieben und engere Fühlung untereinander hielten. Der Ausschuß nahm den Namen eines **Internationalen Komitees** an, zu dessen Befugnissen es gehörte, sich fortlaufend mit den Angelegenheiten zu beschäftigen, welche allgemeine Interessen des Roten Kreuzes berührten. Hierher gehörten beispielsweise die Vorbereitung der einzelnen Kongresse, die der Genfer Konvention von 1864 folgten, und die

Vorbereitung des für die Diskussion erforderlichen Materials; hierher gehört auch die Kontrolle darüber, daß die Konvention in allen Ländern respektiert wird, sowie die Auswahl und Bestimmung der Orte für die alle fünf Jahre stattfindenden Kongresse.

So groß auch der Unterschied und der Fortschritt gegen die früheren Kriegsgebräuche durch den internationalen Vertrag von 1864 war, so blieben doch noch immer bedeutende Mängel und Lücken in diesem, wie die Kriege von 1866 und von 1870/71 zunächst zeigten, bestehen. Acht Monate nach der Schlacht bei Königgrätz hatte noch von 1500 Gefallenen die Identität nicht festgestellt werden können. Dort sowohl als 1870/71 waren die Erkennungsmarken von den Soldaten fortgeworfen worden, da sich eine abergläubische Todesfurcht an sie knüpfte. Der Krieg von 1870 hinderte nicht allein den weiteren Ausbau des Genfer Übereinkommens, sondern er erzeugte sogar Gerüchte, daß an dessen Stelle streng militärisch organisierte Institutionen treten würden, und daß die Konvention überhaupt nicht weiter bestehen sollte.

Erst 14 Jahre später, 1884, kam man zum erstenmal wieder zu einer Beratung über die Aufgaben zusammen, welche der Gesetzgebung von den Humanitätsbestrebungen der Zeit gestellt waren, und vereinigte sich zu einer internationalen Konferenz in Genf. Hier wurden von den Delegierten fast aller vertretenen Nationen Mitteilungen von den inzwischen getroffenen Anordnungen gemacht. Die wenigsten der letzteren hatten sich bewährt.

Unter den organisatorischen Fragen des Konferenzprogramms war die zweitwichtigste diejenige nach der Stellung der Landesvereine vom Roten Kreuz zu den Armeeverwaltungen. Die Verhandlungen über die „Militarisation" des Roten Kreuzes, wie der Französische Delegierte Graf Sérurier dessen Anschluß an das Heer nannte, gehörten zu den am lebhaftesten diskutierten. Die Italienischen Bevollmächtigten, welche den Bericht darüber erstattet hatten, betonten den Anschluß auf das entschiedenste. Ihre Resolution lautete: Unbedingte Unterordnung des Roten Kreuzes unter die Militärbehörde im Kriege und systematisches, deren Forderungen nachkommendes Verhalten im Frieden, wogegen der Staat dem Roten Kreuz als einer Staatseinrichtung gesetzlichen Schutz zusichert. Diese Resolution entsprach genau der Regelung der Frage in Italien selbst, auch der Sachlage in Frankreich.

Die 3. Konferenz beriet sodann über eine Reihe von Fragen, über die schon in früheren Vereinskonferenzen und auch zwischen den Regierungen verhandelt worden war, und von denen einige bereits in einzelnen Staaten praktische Erledigung gefunden hatten. Mehrere von ihnen gaben zu interessanten Erörterungen Anlaß. Eine anregende Diskussion fand über die Mittel zur Feststellung der Identität der Verwundeten und Toten auf dem Schlachtfelde statt, über welche ein Mitglied des Spanischen Roten Kreuzes einen Bericht eingesandt hatte. Der Dänische General und frühere Kriegs-

minister Thomsen, der sich mit dieser Materie sehr vertraut zeigte, forderte zur Mitteilung praktischer Erfahrungen auf. Eingehend behandelt wurde, als durch die Notwendigkeit geboten, das Thema der Vorbereitung eines freiwilligen Sanitäts- und Krankenpflegerpersonals im Frieden von seiten der Vereine. Die Deutsche Berichterstattung empfahl für die Bildung von Transportkolonnen schon im Frieden Veteranen und Freiwillige zu gewinnen. Zum Schutz der Toten und Verwundeten bezeichnete diese Konferenz als erforderlich, daß die Truppenführer in Feindesland stets die Strafen öffentlich bekannt machen sollten, welche wegen Plünderung und Verstümmelung verhängt würden.

Zum viertenmal trat eine Versammlung 1887 in Karlsruhe zusammen. Unter dem Zeichen des Roten Kreuzes fanden sich dann immer mehr Teilnehmer am Werke der Humanität. Der Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart war überall verstanden. Durch Tatsachen war der Nachweis darüber geführt worden, daß es dem Roten Kreuz gelungen sei, in den Kriegen der letzten Jahrzehnte im Vergleich zu früher die nützlichsten Verbesserungen in der Verwundeten- und Krankenpflege herbeizuführen. Weitere Betätigung fanden diese Bemühungen auf den internationalen Kongressen in Rom 1892, in Wien 1897, in Petersburg 1902 und in London 1907. Diesen vom Geist werktätiger Menschenliebe und vom Streben nach gerechten, völkerrechtlichen Institutionen erfüllten Versammlungen folgten die Reformvorschläge hervorragender Mediziner, Staatsrechtlehrer und Humanisten. Ihnen boten die Kämpfe in Serbien 1895, in Griechenland 1897, in China 1899, in Transvaal 1900, in der Mandschurei und in Südwestafrika 1904 bis 1906 reichlichen Stoff zu den Projekten, mit denen sie in der Presse, in der Literatur, im Vereinswesen hervortraten und die öffentliche Meinung für bessere Hilfsleistungen auf dem Schlachtfelde und für die Versorgung und einheitliche Behandlung der Kriegsgefangenen zu interessieren suchten.

Diese Bestrebungen haben immer mehr das Bewußtsein erweckt, daß angesichts der großen, die Blüte der Völker umfassenden Heere mit ihren gewaltigen Streitermassen, der furchtbaren Zerstörungskraft der modernen Waffen und Geschosse und der energischen und rapiden Kriegführung von heute, die nach schnellen großen Entscheidungen auf dem Schlachtfelde drängt, solche internationalen, dem Geist und dem Wesen der Zeit entsprechenden Vereinbarungen unentbehrlich sind. Aus diesen Erwägungen heraus unternahm es der Schweizer Bundesrat, im Jahre 1906 abermals eine Durchsicht und Prüfung der bis dahin geltenden, aber längst veralteten völkerrechtlichen Bestimmungen vom Jahre 1864 den Signatarmächten der ursprünglichen Konvention vorzuschlagen.

Über die Grundprinzipien, welche gleichsam den Boden für das neue Vertragswerk im Geiste der Zeit abgeben sollten, verständigte man sich vor dem Eintritt in die Beratungen durch die Anerkennung folgender Sätze:

Die Humanität ist im Kriege berechtigt und zulässig, soweit Natur, Wesen und Zweck des Krieges es gestatten, d. h. von Ansprüchen der Humanität kann im Kriege nur insoweit die Rede sein, als dessen Natur und Zweck es zulassen. Jede Einrichtung der Humanität muß der Kriegführung sich anpassen, jedes der Humanität dienstbare Organ muß der Kriegführung sich unterordnen. Diese Unterordnung geht aber nicht so weit, daß sie das Recht der Humanität negiert. Denn auch die Humanität hat ihr Recht und muß zugelassen werden, soweit Natur und Vorrecht des Krieges es irgend gestatten. Alle unnötigen Beschränkungen der Humanität, alle solche, welche von den Zwecken des Krieges und den auf sein besseres Recht zu nehmenden Rücksichten nicht gefordert werden, fallen unbedingt fort. Was der Krieg nur irgend gestattet, soll mit aller Energie des Wohltuns geschehen, denn Recht wie Nutzen der humanitären Bestrebungen im Kriege und im Kriegsrecht sind so groß, so segensreich, daß sie zugelassen werden müssen, soweit es nicht durch die Ziele des Kampfes ausgeschlossen ist. Als falsch ist bei dem heutigen Stand der Gesittung die Behauptung anzusehen, daß jede Bestrebung und Berücksichtigung der Humanität mit der Natur und den Zwecken des Krieges unvereinbar sei. Auch die entschiedene Anerkennung des Vorranges und der Unbeschränktheit der Kriegszwecke erfordert noch nicht ein völliges Zurücktreten der Humanität, und darauf beruht der Wert und die Zukunft der Genfer Konvention und der noch abzuschließenden, viel weiter gehenden Konventionen, wie der sonstigen hierher gehörigen Bestrebungen der Humanisierung des Krieges und des Kriegsrechtes überhaupt.

An der Hand solcher Anschauungen trat die zur Vornahme des Revisionswerkes berufene Versammlung des Jahres 1906 in ihre Beratungen ein, aus denen eine Übereinkunft hervorging, welche den Bedürfnissen der Jetztzeit in höherem Maße Rechnung trug und den schwankenden, unklaren und lückenhaften Bestimmungen des älteren Vertrages teils eine deutlichere, präzisere Fassung gab, teils da wo dies erforderlich, Ergänzungen und Vervollständigungen des Textes vornahm. Auf dieser Basis stehend verständigte man sich darüber, daß in Zukunft die verwundeten und kranken Soldaten ohne Unterschied der Nationalität vom Sieger aufzunehmen und zu verpflegen, daß ferner die kampfunfähig gemachten Krieger vor Mißhandlungen und Beraubungen zu schützen sind. Ebenso ist es als Pflicht anzusehen, daß die Toten genau untersucht werden, bevor ihre Beerdigung oder Verbrennung stattfindet, daß jeder Soldat ein Zeichen tragen soll, welches gestattet, seine Identität festzustellen, und daß die Liste der vom Feinde aufgenommenen Toten, Verwundeten und Kranken so schnell als möglich den Behörden ihres zugehörigen Landes oder ihrer Armee zugestellt wird.

Sodann gilt jetzt und künftig als Regel, daß Verwundete und Kranke den allgemeinen Kriegsgesetzen unterworfen bleiben, und daß sie Kriegs-

gefangene sind, wenn sie in Feindeshand fallen, und nicht wie früher, nach ihrer Heimat entlassen werden.

Sehr wichtig und notwendig ist die Ausdehnung des Schutzrechtes auf die Angehörigen der freiwilligen Krankenpflege. Zu dieser Kategorie sind zu zählen: Alle zum Transport und zur Pflege von Kranken und Verwundeten verwendeten Personen, ebenso das Verwaltungspersonal der Sanitätsformationen (Magazine, Depots, Verbandplätze, Feldlazarette) sowie die Feldgeistlichen und das den Militärgesetzen und Reglements unterstehende Personal der von ihrer Regierung zugelassenen und anerkannten Roten Kreuz- und Hilfsgesellschaften. Es ist das große Verdienst des Zentralkomitees vom Deutschen Roten Kreuz, allen den freiwilligen Hilfsdienst betreffenden Anordnungen Aufnahme in die neue Konvention erwirkt zu haben, so daß dadurch den gleichartigen Institutionen anderer Länder ebenfalls eine Anteilnahme an der Linderung der Schrecken des Krieges gesichert und der werktätigen Nächstenliebe bei der Unterstützung des Militärsanitätsdienstes der ihr gebührende Platz eingeräumt worden ist. Es ist diese Einwirkung um so mehr anzuerkennen, als dadurch in erster Linie den Organen des Deutschen Hilfsdienstes Gelegenheit zur Betätigung der reichen physischen und geistigen Kräfte in Zukunft gegeben ist, welche unserem vaterländischen Vereinswesen angehören.

Neu ist ferner die Bestimmung der Akte von 1906, daß das Sanitätspersonal nicht nur solange unverletzlich ist, als es Kranke und Verwundete aufnimmt, sondern daß es unter allen Umständen geschützt ist. Vereinbart wurde auch die Fortdauer der Tätigkeit des Sanitätspersonals nach einer feindlichen Okkupation unter dem Befehl der feindlichen Militärbehörde, weil die Sorge für die Verwundeten dies gebietet. Nach dem Kampf häufen sich die Aufgaben für Ärzte und Pfleger derart, daß es nicht zulässig ist, den Sanitätspersonen der zurückweichenden Armee den Abzug zu gestatten und die Sorge für die eigenen, wie auch für die Verwundeten des geschlagenen Heeres den Ärzten und Pflegern des Siegers zu überlassen. Als sich im Kriege von 1866 die Österreichischen Truppen nach der Schlacht bei Königgrätz unter Zurücklassung ihrer Verwundeten zurückzogen, und auch die Österreichischen Hospitäler und Verbandplätze verlassen standen, da waren die Leidenden der größten Not ausgesetzt, weil nicht genug Kräfte zur Hilfe bereitstanden. Auch ist man jetzt übereingekommen, daß die Kriegführenden den in ihre Gewalt geratenen Sanitätsoffizieren den Bezug ihrer Besoldung zu gewähren haben.

Ausdrücklich bestimmt ist, daß das Sanitätspersonal aufhört unverletzlich zu sein, wenn es feindselige Handlungen begeht. Das Tragen von Waffen zum persönlichen Schutz ist ihm gestattet. Nach der alten Genfer Konvention waren Feldlazarette und Militärhospitale als neutral zu betrachten und sollten daher während eines Kampfes geschont werden, solange sich in ihnen

Kranke und Verwundete befänden. An die Stelle dieser veralteten Bestimmung ist in der neuen Übereinkunft der Satz getreten, daß alle dergleichen Anstalten, die den Truppen auf das Schlachtfeld folgen, um Kranke und Verwundete aufzunehmen, als unverletzlich anzusehen und daher, wenn sie in die Gewalt des Feindes fallen, dem Heere, dem sie angehören, zurückzugeben sind, sobald der okkupierende Feind diese nicht mehr für die Pflege der Kranken und Verwundeten nötig hat. Als Ergänzung ist der Zusatz eingeschaltet: Alle Ambulanzen und Spitäler hören auf neutral zu sein, wenn sie mit einer militärischen Macht besetzt sind. Sind sie nur durch Wachen und Posten geschützt, so gehen sie deshalb der Neutralität nicht verlustig; fallen die letzteren in die Hände des Feindes, dann werden sie als Kriegsgefangene betrachtet.

Über das Los der ständigen Sanitätsanstalten, welche dem Sieger in die Hände geraten, ist dahin entschieden worden, daß sie ihm verbleiben, aber er ist verpflichtet, sie dem Sanitätszweck zu erhalten, solange nicht militärische Gründe ihn zwingen, über solche Anstalten anders zu verfügen. Ist dies der Fall, dann muß der Sieger für die darin untergebrachten Kranken anderweitig sorgen. Bei dem großen Umfang und dem Wert, welchen heutzutage das Material der freiwilligen Krankenpflege an Zelten, Baracken, Fahrzeugen, Ausrüstungsgegenständen usw. hat, ist allen diesen Anstalten das Recht der Unverletzlichkeit zugestanden worden für den Fall, daß sie in Feindeshand fallen. Auf diese Weise ist dafür Sorge getragen, daß das Eigentumsrecht des freiwilligen Dienstes gewahrt bleibt und dieser nicht gezwungen ist, seine Tätigkeit einzuschränken.

Bei der Entscheidung über diese Frage hatte man hauptsächlich die im heutigen Kriege eine große Rolle spielenden Lazarettzüge im Auge, welche nicht sowohl dazu dienen, die Verwundeten und Kranken nach rückwärts zu transportieren, als auch die Armee von anderen kampfunfähigen Elementen zu befreien und diese der Heimat zuzuführen. Ganz neue und klare Bestimmungen sind über die Behandlung der Transportmittel für Kranke und Verwundete getroffen, namentlich was die Sanitätszüge betrifft. Es sind dies teils fahrende Lazarette, die in Eisenbahnwagen untergebracht sind, teils mit Hilfe von Sanitätsmaterial zum Transport hergerichtete Eisenbahnwaggons. Die Kriegführenden dürfen solche Züge nicht angreifen, wenn das Begleitpersonal keine feindseligen Handlungen begeht. Dieser Schutz verwehrt aber dem Sieger nicht das Recht zur Durchsuchung der Züge, gestattet ihm auch, diesen eine Reiseroute vorzuschreiben oder sie eine Zeitlang zurückzubehalten. Dagegen ist er verpflichtet, sich der Kranken und Verwundeten selbst anzunehmen. Die militärischen Begleiter des Transportes können zu ihrer Armee zurückgeschickt werden. Die Zivilpersonen des Transportes unterliegen den allgemeinen Regeln des Völkerrechtes, d. h. der Gegner darf sie nicht als Gefangene behandeln, kann aber ihre Dienste in Anspruch nehmen.

In neueren Kriegen ist es mehrfach vorgekommen, daß während oder nach dem Gefecht sich Konflikte ergeben haben, für deren Entscheidung keine Bestimmungen vorgesehen sind. Für solche Fälle autorisiert die Konvention von 1906 die Oberbefehlshaber der operierenden Heere, gemeinsam die nötigen Anordnungen zu treffen und sich dabei an die ihnen von ihren Regierungen erteilten Weisungen sowie an die allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätze zu halten. Um Verstößen gegen die neue Konvention und Mißdeutungen derselben vorzubeugen, ist zwischen den Mächten vereinbart und festgesetzt worden, daß bei Ausbruch eines Krieges sowohl die fechtenden Truppen als auch die freiwilligen Helfer und wenn möglich die Bewohner der betreffenden Grenzlande, die zum Kampfplatz werden, Kenntnis von den Hauptbestimmungen der neuen Genfer Konvention vom Jahre 1906 erhalten.

Letztere präzisiert sodann die Verwendung der Abzeichen, die schon bisher als äußere Merkmale des Humanitätswerkes galten. Danach müssen die Armbinden des Sanitätspersonals einen Dienststempel tragen, die freiwilligen Helfer sollen mit einem Identitätszeugnis ihrer Person ausgerüstet sein. Fahnen mit dem Roten Kreuz dürfen nur an Stellen gehißt werden, die von der Genfer Akte als dazu berechtigt anerkannt sind. Als solche gelten Lazarette, Verbandstationen, Depots von Krankengerät usw. Diesen Fahnen zur Seite muß die Nationalfahne des zugehörigen Staates wehen; fällt die betreffende Anstalt in Feindeshand, dann ist die Nationalfahne einzuziehen. Das Schlußkapitel handelt von den Verstößen und Mißbräuchen, welche mit den Abzeichen des Roten Kreuzes getrieben werden, und von den Strafen für dergleichen Vergehen, die in den Strafgesetzen vorgesehen sind. In neuerer Zeit sind solche Gesetzwidrigkeiten namentlich im Handel mit Gewerbserzeugnissen oder mit Fahnen und Armbinden vorgekommen. Diese Embleme wurden benutzt, um sowohl Personen wie auch Sanitätsanstalten den Schutz des Roten Kreuzes unberechtigterweise zuzuwenden. Die neue Akte verpflichtet außerdem die Vertragsmächte, strenge Strafen für Übertretungen der Gebote der Menschlichkeit einzuführen, welche diejenigen treffen sollen, die Gewalttätigkeiten gegen Verwundete und Kranke in deren wehrlosem Zustande vornehmen oder die Abzeichen des Roten Kreuzes führen, ohne dazu berechtigt zu sein.

Vergleicht man den aus den Revisionsberatungen zu Genf hervorgegangenen neuen internationalen Vertrag von 1906 mit den Bestimmungen aus dem Jahre 1864, so erscheinen die nachstehenden Reformen in völkerrechtlicher, humaner und militärischer Beziehung als wesentliche Verbesserungen des ursprünglichen Textes:

1. Die Vervollkommnung der Fürsorge für verwundete und kranke Militärs nach den verschiedensten Richtungen, teils dadurch daß diese selbst besser versorgt, teils dadurch daß dem Pflegepersonal alle nur möglichen Rücksichten zugestanden werden.



2. Die Zusicherung und Gewährung besseren Schutzes der Verwundeten und Kranken gegen Marodeure und Plünderer.
3. Die Anordnung von Maßregeln zur Feststellung der Identität der Opfer des Krieges und der Austausch der beiderseitigen Verlustlisten.
4. Die Ausdehnung der Konvention auf die Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege und deren Material.
5. Die Rückgabe des Privateigentums der Gefallenen (Offiziere und Soldaten).
6. Die gegenseitige Respektierung der Schutzwachen und Bedeckungsmannschaften der Sanitätsanstalten beider Parteien.
7. Die Zulassung der freiwilligen Hilfspflege seitens einer neutralen Macht.
8. Die Belassung der Waffen, Pferde, Ausrüstung des zugehörigen Sanitätspersonals.
9. Der Erlaß von Bestimmungen über die Behandlung der Lazarettzüge, welche, wenn sie in feindliche Gewalt fallen, zwar vom Gegner zurückgehalten, aber dann zur Pflege der Verwundeten und Kranken der anderen Partei verwendet werden müssen, während das zugehörige Sanitätspersonal zurückgesandt wird.
10. Die Anordnung von Strafgesetzen gegen mißbräuchliche Verwendung der Abzeichen des Roten Kreuzes.

Das in Genf 1906 vollendete Reformwerk hat dann ein Jahr später im Haag eine nochmalige Ergänzung erfahren. Der dort zusammengetretene Friedenskongreß, der sich bekanntlich die Regelung internationaler Konflikte auf friedlichem Wege sowie die Milderung der Bräuche des Völkerrechts und der Kriegführung zur Aufgabe stellte, beschäftigte sich mit einem von Rußland eingebrachten Vorschlag, zu welchem der Krieg mit Japan die Anregung gegeben hatte. Es handelte sich dabei darum, das Los der kranken und verwundeten Gefangenen zu erleichtern und deren Familien mit Nachricht über sie zu versehen. Eine ähnliche Organisation hatte bereits in jenem Kriege bestanden und sich da ebenso nützlich als segensreich erwiesen. Mit Hilfe von solchen in Tokio und Petersburg unterhaltenen Bureaus war es möglich gewesen, eine regelmäßige Korrespondenz über die Gefangenen zu unterhalten.

In Zukunft werden nunmehr die Gesellschaften vom Roten Kreuz in den Grenzen, welche durch Gesetz und Sitten ihrer Länder geboten sind, durch Vermittlung des internationalen Komitees in Genf, als der Zentralleitung, gegenseitig den Gefangenen ihren Schutz und ihre Versorgung angedeihen lassen. Dasselbe gilt von dem Personal der freiwilligen Krankenpflege, auf welches, wie schon gesagt, durch die neuen Genfer Satzungen die Unverletzlichkeit der Angehörigen dieser Kategorie ausgedehnt worden ist.

Ein anderes Thema, welches dringend einer Regelung bedurfte und schon seit dem Jahre 1864 ein vielfach umstrittenes Kapitel auf den Kongressen gebildet hatte, war die Ausdehnung der Genfer Konvention auf den Krieg zur See. — Auf der Konferenz zu Wien 1897 wies der Vertreter Frankreichs darauf hin, daß es Pflicht der Humanität sei, die Kriegsflotte nicht länger von den völkerrechtlichen Verträgen von Genf auszuschließen, und daß es sich empfehle, die von Italien und der Schweiz in dieser Richtung unternommenen Vorarbeiten tatkräftig zu fördern. Die damals vorgeführten Gründe, welche zugunsten dieses Antrages sprachen, waren einleuchtender Art. Deshalb beschäftigte sich auch die Haager Friedenskonferenz von 1899 eingehend mit dem Gegenstande und regelte ihn. In dieser Regelung hieß es, daß es zur Ausführung der gefaßten Entschlüsse erforderlich sei, schon im Frieden eine Anzahl von Schiffen in den Häfen und Seestädten zum Hilfsdienst bereitzuhalten, daß ferner Spitalschiffe, die von neutralen offiziell anerkannten Hilfsgesellschaften oder Vereinen vom Roten Kreuz ausgerüstet und zu Hilfszwecken abgeordnet seien, nur dann respektiert würden, wenn der neutrale Staat diese seine Hilfe den beiden kriegführenden Mächten vorher angezeigt habe. An dieser Stelle begann der Haager Areopag sein Reformwerk und beschloß, daß Hospitalschiffe ihre Aufgabe nur in der Weise ausüben dürfen, daß sie sich ganz unter den Befehl der kämpfenden Partei stellen, zu welcher sie abgeordnet werden. Außerdem bedarf es für ihre Hilfsleistung der Erlaubnis der Regierung ihres eigenen Staates sowie der Autorisation der Macht, welcher sie Beistand leisten wollen.

Durch diese Ergänzungsbestimmungen, zu denen noch einige hinzukamen, die auf den Mißbrauch der Neutralität, auf die Unverletzlichkeit der geistlichen, ärztlichen und Pflegepersonale an Bord und auf die Aufnahme und Fortschaffung von Verwundeten und Kranken an Bord ihrer Fahrzeuge Bezug haben, hat der Haager Kongreß das Werk der neuen Genfer Konvention in sehr wirksamer Weise vervollständigt und ihrem humanitären Gedanken weitere Betätigung gegeben.

So ist denn das Samenkorn, welches die beiden dahingeschiedenen Männer einst in den Boden gelegt, allen Schwierigkeiten und Hindernissen seines Wachstums trotzend zu einem großen blüten- und blätterreichen Baum mit festem Stamm und reich entwickelten Ästen und Zweigen gediehen, der sein Dach über die ganze Kulturwelt schützend und schirmend ausbreitet, ein Sinnbild der Solidarität aller durch das Band der Menschlichkeit und der werktätigen Nächstenliebe verbundenen Völker.

Das Rote Kreuz umfaßt heute einige vierzig Staaten mit tausendfältigen Ortsverzweigungen und erstreckt sich über beide Hemisphären, von der südwestlichen Küste Amerikas bis nach Japan und China. Es sind dies alles anerkannte und vom Genfer internationalen Komitee in die Ge-

meinschaft aufgenommene Landesvereine. Sie bestehen nur in Staaten, welche der Genfer Konvention beigetreten sind, und stellen eine der großartigsten Schöpfungen auf dem Gebiete menschlicher Vereinstätigkeit dar.

Die Konvention kann daher als ein Ausdruck des positiven Kriegsrechtes unserer Zeit bezeichnet werden. Sie ist als allgemein geltende Rechtsregel festgesetzt worden, so daß ihre Beachtung im Kriege nicht mehr — wie noch in den großen Kriegen des 19. Jahrhunderts — von dem guten Willen der Kriegführenden abhängt. Sie ist ein hochwichtiges völkerrechtliches Gesetz, durch welches ein großer Kulturfortschritt errungen worden ist. Dadurch fordert sie die Teilnahme aller, die für fortschreitende Kultur ein Herz haben, um so mehr und auf das lebhafteste heraus, als sie, ebenso wie die weiter wirkenden humanen Ideen der Neuzeit, fortwährend den Anlaß zu ihrer weiteren Prüfung im Geiste der Zeit und zu ihrer weiteren Ausdehnung und Vervollkommnung gibt.

Den beiden im Laufe des Jahres 1910 aus dem Leben geschiedenen Begründern des Werkes aber gebührt ein pietätvolles Gedenken ihrer Tätigkeit, welche darauf gerichtet war, die edelmütigsten Empfindungen der Völker zu einmütiger Arbeit zusammenzufassen, einer Arbeit, welche der natürlichste Ausdruck der zivilisatorischen Bestrebungen ist, die unsere Zeit beherrschen, und die in der Erfüllung der Pflichten der Menschlichkeit das vornehmste Gesetz im sittlichen Leben der Menschheit erkennt.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68–71

Die Einnahme von Zittau durch den Generalmajor v. Winterfeldt am 27. November 1745.

Von

v. Janson,
Generalleutnant z. D.

Mit 2 Skizzen im Text.

In der städtischen Bibliothek von Zittau befindet sich ein Sammelband historisch wertvoller Manuskripte (sämtlich Abschriften), darunter zwei Berichte über die am 27. November 1745 erfolgte Einnahme der Stadt durch den Preußischen Generalmajor v. Winterfeldt, vereint unter dem Gesamttitel: „Merkwürdiges Denkmal des Ernstes und der Räte Gottes bei denen durch die im Monat November 1745 erfolgte Preußische Invasion in die Sächsischen Lande der Stadt Zittau und deren Gegend verursachte Calamitäten". Beide Berichte beginnen mit dem Ueberfall der Sachsen in den Quartieren von Katholisch-Hennersdorf am 23. November durch die Preußische Avantgarde. Der erste beschäftigt sich eingehend mit den Leiden, die die zur Stadt gehörigen Dörfer durch die Österreichische Einquartierung auszustehen hatten, und bricht mit dem Erscheinen des ersten Preußischen Offiziers in Zittau ab, der zweite ist offenbar vom Senat verfaßt und für den Landesherrn bestimmt. Er umfaßt die Ereignisse bis einschließlich des 29. November; der Schlußsatz und die Unterschrift fehlen. Beide stimmen sachlich überein und machen den Eindruck voller Zuverlässigkeit in allen Einzelheiten. Eine Tendenz könnte man allenfalls in dem starken Farbenauftrag bei der Schilderung der Österreichischen Exzesse im ersten Bericht und in dem Bestreben des zweiten, die Haltung des Senats und der Bürgerschaft als eine durchaus korrekte und überaus würdige darzustellen, suchen, das ganze Bild bleibt aber ein so ungemein anschauliches und frisches, daß man annehmen muß, daß die Aufzeichnungen unmittelbar nach den Ereignissen gemacht sind. Es fallen so interessante Streiflichter auf das militärische Leben sowie auf die Handhabung des städtischen Regiments im 18. Jahrhundert, daß beiden anscheinend bisher nicht von den Historikern benutzten Berichten*)

*) Die Beschäftigung mit einer umfassenden Arbeit über Hans Karl v. Winterfeldt gab mir Anlaß, behufs Aufklärung der bestehenden Widersprüche mich an den Magistrat der Stadt Zittau mit der Frage zu wenden, ob im städtischen Archive etwa Aufzeichnungen

ein erheblicher kulturhistorischer Wert zugesprochen werden muß. Außerdem klären sie Widersprüche zwischen den bisherigen Darstellungen, insbesondere zwischen dem vom Österreichischen Generalstabe herausgegebenen „Österreichischer Erbfolgekrieg"*) und Mollwos Lebensbeschreibung Winterfeldts auf**). Aus diesem Grunde soll hier versucht werden, den Hergang der Ereignisse am 27. November 1745 unter Berücksichtigung jener Berichte im Zusammenhange darzustellen und das Interessanteste im Wortlaut einzuflechten. Zunächst aber einige Worte über die bisher benutzten Quellen: Mollwo stützt sich auf einen angeblichen Bericht Winterfeldts, aus dem er verschiedene Stellen zitiert. Bereits Droysen bezeichnet***) diese in einem Sammelheft des Kriegsarchivs des Großen Generalstabes†) befindliche „Relation derer Operationen in Sachsen" als „von der Hand des Generalmajor v. Winterfeldt", obwohl die Handschrift, wie auch Mollwo bemerkt, eine ganz andere und die Orthographie eine von der unrichtigen aber ganz konsequenten Winterfeldts abweichende ist. Es ist eine, nach verschiedenen leicht erkennbaren Verwechselungen von Wörtern zu schließen, von einem Schreiber verständnislos angefertigte Abschrift. Der Irrtum ist schon im 10. Heft der von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung II des Großen Generalstabes herausgegebenen „Urkundlichen Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres"††) nachgewiesen worden, wobei festgestellt wurde, daß der Bericht, der mit einigen stilistischen Änderungen seiner Zeit in der Haudeschen Zeitung abgedruckt wurde, sich mit unerheblichen kleinen Abweichungen†††) im Miltitzschen Tagebuche*†) findet, eingeleitet durch die Worte: „Beigefügte Relation des Oberstleutnant v. Geist, Capitaine unsers Bataillons (1. Bataillons Garde), welcher mit seinem Grenadierbataillon bei dieser Expedition zugegen gewesen, kann zur Erläuterung der Sache wirklich dienen". Der in der Abschrift gleichfalls fehlende Schluß lautet: „Wir sind anjetzo beschäftigt, unsere Winterquartiere allhier zu etablieren, ich werde aber leider mit meinem Bataillon nicht davon profitieren." v. Hagen genannt v. Geist war Premierleutnant im

---

aus jener Zeit vorhanden seien. Ich erhielt darauf die Antwort, daß das Ratsarchiv bei dem Bombardement im Jahre 1757 vernichtet sei, indessen wurde mir der erwähnte Manuskriptenband durch den Stadtbibliothekar, Herrn Professor Dr. Th. Gärtner, mit dankenswertester Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt.

*) Österreichischer Erbfolgekrieg 1740 bis 1748. VII. Bd. Wien 1903. S. 672.

**) Ludwig Mollwo, Hans Carl v. Winterfeldt. Ein General Friedrichs des Großen. München und Leipzig 1899. S. 75 bis 78.

***) 10. Beiheft zum Militär Wochenblatt 1875. „Kriegsberichte Friedrichs des Großen aus den beiden Schlesischen Kriegen". S. 249.

†) I. XXV. 32.

††) „Potsdamer Tagebücher 1740 bis 1745". Berlin 1906. S. 3.

†††) Wo im Miltitzschen Tagebuche „unser Grenadierbataillon" steht, ist z. B. „Grenadiers" gesetzt.

*†) Kriegsarchiv I. 1. 5.

1. Bataillon Garde und Hauptmann von der Armee und kommandierte ein damals aus je zwei Grenadierkompagnien des Regiments Truchseß (seit dem 15. Juli 1745 Polenz) und des Füsilierregiments du Moulin zusammengesetztes Bataillon*), das nach keiner sonstigen Angabe bei der Einnahme von Zittau zugegen gewesen ist. Wenn nicht alle offiziellen Angaben einschließlich des Berichts des Senats von Zittau falsch sein sollen, muß Miltitz, der sein Tagebuch nach den „Urkundlichen Beiträgen" erst 1766 verfaßt hat, daher auch die Bezeichnung Geists als Oberstleutnant, sich geirrt und Geist mit einem Offizier eines anderen Grenadierbataillons verwechselt haben. Wahrscheinlich gehörte der Verfasser dem Grenadierbataillon Finck an, das ursprünglich die einzige Infanterie Winterfeldts bildete**). Hier kommt es hauptsächlich darauf an, daß der Verfasser nicht Winterfeldt ist, sondern unzweifelhaft ein Offizier eines der Kavallerie folgenden Bataillons, der naturgemäß aus eigener Anschauung nur eine beschränkte Kenntnis der Vorgänge haben konnte; er spricht selbst davon, „daß unser Grenadierbataillon noch zurück" war. Damit büßt der Bericht an Wert als Quelle für die Einzelheiten etwas ein, wenn er auch ein Kabinettsstück drastischer Erzählungskunst bleibt. Diese Eigenart des Schriftstücks hat mit zur Entstehung des Irrtums in bezug auf den Verfasser beigetragen. Droysen glaubt sogar, „eine für Hans Karl v. Winterfeldt besonders charakteristische Stelle" hervorheben zu sollen, und doch herrscht gerade hier eine von Winterfeldts Ton abweichende Klangfarbe vor — die Grenze des prächtigen Winterfeldtschen Humors wird überschritten. Den äußeren Anlaß zu der unrichtigen Zuschreibung hat ein dem in jenem Sammelbande des Kriegsarchivs enthaltenen Bericht unmittelbar angefügter Zusatz (von der Hand desselben Abschreibers) gegeben, der mit dem Zeichen „Not." beginnt und ohne Unterschrift, aber mit der Datierung „Seidenberg den 30. November 1745" schließt. Dieser Zusatz kann nach dem Inhalt nur von Winterfeldt herrühren, der sich damals in Seidenberg befand und hier in der ersten Person spricht, während er im Bericht in der dritten angeführt wird. Im Gegensatz zu dem übermütigen, derben Humor des vorangehenden Schriftstücks herrscht hier eine bescheidene und ernste Stimmung vor. Entweder ist dieser Zusatz ein selbständiger Bericht, dessen Original wir nicht mehr besitzen, und der hier zum Zweck der Sammlung mechanisch angefügt wurde, oder vielleicht ist jene für die Zeitungen bestimmte „Relation" durch den Geheimen Kabinettsrat Eichel auf des Königs Befehl, oder aus eigener Initiative Winterfeldt zur Prüfung und Ergänzung zugestellt worden. Von älteren Quellen kommen noch besonders in Betracht die Schilderungen des Generals

) Der Zweite Schlesische Krieg 1744 bis 1745. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte. I. Bd. Berlin 1895. S. 31).

**) A. a. O. II. Bd., S. 179.

v. Stille in Briefform*) und der Militärische Nachlaß des Grafen Henckel v. Donnersmark**), im wesentlichen miteinander übereinstimmend und auch von Orlich***) und vom Preußischen Generalstabe benutzt. Der Österreichische Generalstab legt seiner Darstellung außerdem Berichte des Prinzen Karl von Lothringen an die Kaiserin Maria Theresia zugrunde.

Wir wenden uns nun zur Vorgeschichte der zur berichtenden Episode. Friedrich der Große hatte sich am 30. Oktober 1745 nach Berlin begeben, ließ indessen seine Truppen noch nicht in die Winterquartiere rücken. Und in der Tat sollte der Krieg nochmals neu aufleben. Obwohl der Österreichische Oberfeldherr, Prinz Karl von Lothringen in richtiger Beurteilung des Zustandes seines Heeres wenig Neigung zu einer Fortsetzung der Kampagne in den Winter hinein zeigte, gelang es den Sachsen doch, eine andere Entschließung herbeizuführen. „Bereits am 8. September hatte der Herzog von Sachsen-Weißenfels dem Prinzen Karl vorgeschlagen, ihre gemeinsamen Streitkräfte in Sachsen zu sammeln und den König von Preußen von hier aus mit Nachdruck an der empfindlichsten Stelle in seinem Stammlande selbst anzugreifen"†). Als dann Rußland zur Bedingung seiner Hilfe machte, daß die Sachsen die Preußischen Erblande nicht betreten sollten, fiel Österreich allein die offensive Rolle zu. Am 20. und 21. November marschierte das Österreichische durch Sächsische Truppen verstärkte Heer nach der Lausitz und bezog zwischen Queis und Neiße Quartiere. Die leichten Truppen, gefolgt von regulären Truppen unter Feldmarschallleutnant St. Ignon, fielen in Schlesien ein, nachdem die Preußen sich nach der Lausitzer Grenze zusammengezogen hatten. Ein Österreichisches Korps unter General Grünne näherte sich Torgau und ein Sächsisches Heer unter dem Grafen Rutowski stand bei Leipzig.

Friedrich der Große blieb dauernd über alle Ereignisse unterrichtet, in erster Linie durch den Generalmajor und Generaladjutanten v. Winterfeldt, der ein ausgedehntes und vortrefflich funktionierendes Nachrichtenwesen eingerichtet hatte. Er war dem während des Königs Abwesenheit den Oberbefehl in Schlesien führenden Erbprinzen von Anhalt-Dessau zugeteilt, hatte aber auch unmittelbar an den König zu berichten. Von Tag zu Tag legte er die Kriegslage fest und knüpfte daran seine Kombinationen. Immer klarer trat des Gegners Absicht zutage, die dem Könige auch durch diplomatische Nachrichten bestätigt wurde. Er sah sich veranlaßt, wieder zur Armee zurückzukehren, bei der er am 18. November eintraf. Der König und

*) Les campagnes du roi avec des reflexions sur les causes des évenemens. 1762. Tome II, S. 267 ff.

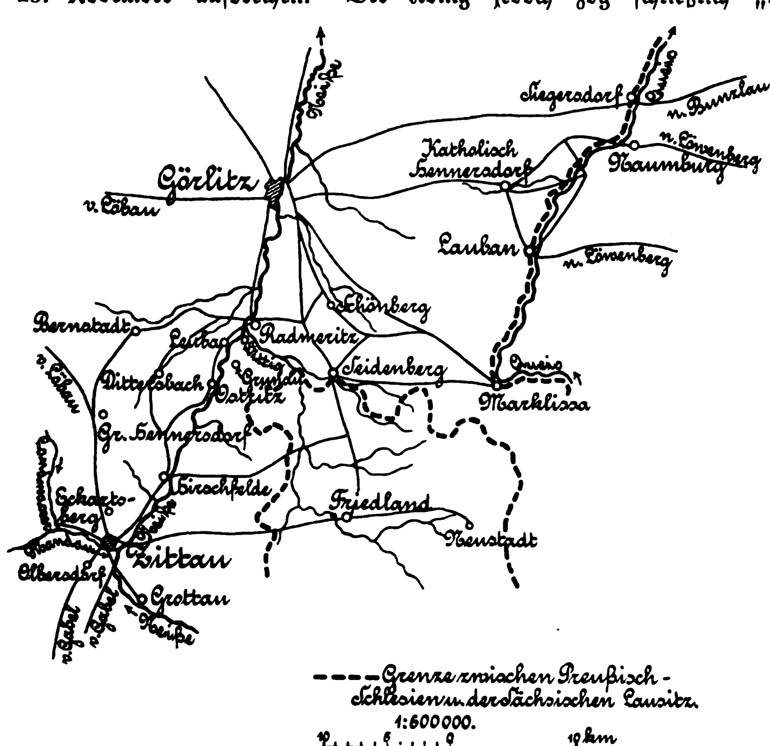
**) Herausgegeben von Zabeler. 2. Ausgabe, Leipzig 1858. I. Teil.

***) v. Orlich, Geschichte der Schlesischen Kriege nach Originalquellen. Berlin 1841. II. Teil.

†) Österreichischer Erbfolgekrieg. VII. S. 628.



sein Generalstabschef — denn als solcher fungierte Winterfeldt hier auch ohne den Titel in vollem Umfange, wie schon vor der Schlacht von Hohenfriedberg — hatten sich ohne jede Schwierigkeit auch in der Entfernung verstanden; es herrschte eine bewundernswerte Ideenassoziation. Gleichfalls wie vor Hohenfriedberg, bewirkten planmäßig von Winterfeldt verbreitete falsche Nachrichten über die Absicht der Preußischen Heeresleitung eine vollendete Täuschung des Gegners und wiegten ihn in Sicherheit. Man wollte seiner Initiative zuvorkommen, ihn aber erst bis in die Gegend von Görlitz vorrücken lassen, um ihn im Rücken zu fassen, daher erst am 25. November aufbrechen. Der König jedoch zog schließlich „das



Sichere dem Glänzenden vor“ *) und bestimmte den 23. zum Beginn des Unternehmens. Die Preußische Avantgarde unter Winterfeldts Führung überfiel an diesem Tage das nächste Sächsische Quartier Katholisch-Hennersdorf, während der König mit dem Gros des Heeres folgte. Den eigentlichen Ueberfall leitete Zieten mit großem Geschick ein. Die einbrechende Dunkelheit hinderte eine Ausdehnung der Unternehmung auf weitere Quartiere. Die Sächsischen Reiter wurden von der Uebermacht zum großen Teil nach tapferer Gegenwehr niedergehauen oder gefangen und das Sächsische

*) **Histoire de mon temps**, erste Niederschrift von 1746. Publikationen aus den Königlich Preußischen Staatsarchiven, IV. 2, S. 411.

Infanterieregiment Sachsen-Gotha nach gleichfalls heldenhaftem Kampfe fast ganz vernichtet*). Diese Teilniederlage war für den Prinzen Karl das Zeichen zum Rückzuge. 15 km von dem Schlachtfelde entfernt, hatte er auf den Kanonendonner nicht zur Hilfe zu eilen vermocht. In der Nacht und am 24. morgens versammelte er sein Heer in der Stärke von wenig über 20000 Mann bei seinem Hauptquartier Schönberg und ging bei Radmeritz über die Neiße, um zwischen Lauban und Dittersbach Quartier zu beziehen. Bei Schönberg blieben 1000 „Kommandierte" der Infanterie, 800 Deutsche Reiter und 400 Husaren nebst den Sächsischen Ulanen als Nachhut unter Feldmarschalleutnant Graf Mercy zurück. Eine kleine Abteilung Sachsen besetzte Görlitz, das nebst seinem wichtigen Magazin am nächsten Tage in den Besitz der Preußen fiel. Der König war mit seinem Gros am 23. bis nördlich Katholisch-Hennersdorf gelangt, am 24. im dichten Nebel langsam vorgerückt und hatte am 25. Görlitz erreicht. Am 26. gingen die Österreicher bis in die Zittau im Norden auf 5 km halbkreisförmig umgebenden Ortschaften zurück. Prinz Karl, der sich in Eckartsberg einquartiert hatte, wollte mit der Stadt Zittau hinter sich keinen Kampf annehmen und befahl daher auf die Nachricht von der Annäherung des Preußischen 30000 Mann starken, also sehr überlegenen Heeres den Rückzug in die starke Höhenstellung von Olbersdorf südwestlich von Zittau, die die Straße über Gabel nach Böhmen hinein sperrte. Der Marsch dorthin dauerte auch den 27. noch fort. An diesem Tage morgens 9 Uhr nahm der Oberfeldherr innerhalb dieser Stellung in dem auf dem Kaltenstein oberhalb Olbersdorf gelegenen „Besserschen Gute" Quartier. In einem am Abend des 27. in Olbersdorf abgehaltenen Kriegsrat erklärte Prinz Karl, man müsse vor dem überlegenen Gegner zurückweichen, da die Stellung mit den Gebirgsdefileen im Rücken zur Verteidigung ganz ungeeignet sei. Fürst Lobkowitz, der den linken Flügel befehligte, wies dabei auf den zerrütteten Zustand des kaum noch 18000 Mann starken Heeres und auf die „fürseiende ohngemeine miserie" hin, da Offiziere und Gemeine, die nun schon fünf Tage „keinen Bissen im Munde gehabt", nicht mehr leistungsfähig seien**).

Schon am 25. war Prinz Adolph von Sachsen-Gotha „mit dem aus ohngefähr 150 Mann bestehenden Ueberrest" seines tapferen Regiments in Zittau eingetroffen. Außerdem war die Stadt von „ankommenden Österreichischen Bagagewagen" erfüllt. Von den Österreichern ließen sich nur einzelne Mannschaften sehen „und verlangte niemand, die Stadt zu besetzen, vielmehr wurde mit dem Aufziehen der Bürgerschaft bloß kontinuiret"***). Um so toller ging es in den zu der Stadt gehörigen und anderen Dörfern der Umgegend zu. „Denn zu geschweigen, daß bei diesem Rückzuge in die

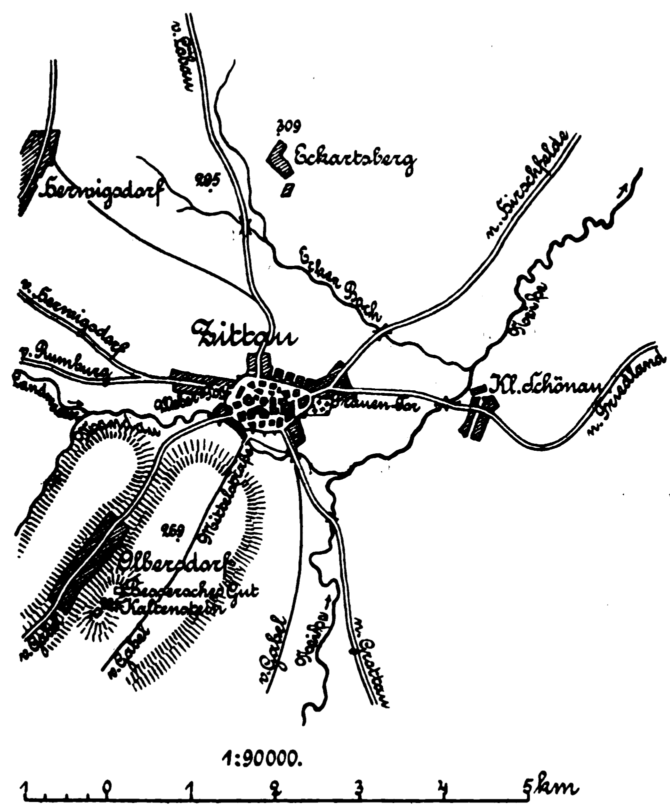
*) Der Zweite Schlesische Krieg. II. S. 169 ff.

**) Österreichischer Erbfolgekrieg. VII. S. 672 ff.

***) Zweiter Zittauer Bericht.



kleinsten Dörfer ganze Regimenter, in die größeren aber zwei bis drei, auch mehrere derselben einquartiert worden, so trieben die Leute noch mit vielfältigen Exzessen, Gewalttätigkeiten, Rauben und Plündern eine dergestalt üble Wirtschaft, daß viele Einwohner auf dem Lande dabei um ihre sämtliche Hab und Vermögen gekommen; gestalten sothane ungarische Truppen bei ihrem Durchmarsche auf denen zur Stadt gehörigen Dörfern und in denen hiesigen Vorstädten" geplündert haben, „das ungedroschene Getreide ohne Not den Pferden untergestreut, das befundene Heu, besonders zu Eckertsberge (Eckartsberg) bei Höchster Gegenwart Ihrer Hoheit des Prinzen Karl von Lothringen selbst in Koth getreten, daß es zu Mist werden müssen, . . . so daß der . . . ver-



ursachte Schaden nach denen . . . auf Allergnädigsten Königlichen Befehl eingegebenen Liquidationen eine Summe von 14831 Rthlr. 3 Gr. 9 Pf beträgt*).

Das Gros des Preußischen Heeres rückte am 26. November auf dem rechten Neiße-Ufer bis zum Wittig-Flusse vor, die aus dem Grenadierbataillon Finck, dem Fußjägerkorps**), den Posadowsky-Dragonern (5 Schwadronen)

*) Erster Zittauer Bericht.

**) Der zweite Zittauer Bericht zählt ausdrücklich „ein Jägerkorps" unter den Einrückenden auf. Vielleicht handelt es sich nur um einen Teil des Fußjägerkorps. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß die Jäger erst mit der Infanterie Bonins nachgekommen sind.

und den Husarenregimentern Zieten, Ruesch, Natzmer (zusammen 30 Husarenschwadronen) bestehende Avantgarde unter Winterfeldt bis Grunau südlich der Wittig. Der König beabsichtigte, am 27. bei Radmeritz die Neiße zu überschreiten. Winterfeldt nahm zwar an, daß die Österreicher sich möglichst beeilen würden, über die Böhmische Grenze zurückzugehen, jedoch schien es ihm ratsam, nicht gleich mit allen Kräften zu folgen; vor allem meinte er, daß die leichten Truppen Nadasdys in der linken Flanke „große Inkommoditäten verursachen" könnten. Er war auch der Ansicht, daß der König durch den beabsichtigten kurzen Marsch wenig gewinne und das Versäumte am nächsten Tage ohne Schwierigkeit nachholen könne. Er wollte selbst unter Festhalten von Ostritz nach Hirschfelde (am linken Neiße-Ufer) rücken und, falls der Feind im Rückmarsch sei, das nur eine kleine Meile entfernte Zittau besetzen, andernfalls Meldung erstatten. Es schien ihm besser, die Armee auf dem rechten Neiße-Ufer versammelt zu halten, bis die Lage völlig geklärt sei, „als daß wir so geteilt herüber marschieren"*). Er bat nur um einige Grenadierbataillone zur Unterstützung. Winterfeldt war ebenso kühn, wenn er die Verantwortung allein trug, wie vorsichtig in seinen Ratschlägen für seinen Herrn. Die von Nadasdy erwarteten „Inkommoditäten" bezogen sich überdies wohl nicht allein auf die Beunruhigung der Truppen und die Gefährdung der Bagagen, sondern auch auf die Schädigung der Schlesischen Landeseinwohner, deren Wohl ihm sehr am Herzen lag. Diesmal überschätzte er die Stärke der Österreicher, mit denen seine Husaren seit Katholisch-Hennersdorf noch nicht wieder ernstlich handgemein geworden waren, er kannte auch nicht den Grad ihrer Demoralisation. Daher das ehrliche Staunen, als er drei Tage später (am 30.) schrieb: „So großprahlerisch, wie ihr Einzug in Sachsen, noch weit niederträchtiger und schändlich ist ihre Flucht gewesen. Ich hatte nicht Ordre, bis Zittau, sondern nur erst bis Hirschfelde zu gehen, um erstlich des Feindes Contenance zu observiren, da sie aber so willig zum weichen fand, folgte sie immer nach, bis ich endlich von Zittau Possession nahm"**). Der König hatte also, was Winterfeldt selbst tun wollte, vollkommen gebilligt. Er gewährte ihm auch die erbetene Unterstützung, indem er den Generalleutnant v. Bonin mit neun Bataillonen***) bei Ostritz das Ufer wechseln und der Vorhut auf dem linken (westlichen) Neiße-Ufer folgen ließ. Er selbst blieb bei seinem Plan, führte das Gros bereits am 27. November morgens bei Radmeritz über die Neiße und bezog nach kurzem Marsche zwischen Bernstadt und Ostritz ein Lager. Als Winterfeldt sich nach 2 Uhr nachmittags Hirschfelde näherte, sandte Mercy, der

*) Undatierter, aber dem Inhalt nach zweifellos am 27. November 1745 geschriebener Bericht Winterfeldts an den König. Geheimes Staatsarchiv, Rep. 96. 84. F. f. 1.

**) Der mit „Not." gekennzeichnete Bericht.

***) Es werden immer zehn Bataillone angeführt; dabei ist aber das schon früher Winterfeldt zugeteilte Grenadierbataillon Finck mitgerechnet.

mit der Nachhut in der Nähe dieses Ortes, aber mehr westlich*) stand, um nicht abgeschnitten zu werden, seine regulären Truppen in der Richtung auf Zittau zurück. Erst später folgten 400 Husaren und zuletzt Sächsische Ulanen. Diese wurden von den die Preußische Vorhut bildenden Natzmer-Husaren eingeholt und auf die Österreichischen Husaren zurückgeworfen. In wildem Durcheinander drang diese Masse in die Vorstadtstraßen von Zittau ein, die ohnehin durch Bagage- und Verpflegungsfahrzeuge versperrt waren. Die Stadt selbst war von Mauer und Graben umgeben. Die fünf Tore waren seit Vormittag verschlossen oder sollten wenigstens verschlossen sein und wurden von bewaffneten Bürgern bewacht, von denen täglich 1 Offizier und 40 Mann auf Wache zogen. Diese Vorsichtsmaßregeln waren auf ein Königlich-Kurfürstliches Reskript von 1744**), betreffend die Sicherung der Stadt in Abwesenheit der Landmiliz, zurückzuführen. Außerdem hatte der dem Senat zugeteilte Sächsische Oberst v. Ponickau noch besonders darauf hingewiesen. Von Truppen war die Stadt frei; denn auf den am Tage vorher erteilten Rat des Sächsischen Generalleutnants v. Pomnitz war der Rest des Regiments Sachsen-Gotha auf die Dörfer verlegt und eintreffendes Fuhrwerk abgewiesen worden. So war denn auch jene aus Flüchtlingen und Verfolgern bestehende Reitermasse, als sie auf der Hirschfelder Straße an das (nordwestliche) Frauentor prallte, genötigt, sich durch die Vorstädte durchzuwinden, wodurch die Verwirrung noch erhöht wurde. Ueberall scheint der Torverschluß, wie wir gleich sehen werden, nicht konsequent durchgeführt worden zu sein. In dieser Lage, die auch die bescheidenste Entwicklung ausschloß, konnte eine Ueberlegenheit an Zahl gar nicht zur Geltung kommen. Es kam nur auf Entschlossenheit und Verwegenheit an. Darum gelang es dem kleinen Häuflein von 150 Husaren, an deren Spitze sich die Majore v. Seydlitz und v. Warnery befanden, über 200 Mann und 400 Pferde gefangen zu nehmen und sie den Bürgern von Zittau zur Aufbewahrung zu übergeben. Mercy ließ seine bereits südlich der Stadt angelangte Infanterie und seine Deutschen Reiter wieder Front machen und vorrücken, der schwache Trupp Preußischer Husaren mußte weichen, die Österreicher drangen in die Stadt ein und befreiten einen Teil der Gefangenen, wobei ein Preußischer Husar erschossen wurde***). Prinz Karl erschien auf den Gefechtslärm hin persönlich, ließ die innere Stadt sofort wieder räumen und begnügte sich mit der Besetzung der Böhmischen Vorstadt†). Ziemlich gleichzeitig rückten die Preußischen Husaren wieder

*) Das geht aus der von ihm behaupteten Gefahr des Abgeschnittenwerdens hervor.

**) Im Zittauer Manuskriptenbande.

***) Beide Zittauer Berichte.

†) Österreichischer Erbfolgekrieg VII. S. 672 stellt den Vorgang auf Grund eines Berichts des Prinzen Karl an die Kaiserin so dar, während der Bericht des Zittauer Rats nichts von einem Eindringen der Österreicher in die innere Stadt weiß, vielmehr sagt: „Alldieweilen nun die gefangen eingebrachten Österreicher während des Scharmuzierens

vor; so kam es, daß die befreiten Österreicher bald wieder in die Gefangenschaft zurückfielen. „Die Brücke über die Neiße (gemeint ist offenbar die nach Olbersdorf führende obere Brücke über den Neiße-Zufluß Mandau) abzubrechen, wie Prinz Karl gleichfalls befohlen hatte, gelang wegen Mangels an Zimmerleuten nicht.“*)

Der „Senat“ der Stadt Zittau, die abgesehen von den Vorstädten und zugehörigen Dörfern und von jenem vorübergehenden Eindringen, „von dem Durchmarsch keineswegs betroffen“ war, hatte sich 2 Uhr nachmittags auf die Nachricht von der drohenden Gefahr im Rathause versammelt, um sich mit dem Ausschuß der Bürgerschaft zu beraten, während diese selbst in Bereitschaft war, „in Waffen zu erscheinen“. Man debattierte nun gerade über das Verlangen des Prinzen Karl, einige Ratsdeputierte in sein Hauptquartier zu entsenden, sowie über den Rat des diesem Hauptquartier zugeteilten Sächsischen Oberstleutnants Baron v. Spörcken, einen „beständigen Deputierten“ zur Erledigung der vielen Klagen über Exzesse an ihn abzusenden, — da wurde „der darüber abzufassende Entschluß durch die Nachricht aus dem allhiesigen Frauentore unterbrochen, wie ein Königlich Preußischer Major vor dem Tore wäre und unter der Versicherung, daß niemand einiges Leid zugefüget werden sollte, auf Kavaliers-Parole eingelassen zu werden verlange. Nachdem nun Senatus nach erfolgter Kommunikation mit dem Obristen v. Ponickau sich nicht entbrechen konnte, seinen Vortrag als einer einzelnen Person zu vernehmen, alsdann fande sich der Obristwachtmeister des Königlich Preußischen Natzmerischen Husaren-Regiments, Herr de Malachowsky in der Ratsstube ein, welcher mit Bezeigung vieler Höflichkeit namens des Herrn Generalmajors v. Winterfeldt anfragte, ob Senatus die Tore in Güte wolle öffnen lassen, gestalt die sämtliche Avantgarde vor dem Tore im Anmarsch, da dann solchergestalt das Versprechen geschehen, daß niemand einiges Leid widerfahren solle, außerdem aber, wenn die Tore nicht geöffnet würden, Gewalt gebraucht werden müsse. Indem man nun bei

Mittel gefunden hatten, sich wieder frei zu machen: als wurde von ihnen ein Husar von Ruesch auf öffentlichem Markte erschossen, jedoch dieselben, da die Tore geschlossen gehalten wurden, bald wieder in ihre Gefangenschaft gebracht.“ Das Preußische Generalstabswerk spricht II. 3. S. 180 auch von einem voraufgegangenen Eindringen der Preußischen Husaren. Ohne ein solches ist auch die Uebergabe der von den Preußen gemachten Gefangenen an die Bürger zur Bewachung, wie im ersten Zittauer Bericht ausdrücklich berichtet wird, nicht zu verstehen, auch nicht, wie auf dem Markt ein Preußischer Husar erschossen werden konnte. Wenn auch nur vorübergehend, muß also doch auch die innere Stadt von beiden Parteien betreten worden sein. Wenn „Senatus“ hierüber hinweggeht, so erklärt sich das wohl aus dem Bestreben, dem König-Kurfürsten keinen Anlaß zu einem Tadel wegen mangelhafter Ausübung des Torverschlusses zu geben. Auch hat der Senat sich anscheinend gerade während jener Zeit auf der Ratsstube befunden, ganz erfüllt von der Aufgabe, seine Würde zu wahren, und konnte mit gutem Gewissen behaupten, das Kriegsvolk innerhalb der Mauern der Stadt nicht gesehen zu haben.

*) Österreichischer Erbfolgekrieg VII. S. 672.



diesem Antrage äußerster Wichtigkeit sich einige Zeit ausbitten mußte, darüber die erforderliche Ueberlegung anzustellen, mittlerweile den Herrn Obristwachtmeister zu einem kurzen Abtritt in die Ratsstube veranlaßte, so trat während der Deliberation noch ein anderer Preußischer Offizier in die Ratsstube, welcher die Absendung einiger Deputierter an den General v. Winterfeldt und daß man demselben die Stadtschlüssel präsentieren lassen möchte, verlangte, indem sie nicht als Feinde, sondern bloß in der Absicht gekommen, ihren Feind zu verfolgen*). Nun denn das starke Schießen in der Vorstadt zu allernächst am Stadtgraben keinen Zweifel übrig ließe, daß die preußische Avantgarde mit voller Macht anrücke, mithin ein unzureichender Widerstand der allhiesigen Bürgerschaft gegen einen weit stärkeren und mit Kanonen versehenen Feind die unglücklichsten Folgerungen nach sich gezogen und die arme Stadt der Verwüstung, wenigstens einer ohnfehlbaren Plünderung bloßgestellt haben würde, welche doch gleichwohl Senatus aufs äußerste zu vermeiden durch das Allergnädigste Reskript vom (28. April 1744) allergemessenst angewiesen worden, so bliebe, da nunmehr der darinnen bedeutende casus, nämlich die Gegenwart einer überwiegenden Macht, welcher zu widersetzen man nicht im Stande, wirklich vorhanden, nichts mehr übrig, als sich einem höheren Schicksal zu unterwerfen, zu welchem Ende dann Consul regens D. Hoffmann, der Synd. D. Johann Friedrich Ettmüller, der Praet. D. Christian Siegfried Resen und der Assess. Jur. D. Bentz unter der Begleitung des Herrn Obristen v. Ponickau an das Frauentor sich verfügten und daselbst den Herrn General v. Winterfeldt empfingen, ihm aber keineswegs die Stadtschlüssel entgegenbrachten. (Der General befand sich nämlich bereits in der Stadt!) Nun wurde zwar die abgefertigte Deputation von denselben auf der Neustadt, indem das Frauentor auf sein Geheiß bereits eröffnet werden müssen, mit aller Höflichkeit angenommen, auch die Versicherung erteilet, sein und derer Truppen Bezeugen erträglich einzurichten, obgleich der Stadt eben keine große Protektion versprochen werden könnte, indessen geschah sogleich die Eröffnung, daß in der Stadt 8 Bataillons Infanterie, in die Vorstädte aber 3 Regimenter Husaren verleget werden müssen, die Pferde derer letztern dürften nur an die Zäune gebunden werden, wobei denn zugleich zu einer Elargierung auf den folgenden Tag Hoffnung gemachet wurde. Es bezeugte auch der schleunige Erfolg zur Genüge, daß diese Andeutung kein leeres Drohen gewesen, indem wirklich

*) Friedrich der Große hatte, um formell nicht gegen die Bestimmungen des Aachener Friedens zu verstoßen, den Zweiten Schlesischen Krieg mit der Fiktion begonnen, seinerseits nicht mit der Königin von Ungarn zu kämpfen, sondern lediglich dem Deutschen Kaiser die ihm zustehenden „Auxiliarvölker" als Reichshilfe zur Verfügung zu stellen, und Winterfeldt hatte bei der Forderung des „ohnschädlichen" Durchzuges dieser Auxiliarvölker durch Sachsen diese Fiktion mit eiserner Konsequenz aufrechterhalten. Demnächst hatten die Sachsen ihrerseits fingiert, Oesterreich Hilfstruppen zu stellen, ohne direkt mit Preußen Krieg zu führen.



das Finckſche Grenadier-Bataillon, das Trenckiſche Grenadier-Bataillon, 2 Bataillons von Lehwaldt, 2 Bataillons von Holſtein, 2 Bataillons von Kalnein in die Stadt, hiernächſt das Regiment Huſaren v. Zieten, das Regiment Huſaren v. Natzmer, das Regiment Huſaren v. Rueſch und ein Jägerkorps in die Vorſtädte rückten und unverzüglich bequartiert werden mußten, auch teils ſelbſt in denen Vorſtädten die Quartiere ſuchten. Solchem nach beſtärkte nicht nur die ſtarke Anzahl derer einrückenden Truppen, wie hohe Urſache man gehabt, in Zeiten dem Verderben der Stadt vorzukommen, ſondern die in der Vorſtadt immer noch kontinuierenden Scharmützel, wobei ſich eine öſterreichiſche Partei hinter die Barriere*) geſtellet und auf die anrückenden Huſaren feuerten, wovon ein Teil abſitzen müſſen, endlich den Herrn General Graf v. Dohna (der ſich bei der Kolonne Bonins befand) veranlaßten, 2 Kanonen gegen die Stadt abfeuern zu laſſen, von welchen eine 12pfündige Kugel bei dem Rondel eingegangen und die Stadtmauer berühret**).

Ja, als der Herr General v. Winterfeldt, welcher ſich alſo ſofort wieder aus der Stadt begeben, das Tor hinter ſich ſchließen laſſen, um denen in der Flucht begriffenen Öſterreichern den Einzug in die von ſeinen Truppen noch nicht beſetzte Stadt zu verwehren, und der ihm mit der Infanterie folgende Generalmajor Graf v. Dohna das Tor verſchloſſen angetroffen, war denen Zimmerleuten bereits zu deſſen Aufhauung Ordre geſtellet, wozu es ohnfehlbar gekommen, dafern ſich nicht die Urſache der erfolgten Schließung noch in Zeiten veroffenbaret hätte.“***)

Mit dieſer Schilderung ſtimmt der im Miltitzſchen Tagebuch wiedergegebene und mit unweſentlichen Änderungen für die Zeitungen benutzte Bericht im weſentlichen überein: „Wie die feindliche Infanterie ſahe, daß unſer Grenadier-Bataillon noch zurück und die Kavallerie noch in dem Defilee war, ſo überfiel ihnen mit einmal der Zorn und machten Front gegen die Stadt und feuerten tapfer hinter denen Häuſern hervor. Unſere Huſaren hatten alle Hände voll zu tun, mit den erbeuteten Pferden und Meubles durchzukommen, und dieſe wenigen konnten den holen Weg nicht maintenieren, ſondern zog ſich auf der anderen Seite der Stadt zu ihren Regimentern. Indeſſen ließ der General v. Winterfeldt die Stadttore verſchließen und holete die Grenadiers, ließ die Kanons ein einzigesmal abprotzen und Grenadiermarſch ſchlagen, ſo legete ſich auf einmal der ganze

*) Vorwärts der Tore in der Stadtmauer bildeten innerhalb der Vorſtädte „Barrieren“ einen zweiten Abſchluß der Straßen.

**) Die Preußiſchen Bataillonsgeſchütze waren nur Dreipfünder, dem Grenadierbataillon Finck waren aber die vier bei Katholiſch-Hennersdorf von den Sachſen „erbeuteten Geſchwindgeſchütze nebſt einem Pulverkarren anvertraut“ worden (Miltitzſches Tagebuch). Zwölfpfünder werden es allerdings nicht geweſen ſein.

***) Zweiter Zittauer Bericht.



Zorn des Feindes, welcher mit großen Schritten davon eilete, um zur rechten Zeit auf dem Sammelplatz einzutreffen, indem die ganze österreichische Armee diese Nacht Rendezvous hinter der Stadt hatte. Wir rückten mit klingendem Spiel zu Zittau ein und besahen, nachdem die Einquartierung reguliert war, das feindliche Lager aus denen Fenstern, so in zwei Linien abgeteilt war."

In dem Bericht des Zittauer Senats folgt nun die schon mitgeteilte Erzählung von der zeitweisen Befreiung der Österreichischen Gefangenen und die Mitteilung, daß „die Preußischen Truppen sich indessen gleich nach ihrer Einrückung ganz ruhig verhielten" und ist, abgesehen von der „Erpressung von verschiedenen Dukaten" von den beiden Konsuln und zwei Bürgern durch einige Ruesch-Husaren, „von einer weiteren Plünderung in hiesiger Bürgerschaft nichts zu vernehmen gewesen". Der Disziplin der feindlichen Preußen wird also ein hervorragendes Zeugnis*) im Gegensatz zu den Klagen über die verbündeten Österreicher ausgestellt. „Ob nun schon die Königlich Ungarische Armee", fährt der Bericht fort, „in ihrem obbeschriebenen Lager unter dem Kaltenstein kampierten und eine große Menge Wachtfeuer angezündet hätte, so äußerte sich doch bei den Preußischen Truppen so wenig Besorgnis, daß vielmehr der gemeine Mann sich ruhig schlafen legte und bloß die Ordre gestellt wurde, sich des andern Morgens zwei Stunden vor Tage angekleidet zu halten. Hierauf wurden des Abends um 7 Uhr die Stadtschlüssel, nachdem Consul regens über eine Stunde auf des Offiziers von der Hauptwache erstes Anmelden kunktiret hatte, durch zwei Offiziers und ein Kommando von demselben abgeholt; inzwischen Consul regens kurz vorher bei des Herrn Generalleutnant v. Bonin's Exzellenz, welcher das Kommando führte, die Aufwartung gemacht und vor die Stadt und Vorstadt bei denen schon angezogenen Klagen und Querelen**) einige Erleichterung und Erträglichkeit auszubitten.

Den 28. November beobachtete man noch vor Anbruch des Tages aus den sich zusehends verminderten Wachtfeuern, das die Königlich Hungarische Armee ihr Lager abgebrochen und die Nacht dazu angewendet, sich durch das Gebirge wiederum nach Böhmen zu ziehen". Es war 2 Uhr früh***), als Prinz Karl den Rückmarsch nach Gabel unter dem Schutze einer starken Nachhut, die bei Petersdorf haltmachte, antrat. Die Preußischen Husaren folgten, vermochten aber diesen überlegenen, durch das Gelände unterstützten

*) Auch aus der Fortsetzung des Berichtes, in dem ganz genau die von den Preußen der Stadt auferlegten Lieferungen und Geldkontributionen aufgezählt werden, ist ersichtlich, daß alles in größter Ordnung zugegangen ist. Sehr charakteristisch für die Rücksicht, die in jener Zeit die Truppenführer auf Privateigentum zu nehmen bemüht waren, ist das Zugeständnis, daß in den Vorstädten die Husarenpferde „nur an die Zäune angebunden werden durften", — die Benutzung der vorhandenen Ställe blieb also untersagt!

**) Der Bericht enthält keine weiteren Klagen. Es kann sich nur um die Einquartierungslast gehandelt haben. Von den Lieferungen ist erst später die Rede.

***) Stille, II S. 267 ff.



Streitkräften gegenüber nichts zu tun, als Deserteure und Nachzügler aufzugreifen. Die Österreicher legten im Gebirge Verhaue an, die von Husaren bewacht wurden, und es gelang, trotz der schlechten Wege ihre gesamte Artillerie in Sicherheit zu bringen. Dagegen mußten sie, wie Winterfeldt am 29. früh an den König berichtete*), an 300 Mehlwagen und viele Bagagewagen in den Bergen zurücklassen. Vorräte aller Art lagen umher. Die Fuhrknechte waren teils auf den abgespannten Pferden entflohen, teils plünderten sie den Inhalt ihrer Wagen. Gewaltige Indisziplin war eingerissen und „in der Zeit vom 27. abends bis den 29. morgens, als so lange ich in Zittau gewesen", schreibt Winterfeldt am 30. November**), „sind allein schon über 500 Deserteurs angekommen, ohne was sich rechter und linker Hand noch verschlagen haben". Selbst der Scharfrichter desertierte, weil „er unmöglich soviel Gesellen halten könnte, als er jetzo brauchte, indem kein Geld zu bekommen und die Arbeit unbeschreiblich"***). Damit stimmten die Angaben überein, die Winterfeldt in der seinem Könige unter dem 17. Oktober 1746 auf Befehl vorgelegten „Specification der Kriegsgefangenen, welche der Generalmajor v. Winterfeldt im vorigen 1745ten Jahr bei denen Expeditions, wo er teils mit denen Hautcharmoi'schen und du Moulin'schen Korps, als auch allein datachirt gewesen, gemacht hat"†) machte:

„19. Den 27ten November bei Zittau von der feindlichen Avantgarde unter Kommando des Generalmajor Mercy und Obristen Reichelin wieder gefangen der Rittmeister Marquis de Montperni von Bernes, noch 1 Kapitain von der Infanterie, worunter der Lieutnant v. Kesler von Damnitz††) — Summa 5 Oberoffiziere, 295 Unteroffiziere und Gemeine. In selbiger Nacht und des anderen Tages kamen von der feindlichen Armee, welche sich nach Gabel retirirte, an Deserteurs der Scharfrichter und 400 Gemeine"†††).

Winterfeldt erzählt auch*†), daß die Sächsischen Einwohner über die Befreiung von den Österreichern froh gewesen und daß mit Gewehren bewaffnete Bauern den verfolgenden Preußischen Husaren gefolgt seien und „brav zugeschlagen und geplündert haben".

Des Königs Geheimer Kabinettsrat Eichel schrieb dem Minister für

*) Geh. Staats-Archiv a. a. O. und der mit „Not." anfangende Bericht.

**) In dem mit „Not." eingeleiteten Bericht.

***) Ebenda.

†) Mollwo, S. 249 ff.

††) Dieser Offizier suchte, wie Winterfeldt in „Not." berichtet, seinen General, hatte sich verlaufen und wurde seinen Irrtum erst im Zimmer des Major Lippach von den Zieten-Husaren gewahr.

†††) Warnery „Sämtliche Schriften" V. S. 117 spricht von ganzen Pelotons Österreichischer Deserteurs, die entkamen und „Dienste verlangten".

*†) „Not."

Schlesien Grafen Münchow, Hauptquartier Ostritz, den 28. November 1745*), bei Aufzählung seiner Erfolge, daß der Feind sich Hals über Kopf zurückziehe und daß ihm die Verfolgung keine Ruhe ließe.

Winterfeldt urteilt über das mit geringen Verlusten Errungene**): „Wenn wir wiederum eine Bataille geliefert und den Feind in selbiger total geschlagen hätten, so könnte es uns nicht mehr profitiret haben, als wie jetzo, fast ohne einen Mann verloren, unseren Zweck doch erreichet. Unser Gott ist im Spiel und will es so haben, sonsten wäre es auch nicht möglich und können wir es uns auch nicht zuschreiben".

Das ist echte Bescheidenheit, wie sie nur der wahrhaft Tüchtige offenbart. Des Königs große Zufriedenheit mit dem Erfolge geht aus seinen am 27. und 28. November an den Staatsminister Grafen Podewils und den Fürsten von Anhalt-Dessau gerichteten Briefen hervor***). Er dankt Gott und preist die Vorsehung. In der Geschichte seiner Zeit†) sagt er: „So dauerte diese kurze Expedition nur fünf Tage und die Österreichische Armee verlor dabei Magazine und Bagagen und kehrte nach Böhmen um 5000 Mann schwächer zurück, als sie von dort ausgerückt war." Was war es nun aber, das diesem Ergebnis den hohen Wert für Friedrich den Großen verlieh? Daß er „das dritte Magazin, das konsiderabel ist", dem Feinde abnahm, wie Eichel an Münchow schrieb, war es doch bei aller Wichtigkeit solcher Erwerbung für die damalige Zeit um so weniger, als eine Fortsetzung der Operationen in der schon vorgeschrittenen Jahreszeit nicht beabsichtigt war, und dieser Umstand schwächte auch die Bedeutung des Zusammenschmelzens des feindlichen Heeres bis zu einem gewissen Grade ab, — der große Erfolg lag in der fast verlustlosen Abwehr des drohenden Einfalls der verbündeten Gegner in Niederschlesien und des gleichfalls drohenden Einfalls in die Kurmark, verbunden mit der Gefährdung der Hauptstadt. Allerdings stellte erst die vom Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau am 16. Dezember gewonnene Schlacht von Kesselsdorf endgültig jene Lage her, auf Grund deren der Dresdner Friede zum Abschluß kam. Die Grundlage dafür aber waren die Ereignisse jener letzten Novembertage gewesen, und der Österreichische General Grünne, der mit 6000 Mann Berlin bedrohen sollte, ging bereits am 30. November von Königsbrück auf Dresden zurück. Von der Vorbereitung der überraschenden Preußischen Gegenoffensive nach der Lausitz hinein bis zur Einnahme von Zittau fällt Winterfeldt ein hervorragendes Verdienst zu. Er hatte den Nachrichtendienst so geleitet, daß keine Bewegung des Gegners unbekannt und kein Zweifel über seine Ab-

*) Kriegsarchiv I. XXV. 44, abgedruckt bei Mollwo, S. 77.

**) „Not."

***) Politische Korrespondenz IV. Nr. 2076 bis 2080.

†) Niederschrift von 1746, S. 413/14. Das Eindringen Winterfeldts in Zittau wird im einzelnen ungenau erzählt.

sichten blieb, und gleichzeitig den Feind systematisch zu täuschen verstanden. Den König hielt er aus der Entfernung dauernd über alles in Kenntnis und legte ihm seine den sich ändernden Verhältnissen stets angepaßten Pläne vor, oder nahm Stellung zu den Gedanken seines Herrn. Dann wies und bahnte er dem Heere durch Erkundung und Brückenbau die Wege und führte mit der Avantgarde den Ueberfall von Katholisch-Hennersdorf aus, bei dem Zieten die Hauptrolle zufiel, um schließlich zur Verfolgung, zunächst mit großer Vorsicht, überzugehen. Generalstabschef ohne Titel und Husarenführer (obwohl Infanterist) zugleich war er unermüdlich im Sattel und in der Schreibstube. Außer an den König berichtete er an dessen Stellvertreter den Erbprinzen von Anhalt-Dessau, an Eichel und an den Minister Grafen Münchow. Ein ungeheures Nachrichtenmaterial war zu sichten und zu verarbeiten. Daneben gingen noch die Personalien und sonstigen inneren Angelegenheiten aller Husarenregimenter dauernd durch seine Hände. Sonst pflegte er auch das Verpflegungswesen selbst zu leiten; diesmal hatte er ausnahmsweise von dem Intendanten des Heeres, dem General v. der Goltz, die Zutei.ung eines Beamten für das Magazin- und Proviantwesen erbeten. Alles das war bis in die Einzelheiten hinein Winterfeldts persönliche Arbeit; denn einen Stab besaß er nicht, nur einen Adjutanten, dessen Handschrift aber nirgends zu finden ist. Nur ausnahmsweise, während dieser Episode gar nicht, diktierte er seinem Sekretär. Sein umfangreiches Schriftwerk weist fast durchweg seine eigene Handschrift auf. Man begreift kaum, wie er Zeit zur notdürftigsten Ruhe gewann. Auch jetzt harrte seiner unmittelbar eine neue Aufgabe, die Säuberung Schlesiens von den leichten Österreichischen Truppen Nadasdys und Franquinis.

Das Landwehrbataillon Freistadt vor Metz
mit besonderer Berücksichtigung des Nacht-Vorposten-Gefechts bei Bellevue am 1./2. Oktober 1870.

Von

Roehel,

Generalleutnant a. D.

Mit 2 Skizzen im Text.

Mit der Mobilmachung der gesamten Preußischen Armee am 15. Juli 1870 wurde auch die Formation von vier mobilen Landwehrdivisionen ausgesprochen, darunter die der 3. kombinierten Landwehrdivision unter Generalmajor Schuler v. Senden. Diese sollte sich aus 12 Landwehrbataillonen, 8 aus Posen, 4 aus Schlesien, in vier kombinierten Regimentern, und zwar größtenteils bei Posen, bilden. Ihr waren 3 Reservebatterien (5. Feldartillerie-Regiment), 1 Reserve-Dragonerregiment (Tilsit), 1 Festungs-Pionierkompagnie (Rendsburg) und die nötigen Branchen (Intendantur usw.) zugeteilt.

Zu dem 2. kombinierten Niederschlesischen Landwehrregiment gehörten als I. Bataillon: Sprottau vom Landwehrregiment Nr. 46; II. Bataillon: Freistadt vom Landwehrregiment Nr. 46; III. Bataillon: Samter vom Landwehrregiment Nr. 18. Die Landwehrbataillone wurden in der Stärke von 800 Mann aufgestellt, 600 Mann aus dem eigenen Landwehrbezirk, 200 Mann aus dem Landwehrbezirk Nr. 35 (Berlin).

Ihre Kommandeure waren meist Stabsoffiziere oder ältere Hauptleute aus den betreffenden Linienregimentern, die Kompagnieführer zur Hälfte Linienoffiziere; außerdem befanden sich bei jedem Bataillon 1 bis 2 jüngere Linienoffiziere, die übrigen Leutnants bzw. Offizierdiensttuer gehörten der Landwehr und der Reserve an.

Von Unteroffizieren befanden sich bei jeder Kompagnie 2 bis 3 von der Linie, die die Stellen der Feldwebel, Kammerunteroffiziere und Fouriere einnahmen. Die anderen Unteroffiziere waren meist frühere Gefreite der aktiven Truppenteile, die mit der Befähigung zum Unteroffizier entlassen, jetzt zu dieser Charge befördert wurden und sich erst mit der Zeit in ihre Rollen als Vorgesetzte fanden. Nur wenige Unteroffiziere hatten als solche einige Jahre in der Linie gedient. Die mit dem Zivilversorgungsschein entlassenen alten Unteroffiziere fehlten fast gänzlich, hauptsächlich deshalb,

weil sie von den Zivilbehörden, bei denen sie angestellt waren, als unabkömmlich zurückgehalten wurden.

Infolge noch nicht durchgeführter Reorganisation des Jahres 1860 hatten noch jüngere Jahrgänge der Landwehr zur Komplettierung der Bataillone der Linienregimenter auf 1000 Mann herangezogen werden müssen und die Landwehrbataillone bestanden daher aus Mannschaften vom 30. bis 38., später sogar im Nachersatz bis zum 40. Lebensjahre.

Das Bataillon Freistadt war bezüglich der vom Linienregiment dazu kommandierten Offiziere besonders günstig gestellt. Bataillonskommandeur: Hauptmann v. Müllenheim, drei Kompagnieführer: Hauptmann v. Teichmann-Logischen (6. Kompagnie), Premierleutnant v. Eichmann (7. Kompagnie), Premierleutnant Roeßel (8. Kompagnie) und die Leutnants Reh und v. Mirbach (Adjutant)*).

Für die Disziplin und Leitung im Gefecht zeigte sich sehr vorteilhaft, daß zwei Drittel der Mannschaften aus dem Bezirk Freistadt im 46. und 6. Regiment gedient hatten und ihnen der größere Teil der oben genannten Offiziere von früher her bekannt war. Unter den jeder Kompagnie überwiesenen 50 Mann aus dem Bezirk Berlin befanden sich sehr intelligente brauchbare Elemente, auch frühere Einjährig-Freiwillige, die bei dem anstrengenden Biwakleben zur Hebung der Stimmung der Landwehrmänner beitrugen und vielfach gute Verwendung fanden**).

Die Mobilisierung der Stäbe sowie der Bataillone, darunter auch die des Bataillons Freistadt, verlief nicht ohne Schwierigkeit. Nach dem allgemeinen Mobilmachungsplane waren nur einige Bataillone jedes Armeekorps für den Feldetat designiert und nach dieser Richtung hin mit allen Teilen der erforderlichen Ausrüstung und Bewaffnung versehen. Letztere mußten mindestens für die Hälfte der genannten zwölf Bataillone auf Anweisung der höheren Behörden erst von anderen Orten nach den betreffenden Stabsquartieren geschickt werden.

Für das Bataillon Freistadt lagerten in dem Bataillonsstabsquartier nur die Bestände für 600 Mann, der Rest der Bekleidung war durch das Ersatzbataillon des Linienregiments (Nr. 46) zu senden, während Aus-

*) Ferner gehörten dem Bataillon von der Landwehr bzw. der Reserve an: 5. Kompagnie, Hauptmann der Landwehr Pioletti, Leutnants Schönwald, Bürgel, Vizefeldwebel Gobbin; 6. Kompagnie: Sekondleutnant der Landwehr Wendel, Leutnant Tegtmeyer, Vizefeldwebel Ebhard; 7. Kompagnie: Leutnant der Landwehr Schädler, Vizefeldwebel Engmann; 8. Kompagnie: Premierleutnant Schlichting, Vizefeldwebel Starke; Stabsarzt Dr. Wach, Assistenzarzt Dr Knaak, Zahlmeister Clemens.

**) Bei einzelnen Kompagnieführern bestanden Bedenken, ob der Einfluß der überwiesenen Berliner günstig auf die ja sehr gutmütigen Schlesier einwirken würde. Ich war anderer Ansicht, erbat mir die zur Beförderung zu Unteroffizieren bezeichneten Gefreiten, worunter frühere Einjährig-Freiwillige waren, und schuf mir so ein vorzügliches Unteroffizierkorps. D. Verf.



rüstungsstücke von Landwehrbataillonen anderer Armeekorps überwiesen wurden, so z. B. erhielt die Kompagnie des Verfassers (8. Kompagnie) erst einen Tag vor dem Ausmarsch (26. Juli) 200 Landwehrkäppis vom Landwehrbataillon Graudenz. Diese waren aber so ausgesucht mit großem Kopfumfang, daß mehrere Leute nur mit Daruntersetzen der Feldmütze imstande waren, sie zu tragen. Die Nationale fehlten an ihnen vielfach, die Käppis von Kranken halfen dann später aus. Der Bataillons-Stabswagen kam aus Königsberg i. Pr., der Patronenwagen aus Cassel, der Medizinkarren aus einem anderen Ort. Immerhin muß man es anerkennen, daß im Laufe von 8 bis 10 Tagen der größere Teil dieser fehlenden Ausrüstungsgegenstände — Bekleidungen — in Kisten verpackt von der Eisenbahnstation Sprottau oder Sagan mittels Fuhrwerk abgeholt, im Bataillons-Stabsquartier Freistadt überhaupt rechtzeitig eingetroffen waren; andere gingen dem Bataillon erst in Glogau zu. Die Wehrleute waren zwar mit dem Zündnadelgewehr bewaffnet, aber es stellten sich bald große Mißstände heraus. Ein Teil war Modell 41, in den Jahren 1848/49 von Füsilierbataillonen in Baden und Holstein gebraucht und später zu Übungszwecken verwendet. Schießübungen hatten nicht vorgenommen werden können, und so stellte sich in den ersten Gefechten heraus, daß durch das erweiterte Nadelrohr und die ausgeleierten Kammerteile Pulvergase in letztere eindrangen, Verschleimungen herbeiführten, die Kammer daher mit großer Gewalt, im Gefecht sogar mit Steinen aufgeschlagen werden mußte. Ein anderer Teil der Gewehre war ganz neu und noch niemals gebraucht, die Kammern gingen daher ebenfalls schwer auf*).

Die **Landwehrdivision** sollte sich mit den acht Posenschen Bataillonen in und bei Posen, mit den vier Schlesischen bei Glogau versammeln, um von hier nach dem Kriegsschauplatz abtransportiert zu werden. Da bei dem Einziehen der Reserve- und Landwehrmannschaften in der Provinz Posen vielfach grobe Unordnungen vorgekommen waren, so wurde auf Antrag der Zivil- und Militärbehörden vom Chef des Generalstabes die Versammlung der ganzen Division bei Glogau befohlen. Daselbst traf das Landwehrbataillon Freistadt am 27. Juli ein, wurde am 5. August eingeschifft und erreichte über Berlin—Halle—Frankfurt a. M. nach 60stündiger Fahrt Kaiserslautern in der Pfalz.

Die Landwehr wurde auf allen Stationen mit großem Enthusiasmus empfangen, die Offiziere und Mannschaften von den auf den Bahnhöfen befindlichen Verpflegungskomitees reichlich bewirtet. In Halle kreuzte sich das Bataillon mit einem Zuge Französischer Gefangenen von Weißenburg, darunter auch Turkos und Zuaven. Die Landwehrleute, die ausgestiegen

*) Aus diesem Grunde ließ ich jeden Morgen in den Biwaks vor Metz beim Exerzieren bzw. Antreten 1/4 Stunde die Kammern auf- und zuschlagen, um die Reibungen abzuschleifen. D. Verf.



waren, ließen sich erfreulicherweise, im Gegensatz zu dem Verhalten der Französischen Bevölkerung Deutschen Gefangenen gegenüber, zu keinen unfreundlichen Bemerkungen hinreißen, sondern baten um die Erlaubnis, den Gegnern Bier und Schnaps reichen zu dürfen.

In der Nacht vom 7. zum 8. August erreichten die ersten Nachrichten über den glücklichen Verlauf der Schlacht bei Wörth die fahrenden Truppen, am frühen Morgen des 8. August wurde in Gießen den Kompagnien die Siegesdepesche vorgelesen und von ihnen im Verein mit dem zahlreich versammelten Publikum dem Kronprinzen und seiner braven Armee ein donnerndes Hoch gebracht. In Mannheim zeigte sich dem Bataillon leider die Kehrseite, es stieß auf die Züge der bei Wörth Verwundeten, namentlich vom V. Korps.

Die Landwehrdivision war zum Etappendienst für die Dritte Armee in der Pfalz bestimmt, das Landwehrbataillon Freistadt für Saargemünd, woselbst es im Fußmarsch, mit dem Königlich Sächsischen XII. Armeekorps zu gleicher Zeit die Grenze bei Frauenburg überschreitend und dabei vom Kronprinzen von Sachsen seiner guten Haltung wegen belobt, am 11. August eintraf und mit der Bewachung dort vorgefundener großer Vorräte für die Französische Armee (Mehl, Hafer, Kleidungsstücke, Ausrüstungsgegenstände) beauftragt wurde. Leider konnte hier lagerndes vortreffliches Schuhwerk für die großen Füße der Landwehrleute nicht verwendet werden*). Aus von der Stadt erhobenen Kontributionsgeldern erhielt jede Kompagnie 250 Frcs., die sehr zustatten kamen**).

Der Rückzug der Französischen Rhein-Armee (Bazaine) nach der Schlacht bei Spicheren auf Metz hatte eine Einschließung der Festung wahrscheinlich gemacht.

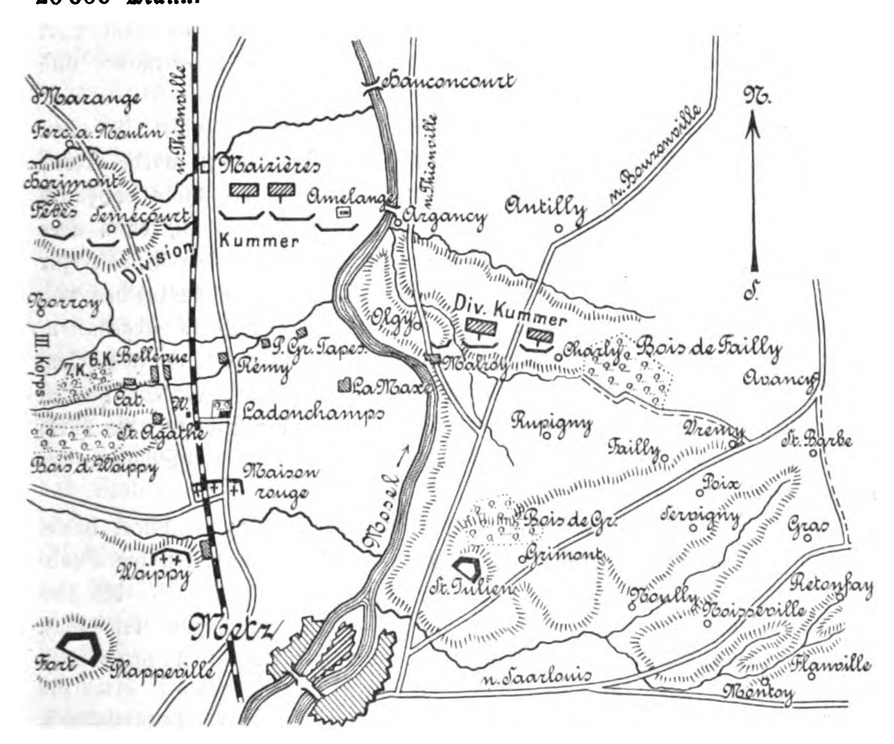
---

*) Beim Durchsuchen eines Waggons auf dem Bahnhofe fand ich ein vollständiges neues Offizierszelt, das mir und meinen Offizieren in den monatelang dauernden Biwaks vor Metz bei dem scheußlichen Regenwetter die ausgezeichnetsten Dienste leistete. D. Verf.

**) Meiner Kompagnie fehlten — wie schon gesagt — an fast sämtlichen Käppis die Nationale. Ein Französischer Klempner fertigte 180 Stück für gutes Geld an, ebenso eine Menage für die Küche der Offiziere aus Blech, dann Teller, Tassen, Kaffeemaschine, Becher, welche uns vor Metz in den Biwaks die Mahlzeiten sehr erleichterten. Die Kompagnien hatten keine Packkarren, sondern nur Packpferde mit den umhängenden Körben. Im Feldzuge 1866 hatten sich diese Packpferde wegen der infolge schwieriger Beladung eintretenden Druckschäden als höchst unpraktisch erwiesen. Ich beschloß daher, im feindlichen Lande auf eigene Hand mir einen kleinen Wagen mit Geschirr zu requirieren, ritt, begleitet von meinem Capitaine d'armes, dem Packpferde, dem Trainsoldaten und zwei intelligenten Landwehrleuten in die Gegend der zwei Meilen entfernten, noch von den Franzosen besetzten Festung Bitsch und requirierte in einem von unseren Truppen noch nicht berührten Dorfe einen kleinen Leiterwagen und Geschirr, dem Besitzer als Schmerzensgeld 100 Frcs. zurücklassend. Es reizte mich, an die Festung Bitsch nahe heranzureiten, ich sah auf 400 Schritt die Französische Wache rauchend vor dem Tore sitzen und konnte meine beiden Landwehrleute nur schwer abhalten, sie zu beschießen. Letzteres würde uns jedenfalls eine Verfolgung zugezogen haben, die ich vermeiden mußte. D. Verf.



Die Landwehrdivision erhielt daher Befehl, sich bei Saarlouis (17. August) zu versammeln und dort einen Bestandteil der 3. Reservedivision unter Generalleutnant v. Kummer zu bilden. Zu dieser gehörten Regiment 19 und 81 (Besatzung von Mainz), 3 Reservebatterien (XI. Armeekorps), 3 Reserve-Kavallerieregimenter (3. Reserve-Husarenregiment Schlesien-Posen), 5. Reserve Ulanenregiment (Oberschlesien) und 2. Reserve-Reiterregiment (Rheinländer). Die Gesamtstärke der Division Kummer betrug gegen 20000 Mann.



Am 18. August, auf dem Vormarsch gegen Metz, hörte man den langandauernden Kanonendonner der Schlacht bei St. Privat, im Biwak bei Boulay konnte man gegen Abend von den dortigen Höhen das Blitzen der Geschütze und brennende Dörfer des rechten Flügels der Armee auf den Höhen des linken Mosel-Ufers bei Gravelotte erkennen.

Im Biwak von Retonfay (19./20. August) traf der Befehl des Prinzen Friedrich Karl zur Einschließung der unter die Festungswerke von Metz zurückgegangenen Armee des Marschall Bazaine ein. Dem I. Armeekorps, General v. Manteuffel, wurde der Abschnitt vom rechten Mosel-Ufer von Malroy — Vremy — Servigny – Noisseville, der ihm unterstellten Division Kummer der Teil dieser Einschließungslinie vom Mosel-Ufer bei Malroy — Charly — Failly zugewiesen.

Am 21. August rückte die Division unter dem Feuer des Forts St. Julien in den oben bezeichneten Abschnitt ein. Divisions-Stabsquartier war Olgy, Vorposten die beiden Linienregimenter Nr. 19 und 81 in der Linie südlich Malroy und Rupigny. Replis in beiden Ortschaften, die zur Verteidigung eingerichtet und mit Schützengräben umgeben waren. Eine zweite Reihe Schützengräben, aber mit Geschützenplacements, lief nördlich Malroy bis Charly. In der Höhe von Olgy zu beiden Seiten der Straße nach Antilly biwakierte die Landwehrdivision, das Bataillon Freistadt dicht an Olgy. Die Verbindung mit dem linken Mosel-Ufer und dem dort stehenden X. Armeekorps vermittelten zwei Pontonbrücken bei Argancy und Hauconcourt. (Vgl. Skizze.)

In Voraussetzung eines längeren Verweilens begann sofort in allen Biwaks ein reges Leben. Aus den umliegenden Ortschaften wurde Stroh geholt und Hütten und Windschirme aus den Beständen des Bois de Failly erbaut. Während der nächsten schönen Tage ging das wohl an, dann aber trat Sturm und Regenwetter ein, das den Aufenthalt in den Biwaks für Offiziere wie Mannschaften sehr unbehaglich machte und das Ausbrechen von Krankheiten beförderte. Trotz alledem wurden fleißig Appells abgehalten, exerziert, um die Disziplin und das innere Gefüge der Kompagnien zu stärken, und auch tirailliert*). Das fast 7000 Schritt entfernte Fort St. Julien warf fast täglich in der Mittagsstunde Granaten in die Biwaks, die durch ihre hohe Elevation tief in die Erde eindrangen und wenig Schaden anrichteten**).

Nachdem sich die Rhein-Armee einigermaßen in Metz retabliert hatte, mußte man Durchbruchsversuche erwarten. In der Tat meldeten die Beobachtungsposten auf dem Horimont (Nord) und St. Blaise (Süd), die das Mosel-Tal innerhalb Metz übersehen konnten, am 25. August den Bau mehrerer Pontonbrücken über die Mosel, am 26. August morgens den

---

*) Hauptmann Liegnitz, Generalstabsoffizier beim I. Armeekorps, Kriegsakademie-Kamerad, hatte mir seine Eindrücke von der Schlacht bei Retonfay-Colomby (14. August) geschildert und hervorgehoben, daß die Art des ununterbrochenen Vorgehens unserer Schützenlinien bis zur wirksamen Schußdistanz des Zündnadelgewehrs (300 Schritt) große Verluste gegen das Chassepotgewehr herbeigeführt und verschiedene Halte von selbst eingetreten wären. Ich übte daher ein sprungweises Vorgehen der Schützen mit Hinwerfen, Laufschritt, Halten, eine Art des Vorgehens, wie es im Reglement nicht vorgesehen und bis dahin auch nicht angewandt wurde. Von den schwerfälligen Landwehrleuten wurde dies sehr übel empfunden und von den anderen Kompagnieführern wurde ich stark belächelt. Jedenfalls hatte ich die Genugtuung, beim Vorgehen gegen Bellevue am 7. Oktober in dieser Art sehr geringe Verluste zu erleiden.

**) Die Wehrmänner gewöhnten sich schnell daran, gruben die Granaten wieder aus, um sie zusammenzusetzen. Ein Landwehrmann, der im Stroh sitzend beim Sausen einer Granate sich die Kommißstiefel über den Kopf hielt, erregte allgemeine Heiterkeit. Oft wohnten auf dem Fort dieser Beschießung Damen bei, wie wir durch ein vor unserem Zelt aufgestelltes Fernrohr sehen konnten. D. Verf.



Uebergang der am linken Mosel-Ufer liegenden Französischen Armeekorps sowie deren Aufmarsch beim Fort St. Julien und dem Abschnitt des I. Armeekorps gegenüber. Alles wurde auf unserer Seite alarmiert, die Stellungen besetzt. Allein der Marschall Bazaine verzichtete dann auf ein Vorgehen und den Angriff unter Berücksichtigung des vom Regen völlig durchweichten, jede Bewegung der Truppen hemmenden schweren Lehmbodens und auf Grund eines im Schloß Grimont abgehaltenen Kriegsrats. Letzterer entschied sich dahin: „daß es besser sei, die Armee in Metz zu belassen, da sie 200 000 Feinde festhielte und Frankreich dadurch Zeit gewänne, den nationalen Widerstand und die in der Bildung begriffenen Armeen zu organisieren."

Am 30. August indes erhielt Marschall Bazaine die Mitteilung, daß der Marschall Mac Mahon zu seinem Entsatz heranrücke und bereits bei Stenay an der Maas angekommen sei. Er entschloß sich daher, wenn auch ungern, den Durchbruch auf das Plateau von St. Barbe (I. A. K. Vgl. Skizze) zu versuchen, um dann auf dem rechten Mosel-Ufer gegen Thionville vorzudringen.

Am 31. August, morgens, begann die Französische Armee sich wiederum in ganz ähnlicher Weise wie am 26. am rechten Mosel-Ufer zu entwickeln. Um 4 Uhr nachmittags griffen das 4., 3. und 6. Armeekorps die Stellungen des I. Armeekorps von Montoy bis Failly an. Die Landwehrdivision v. Senden wurde nun als Reserve des Korps auf das Plateau von St. Barbe gezogen. Die Westpreußische Brigade (I/6, II/6, I/18, II/46, II/18), darunter das Landwehrbataillon Freistadt (II/46) erreichte die Stellung gegen 7 Uhr abends und nahm, unter die Befehle des Generalleutnants v. Bentheim (1. Division) tretend, bei Bremy in zwei Treffen Aufstellung. Die Sonne war eben untergegangen, im Westen glühte der Himmel dunkelrot, in der Ferne blitzten Schüsse, vorwärts feuerten noch Preußische Batterien, links sah man brennende Dörfer. Lautlos wurden die Fahnen enthüllt — ein feierlicher Moment — wohl manches Herz der Landwehrleute, der Seinigen gedenkend, schlug den kommenden Ereignissen bang entgegen. Bald darauf traf die Meldung ein, das Dorf Failly*) (rechter Flügel des I. Armeekorps) sei vom Feinde genommen, zwei Landwehrbataillone, Muskau (6) und Posen (18), wurden zur Wiedernahme vorgesandt. Als nach einer halben Stunde nichts zu hören war, glaubte man, sie hätten in der Dunkelheit das Dorf verfehlt. General v. Senden bestimmte daher das Bataillon Freistadt und Samter zum Angriff. Heranreitend forderte er, den Auftrag kurz erläuternd, die Landwehrleute auf, „in der größten Stille vorzugehen, keinen Schuß zu tun und nur von dem Bajonett und Kolben Gebrauch zu machen".

*) Das Dorf Failly liegt fast 150 Fuß tiefer als das Plateau, und zwar am unteren Rande desselben.



Geführt von einem im Terrain bekannten Ingenieuroffizier ging alles kriechend, tastend den steilen, mit Gebüschen und Weinbergen bestandenen Hang hinab, jeden Augenblick eine Salve des Feindes erwartend, da Französische Kommandos und Sprechen ganz nahe hörbar waren. Endlich mußte des schwierigen Geländes halber in völliger Dunkelheit in Sektionen abgebrochen werden. 100 Schritt vom Dorf entfernt erhielt der an der Tete befindliche General v. Senden die Meldung, daß Failly vom Bataillon Muskau schon genommen sei. Bataillon Samter blieb zur Reserve dort, das Bataillon Freistadt rückte nach Vremy zurück. Kaum dort angekommen — die Leute begannen eben, sich durch Wassertrinken etwas zu erholen — ging beim General v. Bentheim 9½ Uhr die Meldung ein, Servigny am linken Flügel der 1. Division sei überraschend von den Franzosen genommen.

General v. Bentheim erteilte nun dem Hauptmann v. Müllenheim, Kommandeur des Bataillons Freistadt, den Befehl, Servigny anzugreifen, und zeigte, da niemand von uns die Lage dieses Dorfes kannte, nach einer brennenden Ortschaft „dort".

Die Halbbataillone*), in Kolonnen nach der Mitte formiert, die Schützenzüge vor der Front, nahmen die Richtung dahin. Die Dunkelheit, das Gefühl, in völlig unbekanntem Gelände ohne Kenntnis vom Feinde vorzurücken, veranlaßte die Schützen zu recht langsamen Bewegungen, so daß sie alle Augenblicke wieder im Bataillon drin saßen. Bald sahen wir rechts von uns ein Dorf mit brennendem Gehöft, am diesseitigen Eingang Biwakfeuer und darumsitzende Soldaten. War das Servigny? Waren das Franzosen? Halt! Eine Offizierpatrouille stellte fest, daß dies Dorf „Poix", die Besatzung das I. und II. Bataillon Regiments 41 war. Also weiter! Lautlos näherten wir uns und blieben 300 Schritt vor der rechten Umfassung von Servigny liegen; das im Innern brennende Gehöft beleuchtete nur schwach das Gelände, im übrigen herrschte große Stille. Eine Offizierpatrouille wurde nach links abgesandt, um die Verbindung mit der voraussichtlich in der Nähe befindlichen früheren Besatzung aufzusuchen. Da plötzlich erscholl vor dem Ostausgang und der anderen Seite des Dorfes ein mächtiges Hurra, dem bald darauf Schnellfeuer folgte, ein Zeichen für unser Vorgehen, aber nur einzelne flüchtende Franzosen wurden sichtbar.

Die Abschnittsreserve — Bataillone des Regiments 3 —, aus dem Dorfe geworfene Kompagnien des Regiments 41 und II. Bataillons Kronprinz hatten Servigny wieder angegriffen. Vollkommen überrascht verließen die Franzosen fast ohne Widerstand das Dorf. Da ein wiederholter nächtlicher Angriff indessen nicht unwahrscheinlich erschien, verblieb das Bataillon Freistadt zwischen Poix und Servigny in Bereitschaftsstellung und verbrachte, auf feuchtem Boden liegend, ohne Feuer, Tote des Regiments 41 um sich

*) Verfasser führte das am weitesten nach außen marschierende Halbbataillon (5. und 8. Kompagnie).



herum, eine wenig angenehme Nacht, um am frühen Morgen sich als Reserve am Ostausgang von Servigny*) aufzustellen.

Noisseville war am Nachmittag des 31. August durch Mißverständnis von der Besatzung geräumt und sogleich von den Franzosen besetzt worden. General v. Manteuffel sah die Notwendigkeit ein, dieses Dorf unter allen Umständen wieder zu nehmen.

Am 1. September um 6 Uhr morgens eröffneten zwei reitende Batterien (3. Kavalleriedivision) von der Straße von Saarlouis, vier Batterien zu beiden Seiten von Servigny ihr Feuer auf Noisseville. Um 7 Uhr griffen Regiment 43, Teile des Regiments Kronprinz und des Regiments 3, Regiment 4 und 44 das Dorf ohne Erfolg an. 12 Preußische Batterien begannen nun von neuem ihr Feuer. Um 10 Uhr ging die Posensche Landwehrbrigade, unterstützt von Teilen des Regiments 43, zu einem zweiten Angriff vor, aber auch er mißlang. Es herrschte morgens starker Nebel. Kaum aber hatten unsere Batterien ihr Feuer begonnen, als das Fort St. Julien und die in Geschützemplacements beim Bois de Grimont stehenden schweren Französischen Batterien ein energisches Feuer auf Servigny und die nebenstehenden Geschütze eröffnete, das mit Unterbrechungen fast den ganzen Morgen fortdauerte. In der ersten Zeit wurden die Landwehrmannschaften durch die fortgesetzt im Dorf und in der Nähe einschlagenden Granaten, von denen viele infolge zu kurzen Brennzünders in der Luft platzten, unruhig, allmählich gewöhnten sie sich daran**), zumal glücklicherweise nur einzelne leichte Verwundungen durch Sprengstücke vorkamen. Viel unangenehmer waren die auf den Dächern und in den Bäumen einschlagenden und durchschwirrenden Chassepotgeschosse. Die in der Lisiere von Noisseville liegenden Französischen Schützen feuerten aus ihren weittragenden Gewehren (Entfernung 1200 Schritt) auf die neben Servigny stehenden Batterien***).

Von dem auf dem Plateau liegenden Dorfe Servigny übersieht man den von Noisseville in die Schlucht abfallenden Nordhang, sowie das ganz ebene Gelände vor der Ostfront bis nach Château Gras hin. Gegen 7 Uhr hatte die Sonne den Nebel heruntergedrückt, ein klarer blauer Himmel wölbte sich über dem Schlachtfeld, in heller Beleuchtung erschienen alle Gegenstände. Mit begreiflicher Aufregung verfolgten Offiziere und Mannschaften des Bataillons Freistadt die sich auf 1000 Schritt abspielenden Vorgänge beim Angriff auf Noisseville. Mit Beifall wurde das energische Vorgehen des Regiments 43 begrüßt, mit Trauer das Zurückgehen und die auf dem Hange

*) Servigny war vom II. Bataillon Regiments Kronprinz, F./41, 1/2 Bataillon Regiments 3 besetzt.

**) Ich ließ meine Kompagnie mehrfach aufstehen, die Züge richtigen Abstand nehmen und ausrichten, da kam dann bald die Ruhe hinein.

***) Eines dieser Geschosse traf einen Mann meiner Kompagnie in den Kopf und führte seinen Tod herbei.



sichtbar bleibenden Toten und Verwundeten, mit Hurra begleitet die vorzüglichen Treffer der nahe stehenden Batterie Preinitzer (I. A. K.), mit Spannung die Erfolge der an den Käppis kenntlichen Landwehrkompagnien. Ja, die eigene Beschießung wurde darüber vergessen. Erst gegen 12 Uhr, als sich der Flankenangriff der Brigade Woyna (Regiment 53 und 77) von Flanville auf Noisseville bemerkbar machte, gingen alle vor diesem Dorf liegenden Truppen von neuem vor (vgl. Skizze S. 63). Die Franzosen räumten das Dorf und gegen 2 Uhr hatte der Marschall Bazaine sämtliche Truppen hinter die Forts wieder zurückgenommen.

Gegen Abend beritt der General v. Manteuffel, kommandierender General des I. Armeekorps, die Biwaks der Landwehr und sprach jedem Bataillon besonders seine Anerkennung für die Leistungen im Gefecht aus. Er hob hervor, daß die Landwehr seit den Befreiungskriegen wieder in größerer Zahl die altpreußische Tapferkeit mit Blut und Leben besiegelt und sich der Väter würdig gezeigt habe. Die Mannschaften des Bataillons Freistadt fühlten sich sehr gehoben, wenn ihre Tätigkeit am 31. August und 1. September auch nur in nicht ungefährlichen nächtlichen Unternehmungen und recht unbehaglichem Aushalten in fortgesetztem heftigen Granat- und Gewehrfeuer bestanden hatte.

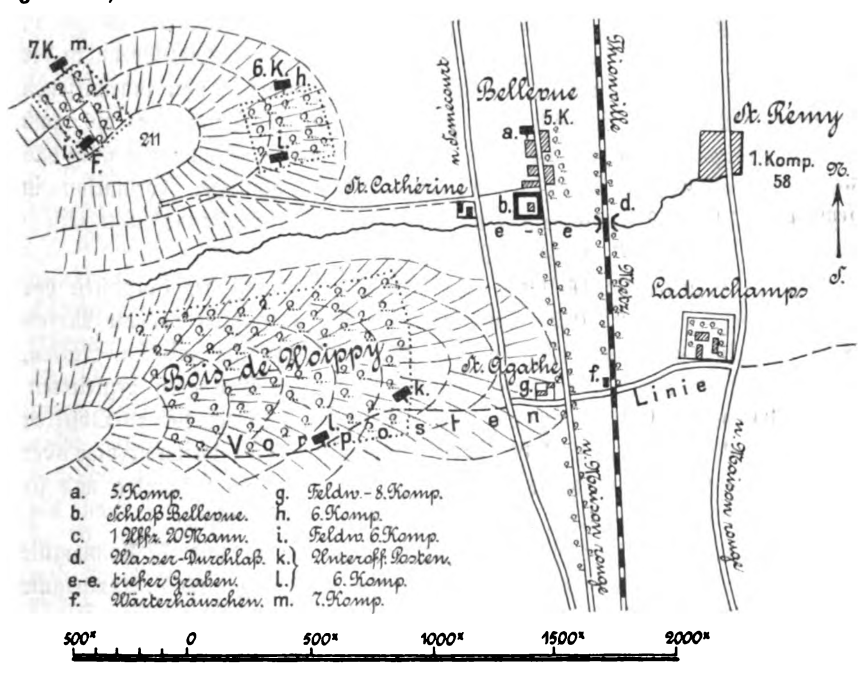
Die diesseitigen Beobachtungsposten auf dem St. Blaise und Horimont hatten bereits am 1. September nachmittags den Rückmarsch Französischer Korps über die Mosel auf das andere Ufer in ihre Lager unterhalb der Forts Plappeville und St. Quentin gemeldet, und so befahl der Prinz Friedrich Karl, daß die Truppen am 2. September ihre alten Stellungen in der Zernierungslinie wieder einzunehmen hätten. Die Landwehrdivision v. Senden und mit ihr das Landwehrbataillon Freistadt bezogen nun wieder das alte Biwak bei Olgy.

Der Monat September verging unter zahlreichen Alarmierungen gegen die vom Marschall Bazaine seinen Truppen anempfohlenen Angriffe unserer Vorposten, kleineren und größeren Unternehmungen in Form von Fouragierungen und führte das Landwehrbataillon Freistadt mehrfach als Reserve auf das Plateau von St. Barbe. Das Wetter wurde immer schlechter, die Nächte sehr kalt, die nassen Biwaks verursachten Ruhr, starke Erkältungen und verminderten den Bestand der Bataillone. Endlich, im letzten Drittel des September, kamen Bretter an, die den Bau von Baracken ermöglichten.

Die Unternehmungen des Gegners waren in der letzten Zeit hauptsächlich gegen die Zernierungslinien im Osten und Nordosten gerichtet. Reger Verkehr mit Thionville durch Leuchtsignale, kleine Ballons, in der Mosel herabschwimmende Flaschen führten das Oberkommando zu der Ansicht, daß der Marschall Bazaine noch einen Durchbruch auf dem rechten Mosel-Ufer versuchen wolle, um, auf Thionville vordringend, die Armee

oder wenigstens einen großen Teil von ihr auf neutrales Luxemburger Gebiet zu retten.

Prinz Friedrich Karl befahl daher unter dem 30. September eine Verstärkung der Einschließungslinie auf dem rechten Mosel-Ufer. Da die direkte Straße nach Thionville gerade auf den Abschnitt der Reservedivision Kummer Malroy—Charly führte, deren Bestand aber durch Abkommandierung einzelner Landwehrbataillone nach Thionville, sowie durch Herabsinken der übrigen Landwehrbataillone durch Krankheiten geschwächt erschien, so hatten das X. Armeekorps (linkes Mosel-Ufer) und die Division Kummer mit ihren Stellungen zu tauschen, wobei auf **ausdrücklichen Befehl des Prinzen Friedrich Karl** im **Mosel-Tal die Landwehr die Vorposten zu geben hatte.**



Der Wechsel wurde am Morgen des 1. Oktober vollzogen. Obwohl das Bataillon Freistadt schon um 4 Uhr morgens die soeben fertig gewordenen festen Baracken verlassen mußte, so standen wir doch untätig bis 8 Uhr an den Moselbrücken, und unter den Augen des Gegners wurde die Übernahme der neuen Stellung ausgeführt. Die Vorpostenlinie des X. Armeekorps lief von der Mosel über die Gehöfte Les Grandes und Les Petites Tapes—Ladonchamps—St. Agathe bis an das Bois de Woippy. Der Abschnitt Mosel—Eisenbahn nach Thionville wurde der Posenschen, der Abschnitt von da bis zum III. Armeekorps Villers les Plesnois der Westpreußischen Landwehrbrigade übertragen. Die vom X. Armeekorps befestigte Haupt-

verteidigungslinie lief von Amelange (Mosel) über Semécourt—Fèves. Hinter ihr befanden sich die übrigen Bataillone der Reservedivision in Barackenlagern bei Amelange, Maizières und in Semécourt.

Seitens der Westpreußischen Landwehrbrigade wurde das Bataillon Freistadt bestimmt, den Vorpostenabschnitt Bellevue zu besetzen. Dem Nachtgefecht bei Bellevue und dessen Verteidigung am 1./2. Oktober sei mit einigen Erläuterungen der Bericht zugrunde gelegt, den der Verfasser als Führer der 8. Kompagnie für den am 2. Oktober früh schwer verwundeten Kommandeur des Bataillons, Hauptmann v. Müllenheim, seiner Zeit eingereicht hat.

Nachdem das Bataillon Freistadt 8 Uhr morgens nach Passieren der Mosel-Brücke bei Argancy die Ferme Amelange (linken Flügel der Hauptverteidigungsstellung des X. Armeekorps) passiert hatte, entwickelte es sich in Kompagniekolonnen in einem Treffen, um die ganz offene Mosel-Ebene in der Richtung auf das 3000 Schritt entfernte Bellevue und den ihm zugewiesenen Vorpostenabschnitt — westlich der Eisenbahn Metz — Thionville bis zum III. Armeekorps — zu durchschreiten. Links von der 8. Kompagnie ging das Landwehrbataillon Neu-Tomysl (Regiment 58) in ähnlicher Formation in den der Posenschen Landwehrbrigade zugewiesenen Vorpostenabschnitt Eisenbahn Metz — Thionville — Tapes — Mosel vor.

Diese am hellen lichten Tage vorgenommene Ablösung der Vorposten des X. Armeekorps erregte naturgemäß sofort die Aufmerksamkeit der die Mosel-Ebene beherschenden, hochgelegenen Forts von Plappeville und St. Julien, die das Bataillon auf der langen Strecke mit ihren Granaten begleiteten. Dank der hohen Elevation, mit der letztere einfielen, und den kleinen Objekten der Kompagnien war der Verlust ein sehr geringer. Eine weitere Folge aber war, daß die Franzosen die Landwehr an ihren Käppis erkannten und sie in der Nacht mit dem Rufe „Vive la Landwehr“ angriffen.

Hauptmann v. Müllenheim bestimmte, daß die 6. und 7. Kompagnie die westlich von Bellevue gelegenen Waldparzellen, die 5. und 8. Kompagnie diesen Ort selbst besetzen und die Posten so ausstellen sollten, wie dies von den Truppen des X. Armeekorps (10. Jägerbataillon) übernommen würde. In Bellevue selbst verblieb die 5. Kompagnie als Repli, während ich den Auftrag erhielt, mit der 8. Kompagnie die eigentlichen Feldwachen, Unteroffizierposten usw. zu übernehmen.

Das Dorf liegt mit je 3 bis 4 Gehöften zu beiden Seiten der Chaussee, hat massive Gebäude, ist ohne feste Umfassung und nur mit Obstgärten umgeben. Am Ausgang nach Metz befindet sich rechts der Straße das Schloß Bellevue, ein einstöckiges nicht großes Gebäude, aber mit einem umfangreichen Garten, der durch eine 8 bis 10 Fuß hohe Mauer abgeschlossen ist. Von der bisherigen Besatzung (zwei Jägerkompagnien) war letztere an der Front- und Straßenseite mit Stellagen (Auftritten)

versehen. Vor dieser Mauer befindet sich ein vom Bois de Woippy herabkommender kleiner aber tief eingeschnittener Wasserlauf, der die Eisenbahn in einer brückenartigen Unterführung passiert. Südlich dieses Grabens steigt das Terrain zu einer 300 Schritt entfernten Erhebung an, auf deren an der Straße nach Metz bzw. Woippy liegenden Ende ein kleines Gehöft, St. Agathe, sich befindet. Hier war eine Feldwache untergebracht, nach vorn durch eine kleine Barrikade gegen den kaum 500 Schritt entfernten Französischen Posten gedeckt; an der Straße selbst war ein Unteroffizierposten eingegraben. Nach rechts war die Verbindung mit dem am Rande des Bois de Woippy stehenden Unteroffizierposten der 6. Kompagnie aufzunehmen.

Rechts von Bellevue war, 200 Schritt entfernt, die Ferme St. Cathérine, geschlossen, leicht zur Verteidigung eingerichtet, durch einen Unteroffizier und 20 Mann zu besetzen. Die 6. Kompagnie sicherte ein in gleicher Höhe 500 Schritt abliegendes Wäldchen, ein Unteroffizierposten an den Südrand, einer an den Rand des Bois de Woippy in gleicher Höhe mit St. Agathe vorgeschoben. Die 7. Kompagnie stand in einem noch 300 Schritt von der 6. Kompagnie nördlich gelegenen Wäldchen und nahm die Verbindung mit dem bei Calembourg stehenden linken Flügelposten des III. Armeekorps auf.

Beim Einrücken in Bellevue eröffnete das bei dem Dorfe Woippy neuerbaute Fort ein heftiges Feuer. Die in Maison rouge eingebaute Mitrailleusenbatterie — 1500 m — bestrich der Länge nach die im Dorf führende Straße. Diesen einer mißlungenen Salve ähnelnden Lärm hatten die Mannschaften wohl bei Noisseville und sonstigen Ausfällen gehört, deren Wirkung mit den pfeifenden und aufschlagenden Geschossen aber noch nicht gespürt. Es war daher nur möglich, die Feldwache unter Leutnant der Landwehr Schlichting mit 40 Mann in den Straßengraben kriechend bis nach St. Agathe heranzuführen. Von hier aus erläuterte mir der die 2. Jägerkompagnie kommandierende Hauptmann die ganze Situation und die Lage der auf kaum 500 Schritt vor uns liegenden Französischen Posten. Leider führten die Jäger die Chassepotgewehre, mit denen sie die feindlichen Patrouillen in respektvoller Entfernung gehalten hatten, mit sich fort.

Eine Instruktion, ob und wie lange Bellevue bei einem Angriff gehalten werden sollte, konnte der Hauptmann mir nicht geben. „Vom X. Armeekorps wäre befohlen, daß die Vorposten bei einem ernsteren Angriff sich nach leichtem Widerstand auf die Hauptverteidigungsstellung zurückzuziehen hätten. Am 27. September bei einem Ausfall der Franzosen habe er bei Widerstand Gefangene verloren und sei dafür getadelt worden." Das war für einen möglichen Angriff eine wenig maßgebende Auskunft.

Die Ferme St. Cathérine besetzte ich mit 20 Mann. Der Rest der 8. Kompagnie, 1³/₄ Züge, wurde in einer an der Straße gelegenen Scheune

als Alarmquartier untergebracht. In dem sonst leeren Schloß fanden die Kompagnieoffiziere Unterkunft. Die 5. Kompagnie (Repli) bezog mit dem Bataillonsstab die hinteren Häuser des Dorfes. Im Nebenabschnitt war St. Rémy 1500 Schritt östlich mit einer Kompagnie des Landwehrbataillons Neu-Tomysl (58) besetzt, die eine Feldwache unter Leutnant v. Podewils in das in gleicher Höhe mit St. Agathe liegende Schloß Ladonchamps vorgeschoben hatte, ein Unteroffizierposten stand am Bahnübergang im Wärterhäuschen.

Da die Mannschaften der Kompagnie zum erstenmal im Feldzuge auf Vorposten, und zwar so nahe dem Feinde waren, hielt ich es doch für nötig, mit meinem Kompagnieoffizier, Vizefeldwebel Starke, in der Nacht wach zu bleiben*). Gegen 12 Uhr nachts hörten wir plötzlich ein wüstes Geschrei, mehrere Schüsse fielen. Als wir hinauseilten, meldete der bei den Gewehren stehende Posten, Ladonchamps sei angegriffen. Es ertönten drüben die Rufe „Vive la Landwehr“ und bei dem stillen Wetter hörte man auch Prügeln der wahrscheinlich gefangenen Landwehrleute**).

Die in der Scheune liegenden Mannschaften, von mir alamiert, warfen beim Herausstürzen in der Dunkelheit die auf der Chaussee***) aufgestellten Gewehrpyramiden um und es bedurfte einiger Minuten, um die Ordnung herzustellen. Glücklicherweise erfolgte in diesen Augenblicken kein Angriff des Gegners. Mit einem Halbzuge ließ ich die Mauer im Garten, mit dem anderen die Lisiere des Obstgartens besetzen und verbot jedes Schießen, da von der Feldwache von St. Agathe noch keine Meldung eingegangen war. Wenige Augenblicke nachher brach jenseit des Bahndammes ein lebhaftes Gewehrfeuer aus, das von St. Rémy erwidert wurde.

Das Schloß Ladonchamps mit großem Gutshof und Park mit hohen Bäumen, der eine wallartige Umfassung mit davorliegendem breiten und tiefen Wassergraben hatte, war überraschend von drei Seiten angegriffen worden†) Die Feldwache des Leutnants v. Podewils hatte sich unter Verlust von Gefangenen nach St. Rémy zurückgezogen, dort wieder haltgemacht und das Feuer gegen die nachfolgenden Französischen Tirailleure eröffnet. Letztere gaben, das Sprechen in Bellevue hörend, einzelne Schüsse ab, die

*) Vizefeldwebel Starke spielte sehr gut auf einem vorgefundenen Klavier und bei Liebesgaben und heißem Punsch, die uns und den Leuten noch am 30. September durch einen Oberstleutnant a. D. v. Schmeling aus dem Bezirk Freistadt gebracht worden waren, suchten wir uns wachzuhalten und die Zeit hinzubringen. D. Verf.

**) Ich habe später gehört, daß die von der Feldwache in Ladonchamps gefangenen Leute von den Franzosen geschlagen und geprügelt worden sind.

***) In solchen Alarmstellungen wird es immer richtiger sein, wenn die Leute ihre Gewehre mit zu ihren Schlafstellen nehmen.

†) Es waren drei Bataillone vom 25. Regiment (6. Korps, Canrobert), die von Maison rouge sehr still vorgegangen waren und gleich Ladonchamps von beiden Seiten umfaßt hatten.

in die Bäume schlugen. Lichtblitze wurden an der Chaussee sichtbar und so ließen sich meine Leute in der Aufregung verleiten, trotz meines wiederholt gegebenen Befehls in die Dunkelheit hineinzuschießen*). In diesem Augenblicke näherte sich die Feldwache des Leutnants Schlichting, der, ohne direkt angegriffen zu sein, St. Agathe verlassen hatte, im Zurückgehen dem Dorfe; einzelne von seinen Leuten sind wohl durch dies voreilige Feuer der eigenen Kameraden verwundet worden.

Inzwischen hatte der Bataillonskommandeur, Hauptmann v. Müllenheim, die 5. Kompagnie alarmiert und hinter dem Dorfe bereitgestellt. Der Eisenbahndamm erwies sich als noch nicht von den Franzosen besetzt, die Besatzung von St Cathérine (Sergeant Füllgraf) war nicht angegriffen. In der ganz besonders stillen Nacht hörte man im Park von Ladonchamps Bäume fällen und arbeiten, auch bewegten sich Lichter hin und her.

In dem vorwärts, in der Höhe von St. Agathe gelegenen Bahnwärterhäuschen wurde Licht gemacht und ich beauftragte den Vizefeldwebel Starke, mit einer Sektion am Eisenbahndamm vorsichtig vorzugehen und festzustellen, ob das Wärterhäuschen noch von dem Unteroffizierposten der Feldwache des 58. Regiments oder von Franzosen besetzt sei. Es gelang ihm, unbemerkt die Treppe zum Häuschen zu ersteigen. Der hier stehende Französische Wachtposten war so erschrocken, daß er zunächst keinen Ton von sich geben konnte. Vizefeldwebel Starke sah durch das Fenster im Innern Französische Soldaten sitzen und zog sich, da sein Auftrag erfüllt war, zurück. Jetzt erst schrie der Soldat „Je vis les Prussiens“, seine herausstürzenden Kameraden feuerten nun, glücklicherweise ohne Resultat, ihre Gewehre ab.

Gegen 2 Uhr morgens hörte man in dem 500 Schritt entfernten Dorfe Rémy laute Deutsche Scheltworte, denen sofort ein rollendes Schnellfeuer aus der Richtung von Ladonchamps folgte**). Von Bellevue ließ sich der Vorgang nicht erkennen, ich nahm daher, einen Angriff erwartend, das Soutien noch in die Lisiere, es erfolgte aber nichts. Mit Tagesanbruch sah ich vom Dach des Schlosses mit dem Glas, daß die Bellevue zugewendete, wallartige Umfassung des 600 bis 700 Schritt entfernten Parks von Ladonchamps stark mit Infanterie besetzt war, desgleichen ein stärkere Abteilung am Bahnwärterhäuschen und an der Chaussee; St. Agathe schien unbesetzt.

*) Ich hörte die Feldwache kommen, konnte das Feuer aber erst durch Eingreifen mit dem Säbel zur Ruhe bringen.

**) Es stellte sich nachher heraus, daß der General v. Kummer mit seinem Stabe in Rémy erschienen war und die Feldwache bzw. Leutnant Podewils laut tadelte, daß Ladonchamps aufgegeben worden sei. Die Französischen Tirailleure, das Schelten für Kommandos zum Angriff haltend, nur 300 Schritt vor dem Dorf liegend, antworteten mit Schnellfeuer, das den ganzen Stab des Generals auseinandersprengte.



Der Bahndamm, 3 bis 4 Fuß aufgeschüttet, auf jeder Seite von einer dichten Hecke begleitet, läuft in einer flachen Mulde, so daß die Besatzung der Parklisiere von Ladonchamps mit ihren weittragenden Chassepotgewehren über ihn hinweg die ganze Gegend von Bellevue beherrschte. Eine Aufstellung in dem Obstgarten wie in der Nacht war daher ganz ausgeschlossen, zumal beim Hellerwerden die Fanzosen sofort herüberzuschießen begannen. Ich besetzte daher mit der ganzen Kompagnie — einen Halbzug geschlossen haltend — den erwähnten vor Bellevue laufenden tiefen Graben (e—e), der sich bis St. Cathérine fortsetzte, und die Gartenmauer. Von letzterer wurde es möglich, mit dem letzten (600 Schritt) Visier d e Parklisiere von Ladonchamps unter Feuer zu nehmen, wenn auch mit scheinbar geringem Erfolge. Die Bewachung des niedrigen Wasserdurchlasses am Eisenbahndamm übertrug ich dem Feldwebel Köther der Kompagnie, der durchkriechend nicht weit von sich Französische Offiziere stehen und am Damm gedeckt Französische Schützen liegen sah. So trennten nur der Eisenbahndamm und die Hecken die beiden Gegner.

Unter diesen Umständen mußte ich Hauptmann v. Müllenheim um Verstärkung durch die 5. Kompagnie bitten; 1½ Züge unter Leutnant Bürgel wurden mir zur Verfügung gestellt, die ich im Graben und namentlich an der Gartenmauer und im Chausseegraben unterbrachte, um ein uns gefährlich werdendes Ueberschreiten des Eisenbahndammes durch die dem Zündnadelgewehr günstige Wirkung auf 200 Schritt zu verhindern. Das in der Nacht weiter fortgesetzte Arbeiten in Ladonchamps deutete auf Einrichtung von Geschützständen in der Umwallung.

Die von mir darüber und über die ganze Sachlage an das Bataillon gesendete Meldung wurde 5 Uhr morgens durch einen der beigegebenen Dragoner in das Divisionsquartier an General v. Senden nach Semécourt geschickt, der darauf den Befehl erteilte, Bellevue unter allen Umständen zu halten.

Mit dem Hellwerden überschütteten nun die Franzosen von Ladonchamps, der Chaussee und vom Bahnwärterhäuschen her Bellevue mit einem Hagel von Geschossen. Die Landwehrleute antworteten, vor Aufregung schlecht zielend, und bei der geringen Tragweite (600 Schritt) des Zündnadelgewehrs mögen die Resultate sehr unbedeutend gewesen sein*), allein der moralische Eindruck dieses ununterbrochenen Feuers war doch der, daß die Franzosen nicht wagten, den Eisenbahndamm zu überschreiten. Ebenso wurden Versuche der an der Chaussee und dem Wärterhäuschen befindlichen Französischen Infanterieabteilungen, zwischen Chaussee und Eisenbahndamm gegen Bellevue vorzugehen, von der Grabenbesatzung und der auf der Gartenmauer abgewiesen.

---

*) Nach Angaben Französischer Schriftsteller sind die Verluste der bei Ladonchamps engagierten Truppen für das lange Nacht- und Tagesgefecht verhältnismäßig gering gewesen.



Nach den beim Bataillon eingegangenen Meldungen waren die 6. und 7. Kompagnie in der Nacht nicht angegriffen, hielten aber die Lisiere ihres Wäldchens besetzt, am Tage übersah man, daß ihnen gegenüber das Gelände, ebenso wie St. Agathe von den Franzosen unbesetzt war. Um 7 Uhr bemerkte ich, auf der etagierten Mauer stehend, daß Leutnant Reh von der 6. Kompagnie von dem Wäldchen aus mit 30 bis 40 Mann auf St. Agathe losging. Er hatte weder dem Hauptmann v. Müllenheim noch mir eine Mitteilung von seiner Absicht gemacht. Obwohl nach der Instruktion St. Agathe überhaupt aufgegeben werden und nach dem Befehl des General v. Senden nur Bellevue behauptet werden sollte, erschien mir eine Besetzung von St. Agathe ganz geeignet, um von hier aus den Eisenbahndamm und die Lisiere von Ladonchamps unter Feuer zu nehmen. Ich rief daher in aller Eile dem Sergeanten Füllgraf (St. Cathérine) zu, Leutnant Reh durch eine Sektion zu unterstützen, das gleiche dem unter mir im Graben befindlichen Vizefeldwebel Starke. Dessen Vorgehen an der Chaussee bewog die hier liegende Französische Abteilung, schleunigst nach dem Wärterhäuschen herüberzulaufen.

Hätte sich Leutnant Reh nun begnügt, in dem unbesetzt gebliebenen St. Agathe zu bleiben und durch Feuer auf den Eisenbahndamm und Ladonchamps zu wirken, so wäre dies vorteilhaft gewesen. Statt dessen ging er, in vollständiger Unkenntnis der Verhältnisse bei Ladonchamps und der dort versammelten starken Französischen Truppen, worüber er sich allerdings im Laufe des zweistündigen Tagesgefechts hätte orientieren müssen, mit 8 bis 10 Mann auf den Eisenbahndamm zu.

Französischerseits eilten von den Reserven hinter Ladonchamps Truppen im Laufschritt herbei, warfen sich z. T. vor den Eisenbahndamm, z. T. drangen sie über den Uebergang herüber. Leutnant Reh mußte mit seinem kleinen Trupp natürlich zurück, verlor die Hälfte seiner Leute, wurde selbst am Arm verwundet und räumte zurückgehend auch St. Agathe.

Durch das von mir befohlene Schnellfeuer von der Etagenmauer und Grabenbesatzung (6 bis 700 Schritt) veranlaßt, zogen sich die Franzosen wieder hinter den Bahndamm zurück; St. Agathe blieb unbesetzt.

Schon hatte ich von dem Soutien der 5. Kompagnie Patronen erbitten müssen; ein Tambour zeichnete sich durch Herantragen und Verteilen in dem heftigen Feuer aus. Gegen $7^1/_2$ Uhr meldeten die Zugführer, daß die meisten Leute nur noch 5 bis 6 Patronen hätten und ein Teil der Gewehre durch Verschleimen der Kammer oder Abbrechen der Zündnadel nicht mehr brauchbar sei*). Unter diesen Umständen glaubte ich einen energischen Widerstand bei einem Angriff nicht mehr leisten zu können und meldete dies dem Hauptmann v. Müllenheim. Auf dessen weitere Veranlassung

*) Die Kammern konnten vielfach nicht mehr mit der Hand, sondern nur mittelst Steinen aufgeschlagen werden.



erhielt das Landwehrbataillon Muskau, das 1000 Schritt nördlich Bellevue in dem sogenannten Pappelwäldchen zur Verfügung stand, durch den General v. Senden den Befehl, die Besatzung von Bellevue abzulösen. Hauptmann v. Müllenheim war aus dem hinteren Obstgarten herausgetreten, um dem stellvertretenden Regimentskommandeur, Major v. Schachtmeyer, die Situation zu erklären, und erhielt, da man von Ladonchamps her jede Gruppe unter Feuer nahm, einen schweren Schuß in den Oberschenkel*). Er ließ mir durch den Adjutanten des Bataillons, Leutnant v. Mirbach, den Befehl über die 5. und 8. Kompagnie übergeben. Die Ablösung mußte mit großer Vorsicht ausgeführt werden und die Kompagnien erlitten, da der Raum hinter Bellevue auf der offenen Mosel-Ebene von Ladonchamps aus bis auf 2000 Schritt von den Franzosen unter Feuer gehalten wurde, noch Verluste. Leutnant der Landwehr Bürgel wurde hierbei verwundet. Bei dem hinter einer Deckung stehenden Patronenwagen des Bataillons wurden die Patronen ergänzt. Die 8. Kompagnie hatte über 10 000 Patronen verschossen.

Die Haltung der Mannschaften wurde durch Parolebefehle des Kommandeurs der Division General v. Kummer besonders anerkannt und dies am 5. Oktober von ihm der an der Zwölfpfünder-Batterie aufgestellten 8. Kompagnie unter Verleihung von Eisernen Kreuzen persönlich wiederholt. Letztere marschierte sodann vor dem General und den Dekorierten**) vorbei.

Die Verluste des II. Bataillons vom 1./2. Oktober waren: 1 Offizier, Hauptmann v. Müllenheim, schwer, 2 Offiziere, Leutnants Reh und Bürgel, leicht verwundet. An Mannschaften 5 Mann tot, 18 schwer, 15 leicht verwundet, 3 vermißt. Daß der Verlust bei dem lang andauernden Gefecht ein verhältnismäßig geringer blieb, war hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben, daß die Mannschaften der 5. und 8. Kompagnie im Graben und hinter der Mauer gut gedeckt waren.

Bei diesem Nachtgefecht zeigten sich alle mit einem solchen verbundenen Schwierigkeiten, die noch dadurch vermehrt wurden, daß die Landwehrleute mit dem umgebenden Gelände in der kurzen Zeit nach dem Einrücken und der Beschießung ziemlich unbekannt geblieben waren. Der Fehler, daß in der Alarmscheune kein Licht brannte, daß die Gewehre nach alter Sitte auf der Straße aufgestellt waren, statt von den Leuten in ihre Lagerstätte mitgenommen zu sein, und daß sie infolge der Dunkelheit und in der Ueberstürzung umgeworfen wurden, brachte von vornherein eine große Aufregung und Unruhe hervor. Diese war bei der unheimlichen Situation im Anfang schwer beizulegen und erschwerte besonders die Feuerdisziplin, so daß die eigene zurückgehende Feldwache in Gefahr geriet.

*) Hauptmann v. Müllenheim wurde noch in das Feldlazarett Marange gebracht, wo es ihm auch ganz gut ging. Er bestand trotz Abratens des Arztes darauf, nach Berlin gebracht zu werden, seine Wunde verschlimmerte sich durch den Transport und er starb nach acht Tagen in dem Augusta-Hospital. D. Verf.

**) Premierleutnant Roeßel und Feldwebel Köther.



Beim Vorführen eines Halbzuges gegen das Wärterhäuschen durch Vizefeldwebel Starke hatten sich seine Mannschaften, die einzeln hintereinander am Bahndamm vorgingen, so auseinander gezogen, daß der Führer schließlich nur zwei Mann bei sich hatte, was wohl auch dadurch herbeigeführt wurde, daß von den in der Lisiere von Bellevue aufgestellten Mannschaften Geschosse unbeabsichtigt in diese Abteilung einschlugen.

Besonders schwierig gestaltete es sich, in der Dunkelheit festzustellen, ob St. Cathérine sowie die 6. und 7. Kompagnie angegriffen waren, ob sich nicht in den Zwischenräumen dieser Abteilungen Franzosen eingenistet hatten. Durch von guten Unteroffizieren geführte Patrouillen konnte allmählich darüber Klarheit geschaffen werden.

Am 7. Oktober griffen die Franzosen die Vorpostenstellungen Les Petites und Les Grandes Tapes, Remy und Bellevue mit der noch kaum im Gefecht gewesenen Garde-Voltigeur-Division an und es gelang ihnen, begünstigt durch den in der Mosel-Ebene lagernden dicken Nebel, sich dieser Oertlichkeiten zu bemächtigen.

Gegen 5 Uhr nachm. schritten nun die Bataillone der Division Kummer, verstärkt durch eine Brigade des X. Armeekorps (Regiment 16 und 57) zur Wiedernahme der aufgegebenen Stellung.

Das Bataillon Freistadt folgte in zweiter Linie und besetzte zu einer Aufnahmestellung die am Pappelwäldchen aufgeworfenen Schützengräben. Dies in freiem Gelände ausgeführte Vorgehen führte zu einigen, wenn auch geringen Verlusten*).

Die nächsten Wochen brachten dem Bataillon in dem nassen z. T. überschwemmten Barackenlager bei Maizières starke Abgänge an Kranken.

Die Ausrücke-Stärke des Bataillons am 5. August hatte betragen: 16 Offiziere, 70 Unteroffiziere, 16 Spielleute, 2 Ärzte, 716 Gemeine, 4 Lazarettgehilfen, 21 Trainfahrer und war am 23. Oktober auf 9 Offiziere, 52 Unteroffiziere, 11 Spielleute, 2 Ärzte, 440 Gemeine, 3 Lazarettgehilfen, 17 Trainfahrer herabgesunken.

Am 27. Oktober erfolgte die Kapitulation von Metz. Der Wunsch der Landwehr, dort einzuziehen, kam leider nicht zur Ausführung, da sämtliche Landwehrbataillone sogleich zum Transport der 150000 Gefangenen nach Deutschland verwendet wurden. Der Marsch der einzelnen Kompagnien des Bataillons mit den durch Hunger, Ruhr, Typhus geschwächten Gefangenen durch die mit Schnee bedeckte Eifel war auch für die Landwehrleute mit großen Anstrengungen verknüpft. Im Dezember war das Bataillon Freistadt wiederum in Coblenz zur Bewachung der dortigen Französischen Gefangenen vereinigt und wurde Mitte März nach erfolgtem Friedensschluß in seinem Heimatbezirk demobil gemacht.

*) Der Verf. ließ seine Kompagnie (8.) nur sprungweise mit Hinwerfen vorgehen und hatte infolgedessen nur einen Verwundeten.



Das Eiserne Kreuz 2. Klasse erhielten:
6 Offiziere (Hauptmann v. Müllenheim, Premierleutnant Roeßel, Premierleutnant Reh, Leutnants v. Mirbach und Bürgel, Offizierdiensttuer Vizefeldwebel Starke), 17 Feldwebel, Unteroffiziere und Wehrmänner.

In Anbetracht, daß die Mannschaften des Landwehrbataillons Freistadt sich im 30. bis 38. Lebensjahre befanden, $^2/_3$ bis $^3/_4$ von ihnen verheiratet waren, muß besonders hervorgehoben werden, daß sie sich mit großer Entsagung den Strapazen und Mühseligkeiten der wochenlangen Biwaks unterzogen.

Auch ihrer Disziplin, die ihnen im Anfang und bei Anstrengungen recht unbequem war, kann man Anerkennung und Lob nicht versagen. Im Gefecht zeigte sich naturgemäß bei ihnen zunächst eine gewisse Aufregung, die sich aber bald in Gelassenheit und Ruhe umwandelte. Reserve- und Landwehr-Formationen werden bei vorzüglich ausgebildeten Mannschaften trotz deren vorgerückten Alters stets gute Verwendung, auch in offenem Gefecht finden, wenn sie dienstgewohnte, erfahrene Offiziere und Unteroffiziere erhalten. Diese Erfahrung zeigte sich in hervortretendem Maße bei den Landwehrbataillonen vor Metz.

Es fehlt aber diesen Formationen in der Mobilmachung, wenn die Linienregimenter nur eine geringe Anzahl von Offizieren und Unteroffizieren abgeben können, namentlich an jüngeren Hauptleuten und Leutnants, die früher der aktiven Armee angehört haben.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68–71

Kriegserlebnisse in Südwestafrika.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 8. Februar 1911

von

C. v. Estorff,
Oberst und Kommandeur der Schutztruppe für Südwestafrika.

Mit einer Übersichtsskizze.

Sie gehören dem Gebiet des kleinen Krieges an, haben aber trotzdem in mancher Beziehung ihre Bedeutung für Europäische Verhältnisse auch des großen Krieges. Im folgenden will ich keinen Geschichtsabriß, sondern nur persönliche Erlebnisse geben; alles, was außerhalb derselben liegt, kann ich höchstens streifen.

Meine Erlebnisse in Südwestafrika beginnen mit dem Juli 1894, als ich mit einem Truppentransport in Swakopmund landete. Der Feldzug gegen die Witbois hatte damals schon 1¼ Jahr gedauert, ohne ihre Widerstandskraft gebrochen zu haben. Der Hauptgrund dazu waren die schlechten und langen Verbindungswege der Truppe mit der Küste gewesen. Es hatten Gefechte stattgefunden, welche die Hottentotten aus dem westlichen Teile des Bastardlandes nach der Naukluft zurückgedrängt hatten, also nach der Grenze der Namib; aber diesen Gebirgsstock hatten sie behauptet, ihr Hervorbrechen zu Überfällen und Raubzügen war nach wie vor zu gewärtigen. Major Leutwein, der den Major v. François im Kommando abgelöst hatte, wollte vor weiteren Unternehmungen die Ankunft frischer Truppen aus Deutschland abwarten. Es waren 200 Köpfe, die unter meinem Kommando im Juli 1894 in Swakopmund landeten. Merkwürdig stachen diese jungen Soldaten ab gegen die stark gebräunten, hageren und sehnigen Kriegsleute der alten François-Truppe in ihren verschlissenen Wämsern. Jammervoll fielen sie auf dem ersten Marsche gegen sie ab, aber ein dreiwöchiger Marsch unter Hitze und Durst brachte uns auch in die geeignete Verfassung.

Mit den Witbois hatte Leutwein einen Waffenstillstand geschlossen. Als er ablief, waren etwa 250 Mann der Schutztruppe vor der Naukluft vereinigt. Der Stamm der Rehobother Bastards focht mit etwa 50 Kriegsleuten auf unserer Seite. War ihre Gefechtskraft auch gering, so waren doch die wertvollsten Ergebnisse der Aufklärung ihnen zu verdanken.

Die Naukluft, der jetzige Schlupfwinkel des Feindes, ist ein wilder Gebirgsstock, der durch Posten an der Süd-, Nord- und Ostseite beobachtet

wurde, während die Hauptkräfte, drei allerdings sehr schwache Kompagnien von 60 bis 80 Köpfen und zwei Feldgeschütze C/73 den Gegner im Gebirge aufsuchen und angreifen sollten. Dieser Angriff erfolgte nach Kündigung des Waffenstillstandes am 27. August 1894. Die Hauptkräfte des Feindes befanden sich in einer Schlucht, die auf der Ostseite des Gebirgsstockes mündete. Diese Schlucht war die eigentliche Naukluft, und man hatte ihren Namen auf den ganzen Gebirgsstock übertragen. In die Naukluft drang am 27. August noch vor Tagesanbruch die 1. Kompagnie unter meiner Führung vor, gefolgt von den zwei Geschützen. Die 3. Kompagnie hatte den Angriff durch Ersteigen der Hochfläche und durch Vorgehen längs der Schlucht erleichtern sollen. Sie fand aber solche Schwierigkeiten in dem wild zerklüfteten Gebirge, daß sie ihr Vorgehen dort aufgeben mußte, auf den Boden der Schlucht herabstieg und nun der 1. Kompagnie folgte. Sie kam dort erst am Nachmittag an, brachte aber dann der 1. Kompagnie eine sehr willkommene Unterstützung, denn es war dieser unter kräftiger Mitwirkung der Artillerie zwar gelungen, in raschem Vorgehen den Gegner aus mehreren Stellungen zu werfen, Teile desselben aber schlossen sich hinter ihr zusammen und bedrängten die Geschütze. Die 3. Kompagnie erlöste diese aus einer gefahrvollen Lage und der Tag endete mit dem Rückzug des Feindes.

Weniger erfolgreich war der Angriff der sehr schwachen 2. Kompagnie verlaufen, welche von Norden her durch eine Schlucht, Uhunis genannt, in das Gebirge eindringen sollte. Auch vor ihr waren feindliche Kräfte festgestellt worden. Als sie aber vor Tagesanbruch eine Bergkuppe erstiegen hatte, sah sie sich auf allen Seiten vom Gegner umfaßt. Sie wurde in gedrängter Aufstellung von den unsichtbaren Hottentottenschützen derartig mit Feuer zugedeckt, daß sie sich nur mühsam behauptete und schwere Verluste erlitt. Am Abend in der Dunkelheit ging sie mit ihren Verwundeten zum Wasser zurück; aber auch ihr Gegner räumte die Gegend und schloß sich dem Rückzuge seiner Hauptkräfte in das Innere des Gebirges an. Die 1. und 3. Kompagnie folgten dem Feinde in den nächsten Tagen. Premierleutnant v. Perbandt führte sie, da ich durch eine Verwundung an der Teilnahme verhindert war. Die Truppe ließ sich von den Spuren führen, die das Vieh der Hottentotten hinterlassen hatte; oft genug war es aber äußerst schwer, sie in dem Geröll zu erkennen. Nur bei Tage konnte man so die Verfolgung fortführen, während man sonst die Nächte vorteilhaft zum Marsch benutzte. Heiß brannte die Sonne am wolkenlosen Himmel, in den Nächten aber sank die Temperatur mehrere Grad unter Null, so daß die Nachtlager beim Mangel an Feuerung wenig Erholung brachten. Mäntel und Decken hatte man zurückgelassen, weil nicht genügend Packtiere vorhanden waren. Die geringe Verpflegung ging auch bald aus. Die Pferde konnten nur mit größter Mühe über das Geröll und die Felsblöcke

mitgeführt werden; die meisten verloren die Eisen, einige stürzten ab. Die Geschütze hatte man überhaupt nicht mitnehmen können. Einmal wurde trotzdem der Gegner eingeholt und nach kurzem Gefecht zurückgeworfen, aber am 2. September geriet die Spitze in einen Hinterhalt der Hottentotten und wurde — 1 Offizier, 5 Mann — auf nächster Entfernung von ihnen zusammengeschossen.

Unter ungünstigen Umständen entwickelte sich so die Verfolgungsabteilung zum Gefecht. Es war eine Wasserstelle namens Gurus, welche der Feind besetzt hatte. Seine Stellung war durch tiefe Schluchten gedeckt, Umgehungsversuche vereitelte er durch Flankierungen. Der Feuerkampf der Schützen währte 36 Stunden; schließlich siegte jedoch die größere Ausdauer der Truppe. Der Feind zog ab. Wieder wurde die Verfolgung fortgesetzt, die letzten Tage ohne alle Verpflegung. Da erreichten die Verfolger am 5. September den Südwestrand des Gebirgsstockes, aber der Feind war auf der vorliegenden Fläche auf einen der Absperrungsposten gestoßen und warf sich wieder, an den Verfolgern vorbei, in das Gebirge zurück. Die Truppe war völlig erschöpft, Kleider und Schuhwerk zerrissen; Gefechtsverluste hatten ihre geringe Zahl vermindert, nur vier Offiziere waren noch dienstfähig. Auch die 2. Kompagnie hatte ihre Kräfte völlig erschöpft; sie hatte nach dem ungünstigen Gefecht bei Uhunis versucht, die Westseite des Gebirges zu erreichen, um sich dort dem Gegner vorzulegen, aber kein Wasser gefunden, einen großen Teil ihrer Pferde an Erschöpfung eingebüßt und erst nach beschwerlichen Märschen durch das Gebirge den Anschluß an die Verfolgungstruppe auf der Südseite des Gebirgsstockes hergestellt. Der Feind war mitten in den Gebirgsstock zurückgegangen, seine Werft (d. h. die Nichtkämpfenden) hatte sich beim Austritt aus dem Gebirge zwar verstreut, bald aber wieder gesammelt. Seine Gefechtsverluste waren gering gewesen, seine Kriegsleute hatten die Märsche, Kämpfe und Entbehrungen ertragen, ohne erschöpft zu werden, und die Berittenen unter ihnen auch in ihrer Ausrüstung und Haltung wenig Einbuße erlitten. Es zeigte sich, daß der Hottentott uns weit überlegen war in der Marschfähigkeit, im Ertragen von Entbehrungen und in der Kenntnis und Ausnutzung des Geländes, also in der Gewandtheit. Nur die Gefechtskraft, Mut, Ausdauer und Disziplin der Truppe, war größer als die seine.

So waren die Verhältnisse 1894 gewesen und ähnlich zeigten sie sich wieder 1905 und 1906. Indessen hatte die Gesamtheit der Kämpfe und Verfolgung sowie die Erschöpfung der Werft, die Einbuße des Viehes doch genügend Eindruck gemacht, um den Häuptling zu bewegen, die günstigen Friedensbedingungen anzunehmen, die Major Leutwein anbot. Der Stamm mußte seinen Wohnsitz in die Gegend von Gibeon am Fischfluß in die Mitte des Landes verlegen.

Das nächste Jahr 1895 brachte Unruhen mit dem Stamm der Khauas-Hottentotten und führte die Truppe in die Kalahari, endete aber ohne weitere Kämpfe mit einem friedlichen Ausgleich. Nur eine Patrouille war dem Feinde zum Opfer gefallen. Die Khauas-Hottentotten kehrten in ihre Wohnsitze zurück, welche sich bis in die Gegend von Gobabis hinzogen. Zu ihrer Beaufsichtigung wurde eine Offizierstation nach Gobabis verlegt, die ihrerseits Unterstationen in Aais und Olifantskluft (Elefantenkluft) an der Ostgrenze einrichtete. In Gobabis hatte der Hererostamm der Ovambandjeru seinen Hauptsitz; auch er empfand die Anwesenheit der Deutschen Nation als einen Eingriff in seine Freiheit und verband sich mit den Khauas-Hottentotten, denen er als Viehräuber bisher feindlich gegenübergestanden hatte, im März 1896 zum Aufstand. Dieser begann damit, daß die Hottentotten eine Deutsche Patrouille von drei Reitern östlich Gobabis aus dem Hinterhalt erschossen und dann Aais umstellten; die Ovambandjeru schlossen Gobabis ein. Mit Mühe hatte der Stationschef dieses Platzes die Nachricht davon nach Windhuk übermittelt.

Major Leutwein beauftragte mich damit, der Station zu helfen und womöglich wieder friedliche Zustände herzustellen. Die mir zu Gebote stehenden Streitkräfte waren allerdings nur sehr gering: 1 Offizier, einige 40 Reiter und ein Feldgeschütz C/73, das aber mit Ochsen bespannt war. Ich war gerade von einer geographischen Expedition aus der nördlichen Namib, also südlich des Kunene, zurückgekehrt. Der größere Teil der Schutztruppe war zu dieser Zeit im Polizeidienst und in anderem Verwaltungsdienst beschäftigt und dieserhalb in vielen kleinen Stationen über das ganze Land verteilt. Ich marschierte nicht auf geradem Wege nach Gobabis, weil mich dieser durch das Hereroland geführt hätte und der Feind dann über mich und meinen Marsch benachrichtigt worden wäre, sondern wandte mich zuerst nach Kowas, südöstlich Windhuk. Dort traf ich auf einen Haufen Betschuanen, welche von den Khauas bei Aais ausgeplündert waren. Sie erwiesen sich als geländekundige und daher sehr wertvolle Führer. Sie ermöglichten mir fernerhin quer durch die Wildnis, unabhängig von den Wegen zu marschieren.

Am 1. April erreichte ich eine Wasserstelle am weißen Nossob, Kaukurus, halbwegs zwischen Gobabis und Aais. Ich ließ Wagen und Geschütz dort und eilte mit den Reitern in einem Nachtmarsch nach Aais. Mit Tagesgrauen kam ich dort an, aber die Hottentotten waren tags zuvor auf Gobabis abgezogen. Diese mochten von dem Marsch der Verstärkungen auf Gobabis wohl gehört haben. An demselben Tage erreichte ich Kaukurus wieder und marschierte am nächsten Tage mit Geschütz und Wagen ebenfalls querfeldein auf Gobabis. In der Nacht zum 5. April erreichte ich eine Höhe, 5 km von diesem Platze, welche sich in einem langen, mit Busch bestandenen Rücken bis zu ihm hinzieht. Ein feindlicher Außenposten floh

bei unserer Annäherung von seinem noch glimmenden Feuer. Der Feind hatte die Einschließung bei Nacht recht locker gelassen, denn ich gelangte mit einer starken Patrouille ungehindert in den Ort hinein und ließ mich von dem Stationschef über die Verhältnisse orientieren. Ich nahm ihn und einige Leute der Station noch in der Nacht mit in mein Lager zurück. Das Kommando in Gobabis übergab ich dem Leutnant der Reserve v. Lindequist, der mich als politischer Vertreter des Gouverneurs begleitet hatte. Es erwies sich später, daß die Khauas mir einen vergeblichen Hinterhalt auf dem Wege Aais—Gobabis gelegt hatten.

Noch ehe der Tag anbrach, ging ich mit dem Leutnant Lampe, eben dem Stationschef von Gobabis, auf dem erwähnten Höhenrücken mit einer Fußpatrouille vor, um mit seiner Hilfe einen Einblick in das Gelände und die feindlichen Stellungen zu gewinnen. Kaum waren wir etwa 1 km vorwärts gekommen, als wir Pferdegetrappel hörten und gleich darauf Hottentotten in den Büschen erschienen. Mit Mühe retteten wir uns, indem Leutnant Eggers mir mit einigen Mannschaften zur Aufnahme entgegenkam. Die Kompagnie besetzte die Höhe, an der das Lager aufgeschlagen war, und vermochte so den Angriff der Hottentotten, der von drei Seiten umfassend erfolgte, abzuwehren. Da sie aber nicht kräftig in der Front anfaßten, zog ich einige Schützen aus ihr heraus und schickte Leutnant Eggers mit ihnen, nachdem sie aufgesessen waren, in die Flanke des umfassenden Feindes. Der Flankenangriff hatte den erwünschten Erfolg, obwohl Leutnant Eggers verwundet wurde. In diesem Augenblick erschien auch das Geschütz, das dem Nachtmarsch der Reiter nur langsam hatte folgen können. Wir brachen nun zum allgemeinen Angriff vor und die Hottentotten verschwanden überall im Busch; ihr Häuptling war gefallen. Wir hatten einen Toten und mehrere Verwundete.

Ich rückte nun auf dem erwähnten Höhenrücken nach dem Platz Gobabis zu. Während des Vorrückens wurde ich aber aufs neue angegriffen. Diesmal waren es Ovambandjeru; sie kamen in großer Anzahl in kleinen Trupps und Schützenlinien durch die Büsche heran. Als ich die Reiter dagegen zum Fußgefecht einschwenken ließ, wurde ich auch schon in der Flanke und im Rücken angegriffen. Das Schußfeld war so schlecht und der Feind drang so geschickt und kräftig von mehreren Seiten heran, daß ich fürchtete, im Nahgefecht zu erliegen, und daher dem Leutnant Lampe befahl, mit seinem Zuge, der am nächsten zur Hand war, aufzusitzen und zu attackieren. Ich selbst brachte das Geschütz, das jetzt hier anlangte, in Stellung, ließ es in der Angriffsrichtung in den dichten Busch feuern, sammelte die übrigen Schützen, ließ sie aufsitzen und attackierte mit ihnen einige hundert Meter weiter links vom Leutnant Lampe. Der Feind floh vor uns nach allen Seiten auseinander. Ich ließ die Reiter ihn verfolgen und ritt selbst nach dem Kampfplatz Lampes.

Während ich noch bei der Attacke den Kampflärm von dort gehört hatte, so umfing mich jetzt Todesstille, und der erste, den ich sah, war der sterbende Leutnant Lampe; außer ihm waren noch vier Reiter seines Zuges gefallen. Sein Angriff war gescheitert, die Überlebenden nach dem Platz Gobabis geflüchtet, auch das Geschütz hatte sich dem Rückzuge angeschlossen. Aber auch der Feind war geflohen, wohl infolge der Flucht seines anderen Flügels. Es dauerte einige Zeit, ehe ich das Geschütz und einige Reiter zurückgeholt und gesammelt hatte. Eine Gruppe hatte die Attacke nicht mitgemacht, aber die flüchtenden Feinde noch unter wirksames Feuer nehmen können. Ich ließ jetzt alle in Gobabis entbehrlichen Mannschaften und auch ein zweites, dort befindliches Geschütz heranholen. Auch der Zug, welcher den Feind verfolgt hatte, sammelte sich wieder bei mir. Über dem allen war eine erhebliche Zeit vergangen. Ich ließ die Geschütze jetzt auf dem Höhenzuge, von dem aus sie die vorliegende Fläche unter Feuer nehmen konnten, und ritt mit den Reitern in der Richtung auf die Hauptwerft der Ovambandjeru vor. Diese lag auf einem anderen Höhenzuge, auch von dichtem Busch umgeben. Der Feind versuchte mit berittenen Abteilungen gegen meine Flanke vorzugehen; das Feuer der Geschütze, welche diese Bewegung gesehen hatten, trieb ihn jedoch zurück. Ich hatte mich der feindlichen Hauptwerft auf etwa 1 km genähert. Die Dämmerung war hereingebrochen; ich wartete die Nacht ab, nahm aber von einem Angriff auf die Werft Abstand. Der nächste Morgen erwies den Abzug des Feindes. Beim Absuchen der Umgegend erbeuteten wir an 1000 Rinder, welche nicht schnell genug abgetrieben worden waren.

Die Gefechtsverluste des Feindes waren nicht bedeutend gewesen, und die kommenden Gefechte bewiesen, daß er noch eine erhebliche Widerstands- und Angriffskraft besaß. Immerhin wäre ein Erfolg bei dem abendlichen oder nächtlichen Angriff und bei einer Verfolgung möglich, wenn auch recht unsicher gewesen.

Das Gefecht von Gobabis hatte am Ostersonntag und am 5. April 1896 stattgefunden. Einige Tage darauf traf Major Leutwein mit 45 Reitern und noch einem Geschütz ein. Weitere Verstärkungen wurden erwartet. Ich erhielt die Ermächtigung, jetzt zunächst die Station Olifantskluft an der Ostgrenze zu entsetzen. Ich brach dorthin mit einigen 80 Reitern und zwei Geschützen auf in der Erwartung, dabei auf die Hauptkräfte der Khauas-Hottentotten zu stoßen, und traf auch etwa 50 km östlich Gobabis die frischen Spuren einer starken Werft, welche den Weg in nördlicher Richtung gekreuzt hatten. Nachdem ich die Besatzung von Olifantskluft herangezogen hatte, welche unbehelligt geblieben war, folgte ich jenen Spuren. Es glückte uns, an den nächsten Wasserstellen eine Anzahl Buschleute und wilde Kaffern zu fangen, die sich als wertvolle Führer in dem gänzlich unbekannten Gelände erwiesen. Meine Posten hatten sich versteckt, als sie die Annäherung

jener bemerkt hatten, und sie dann in nächster Nähe ergriffen. Alles Anrufen hatte ich verboten, da es unnötigerweise unsere Anwesenheit verriet. Am 18. April überraschten wir in der Abenddämmerung die Hottentottenwerft bei einer Wasserstelle, welche wir später Siegsfeld nannten, und nahmen sie nach kurzem Gefecht gefangen.

Am nächsten Morgen schickte ich einen Zug zur Aufklärung und Absuchung der Umgegend ab, der auch bald im dichten Busch auf erhebliche Kräfte von Hottentotten und Hereros stieß. Diese waren aus der Gegend nordöstlich Gobabis herbeigeeilt, wo sie sich verborgen gehalten hatten. Der Zug unter Feldwebel Froede attackierte sofort, ritt durch den Feind hindurch und saß dann zum Fußgefecht ab gegen die ihn von rückwärts Beschießenden. Diese Attacke hat ihn wahrscheinlich gerettet. Ich hatte dies Verfahren der Spitze angeraten, wenn sie unvermutet im Busch auf den Feind stieße. Ich kam jetzt dem Zuge mit der Kompagnie zu Hilfe, indem ich den Feind von der Flanke angriff, der fast ohne weiteren Widerstand entfloh und einige reiterlose Pferde zurückließ. Am nächsten Tage erreichte ich nach beschwerlichem Marsche wieder den Platz Gobabis.

Hier waren nicht nur weitere Teile der Schutztruppe eingetroffen, sondern es eilten auch von allen Seiten eingeborene Hilfstruppen in großer Anzahl heran. Es erschienen Reitertrupps der Hereros, der Witboi-Hottentotten und selbst der Simon Kopperschen Hottentotten vom Auob her unter ihren Häuptlingen. Die reiche Viehbeute nach dem Gefecht bei Gobabis und die Hoffnung auf noch mehr davon hatte sie alle von der Gerechtigkeit unserer Sache überzeugt. Sie übernahmen sogleich die Erkundung und Aufklärung und besorgten dies so rasch und sicher, daß sie bald alle Zweifel über Aufenthalt und ungefähre Zahl der feindlichen Hauptkräfte behoben. Diese Kenntnis verschafften hauptsächlich schwache Patrouillen, welche das Land gut kannten, sich außerhalb der Wege an den Feind heranschlichen und ihn lange Zeit in all seinem Tun und Treiben beobachteten. Solche Patrouillen müssen sich einen Tag oder länger von Wasser und Verpflegung unabhängig machen, also sehr bedürfnislos, sehr beweglich und ausdauernd sein. Die Schutztruppe konnte dies in dem unbekannten Gelände nicht. Die Anforderungen obiger Art und die erforderliche Ortskenntnis in der Wildnis und den Einöden sind auch so groß, daß sie nur wenige Europäer nach langem Afrikanischen Aufenthalt erwerben. Die Truppe zog nun sicher an den erkundeten Feind heran, und am 6. Mai hatten wir das entscheidende Gefecht bei Sturmfeld, etwa 150 km nördlich Gobabis. Die Truppe focht den Kampf ohne erhebliche Unterstützung der Eingeborenen aus. Sie hatte schwere Verluste, unter anderen 1 Offizier tot, 2 Offiziere schwer verwundet. Der Feind hatte sich tapfer, sogar angriffsweise verteidigt, wurde aber auseinandergesprengt. Wieder wurde viel Vieh erbeutet. Eine Verfolgung, welche ich sofort mit Genehmigung des Major Leutwein unternahm, hatte

kein Ergebnis, denn ich fand die Hauptkräfte des Feindes nicht. Viele auseinandergehende Spuren hatten mich irregeführt. Erst eingeborene Späher stellten in den nächsten Tagen mit Genauigkeit die Wasserstelle fest, wo sie sich gesammelt hatten. Die Richtung dorthin führte im spitzen Winkel rückwärts zu unserer Vormarschrichtung. Daß der Feind sich nun bei unserer Annäherung mit allen Teilen ergab, war wieder der Tätigkeit unserer Hilfsvölker zu verdanken.

Das Jahr 1897 brachte Kämpfe in der Südostecke des Schutzgebietes, an denen ich nicht beteiligt war. Oberleutnant Helm führte den Hauptschlag an der Gamsib-Kluft. Der Aufstand endete unter Mitwirkung der Kapregierung mit der Gefangennahme oder Vertreibung des Afrikanerstammes der Hottentotten.

Ich war jetzt Führer der 4. Kompagnie in Outjo im Nordwesten des Schutzgebietes und hatte Stationen 140 km westlich davon in Franzfontein und östlich in Otawi 120 km, sowie in Grootfontein 200 km. Das Gebiet bildete die Nordgrenze des Hererolandes. In diesem herrschte zu jener Zeit die Rinderpest unter dem Hererovieh und vernichtete große Bestände. Meine Kompagnie war ausgiebig an der Bekämpfung dieser Seuche beteiligt bis zur Überanstrengung der Reiter und Pferde. Dazu kamen zahlreiche und schwere Malariaerkrankungen, von denen auch ich und meine Offiziere ergriffen wurden. Kraftfutter für die Pferde wurde nicht geliefert, die Trockenheit dauerte ungewöhnlich lange, die Weide war daher sehr schlecht und die Pferde zum großen Teil gebrauchsunfähig.

Da brach der Aufstand der Swartboi-Hottentotten aus. Diese wohnten in und bei Franzfontein und nördlich davon. Daß ich durch diesen Aufstand überrascht wurde, liegt an der Sorglosigkeit, welche wir den Eingeborenen gegenüber leicht annehmen. Sie muß uns wohl sehr natürlich sein, denn sie war selbst noch 1906 in der Truppe schwer zu bekämpfen und ist die Ursache für viele Rückschläge. Ich eilte mit 20 Reitern der bedrohten Station Franzfontein zu Hilfe und ließ den Rest der Kompagnie zu Fuß folgen. In Franzfontein waren etwa 20 Hottentotten auf unserer Seite geblieben, der Rest hatte den Platz verlassen und machte die Gegend unsicher. Drei Tage darauf wurden mir des Nachts die Pferde und Maultiere von der Weide gestohlen, indem die Eingeborenen, welche sich bei der Wache befanden, zum Feinde übergingen. Ich brach sogleich mit 40 Reitern zu Fuß in der Richtung nach einer Wasserstelle Groß-Aub nordwestlich von Franzfontein auf, wo ich die Werft der Aufständischen vermutete, eine Patrouille ließ ich den Spuren der abgetriebenen Pferde folgen. Wir marschierten Tag und Nacht und erreichten Groß-Aub am nächsten Abend; die am Horizont verschwindenden Staubwolken zeigten den Abmarsch des Gegners, bei einer kleinen Wasserstelle in der Nähe fanden wir die ausgeplünderten Leichen von zwei Mann der Patrouille. Sie war unvorsichtig zum Wasser heran-

gekommen, überdurstet wie sie war, und von den Hottentotten überfallen worden. Der Führer hatte sich, verwundet, retten können. Nach kurzer Rast zog ich dem flüchtigen Feinde nach und gelangte in der Nacht vor die Wasserstelle Ehobib im Gebirge, wo er sich mit seiner Werft befand. Wir hörten die geraubten Maultiere schreien. Der Feind vermutete meine Annäherung und steckte das Gras der Steppe an, um mich bei dessen Schein sehen zu können. Wir warteten, bis das Feuer niedergebrannt war und brachen dann in die Werft ein, die Mannschaft in Kolonne. Aus einer Reihe von Felsblöcken schlug uns wie mit bengalischer Beleuchtung eine Salve entgegen. Im nächsten Augenblick waren wir in der feindlichen Stellung, machten aber nur einen Gefangenen, denn der Feind war mit großer Schnelligkeit in der Dunkelheit verschwunden, auch unser Verfolgungsfeuer konnte ihm wenig anhaben. Wir hatten 1 Reiter tot, ich und 1 Reiter waren leicht verwundet. Den größten Teil unserer Pferde und die Maultiere bekamen wir wieder, die bei ihrem schlechten Zustande allerdings kaum eine Hilfe für die Kriegführung waren. Der größte Teil des Hottentottenviehes fiel uns auch zu. Desgleichen verfügte ich über 2 Ochsenwagen und 1 Feldgeschütz, was nachgekommen war. Dies war das Gefecht bei Ehobib am 4. Dezember 1897.

Der weitere Feldzug würde wahrscheinlich einen günstigeren Verlauf genommen haben, wenn ich sofort den Feind nachdrücklich verfolgt hätte, aber hieran hinderte mich meine Verwundung und der Umstand, daß das Gebirge nicht erlaubte, das Geschütz und die Wagen in der Abzugsrichtung des Feindes mitzunehmen. Ich hätte ihm lediglich zu Fuß folgen können, war aber ohne hinreichende Verpflegung, Wasserstellen fanden sich nur spärlich und weit entfernt. Es war die heiße Jahreszeit und die Mannschaft durch Malaria erschöpft. Ich vermutete richtig, daß der Feind mit seiner Werft nach dem Grootberg zurückgehen würde, einem Gebirgsstock etwa 150 km nordwestlich von Franzfontein. Diesen Gebirgsstock konnte ich auch auf einem für Wagen geeigneten Wege erreichen, der allerdings einen großen Bogen durch die Ebene nördlich beschrieb. Ich traute dem Feinde keine Angriffsunternehmungen zu und schlug diesen Weg ein. Als ich etwa 80 km von Franzfontein entfernt war, hob ich eine kleine Hottentottenwerft auf und erfuhr von Gefangenen, daß der Feind in meinem Rücken zwei Wagen überfallen habe und vor Franzfontein stände. Ich kehrte in Eilmärschen nach Franzfontein zurück. Die Nachricht von dem Überfall der Wagen war richtig. Der Feind war zwar mit seiner Werft, nicht aber mit den Kriegsleuten bis zum Grootberg zurückgegangen nach dem Gefecht bei Ehobib. Diese hatten vielmehr einen Tagemarsch von Ehobib haltgemacht, meinen Umweg beobachtet und den Überfall ausgeführt, indem sie auf der Sehne des Bogens vorgingen, welchen ich beschrieben hatte. Die Verachtung des Feindes hatte sich bitter bestraft. Außerdem entspann sich jetzt ein Kleinkrieg, in welchem ich mich

des Feindes trotz eines günstigen Gefechts nur mit der größten Mühe erwehrte, obwohl ich alle Kräfte der Kompagnie auch aus dem entlegenen Osten herangezogen hatte. Der Feind war uns eben an Beweglichkeit und Ortskenntnis weit überlegen. Fußmärsche, die uns auf das äußerste erschöpften, waren für die Hottentotten wie Spaziergänge.

Der Feldzug wurde im März 1898 dadurch zu einem glücklichen Ende gebracht, daß Major Mueller von Windhuk her mit erheblicher Verstärkung herankam und den Feind im Gefecht am Grootberg schlug. Die Hottentotten ergaben sich bald darauf, hauptsächlich, weil ihre Weiber den Hunger und die Entbehrungen, die der Krieg über sie brachte, nicht länger ertragen wollten. Der Stamm wurde nach Windhuk in die Gefangenschaft geführt.

Zu meinem vergeblichen Zuge nach dem Grootberg bemerke ich noch, daß ich besser getan hätte, stehen zu bleiben und das Herankommen der Verstärkungen abzuwarten, wenn dies auch wochenlang dauerte. Ich hätte die erschöpften Kräfte in der Defensive wieder herstellen können, während sie durch einen gewagten Zug gänzlich heruntergewirtschaftet wurden. Eine Art Kordonstellung, bei der die wenigen Wasserstellen besetzt wurden, würde sich hier bewährt haben, mag sie auch in anderen Fällen noch so falsch sein. Im Kriege muß man sich nicht nach Grundsätzen richten, sondern nach den Umständen. —

Im Jahre 1901 war ich zwei Monate auf dem Kriegsschauplatz der Engländer und Buren in Südafrika und begleitete mehrere Englische Kolonnen auf ihren Zügen, ohne jedoch Gefechte mitzumachen. Es war ein Jahr vor Friedensschluß. Ich fasse meine Beobachtungen über das, was ich von Englischen Truppen sah, kurz dahin zusammen: Diejenigen Truppen, welche am Feinde standen, machten in Geist und Erscheinung einen vortrefflichen Eindruck. Von Kriegsmüdigkeit war nichts zu spüren. Jeder Offizier war von dem schließlichen guten Erfolge durchdrungen. Das Offizierkorps war ein Bild von Frische und Gesundheit. Ich muß sagen, daß es in der gesunden und kräftigen äußeren Erscheinung den Durchschnitt unseres Offizierkorps übertrifft. Es übertraf darin auch die Mannschaft, namentlich die der Etappen, so weit, daß man glauben könnte, zwei verschiedene Rassen vor sich zu sehen. Ich schiebe diesen Umstand auf eine gesunde Jugenderziehung und auf eine gesunde Lebensweise, welche von jeher bei den besseren Ständen in England gepflegt wird. Ich will hierbei erwähnen, daß ich glaube, daß weder Entbehrungen noch Anstrengungen Körper und Geist derartig angreifen, als die bequeme und üppige Lebensweise, welche bei den Gebildeten in Deutschland durchschnittlich im Schwange ist. Wir wissen, daß das Schlaraffenland in Deutschland liegt. Ich muß dagegen sagen, daß in unserm Offizierkorps mehr ausdrucksvolle Gesichter sich finden als im Englischen, und daß ich unsere geistige und dienstliche Durchbildung für größer halte.

Die Verpflegung im Englischen Heere war gut und reichlich infolge der guten Verbindungen und des dadurch stets wirksamen Nachschubes. Aber die Kolonnen, welche von den Bahnlinien aus konzentrisch vorgingen, um die Burenkommandos zu fangen, waren viel zu schwerfällig und führten zu viele Fahrzeuge mit sich. Dies ist denn auch im weiteren Verlauf des Feldzuges gebessert worden. Die Burenabteilungen schlüpften daher meist zwischen ihnen hindurch. Was ich von der Aufklärung sah, machte mir den Eindruck, als ob die Grundbegriffe dieses Dienstes fehlten. Die Engländer suchten sich durch Freiwilligenkorps, übergelaufene Buren und Eingeborene die nötigen Organe zur Aufklärung zu schaffen, weil sie selbst ihre regulären Truppen dazu für unfähig hielten. Sie wurden aber, trotz vieler Fortschritte, in der Aufklärung bis zum Schluß von den Buren soweit übertroffen, wie wir in unsern Feldzügen von den Eingeborenen. Dieses Unvermögen hat zum großen Teil ihre anfänglichen Niederlagen verschuldet, und hieran sind alle drei Waffen beteiligt, denn der Beginn eines Gefechts erfordert eine ausgiebige Aufklärungstätigkeit von der Infanterie und Artillerie besonders. Im Gefecht pflegt sich der Schleier der Ungewißheit erst spät zu lüften, eine Erscheinung, welche das Manöver selten aufweist.

Das Blockhaussystem schützte damals schon ausreichend die Bahnlinien. Die Engländer hatten also gute und gesicherte Verbindungen, und dieser Umstand sowie die fast völlige Abschließung der Burenstaaten von der See ließ voraussehen, daß ihr Schicksal besiegelt war. Die gastfreie Aufnahme im Englischen Offizierkorps und das kameradschaftliche Entgegenkommen wird mich immer zu Dank verpflichten.

Als der letzte große Eingeborenenaufstand in Südwestafrika Mitte Januar 1904 ausgebrochen war, traf ich dort zu Anfang Februar aus Deutschland ein. Der berühmte Zug des Hauptmann Franke hatte nicht nur die Orte Windhuk, Okahandja, Karibib und Omaruru entsetzt, sondern überall Hoffnung und Tatkraft verbreitet. Vorher war alles niedergedrückt gewesen, jetzt war alles voll frischer Zuversicht. So wirken im Kriege tüchtige Taten wie starke Winde, welche die Wetterfahne umstellen.

Das erste Gefecht, welches ich nun zu bestehen hatte, war nordöstlich Omaruru bei Otjihinamaparero an den Etjo-Bergen. Dort hatten sich die westlichen Hereros auf ihrem Rückzuge festgesetzt. Sie hielten die Wasserstelle und eine Reihe von Felsblöcken besetzt. Ich verfügte über 160 Reiter und fünf Geschütze verschiedener Systeme und beschloß den Feind von beiden Flügeln umfassend anzugreifen, während die Artillerie seine Frontlinie bekämpfen sollte. Rechts griff die 2. Kompagnie unter Hauptmann Franke, links die 4. Kompagnie unter Oberleutnant Frhr. v. Schönau-Wehr ein. Der Plan schlug fehl. Der Gefechtsverlauf erwies, daß ich nicht den Feind umfaßte, sondern er mich, obwohl sich meine 160 Mann auf 1400 m ausgebreitet hatten. Die Artilleriewirkung erwies sich gegen die auf den

Felsen und auch gegen die im dichten Busch befindlichen Teile des Feindes als ganz unzureichend und machte daher auf die Dauer keinen Eindruck. Während aber mein rechter Flügel unter Hauptmann Franke sich erfolgreich behauptete, wurde der linke Flügel so wirksam vom Feinde umfaßt, daß er sich wie ein Fragezeichen zurückbiegen mußte. Die 4. Kompagnie, welche dort focht, verlor alle Offiziere, nämlich einen tot und zwei verwundet. Mangels einer Reserve entnahm ich zwei Züge der 2. Kompagnie vom rechten Flügel und schickte sie, wie es schon bei Gobabis geschehen war, dem links umfassenden Feinde wiederum in die Flanke. Die Wirkung war durchschlagend, alle Gefahr hier beseitigt. Da sich der Feind nun ganz defensiv verhielt, wurden alle Kräfte zusammengefaßt und die feindliche Mitte, wo die Wasserstelle lag, erstürmt. Diesen Angriff leitete Hauptmann Franke. Der Tag war gewonnen, aber nur unter furchtbaren Anstrengungen. Die Hereros fochten mit Entschlossenheit und Geschick. Der Tag war äußerst heiß gewesen, wohl 40° C im Schatten; Offiziere und Mannschaften hätten schlimm unter Durst gelitten. Der Kampf dauerte zehn Stunden, mit dem Schlußerfolge brach die Nacht herein.

Ich sagte mir später, daß ich die feindliche Mitte wohl zu Anfang hätte durchbrechen können und die Truppe erst nach genauerer Erkundung hätte zum Angriff ansetzen müssen. Aber gerade solche genaue Erkundung war unsere schwache Seite. Wir hatten nicht wie 1896 zahlreiche Eingeborene auf unserer Seite, sondern nur sehr wenige. Immerhin wurden später gegen die Hereros recht gute Aufklärungsergebnisse erzielt, als sie schon mehr eingeschüchtert waren. Die ganze Unzulänglichkeit unseres Vermögens zeigte sich dann wieder später im Hottentottenkriege. Der Gegner zog nach Osten ab, in Richtung auf Owikokorero; ich folgte ihm vorsichtig durch das dichte Buschgelände und vermied es, mich mit seinen starken Kräften bei Owikokorero einzulassen. Nach einem glücklichen Überfall der Nachzügler, etwa 40 km westlich Owikokorero, zog ich mich nach Okahandja heran, wo sich unsere Hauptkräfte sammelten. Von dem verlustreichen Gefecht der Abteilung Glasenapp, das zehn Tage vorher am 13. März bei Owikokorero stattgefunden hatte, wußte ich nichts. Es wäre auch kaum möglich gewesen, ein Zusammenwirken unserer aus entgegengesetzten Richtungen anmarschierenden Kolonnen zu erzielen, weil wir über keins der Nachrichtenmittel verfügten, mit welchen später die Truppen ausgerüstet wurden. Wir besaßen jetzt weder Feld- noch Funkentelegraphen, und die wenigen Signalspiegel reichten dazu nicht entfernt aus. Feindliche Massen hatten sich auch an den Onjati-Bergen zusammengezogen, und Oberst Leutwein griff diese nun mit seinen bei Okahandja vereinigten Hauptkräften am 9. April an. Die Gefechte bei Onganjira und Owiumbo sowie das Gefecht der Abteilung Glasenapp bei Okaharui bewogen dann die Hereros zu langsamem Abmarsch nach dem Waterberg im Norden.

Bei Onganjira drückten wir die Flügel und die Mitte der Hererostellung zurück, welche einen gewaltigen Halbkreis beschrieb, der uns zu umfassen drohte. Glücklicherweise boten uns einige Kuppen und Erhebungen Aussichtspunkte über das dichte Buschgelände, so daß man öfter eine Übersicht gewann und die Artillerie auch gute Wirkung erlangte. Die Truppen fochten dabei in einer Ausdehnung von fast 4 km, obwohl sie nur etwa 700 Gewehre stark waren, dazu zwei Batterien und eine Maschinengewehr-Abteilung. Aber bei einer engeren Aufstellung hätten wir kaum den Feind geschlagen, weil sich dann sein Kreuzfeuer und seine heftigen Gegenangriffe mit ganz anderer Wirkung geltend gemacht hätten.

Im Kriege muß man sich stets nach den Umständen richten. Schemas für Frontausdehnungen u. dgl. werden immer versagen. Der Führer aber wird am besten fahren, welchem die Zahl oder Güte seiner Truppen erlaubt, dem Gegner schnell eine breite Front entgegenzusetzen und sich doch dabei die nötige Tiefengliederung zu wahren. Verstehen jetzt die zuerst eingesetzten Truppen durch ihre Geschicklichkeit überlegene feindliche Kräfte zu fesseln und zu schwächen, dabei ihren Führer gut aufzuklären, so wird er die besten Aussichten haben zum Enderfolge. Aber Geschicklichkeit und Gewandtheit sowie große Tüchtigkeit dieser vordersten Truppen gehören dazu.

Im Gefecht bei Onganjira fand trotz großer Ausdehnung ein planmäßiges Zusammenwirken aller Teile statt, und es war kein Truppenteil, der nicht in der Hand seiner Führer blieb. Aber doch hätten wir manches besser machen können. Wäre die tatsächliche Aufstellung der Hereros nicht erst im Verlauf des Kampfes, sondern rechtzeitig bekannt geworden, d. h. ehe die Umstände den raschen Einsatz fast aller Kräfte erforderten, so hätte man versuchen müssen, sie durch einen heftigen Angriff auf einen der Flügel von dort her aufzurollen; aber eine solche Erkenntnis hatte uns die Erkundung nicht verschaffen können. An diesem Tage wurde eine Aufklärungsabteilung völlig auseinandergesprengt, als sie im Busch mitten in die Hereros hinein geriet. Glücklicherweise waren es aber gewandte Leute, die Bastards von Rehoboth, die sich durch ihre Geschicklichkeit und ihren Ortssinn bald wieder zusammenfanden und nur einige Pferde einbüßten. Als eine Deutsche Patrouille einige Tage später bei Owiumbo ein ähnliches Schicksal hatte, wurde sie nach tapferster Gegenwehr aufgerieben.

Mit diesem Ereignis wurde das Gefecht bei Owiumbo am 13. April recht unglücklich eingeleitet. Der Kampf dort dauerte den ganzen Tag über im dichtesten Buschgelände. Nirgends bekam man eine Übersicht. Dieser Mangel nötigte der Truppe eine ziemlich enge Aufstellung auf, die sich schließlich als eine Art großes Karree gestaltete. Als mit Einbruch der Dunkelheit der Kampf ziemlich erlosch, entschloß sich Oberst Leutwein, den Rückzug in das freiere Gelände bei Otjosasu anzutreten. Die Rückzugsbestimmung übte einen ungünstigen Einfluß auf die nächsten Kriegshandlungen

aus. Vor allem erkannte man ziemlich spät, daß die Hereros auch zurückgingen, und zwar in nördlicher Richtung auf den Waterberg. Meine Abteilung gewann, ihnen folgend, dabei ihre Ostflanke, hatte ein kleines günstiges Gefecht an der Grenze des Sandfeldes bei Otjosasu und überwand glücklich, wenn auch mit großen Anstrengungen, die Märsche durch unbekannte und wasserarme, sandige Einöden. Schließlich stellte ich die Verbindung mit dem Oberleutnant Volkmann in Grootfontein her, nachdem ich den Omuramba (Flußbett) von Omatako erreicht hatte. Die Rehobother Bastards unter Oberleutnant Böttlin hatten das alles durch ihre geschickte Aufklärung ermöglicht.

Anfang August wurde die Masse der Hereros am Waterberg von der Schutztruppe umstellt. Meine Abteilung stand jetzt bei Otjihewita am Ostrand des Waterberges. Als alle Teile der Schutztruppe herangekommen waren, schritt der nunmehrige Kommandierende, Generalleutnant v. Trotha, am 11. August zum konzentrischen Angriff. Trotzdem die Erkundung mit allem Eifer und Nachdruck betrieben worden war, und obgleich des Feindes Stellungen so genau festgestellt waren, wie es wohl kaum je vorher oder nachher stattfand, so brachte dieser Tag doch erhebliche Überraschungen. Das wird aber bei fast allen Gefechten und gerade auch in Europa der Fall sein. Es gelang den Hereros schließlich mit ihrer Hauptmasse in südöstlicher Richtung die Umschließung zu durchbrechen. Ich bekam dann den Befehl, ihnen den Rückzug längs des Omuramba (Flußbett) von Omatako zu sperren. Dieses Flußbett hat zahlreiche Wasserstellen, nimmt seinen Lauf nach Nordosten, südlich vom Waterberg, bildet die Grenze des wasserlosen Sandfeldes und eröffnet den Zugang zu damals fast noch unbekannten Gebieten mit guter Weide und Wasser.

Durch einen Gewaltmarsch von über 60 km in 24 Stunden, den ein Teil der Mannschaft zu Fuß zurücklegte, gelang es uns den Hereros zuvorzukommen. Es kam wiederum im dichtesten Dornbusch zu einem kurzen, aber sehr scharfen Gefecht bei der Vley Omatupa. Es griffen Hereros fast aller Stämme mit großer Energie an, wurden aber zurückgeworfen. Damit brach ihr letzter geordneter Widerstand zusammen, aber wir erkannten erst später, welchen großen Einfluß dieses Gefecht auf ihren Rückzug und den schließlichen Ausgang des Feldzuges ausgeübt hat. Die Hereros schlugen nun wieder eine südöstliche Richtung ein, setzten sich zwar noch einmal an den schönen Wasserstellen des oberen Eiseb-Riviers, wurden dann aber durch die Schutztruppe, welche wiederum im großen Halbkreise gegen sie vordrang, zum Rückzug in das Sandfeld genötigt. Das Gefecht meiner Abteilung bei Owinaua-Naua am 9. September brachte ihnen an 100 Tote, uns nur einen leicht Verwundeten. Ihre Widerstandskraft war eben gebrochen. Im Sandfelde lösten sie sich völlig auf; der größte Teil davon kam um. —



Jetzt brach der Aufstand der Hottentotten in der Mitte und im Süden des Schutzgebietes aus. Oberst Deimling drängte die Witboi-Hottentotten und den Stamm des Simon Kopper mit raschen Schlägen am Auob in die Kalahari. Von dort aber setzten sie den Kleinkrieg fort und wurden erst allmählich weiter nach Südosten zurückgedrängt. Ein Vorstoß, den ich mit einer neugebildeten Abteilung im März und April 1906 den Nossob abwärts unternahm, erreichte nur noch ihre letzten Nachzügler. Ich war soweit vorgestoßen, als ich noch wieder ohne größere Verluste vor dem Durst zurückkommen konnte. Wir hatten dazu schon die umfassendsten Vorbereitungen an Wasserwagen u. dgl. nötig gehabt. Auch spätere Vorstöße brachten uns nicht weit genug in die Kalahari vor. Man konnte wohl Patrouillen auf den Genuß von wilden Wassermelonen an Stelle des Wassers verweisen, aber nicht größere Abteilungen. Erst nach einem halben Jahr kamen die Hottentotten wieder aus der Tiefe der Kalahari zum Vorschein, im August und September 1905. Die Witboi-Hottentotten hatten das Leben von den wilden Wassermelonen auf die Dauer auch nicht ertragen können. Die mir unterstehenden Abteilungen sperrten nun die Wasserstellen und verfolgten sie fortwährend, mit dem Endergebnis, daß Hendrik Witboi in einem Gefechte fiel und die einzelnen Bestandteile seines Stammes sich nach und nach ergaben. Mehrere Unterführer hatten ausgezeichnete Proben von selbständigem Handeln, Unternehmungslust und Ausdauer abgelegt. Ich erwähne das Gefecht der Batterie Stage bei Rauchabgaus, wo die Batterie allein eine starke Abteilung Hendrik Witbois zurückscheuchte, als er als Erkundender unsere Aufstellung durchbrach.

Es war im Berseba-Gebiet am 8. August 1905. Major v. Lengerke hatte mit der Batterie Bech und den Kompagnien v. Böhmken und Grüner durch einen Gewaltmarsch im Oktober 1905 die Witbois von der Wasserstelle Koes abgeschnitten. Durch eine weitere rastlose Verfolgung schnitt diese Truppenabteilung sie auch von den südlich davon gelegenen Wasserstellen Aninus, Gaibis und Kiriis-Ost ab. Der Stamm begann zu verzweifeln, er ließ alles Vieh und Bagage, Ochsenwagen, Weiber und Kinder im Stich. Verdurstende wurden am Wasser erschossen, Leute, welche ihre Wassersäcke mit Blut von geschlachteten Ochsen gefüllt hatten. Mit dem Rest der Krieger floh Hendrik weiter. Im weiten Bogen nach Süden über die Wasserstellen Kiriis-West und Fahlgras suchte er zu entkommen. Am 29. Oktober kam er bei Fahlgras an, da übernahm wieder Oberleutnant Stage mit Reitern der 3. Batterie die Verfolgung. Im Verfolgungsgefecht ward Hendrik Witboi tödlich verwundet. Der Stamm löste sich auf, und die einzelnen Bestandteile desselben ergaben sich nach und nach in den nächsten Monaten.

Man kann aber auch sagen, daß so manche Abteilung bis zur völligen Erschöpfung ihre Kräfte darangesetzt hatte, und sehr viele Pferde ihren letzten Hauch hergaben.

Es waren noch mehrere Gefechte und Unternehmungen gegen die Trümmer des Witboi-Stammes nötig gewesen. Ich erwähne die erfolgreichen Gefechte der Kompagnie Brentano und des Maschinengewehrzuges Fischer. Die Unternehmung gegen Nubib fiel in diese Periode; aber sie war nicht von meiner, sondern von der Abteilung Meister ausgeführt. Ihr großer Erfolg beruht wesentlich auf der guten Aufklärung, welche Major Maercker geleitet hatte.

Die Marschfähigkeit der Hottentotten mag an folgendem Beispiel gezeigt werden: Die bei Koes gefangenen Weiber und Kinder, etwa 350 an der Zahl, mußten mit der Truppe sogleich weiter nach Fahlgras marschieren. Das waren 70 km, die in 36 Stunden zurückgelegt wurden. Also Weiber und Kinder machten diesen Marsch in heißer Jahreszeit, teilweise bei glühender Luft ohne Marschverluste. Dabei hatten sie vor der Übergabe von Koes schreckliche Anstrengungen und Durstqualen erduldet.

Es machte sich schon hier, im mittleren Teile des Schutzgebietes, geltend, daß es außerordentlich schwer war, Verpflegung für die entfernteren Truppen heranzuschaffen, namentlich die Verpflegung und der Nachersatz für Pferde reichte nicht aus, und einige Truppenteile waren durch Verlust der Pferde zeitweise nicht mehr im Bewegungskriege verwendbar, als der Widerstand der Witbois aufhörte.

Noch schlimmer sah es im Süden aus. Die Kämpfe mit den Bethanier-Hottentotten erreichten erst im März 1906 ihr Ende, als sich der Häuptling Cornelius dem Hauptmann Volkmann ergab. Oberst v. Deimling hatte Morenga und Morris in den Großen Karas-Bergen im März 1905 geschlagen und ihnen das geraubte und ihr eigenes Vieh abgenommen. Aber in den folgenden Monaten bekamen die Hottentotten im Kleinkriege stellenweise das Übergewicht, und dieser verbreitete sich über das ganze südliche Namaland. Sogar das unbedingte Übergewicht im Gefecht, das unsere Truppen behauptet hatten, machten die Hottentotten ihnen streitig. Unsere Schwächen wurden allmählich voll erkannt und oft meisterhaft ausgenutzt; es waren dies: unsere Unterlegenheit an Beweglichkeit, an Marschfähigkeit, an Ortskenntnis, Orientierungsgabe und Benutzung des Geländes, unsere starke Abhängigkeit vom Nachschube, und vor allem die Schwierigkeit, diesen heranzubringen. Zwar räumten im September 1905 die Hauptkräfte der Bondels die Großen Karas-Berge und zogen sich an den Oranje-Fluß, aber hier waren sie nur um so schwerer zu bekämpfen. Das Felsenlabyrinth der Oranje-Gebirge ist das schwierigste Gelände, Versteck reiht sich an Versteck, kein Schritt vorwärts ohne Gefahr und ohne Mühe. Schlucht ist neben Schlucht, alle eingefaßt von schroffen, nackten Felsen. Die Schluchtsohlen von tiefem Sande ausgefüllt, nirgends Weide für die Pferde. Die Hänge von Steingeröll besät, stärkere Vegetation nur unmittelbar am Oranje. Tief hat sich sein Tal in die Felslandschaft eingesenkt, ein sehr schmaler Streifen

dichten Busches faßt ihn ein, zeitweilig ist Schilf vorhanden, das Pferdefutter bietet. Sanddünen begleiten den Fluß, oft treten die Felsen dicht heran. Diese Landschaft ist nicht nur die wildeste, sondern auch die heißeste im ganzen Schutzgebiet, das Thermometer steigt bis über 45° C im Schatten, ein wahrer Glutwind fegt oft das enge Flußtal entlang. Erfrischung bringt nur das gelbe, aber kühle Wasser des Stromes. Aber gerade er gereichte weit mehr dem Feinde zum Vorteil, denn hier konnte man ihn nicht vom Wasser abschneiden. Hier war er am nächsten seinen Hilfsquellen im Englischen Gebiet, die Truppe am weitesten von den ihren entfernt.

Als ich im Dezember 1905 das Kommando im südlichsten Teile übernahm, waren die Magazine leer, die Truppen auf das mangelhafteste beritten, vielfach schlecht bekleidet, oft ohne das nötige Schuhzeug. Eine großartige, aber auch sehr kostspielige Verpflegungszufuhr aus dem Kaplande war inzwischen vom Kommando der Schutztruppe eingeleitet worden, aber erst im März 1906 waren die Magazine so weit gefüllt, daß man wieder offensiv werden konnte. Bis dahin hatten wir uns auf die Defensive, auf die Sicherung der Verbindungen beschränken müssen. Die Unternehmungslust des Feindes war dadurch gewachsen. Im Januar schlug aber Hauptmann v. Lettow eine Abteilung Bondels, die sich bis Duurdrift am Ham-Rivier vorgewagt hatte. Im Februar schlug Hauptmann v. Erckert bei Norechab einen sehr scharfen Angriff Morengas erfolgreich zurück, und sehr wirksam griff dabei der Maschinengewehrzug Degenkolb die Hottentotten auf ihrem Rückzuge an. Im März gingen dann die Abteilungen Täubler und unter ihm Siebert und Bayer von Osten, v. Erckert von Westen, und quer durch das Gebirge die Abteilung v. Hornhardt vom Norden her gegen den Hauptsitz des Feindes bei Hartebeestmund am Oranje vor. Die Truppen begegneten der Gefahr des Hinterhaltes durch große Abstände der Marschstaffeln; aber alles Seitengelände konnte man nicht absuchen, die Spitze war immer ein verlorener Posten Ich erwähne die geschickte Patrouille des Oberleutnant Otto Döring und die glückliche Spitzenführung des Leutnant Engler, welcher leider doch später im Hinterhalt fiel. Die Truppen schlugen in hartnäckigen Gefechten die feindlichen Abteilungen zurück, diese einzukreisen aber gelang nicht. Der Feind löste sich in Banden auf, diese flüchteten an unsern Abteilungen vorbei in den Felsenwirrwarr der Oranje-Gebirge oder über den Oranje in Englisches Gebiet. Zerstreute fanden sich bald wieder zusammen, und gelungene Überfälle auf Patrouillen und einen Wagenzug an der Ostgrenze bei Ukamas zeigten, daß zwar die Hauptmacht auseinandergesprengt war, aber daß die Banden noch voller Angriffskraft waren. Sie setzten den Kleinkrieg mit der größten Beweglichkeit fort. Immer wieder fielen ihnen Patrouillen zum Opfer, gelangen ihnen Überfälle auf Transporte, auf Wachen von weidenden Pferden und Vieh. Die Nähe der Englischen Grenze bot ihnen die größten Vorteile. Sie hatten ihre Werften, d. h. Frauen und

Kinder auf Englisches Gebiet in Sicherheit gebracht, und dorthin verschwanden auch regelmäßig die Banden vor der scharfen Verfolgung. Sie versteckten sich drüben auf den Werften befreundeter Eingeborener, erholten sich und erschienen frisch gerüstet und unerwartet wieder. Die zu überwachende Grenzstrecke am Oranje betrug über 300 km, an der Südostgrenze über 200 km. Bei uns machten sich folgende Übelstände bemerkbar: Die Truppen waren gewaltigen Anstrengungen und Entbehrungen ausgesetzt. Der Abgang von kranken Mannschaften und von Pferden war außerordentlich. Schnell schwanden die erprobten Offiziere und Mannschaften dahin. Ich schätze, daß im Durchschnitt der anstrengende Frontdienst nur ein halbes Jahr ertragen wurde. Kaum reichte der Nachersatz aus, die Lücken zu füllen, und dann mußte er sich die Erfahrungen neu erkaufen. Die Neueingestellten waren fast immer unbehilflich. Ein schwer zu bekämpfender Fehler war die große Sorglosigkeit. Das letzte Opfer des Aufstandes war die Besatzung einer Station am Nordwestrande der Großen Karas-Berge, welche geschlossen, ohne genügende Vorsicht auf die Weide ritt; fünf von ihnen wurden von einer Hottentottenbande aus einem Hinterhalt auf wenige Schritt Entfernung erschossen, nur drei entkamen.

Die nun folgenden Monate des Kleinkrieges waren die schwersten für mich im ganzen Feldzuge. Immer wieder standen die Abteilungen, so die von Sieber, Rentel und Freyhold in schweren Gefechten. Mühsam drängten sie den Feind aus seinen Felsenstellungen, immer wieder schien ein gelungener Vieh- und Pferderaub alles Erreichte in Frage zu stellen. Der Hottentott war ein sehr gefährlicher Gegner: gewandt wie ein Wiesel, scharfsichtig wie ein Luchs. Weither erspähte er die anrückende Truppe oder Patrouille und legte sich ihr im Hinterhalt vor. Geröll bot überall Deckung gegen Sicht und Feuer. Nichts verriet seine Anwesenheit, kaltblütig wie ein Jäger wartete er, bis er seines Schusses sicher war. Viele unter ihnen waren Kunstschützen in Sicherheit und Schnelligkeit des Schusses. Auf wenige Schritt ergoß sich dann das Feuer auf Patrouille oder Spitze, und unter solchen Umständen trat die Truppe meist in das Gefecht.

Hatte der Kampf mit den Hereros ein starkes Herz erfordert, wenn sie in dichtem Dornbusch mit Gebrüll zum Angriff vorbrachen, so war doch der Kampf mit den Hottentotten weitaus gefährlicher und schwieriger. Scharfer Angriff und Ertragen von Verlusten war jedoch nicht die Stärke des Hottentotten. Die Truppe ließ sich nicht abschrecken. Erprobte Führer und Mannschaften fühlten fast instinktiv, wo der Feind war und besondere Vorsicht walten mußte. Ich muß hier feststellen, wie in dieser schweren Zeit nicht nur die Truppen, sondern auch vor allem mein Stab seine Pflicht erfüllte in einer Weise, daß ich ihm die größte Dankbarkeit schulde.

Allmählich machte sich aber geltend, daß jede auftretende Bande aufs schärfste verfolgt wurde. Tagelang gingen ihnen die Verfolgungsabteilungen

nach und griffen sie an, wo immer sie sich ruhen wollten. Ein großer Erfolg war die Aufreibung der Morenga-Bande durch Hauptmann Bech und auch sein späterer Verfolgungszug hinter einer starken Bondelsabteilung in den Großen Karas-Bergen. Die Banden wurden kleiner, sie entäußerten sich der Pferde, um leichter über die Felsen zu entkommen und um keine Spuren zu hinterlassen. Es gelangen auch Überfälle auf ruhende Hottentottenabteilungen, so dem Hauptmann v. Bentivegni und dem Oberleutnant Müller v. Berneck. Das letzte ernste Gefecht war das des Hauptmann Anders nordwestlich Ramansdrift am 30. August. Es war geschickt geleitet und erfolgreich. Die Hottentotten wurden in der Mehrzahl kriegsmüde. Durch die Unterwerfung der Bondels im Dezember 1906 beendete Oberst v. Deimling den Aufstand; Weihnachten 1906 gaben die Bondels in Heirachabis ihre Gewehre an den Hauptmann v. dem Hagen, den Generalstabsoffizier meines Stabes, ab.

Ich kann diesen Abschnitt nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß der Geist der Truppe vortrefflich war bis zum Ende. Oft hörte ich von den Führern, ein großer Teil der Mannschaft sei herzkrank oder sonst tropendienstunfähig geworden, er wolle sich aber nicht krank melden in der Hoffnung, noch ein Gefecht mitmachen zu können. Wo der Offizier voranging, da folgte ihm der Soldat, sei es bei den erschöpfenden Märschen, sei es in den Durst, sei es in den Tod. Immer konnten sich beide aufeinander verlassen. Das war nun doch das Ergebnis der heimischen Erziehung in der Armee.

Es blieb jetzt nur noch der Stamm der Simon Kopper-Hottentotten, welche in das Innere der Kalahari zurückgewichen waren, von dort aus aber beständig Raubzüge bis in das Gibeonergebiet hin ausführten. Alle Versuche, sie unschädlich zu machen, waren bis jetzt an dem Wassermangel der Kalahari gescheitert und an dem Unvermögen, größere Truppenkörper von Wassermelonen zu ernähren. Die nun beginnenden Vorbereitungen für eine kraftvolle Unternehmung gegen diesen Stamm wurden ein ganzes Jahr lang betrieben. Sie erlitten nur eine Unterbrechung, als im August 1907 Morenga mit einer neuen Bande an der Südostgrenze auftauchte und die Gefahr eines neuen Aufstandes drohte. Es wurden dort Truppenansammlungen nötig und umfangreiche Vorbereitungen. Morenga bekam aber keinen Zuzug aus unserem Gebiet. Er hat es nicht betreten. Er versuchte mit wenigen Begleitern auf Englischem Gebiet zu Simon Kopper zu flüchten, wurde aber von der Englischen Polizei, welche Hauptmann v. dem Hagen vom Generalstabe der Schutztruppe begleitete, eingeholt und getötet. Die Truppen an der Kalahari wurden auf Kamelen beritten gemacht und Führer und Mannschaft an ihren Gebrauch gewöhnt. Hauptmann v. Erckert bereitete die Kalahari-Truppe mustergültig auf den Zug vor. Seine Sorgfalt erstreckte sich von

der Bereitstellung des Verpflegungs- und Wassernachschubs, von der Einrichtung eines Telegraphen- und Heliographen-Netzes bis zur zweckentsprechenden Ausrüstung des einzelnen Mannes. Reiter und Tier wurden an den Charakter der Kalahari gewöhnt, der Feind sorgsam erkundet, alle Einflüsse des Klimas und der Witterung genau erwogen. Dann brach Erckert plötzlich im März 1908 gegen den 200 km entfernten Feind vor. Der Marsch war beschwerlich, Hitze und Durst machten sich sehr geltend; man fand keine Felder reifer Wassermelonen. Fast alle verzagten an der Hoffnung, den Feind zu erreichen. Nur Hauptmann v. Erckert verzagte nicht. Des Feindes Aufenthalt wurde an Spuren richtig ausgemacht. Die Patrouille des Leutnant Geibel erkundete seine Lagerplätze und ließ ihn nicht aus der Beobachtung. Diese Patrouille bestand außer dem Führer nur aus Eingeborenen. Erckert griff den Feind im Morgengrauen des 16. März von allen Seiten bei Seatsub an. Er selbst fiel als einer der ersten*). Kein Stocken trat ein. Hauptmann Grüner ließ sofort zum Sturm vorgehen. Die feindlichen Stellungen wurden rasch genommen. Ein großer Teil des Feindes durchbrach zwar auf der Flucht im dichten Busch den Einschließungsring, aber 50 tote Kriegsleute lagen auf dem Gefechtsfelde. Sehr wirksam waren die Maschinengewehre gewesen. Alles Lagergerät und alles Vieh wurde erbeutet. Der Rest des Stammes sitzt seitdem auf Englischem Gebiet bei Lehutitu und hat nichts Feindliches mehr unternommen. Der Erfolg war durch den Tod des Führers und den von einem Offizier und 15 Reitern teuer erkauft, aber er war durchschlagend gewesen. Als die Truppe Arahoab wieder erreichte, war ein Teil der Kamele 11 Tage, ein anderer 16 Tage ohne Wasser gewesen. Sie hatten zwar grüne Weide und eine Art kleiner, wilder Gurken, aber fast nirgends Wassermelonen gehabt, denn diese waren zu jener Zeit nicht reif.

Im Dezember 1908 fiel die Rolfs-Bande von Südosten her in das Schutzgebiet ein. Sie raubte mehrere Farmen aus und mordete mehrere ahnungslose Deutsche. Die zur Hand befindlichen Truppenteile, namentlich die Batterie Krüger und ihr Zug Müller, waren ihr aber sofort auf den Fersen. Major Bärecke setzte die Truppen an, sie verfolgten die Bande in fortgesetzten Gewaltmärschen so nachdrücklich, daß sie sogleich wieder über die Grenze ging. Nur mit Mühe war sie der Vernichtung entgangen. Das wilde Gebirgsland der Karas-Berge hatte die Hottentotten begünstigt. Durch Verwischen ihrer Spuren, indem sie erst auseinanderliefen und sich dann wieder zusammenfanden, hatten sie die Verfolger etwas aufzuhalten vermocht. Nach einem vergeblichen Versuch, zu Simon Kopper zu gelangen, bei dem sie fast verdursteten, ergaben sie sich bei Rietfontein auf Englischem Gebiet der Englischen Polizei. Von den vielen vorhergegangenen Verfol-

*) Vgl. Beiheft 3 Mil. Wochenbl. Nr. 8/1910. Anm. d. Red.

gungen von Räuberbanden erwähne ich den raschen und glücklichen Zug des Leutnant v. Billerbeck in den Karas-Bergen und der Oberleutnants Rausch und Hölscher in den Oranje-Bergen.

Die Erfahrungen, welche die Schutztruppe für sich aus dem Aufstand gezogen hat, sind folgende: sie muß sich die Eigenschaften aneignen, welche der Gegner vor uns voraus hatte: große Beweglichkeit, große Marschfähigkeit, genaue Kenntnis des Landes, Entwicklung des Ortssinns und Kenntnis aller Hilfsmittel der Orientierung, darunter die Fähigkeit, Spuren zu erkennen und zu deuten. Was der Hottentott konnte, das muß der Reiter der Schutztruppe auch können. Die Entwicklung dieser Eigenschaften bildet den Hauptpunkt der Ausbildung. Sie lassen sich aber nur bei großer Selbständigkeit des einzelnen entwickeln. Daher wird diese durch jede Art des Dienstes befördert.

Die Disziplin wird dadurch nicht gemindert, sondern gestärkt, denn die Selbständigkeit darf niemals in Willkür ausarten, immer muß sie den Gesamtzweck im Auge haben, immer muß das gedeihliche Zusammenwirken verbürgt sein und die Truppe fest in der Hand der Führer bleiben. Hinterhalt und Überfall sind die wirksamsten Kampfmittel im Kleinkriege. Sie muß die Schutztruppe verstehen, Gewandtheit das Merkmal ihrer Kampfweise sein. Der Sorglosigkeit dem Feinde gegenüber wird entgegengearbeitet und jederzeit scharfe Aufmerksamkeit aller gefordert. Diese Grundsätze gelten sowohl für die berittene Infanterie wie für die Feldartillerie und Gebirgsartillerie, ebenso wie für die Maschinengewehrschützen. Die berittene Infantere wird im Schießen nach der Schießvorschrift für Jäger und Schützen ausgebildet, deren Bedingungen jedoch noch verschärft sind. Das Gewehr hat Visiere auf 200 und 300 m abweichend von dem Armeegewehr, dessen Visier mit 400 m beginnt. Man muß dort auf den näheren Entfernungen einen Visierschuß haben; denn die Ziele sind klein und verschwinden rasch. Die Engländer haben im Burenkrieg sehr schlechte Erfahrungen gemacht mit einem zu hohen Anfangsvisier. Die Schutztruppe ist beritten hauptsächlich auf dem Afrikanischen Pferde, einem kleinen, aber edel gezogenen Tier, das an Klima und die dortige Weide gewöhnt, ungemein ausdauernd und genügsam ist und die Truppe zu großen Marschleistungen befähigt. Ein Teil der Truppen, namentlich die an der Kalahari, sind auf Kamelen beritten. Ein großer Teil dieser sind gute Reitkamele aus dem Sudan. Maschinengewehre und Artillerie sind mit Maultieren bespannt, weil diese genügsamer und dauerhafter als Pferde sind. Das Gebirgsgeschütz (7,8 cm) System Ehrhard kann auseinandergenommen und auf Tragesätteln auf den einzelnen Tieren fortgeschafft werden.

Für die Kriegführung im kleinen Kriege hat man folgende Erfahrung gewonnen: Von der größten Wichtigkeit ist die Herstellung guter Verbin-

dungen. Sie ermöglichen nicht nur, die nötige Truppenzahl einzusetzen und ihren Nachschub und rechtzeitigen Ersatz zu sichern, sondern sie erschließen auch das Land und ermöglichen es, die Kriegsschauplätze einzuengen und abzuschließen. Erst wenn die Verbindungen hergestellt und gesichert sind, kann man die großen Schläge ausnutzen, dadurch, daß man die einzelnen Banden unaufhörlich verfolgt. Häufig läßt der Feind die Zeit zu gründlichen Vorbereitungen, dann darf man sie nicht übereilen. Der Burenkrieg bietet Beispiele dazu, bei uns bietet sie zuletzt die Unternehmung Erckerts. Der Führer eines Kleinkrieges muß völlig selbständig in allen Maßnahmen, eine Art Souverän sein. Kann er nicht über alles selbst verfügen, nicht jede Unzulänglichkeit sofort selbst abstellen, ja kann er nicht selbst über Krieg und Frieden entscheiden, so ist die notwendige Folge die Verschleppung des Krieges, also just das, was der Gegner will.

Wie die Operationen anzusetzen sind, muß ganz von der Lage abhängen. Der konzentrische Angriff ist der wirksamste, aber er ist auch der gefährlichste. Er gelingt nur dann völlig, wenn er sehr geschickt durchgeführt wird und die einzelnen Teile sehr selbständig und gewandt sind. Man kann ihn auch nur ansetzen, wenn man jeden Teil gut basieren und rechtzeitig zu benachrichtigen vermag.

Daß Südwestafrika jetzt mit einem ausreichenden Bahnnetz versehen wird, ist als eine Frucht der Kriegserfahrungen anzusehen; ebenso die fortgesetzte Erschließung von Brunnen in der Kalahari und anderwärts. Hier wirken kriegerische und friedliche Bestrebungen zusammen.

Nicht jede Truppe kann die Aufgaben des Kleinkrieges erfüllen, sondern nur eine vorzüglich durchgebildete. Der Ersatz, den die Armee der Schutztruppe stellte, war stets vom besten Geiste beseelt und gut diszipliniert, aber zu gering waren die Selbständigkeit, die Gewandtheit und oft auch die körperliche Leistungsfähigkeit und Ausdauer. Dies gilt von der Mannschaft. Über das Offizierkorps will ich auch rückhaltlos meine Ansicht äußern. Es ist falsch, wenn man glaubt, daß wir nichts an uns zu verbessern haben. Viel zu gering war im Verhältnis die Zahl derjenigen Offiziere, welche man gern als selbständige Führer verwendete, welche hierzu genug Urteilskraft, Charakter und Unternehmungslust besaßen. Das ist eine harte Wahrheit, und wir haben allen Grund, hier eine Besserung zu erstreben. Ich glaube, der erste Schritt hierzu ist, auch im Frieden die Selbständigkeit aller Grade bedeutend zu erhöhen. Das hebt am besten die Dienstfreudigkeit; diese erhält den Geist beständig angeregt und frisch, und der Körper folgt ihm. Bevormundung aber erzeugt das Gegenteil, und wenn die Freudigkeit am Dienst dahinschwindet, so erschlaffen vorzeitig Geist sowohl wie Körper. Die wahre Quelle für alle Dienstfreudigkeit liegt allerdings noch viel tiefer, sie liegt in der Gottesfurcht. Im Gegensatz zu obigem muß ich aber hervor-

heben, daß die Pflichttreue und Hingabe niemals versagten. Oft waren sie herzerhebend.

Als eine weitere Erfahrung rechne ich, daß es die einleitenden Kämpfe mancher Schlacht 1870 waren, welche im großen oft ähnliche Erscheinungen zeigten wie viele unserer Gefechte in Südwestafrika im kleinen. Hier wie dort hastiges Einsetzen der ersten Truppen in breiter Front, überraschendes Verhalten des Feindes, langes zähes Ringen und spätes Erkennen der wirklichen Lage. Die Hast beim Einsetzen war notwendig, aber jedesmal die Folge unzureichender Erkundung. Ich glaube nun nicht, daß man beim Beginn der Schlachten in der Zukunft besser über den Gegner unterrichtet sein wird. Vielmehr glaube ich, daß sich jeder der oberen wie unteren Führer solche Kenntnis erst durch den Kampf verschaffen muß, meist durch den Kampf aller drei Waffen. Aber erst wenn die vordersten Truppen verstehen, überlegene Kräfte des Feindes festzuhalten und sogar zu erschüttern, erst wenn sie dem Führer bald die nötige Klarheit über den Feind verschaffen, erst dann werden sie ihre Aufgabe richtig lösen. Erst dann werden sie den heranreifenden Entscheidungskampf auf das beste vorbereiten. Diese Truppen aber dürfen nicht nach einem Schema oder einer Methode eingeübt werden; sollen sie doch den stets wechselnden Lagen des Kampfes sofort durch geeignete Formen und geeignete Maßnahmen Rechnung tragen. Nur sehr selbständige und gewandte, nur sehr tüchtige Truppen werden dies können.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß die Erfahrungen, die wir in Südwestafrika so teuer und blutig erkauften, ihre Frucht in der ganzen Armee bringen möchten.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68–71.

Führung und Persönlichkeit im Festungskriege.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 22. Februar 1911

von

Major **Tiersch**,
Militärlehrer an der Kriegsakademie.

Die Aufgaben der Festung in der Kriegführung sind in früheren Zeiten in rein örtlicher Sicherung der betreffenden Plätze gesucht worden. Der ganze Kriegszweck gipfelte im Erobern oder in Verteidigung befestigter Städte, denn es kam darauf an, dem Gegner durch Wegnahme reicher Landstriche die Mittel zur Kriegführung zu entziehen oder sich dagegen zu wehren. Dem entsprach die Zahl der Festungen, die z. B. in Frankreich am Ende der Regierung Ludwig XIV. auf 130 gestiegen war.

Friedrich der Große suchte die Entscheidung des Krieges im Niederzwingen des feindlichen Heeres und schenkte den feindlichen Festungen nur soweit Beachtung, als sie ihm dabei im Wege waren. Dem eigenen Festungsnetz wies er die Aufgabe des Grenzschutzes zu, um völlige Freiheit für die Verwendung seiner Feldtruppen in beliebiger Richtung zu gewinnen.

Ähnlich bewertete Napoleon die Festungen. In seinen Kriegen tritt mehrfach der Gesichtspunkt hervor, daß Festungen im eigenen Besitz die Tätigkeit der Armeen unterstützen sollen, besonders um den Übergang über Ströme offen zu halten.

Moltke war gewillt, den Festungen in Feindesland so wenig Beachtung wie möglich zu schenken, um sich nicht von seinem Hauptziel, der entscheidenden Feldschlacht, ablenken zu lassen. Aber die Verhältnisse haben ihn gezwungen, starke Kräfte gegen feindliche Festungen einzusetzen, weil große Teile des feindlichen Heeres nicht anders niederzuzwingen waren (Metz), weil die Festungen seine rückwärtigen Verbindungen sperrten, oder weil der endgültige Abschluß des Krieges nicht anders erreicht werden konnte (Paris), bei Straßburg zum Teil auch aus politischen Gründen.

Auch in der heutigen Lehre vom Kriege steht bei uns der Satz obenan, daß die wichtigste Aufgabe in entscheidenden Siegen über die

feindliche Heeresmacht liegt. Alles andere, auch der Kampf um Festungen, hat nur insoweit Wert, als dadurch das Erreichen jenes Hauptzieles unmittelbar oder mittelbar gefördert wird. Wie aber zurzeit die Landesverteidigungssysteme der meisten Staaten gestaltet sind, wird kaum ein Heer beim siegreichen Vordringen in Feindesland die Aufgabe umgehen können, sich mit Festungen in irgend einer Weise abzufinden.

Sind wir gezwungen, den Krieg im eigenen Lande zu führen, dann sollen unsere Festungen dem Feldheere einen solchen Zuwachs an Kraft verleihen, daß dadurch das Mißverhältnis der Zahlen sich ausgleicht und uns die Möglichkeit zu entscheidenden Schlägen bleibt. So sollen uns die Festungen ermöglichen, gewisse Grenzgebiete mit schwachen, an Zahl unterlegenen Kräften gegen eindringende Armeen erfolgreich zu halten, damit wir indessen an anderer Stelle eine Überlegenheit zu entscheidendem Schlage zusammenziehen können. Bei Feldschlachten in der Nähe einer Festung soll diese nicht die fehlerhafte Rolle spielen, wie Metz am 16. und 18. August 1870 in den Entschlüssen des Marschalls Bazaine. Vielmehr soll die Festung ein gesichertes Ausfalltor bilden, um starken Kräften den Durchmarsch und den Vorstoß zu gestatten, der möglichst in die feindliche Flanke und zur Vernichtung des Gegners führt. Wenn aber der Krieg seinen Weg an einer Festung vorbei in das Innere unseres Landes genommen hat, dann soll die Festung nicht nur das eine durch sie hindurchführende Eisenbahnbündel sperren. Sie soll vielmehr durch ihre Lage und die Stärke und Schlagkraft ihrer Besatzung ein möglichst weites Gebiet der rückwärtigen Verbindungen des Gegners so beherrschen, daß die Lebensfähigkeit des feindlichen Heeres und damit seine Leistungen ernstlich gefährdet werden, und daß sich der Gegner nur durch Zurücklassen starker Kräfte gegen diese Gefahren sichern kann.

So ist die Festung nach heutigen Anforderungen durchaus nicht rein passiver Schutz; vielmehr die zuverlässig gesicherte Ausgangsstelle für weitausgreifende Offensiven, die in ihren Zielen das Höchste im Kriege, Vernichtung des feindlichen Heeres, erstreben. Dazu muß die Festung außer starker eigener Besatzung auch großen Umfang haben, unendlich viel größer als jene Wälle, mit denen Ludwig XIV. und seine Gegner ihre Städte gegen Eroberung zu schützen suchten. Das heutige Metz hat nach Französischen Karten einen Umfang von 55, Epinal von 45, Toul von 85 km, wenn man die Werke bei Nancy mitrechnet; der Umfang des neuen Antwerpen und der von Paris sind noch größer. Die Millionen, die alljährlich auf den Ausbau dieser großen Festungen verwendet werden, sind sicher nicht umsonst gezahlt. Die Last der Kosten wird von der Bevölkerung umso leichter getragen, die Stärke der Besatzung umso leichter aufgebracht werden können, als wir an solchen großen Festungen nur eine ganz geringe Zahl, weit geringer als die Masse der befestigten

Städte jener alten Zeiten, gebrauchen. Denn wo es sich nur um passives Sperren wichtiger Stellen, wie Eisenbahnknotenpunkte oder Kunstbauten handelt, genügen Sperrforts oder ähnliche kleinere Anlagen.

Daß durch große Festungen auch ansehnliche Geländeteile der Besetzung durch den Feind entzogen werden und deren Besitz beim Abschluß eines unglücklichen Krieges die Friedensbedingungen mildern kann, ist ein politisch wichtiger Vorteil.

Bei einer Schlacht in der Nähe einer feindlichen Festung oder beim Vorbeimarsch eines Heeres an einer solchen ist die Sicherung der Flanken eine Aufgabe schwierigster Art für die Heeresleitung wie für den Führer der Sicherungsverbände.

Am schärfsten treten diese Schwierigkeiten hervor, wenn eine Armee in die Lücke zwischen zwei feindlichen Festungen gegen Kräfte, die hinter ihr vermutet werden, marschieren soll. Der nutzbare Vormarschraum ist wesentlich schmaler als die Entfernung von Fort zu Fort, weil auf den Straßen im Wirkungsbereich der Festungsgeschütze sich Marschkolonnen nicht bewegen können. Die marschierende Armee wird notwendigerweise in einen festen Rahmen hineingedrängt, aus dem sie nicht nach rechts noch links hin ausweichen, in dem ihr auch von niemand Hilfe gebracht werden kann. Sie ist allein auf sich angewiesen und bedarf darum starker Kräfte. Woher sollen, ohne Schwächung der Armee, die Kräfte genommen werden, die gegen die Festungen zu sichern haben? Es ist allerdings nicht anzunehmen, daß diese Armee allein nach Feindesland hineinmarschiert; vielmehr die große Masse des Heeres wird im Vorgehen, also auch Teile unmittelbar auf die feindlichen Festungen angesetzt sein. Sie aber genügen nicht; auch drohen die Hauptgefahren aus den Fronten, die nach der Lücke gerichtet sind. Es wäre möglich, auf den Flügelstraßen der Armee verschiedene Verbände tief gestaffelt sich folgen zu lassen, und aus dieser Staffelung heraus noch weitere Sicherungen auszuscheiden.

Der Führer dieser Sicherungsverbände ist im wesentlichen auf Abwarten angewiesen, weil er nicht, selbst nicht mit Unterstützung seiner schweren Artillerie des Feldheeres, in die Festung hineinmarschieren kann. Bei guter Lage der Werke vermag er erst spät den Anmarsch feindlicher Kräfte zu erkennen, also erst spät die erforderlichen Gegenmaßregeln zu treffen. Und doch ruht auf seinen Maßnahmen die Sicherheit der ganzen Armee, denn wenn er den Stoß des Feindes nicht aufhält, wird seine Armee in die denkbar schwierigste Lage gebracht. Nur gespannteste Aufmerksamkeit aller Stellen der Führung, stete Gefechts- und Marschbereitschaft der einzelnen Divisionen in ihren Bezirken und ein gut arbeitendes Nachrichtennetz vermögen Aussicht auf Gelingen bei dieser schwierigen Aufgabe zu bieten.

Die Kräfte, die aus der Festung heraus die vorbeimarschierende oder in der Nähe im Kampf gebundene Armee des Gegners anzugreifen haben, dürfen im allgemeinen nicht auf die Besatzung der Festung allein beschränkt sein. Beim Ausmarsch aus der Festung sind meist Kämpfe gegen die zur Sicherung bereitgestellten Verbände des Feindes zu bestehen. Nur wenn in diesen Kämpfen der Widerstand in kurzer Zeit und vollständig gebrochen wird, ist Aussicht auf entscheidende Wirkung der Unternehmung gegen die feindliche Armee gegeben. Man braucht deshalb zu dieser Aufgabe mehrere Korps; sie müssen überraschend und mit wuchtigem Stoß aus der Festung vorgeführt werden.

Daß eine Armee bei solchem Durchmarsch gegen ihren Willen in die Festung eingeschlossen wird, ist namentlich in dieser Anfangszeit des Krieges nicht zu fürchten. Bazaine hat seine Einschließung in Metz durch eigene Fehler selbst herbeigeführt.

Nachdem sich die Bewegungen der Feldheere an den Grenzfestungen vorüber in das Innere des Landes gezogen haben, ist die siegreiche Heeresleitung vor den Entschluß gestellt, wie sie diesen Festungen und sonstigen Sperren der rückwärtigen Eisenbahnverbindungen gegenüber sich weiter zu verhalten hat. Soll sie sich mit dauernder Sicherung gegen die Festungen begnügen und auf den Bau von Umgehungsbahnen beschränken, oder soll sie starke Angriffsmittel einsetzen, um diese Kräfte nach Eroberung des Platzes wieder an das Feldheer heranzuziehen? Der Entschluß wird dadurch erschwert, daß man im voraus auch nicht annähernd übersehen kann, wie lange der Kampf um die Festungen dauern wird. Der Kampf um Straßburg hat im Jahre 1870 etwa sieben Wochen, der um Belfort dreieinhalb Monate gedauert. Paris ist viereinhalb Monate, Port Arthur etwa fünf, Sewastopol zwölf Monate nach Beginn der eigentlichen Einschließung gefallen. Aber aus allen diesen Beispielen, auch aus einer noch viel größeren Zahl von ihnen darf kein anderer Schluß als der gezogen werden, daß der Kampf um eine große Festung mindestens Wochen, vielleicht gar Monate in Anspruch nehmen wird. Das siegreiche Heer wird also bei regelrechter Belagerung ebenso wie bei der bloßen Sicherung auf längere Zeit erheblich geschwächt; das bisherige Übergewicht in der Feldentscheidung kann dadurch verloren gehen. Auch der Bau von Umgehungsbahnen wird in beiden Fällen unter alleräußerster Anspannung der Kräfte der Eisenbahntruppen gefördert werden müssen, trotz der großen Entwicklung des heutigen Kraftfahrwesens. Ganz gleich, ob sich die Heeresleitung auf bloße Sicherung gegen die feindliche Festung beschränkt oder zur Durchführung der Belagerung entschlossen hat, bedingt die Lebensfähigkeit des vorwärtsschreitenden Feldheeres den schnellsten Bau vollspuriger Umgehungslinien um die bahn-

sperrende Festung, eine schwere, aber unbedingt notwendige Anforderung an die Eisenbahntruppen. Es ist nach alledem fraglich, ob durch Belagerung Zeit und Kräfte gespart werden können. Und doch wird sich die Heeresleitung in manchen Fällen nicht mit der weniger verlustreichen bloßen Sicherung begnügen dürfen, sondern den Entschluß zum Angriff auf wichtige, im Operationsgebiet gelegene Festungen fassen müssen. Nur durch Eroberung des Platzes wird sie Herrin des Landes, also frei in ihren rückwärtigen Verbindungen und für etwaigen Umschwung des Kriegsglückes vor gefährlichen Lagen gesichert. Ein Zwang zur Eroberung oder auch nur zur Sicherung wird aber nicht vorliegen gegen Festungen, die sich ganz außerhalb des Operationsgebietes befinden.

Für die Belagerung von Festungen haben sich die Grundlagen des Verfahrens seit jenen Zeiten wesentlich geändert, da unter Ludwig XIV. der Marschall Vauban die erste und für Jahrhunderte maßgebende Größe auf dem Festungsgebiete war. Vaubans Tätigkeit fällt in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. Damals bestand die ganze Festung nur aus der Stadtumwallung. Für Artilleriefeuer lag die Grenze bei 1150 m; die Gebrauchsentfernungen waren für Flachbahngeschütze nur halb so groß, für Mörser noch geringer. Von Treffgenauigkeit in unserem heutigen Sinne konnte noch kaum die Rede sein, besonders nicht bei Steilfeuergeschützen. Die wirksamen Schußweiten der Infanteriegewehre endeten bei etwa 200 Schritt. So mußte und konnte Vauban seinen Festungsangriff auf weniger als 600 m vom Glacisrande mit dem Ausheben einer ersten Parallele eröffnen, um sich systematisch mit Sappen und weiteren Infanteriestellungen zum Glacisrand vorzuarbeiten. Die Artillerie wurde erst nach Eröffnung des Sappenangriffs eingesetzt und in oder zwischen den verschiedenen Parallelen in Tätigkeit gebracht. Die für den Sturm erforderlichen Breschen in den Mauern der inneren Grabenwände wurden durch Minen gesprengt oder durch Batterien vom Glacisrande aus geschossen. Die Verteidigung war vorwiegend passiv.

Mit diesem Verfahren hat Vauban seine zahlreichen Festungsangriffe meist in verhältnismäßig kurzer Zeit und ohne große Verluste zum Erfolge geführt. Was war natürlicher, als daß er eine große Anzahl von Nachahmern fand, zumal bei dem überragenden Ansehen, das die französische Kriegsmacht damaliger Zeit bei allen Völkern besaß. Auch konnte das Verfahren bei der Gleichartigkeit damaliger Festungen oft ohne wesentliche Änderungen schematisch angewendet werden, und führte selbst bei minder guter Leitung sicher zum Ziele. Die Triumphe des Vaubanschen Angriffs reichen bis fast in unsere Tage.

Eine völlige Umwälzung im Festungskampf ist ebenso wie im Bau der Festungen erst durch die Einführung der gezogenen Geschütze in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts und die durch

sie ermöglichte Vergrößerung der Schußweiten, Erhöhung der Treffgenauigkeit und Steigerung der Wirkung bedingt und ganz allmählich im Laufe von Jahrzehnten durchgeführt worden.

Es entspann sich dann ein scharfer Wettstreit zwischen Ingenieuren und Artilleristen im Entwerfen widerstandsfähiger Bauweise und noch leistungsfähigerer Geschütze und Geschosse. Natürlich mußte bald die eine, bald die andere Seite im Vorteil sein. Nach Einführung der gewaltig wirkenden Langgranaten mit Sprengmunition, im Jahre 1883, konnte zeitweise mit vollem Recht der Sauersche Gedanke vertreten werden, daß der alte methodische Angriff nach Vaubanscher Art überhaupt entbehrlich sei. Wenn Deckungen und Hohlbauten des Verteidigers durch Fernwirkung der Artillerie zerstört seien, müsse die Festung dem gewaltsamen Angriffe unterliegen.

Die Größe der von heutigen Fortgürteln umschlossenen Räume und die Widerstandsfähigkeit der heutigen Deckungen läßt es ausgeschlossen erscheinen, daß vollwertige und gut verteidigte Festungen anders als durch Aufbietung zahlreichster und schwerster Angriffsmittel und anders als durch einen ausgiebig geführten Fern- und hartnäckigsten Nahkampf genommen werden. Die Schußweiten der Steilfeuergeschütze reichen heute bis 8000 m, die der Kanonen bis über 12 000 m. Dadurch beherrscht der Verteidiger das Gelände soweit, wie die Beobachtung reicht; wichtige Straßenknoten , Brücken oder Bahnhöfe u. dgl. können auch ohne Beobachtung nur nach dem Plan bis zu den äußersten Grenzen der Schußweite mit Aussicht auf Erfolg beschossen werden. Andererseits macht die Vergrößerung der Schußweiten auch den Angriffsartilleristen freier in der Ausnutzung des Geländes, um so mehr als die Beweglichkeit der schweren Geschütze gegen früher ganz wesentlich erhöht worden ist und die größte Mehrzahl der Aufgaben aus verdeckten Stellungen gelöst werden kann. Die Eigenschaften der brisanten Sprengstoffe befähigen den Pionier zu Zerstörungsaufgaben aller Art und machen ihn freier im Ansetzen der etwa notwendigen Minen. Bei alledem gewähren Luftfahrzeuge, solange ihnen noch nicht durch feindliches Feuer die freie Fahrt verlegt ist, dem Angreifer wie dem Verteidiger den Einblick in und hinter die feindlichen Stellungen und berechtigen zu Schlüssen über Stärke und Absichten des Gegners.

Der Einfluß dieser Grundlagen auf die Tätigkeit der Truppen im einzelnen Falle bietet eine solche Fülle der Möglichkeiten, daß von einem bestimmten, bis in Einzelheiten festgelegten Kampfverfahren wie zu Vaubans Zeiten nicht entfernt mehr die Rede sein kann. Nur allgemeine Grundsätze können gegeben werden, die jedesmal den besonderen Umständen anzupassen sind.

Unsere neue Anleitung für den Kampf um Festungen weist in einer

ihrer ersten Nummern darauf hin, daß dieser Kampf gründlichere Vorbereitungen und größeren Zeitaufwand als der Kampf in freiem Felde erfordert, daß aber die allgemeinen Grundsätze die gleichen für Feld- und Festungskrieg sind.

Ich halte diesen Hinweis für besonders wichtig. Er bedeutet, daß man zum Studium des Festungskrieges nicht die erlernten allgemeintaktischen Anschauungen über Bord zu werfen und vollständig von neuem umzulernen hat. Man muß nur auf dem einmal gewonnenen Boden taktischer Auffassung weiterbauen, um die besonderen Bedingungen zu studieren, die außer den sonst gültigen durch die stärkeren Waffen und Deckungen des Festungskampfes gestellt werden.

Es ist aber notwendig, daß die Führer aller Waffen mit den besonderen Aufgaben des Kampfes um Festungen vertraut sind. Denn keiner kann im voraus wissen, ob er in einem künftigen Kriege seine Truppe nur im freien Felde oder auch vor oder in Festungen zu führen hat. Wenn auch im Kampf um Festungen den höheren Führern Artillerie- und Ingenieuroffiziere ebenso wie Generalstabsoffiziere beigegeben werden, wird doch die Verantwortung für die Tätigkeit der Truppe oder des unterstellten Verbandes dem Führer nicht abgenommen; er muß also selbst, zum mindesten in den Hauptzügen wissen, wie er zu führen hat. Die Kriegsgeschichte jener Zeiten, wo der Kampf um Festungen als ausgesprochenes Sondergebiet der Artilleristen und der Ingenieure betrachtet wurde, zeigt, wie völlig die Offiziere der anderen Waffen versagten, weil sie der Friedensbeschäftigung mit dieser Art des Kampfes gänzlich ferngestanden hatten.

Sobald der Entschluß zur Belagerung gefaßt ist, muß die Heeresleitung ungesäumt die Maßnahmen treffen, um die noch erforderlichen größeren Truppenverbände und die notwendigen besonderen Angriffskräfte an Belagerungsartillerie, Pionieren und Verkehrstruppen heranzuziehen. Der Bedarf kann schon im Frieden nach den vorhandenen Plänen der Festungen bestimmt werden; ob diese Pläne in allen Einzelheiten genau sind oder nicht, spielt nur eine untergeordnete Rolle. Die in Frage kommenden Truppenteile mit dem zahlreichen Geräte können bald nach der Mobilmachung in ihren Standorten bereitgehalten und mit vorläufigen Anweisungen versehen werden; dann sind, wenn der bedeutungsvolle Entschluß zur Belagerung gefaßt ist, kurze Befehle genügend, um das Räderwerk in den vorbedachten Gang zu setzen.

Vor Straßburg sind im Jahre 1870 168 schwere Geschütze, vor Paris im ganzen 240 verwendet worden. Die Franzosen und Engländer hatten 1854/55 vor Sewastopol rund 800 Geschütze einschließlich der Feldgeschütze, die Japaner vor den Landfronten von Port Arthur 4 aktive Divisionen, 2 Reservebrigaden und fast 200 schwere Geschütze eingesetzt.

Ich glaube, daß die notwendige Stärke der Belagerungsarmee vor einer heutigen großen Landfestung mit 10 Divisionen, davon ein Teil aktive Truppen, und mit mehr als 400 Belagerungsgeschützen nicht zu hoch bezeichnet ist.

Das Oberkommando der Belagerungsarmee sowie die anderen höheren Stäbe treffen frühzeitig auf dem Kampfplatz ein. Dann können durch die zunächst vor der Festung belassenen Sicherungstruppen des Feldheeres mancherlei Vorbereitungen für die Einleitung der Belagerung getroffen und alle grundlegenden Entschlüsse bei Ankunft der besonderen Angriffstruppen bereits gefaßt sein; letztere werden dann mit bestimmten und zuverlässig zweckentsprechenden Befehlen empfangen.

Der Angreifer muß mit den Truppen, die vom Feldheere zurückgelassen sind, die Festung möglichst bald so enge wie möglich einschließen. Es ist zwar nicht darauf zu rechnen, daß durch allseitige Einschließung die Verpflegung einer großen Festung fühlbar gestört wird; denn der Verpflegungsbedarf für lange Zeit ist schon im Frieden sichergestellt oder spätestens gleich nach Beginn des Krieges ergänzt. Auch der Nachrichtenverkehr zwischen Festung und Außenwelt kann im Zeitalter der unterirdischen Kabel, der drahtlosen Telegraphie und Telephonie, der Brieftauben, der lenkbaren Luftschiffe und der Flugzeuge nicht so sicher durch den Angreifer unterbunden werden, wie in jenen Zeiten, als das Hinaus- oder Hineinbringen von Nachrichten in die Festung nur auf der Verschlagenheit und körperlichen Ausdauer williger Läufer beruhte. Trotzdem werden durch allseitige und enge Einschließung Vorteile erreicht. Je enger die Einschließung ist, um so geringer kann die Masse der Truppen bemessen, um so sicherer können Unternehmungen der Besatzung nach außen verhindert werden.

Eine der bedeutsamsten Aufgaben des Armeeführers ist die Wahl der Angriffsfront. Es ist unmöglich, gegen eine heutige, große Festung den Angriff auf allen Fronten tatkräftig durchzuführen. Kein Staat besitzt die Mittel, um die dafür nötigen Artilleriemassen aufzustellen; er würde auch kaum die Möglichkeit haben, den Munitionsnachschub dauernd auf der vollen Höhe des Bedarfs zu halten. Die Durchführung des eigentlichen Angriffs muß sich also, trotz aller Nachteile, die damit verbunden sind, auf einzelne Teile der Festung, meist nur auf eine Angriffsfront beschränken; ihre Breite ist von der Masse der verfügbaren Angriffsmittel abhängig. Es leuchtet ein, daß die Breite der Angriffsfront und dementsprechend der Bedarf an Angriffsmitteln mit der Schußweite der Festungsgeschütze wachsen muß; denn beim schließlichen Durchbruch dürfen die Geschütze der noch nicht gefallenen Teile des Fortgürtels nicht die ganze Breite der Durchbruchstelle unter wirksames Feuer nehmen können. Nebenangriffe auf andere Fronten können leicht zur Zer-

splitterung der Angriffsmittel führen und haben wenig Aussicht auf Erfolg, wenn ihnen die notwendige Artilleriewirkung fehlt. Man muß sich deshalb auf den Nebenfronten meist mit Einschließung begnügen; besonders dann, wenn mehrere Festungen gleichzeitig belagert werden müssen.

Bei Bestimmung der Angriffsrichtung sucht man von vornherein den Teil der Festung zu fassen, der über das Ganze entscheidet, d. h. nach dessen Eroberung man die übrige Festung oder deren wichtigste Teile so beherrscht, daß weitere Kämpfe des Verteidigers keine Aussicht mehr auf lange Dauer haben. Dieser Gesichtspunkt ist wichtig, wenn man nicht die Mühe der Durchführung des Angriffs zweimal hintereinander haben will.

Ferner muß ermöglicht werden, das zahlreiche Gerät und die massenhafte Munition mit der Bahn bis in die nächste Nähe der Verwendungsstellen heranführen zu können. Landbeförderung allein ist dafür nicht mehr ausreichend. Es liegt auf der Hand, daß der Führer einer Belagerungsarmee bei Wahl der Angriffsfront sich um so weiter von den vorhandenen Bahnlinien entfernen kann, je leistungsfähiger die Eisenbahntruppen im Bau von Anschlußstrecken sind.

Bei Straßburg wurde der Angriff gegen die Nordweststrecke gerichtet, weil die einzige aus Deutschland gegen die Festung führende Bahn in dieser Richtung lag. Bei Belfort war das Heranführen der Belagerungsartillerie mit Bahn erschwert, weil die Franzosen die einzige in Frage kommende Linie über Straßburg—Mülhausen durch Zerstörung der hohen Überführung bei Dammerkirch, 20 km östlich von Belfort, nachhaltig unterbrochen hatten. Infolge davon und unter dem Druck der allgemein sehr schwierigen Lage seiner Truppen entschloß sich der Deutsche Führer zu einer Beschießung der Stadt mit den zunächst verfügbaren 50 schweren Geschützen. Er brachte diese vor der Südwestfront in Stellung, weil von dort die Stadt am besten zu treffen war. Als nachher der förmliche Angriff doch noch eingeleitet werden mußte, wurde er auf der Südostfront gegen die beiden Perches-Forts angesetzt, weil sie der beherrschende und deshalb wichtigste Teil der Festung waren.

Man hat sich vor Paris aus rein taktischen Erwägungen zum Hauptangriff gegen die Südwest- und einem Nebenangriff gegen die Nordwestfront entschlossen. Die Forts im Südwesten wurden vom Angriffsgelände beherrscht und waren verhältnismäßig leicht zu nehmen. Ähnlich lagen die Verhältnisse im Norden bei St. Denis. Vor einem Angriff auf die Ostforts scheute man sich wegen der Schwierigkeit des Angriffsgeländes. Es ist aber bekannt, wieviel Zeit dadurch verloren ging, daß die gewählten Fronten vom Endpunkt der verfügbaren Bahnlinien 90 km, später nach Wiederherstellung der Strecke beim Tunnel von Nanteuil noch 50 km

entfernt lagen, und daß man nicht imstande war, die Massen an Artillerie und Munition auf andere Weise als mit Landfuhrwerk zur Stelle zu bringen.

Bei Port Arthur lagen die beherrschenden Teile des Fortsgürtels östlich des Lunho=Tales, das von Norden nach Süden gehend die Festung in zwei Hälften teilt. Gegen die Nordostfront führten Bahn und die beiden in Frage kommenden Landstraßen. Auch fanden die Japaner dort in den Wolfsbergen und den südöstlich anschließenden Höhen vorzügliche Artilleriestellungen. Ein Angriff auf die Ostfront wurde durch die von Süden tief ins Land greifende Taho=Bucht an der notwendigen Ausbreitung verhindert, konnte durch Russische Schiffe in der genannten Bucht gefährlich flankiert werden und bedingte für große Teile der Belagerungsartillerie und ihrer Munition recht schwierige Märsche durch unwegsame Berggegend. Aus diesen Gründen setzten die Japaner ihren Angriff gegen die Nordostfront der Festung an.

Die Wahl der Angriffsrichtung wird dem Führer durch die Denkschrift über die Festung erleichtert, die auf Grund von Friedensbearbeitungen aufgestellt ist. Die Angaben der Denkschrift sind durch persönliche Erkundungen zu ergänzen. Beobachtungen aus Luftschiffen können gerade dafür wertvolle Ergebnisse liefern. Die getroffene Wahl ist entscheidend für den Verlauf der ganzen Belagerung; denn eine einmal angesetzte Angriffsmasse vor eine andere Front zu bringen, ist nur mit größter Mühe und bedeutendem Zeitverluste möglich.

Bei der Truppeneinteilung der Belagerungsarmee sind auf dem Angriffsfelde die kampftüchtigsten Verbände, also die aktiven Korps oder Divisionen, mit der Masse der Belagerungsartillerie und der besonderen Pionierformationen einzusetzen. Die Breite der Abschnitte für die einzelnen Verbände, die nichts anderes als Gefechtsstreifen sind, ist nach der Kampfaufgabe verschieden zu bemessen; auch wird das Gelände dabei eine Rolle spielen. Die Abschnitte der aktiven Divisionen auf dem Angriffsfelde werden kaum breiter als 4 km, häufig schmaler sein müssen. Den Reservedivisionen, denen vor den Nebenfronten im wesentlichen nur die passive Verteidigung ihrer Einschließungslinie zufällt, können Abschnitte von 6 und mehr, ja bis zu 10 km Breite zugewiesen werden.

Die Belagerungsartillerie und die Pionierregimenter mit ihren Belagerungstrains werden den Divisionskommandeuren, in deren Abschnitten sie verwendet werden, genau so unterstellt, als wenn sie schon durch die anfängliche Kriegsgliederung zur Division gehörten.

Die an die Abschnitte zu gebenden Befehle gehen ausschließlich vom Oberkommandierenden aus. Die zu seinem Stabe gehörenden Generale der Fußartillerie und vom Ingenieur= und Pionierkorps beeinflussen

die Tätigkeit ihrer Waffen in den Abschnitten nicht durch eigene Befehle, sondern nur durch Befehle des Oberkommandierenden, dem sie Vortrag halten. Dadurch ist Reibungen vorgebeugt, die beim Ausgehen der Befehle von verschiedenen Stellen nicht ausgeschlossen wären und sicher nicht zum Vorteil der Sache dienen würden.

Wenn das Oberkommando den einzelnen Truppenverbänden die Abschnitte und die Kampfaufgaben zugewiesen hat, so hat es damit zunächst das Wichtigste getan, was ihm zufällt. Seine weiteren Aufgaben liegen im wesentlichen darin, die Verbände der einzelnen Abschnitte durch Zuführen entsprechender Munition und sonstigen Bedarfes dauernd kampfkräftig zu erhalten und auf Schärfe und Einheitlichkeit im Vortragen des Angriffs in den verschiedenen Abschnitten hinzuwirken. Daß man dabei die heutigen Nachrichtenmittel in weitestgehendem Maße benutzt, braucht nicht hervorgehoben zu werden.

In den Abschnitten des Angriffsfeldes geht die schwere Artillerie unter dem Schutze der vor ihr liegenden Infanterie in Stellung und sucht das Feuer der Batterien der Festung zu binden, um dadurch der eigenen Infanterie das Herangehen an die Werke zu ermöglichen und zu erleichtern. Wo und wie die Batterien in Stellung gebracht werden, ob gleichzeitig oder nacheinander, kann selbst in den verschiedenen Abschnitten vor der gleichen Festung verschieden sein, weil aus den bereits erwähnten Gründen der Angreifer heute so frei in der Geländeausnutzung ist. Gleichzeitige Feuereröffnung aller Batterien ist nicht mehr unerläßliche Vorbedingung, wie in jener noch nicht lange hinter uns liegenden Zeit, wo es unmöglich war, vereinzelte Batterien zu halten, weil sie keine andere Deckung als die der sichtbaren Erdbrustwehren hatten. Heute kann es sogar kommen, daß man mit einzelnen günstig liegenden Batterien das Instellungbringen anderer erst erkämpfen muß.

Außer dem Kampfe gegen die Festungsbatterien hat die Artillerie des Angreifers die Aufgabe, aus der Ferne gegen die Infanterie des Verteidigers zu wirken, die Hindernisse zu zerstören und die Deckungen des Verteidigers zu zerschießen. Je stärker die Artillerie an Zahl und Wirkung ist, um so mehr kann sie hierin leisten. Aber sie kann diese Aufgabe nicht ohne jeden Rest erfüllen. Sie wird auch niemals imstande sein, eine große, gut gebaute und gut verteidigte Festung durch ihr Feuer allein zur Übergabe zu zwingen. Die Infanterie muß vor und muß durch eigene Tätigkeit und mit der Hilfe des Pioniers im Nahkampfe das ergänzen, was die Artillerie bei ihrer Wirkung aus der Ferne zu tun übrig läßt. Dann müssen Infanterist und Pionier mit steter Unterstützung durch die Artillerie sich Schulter an Schulter heranarbeiten, dauernd zum Feuern bereit, den Weg sich bahnend mit Spaten und Hacke, in offenen oder bedeckten Sappen oder mit Minenkratzen und Spreng-

ladungen, bis schließlich das Werk erreicht, seine Sturmfreiheit zerstört und der Weg zum letzten Nahkampf freigelegt ist, um die Reste des Verteidigers mit dem Bajonett zu vernichten und selbst vom Werke Besitz zu ergreifen.

Bei diesem Verlaufe des Kampfes ist es die Aufgabe der Abschnittskommandeure, den einzelnen Waffen ihre Aufgaben zuzuweisen und dauernd für engstes Zusammenwirken zu sorgen. Denn nur durch Zusammenwirken läßt sich ein sicherer Erfolg erreichen. Häufig wird es vorkommen, daß günstige Gefechtslagen zum Vorwärtsgehen der Infanterie an dieser oder jener Stelle des Abschnitts von den vorn befindlichen unteren Führern entschlossen ausgenützt werden. Sie tun damit nur ihre Pflicht. Denn alles, was auf dem Angriffsfelde tätig ist, muß immer das eine Ziel haben, vorwärts zu kommen, wann und soweit immer es geht. Es ist aber Sache der Abschnittsführung, für Einheitlichkeit im Vortragen des Angriffs in den verschiedenen Teilen des Abschnitts Sorge zu tragen. Die obere Führung muß bestrebt sein, die Möglichkeit solcher selbständigen Entschlüsse niederer Führerstellen schon vorzuahnen, um, wenn sie eintreten, sogleich die entsprechenden Maßnahmen zur Wahrung des Zusammenhanges zu treffen. Selbständige Entschlüsse der unteren Führer dürfen nur da nicht geduldet werden, wo das Gelingen des Unternehmens allein im großen Rahmen Erfolg verspricht, wie es häufig bei Ausführung des letzten Sturmes der Fall ist.

Die **Stärke der Besatzung** einer Festung hängt von deren Größe und von der Masse der Angriffsmittel ab, mit der man als wahrscheinlich zu rechnen hat. Da der Belagerer nur eine oder wenige Fronten wirklich angreifen kann, braucht auch der Verteidiger nur auf wenigen die entsprechende Stärke, namentlich an schwerer Artillerie entgegenzusetzen. Ist zu Anfang der Kämpfe auf allen Fronten eine gewisse Zahl weittragender Kanonen erforderlich, um das Vorgelände weithin zu beherrschen und die Benutzung von Straßen und Eisenbahnen in der Nähe der Festung dem Gegner zu verwehren, so können bei Durchführung der Verteidigung häufig auf den nicht angegriffenen Fronten schwere Batterien fast völlig entbehrt werden.

Der Verteidiger muß das Bestreben haben, die Schlagkraft seiner Festung solange und soweit wie irgend möglich zu äußern und den Gegner durch eigene Angriffsunternehmungen oder durch Festhalten vorgeschobener Stellungen solange wie möglich von der Festung fernzuhalten. Natürlich ist der Verteidiger nicht unbeschränkt in der Möglichkeit, das weitere Vorgelände in seinem Besitz zu halten. Die Kräfte, die er dazu verfügbar machen kann, bestehen im wesentlichen aus der von den kampftüchtigsten Truppen gebildeten Hauptreserve, allenfalls noch in den Re-

serven einiger minder bedrohter Abschnitte. Zudem muß der Verteidiger darauf achten, daß er bei diesen Kämpfen nicht von seiner Festung abgeschnitten wird; sonst würde der längere Besitz des Vorgeländes nur durch eine Verkürzung des Widerstandes der Festung selbst erkauft werden und der eigentlich wesentliche Teil der Aufgabe der Besatzung leiden.

Der Kampf um das Vorgelände ist in umfassendstem Maße bei Port Arthur geführt worden. Die vorderste vorgeschobene Stellung lag etwa 50 km von der Festung entfernt in der Kintschou-Enge. Allerdings waren gerade bei Port Arthur die Verhältnisse für solche Kämpfe besonders günstig, weil es bei der geringen Breite der Halbinsel unmöglich war, die vorgeschobenen Truppen zu umgehen oder von der Festung abzuschneiden. Erst zwei Monate nach dem Verluste der Kintschou-Enge waren die Russen auf die Festung selbst zurückgedrängt. Dabei ist freilich zu bedenken, daß dieser große Zeitgewinn nicht ausschließlich das Verdienst der Russischen Führung, sondern zum Teil ein Geschenk der Japaner war, weil diese die Truppen, die sie nach dem Kampfe um die Kintschou-Enge an den Hauptkriegsschauplatz abgaben, nicht eher ersetzt hatten; sie fühlten sich also nicht früher stark genug, die folgenden Stellungen ihrer Gegner im Vorgelände mit Nachdruck anzugreifen.

Nach vollzogener Einschließung der Festung ist es eine wichtige Aufgabe für die Führung der Verteidigung, rechtzeitig zu erkennen, welche Front der Gegner angreifen will, um rechtzeitig die erste Geschützaufstellung dieser Front durch Batterien der Fußartilleriereserve und entbehrlich werdende Batterien anderer Fronten zu verstärken. Es ist aber heutzutage bei Ausnutzung von Luftschiffen und Flugzeugen nicht allzu schwierig, frühzeitig und mit aller Genauigkeit die Vorbereitungen zur Durchführung des Angriffs festzustellen, denn diese sind zu umfangreich in Raum und Zeit, als daß sie einem aufmerksamen Verteidiger lange verborgen bleiben könnten. Von Überraschungen durch den Angreifer kann auf diesem Gebiete heutzutage keine Rede mehr sein.

Die Truppeneinteilung muß beim Verteidiger besondere Rücksicht auf Wahrung der zum Teil erst mühsam eingelebten Verbände nehmen. Auch der Verteidiger teilt seine Abschnitte so ein, daß er jedem eine möglichst in sich geschlossene Kampfaufgabe stellen kann. Die vom Angreifer getroffene Wahl der Angriffsfront wird dabei von Bedeutung werden. Wie lange die Hauptreserve geschlossen gehalten werden kann, wann sie zum Ergänzen und Verstärken der Abschnittsbesatzungen verbraucht werden muß, hängt vom Verlaufe des Kampfes ab. Die streng geregelte Befehlsführung spielt auch beim Verteidiger eine wichtige Rolle.

Es braucht nicht betont zu werden, daß der Verteidiger im weiteren Verlaufe alles tun muß, um das Vorschreiten des Angriffs zu erschweren;

sowohl die Tätigkeit der Angriffsartillerie niederzudrücken und niederzuhalten, als auch das Vorgehen der Infanterie zu verzögern. Auch hier ist, wie vorher beim Angreifer geschildert, ein stetes Zusammenwirken aller beteiligten Waffen dringend erforderlich, und eine der Hauptaufgaben der Führung, dieses Zusammenwirken sicherzustellen.

Von Bedeutung ist die Frage, ob sich die Festung nach vollzogener Einschließung auf rein passive Verteidigung beschränken, oder ob sie, wie es im Feldkriege in vielen Lagen vom Verteidiger einer Stellung verlangt wird, durch eigenes Vorgehen zum Angriff eine Entscheidung anstreben soll. Eine ausgesprochene Niederlage der Belagerungsarmee ist nur durch Angriff gegen sie herbeizuführen. Die Aussichten dafür hängen von den gegenseitigen Stärkeverhältnissen ab, sind aber bei Belagerung von großen Festungen nur in Ausnahmefällen für den Verteidiger günstig. Will der Gouverneur mit seiner Hauptreserve einen Ausfall aus der angegriffenen Front heraus unternehmen, so stößt er dort auf eine Ansammlung von stärksten Kräften und wirksamsten Waffen. Die Aussichten sind für das Gelingen nicht groß. Größer sind sie auf Nebenfronten, wo ein starker Ausfall unter Umständen auf weit unterlegene Kräfte, wenn auch in feldmäßig befestigten Stellungen stößt.

Daß freilich auch gegen bloße Einschließungslinien starke Ausfälle erfolglos sein können, zeigt der Mißerfolg Bazaines am 31. August und 1. September 1870 bei Noisseville vor der Nordostfront von Metz. Indessen hat der Marschall behauptet, nur starke Deutsche Truppen dort haben hinziehen zu wollen, um den am linken Mosel-Ufer erwarteten Entsatzversuch Mac Mahons und seinen eigenen Vormarsch auf Diedenhofen zu erleichtern. Die mißglückten Ausfälle der Pariser Besatzung, so namentlich der von Champigny am 30. November lehren, wie sehr solche Ausfälle eine sichere und zielbewußte Führung voraussetzen, und wie der Erfolg in Frage gestellt wird, wenn es nicht gelingt, die Überraschung zu wahren.

Wenn aber auf der Angriffsfront die größeren, weit hinausführenden Ausfälle nur wenig Aussicht auf Erfolg gewähren, so können kleinere auch dort viel Nutzen bringen, um die Angriffsarbeiten der Infanterie und Pioniere zu stören. Vorbedingung für das Gelingen ist Schnelligkeit des Vorbrechens und Schnelligkeit des Verschwindens. Das Entwickeln ganzer Regimenter oder Bataillone dauert an sich zu lange, um hier Erfolg zu versprechen. Die Angriffsarbeiten der Japaner vor Port Arthur sind durch häufige überraschende Ausfälle von Zügen oder Halbzügen in empfindlichster Weise gestört und aufgehalten worden.

Jedenfalls muß die Führung in der Festung nicht abwarten, sondern tätig sein und dem Belagerer Abbruch tun, wo und mit was für Mitteln sich die Gelegenheit dazu bietet.

Die Frage, wie lange ein Gouverneur die Festung halten soll, ist zu verschiedenen Zeiten verschieden beantwortet worden. Vor 150 Jahren wurde in Frankreich die notwendige Dauer der Verteidigung im voraus nach der Bauart und Größe des Platzes ohne jede Berücksichtigung der Stärke des Angriffs berechnet. Nach Ablauf der errechneten Frist gestattete man dem Kommandanten zu kapitulieren, auch wenn es die militärische Lage noch keineswegs rechtfertigte.

Manche Schriftsteller jener Zeiten haben sich gegen diese schmachvolle Auffassung von Festungsverteidigungen gewendet. In Frankreich bedrohte im Jahre 1792 die Nationalversammlung jeden Festungskommandanten mit dem Tode, wenn er die Festung — solange noch Lebensmittel und Munition vorhanden seien — früher übergäbe, als bis er wenigstens einen Sturm ausgehalten hätte. 1810 erschien in Napoleons Auftrag ein Werk, in dem gefordert wurde, daß ein Platz sich nie ergeben dürfe, solange er noch Menschen, Lebensmittel und Munition besäße.

Daß auch in Preußen in den Jahren 1806/07 auf diesem Gebiete gesündigt worden ist, soll nicht bestritten werden. Das Werk des Generalstabes: „1806. Das Preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse" sagt, daß „das Verhalten der Gouverneure, Kommandanten und Truppenbefehlshaber, alter Offiziere aus der Schule des Großen Königs, viele mit ruhmvoller militärischer Vergangenheit, sich nur aus der schlagartig hereingebrochenen Katastrophe erklären läßt, die die gesamte Bevölkerung des scheinbar so festgefügten Staates mitriß". Die Kommandanten, die damals ihre Festungen so ohne weiteres oder nach ungenügender Verteidigung übergeben hatten, wurden sämtlich kriegsgerichtlich verurteilt. Kolberg, Graudenz und Silberberg hielten sich bis zum Waffenstillstand. Außer den Kommandanten dieser Festungen gingen die Verteidiger von Danzig, Neiße, Cosel und Glatz gerechtfertigt aus den kriegsgerichtlichen Untersuchungen hervor, obwohl sie ihre Festungen übergeben hatten. Danzig hatte erst nach Verbrauch der Munition kapituliert. Neiße war gehalten worden, „solange als die Provisionen reichten". In Cosel schloß der Kommandant nach fast völligem Verbrauch der Lebensmittel am 10. Juni eine Übereinkunft mit dem Belagerer, daß die Festung nach fünf Wochen übergeben werden sollte, wenn bis dahin kein Entsatz gekommen wäre. Ähnlich war es in Glatz. Nach den damals bestehenden Vorschriften war jeder Kommandant durch seinen Diensteid verpflichtet, die Festung nicht eher zu übergeben, „als bis er dazu von des Königs Majestät einen eigenhändigen Befehl zum dritten Male empfangen habe". Das Ingenieur-Reglement von 1790 schrieb wörtlich vor: „Wenn endlich der Feind alle ihm entgegengesetzten Hindernisse überstiegen, sich der Bresche bemeistert, mit seinem Logement in dem Bollwerke sich ausgebreitet hat und nun die Besatzung durch die Umstände und den so starken

Feind unvermögend gemacht worden, eine weitere Gegenwehr zu leisten, und keinen Entsatz zu hoffen hat, wenn alle Stimmen in dem zu haltenden Kriegsrat einstimmig sind und kein näherer Allerhöchster Spezialbefehl vorhanden ist, so erlauben seine Königliche Majestät, den Ort mit einer Kapitulation zu übergeben."

Im Kriege 1870/71 hat die Besatzung von Straßburg die angegriffenen Raveline verlassen, noch ehe der Sturm auf sie ausgeführt wurde. Als in den hinterliegenden Hauptwall Breschen geschossen waren, erklärte der einberufene Verteidigungsrat eine Fortsetzung des Widerstandes für zwecklos, weil man nicht dauernd Truppen in der Nähe der Breschen im feindlichen Feuer bereithalten könne. Der Kommandant kapitulierte, ohne den Sturm abzuwarten, wurde dafür 1872 vor das Kriegsgericht gestellt und von diesem zwar nicht verurteilt, aber doch „getadelt", weil er die Festung vor Erschöpfung aller Mittel übergeben habe. Bazaine ergab sich in Metz, weil die Verpflegungsvorräte für die Armee zu Ende gegangen waren. Später wurde er dafür des Verrats beschuldigt und zum Tode verurteilt. Paris kapitulierte, weil bei der Größe der Einwohnerzahl die ernstesten inneren Unruhen zu befürchten waren, wenn man den Widerstand bis zur äußersten Erschöpfung der Nahrungsmittel fortgesetzt hätte. Die Perches-Forts bei Belfort hatten in der Nacht zum 27. Januar 1871 die Deutschen Sturmangriffe abgewiesen. Am 3. Februar wurden sie auf Befehl des Kommandanten geräumt, weil keine Aussicht bestand, einem nochmaligen Sturm zu widerstehen. Trotzdem wurde die Festung selbst noch gehalten, und als am 14. Februar jeder weitere Widerstand vergebens schien, kapitulierte der Kommandant, aber nicht, ohne vorher die Ermächtigung dazu telegraphisch aus Paris eingeholt zu haben.

Heute gilt fast überall die Auffassung, daß Todesstrafe der Kommandant verdient, der seine Festung „vor Erschöpfung aller Mittel" übergibt. Auch unser Deutsches Militär-Strafgesetzbuch spricht sich in diesem Sinne aus. Die Anleitung für den Kampf um Festungen verlangt „eine bis aufs äußerste durchgeführte Verteidigung" und weist darauf hin, daß „jeder Tag, um den der Widerstand verlängert wird, von Bedeutung ist".

Man kann die Übergabe einer Festung nicht mit dem Verluste einer Feldschlacht oder einer befestigten Feldstellung vergleichen. Niederlagen, die da erlitten sind, können an anderer Stelle wieder ausgeglichen werden; im letzten Grunde ist es gleichgültig, an welcher Stelle man schließlich die Siege erringt. Auch der Gouverneur einer Festung wird im Laufe des Kampfes manche Niederlage erleiden, manche einzelnen Stellungen seines Festungsgebietes aufgeben müssen, ohne daß ihm der geringste Vorwurf gemacht werden kann. Mit der Übergabe der ganzen Festung geht aber gewissermaßen ein Anker der Hoffnung auf glückliche Wendung des Krieges verloren. Sobald die großen Festungen gefallen sind, wird der

Gegner frei in Benutzung seines Etappengebietes, also frei von den Sorgen um die Lebensfähigkeit seiner Armee, frei in der Verwendung aller seiner Kräfte zum Niederwerfen des Widerstandes im Felde und so weit Herr des Landes, daß nach dem Niederwerfen dieses Widerstandes der Unterliegende tatsächlich ohnmächtig am Boden liegt. Die Festungen sind eben der letzte Halt, den der Besiegte besitzt, und ihre Kommandanten sind aus Rücksicht auf das Gesamtwohl ihres Landes verpflichtet, den Kampf um ihre Festung bis zum äußersten fortzuführen.

Wo dieses Äußerste liegt, kann keine Friedensbestimmung festsetzen. Es würde nur Theorie und Schema sein. Nur die Besatzung selbst und ihr Kommandant können es pflichtmäßig beurteilen. Es ist nicht nur von Zahlen, sondern auch von dem Zustand der Besatzung abhängig, deren Leistungsfähigkeit naturgemäß durch langdauernden Kampf erheblich beeinträchtigt wird.

Wenn eine Festung durch drahtlosen Telegraphen mit ihrer obersten Heeresleitung in Verbindung steht, so wird auch diese ihre Einwirkung auf den Zeitpunkt etwaiger Übergabe ausüben können.

Wenn bei Verteidigung der heutigen großen Festungen die Besatzung nach dem Fall der angegriffenen Front der Hauptstellung noch leistungsfähig ist, so kann in den noch nicht gefallenen Werken und neuen an sie anzuschließenden Kampfstellungen, in rückwärtigen Linien, in Werken oder inneren Verteidigungsabschnitten der Kernfestung, äußerstenfalls in Befestigungsgruppen jenseit derselben der Widerstand noch fortgesetzt werden.

Nie sollte die Rücksicht auf die Einwohner den Kommandanten zur Übergabe bestimmen; denn wenn die Truppen, die ihre Festung verteidigen, ihr letztes geben sollen, dann ist auch von der Bevölkerung zu verlangen, daß sie die äußersten Opfer bringt und das Äußerste erduldet, wenn dadurch das Wohl des Vaterlandes gefördert werden kann. Der Zeitpunkt für das Ende des Kampfes darf nur nach rein militärischen Gesichtspunkten beurteilt werden.

In Port Arthur trat General Stoessel in Verhandlungen, als er nach schwersten Kämpfen und ruhmvollster Verteidigung das letzte ständige Werk der Angriffsfront und außerdem die weithin beherrschende Höhe des hinter der Angriffsfront liegenden Großen Adlernestes verloren hatte. Taktisch war die Lage dadurch äußerst schwierig für die Russen geworden. Die nächsten südlichen Höhenzüge wurden von den nunmehrigen Japanischen Stellungen überhöht und zeigten als Befestigungen nur Schützengräben, die mindestens in wenigen Tagen zu nehmen gewesen wären. Der Gouverneur verfügte allerdings noch über Artillerie- und Infanteriemunition und über Verpflegungsvorräte für mehr als einen Monat. Er wurde deshalb durch das Obermilitärstrafgericht, das in Petersburg vom

Dezember 1907 bis Februar 1908 über die Führung in Port Arthur verhandelte, auf Grund der Russischen Gesetze zum Tode verurteilt, weil er die Festung vor Erschöpfung aller Mittel übergeben hätte. Indessen wurde die Kaiserliche Gnade angerufen und Milderung der Todesstrafe in zehnjährige Festungshaft beantragt, weil die Festung zu Lande und zu Wasser von überlegenen Kräften belagert, unter der Leitung des Generals Stoessel eine in der Kriegsgeschichte ohnegleichen dastehende hartnäckige Verteidigung geführt und durch die glänzende Tapferkeit ihrer Besatzung die ganze Welt in Erstaunen gesetzt habe, weil mehrere Stürme mit ungeheueren Verlusten für den Gegner abgewiesen wurden und Stoessel im Laufe der ganzen Belagerung den Mut der Verteidiger aufrechtzuhalten wußte. Tatsächlich ist General Stoessel bereits nach einjähriger Dauer seiner Festungshaft begnadigt worden. Es läßt sich nicht leugnen, daß der General die Kapitulation noch um gewisse Zeit, vielleicht um einige Tage hätte hinausschieben können. Aber seine frühzeitige Begnadigung darf man als einen Beweis ansehen, daß der Zar und seine Ratgeber gleichwohl der Meinung waren, daß zur Zeit der Übergabe der Festung die Besatzung trotz ihrer Zahlenstärke, trotz der noch vorhandenen Vorräte an Schießbedarf und Verpflegung ziemlich am Ende ihrer Leistungsfähigkeit gewesen war. Hatten doch die Kämpfe im Vorgelände und dann die fünf Monate dauernde Verteidigung der Festung selbst die denkbar größten Anforderungen an die körperliche und seelische Leistungsfähigkeit von Führern und Truppen gestellt.

Ich habe bei der Frage der Übergabe bereits das Gebiet des **Einflusses der Persönlichkeit im Festungskriege** gestreift. Die Dauer der Verteidigung ist ganz wesentlich von der Persönlichkeit des Kommandanten und dem Persönlichkeitswert der Besatzung abhängig. Nicht die Geschütze und Maschinengewehre, nicht Beton und Panzer sind es, die im Kampfe um Festungen eigentlich den Ausschlag geben, sondern die Menschen, die diese technischen Mittel verwenden. Es sind auch nicht die für den Kampf um Festungen erlassenen Vorschriften an sich und ihre strenge Durchführung, die der einen oder anderen Partei den Erfolg verbürgen, sondern der Geist, in dem die Vorschriften angewendet und dem einzelnen Falle angepaßt werden.

Beim Kampfe um Port Arthur scheint die Seele der Verteidigung der General Kondratenko gewesen zu sein, Kommandeur der 7. Ostsibirischen Schützendivision, während der eigentlichen Verteidigung Kommandeur der Landfronten. Schon vor dem offenen Kriegsausbruche finden wir ihn auf Erkundung bei den Höhen der Kintschou-Enge, später immer wieder im Vorgelände helfend, zu weiterem Widerstande ermunternd, auch da, wo er nach seiner Dienststellung nicht zum Eingreifen verpflichtet

war. Im Kampfe um die eigentliche Festung immer in der Kampflinie persönlich sehend und anordnend und leitend, bis ein Geschoß am 15. Dezember die Kasematte im Fort II durchschlug, in die er eben eingetreten war, und ihn und die meisten Offiziere seines Stabes tötete. Die Leiche Kondratenkos ist später nach Petersburg übergeführt und dort mit großer Feierlichkeit im Alexander Newski-Kloster beigesetzt worden. Ein Stipendium für alte Port Arthur-Krieger hat man ihm zu Ehren gesammelt und unter seinem Namen gestiftet. Auch das Russische Generalstabswerk hebt immer wieder die Verdienste und den Betätigungsdrang dieses Generals hervor. Ich möchte neben Kondratenko noch einen anderen Offizier nennen, der in bescheidenerer Stellung tätig, doch von seinen Untergebenen in höchstem Maße geachtet und wegen seiner Persönlichkeit verehrt wurde: den Oberst Tretjakow, der an der Spitze des 5. Ostsibirischen Schützenregiments die Kintschou-Enge einen ganzen Tag lang fast ohne Artillerieunterstützung gegen drei Japanische Divisionen und das Feuer von vier Kanonenbooten hielt und später den Hohen Berg vor der Nordwestfront der Festung verteidigte. Schon daß dieser Berg trotz ungeheuerer Bodenschwierigkeiten überhaupt verteidigungsfähig geworden war, ist Tretjakows Verdienst; nicht minder seine Führung, deren Glanzzeit in den neuntägigen Kampf vom 27. November bis 5. Dezember gegen immer erneute Angriffe von Übermacht fiel.

Die landläufigen Anschauungen über General Stoessel sind vielfach nicht günstig. Ich habe mich in den letzten Jahren recht eingehend mit den Vorgängen von Port Arthur, namentlich s. Z. mit den Petersburger Prozeßverhandlungen zu beschäftigen gehabt und behaupte, daß die damals leider auch in unserer Tagesliteratur gegen ihn geschleuderten Verunglimpfungen durchaus nicht gerechtfertigt waren. Er hat sie seinen lieben Landsleuten zu verdanken, die allerdings zum Teil in Schmähschriften das Ungeheuerliche geleistet haben. Stoessels dienstliche Stellung war durch die eigentümlichen Befehlsverhältnisse sehr erschwert. Er hatte als Gouverneur des Gebietes Port Arthur—Kintschou von Ende Juli ab nach Einschließung der Festung tatsächlich keinen anderen Wirkungskreis als der ihm unterstellte Kommandant der Festung, General Smirnow. Daraus haben sich Reibungen unerquicklichster Art ergeben; indessen hat das Petersburger Gericht als festgestellt erachtet, daß Stoessels Eingriffe in die Befugnisse des Kommandanten nicht die Grenze seiner eigenen Dienstgewalt überschritten haben. Aber aus diesen Reibungen ist es wohl herzuleiten, daß Smirnow der erbittertste Feind von Stoessel geworden ist. Smirnow war es auch, der in der Gefangenschaft eine umfangreiche Anklageschrift gegen Stoessel aufsetzte, die dann die Grundlage der Untersuchung und der Prozeßverhandlungen bildete. Die in dieser Anklageschrift gegen Stoessel erhobenen Vorwürfe, zum Teil schwerster Art, und

die darauf gegründeten Anklagepunkte gegen Stoessel sind auch in unserer Tagespresse als Tatsachen ihm vorgeworfen worden — noch ehe sie bewiesen waren. Gerade die schimpflichsten Vorwürfe, daß Stoessel um persönlicher Vorteile willen, um sich selbst in gutes Licht zu setzen und um die Übergabe im voraus zu rechtfertigen, falsche Meldungen an seine Vorgesetzten und an den Zaren erstattet habe, sind als unberechtigt erkannt und als unberechtigt im Urteil des Gerichts bezeichnet worden. Auch ungeheuer viel Klatsch, der sich an Stoessels Person geheftet hatte, ist in jenen Verhandlungen in sich zusammengefallen.

Mag Stoessel in seinem Entschluß zur Übergabe gefehlt haben, mag uns auch seine Art zu führen nicht immer zweckmäßig erscheinen, so bin ich doch der Überzeugung, daß er in durchaus ehrenhafter Weise seinen Dienst getan hat.

Die Verteidigung von Sewastopol in den Jahren 1854 und 1855 zeigt uns den Einfluß der Persönlichkeit des Russischen Ingenieurobersten Todleben. Als die Verbündeten, vornehmlich Franzosen und Engländer, im September 1854 mit mehr als 60 000 Mann gelandet waren, bestand die Festung Sewastopol im wesentlichen nur aus dem Nordfort auf der Nordseite des Hafens und den Bastionen sowie dem Malachoffturm zwischen Bastion II und III auf der Südseite, alle diese Werke in mehr als unvollkommenem Zustande und ohne jede Sturmfreiheit. Todleben hat selbst geäußert, daß es nicht möglich gewesen sein würde, die Stadt und Festung zu halten, wenn die Verbündeten gewaltsam angegriffen hätten. Da aber ein solcher Angriff unterblieb, gewannen die Russen Zeit zu bauen. Unter Todlebens persönlicher Leitung ist es gelungen, die Linie der vorhandenen Werke auszubauen und artilleristisch so zu verstärken, daß die Angreifer zum methodischen Angriff schreiten mußten, und daß ihre Artillerie die ernstesten Schwierigkeiten hatte, stellenweise sogar völlig unterlag. Todleben ging noch weiter. Er beschränkte sich nicht auf Ausbau und Festhalten der Hauptlinien, sondern ging selbst dem Angreifer mit Erdarbeiten entgegen. Er brachte es fertig, gegen Ende Februar, also fünf Monate nach Beginn des Kampfes, am rechten Flügel des Angriffs auf den Höhen dicht südlich des Hafens festen Fuß zu fassen und die Redouten Selenginsk und Wolynien, drei Wochen später die umfangreiche Redoute Kamschatka vorwärts vom Malachoff zu bauen. Obwohl nur feldmäßig hergestellt, sind diese Werke 3½ Monate lang gehalten worden! Am 7. Juni wurden sie vom Angreifer durch einen großen Sturm genommen. Auch an den Ausfällen, die selbständig oder in Verbindung mit Unternehmungen der Feldarmee gemacht wurden, hat Todleben seinen Anteil gehabt. Die Festung selbst fiel am 8. September, zwölf Monate nach Beginn des Kampfes, unter dem Sturmangriff von mehr als 60 000 Mann, von denen allein 37 000 gegen die

nur 2 km breite Südostfront (Bastione II und III) angesetzt waren. Allerdings hat Todleben schier unerschöpfliche Hilfsquellen gehabt: die Artillerie der Russischen Flotte, die, zu schwach für Unternehmungen zur See, im Hafen lag; Ersatz der Verluste der Besatzung durch Abgaben der in der Nähe stehenden Feldarmee, mit der über die nicht abgeschlossene Nordfront dauernd Verbindung bestand; viele Tausende an Arbeitskräften in der willigen Einwohnerschaft der Stadt. Daß Sewastopol überhaupt förmlich belagert wurde, war sicher nicht Todlebens Verdienst, vielmehr ein Fehler der Angreifer in der allerersten Anfangszeit, ein Mangel an Tat- oder Entschlußkraft oder ein Mangel an Kenntnis des Bauzustandes der Festung. Daß aber die Belagerung, nachdem sie begonnen war, so lange von Ende September des einen bis fast zur Mitte September des folgenden Jahres gedauert hat, ist zweifellos in allererster Linie das Verdienst des Obersten Todleben. Dabei war dieser nicht einmal Kommandant. Aber ein gütiges Geschick hat es gefügt, daß die Männer in den obersten leitenden Stellen die überragende Persönlichkeit Todlebens anerkannten und ihm die Möglichkeit gaben, seine Gedanken in die Tat umzusetzen. Und es war der unermüdlichen Tätigkeit Todlebens zu danken, daß er sich immer wieder durchzusetzen vermochte und tatsächlich die Seele dieser ruhmvollen Verteidigung wurde. Todleben war überall, täglich auf den angegriffenen Fronten zu sehen, überall griff er anordnend im großen und im kleinen, aber immer zum Vorteil des Ganzen ein.

Große Verdienste um die Verteidigung seiner Festung hat im Kriege 1870/71 der Kommandant von Belfort, Oberst Denfert, gehabt. Seiner persönlichen, unermüdlichen Tätigkeit und Wirksamkeit ist zunächst der umfangreiche Ausbau der Festung, auch das Hineinziehen des Vorgeländes in den Bereich der Verteidigung und dann das lange Aushalten im Kampfe ganz besonders zu danken. Aber einen Fehler hat Denfert gemacht. In der Sorge, für die Leitung der Verteidigung seine Person und Wirksamkeit zu erhalten, hat er seine Kasematte in der Schloßbefestigung nur einmal auf kurze Zeit verlassen. Dadurch blieb ihm der persönliche Einfluß auf den moralischen Halt der Besatzung versagt. Die Truppe will ihren Führer sehen und kennen, wenn sie ihm willig und begeistert folgen soll. Gerade in den Schwierigkeiten des Festungskampfes darf dieser Umstand nicht übersehen werden. Denferts Verdienste um seine Festung werden durch jene Unterlassung nicht geschmälert; sein Einfluß auf die Truppe wäre aber zweifellos größer gewesen, wenn er wie Todleben, wie Kondratenko sich persönlich in den Kampflinien gezeigt haben würde.

Der Kampf um Kolberg 1807 hat vom 14. März, wo es eingeschlossen wurde, bis zum Beginn des allgemeinen Waffenstillstandes

Anfang Juli, also 3½ Monate gedauert. Kolberg ist nicht erobert worden. Schon vor Beginn des Kampfes hatte die Festung den Franzosen zu schaffen gemacht, weil sie der Stützpunkt für alle die zahlreichen und weitgehenden Streifzüge des damaligen Leutnants v. Schill mit seinem Streifkorps war. Beim Kampf um die Festung hat sich in ihren Mauern ein Mann hervorgetan, der — obwohl nicht Soldat — doch außerordentliche Verdienste an der Verteidigung gehabt hat. Das war Joachim Nettelbeck, der im September 1738 in Kolberg geboren war, also im Frühjahr 1807 im 69. Lebensjahre stand. In die militärische Leitung der Verteidigung kam ein frischer Geist, als der Major v. Gneisenau von Danzig nach Kolberg versetzt wurde und am 29. April dort eintraf. Gneisenau stand damals im 47. Lebensjahre. Sein Grundsatz war von vornherein, sich ganz im Gegensatze zum Brauche der Zeit nicht auf die Behauptung der Stadtumwallung allein zu beschränken, sondern dem Gegner das Vorgelände möglichst lange streitig zu machen. Mit sicherem Blicke erkannte er die große Bedeutung des Wolfsberges, der höchsten Stelle der breiten Bodenerhebung im Osten der Stadt. Hier auf dem Wolfsberg ließ Gneisenau an Stelle einer dort liegenden, leichten Verschanzung ein großes Werk erbauen, um nicht zuzulassen, daß der Gegner seine Belagerungsartillerie auf wirksamer Entfernung vor der Ostfront der Stadt in Stellung brächte. Alle Französischen Stürme gegen diese Schanze scheiterten an der Tapferkeit ihrer Besatzung. Ein Sappenangriff mußte gegen dieses behelfsmäßige Werk durchgeführt werden, und erst als fast vier Wochen nach Beginn der Sappen die schwere Artillerie des Angreifers in Stellung gebracht war und 30 Geschütze die Wolfsbergschanze unter Feuer nahmen, mußte sie aufgegeben werden. Durch einen späteren Ausfall ist sie noch einmal vorübergehend in Gneisenaus Besitz gekommen. Von Ausfällen überhaupt nahm Gneisenau erst Abstand, als durch die eingetretenen Verluste seine Mannschaft, die Ende April 6000 Mann betragen hatte, nicht mehr für Unternehmungen nach außen imstande war.

Am 1. Juli wurde ein allgemeiner Sturm der zu dieser Zeit 14 000 Mann starken Angriffstruppen abgewiesen. „Mitten in der Bedrängnis dieses Kampfes," so heißt es in einer älteren Schilderung jener Verteidigung, „ragte die Festigkeit und Ruhe des Majors v. Gneisenau glänzend hervor. Sein heiterer Mut verließ ihn auch unter den tief erschütternden Wirkungen dieses Kampfes keine Minute. Ein verächtlicher Blick war seine ganze Antwort auf des Feindes Vorschlag zur Kapitulation. Mit dem unbedingtesten Vertrauen blickte jeder Krieger, jeder Bürger nur auf ihn, er war allen das schönste Vorbild. Längst hatte er seine Behausung verlassen: ein ehemaliges Gefangenenstübchen über dem Lauenburger Tor war während jener Tage seine Wohnung, eine hölzerne Pritsche sein Lager für einige Stunden der Nacht." Am 2. Juli wurde der Sturm und

überhaupt die Belagerung auf Grund des allgemeinen Waffenstillstandes eingestellt.

Nur der charaktervollen Persönlichkeit des Majors v. Gneisenau und seiner willensstarken Tatkraft war es zu danken, daß das Vorgelände der Festung solange behauptet, der Angriff auf den eigentlichen Platz so stark verzögert wurde. Zwar konnte die große Dauer seiner Erfolge nur dadurch ermöglicht werden, daß die Französische Belagerungsartillerie nicht früher ihr Feuer zu eröffnen vermochte. Aber sein Verdienst ist es eben gerade, und darin liegt der Wert seiner Persönlichkeit begründet, daß er sich nicht mit dem Erscheinen des Belagerers abfand und dem Brauche der Zeit entsprechend seine Stadtumwallung, so gut oder so schlecht es nun gehen wollte, verteidigte. Er selbst wollte die Lage beherrschen, er seinerseits den Angreifern das Gesetz vorschreiben, und so ging er diesem entgegen und nutzte die Lage aus, solange es irgend die beiderseitigen Kraftverhältnisse gestatteten. Darin lag das Entscheidende, daß er selbst einen unmittelbaren Zwang auf den Angreifer auszuüben unternahm.

Der Wert von Gneisenaus Persönlichkeit lag aber außerdem auch noch auf einem anderen Gebiete. Das unbedingteste Vertrauen, das ich vorhin erwähnte, wurde dem Vorgänger nicht entgegengebracht, obwohl er persönlich ein durchaus einwandfreier und makelloser Charakter war. Die Mannszucht der Besatzung mußte erst durch Gneisenau gehoben werden. In der Bürgerschaft wurde anfangs an den Maßnahmen des Kommandanten viel genörgelt; einer der Hauptnörgeler war Nettelbeck. Sein Einfluß war deshalb in der ersten Zeit durchaus nicht günstig. Gneisenaus Klugheit gelang es, die Bürgerschaft selbst an den Verteidigungsarbeiten zu interessieren und vor allem Nettelbeck auf seine Seite zu ziehen, indem er ihm bestimmte, wichtige Posten, das Einrichten der Überschwemmungen und die Leitung des Feuerlöschwesens verantwortlich übertrug. Daß sich die Bürgerschaft Kolbergs durch ihren Patriotismus 1807 so unvergänglichen Ruhm erwarb, hat sie zum großen Teil der klugen Persönlichkeit Gneisenaus zu danken; dessen Verdienst war es, daß der König in einer Kabinettsorder vom 31. Juli 1807 an ihn schreiben konnte: „Ihr kraftvolles und kluges Wirken, sowie das ehrenvolle Benehmen der Kolberger Garnison und der treuen Bürgerschaft wird ihnen gemeinschaftlich in den Annalen der vaterländischen Geschichte in diesen verhängnisvollen Zeiten ein ewiges, unvergeßliches Denkmal stiften."

Die Zahl der Beispiele, daß das Schicksal einer Festung ganz wesentlich durch die Persönlichkeit ihres Kommandanten beeinflußt wurde, ließe sich noch nach Belieben vermehren.

Auch beim Angreifer ist es durchaus nicht ohne Bedeutung, wer an der Spitze steht. Die Rücksicht auf den Fortgang erfolgreicher Tätigkeit des Feldheeres verlangt vom Führer einer Belagerungsarmee, den An-

griff so schnell wie möglich zum Ziele zu führen. Wenn ich im ersten Teile meines Vortrages nur vom Kampfe um gut gebaute und gut verteidigte Festungen gesprochen habe, so treffen doch diese Voraussetzungen nicht in allen Fällen ohne Ausnahme zu. Wo immer sich Schwächen einer Festung zeigen, sei es in der Anlage, in der Zahl der Besatzung, in der Führung der Verteidigung, müssen sie entschlossen durch gewaltsame Unternehmungen ausgenutzt werden, um Teilerfolge oder ganzen Erfolg zu erringen. Es gibt in der Kriegsgeschichte Beispiele genug — ich erinnere an den vorher erwähnten Kampf um Sewastopol —, wo gerade zu Anfang des Krieges günstige Gelegenheiten zu schnellen und durchgreifenden Erfolgen versäumt und die Versäumnis nur durch langwierigen förmlichen Angriff gut gemacht werden konnte. Ein entschlossener Charakter wird eher den notwendigen Entschluß zu fassen wissen als ein bedächtiger Führer. Es wird allerdings nicht immer leicht sein, den Bauzustand der Festung ohne Angriff genau zu erkennen; Erkundungen aus Luftschiffen werden auch hierin vielleicht Erleichterungen gegen früher bringen. Und wir dürfen keinesfalls vergessen, daß ständig gebaute, sturmfreie Werke nicht gestürmt werden können, solange nicht durch ausgiebige Artillerie-Fern- und Pionier-Naharbeit die Sturmfreiheit vernichtet ist.

Außer der Persönlichkeit des Führers spielt auch der Persönlichkeitswert der Truppe eine große Rolle. Führer und Truppe müssen sich ergänzen. Der Kampf um Port Arthur zeigt auch in dieser Beziehung auf beiden Seiten Taten des Heldenmutes, die nur mit größter Bewunderung betrachtet werden können, z. B. in den Augustkämpfen um die Redouten 1 und 2 auf der Nordostfront, in den November- und Dezemberkämpfen um den Hohen Berg. Besonders erwähne ich, daß am Fort II um den Besitz des 70 m langen Hohlganges in der äußeren Grabenmauer der rechten Face, nachdem die Japaner Herren der Grabenwehren geworden waren, noch volle vier Wochen lang gekämpft worden ist. Nicht minder bewundernswert war bei der Belagerung von Straßburg 1870 die Tätigkeit des Hauptmanns Ledebour vom Schlesischen Pionierbataillon Nr. 6. Er hat sich durch rege Erkundungstätigkeit ungemein hervorgetan. Als der Sappenangriff noch 300 m vom Grabenrande entfernt war, erkundete Ledebour persönlich mit wenigen Unteroffizieren und Mannschaften seiner Kompagnie feindliche Minen, deren Eingänge in der äußeren Grabenmauer oberhalb des Wasserspiegels lagen. In mehreren Nächten hintereinander hat sich die kleine Abteilung an einem Tau an der Grabenmauer zu diesen Eingängen hinuntergelassen, die Minen erkundet und die bereits eingebrachten Zündungen und Ladungen beseitigt. Daß die Minen tatsächlich nicht besetzt waren, war von vornherein keineswegs zu vermuten. Einige Nächte später erkundete Hauptmann Ledebour, persönlich durch den Graben schwimmend, die angegriffene Lünette 53. Nicht mit Unrecht

gaben damals seine Leute im Kameradenmunde den Namen „die eiserne Kompagnie Ledebour“ erhalten. Ledebour selbst war vor Straßburg der erste, der mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet wurde.

Daß im Kampfe um Festungen die Persönlichkeiten eine große Rolle spielen, leuchtet ein, wenn man die lange Dauer des Kampfes, die ungeheueren Mühseligkeiten, Entbehrungen und Anstrengungen bedenkt, denen jeder einzelne Mann beim Angreifer wie beim Verteidiger unterworfen ist. Zwar wird vor Festungen nicht durch Monate ohne Unterlaß hart gekämpft. In den Angriffen treten Pausen ein; vor Port Arthur haben sie zeitweise vier Wochen gedauert. Indessen wohl Pausen, aber nie völlige Ruhe. Beim Verteidiger noch weniger als beim Angreifer. Das aber ist es, was die Nerven entkräftet und dem Menschen die Widerstandsfähigkeit in körperlicher wie seelischer Beziehung raubt. Und deshalb sind gerade im Festungskriege an der Spitze und in der Truppe Persönlichkeiten so bitter not, die allen Mühen zum Trotz den Kopf oben behalten und den Willen zum Siegen oder den Willen zum Aushalten immer wieder durchzusetzen imstande sind gegen alle Widerstände, die sich von außen oder in den eigenen Reihen entgegenstellen.

Sorgen wir Offiziere dafür, daß wir auch im Kampfe um Festungen, ob zu höherer oder niederer Führerstellung berufen, stets die volle Kraft unserer ganzen Persönlichkeit einsetzen, und daß wir durch unser Beispiel die Truppe mit fortreißen zu Taten, wie wir uns ihrer in unserer eigenen Heeresgeschichte rühmen dürfen, und wie wir sie bei anderen Armeen beobachten.

Die Anleitung für den Kampf um Festungen verlangt von den Führern im Festungskriege, daß „sie schnell und ohne Schwanken zu handeln verstehen, zur Erreichung ihres Zweckes jedes Hilfsmittel rücksichtslos ausnutzen und sich stets bewußt bleiben, daß der Geist wagemutiger Offensive nicht nur beim Angriff, sondern auch bei der Verteidigung der beste Bürge für den Erfolg bleibt“.

Vergessen wir aber nicht, daß gerade in den heutigen verwickelten und vielseitigen Kampfverhältnissen des Festungskrieges der persönliche Mut allein nicht ausreicht, daß vielmehr auch die Kenntnis der besonderen Kampfbedingungen unerläßlich ist.



Die Badischen Truppen in Spanien
in den Jahren 1808 bis 1814*).

Von
Professor **Karl Lang**.

Hundert Jahre sind verronnen seit den Tagen unsrer tiefsten nationalen Schmach, da Deutschlands Söhne in jahrelangen, gewaltigen Kämpfen fast unter allen Himmelsstrichen des Erdteils für ein fremdes Volk ihr Blut verspritzten, verachtet vom Bundesgenossen, vom Feind als Schergen des Unterdrückers mit tödlichem Hasse bekämpft. Unter ihnen räumte die Kugel des Tirolers wie der Dolch und das Gift des Spaniers, die Lanze des Kasaken wie die Kolben Preußischer Landwehren auf, mehr aber noch die Schrecken des nordischen Winters und die Fieberglut der Spanischen Sonne.

Zu den beklagenswertesten Truppenteilen des Rheinbundes gehört das Infanterieregiment, welches das junge Großherzogtum Baden in den mit dem Jahre 1808 einsetzenden Krieg auf der Pyrenäenhalbinsel entsenden mußte.

Durch das Intrigenspiel von Bayonne hatte Napoleon die heruntergekommene Bourbonische Dynastie vom Spanischen Throne gestoßen und seinen ältesten Bruder Josef zum König von Spanien erhoben.

Allein mannhafter als König Karl und sein Sohn Ferdinand verhielt sich die Spanische Nation, die, unterstützt von England und Portugal, in flammender Begeisterung und nachhaltiger Zähigkeit den Kampf mit der aufgezwungenen Fremdherrschaft aufnahm und bis aufs Messer führte.

So begann der sieben schauerliche Jahre sich hinschleppende Krieg auf der Peninsula,[1]) der mit seinem nahezu unentwirrbaren Chaos von Kämpfen zu den denkwürdigsten geschichtlichen Erscheinungen gehört, es begann der Krieg, in dem die korsische Weltherrschaft die Wunde erhielt, an der sie verbluten sollte. „Wenn der Krieg auf der Spanischen Halbinsel andauert, ist Europa gerettet", prophezeite zu Beginn des Kampfes Wellesley, der spätere Herzog von Wellington. Und noch auf St. Helena

*) Zuerst erschienen als Beilage zu dem Programm des Großherzoglichen Gymnasiums zu Karlsruhe für das Schuljahr 1909/10.

[1]) Bis zur Stunde fehlt eine neuzeitliche Deutsche Geschichte dieses Krieges.



entfuhr Napoleon einst die Äußerung: „Dieser unglückliche Krieg hat meinen Untergang bereitet, hat meine Macht zerteilt, meine Verlegenheiten vervielfältigt".

Am 24. August 1808 überschritt ein aus zwei Bataillonen der Infanterieregimenter Nr. 3 und 4 für die Dauer des Krieges zusammengestelltes Infanterieregiment (46 Offiziere, 1687 Mann) mit einer Batterie[2]) (6 Kanonen, 2 Haubitzen, 205 Mann) unter Oberst Heinrich v. Porbeck bei Kehl den Rhein.

Über Metz, wo das Regiment der Munitionseinheitlichkeit[3]) halber Französische Gewehre empfing, ging der Marsch nach Orleans. Hier trat es nach eingehender Inspektion am 15. September in den Verband der buntscheckigen Deutsch-Holländischen Division Leval des unter Lefebvre, dem Herzog von Danzig, stehenden 4. Armeekorps.

Die Deutsch-Holländische Division gliederte sich in:

1. Brigade. Oberst v. Porbeck (Baden). Infanterieregiment Baden Nr. 4, Infanterieregiment Nassau Nr. 2 (das heutige Infanterieregiment Nr. 88), Batterie Baden.

2. Brigade. General Chassé (Holland). Infanterieregiment Holland, Holländisches Husarenregiment Nr. 3, eine reitende Holländische Batterie.

3. Brigade. General Grandjean (Frankreich). Ein Bataillon Pariser Garde, Bataillon Frankfurt, Infanterieregiment Hessen-Darmstadt, eine halbe Hessische Batterie. Die Division zählte etwa 10000 Mann ausgesuchter Truppen.

Nach einem sechswöchigen, durch Manöver und Besichtigungen belebten Marsch durch das gastlich schöne Frankreich betrat das Korps am 13. Oktober nachts von der Bidassoa herkommend beim Pyrenäenstädtchen Irun den Spanischen Boden. Waren auch die Gedanken der Einmarschierenden sehr gedrückt, so ahnte wohl keiner, daß nur wenige von ihnen das Vaterland wiedersehen sollten.

Wie lagen zu dieser Zeit die militärischen Dinge auf der Halbinsel?

Nach der Kapitulation der beiden Französischen Korps unter Dupont und Junot in Asturien bzw. in Portugal waren die Französischen Streitkräfte von den Spanischen Nationalhelden Palafox und La Romana, die noch durch Englisch-Portugiesische Truppen Unterstützung fanden, hinter die Ebrolinie zurückgedrängt worden. Hier aber schwollen sie im Oktober

---

[2]) Die hervorragenden Taten der von Hauptmann v. Lassolaye geführten Batterie können in unsrer knappen Darstellung nicht, wie sie verdienten, gewürdigt werden, da dieser Truppenteil meist nicht mit dem Infanterieregiment zusammen kämpfte, sondern von der Französischen Führung oft nach Bedarf oder Laune ganz oder teilweise andern Truppenverbänden zugeteilt wurde.

[3]) Das kombinierte Regiment war mit Schmalkaldischen, Preußischen und Österreichischen Gewehren versehen.

1808 durch Verstärkungen unter den tüchtigsten Marschällen wie Ney, Soult, Victor, Mortier, Lefebvre u. a. mächtig an. Der Kaiser selbst traf im Hauptquartier in Vitoria ein, um die Leitung der verfahrenen Operationen persönlich in die Hand zu nehmen und den Feldzug, wie Thiers sagt, „par un de ces coups de tonnerre qui l'avaient amené en vainqueur à Vienne et à Berlin" zu endigen. Seine Anwesenheit kennzeichnet die erste Epoche des unentwirrbaren Durcheinanders dieses Völkerbrandes.

Bei der alsbald beginnenden Offensive bildete das Korps Lefebvre den rechten Flügel der Französischen Aufstellung vom oberen Ebro bis hinüber zum Golf von Biscaya, und gar bald bekamen unsere Landsleute in der verlassenen, wegelosen, wildzerklüfteten Gebirgswelt Asturiens und Kantabriens auf entbehrungsreichen Märschen und in schweren Gebirgskämpfen wie am Paß von Durango, bei Zornosa, Balmaceda und Espinosa einen Vorgeschmack des ihrer harrenden Leidensganges.

Auf die spannenden Einzelheiten dieser oft an das Südwestafrikanische Ringen gemahnenden Einmarschkämpfe, die namentlich in den Erinnerungen des Majors Grolmann, des später in Wilna verstorbenen Begleiters des Grafen Hochberg, in leuchtenden Farben geschildert sind, näher einzugehen, verbietet die Beschränktheit des verfügbaren Raumes, wie ich überhaupt aus der Überfülle der Ereignisse dieses Völkerkampfes nur die wichtigsten derjenigen streifen kann, an denen unsere Landsleute Anteil hatten.

Schon in diesem Stadium zeigte sich der dem Kriege anhaftende Zug der Wildheit und Grausamkeit, insofern der größte Teil der Verluste auf Meuchelmord entfiel. So schwoll schon im ersten Jahre der gegenseitige Haß ins Ungeheure.

Zerlumpt, barfuß, abgezehrt kamen die Deutschen nach zwölf Gewaltmärschen vor Madrid an. Hier erst erfuhren sie von dem unaufhaltsamen Siegeszug der Hauptarmee unter dem Kaiser.[1]) In glänzender Heerschau, die mit fieberhafter Spannung erwartet wurde — wollte doch eine Revue vor dem Kaiser mehr bedeuten als eine Schlacht —, durften sie unter den Mauern der feindlichen Hauptstadt dem Imperator ihr „Vivat" entgegenrufen, allerdings ohne zu ahnen, daß es ein „Ave Caesar" sein sollte. Trotz ihres abgerissenen Aussehens war der Kaiser mit Haltung und Ausbildung der Deutschen zufrieden und verlieh dem Regiment Baden zehn Kreuze der Ehrenlegion.

Für die nächste Zeit bildeten die Deutschen Regimenter gewissermaßen als Garde des Königs Josef die Garnison von Madrid. In den

[1]) Schlacht am Paß von Somosierra in der Sierra de Guadarama (30. November 1808).



kalten, öden Steinhallen des gefängnisartigen Schlosses Buen Retiro schlecht untergebracht und noch schlechter verpflegt, hatte das Regiment Baden einen aufreibenden Garnisondienst zu bestehen und verlor gleich den übrigen Regimentern Tag für Tag Mannschaften, die entweder auf Posten oder in den Straßen ermordet wurden: bezifferte sich doch der tägliche Abgang der Garnison durch Meuchelmord auf 30 bis 40 Mann.

Mit begreiflichem Jubel verließ daher die Deutsche Division am 13. Januar 1809 die unheimliche Stadt, um nach dem Tajo abzurücken. Sie sollte in ihr ruhm- und schlachtenreichstes Jahr eintreten.

Aber auch fernerhin verfolgte sie das Gespenst des Mordes in seiner schrecklichsten Gestalt. Es kam vor, daß Soldaten bei lebendigem Leibe Augen und Nägel ausgerissen wurden, daß sie Glied um Glied verstümmelt, ja daß schon beerdigte Mannschaften und Offiziere von den rachetollen Spaniern ausgegraben und aufgehängt wurden.

25 Hessische Reiter, die nach dem Städtchen Arenas in der Sierra Guadarama geschickt worden waren, wurden von der Bevölkerung mit allen Zeichen der Gastfreundschaft aufgenommen, in der Nacht aber auf kannibalische Weise umgebracht. Nur einer der Leute, der gerade von einem Ordonnanzritte zurückkehrte, vermochte noch rechtzeitig das Pferd herumzuwerfen und die grausige Tat in Madrid zu melden.

Mit wohlüberlegter Berechnung beorderte die Heeresleitung in der Hauptsache die Deutschen zur Rache des vergossenen Blutes. Was nicht in dem Mitleid der Offiziere und Mannschaften Schutz fand, wurde hingemordet, die Stadt selbst in furchtbarer nächtlicher Feuersbrunst in Schutt und Asche gelegt.

Nach dieser Henkersarbeit traf die Deutsche Division todmüde wieder am mittleren Tajo ein. Hier trat sie unter den Befehl des Marschalls Victor, dem die Aufgabe zugewiesen war, den Feind vom südlichen Tajo-Ufer zu verjagen.

Nur der in tiefeingeschnittenem Felsenbett brausende Fluß trennte die beiderseitigen Heere. Doch war eine Offensive nach Süden, nach dem Guadiana zu, ausgeschlossen, solange man nicht die in kühnem Bogen den Mittellauf des Tajo überspringende Brücke bei Almaraz, ein Kunstwerk des 16. Jahrhunderts, in Händen hatte und damit auch der Kavallerie, Artillerie und den Trainkolonnen den Uferwechsel ermöglichte; denn über den Fluß konnte außer bei Almaraz auch nicht das leichteste Fuhrwerk mitgenommen werden. Angesichts der Ergebnislosigkeit aller frontalen Angriffe, die viel Deutsches Blut kosteten, faßte Marschall Victor den tollkühnen Entschluß, lediglich mit der auf 3400 Gewehre zusammengeschmolzenen Deutschen Infanterie ohne alle Artillerie, ohne Bagage, nur mit einem von der Truppe getragenen viertägigen Zwiebackvorrat versehen, weit oberhalb bei Talavera den Fluß zu passieren und durch raschen Stoß

von der Seite in dem grandiosen Felsenlabyrinth der Sierra de Guadelupe die feindliche Stellung aufzurollen und so die Passage bei Almaraz zu öffnen. Die Aufgabe wurde Mitte März hauptsächlich von dem unzertrennlichen Schwesterpaare Nassau und Baden mit einem Verlust von 500 Mann in den Gefechten von Meza de Ibor (17. März) und Valdecanas (18. März) glänzend gelöst. Ganz begeistert über seine Deutschen Untergebenen sagte am zweiten Gefechtstage der Französische Divisionsgeneral Leval zum Marschall: „Hier vous avez vu Nassau, aujourd'hui je vous montrerai Baden“. Noch heutigestages trägt das Infanterieregiment Nr. 88 zur Erinnerung an die Tapferkeit seiner Stammtruppe unter anderen den Namen Meza de Ibor in der Helmzier;[5]) dem Badischen Regiment, das sich nicht bis in die Gegenwart fortgesetzt hat, konnte nicht in gleicher Weise gedankt werden.

Jetzt erst galten auch die Deutschen als militärisch gleichwertig neben den Franzosen. Im Tagesbefehl des Marschalls, der die Deutschen Bataillone des öfteren mitten im Gefechte beglückwünscht hatte, heißt es: „Son Excellence se fera un devoir de faire connaître à Sa Majesté l'Empereur et Roi que les troupes de la Confédération du Rhin rivalisent de gloire avec celles de la Grande Armée“.

Der wagehalsige Plan Victors, die Spanier auf dem linken Ufer ohne Artillerie niederzurennen, war geglückt. Zwei Kompagnien Baden unter Hauptmann Krieg v. Hochfelden stellten unter dem Jubel der auf dem Nord-Ufer stehenden Französischen Truppen die unmittelbare Verbindung mit der Brücke her. Die Pforte nach dem Quadiana war eingestoßen und unter fortwährenden Verfolgungskämpfen drängte der Marschall hinter dem fliehenden Feinde her hinein in die herrlichen Ebenen von Estremadura.

Erst am Quadiana bei der Stadt Medellin trat ihm der Spanische General Cuesta mit mehr als doppelter Übermacht entgegen. Der neue Kriegsschauplatz unterschied sich mit seinen fruchtbaren, sanftgewellten Ebenen wesentlich von dem Felsenchaos, in dem die Deutschen sich bisher geschlagen hatten. Trotz der prahlerischen Ankündigung des stolzen Spaniers, er werde dem Französischen Heere bei Medellin das Grab graben, trotz seines Verbotes Pardon zu geben und trotz des Feldgeschreis: „Für Ferdinand VII. Sieg oder Tod!“ — diese Worte trugen die Spanischen Soldaten auch auf rot und gelben Bändern um Arme und Hüte — kam es am 28. März in der ebenso merkwürdigen wie mörderischen Schlacht bei Medellin zur totalen Zertrümmerung des Spanischen Heeres. Das Schicksal des Tages hing von der Haltung der Deutschen Bataillone ab.

[5]) Allerhöchste Kabinettsorder vom 27. Januar 1899. Im Helmband die Aufschrift: Meza de Ibor, Medellin, Belle-Alliance.

Hier bot sich das in der Kriegsgeschichte seltene Bild, daß Infanterie die feindliche Reiterei mit der blanken Waffe angreift und auch wirft. Verschwiegen auch die Französischen Berichte die Tatsache, daß die Deutschen zuerst die feindlichen Linien durchbrachen, so war die Armee selbst doch anderer Ansicht hierüber. Von dem braven Regiment Nassau, fortan nur „die wandelnde Zitadelle" genannt, sagte die öffentliche Stimme: „Nassau a décidé la bataille". Nach der Mindestangabe belief sich die Zahl der Toten auf Spanischer Seite auf 12 000. Der Badische Regimentsadjutant Krieg v. Hochfelden, der den ganzen Krieg in dieser Eigenschaft mitmachte, berichtet in seinen wertvollen Aufzeichnungen, er habe an einem Fleck von 20 Fuß im Geviert 83 Tote gezählt, die schichtweise übereinander lagen.

Da in dem verwüsteten Lande weit und breit keine Einwohner aufzutreiben waren, fiel selbstverständlich der Deutschen Division die Aufgabe zu, das entsetzlich aussehende Schlachtfeld aufzuräumen. Volle acht Tage befanden sich die Truppen buchstäblich unter Toten, welche die glühende Sonne und ungeheuere Regenfälle in rasche Fäulnis übergehen ließen, und einer unabsehbaren Menge von Steinadlern, die der Dunst des Moders aus fernen Strichen herbeigelockt hatte. Schwarz bedeckt war nach den Berichten der Augenzeugen von diesen hungrigen Gästen das Schlachtfeld.

Dies Totengräbergeschäft, der Pesthauch der Verwesung, das den Nordländern ungewohnte Klima mit dem schroffen Wechsel von Hitze und Kälte, Mangel und Strapazen räumten schon jetzt mehr unter den Mannschaften auf als das Schwert des Feindes.

Der an sich glänzende Sieg von Medellin konnte nicht ausgenutzt werden. Zwar hatte am gleichen Tage der Französische General Sebastiani bei Ciudad Real in der Mancha eine andere Spanische Armee in Trümmer geschlagen, zwar fiel endlich, trotz der hartnäckigsten Verteidigung des mutigen Palafox, nach einem Blutopfer von 54 000 Einwohnern Saragossa, das Numantia der Neuzeit, — allein von allen anderen Korps, von Ney in Galicien, von Soult in Portugal u. a. liefen wenig erfreuliche Nachrichten ein.

Schon am 17. Januar hatte der Kaiser in galliger Stimmung und mit Recht um seinen Feldherrnruhm besorgt, das unheimliche Land für immer verlassen; Österreich hatte den Krieg erklärt. Von diesem Augenblicke an sahen sich die Französischen Heere in Spanien wie verlassen. In sieben Gruppen schlugen sich zu Beginn der zweiten Periode der gigantischen Kämpfe die aufeinander eifersüchtigen Marschälle in den verschiedensten Provinzen mit dem meist unfaßbaren, aber doch tollkühnen Gegner. Die Englische Armee mit ihrer kühlen Defensive bildete das Rückgrat des Spanischen Widerstandes, den Kern des immer mehr um sich

greifenden Volksaufstandes. Mitte Mai begann Tajo aufwärts der bedächtige, zielbewußte Vormarsch der Englisch-Portugiesischen Armee Wellingtons, in deren Reihen wir — ein herzzerreißend Bild Deutscher Selbstzerfleischung — die in ihrem Höchststand 16 000 Hannoveraner und Braunschweiger zählende Kerntruppe der Deutschen Legion des Königs von England (Kings German legion) finden.

Der drohenden Abschneidung entzog sich Marschall Victor durch schleunigsten Rückzug auf das nördliche Tajo-Ufer in eine feste Stellung bei Talavera. Nachdem die Deutschen in dieser Gegend für König Josef die Steuern mit dem Bajonett hatten eintreiben dürfen, wurden sie zu Vorstößen in die Sierra Morena verwendet.

Die Strapazen, die hier der Truppen in der von der glühenden Julihitze zur Wüste ausgebrannten Mancha harrten, überboten das bisher dagewesene. Während der vom frühen Morgen bis in die Nacht fortdauernden Märsche erlag der Soldat geradezu der Last des Tornisters, der Munition und Bewaffnung. Selbst die Einwohner, an dies heiße Klima gewöhnt, verbargen sich den Tag über zwischen ihren Mauern, um der unerträglichen Hitze auszuweichen. Speise und Trank mußten weither geholt werden, bei dem Mangel an Holz wurden die Häuser und Möbel der Einwohner als Brennmaterial verwendet. So verließ denn die Truppe jedesmal den Ort ihres Nachtlagers in der größten Verwüstung, verfolgt von den Flüchen der auf die Trümmer ihrer Wohnstätten zurückkehrenden Eingeborenen.

Zunächst forderten ruhrartige Krankheiten unter den nordischen Hilfsvölkern der Franzosen Opfer, später gesellten sich weitere Krankheiten dazu und besonders Heimweh. „Wer von diesem Übel befallen wird," sagt ein rheinbündischer Regimentsarzt, „findet meistens seinen Tod." Es riß eine Sterblichkeit ein, die nur als ein Ringen der unglücklichen Regimenter mit dem Tode in seiner häßlichsten Gestalt bezeichnet werden kann. Es war höchste Zeit, daß am 6. Juni 1809 in Oropeza beim Regiment ein Ersatzbataillon von 700 Mann aus der Heimat eintraf.

Am 17. Juli 1809 vollzog Wellington, die Verzettelung der Französischen Streitkräfte ausnutzend, seine Vereinigung mit der neuen Spanischen Armee Cuestas, der sich übrigens in seinem Stolze nicht oder nur mäßig um die Anordnungen des lästigen Engländers kümmerte, und ging auf das in der Nähe von Toledo am Tajo gelegene Talavera los, wo König Josef sämtliche im Süden stehende Korps zum Gegenstoß, zum Schutze seiner bedrohten Hauptstadt zusammenzog, während Marschall Soult mit den drei Nordkorps von Salamanca her gegen die rückwärtigen Verbindungen der Engländer wirken sollte.

Am 27. Juli erfolgte der Französische Angriff. Ein glühender Sommertag lag bleischwer auf den in Schweiß gebadeten Heeren. Trotz



verzweifelten Sturmlaufens gegen den in furchtbarer Position, auf verschanzten Weinbergen und in verhauenen Olivenwaldungen mit Zähigkeit sich wehrenden Britisch-Deutschen Gegner blieb der Sieg den Französischen Fahnen versagt. 15 000 Mann und 20 Geschütze ließ das Heer auf dem Schlachtfelde liegen. Die Rheinbunddivision stand als Teil des 4. Korps im Zentrum der Französischen Aufstellung. Die tragische Fügung der Weltgeschichte führte die Regimenter Baden, Hessen, Nassau, Frankfurt und Holland gegen die Deutsche Division der Engländer. Gräßlich wütete der Kampf Deutscher gegen Deutsche auf Spanischem Boden. Die Rheinbunddivision bezahlte ihren Opfermut mit einem Verluste von 1000 Mann bei einer Gesamtstärke von 3100 Köpfen.

Schwer traf dieser Tag das Regiment Baden: es verlor seinen allgemein geliebten Oberst v. Porbeck, den Vater des Regiments. Gleich zu Beginn der Schlacht wurde ihm wie allen berittenen Offizieren das Pferd unterm Leib erschossen. Er bestieg ein zweites und sprengte zur Pflicht mahnend an der Front seiner Tapferen entlang, als er samt dem Pferde von einem Kartätschenschuß zu Boden geschmettert wurde. Mit ihm fiel die ganze Fahnensektion, das Feldzeichen zersplitterte in Stücke. Eine Kugel hatte dem Oberst durch die Mitte seines Kommandeurkreuzes die Brust zerrissen. Drei Tage nach seinem Tode kam aus der Heimat die Nachricht von seiner Zurückberufung und Beförderung zum Generaladjutanten des Großherzogs. Mit des Oberst Tod brach auch die Angriffskraft des Regiments zusammen, es flutete unter grausamen Verlusten zurück. Es blieben tot 4 Offiziere und 80 Mann, verwundet wurden 10 Offiziere und 300 Mann. Die Hälfte des Bestandes lag am Boden.

Engländer und Franzosen behaupteten, allerdings beide bis zur Kraftlosigkeit ermattet, das Schlachtfeld. Doch sprach schließlich der Erfolg zugunsten der letzteren, insofern der Englische Führer, der durch diese Schlacht den Titel eines Herzogs von Wellington erlangte, infolge der Einwirkung der herannahenden Französischen Nordarmee unter Soult unter Preisgabe von Tausenden von Verwundeten den Rückzug auf die Quadianafestung Badajoz antreten mußte.

Unbeirrt durch diese Gestaltung der Lage suchte eine Spanische Armee unter General Venegas, auf eigene Faust operierend, von Südosten, von der Sierra Morena her, Madrid zu befreien. Sofort sehen wir die durch besondere Order in eine Rheinbunddivision (division de la confédération du Rhin) umgetaufte Deutsche Division und die Polen als Avantgarde des Französischen Heeres gegen den neuen Gegner in Marsch gesetzt, hinein in die den Truppen nur zu bekannte Mancha. Bei Almonacid, in der Provinz Toledo, war es, wo am 11. August 1809 in der Krisis der Schlacht die Polen, dann aber vor allen andern Deutschen Truppenteilen Regiment Baden, geführt von seinem neuen

Oberst Hennig, unter den Glückwünschen des Königs Josef den Waffengang zu einem Französischen Siege stempelten.

Doch blieb die Schlacht von Almonacid so wirkungslos, wie die von Medellin und Talavera. In Quartieren bei Toledo untergebracht, konnte sich die rheinische Bundesdivision nach den vielen Strapazen in herrlicher Gegend an reichlichen Vorräten an Wein, Fleisch, Brot, Gemüsen und südlichem Obst erholen. Aber nur zu bald setzten wieder die end- und zwecklosen Kreuz- und Quermärsche ein verbunden mit aufreibendem Vorpostendienst und nervenzerrüttenden Gefechten gegen die immer dreister und erfolgreicher zwischen Tajo und Sierra Morena auftretenden Guerillabanden.

In der Nacht vom 21. auf den 22. August wurden zwei Kompagnien, eine Nassauische und eine Badische, letztere unter Hauptmann v. Froben, an seichten Tajo-Furten, die sie bewachen sollten, von einem 2000 Mann starken Spanischen Streifkorps überwältigt und gefangen.

Zum letzten Male für einige Jahre sollten unsere Landsleute im Herbste des Jahres einem regulären Gegner in offener, ehrlicher Feldschlacht ins Auge blicken.

Schon im November setzte eine neue Spanische, unter Ariezaga in der Mancha und Estremadura auftretende Armee alles daran, Madrid zu erreichen. Unweit des Tajo, in den weiten Ebenen von Ocana, ereilte sie das Schicksal ihrer Vorgängerin. Wie gewöhnlich hatten die Deutschen die wohlfeile Ehre und Gefahr des ersten Angriffs, und wiederum fiel der Erfolg den Franzosen zu, nicht zum wenigsten dank der wütenden Eifersucht der Deutschen und Slawischen Regimenter.

Wie ein Donnerschlag traf die kaum noch 2500 Bajonette zählende Rheinbunddivision der Befehl des Oberkommandos, die 15 000 Gefangenen der Schlacht durch das vom Aufstand rasende Land nach Bayonne zu eskortieren. Was das sagen wollte, darüber war sich der geringste Soldat klar. Um die Zahl der Guerillas nicht zu vermehren, gab die Heeresleitung den ungeheuerlichen Befehl aus, die Gefangenen, die unterwegs nicht weiter könnten, erschießen zu lassen. Es blieb somit den Kommandeuren der Deutschen Regimenter, deren Gefühl sich gegen die Ausführung der grausamen Anordnung sträubte, nichts übrig, als den Befehl auszugeben und dann, ohne umzusehen, an der Spitze der Kolonne weiterzugehen. Vier volle Wochen wurde in drei Staffeln bei schrecklicher Witterung durch Gebirge und Schluchten über Segovia, Valladolid, Burgos, Vitoria nach Bayonne rastlos marschiert. Nach allen Berichten muß das Elend unter den Gefangenen grenzenlos gewesen sein. Mit List, Bestechung und Gewalt suchte das Spanische Volk seine unglücklichen Landsleute zu befreien. Wiewohl viele der vor Erschöpfung auf der Straße zusammengebrochenen Gefangenen auf die Packtiere der Deutschen geladen,

ja von den Mannschaften selbst getragen wurden, zogen sich nichtsdestoweniger unsere Landsleute, die bisher nicht so allgemein wie die Franzosen gehaßt wurden, gerade durch diesen traurigen Transport die gleiche Abneigung der Spanier zu. Es wurde in den folgenden Jahren einem Deutschen so wenig Pardon gegeben wie einem Franzosen.

Am Ablieferungsort Bayonne übernahm der kurz vorher aus Karlsruhe eingetroffene General v. Neuenstein das Kommando über das Regiment Baden. Ein damals ebenfalls aus der Heimat anlangender Badischer Artillerieoffizier erzählt uns in seinen Aufzeichnungen, einen wie kriegerischen Eindruck das Regiment mit seinem jungen, abgehärteten Offizierkorps und den vielen prächtigen Soldatengestalten unter den Unteroffizieren und Mannschaften erweckt habe.[6])

Mit dem Jahre 1810 beginnt die glänzendste Zeit der Französischen Waffen. Keine Spanische Armee hielt mehr das freie Feld. Die Englische Energie schien sich in starre Untätigkeit verwandelt zu haben. Die Franzosen überstiegen die Sierra Morena. Cordova, Sevilla, Granada wurden genommen, nur Valencia und Cadix leisteten Widerstand. Ney und Mortier gingen gegen die Einfallstore nach Portugal Ciudad Rodrigo und Badajoz vor.

Das Regiment Baden trat wie die andern Teile der rheinischen Bundesdivision in eine drei lange Jahre dauernde Periode ein, in der es meist in den Provinzen Toledo, Mancha und Kastilien in kleine Abteilungen verzettelt auf Etappe, bei Eskorten und im Kleinkrieg mit den zahlreichen, trefflich bewaffneten, ortskundigen Guerillabanden ohne Aussicht auf Belohnung und Auszeichnung langsam verblutete.

Bezeichnend für das Selbstgefühl der Guerillas und den von ihnen ausgeübten Terrorismus ist das Dekret, welches der berühmte Bandenführer Mina, „der König der kastilischen Berge", im Jahre 1810 erließ:[7]) „Ich erkläre den Krieg auf Tod und Leben allen Französischen Offizieren, Soldaten und deren Kaiser. Jeder Offizier und Soldat, der mit oder ohne Waffen in der Hand gefangen wird, sei es im Kampfe oder anderwärts im Lande, wird an der Landstraße in Uniform gehangen, und man wird dessen Namen und Regiment auf seinen Körper heften. Wer sich herausnimmt, diesen Erlaß zu kritisieren, wird erschossen. Wer die Partei solcher Verurteilten nimmt, wird mit acht Jahren Eisen bestraft. Dieser Erlaß muß alle 14 Tage in den Kirchen verlesen werden — wer sich weigert, dies zu tun, wird, ob Priester, Richter oder Notar, innerhalb 24 Stunden militärisch gerichtet."

---

[6]) Weech, Badische Truppen in Spanien 1810—1813.

[7]) Bernays, Schicksale des Großherzogtums Frankfurt und seiner Truppen. S. 143. Berlin 1882.

Schon im Januar 1810 übernahm das Regiment an der großen, von Valladolid nach Madrid führenden und von Tausenden von tollkühnen Guerillas umschwärmten Heerstraße Etappendienst.

Gewöhnlich lag ein Hauptmann mit seiner Kompagnie in einem Dorfe. Alles wurde in ein freistehendes Haus gelegt, ein Graben wurde darum gezogen, ein Erdaufwurf mit Palisaden, Schießscharten und einer Fallbrücke hergestellt. Gleichzeitig versah man sich mit Lebensmitteln und sonstigem Bedarf. Auf den Kirchturm stellte der Hauptmann einen Doppelposten, der die ganze Gegend beobachten mußte. Selbst diese Schildwachen wurden wieder eingeschlossen, damit sie nicht von den Bauern umgebracht werden konnten. So lebte der Offizier mit seiner Abteilung wie in einem Gefängnis, fern von jeder Hilfe, im besten Falle tödlicher Langeweile ausgesetzt. Jeder der durchschnittlich 25 bis 30 km voneinander entfernt liegenden Stationen waren die nächsten Ortschaften zur Lieferung zugeteilt. Aber die Bauern brachten selten das vom Gouvernement Vorgeschriebene, und hatte der Offizier strengen Dienst, so war es ihm unmöglich, eine Beitreibung zu bewirken, was die Bevölkerung nur zu gut wußte. Wollte er mit seinen Leuten nicht verhungern, so mußte er eben nachts mit einer kleinen Abteilung ins nächste Dorf rücken, den Pfarrer oder Alkalden aufheben und so lange einsperren, bis die Bauern das Rückständige lieferten. Bei der Eskortierung der zahllosen Kuriere, von zurückkehrenden oder ankommenden Generalen, von Wagenkolonnen mit Verwundeten und Rekonvaleszenten u. a. mußte mit größter Vorsicht und unter Anspannung aller Nerven vorgegangen werden. Namentlich durfte sich die Truppe nicht verschießen, sonst war ihr Schicksal besiegelt.

So wurde, um aus der unermeßlichen Reihe von Scharmützeln, Überfällen und Verfolgungen nur einige Beispiele herauszuheben, am 15. Mai 1810 Leutnant Heres mit 50 Mann von einer 400 Köpfe starken Bande bis auf den letzten Mann niedergehauen.

Noch im selben Monat wurden 96 Mann unter Leutnant v. Holzing im Rathaus des Ortes Lillo[8]) von einer durch die Bürger herbeigeholten 1500 Mann zählenden Guerilla in der Nacht angegriffen. Nach dreimaliger erfolgloser Aufforderung zur Übergabe steckte diese das Gebäude in Brand. Holzing suchte sich nun mit dem Bajonett durchzuschlagen. Allein ein Offizier und nahezu die ganze Abteilung gingen dabei zugrunde, der schwer verwundete Führer Holzing selbst wurde unter grausamer Behandlung nach Alicante in den Kerker geschleppt und sah erst nach vier qualvollen Jahren das Regiment wieder.

Doch nicht alle Kämpfe führten zur Vernichtung. So erwehrte sich z. B. Leutnant Bayer mit nur 28 Soldaten in seiner Station, einer ver-

[8]) In der Provinz Mancha.

schanzten Kirche, einer 800 Köpfe starken Guerillabande, allerdings mit einer Einbuße von 20 Mann.

Kranke und Verwundete verschmachteten auf den Staionen, aber auch in den Spitälern. Überall mangelte es an Aufsicht und Sorgfalt. Die Gouverneure suchten sich nur zu bereichern. Fielen die Armen den Guerillas in die Hände, dann war meist grausamer Tod ihr Los. Die sich immer wiederholenden Scheußlichkeiten riefen unter den beklagenswerten Truppen eine solche Rachewut hervor, daß jeder Brigant, der ihnen in die Finger geriet, sonder Schonung niedergemacht oder am nächsten Baume aufgeknüpft wurde, zu welchem Ende auch die Zimmerleute der Truppe, denen dies Geschäft oblag, stets eine gehörige Portion Stricke im Tornister bei sich trugen.

Im Juni 1810 traf der zweite und letzte Ersatztransport von 658 Mann beim Regiment ein; er reichte aber bei weitem nicht zur Deckung des Abganges an altgedienten Mannschaften aus.

Unter gleich traurigen Verhältnissen kämpfte man sich durch das Jahr 1811 hindurch. Die ungeheure, nicht endende Anspannung schlug in Erschlaffung um. Eine unheimliche Gleichgültigkeit gegen den Tod griff Platz. Man schlug sich, wie immer, brav, aber ohne Schwung. Zudem existierte damals die rheinische Bundesdivision nur noch dem Namen nach. Das Regiment Holland war abmarschiert; die Mannschaften wurden infolge der Einverleibung Hollands auf die Französischen Regimenter verteilt. Das wackere, unglückliche Regiment Hessen-Darmstadt war nach Badajoz, das am 11. März durch Kapitulation an die Franzosen gekommen war, abgezogen, wo es später beim Sturm der Engländer zugrunde ging. Für Teile der arg zusammengeschwundenen Division bildete eine Erkundung großen Stils gegen die Festung Valencia eine willkommene Abwechslung. Doch bevor noch die von General v. Neuenstein geführte Kolonne der Badener und Frankfurter vor Valencia anlangte, hatte sich die wichtige Seefestung mit 20 000 Mann dem tüchtigen Marschall Suchet ergeben (9. Januar 1812). Immerhin hatten die Deutschen auf diesem Zuge das Glück, die Bande Francisquetes, des blutdürstigsten aller Spanischen Guerillaführer, durch Überfall zu dezimieren und den Führer zu töten.[9])

Bei einem zweiten im Januar 1812 gegen die andere Mittelmeerfestung Alicante unternommenen, aber fehlgeschlagenen Handstreich erreichte unser Regiment in dem schönen, doch damals von der Seuche des gelben Fiebers durchwüteten Murcia[10]) seinen südlichsten Punkt auf der Halbinsel.

---

[9]) Größere Gefechte der Badener unter General v. Neuenstein bei Alcazar San Juan, Toboso, Templeque, Villafranca, Herencia, Orgaz und Tomilloso.

[10]) In der Stadt Murcia allein starben im Sommer 18 000 Menschen am gelben Fieber.

Mit dem Jahre 1812 wurde die dritte Periode der Spanischen Kämpfe eingeleitet, ein völliger Umschwung der Dinge trat ein. Das Glück der Französischen Heere schwand. Schuld daran waren die rücksichtslose Ausnutzung der Truppen,[11]) die Eifersucht und Uneinigkeit der Marschälle, die mit äußerster Vorsicht gepaarte Beharrlichkeit des eisernen Herzogs, der „avec l'acharnement de la mouche chassée" kämpfte, vor allem aber die schwerwiegenden Vorgänge im Norden Europas und die damit verbundene ständige Verminderung der in Spanien stehenden Korps durch Napoleon.

Der Vorteil der Eroberung von Valencia wurde reichlich wettgemacht durch die Wegnahme der für die großen Operationen so bedeutungsvollen Spanisch-Portugiesischen Grenzfestungen Badajoz und Ciudad Rodrigo durch die Engländer und durch die vernichtende Niederlage, die Marschall Marmont am 22. Juli auf den Arapilen bei Salamanca durch Wellington erlitt. Josef, der Schattenkönig, wollte dem bedrängten Marschall mit seiner Armee, der sogenannten Armee des Zentrums, bei der seine Befehle allein noch Geltung hatten, in Eilmärschen Hilfe bringen. Unterwegs aber erfuhr er von Marmonts Unglück und beschloß, auf eigene Rettung bedacht, Madrid zu räumen und durch Abmarsch nach Osten die Vereinigung mit dem nur langsam und widerwillig aus Andalusien heraufrückenden Marschall Soult herzustellen. Der Rückzug ging durch die Mancha in der Richtung auf Valencia. Der Rheinbunddivision wurde dabei die Ehre zuteil, den aus 3000 Kutschen und Wagen bestehenden Troß des Hofstaates des flüchtenden Königs zu decken. Die Wagenkolonne nahm, selbst wenn sie aufgeschlossen fuhr, eine Strecke von vier Wegstunden ein. Bei versengendem Sonnenbrand wälzte sich die endlose Karawane durch die Mancha hindurch. Die Deutsche Infanterie, welche den langen Zug beschloß, fühlte bei dieser Gelegenheit so recht deutlich, wie ungerecht die Franzosen sie behandelten, indem die Regimenter zur Teilung der Strapazen billigerweise hätten abwechseln sollen. Von früh 3 Uhr bis nachts 9 Uhr waren die Truppen unterwegs. Bei jedem Fuhrwerk, das stehen blieb, mußten sie halten und den Konvoi gegen die Guerillaschwärme sichern. Hitze und Staub waren unerträglich. Die sengende Glut der Sonne beförderte in erschreckender Weise die Verwesung der an der Marschstraße massenweise liegenden menschlichen und tierischen Leichen, so daß die Armee dauernd in einem pestilenzialischen Leichengeruche marschierte. Da alle Ortschaften verlassen waren, fehlte es an Nahrung. Dabei herrschte allenthalben Mangel an Wasser, da in dieser Jahreszeit alle Wasserläufe ausgetrocknet waren. Kompagnien mußten oft stunden-

---

[11]) Ende Mai 1812 desertierten 22 Badische Soldaten zur Englisch-Deutschen Legion.

weit voraus und seitwärts hinausgesandt werden, um durch die Guerillas hindurch in Flaschen und Kochgeschirren das köstliche Naß zu holen.

Endlich am 29. August kamen die in ihrem Äußern mehr einer Räuberbande als einer regulären Armee gleichenden Truppen in dem schönen Gartenlande Valencia an und konnten sich nun etwas von der Wüstenfahrt erholen.[12])

Nach der Vereinigung mit dem ungeduldig erwarteten Marschall Soult, der bislang vor den Wällen von Cadix gelegen hatte, schritt König Josef unverzüglich zur Wiedereroberung seiner Hauptstadt, in der er nach Wellingtons überraschendem Rückzug wieder einmal seinen Einzug feierte. Gegen die Engländer herrschte im ganzen Heere ein so tiefer, glühender Haß, daß selbst die kriegsmüden Deutschen Bataillone darauf brannten, die Verluste von Talavera heimzuzahlen. In Gewaltmärschen setzte Soult durch starrende Felsgebirge hindurch hinter den Engländern her, ohne sie zur erlösenden Entscheidungsschlacht stellen zu können. Bei Salamanca brach die Französische Verfolgung in sich zusammen. Das Elend des Heeres hatte bei anhaltenden schweren Regengüssen und völligem Mangel an Lebensmitteln den Höhepunkt erreicht. Die Regimenter hatten auf den Verfolgungsmärschen durchschnittlich 100 Mann eingebüßt. Seit dem Abmarsch von Madrid hatten die Truppen kein Brot mehr gesehen. 14 volle Tage bestand ihre Nahrung aus Eicheln. Der größte Teil des Fußvolks war barfuß. Von der Unmöglichkeit einer weiteren Verfolgung überzeugt, ordnete Soult den Rückmarsch an. Am 30. Dezember traf das Regiment Baden im Standquartier Aranjuez bei Madrid ein, wo es unter Kämpfen mit den Guerillas in das schicksalschwere Jahr 1813 eintrat. Der fünfte Feldzug war zu Ende.

Infolge des Untergangs der großen Armee in den Schneefeldern Rußlands, von dem auch der gemeine Mann im stillen erfuhr, wurden von den in Spanien stehenden Armeekorps mindestens 50 000 Mann zum Teil auf Wagen auf den Deutschen Kriegsschauplatz übergeführt. In demselben Maße, wie so der in Spanien stehenden Armee Kräfte entzogen wurden, erhielten die sich auf ihre festen Ausgangspunkte Ciudad Rodrigo und Badajoz stützenden Englisch-Portugiesisch-Spanischen Heere Verstärkungen. Die gänzliche Räumung Spaniens konnte nur noch eine Frage kurzer Zeit sein. Alle Zurüstungen und Bewegungen der Gegner ließen einen baldigen und umfassenden Angriff erwarten. Frühzeitig ließ König Josef die letzten Steuern und Kontributionen in dem unglücklichen Lande mit Waffengewalt eintreiben, alles Wertvolle wurde eingepackt und sogar die Kunst- und Naturaliensammlung der Spanischen Nation auf Wagen verladen.

[12]) Neun Offiziere und 24 Unteroffiziere gingen über Valencia als Stamm für Neuformationen auf den Deutschen Kriegsschauplatz ab.

Anfang März wurde der Rückzug langsam und staffelweise in der Richtung auf Valladolid angetreten. Von schwerem Kummer gedrückt, verließ Josef seine Hauptstadt, diesmal, um nicht wieder dahin zurückzukehren. Doch erst mit dem Monat Juni 1813 begann der mit bangem Harren erwartete Vorstoß des kalt rechnenden Englischen Führers auf der ganzen Front und als Folge davon Josefs weiterer Rückmarsch auf der großen Straße Valladolid—Burgos nach Vitoria. Unablässig verfolgt und überflügelt ging die Französische Armee am 19. Juni über den Ebro zurück, und unser Regiment betrat wieder den Boden, auf dem es sechs Jahre zuvor die Feuertaufe erhalten hatte.

In denkbar ungünstigstem Gelände, wo er seine treffliche Artillerie und Kavallerie nicht zur Geltung bringen konnte, ließ sich der militärisch unbedeutende Josef am 20. Juni bei Vitoria zur Entscheidungsschlacht zwingen, welche die Trümmer seines Heeres in die Pyrenäen hineinwarf und ihn seine gesamte Artillerie — auch die Badische Batterie büßte dabei ihre Geschütze ein — und Bagage samt den 20 mit Gold beladenen Geldwagen kostete. Mit knapper Not entging er den Fäusten der stürmisch nachsetzenden Braunschweigischen Husaren und rettete von dem ganzen Raube nur, was er auf dem Leibe trug; mußte ihm doch auf dem Rückzuge ein General ein Hemd zum Wechseln geben.

Nur der besonnenen Führung, dem kalten Mute des Generals v. Neuenstein verdankt es das Regiment Baden, daß es, wiewohl von den mit Ruhm sich bedeckenden Hannoverschen und Braunschweigischen Reitern gehetzt, mit einem Verluste von 125 Mann und der Einbuße seiner Artillerie und Bagage davonkam.

Der Rückzug ging, da die Engländer im Besitze der direkten Straße nach Bayonne waren, über Pampeluna in die Pyrenäen hinein. Wie schon an der Beresina Graf Wilhelm v. Hochberg, Karl Friedrichs Sohn, die Ehre gehabt hatte, mit den allein noch Kampfkraft besitzenden Badischen und Hessischen Truppenteilen den Übergang der Trümmer der großen Armee bis zum letzten Augenblicke zu decken, so durften auch jetzt Söhne derselben Deutschen Gaue durch das sagenberühmte Tal von Ronceval hindurch den Rückzug des geschlagenen Heeres gegen den verfolgenden Gegner, wie gegen die fanatischen Gebirgsbewohner sichern.

Zwar rief ein Kaiserlicher Befehl den vom Glücke verlassenen Josef ab, zwar verstand es sein Nachfolger, der nach kurzer Tätigkeit vom nördlichen Kriegstheater wieder zurückgerufene Marschall Soult, durch rastlose Tätigkeit und unerschütterlichen Mut die Teile der geschlagenen Armee noch einmal zusammenzuschweißen und mit neuem Leben zu erfüllen, aber all seinen verzweifelten Anstrengungen, in der Pyrenäenschlacht bei Pampeluna, an dem Wasser der Bidassoa und vor den Wällen Bayonnes das Blatt zum Bessern zu wenden, blieb der Erfolg versagt. An dem Gesamtergebnis des Krieges war nichts mehr zu ändern.

Die Deutschen Bataillone -- Regiment Baden war wegen zu sehr zusammengeschmolzenen Mannschaftsbestandes in ein schwaches Bataillon von etwa 500 Mann formiert worden — nahmen in der Französischen Armeereserve an diesen Kämpfen teil. Im letzten Akte dieses aussichtslosen Würgens war das Bataillon Baden vom Feinde fast umringt. Da strömte gerade im kritischen Augenblick ein sündflutartiger Gewitterregen hernieder, daß man keine drei Schritte weit sah und die Gewehre versagten. Unter rascher Ausnutzung dieses Zufalls stürzte sich die Truppe in die von Wolkenbruch und Meeresflut hochangeschwollene Bidassoa und entging so, bis an den Hals im Wasser watend, unter Verlust von mehreren Ertrunkenen, der Englischen Gefangenschaft.

Am 31. Oktober, früh morgens um 3 Uhr, wurden die Deutschen plötzlich aus der vorderen Linie zurückgenommen. Man traute ihnen nicht mehr, seitdem Nachrichten von Leipzig und Hanau sowie vom Übertritt der Rheinbundfürsten zu den Alliierten eingetroffen waren. Mit bisher nicht gewohnter Aufmerksamkeit behandelte der Marschall den Nassauischen Oberst v. Kruse, der an Stelle des nach Deutschland abberufenen Neuenstein die traurigen Überbleibsel der Rheinbunddivision führte. Eines Tages bemerkte er sogar schmeichelhaft zu ihm: C'est vous, colonel, qui êtes à la tête de mon bataillon sacré, ohne zu ahnen, daß in diesem Moment der tapfere Offizier bereits überlegte, wie er dem geheimen Befehle seines Landesherrn, zu den Engländern überzugehen, nachkommen könne.

Die Gelegenheit dazu bot sich am 13. Dezember. Die Deutschen sollten während eines Gefechtes eine Französische Brigade ablösen. Um 5 Uhr mittags fiel ein Nebel. Rasch entschlossen machten sich Nassau und Frankfurt den günstigen Umstand zu Nutzen und gingen, die mißtrauisch gewordenen Franzosen mit gespanntem Hahn sich vom Leibe haltend, zu den ihnen gerade gegenüber postierten Braunschweigern über, von denen sie mit Begeisterung begrüßt und auf das herzlichste bewillkommnet wurden. Da sie nicht gegen ihre bisherigen Waffenbrüder kämpfen wollten, so wurden sie schon am 14. Dezember auf einige Transportschiffe verladen, um über England nach Hause gebracht zu werden. An der Deutschen Küste aber erlitten sie Schiffbruch, nur die Hälfte von ihnen sah die Heimat wieder.

Das Badische Bataillon, dem kein ähnlicher Befehl von seinem Landesfürsten zugegangen war, und das sich daher Kruses Aufforderung gegenüber ablehnend verhalten hatte, mußte für seine Hessischen Landsleute bitter büßen. Es wurde sofort zurückgenommen und auf Befehl des über die Maßen aufgebrachten Soult vor Bayonne in einem Ring von drei Infanterieregimentern und schußbereiter Artillerie in brutaler Weise entwaffnet und für kriegsgefangen erklärt. Die Mannschaften verstanden erst gar nicht, was man von ihnen wollte. Als ihnen aber der Sinn

der Aufforderung furchtbar aufging, schlugen sie in wilder Wut ihre Gewehre, mit denen sie in langen schrecklichen Jahren für Französische „gloire“ gestritten hatten, in Stücke und warfen sie den Franzosen vor die Füße. Sogar die Musikbande des Bataillons, die in so mancher Schlacht das angreifende Regiment mit den Klängen des Sturmmarsches begleitet hatte, mußte ihre Instrumente hergeben.

Nach einiger Zeit wurde das Bataillon kriegsgefangen in das Innere Frankreichs abgeführt. In Bordeaux trennte man Offiziere und Mannschaften. Erstere gingen nach Mortagne in der Normandie ab, letztere brachte man in Bourg unter. Hier blieben sie in Gefangenschaft, bis sie der erste Pariser Friede der Freiheit und Heimat wiedergab (Mai 1814).

Dies sind in großen Strichen die Schicksale des Regiments Baden in den Jahren 1808 bis 1814. Die 1808 10 000 Mann ausgesuchter Truppen zählende Rheinbunddivision war beinahe ganz aufgerieben worden. Zweimal hatten Badische Ersatzbataillone von rund je 700 Mann die Pyrenäen überschritten, und doch war 1814 nur eine ausgebrannte Schlacke übrig. Dem „erhabenen Protektor“ des Rheinbundes hatte das Infanterieregiment, von der Batterie ganz abgesehen, ein Blutopfer von mehr als 3000 Mannschaften an Gefallenen, in Spitälern Gestorbenen, durch Meuchelmord Getöteten, Vermißten und Verkrüppelten dargebracht. Vom Offizierkorps allein liegen 24 in Spanischer Erde begraben. 4 wurden verstümmelt, 3 gerieten in Gefangenschaft, fast alle andern hatten Wunden erlitten. Gar mancher von ihnen starb noch in der Heimat an den Folgen der Verwundung oder Entkräftung.

Mögen diese Zeilen die Erinnerung an das Leiden und Sterben dieser Braven, an die Tragik ihres Kämpfens, von der kein Denkmal spricht, in ihren Nachkommen wieder wachrufen und sie stärken in dem Bestreben, das Errungene festzuhalten und zu mehren.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68–71

Wellingtons Operationen
von Vitoria bis Toulouse 1813/14.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 15. März 1911

von

Schwertfeger,

Major im Königlich Sächsischen Generalstabe, kommandiert zum Großen Generalstabe, Lehrer an der Kriegsakademie.

Mit einer Skizze.

Es war am 1. Juli, in den Tagen des Waffenstillstandes zu Dresden. Napoleon stand im Begriff, die Sächsische Hauptstadt zu verlassen, um einige Festungen an der mittleren Elbe aufzusuchen und so den voraussichtlichen Kriegsschauplatz seiner künftigen Operationen im voraus kennen zu lernen. Da erreichte ihn die Nachricht, daß sein Bruder Joseph, seit 1808 König von Spanien, in der Schlacht bei Vitoria am 21. Juni 1813 entscheidend geschlagen und zum Rückzuge gegen die Französische Grenze gezwungen worden sei.[1])

Napoleons Zorn kannte keine Grenzen. Für ihn bedeutete die Niederlage seines Bruders Joseph bei Vitoria den völligen Verlust des Königreiches Spanien. Seit dem Jahre 1808, wo der Kaiser durch das Ränkespiel von Bayonne die Bourbonische Dynastie vom Spanischen Königsthrone gestoßen hatte, waren Jahr für Jahr Hunderttausende seiner besten Soldaten auf der Pyrenäischen Halbinsel gefesselt gewesen. Trotz seiner Erkenntnis, daß es ihm in Anbetracht der tiefen Erregung der öffentlichen Meinung in Spanien niemals gelingen werde, auf der Halbinsel geordnete Zustände herzustellen und seinem Bruder den ruhigen Besitz der auf so krummen Wegen erlangten Spanischen Krone zu verbürgen -- trotz dieser Erkenntnis hatte er sich selbst nach dem Verlust seiner Großen Armee in Rußland nicht dazu entschließen können, freiwillig seine Heere über die Pyrenäen zurückzurufen. Immer noch hatte ihn die Hoffnung beseelt, daß es seinen bewährten Truppen gelingen müsse, sich gegenüber den

[1]) Vgl. hierzu besonders: A. du Casse, Mémoires et correspondance politique et militaire du Roi Joseph, Paris 1854, Bd. IX, Brief des Königs an Napoleon aus St. Jean-de-Luz vom 27. Juni 1813; ferner die Correspondance de Napoléon Ier und Lecestre, Lettres inédites de Napoléon Ier, 2. Bd.

ungeordneten Spanischen Scharen und gegenüber der von ihm anfangs mit größter Geringschätzung behandelten Englischen Armee[2]) im Felde zu behaupten.

Diese Hoffnung war nach der Niederlage von Vitoria endgültig dahin. Unter Verlust seiner gesamten Artillerie und aller seiner Trains hatte der König Joseph, dem es nicht gelungen war, seine Streitkräfte rechtzeitig vor der Schlacht zu versammeln, sich über Pamplona auf Französisches Gebiet retten müssen. Ganz abgesehen von dem sehr ungünstigen Eindruck, den die Niederlage von Vitoria auf die allgemeine Stimmung in Europa ausüben mußte, zumal in der kritischen Zeit des Waffenstillstandes, wo der Kaiser immer noch hoffte, Österreich von dem Eintritt in die Reihen der gegen ihn Verbündeten fernzuhalten, erwuchs nunmehr dem Kaiser noch die dringende Gefahr, daß an der Spitze des siegreichen Englisch-Spanischen Heeres der Herzog von Wellington die Pyrenäen überschreiten und den Krieg auf den geheiligten Boden Frankreichs verlegen konnte.

Napoleons erste und hauptsächlichste Maßnahme bei Rückschlägen war fast immer ein rücksichtsloser Wechsel in den verantwortlichen Persönlichkeiten. Mit der nur ihm eigenen Brutalität wurde noch am 1. Juli dem Könige Joseph verboten, sich künftig wieder in die Angelegenheiten der Spanischen Armee zu mischen.[3]) In verletzender Form wurde ihm untersagt, sich nach Paris zu begeben,[4]) und alle Blätter erhielten den Befehl, nicht die geringsten Nachrichten über die Spanischen Angelegenheiten zu bringen.[5]) Jourdan, der bisherige Generalstabschef des Königs

---

[2]) Die Wertschätzung der Englischen Armee hat sich im Laufe der Jahre von 1808 bis 1814 bei Napoleon erheblich gewandelt, wofür seine Korrespondenz Zeugnis ablegt. Anfangs handelt es sich für ihn immer nur darum, den kleinen Haufen Engländer ins Meer zu werfen; gegen Ende des Feldzuges werden sie als die einzigen Gegner bezeichnet, die ernsthafte Beachtung verdienen.

[3]) Lecestre, Lettres inédites, II, 254/55. Der Brief lautet: „Ich habe es für angemessen erachtet, den Marschall Herzog von Dalmatien zu meinem lieutenant-général und Oberbefehlshaber meiner Armeen in Spanien und an den Pyrenäen zu ernennen. Übergeben Sie ihm das Kommando. Ich wünsche, daß Sie sich, den Umständen gemäß, zu Burgos, Vitoria, San Sebastian, Pamplona oder Bayonne aufhalten und meine weiteren Bestimmungen erwarten. Sie werden Ihre Garden und alle bewaffneten Spanier unter die Befehle des Herzogs von Dalmatien stellen, und ich wünsche, daß Sie sich in nichts mehr in die Angelegenheiten meiner Armee einmischen."

[4]) Lecestre, II, 255. An den Erzkanzler Cambacérès (Dresden, 1. Juli 1813): „Unter allen Umständen ist mein Wille, daß er nicht nach Paris kommt und daß kein Großwürdenträger, kein Minister, Senator oder Staatsrat ihn sieht, ehe ich ihm meine Absichten mitgeteilt habe."

[5]) Lecestre, II, 257. An den Kriegsminister, General Clarke (Dresden, 1. Juli 1813): „Nichts darf in die Zeitungen gesetzt werden und niemand soll wissen, wo er (der König Joseph von Spanien) sich befindet." — An den General Savary, Minister der

Joseph, wurde gleichfalls in Ungnade abberufen,[6]) und der Marschall Soult,[7]) der sich zurzeit beim Kaiser in Dresden befand, zum Stellvertreter des Kaisers (lieutenant de l'empereur) in Spanien ernannt. Gerade in der Wahl des Marschalls Soult lag für den König Joseph die bitterste Bloßstellung; denn hauptsächlich auf seine Vorstellungen hin war der Marschall ein Jahr zuvor von der Spanischen Halbinsel abberufen worden.

allgemeinen Polizei (Dresden, 1. Juli 1813): „Geben Sie Befehle, daß keine Zeitung in der Provinz oder in Paris von den Angelegenheiten in Spanien und dem Könige spricht." (Lecestre, II, 258.)

Die Armeeführung des Königs kennzeichnet Napoleon in geradezu vernichtender Weise. An Cambacérès: „Nach der Meinung, die ich von seinen militärischen Talenten habe, bin ich durch die Umstände gezwungen worden, das Kommando der Armee einem General meines Vertrauens zu übertragen." (Lecestre, II, 256.) — An denselben: „Ich wünsche, daß er die Armee verläßt, die zu führen er absolut unfähig ist." — An den Kriegsminister Clarke: „Alle Dummheiten, die in Spanien geschehen sind, kommen von dem übel angebrachten Wohlwollen her, das ich für den König gehabt habe, der nicht nur nicht versteht, eine Armee zu kommandieren, sondern nicht einmal Selbstbeurteilung genug besitzt, um sich des militärischen Oberbefehls zu enthalten." (Lecestre, II, 257/58.)

[6]) Lecestre, II, 264/65 ff. An den Kriegsminister Clarke (Wittenberg, 11. Juli 1813): „Bezeugen Sie dem General Jourdan meine Unzufriedenheit; entheben Sie ihn von seiner Dienststellung und befehlen Sie ihm, sich auf seine Güter zu begeben, wo er vom Dienst enthoben und ohne Gebührnisse solange verbleiben soll, bis er mir seine Rechenschaft für den Feldzug abgelegt hat." . . . . „Bezeugen Sie meine Unzufriedenheit dem Grafen Reille; sagen Sie ihm, daß ich ihn nicht wiedererkenne. Im allgemeinen zeigen sie alle nur die Furchtsamkeit der Weiber."

Der gröbste Ausfall gegen den König und Jourdan findet sich in einem am 3. Juli 1813 an den Kriegsminister Clarke gerichteten Briefe. „Man muß gestehen, daß es schwer ist, solche Ereignisse bei einer solchen Armee wie der Spanischen zu begreifen; on ne peut les attribuer qu'à l'excessive ineptie du roi et de Jourdan." (Lecestre, II, 259.) In dem schon erwähnten Briefe vom 11. Juli wird der Minister getadelt, weil er in einem Briefe an König Joseph einen zu freundlichen Ton angeschlagen habe. „Wenn man eine Armee aus Dummheit zugrunde gerichtet hat, so kann ich wohl die Mäßigung haben, das Publikum nicht einzuweihen. Komplimente zu machen, ist aber sicherlich nicht am Platze. Im Gegenteil, die Schuld an alledem trägt der König, welcher nicht zu kommandieren versteht. — — Die Haltung dieses Fürsten hat seit fünf Jahren fortwährend das Unglück meiner Armee gebildet. Es ist Zeit, daß das ein Ende nimmt." Und dem Erzkanzler wird am gleichen Tage geschrieben, der König habe weder militärische Talente gezeigt, noch sich um die Verwaltung bekümmert. Der Fürst dürfe nicht in Unklarheit darüber gelassen werden, wie Napoleon über ihn denke; er verstehe nichts vom Kommando und habe das große Unrecht begangen, es nicht denen zu überlassen, die dazu fähig gewesen wären. Es sei verrückt, daß man über die Bidassoa zurückgegangen sei. (Lecestre, II, 264.)

[7]) Nicolas Jean-de-Dieu Soult, geb. am 29. März 1769, war bereits 1794 Brigadegeneral, 1799 Divisionsgeneral, 1804 Marschall, 1807 Herzog von Dalmatien, stand jetzt im 44. Lebensjahre. Gestorben am 26. November 1851.

Am Mittelmeer befehligte der Marschall Suchet,[8]) Herzog von Albufera, die immerhin noch ziemlich beträchtlichen Französischen Streitkräfte der Armeen von Katalonien und Aragon. Der Kaiser beließ ihm zunächst seine operative Selbständigkeit, dergestalt, daß Soult — obwohl Stellvertreter des Kaisers in Spanien — ihm Befehle nicht erteilen durfte. Diese Maßnahme hat sich später bitter gerächt.

Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, war zweifellos einer der tüchtigsten aller Napoleonischen Generale. Den Herzogtitel hatte er 1807 nach dem Friedensschlusse von Tilsit für seine hervorragenden Leistungen in den vorhergegangenen Feldzügen erhalten. Seit 1808 hatte ihn der Kaiser ohne Unterbrechung auf der Pyrenäischen Halbinsel verwendet,[9]) und er war der einzige, der strategische Einsicht genug besaß, um — abgesehen von der Niederlage bei Albuera am 16. Mai 1811 — von groben Rückschlägen verschont zu bleiben. Im Frühjahr 1809 hatte er Oporto genommen, diese Stadt und damit Portugal vor Wellesleys Anmarsch aber bald wieder räumen müssen; dafür brachte er seinen gefährlichen Gegner im Feldzuge von Talavera kurze Zeit später um die Früchte seines Sieges und nötigte ihn zum Rückzuge nach Lissabon. In den Jahren 1810 bis 1812 hatte er sodann Andalusiens Hauptstadt Sevilla niedergehalten und die Seefestung Cadix den vereinigten Spaniern und Engländern zu entreißen gesucht, bis bei dem allgemeinen Rückschlage der Französischen Sache im Sommer 1812 sein Rückzug nach Murcia nötig wurde. Mit den anderen Korps vereinigt, vermochte er sodann den bis Burgos vorgestoßenen Englischen Feldherrn durch kühne Offensive zum Preisgeben aller errungenen Vorteile und zum Rückzuge nach Portugal zu zwingen. Als er durch Kaiserlichen Befehl vom 3. Januar 1813, seinen eigenen Wünschen entsprechend, hauptsächlich aber auf Drängen des Königs Joseph nach Paris zurückberufen wurde,[10]) konnte er somit auf eine lange Reihe erfolgreicher Operationen zurückblicken und wohl als der beste Kenner des Spanischen Kriegsschauplatzes gelten, auf dem er länger als vier Jahre geweilt hatte. Man durfte gespannt sein, wie sich der Entscheidungskampf gestalten würde, nachdem Soult als unumschränkter Oberbefehlshaber und Stellvertreter des Kaisers an der Spitze einer selbständigen Armee seinem alten Gegner entgegengestellt worden war, den zu besiegen er noch nie vermocht hatte.

[8]) Louis Gabriel Suchet, geb. 1770, war mit 28 Jahren Brigadegeneral. ein Jahr später Divisionsgeneral, wurde 1808 zum Grafen, 1811 zum Marschall ernannt. 1812 erhielt er den Titel eines Herzogs von Albufera. Starb 1826.

[9]) Ein zusammenfassendes, den Anforderungen der Gegenwart entsprechendes Werk über den Spanischen Krieg in Deutscher Sprache ist nicht vorhanden. Einen Überblick gibt General v. Bardeleben in Pflugk-Harttung „Napoleon", ferner meine 1907 erschienene „Geschichte der Königlich Deutschen Legion".

[10]) Napoleon ernannte den Marschall zum Kommandeur der Garde. (Correspondance Nr. 19411.) Vgl. J. H. Rose, Napoleon, Bd. 2, S. 314 ff., wo die Abberufung Soults anders dargestellt wird.

Während Soult sich in fliegender Eile über Paris, wo er sich nur zwölf Stunden aufhalten durfte, an die Südgrenze Frankreichs begab, mit dem Auftrage, „alle für die Wiederherstellung der Französischen Sache in Spanien erforderlichen Maßnahmen zu treffen, Pamplona, San Sebastian und Pancorbo zu decken und im übrigen nach Umständen zu handeln",[11]) während dieser Zeit hatte der Herzog von Wellington den Vormarsch gegen die Grenze fortgesetzt und die beiden wichtigen Festungen Pamplona und San Sebastian eingeschlossen.[12])

Zum Verständnis der weiteren Operationen und zur gerechteren Bewertung der Wellingtonschen Strategie ist es erforderlich, einen kurzen Rückblick auf die vergangenen Feldzugsjahre zu werfen.

Schon im Jahre 1808 war Sir Arthur Wellesley,[13]) damals bereits in seinem Vaterlande durch seine erfolgreichen Kämpfe in Indien und durch seine Teilnahme an dem Eroberungszuge gegen Dänemark als unerschrockener, zäher Heerführer geschätzt, auf dem Boden der Spanischen Halbinsel erschienen. Er schlug 1808 Junot in der Schlacht bei Vimeiro, hatte aber an den für England wenig vorteilhaften Abmachungen der Konvention von Cintra, wonach Junots Korps auf Englischen Schiffen nach Frankreich zurückbefördert wurde, keinen Anteil. Im Gegenteil trug der Ausgang der alsbald angestrengten kriegsgerichtlichen Untersuchungen nur zur Hebung seines Ansehens bei.

Seit 1809, wo Wellesley als Englischer Oberfeldherr zum zweiten Male in Portugal landete, hatte er die Pyrenäische Halbinsel nicht wieder verlassen, sondern in jahrelangen Kämpfen immer neue Erfolge errungen. So befreite er 1809 durch einen Vorstoß gegen Soult in Oporto zunächst ganz Portugal, schlug sodann in der zweitägigen blutigen Schlacht von Talavera den Marschall Victor und den König Joseph und erwarb sich hierdurch den Ehrentitel eines Vizegrafen Wellington von Talavera;[13]) er verhinderte 1810 in den völlig überraschend angelegten Linien von Torres Vedras Massénas Vorstoß gegen Lissabon, zwang sogar im Frühjahr 1811 den Marschall zum Rückzuge und vermochte 1812 nach Wegnahme der

[11]) Napoleon an Marschall Soult (Dresden, 1. Juli 1812). Soult mußte noch am 1. Juli inkognito abreisen, am 4. Juli in Paris ankommen, beim Kriegsminister absteigen und mit ihm zum Erzkanzler gehen, wo er weitere Nachrichten erhalten würde. Von Paris aus sollte er an den Kaiser berichten. Soult wurde der Regentschaft und dem Kriegsminister unterstellt. Er erhielt das Recht, alle Generale und Offiziere, deren er sich bei der Armee entäußern wollte, nach Bayonne zurückzuschicken. (Correspondance Nr. 20 208.)

[12]) Das in den Anweisungen des Kaisers an Soult vom 1. Juli 1813 erwähnte Fort von Pancorbo, an der Straße von Burgos nach Vitoria gelegen, war bereits am 1. Juli den Spaniern unter O'Donnell übergeben worden.

[13]) Vgl. besonders die Wellington-Biographie von Brialmont. Wellington erhielt erst am 3. Mai 1814 den Titel „Herzog von Wellington". Der Einfachheit halber ist diese Bezeichnung, als die in Deutschland am meisten gebräuchliche, hier durchgängig angewendet worden.

Festungen Ciudad Rodrigo und Badajoz gegen Madrid selbst vorzugehen. In der blutigen Schlacht von Salamanca schlug er am 22. Juli 1812 den Marschall Marmont, zog im Triumph in die Spanische Hauptstadt ein und drang bis Burgos vor. Nicht in der Lage, Burgos zu nehmen und den Gegnern damit ihre Hauptverbindung mit Frankreich abzuschneiden, entzieht er sich der ihm hauptsächlich durch Soult bereiteten Gefahr, durch eine Übermacht geschlagen zu werden und geht in einem Zuge bis nach Portugal zurück. Im Frühjahr 1813, wo sich die Schwächung der Französischen Streitkräfte auf der Halbinsel bereits bemerkbar machte, rückte er sodann an der Spitze eines wesentlich verstärkten, mit allen Bedürfnissen ausreichend versehenen Heeres in mehreren Kolonnen nördlich ausholend über Toro, Palencia auf Vitoria vor. Hier, wo sich die Straßen auf Bayonne und Pamplona gabeln, war es sodann am 21. Juni zur Entscheidungsschlacht gekommen, die einen neuen Abschnitt in dem bisher so wechselreichen Halbinselkriege bedeutet. Von nun an handelt es sich für den Herzog von Wellington um ein schrittweises Vorgehen über die Pyrenäen nach Südfrankreich hinein, für den Marschall Soult aber um die Abwehr der Englisch-Spanischen Invasion.

Fassen wir die operativen Ziele der beiden Feldherren schärfer ins Auge, so ergibt sich, daß dem Englischen Ministerium, dessen Befehlen Wellington dauernd untergeordnet blieb, ein möglichst baldiger Einmarsch nach Südfrankreich noch nicht am Herzen liegen konnte. Wohl durfte man hoffen, durch frisches Vorwärtsgehen nach Südfrankreich hinein Napoleons Aufmerksamkeit von den Heeren der Verbündeten nach dieser Richtung abzulenken. Immerhin aber war der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß der Kaiser im Norden vielleicht einen großen Erfolg erringen und daraufhin mit den Hauptmächten zu einem Sonderabkommen gelangen könne, worauf die Englischen Streitkräfte im südlichen Frankreich allein im Felde verblieben wären. Für Wellington kam es daher zunächst darauf an, eine starke Stellung an der Pyrenäengrenze einzunehmen, hierfür sich der Festungen Pamplona und San Sebastian zu versichern, um dann nach Umständen entweder verteidigungsweise die Spanische Grenze zu halten, oder aber offensiv nach Südfrankreich vorzustoßen.

Für den Kaiser dagegen war es von Wichtigkeit, solange er sich nicht zur völligen Preisgabe Spaniens entschließen konnte, wenigstens die Ebrolinie zu behaupten. Soult erhielt daher den Auftrag, sobald wie irgend möglich Pamplona und San Sebastian zu befreien und die Engländer über den Ebro zurückzuwerfen. Der Kaiser hoffte, daß nach Abzug aller Verluste ungefähr 100 000 Mann[14]) an den Pyrenäen bereit stehen

[14]) An den General Lacuée, Direktor der Kriegsverwaltung zu Paris (Dresden, 5. Juli 1813): „Wenn die Verluste nicht beträchtlicher sind, als ich bis jetzt weiß, hoffe ich, daß 100 000 Mann sich an der Bidassoa und an den Pässen von Jaca

würden; einige Artillerie und die nötigen Transportmittel wurden dem Marschall schleunigst durch den Direktor der Kriegsverwaltung in Paris zur Verfügung gestellt.[15]) In Wirklichkeit erreichte Soults Armee aber nur die Stärke von etwa 77 000 Mann felddienstfähiger Truppen. Sie war ähnlich wie die Englische in Mitte, rechten und linken Flügel, Kavallerie und Reserve eingeteilt.[16])

Wir müssen nun zur kurzen Schilderung der kriegsgeschichtlichen Ereignisse nochmals bis zur Schlacht von Vitoria zurückgehen.

An der Schlacht selbst hatten wesentliche detachierte Streitkräfte der Franzosen — 12 000 Mann unter General Foy und 15 000 Mann unter Clausel — nicht teilgenommen, da es dem Könige nicht mehr gelungen war, die beiden Generale noch rechtzeitig wieder heranzuholen.[17]) Wellington hatte also nach der Schlacht außer der Verfolgung der Französischen Hauptarmee zunächst noch die doppelte Aufgabe gehabt, in der Richtung auf Bilbao gegen das nördliche Korps unter Foy und südöstlich gegen Clausel in der Richtung auf Logrono vorzugehen, wodurch beide vielleicht von ihrer Rückzugsstraße nach den Pyrenäen abgeschnitten werden konnten. Beiden Generalen aber war es gelungen, ohne wesentliche Verluste nach Südfrankreich zu entkommen. Ebenso hatte die Hauptarmee unter König Joseph über Pamplona zurückgehen, dort zwei Tage rasten und nach Verstärkung der Besatzung dieses Platzes durch das Tal von Roncesvalles sich nach Frankreich retten können.

---

vereinigt finden werden, und daß, sobald Sie ihm einige Artillerie und Transportmittel haben zuteilen können, der Herzog von Dalmatien den Vormarsch antreten wird, um Pamplona zu befreien und die Engländer über den Ebro zurückzuwerfen". (Correspondance Nr. 20 229.)

[15]) Die Arsenale von Bayonne, Toulouse und la Rochelle gaben Material ab.

[16]) Vgl. die Kriegsgliederung und Stärkeberechnung auf Anlage 1.

[17]) Diese Tatsache gab dem Kaiser Veranlassung zur Verbreitung eines Berichtes über Vitoria, in dem kaum zu erkennen war, daß die Franzosen entscheidend geschlagen waren. Der Minister des Äußeren Maret wurde am 12. Juli aus Magdeburg angewiesen, ein Zirkular für alle Minister auszuarbeiten, pour leur faire la langue sur les affaires d'Espagne. Während die Französischen Armeen in Spanien sich vereinigt hätten, um als Reserve verfügbar zu werden, habe sich die Nordarmee von Pamplona nach Aragonien und die anderen gegen die Päße in den Biskayischen Provinzen vorbewegt. Die Engländer seien diesen Bewegungen lebhaft gefolgt, und am 21. Juni habe eine hitzige Affäre vor Vitoria stattgefunden, in welcher der Verlust beider Parteien gleich gewesen sei. Die Französische Armee habe ihren Vormarsch fortgesetzt und den für ihre Vereinigung vorher bestimmten Punkt erreicht. Inzwischen habe der Feind etwa hundert unbespannt bei Vitoria stehen gebliebene Kanonen und Fahrzeuge weggenommen, den Rest der ungeheueren Evakuationstransporte aus Madrid und Spanien. Nun wollten die Engländer gern glauben machen, daß es sich um bespannte Kanonen handele, die auf dem Schlachtfelde erbeutet seien. (Lecestre, II, 266.) In der Tat hatte König Joseph seine gesamte Artillerie verloren, da ihm für den Rückzug nur eine vom Feinde bereits erreichte Straße zur Verfügung stand. (Vgl. Schwertfeger, Geschichte der Königlich Deutschen Legion, I, 425 ff.)

Wollte Wellington nunmehr seine Stellung an der Spanischen Nordgrenze unter allen Umständen auch für den Fall eines Rückschlages behaupten, so schien es ihm geboten, zunächst die beiden Festungen Pamplona und San Sebastian, die mit je etwa 3000 Mann besetzt waren, in Besitz zu nehmen. Zu einem förmlichen Angriff gegen beide Plätze zugleich reichten seine Kräfte nicht aus; er entschloß sich daher, Pamplona nur zu blockieren, San Sebastian aber durch den General Graham mit 10 000 Mann und 40 Geschützen belagern zu lassen. Die Einschließung von Pamplona wurde den Spaniern überlassen. Die Spanisch-Französische Grenze, die in den Westpyrenäen durch den Bidassoafluß gebildet wird, wollte Wellington erst überschreiten, wenn beide Festungen in seine Hand gelangt waren.

In den Operationen der nächsten Monate spricht sich infolgedessen der Grundgedanke aus, die gewonnene Stellung an der Spanischen Nordgrenze zu behaupten und die Französischen Streitkräfte nicht wieder über die Pyrenäen herüberkommen zu lassen. Von besonderer Bedeutung mußte dem Herzoge der Besitz von San Sebastian erscheinen, da er von hier aus eine neue Seeverbindung mit England einzurichten vermochte. Auch hoffte er von der Mithilfe der Englischen Flotte,[18]) diesen Küstenplatz ohne allzugroße Verluste in absehbarer Zeit nehmen zu können. Die Sicherung der Belagerungstruppen vor San Sebastian und des Spanischen Einschließungskorps von Pamplona gegen die in der Versammlung begriffenen Kräfte des Marschalls Soult sollte vorwärts dieser Festungen durch eine breite Aufstellung in den Westpyrenäen gewährleistet werden, wo alle Bewegungen — zumal im Herbst und Winter — unbedingt an die wenigen vorhandenen Straßen und Pässe gebunden waren. Demgemäß besetzte die verbündete Armee den ganzen Abschnitt von der Straße Pamplona—St. Jean-Pied-de-Port bis zum Meere in der ungefähren Linie Roncesvalles—Maya—Echallar—Yanzi—Irun durch vereinzelte Divisionen dergestalt, daß möglichst jede Paßstraße durch eine Division besetzt war, auf den äußeren Flügeln aber noch Reserven weiter rückwärts bereit standen.

Der Marschall Soult war am 12. Juli zu Bayonne eingetroffen, hatte eine rege organisatorische Tätigkeit entfaltet[19]) und in einer Pro-

[18]) Diese Hoffnung täuschte den Herzog, der sich über nicht genügende Mitwirkung der Flotte wiederholt bitter beklagt hat. Allerdings war ein großer Teil der Englischen Streitkräfte zu dieser Zeit durch den Amerikanischen Krieg gefesselt.

[19]) Einem Befehle des Kaisers vom 6. Juli 1813 gemäß (Correspondance Nr. 20 236) hatte er die Einteilung in Armeekorps aufgeben und aus je 6000 Mann eine Division bilden müssen. Er hatte das Recht, seine Generale selbst auszuwählen. Als Hauptauftrag bezeichnete der Kaiser: 1. eine Stellung zu nehmen, in der San Sebastian zu decken sei; 2. bevor die Lebensmittel in Pamplona verzehrt seien, diesen Platz zu entsetzen. (Correspondance Nr. 20 237.) In Navarra und Biskaya werde man Lebensmittel genug finden, da die Zeit der Spanischen Ernte herannahe.

klamation[20]) alle Schuld für die bisherigen Rückschläge der Energielosigkeit seiner Vorgänger im Oberbefehl zugeschoben. Bereits am 23. Juli ging er mit starken Kräften gegen die Schutzstellung Wellingtons in den West-Pyrenäen vor. Seine Absicht war, durch Vorgehen in breiter Front die gegnerische Linie überall zu beschäftigen, sodann mit überlegenen Kräften den äußersten rechten Flügel der Engländer bei Roncesvalles zurückzuwerfen und auf Pamplona durchzustoßen.

Wirklich gelang es ihm am 25. und 26. Juli, die Pässe von Maya und Roncesvalles zu forcieren. Die große Tapferkeit der Englischen Divisionen Picton und Hill aber und die sehr ungünstige Witterung bereiteten dem Französischen Vordringen einen derartigen Zeitverlust, daß Wellington am 27. mit frischen Kräften von seinem linken Flügel her die bedrohten Divisionen zu verstärken vermochte. In den Kämpfen des 27. und 28. Juli, die meist als Schlacht bei Sorauren bezeichnet werden, wurde Soult geschlagen und wich unter Verlust von etwa 10 000 Mann nach Frankreich zurück. Das Ergebnis dieser sogenannten Schlacht in den Pyrenäen war also, daß es Soult nicht gelungen war, die beiden Festungen Pamplona und San Sebastian zu entsetzen, und daß Wellington nunmehr mit frischen Kräften aufs neue gegen die beiden Plätze vorgehe konnte.

Während Pamplona auch weiterhin nur eingeschlossen wurde, begann nunmehr der ernsthafte Angriff gegen San Sebastian. San Sebastian, heute das vornehmste Seebad Spaniens und die beliebteste Sommerresidenz des Königs, liegt auf einer schmalen Halbinsel am Biskayischen Meerbusen, die sich nach Norden ins Meer hinein erstreckt und östlich von der Urumea bespült wird. Die Befestigungen bestanden aus dem starken, 130 m über dem Meere gelegenen Schlosse La Mota auf dem Monte Urgull und zwei Batterien mit der Front gegen die See. Die eigentliche Stadtbefestigung lag tiefer; sie bestand nach Osten und Westen gegen das Meer zu aus einfachen Mauern. Die einzige Landseite nach Süden wurde durch eine bastionierte Front mit vorliegendem Hornwerk abgeschlossen. In der

[20]) Die Proklamation des Marschalls Soult vom 23. Juli 1813 ist in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert. Sie ist meisterlich auf die Psyche des Französischen Soldaten berechnet, schmeichelt und ermahnt zugleich. Das Vordringen Wellingtons bis Vitoria fällt danach dem furchtsamen und kleinmütigen Handeln des Französischen Oberbefehlshabers zur Last. Der allgemeine Unwille der Armee über das beständige Zurückweichen habe sodann die Annahme der Schlacht bei Vitoria bewirkt. Hier habe sich wiederum der Führer seiner Truppen nicht würdig gezeigt. Dem Feinde will Soult nicht die Ehre rauben, die ihm gebührt, Wellingtons Dispositionen seien frisch, geschickt und wohl überlegt gewesen, ebenso verdiene die sichere Haltung seiner Truppen Anerkennung.

Am Schlusse seiner nur etwas zu wortreichen Proklamation kündigt Soult an, daß er die bedrohten Festungen zu befreien beabsichtige. Von Vitoria sollen neue Erfolge ausgehen, in dieser Stadt gedenke er mit seiner Armee das Geburtsfest des Kaisers zu feiern. (Clerc, S. 19/21.)

Festung befehligte der tapfere Französische General Rey; die Besatzung betrug 3200 Mann, darunter nur 100 Artilleristen.

Schon vor Soults Offensive gegen die Pyrenäen hatte General Graham die Festung beschießen lassen und am 25. Juli bereits einen Sturmversuch unternommen, der unter großen Verlusten abgeschlagen wurde. Die kritischen Tage während der erbitterten Kämpfe in den Pyrenäen hatten sodann zeitweise dazu genötigt, die Belagerung des Platzes in eine enge Einschließung zu verwandeln. Erst am 18. August war hinreichendes Belagerungsmaterial, von England kommend, ausgeschifft worden, sodaß die Arbeiten nunmehr mit größerer Energie wieder aufgenommen werden konnten.

Am 26. August gelang es, die Felseninsel Santa Clara zu besetzen; am 31. August wurde San Sebastian erstürmt und von der entfesselten Soldateska in der greulichsten Weise geplündert. Der heldenmütige Kommandant General Rey zog sich in das Schloß La Mota zurück und übergab den Platz erst am 9. September, nachdem das Kastell durch die gewaltigen Wirkungen der Artillerie in einen Trümmerhaufen umgewandelt war.

Der Kampf um San Sebastian hat Wellington über 5000 Mann gekostet und volle 63 Tage sein Vorschreiten gehemmt. Es ist dies ein sprechender Beweis für die große Bedeutung, welche Festungen auf den Verlauf der Operationen des Feldkrieges auszuüben vermögen, ein Beweis aber auch dafür, daß es weniger die fortifikatorische Verteidigungsfähigkeit der Plätze als vielmehr die persönliche Haltung des Kommandanten und der Geist der Besatzung ist, die den Erfolg verbürgt.

Einen schweren Verlust bedeutete für den Herzog von Wellington der Tod seines beim Sturm auf San Sebastian gefallenen Ingenieur-Obersten Fletcher, der sich hauptsächlich durch seine Tätigkeit bei Anlage der Linien von Torres Vedras einen Namen gemacht hatte. Auf dem nördlichen Abhange des Monte Urgull, wo das Auge weit hinausschaut über die unendliche Biskaya, da erinnert eine Reihe Englischer Offiziersgräber noch heute an den schweren Kampf, der vor nahezu 100 Jahren hier geführt wurde.

Für Soult bedeutete die Wegnahme der Festung San Sebastian, die bis dahin das weitere Vorschreiten seines Gegners so erfolgreich gehemmt hatte, einen großen Verlust; noch am Tage des Sturmes auf die Stadt, am 31. August, hatte er versucht, den Fall durch einen Vorstoß über die Bidassoa aufzuhalten, war aber bei San Marcial durch Spanische und Portugiesische Truppen geschlagen worden.

Am 31. Oktober fiel auch Pamplona, durch Hunger bezwungen, in die Hände der Verbündeten. Nun erst erschien dem Herzoge von Wellington seine in den West-Pyrenäen gewonnene Stellung gegen jeden Rückschlag gesichert. Er entschloß sich, die Offensive nach Frankreich hinein-

zutragen, die allerdings schon früher, am 7. Oktober, durch den Vormarsch der Verbündeten über die Bidassoa eingeleitet worden war.

Für das Verständnis der Operationen des Marschalls Soult ist es erforderlich, einen Blick auf die Ostküste Spaniens zu werfen, wo der Marschall Suchet noch mit einer beträchtlichen Armee im Felde stand. Suchet hatte am 5. Juli die Niederlage von Vitoria erfahren, daraufhin zunächst Valencia, sodann auch die Festung Tarragona geräumt und sich nach Katalonien zurückgezogen. Von hier aus vermochte er sehr wohl der Wellingtonschen Armee etwa über Saragossa in die rechte Flanke oder beim weiteren Fortschreiten sogar in den Rücken zu gehen; es erscheint daher durchaus verständlich, daß Soult sich mit allen Kräften bestrebte, diese gemeinsame Operation mit Suchet zustande zu bringen.[21]) Suchet aber wich den Vorschlägen seines gefürchteten und zugleich beneideten Kameraden unter immer neuen Vorwänden aus und suchte seine operative Selbständigkeit auch weiterhin zu behaupten. Während in Soults Operationen der kommenden Monate immer das Bestreben erkennbar bleibt, gegebenenfalls sich mit Suchet zu vereinigen, rechnete auch der Herzog von Wellington dauernd mit der Bedrohung seiner Flanke und seines Rückens, die durch Suchets Vormarsch über Saragossa tatsächlich erfolgen konnte. Dadurch erklärt sich das starre Festhalten an seinem Grundsatze, nicht eher die Französisch-Spanische Grenze zu überschreiten, ehe er nicht seine rückwärtigen Verbindungen als völlig gesichert ansehen konnte.

Das Vorschreiten der Offensive in der Richtung auf Bayonne[22]) bot infolge der Geländegestaltung ungewöhnliche Schwierigkeiten. Der natür-

---

[21]) Bei Choumara und Dumas (vgl. Quellenverzeichnis am Schluß des Heftes) findet sich eine ganze Reihe von Briefen abgedruckt, die Soult an Suchet gerichtet hat. Diese Briefe und die darauf erfolgten Antworten sind lesenswert, sie zeigen Soult als bedeutenden Feldherrn, während Suchet in gleichem Maße verliert. So teilt Soult am 10. August ohne jede Beschönigung mit, daß er den Entsatz von Pamplona nicht habe bewirken können, und kündigt neue Offensivunternehmungen an. „Meines Erachtens ist es für die Wiederherstellung der Dinge in Spanien und für den Erfolg der Kaiserlichen Waffen von der größten Wichtigkeit, daß Sie mit allen verfügbaren Kräften wenn möglich auf Saragossa vorgehen, oder wenigstens auf Jsuela, um über Jaca die Fühlung mit uns aufzunehmen". Auf die festen Plätze am Ebro und in Katalonien gestützt, sollte er gegen die rückwärtigen Verbindungen der Feinde vorstoßen. Stelle ihm Wellington ein Korps entgegen, so schwäche er sich um diese Kräfte in der Front, und Soult habe dann weniger Schwierigkeiten. Aber alle Hinweise auf die strategische Notwendigkeit gemeinsamen Handelns fruchteten nichts; Suchet versagte seine Mitwirkung.

[22]) Bayonne war schon seit Anfang Oktober durch Befestigungsanlagen aller Art verstärkt worden. Einem Befehle des Marschalls Soult gemäß mußten sämtliche Soldaten und auch die Bürger, wenn nötig, sogar die Nächte hindurch daran arbeiten. (Befehl des Marschalls Soult vom 7. Oktober 1813. Vgl. Clerc, S. 121.)

liche Grenzwall der Pyrenäen zwischen Spanien und Frankreich zeigt zwar in seinem westlichen Teile, wo sich der Gebirgskamm zur Biskaya herniedersenkt, nicht mehr den rauhen Hochgebirgscharakter wie in der Zentralkette; immerhin aber ist das Gebirge durch Truppen aller Waffen nur auf den wenigen vorhandenen Wegen und Pässen zu überschreiten, die mit verhältnismäßig kleinen Abteilungen gesperrt werden können. Hat man, von Süden kommend, die Paßhöhe überschritten, so ist beim weiteren Vormarsch in nordöstlicher Richtung eine ganze Reihe von Wasserläufen zu überwinden, die, tief eingenagt und besonders in regenreicher Zeit von reißendem Gefälle, der Überwindung große Schwierigkeiten bereiten. Für den Verteidiger boten diese Wasserläufe erwünschte Abschnitte, und tatsächlich hat der Marschall Soult die ihm von der Natur gebotenen Hindernisse auch in diesem Sinne ausgenutzt. Unter Zuhilfenahme von Geländeverstärkungen aller Art verteidigte er nacheinander zunächst den Grenzfluß der Bidassoa, sodann die bei St. Jean-de-Luz sich in das Meer ergießende Nivelle, darauf die bei St. Jean-Pied-de-Port entspringende und bei Bayonne sich mit dem Adour vereinigende Nive, schließlich den Adour selbst, in den von Süden her sich noch eine ganze Reihe von Nebengewässern, die Joyeuse, die Bidouze, der Gave de Moleon, der Gave d'Oloron und der Gave de Pau ergießen.

Die Herbst- und Wintermonate des Jahres 1813/14 waren somit ausgefüllt durch die schrittweise Verteidigung der Hauptflußabschnitte durch Soult und durch das Nachdrängen der verbündeten Armee. Bezeichnend für Wellingtons Kriegführung ist es hierbei, daß es ihm stets gelang, seinen Gegner durch völlig überraschende und unerwartete Maßnahmen irrezuführen. Meist griff Wellington den in breiter Aufstellung sein Fronthindernis verteidigenden Gegner auf der ganzen Front herzhaft an, versammelte auf einem Punkte, wo es der Gegner am wenigsten erwartete, häufig auf dem, der die größten Geländeschwierigkeiten bot, eine erhebliche Übermacht und durchstieß hier die feindliche Aufstellung, sodaß dem Verteidiger, wollte er nicht aufgerollt oder umgangen werden, nichts übrig blieb als der Rückzug.

So erzwang er bei seinem glänzenden Übergange über die Bidassoa am 7. Oktober den Uferwechsel auf dem linken Flügel,[23]) wo ihn der Gegner mit Rücksicht auf die Wasserverhältnisse durchaus nicht erwartet hatte; so durchstieß er am 10. November an der Nivelle die Mitte der feindlichen Aufstellung, während er unbekümmert um die aus dem Flußlauf der Nive sich ergebende Zweiteilung seiner Armee am 9. Dezember auf beiden Ufern dieses Flusses gegen das verschanzte

[23]) Näheres über diese Kämpfe findet man bei Napier, Clerc, Dumas, Robinson, zum Teil auch in großen Zügen bei Brialmont. (Vgl. Quellenverzeichnis.)

Lager von Bayonne vorging. In den Kämpfen an der Nive vom 10. bis 13. Dezember, die man wohl auch als die Kämpfe um Bayonne zu bezeichnen pflegt, erwies sich sodann Marschall Soult wiederum als ebenbürtiger Gegner. In der Absicht, aus der Zweiteilung der verbündeten Armee beiderseits der schwer zu überschreitenden Nive Nutzen zu ziehen, griff er am 10. Dezember zunächst mit wenig Erfolg den an das Meer gelehnten linken Flügel der Verbündeten unter Graham an, unternahm sodann einen schnellen Uferwechsel, wozu ihn die in Bayonne vorhandene Brücke befähigte, und wandte sich mit einer schnell zusammengefaßten Mehrheit gegen den rechten Flügel der Engländer. Nur mit Mühe gelang es dem Herzoge, hier gerade noch rechtzeitig die nötigen Verstärkungen heranzuführen.

Es könnte wunderbar erscheinen, daß die bisher geschilderten Operationen sich auf einen so weiten Zeitraum verteilen, und daß immer Wochen dazwischenliegen, ehe die verbündete Armee von einem Flußabschnitt bis zu dem nächsten vorgeht. Dieser große Zeitaufwand liegt in der so oft geschmähten langsamen und bedächtigen Kriegführung Wellingtons nur zum Teil begründet; in der Hauptsache war er hier geboten durch die sehr großen Schwierigkeiten, die der Zustand der Wege und die ungünstige Witterung der Wintermonate[24]) hervorbrachten. Sowohl auf seiten der Verbündeten wie auf der der Franzosen waren nach jeder größeren Operation längere Ruhepausen durchaus erforderlich, wenn die Truppen noch bewegungsfähig erhalten bleiben sollten, zumal bei der Englischen Armee, wo die gesamte Verpflegung in der Hauptsache auf den Seeweg angewiesen blieb und von den Hafenplätzen aus auf schlechten Landwegen der Armee nachgeführt werden mußte.

Mit dem Erscheinen des Herzogs von Wellington vor Bayonne tritt der Feldzug in ein neues Stadium. Wollte der Herzog seinen Vormarsch fortsetzen, so mußte es ihm am erwünschtesten sein, die Anlehnung seines

[24]) In der Tat war die Witterung des Winters 1813/14 in Südfrankreich ungewöhnlich regnerisch. Alle Berichte von beiden Parteien bestätigen das. Am 21. Dezember schrieb Wellington an Bathurst: „Auf dem Gebiet der militärischen Operationen gibt es Unmöglichkeiten. Eine solche ist es, die Truppen in diesem Lande zur Zeit der großen Regengüsse marschieren zu lassen. — — Die Operationen sind aufgeschoben, aber nicht aufgehoben". (The dispatches of field marshal the duke of Wellington. XI, 384.) Major Hartmann von der Königlich Deutschen Legion berichtet: „Nur die Hauptstraßen sind in dieser Jahreszeit fahrbar; alle Nebenwege sind entweder vom Frost so rauh, daß weder Menschen noch Vieh in größeren Massen darauf ohne vorherige sorgfältige Bearbeitung fortkommen können, oder nach dem geringsten Regenwetter so tief, daß alle Räder von dem roten Lehm festgehalten werden, in welchem das Vieh nur mit der höchsten Anstrengung schreiten kann". (Vgl. Schwertfeger, Geschichte der Königlich Deutschen Legion.) — Auch Soult klagt wiederholt über das Wetter und den Zustand der Wege. (Vgl. Clerc, S. 327.)

linken Flügels an das Meer beizubehalten, also geradeswegs auf Bordeaux zu marschieren. Diese Richtung hätte ihn aber durch das damals ganz armselige und für Bewegungen größerer Truppenmassen ungeeignete Gebiet der Landes geführt.[25]) Wählte Wellington eine mehr östliche Richtung, so wurde die Verbindung mit England schwierig. Das mußte aber in den Kauf genommen werden, wenn er überhaupt daran dachte, den Krieg in das Innere Frankreichs hineinzutragen. In jedem Falle mußte zunächst der bis Dax schiffbare von Soult in breiter Front verteidigte Adour überschritten und das durch seine Lage am Vereinigungspunkt der Nive und des Adour wichtige und durch die ringsherum angelegten Befestigungen starke Bayonne dem Feinde entrissen werden. Hierdurch konnte eine neue Verbindung mit England und außerdem die Möglichkeit geschaffen werden, den schiffbaren Unterlauf des Adour zur Verpflegungs- und Nachschubzwecken auszunutzen.

Bayonne durfte keinesfalls unbeachtet in der linken Flanke der ins Innere Frankreichs weiter vorrückenden Armee liegen bleiben.[26]) Es war daher geboten, die Festung mindestens einzuschließen, und zwar mit so starken Kräften, daß die Französische Besatzung den weiteren Vormarsch der verbündeten Armee nach Frankreich im Rücken nicht gefährden konnte; dann war aber bei der geringen Stärke der Englischen Armee zu befürchten, daß nicht mehr genügend Kräfte für die Offensive nach Frankreich hinein übrig bleiben würden.

Wendete sich der Herzog mit allen Kräften gegen Bayonne, so konnte dem Marschall Soult, wofern er in Bayonne verblieb, vielleicht das Schicksal bereitet werden, das Bazaine 1870 in Metz erlitt. Hierfür aber wäre eine erhebliche Überlegenheit an Streitkräften auf seiten des Angreifers nötig gewesen. Da eine solche in dem erforderlichen Maße nicht vorhanden war, so konnte dem Herzog nur daran gelegen sein, den Marschall Soult zum Verlassen von Bayonne zu bewegen; es war sodann möglich, eine Belagerungsarmee vor der Festung zurückzulassen, mit den Hauptkräften aber den Marschall zur Entscheidungsschlacht zu stellen.[27])

---

[25]) „Man vermeidet es besser, eine Armee in die Landes einrücken zu lassen.“ Wellington an Hope, 25. Februar 1814. (Dispatches, XI, S. 528.)

[26]) Wie Wellington über die Wegnahme von Bayonne dachte, geht aus seinen Berichten an Bathurst vom 8. und 14. Dezember hervor. Er betont darin, Bayonne sei erheblich verstärkt; man könne den Feind dort nicht angreifen, wenn er mit seinen Hauptkräften dort verbleibe. „Das beste Mittel, um ihn zum Verlassen seiner Stellung oder wenigstens zu einer derartigen Schwächung seiner dortigen Kräfte zu veranlassen, daß der Angriff Erfolg verspricht, ist das, die Nive zu überschreiten und unseren rechten Flügel am Adour entlang auszudehnen.“ (Dispatches, XI, S. 355/56 und 365 ff.)

[27]) Vgl. hierzu den Briefwechsel des Herzogs mit dem in England lebenden General Dumouriez. Zwei der Briefe, die auf das strategische Denken der beiden

Dem entsprach es, daß Wellington gegen Ende Februar, um Soults Aufmerksamkeit von Bayonne abzulenken, den östlichen Flügel seiner Streitkräfte über die Wasserläufe der Joyeuse, Bidouze, des Gave d'Oloron in der ungefähren Richtung auf Orthez am Gave de Pau und südlich vordrängte. Während der Marschall Soult seine Aufmerksamkeit diesen Bewegungen der Verbündeten zuwendete und mit den Hauptkräften seines Heeres in der Richtung auf Orthez sich zusammenschob, ließ der Herzog von Wellington unterhalb der Stadt Bayonne eine Schiffbrücke über den Adour schlagen und die Festung auf beiden Seiten des Adour einschließen. Für die Belagerung von Bayonne bestimmte er den General Sir John Hope mit im ganzen 30 000 Mann.

Die Lage des Marschalls Soult hatte sich im Verlauf des Monats Januar dadurch wesentlich verschlechtert, daß der Kaiser seiner Armee ebenso wie der des Marschalls Suchet erhebliche Streitkräfte zur Verwendung auf dem nördlichen und östlichen Kriegsschauplatze entnahm.[28]) Er war mit dem in Valençay seit dem Jahre 1808 gefangen gehaltenen Könige Ferdinand VII. von Spanien zu einem Sonderabkommen gelangt[29]) und hoffte, dadurch die Englische Armee zum Verlassen des Kriegsschauplatzes zu bewegen. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung, da die Spanische Regentschaft auf Englands Betreiben dem Vertrage von Valençay ihre Bestätigung versagte.

Daß der Marschall Soult sich trotz der erheblichen Schwächung seiner Armee zu einer Zweiteilung seiner Kräfte entschloß, nur 10 000 Mann bei Bayonne zurückließ, mit allen übrigen aber nach Osten abzog, kann vom strategischen Standpunkt verschieden beurteilt werden.[30]) Durch

Persönlichkeiten ein helles Licht werfen, sind in Anlage 2 abgedruckt. Dem General Dumouriez ist bekanntlich ein Teil der Wellingtonschen Erfolge mit Unrecht zugeschrieben worden. Der Brief des Generals vom 16. Dezember 1813 beweist, daß er sich Wellingtons Ansichten durchaus anschloß, besonders hinsichtlich der Hauptfrage, ob etwa die Hauptoperationen nach Katalonien zu verlegen seien.

[28]) Die Auffassung des Kaisers geht aus einem am 14. Januar 1814 an den Kriegsminister Clarke zu Paris gerichteten Schreiben hervor (Correspondance Nr. 21 097). Soult sollte die Hälfte seiner Kavallerie in beschleunigten Märschen und außerdem 12 000 Mann seiner besten Truppen auf verschiedenen Wegen mit Benutzung der Post über Paris entsenden. Der Gegner stehe an der Mosel und bei Vesoul. Soult selbst erhielt den Auftrag, sich unter Verschleierung seines Vormarsches sofort nach der Loire in Marsch zu setzen, sobald Bestätigung der ersten Gerüchte von der Ratifikation des mit dem Spanischen Könige geschlossenen Vertrages seitens der Spanier zu ihm gelangt sei. In dem gleichen Schreiben wurde Suchet angewiesen, eine Division von 8 bis 10 000 Mann mit der Post und zwei Drittel seiner Kavallerie auf Lyon abzuschieben. Er selbst sollte den Abmarsch seiner Gesamtkräfte vorbereiten.

[29]) Näheres hierüber siehe Anm. [35]) auf S. 162.

[30]) Wie Soult die strategische Bedeutung des verschanzten Lagers von Bayonne für seine Operationen bewertete, geht aus einem wahrscheinlich an den Kriegsminister

die gewählte Richtung zog er ja allerdings den Herzog von Wellington aus der unmittelbaren Vormarschrichtung gegen Paris ab und lenkte ihn ostwärts in der ungefähren Richtung auf Toulouse, wohin, wenn eine Übereinstimmung zwischen den Operationen der Marschälle Soult und Suchet zu erzielen war, letzterer sehr wohl über Perpignan zur Mithilfe hätte herangezogen werden können.

Anderseits muß man die Berechtigung der von Napoleon am 25. Februar[31]) durch Vermittlung des Kriegsministers geltend gemachten Auffassung anerkennen, daß es besser sei, so wenig Kräfte wie irgend möglich in Bayonne selbst zurückzulassen, mit dem ganzen Rest an Streitkräften aber, und seien es auch nur 20 000 Mann, sich in der Nähe der Festung rückwärts des Flusses aufzustellen, den günstigen Moment zu erfassen und in beherzter Offensive einen der feindlichen Flügel anzufallen. Die Festung als solche habe nur geringe Bedeutung, da der Gegner das Meer beherrsche und Belagerungsmaterial in jedem erwünschten Umfange herbeizuschaffen vermöge.

Der Kaiser will also hier das starke Hindernis des Adour durch Aufstellung rückwärts des Flusses verteidigen, dem Angreifer die Schwierig-

gerichteten Schreiben vom 13. 11. 1813 hervor (Clerc, S. 192). Er beklagt darin das schlechte Wetter, das den Gegner zwar aufhalte, in gleichem Maße aber auch die Fertigstellung der Verteidigungsarbeiten bei Bayonne verhindere. „Ich lege dem eine große Bedeutung bei, denn wenn alle Werke des Lagers in Verteidigungszustand gesetzt sind, ist der Platz gegen jede Bedrohung gesichert. Sodann werde ich mich in voller Sicherheit von ihm entfernen können, um gegen die feindliche Armee zu manövrieren, ohne befürchten zu müssen, daß sie es wagt Bayonne anzugreifen."

In einem Schreiben vom 2. Januar 1813 setzt er dem Kriegsminister seine weiteren Pläne auseinander (Dumas, S. 310/311). „Ich habe Maßnahmen getroffen, um mit aller Kraft den Übergang über den Adour abzuwehren, falls der Feind ihn unternimmt. Sollte der Übergang erzwungen werden, so werde ich bei Bayonne eine Garnison von 12 000 Mann zurücklassen und das Kriegstheater zwischen Nive und Adour verlegen. Dabei werde ich meinen rechten Flügel auf Dax stützen, das ich in Verteidigungszustand habe setzen lassen, und meinen linken Flügel an die Berge von Baygourra (Bergmassiv zwischen Nive und oberer Joyeuse) lehnen, um mich so zum Überschreiten der Nive vorzubereiten. Sobald es mir möglich sein wird, werde ich dann die Feinde auf ihren rückwärtigen Verbindungen angreifen."

[31]) Napoleon an den Kriegsminister Clarke (Troyes, 25. Februar 1814): „Schreiben Sie an den Herzog von Dalmatien, daß er so wenig wie möglich bei Bayonne lassen soll; daß die Festungen nichts taugen, wenn man das Meer beherrscht, also Kugeln, Bomben und Pulver beschaffen kann, soviel man will; daß er sich nicht von Bayonne trennen darf; daß ich ihm befehle, auf der Stelle die Offensive wieder aufzunehmen und einen der feindlichen Flügel anzufallen; daß er, wenn er auch nur 20 000 Mann haben sollte, aber den richtigen Augenblick mit Kühnheit erfaßt, den Vorteil über die Englische Armee gewinnen muß; daß er genug Talent hat, um zu verstehen, was ich meine". (Correspondance Nr. 21 365.) Soult erhielt diese Weisungen des Kaisers erst, als er sich schon von Bayonne entfernt hatte.

keit des Überganges angesichts einer zum sofortigen Angriff bereitstehenden Armee zuschieben und dann nach Umständen möglichst einen Flügel des Gegners anfallen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß Wellington an die Adour-Linie gefesselt geblieben wäre, wenn Soult sich von dem Englischen Feldherrn nicht verleiten ließ, seine Hauptkräfte weit von Bayonne zu entfernen und nach Osten zusammenzuschieben. Wellington aber hatte durch seine strategischen Maßnahmen erreicht, was er wollte; Bayonne war auf beiden Ufern eingeschlossen, Soult konnte den Weitermarsch des Herzogs zunächst nur durch Operationen in freiem Felde verhindern.

Vom Kaiser wiederholt zu tatkräftigem Verhalten gemahnt,[32]) stellte sich der Marschall Soult seinem Gegner am 27. Februar bei Orthez zur Schlacht. Er hoffte auf einen Erfolg, da er eine für die Verteidigung günstige Stellung gewählt hatte, und da er wußte, daß Wellingtons Heer durch starke Abgaben an das Einschließungskorps von Bayonne geschwächt und ihm nur unwesentlich überlegen war. Ungeachtet der verzweifeltesten Anstrengungen der Französischen Truppen gelang es dennoch dem Englischen Feldherrn, den Marschall bei Orthez zu schlagen und zum Rückzuge zu zwingen.

Soult wählte anfangs die nördliche Richtung auf St. Sever und bog sodann östlich auf Aire ab, wo er in breiter Aufstellung beiderseits der auf Toulouse führenden Straße diese selbst und die Hauptverbindung von Bordeaux (über Roquefort) auf Pau, sowie seine in dieser Gegend angelegten Magazine deckte.

Aus Aire am 2. März durch General Hill vertrieben, zog Soult unter Preisgabe aller seiner Magazine nach Zerstörung der Brücken auf beiden Ufern des Adour über Maubourguet auf Tarbes ab, um — erhaltenen Befehlen gemäß — sich mit seinem linken Flügel an die Pyrenäen zu lehnen und Wellington durch Offensivstöße aus der neuen Stellung heraus am weiteren Vorschreiten gegen das Innere Frankreichs zu verhindern.

Der Abmarsch des Marschalls nach Südosten wurde von den Verbündeten nicht gestört. Wellington hatte von Bordeaux, der wichtigen Hafenstadt an der Garonne, Nachrichten erhalten, wonach die Stadt durch

[32]) Napoleon an König Joseph (23. Februar 1814): Soult solle den Kriegsschauplatz nicht verlassen, ohne eine Schlacht zu liefern. (Correspondance Nr. 21 356.) — An den Kriegsminister Clarke (23. Februar 1814): „Schreiben Sie dem Herzoge von Dalmatien, daß er mit so schönen Truppen Lord Wellington schlagen muß, daß man aber in der gegenwärtigen Lage ein wenig mehr Entschiedenheit und Frische haben muß“. (Correspondance Nr. 21 353.) Die dringende Aufforderung vom 25. Februar 1814 zur Offensive gegen einen der feindlichen Flügel ist bereits mitgeteilt (Anm. [31]).

verhältnismäßig schwache Kräfte[33]) zu nehmen sei; die meist royalistisch gesinnten Einwohner würden sich sodann gegen Napoleon erklären.

Für Wellington bot der Besitz von Bordeaux und die dadurch gewährleistete freie Schiffahrtsverbindung mit England besonders bei weiterem Fortschreiten seiner Operationen gegen Paris große Vorteile. Sie enthob ihn vor allem der Sorge um seine linke Flanke. Marschall Beresford wurde daher mit zwei Divisionen auf Bordeaux in Marsch gesetzt und traf dort am 12. März 1814 ein, worauf die Französische Garnison die Stadt räumte, die zahlreichen Anhänger der Bourbonen aber Napoleon für abgesetzt erklärten und die Wiederherstellung des Königtums ausriefen.[34])

Bedeutete die Besetzung von Bordeaux für die Operationen des Herzogs von Wellington einen großen Erfolg, so wollte es dagegen dem Marschall Soult trotz seiner lebhaftesten Bemühungen durchaus nicht gelingen, die friedenshungrige Bevölkerung Südfrankreichs zum Parteigängerkrieg nach Art der Spanischen Guerillas zu bewegen. Ebenso erfolglos blieben die schon vor Monaten eingeleiteten Bemühungen des Kaisers Napoleon, durch Freigabe des bisher in Valençay gefangen gehaltenen Königs Ferdinand von Spanien das völlige Ausscheiden der Spanier aus dem Heere Wellingtons zu bewirken.[35])

---

[33]) Es wurden 3000 Mann hierfür gefordert. Wellington hielt das für zu wenig und entsendete 12 000 Mann.

[34]) Der Herzog von Angoulême traf gleichfalls am 12. März in Bordeaux ein und veranlaßte seine Parteigänger, Louis XVIII. als König auszurufen. Bereits am 11. Februar hatte er aus St. Jean=de=Luz im Namen des Königs eine bombastische Proklamation an die Armee erlassen, die Soult durch eine Gegenproklamation beantwortete.

[35]) Bestrebt, seine durch den Spanischen Krieg gefesselten Streitkräfte zur Verwendung gegen die Koalitionsmächte freizumachen, suchte Napoleon zu einer Separatverständigung mit Ferdinand VII. zu gelangen, der seit 1808 in Valençay gefangen gehalten wurde. Durch ein Schreiben vom 12. November 1813 wurde der Minister des Äußeren Maret, Herzog von Bassano, verständigt, daß Graf Laforest sich in streng geheim zu haltender Sendung inkognito nach Valençay begeben und dem Könige von Spanien ein Kaiserliches Handschreiben überbringen solle. (Lecestre, II, 295.) In diesem Schreiben erklärte Napoleon seinen Wunsch, die Angelegenheiten Spaniens zu beenden. „Ich muß für die Vernichtung einer Nation empfindlich sein, die meinen Staaten so nahe benachbart ist und mit der ich so viele See=Interessen gemeinsam habe. Ich wünsche also, dem Englischen Einflusse jeden Vorwand zu nehmen und die Bande der Freundschaft und guter Nachbarschaft wiederherzustellen, die solange zwischen den beiden Nationen bestanden haben." (Lecestre, II, 296.) Am 8. Dezember wurde ein Vertrag unterzeichnet, wonach Spanien von allen fremden Mächten sofort geräumt und der König in seine alten Rechte wieder eingesetzt werden sollte. Die Spanische Regentschaft war indes loyal genug, diesem Vertrage ihre Zustimmung zu versagen und dem Bündnisse mit England treu zu bleiben, unter dem Vorwande, daß Ferdinand VII.

Ungeachtet aller Ermahnungen des Kaisers und des Französischen Kriegsministers an Soult, mehr Energie zu entwickeln, den Krieg nicht etwa systematisch zu führen, sondern den Gegnern beherzt in die am meisten gefährdete rechte Flanke zu gehen,[36]) vermochte Soult das Vordringen der Verbündeten nicht mehr aufzuhalten. Am 13. März noch versuchte er, zwischen Aire und Pau vorzudringen, schob aber bereits seine Bagagen über Auch auf Toulouse ab und ging auf die Nachricht, daß Bordeaux von den Verbündeten genommen sei, am 16. auf Vic de Bigorre[37]) — 17 km nordwestlich Tarbes — zurück. Wellington drängte nach, schlug ihn am 19. bei Vic de Bigorre, am 20. bei Tarbes, worauf Soult in einem Zuge bis Toulouse zurückging, immer in der Hoffnung, Suchet werde sich dort mit dem Rest seiner Katalonischen Armee über Carcassonne mit ihm vereinigen.[38]) Die Verbündeten vermochten nicht,

als Gefangener in seinen Entschließungen nicht frei gewesen sei. Napoleon ließ den König am 13. März 1814 trotzdem frei.

Diese Vorgänge beweisen, wie berechtigt Wellingtons Verdacht war, Napoleon könne mit den Mächten zu einem Sonderabkommen gelangen und England ganz vereinzeln. Hatte doch Napoleon bereits am 25. Dezember 1813 triumphierend festgestellt, daß infolge des Abkommens mit Spanien die Armeen von Aragon, Katalonien und Bayonne, im ganzen etwa 200 000 Mann, frei geworden seien. (An Melzi. Correspondance Nr. 21 039.)

[36]) Napoleon an den Kriegsminister Clarke (Jouarre, 2. März 1814): „Schreiben Sie dem Herzoge von Dalmatien, daß er mit solchen Truppen wie den seinigen den Feind schlagen muß, wenn er nur Kühnheit zeigt und selbst an der Spitze seiner Truppen marschiert. Er muß wohl bedenken, daß wir in einer Zeit leben, die mehr Entschluß und Frische erfordert als gewöhnlich. Wenn er mit Tätigkeit manövriert und das Beispiel gibt, selbst der Erste zu sein am Orte der Gefahr, so muß er mit den Truppen, die er hat, das Doppelte an feindlichen Truppen schlagen." (Correspondance Nr. 21 411.)

An denselben (Fismes, 4. März 1814): ... „Ich sehe, daß sich der Herzog von Dalmatien hat forcieren lassen. Teilen Sie mir mit, wieviel Truppen er unter seinen Befehlen hat. Solche Resultate verstehe ich nicht. ... Setzen Sie für ihn Instruktionen auf für einen Flankenmarsch, der die Garonne deckt und den Krieg über Tarbes auf Pau und an den Pyrenäen entlang verlegt. Die Engländer werden nicht so weit vorgehen, daß sie abgeschnitten werden können". (Correspondance Nr. 21 428.) Der Minister sollte ihm fest und bestimmt schreiben. Clarke entledigte sich dieses Auftrages am 7. März. (Wortlaut seines Briefes vgl. Dumas, S. 488.)

Soult seinerseits beklagte sich am 4. März in einem Briefe an den Minister (Dumas, S. 484 ff.) bitter über seine operative Unfreiheit. Er werde angreifen, da es befohlen sei, aber seit dem 14. Februar habe er die Initiative des Handelns nicht wieder an sich reißen können, sondern den Boden schrittweise verteidigen müssen.

[37]) Auch Vic Bigorre und Vic en Bigorre genannt.

[38]) Napoleons Unzufriedenheit mit Soult nahm in diesen Tagen einen solchen Grad an, daß er daran dachte, ihn durch Suchet ersetzen zu lassen. „Wenn Sie meinen", schrieb er am 16. März aus Reims an den Kriegsminister, „daß der

dem Gegner an der Klinge zu bleiben, und am 24. März zogen die Franzosen in Toulouse ein.

Toulouse, damals schon eine der bedeutendsten Städte von Südfrankreich, bot durch seine Lage innerhalb mehrerer Wasserläufe und durch den nordöstlich der Stadt vorgelagerten Höhenzug des Mont Rave und des Mamelon de la Pujade einer hartnäckigen Verteidigung alle Vorteile. Im Westen durch die Garonne von der Vorstadt St. Cyprien getrennt, im Norden und Osten durch den Canal de Languedoc und noch weiter östlich von der Ers umflossen, war die eigentliche Stadt nur schwer zugänglich. Die starke Höhenfront des Mont Rave ließ Soult durch Schanzen und Erdwerke verschiedener Art verstärken. Im ganzen standen ihm nur noch rund 40 000 Mann zur Verfügung.

Aber auch Wellington vermochte infolge der starken Abgaben an das Einschließungskorps von Bayonne ihm in sechs Englisch-Portugiesischen Divisionen und einem Spanischen Korps nur etwa 52 000 Mann entgegenzustellen. Seine Überlegenheit war also nicht erheblich. Den Marschall Beresford hatte er in beschleunigten Märschen von Bordeaux wieder herangezogen.

Am 10. April 1814 kam es zur **Schlacht bei Toulouse**, nachdem es dem Herzoge unter großen Schwierigkeiten gelungen war, die Hochwasser führende Garonne zu überschreiten. Der Verlauf der Schlacht gestaltete sich so, daß Wellington die Franzosen in ihren Stellungen westlich der Garonne durch eine Division, im Abschnitt von der Garonne bis zur Straße von Croix d'Aurade[39]) durch zwei Divisionen in Schach halten ließ, während das Spanische Korps einen scharfen Angriff gegen den Mamelon de la Pujade im Nordosten der Stadt richtete. Der eigentliche Hauptangriff gegen die Höhenstellung des Mont Rave wurde durch zwei Divisionen des Marschalls Beresford ausgeführt, dem gegen 4½ Uhr nachmittags die Wegnahme der Höhenfront gelang, worauf Soult nichts übrig blieb als der Rückzug hinter den Kanal de Languedoc,[40]) wollte er

---

Herzog von Albufera besser ist als der Herzog von Dalmatien, so würde ich gern den einen durch den anderen ersetzen, sei es auch nur, um den vielen vagen Verdächtigungen ein Ende zu bereiten, die mich nicht beunruhigen, aber die öffentliche Meinung aufregen. Der Herzog von Albufera würde den Vorteil haben, mit sehr guter Reputation einzutreffen." (Correspondance Nr. 21 499.) Dem Kaiser schweben hier offenbar Verstimmungen aus der Zeit vor, wo Soult zum ersten Male in Portugal war und geheimer Umtriebe verdächtigt wurde. (Vgl. Schwertfeger, Geschichte der Königlich Deutschen Legion, I, 230 und 234.)

[39]) Man findet auch die Schreibweise Croix Daurade und Croix d'Orade.

[40]) Spätere Schriftsteller, so besonders der Französische Genieoberst Choumara (vgl. Quellenverzeichnis) haben behaupten wollen, Soult sei in der Schlacht von Toulouse Sieger geblieben. Dem ist nur eine Stelle aus dem Schreiben des Marschalls Soult an Suchet vom 10. April 1814 entgegenzuhalten (Choumara, S. 166):

nicht seiner einzigen noch möglichen Rückzugsstraße, die in südlicher Richtung zwischen dem Kanal de Languedoc und der Garonne auf Villefranche führte, verlustig zu gehen. Am 11. April verblieb Soult noch in der Stadt; in der Nacht zum 12. April aber verließ er Toulouse und zog in der Richtung auf Carcassonne ab, um sich hier, wie er hoffte, mit Suchet zu vereinigen, der mit den Resten seines Katalonischen Heeres an diesem Tage aber noch bei Perpignan stand.

Am 12. April hißte man in Toulouse die weiße Flagge, und Wellington zog, von einer begeisterten Menge jubelnd begrüßt, an der Spitze seiner Truppen in die Stadt ein. Man brachte hier dem fremden Heerführer Huldigungen dar, als gelte es, in ihm den Befreier von unerträglicher Gewaltherrschaft zu begrüßen. Kein Gefühl der nationalen Schmach regte sich in den heißblütigen Toulousern, als sie abwechselnd ihr „Vive le roi!" und „Vive Wellington!" hervorjubelten, kein Gedanke daran, daß man hier eine der stolzesten Epochen Französischen Schlachtenruhmes zu Grabe trug.

Gegen Abend langte ein Bevollmächtigter der provisorischen Regierung zu Paris in Toulouse an und verkündete, daß die Verbündeten am 31. März in Paris eingezogen, Napoleon I. durch Senatsbeschluß vom 2. April der Krone verlustig erklärt, Armee und Nation vom Treueide gegen ihn entbunden seien.

Ein förmlicher Waffenstillstand zwischen Wellington, Soult und Suchet wurde am 18. April in Toulouse geschlossen.[41]) Ehe aber noch die Nachricht von der Einstellung der Feindseligkeiten nach Bayonne

---

„Die Schlacht, die ich Ihnen in meinen letzten Briefen ankündigte, hat heute stattgefunden; sie ist ungewöhnlich verlustreich gewesen. Der Feind hat schrecklich gelitten, aber es ist ihm gelungen, in einer Stellung festen Fuß zu fassen, die ich rechts von Toulouse besetzt hielt. . . . Im übrigen richte ich mich ein, morgen den Kampf wieder aufzunehmen, wenn der Feind mich angreift. Ich glaube nicht, lange in Toulouse bleiben zu können; vielleicht sehe ich mich sogar gezwungen, mir einen Ausweg zum Verlassen der Stadt gewaltsam zu öffnen." Und am 11. April 1814 schreibt er klar und deutlich: „Ich sehe mich genötigt, mich von Toulouse zurückzuziehen, und ich fürchte kämpfen zu müssen, wenn ich noch nach Baziege gelangen will, wohin der Feind soeben eine Kolonne dirigiert hat, um mir diesen Rückweg abzuschneiden." (Choumara, S. 166/167.)

Wellingtons Sieg bei Toulouse ist also unbestreitbar. Vgl. hierzu Wellingtons Bemerkungen vom Mai 1838 zu Choumaras Buch. (Supplementary despatches, VIII, 752 ff.)

[41]) Noch bei den abschließenden Verhandlungen hatte Suchet stets seinem Kameraden Soult entgegengearbeitet, so daß dieser ihm am 19. April 1814 schrieb: „Ich kann nicht unterlassen, Ihnen mein Bedauern darüber auszudrücken, daß unsere Feinde jetzt Zeugen des Mangels an Harmonie sind, der zwischen uns herrscht." (Choumara, S. 175.) Den Wortlaut des Waffenstillstandes siehe bei Jones und in Wellingtons Depeschen (Supplementary despatches, IX, 21 ff.).

gelangt war, war es dort unter Führung des tatkräftigen Kommandanten, Generals Thouvenot, zu erbitterten Ausfallkämpfen gekommen, die bis zum 14. April fortdauerten und besonders den im Englischen Heere fechtenden Truppenteilen der Königlich Deutschen Legion noch schwere Verluste zugefügt hatten. Erst am 28. April erschien auf den Wällen der Zitadelle die weiße Flagge und verkündete den Friedensschluß.

So war der Herzog von Wellington an der Spitze seiner Armee vom 21. Juni 1813, wo er den König Joseph bei Vitoria schlug, bis zum 12. April 1814, also in noch nicht zehn Monaten über den trennenden Gebirgswall der Pyrenäen und eine große Anzahl schwer zu überschreitender Flüsse hinweg bis in die Hauptstadt des südlichen Frankreich gelangt und hatte, wenn auch unter schweren Verlusten, überall seine operativen Ziele erreicht. Er hatte den Beweis erbracht, daß weder Berge noch Ströme, weder Römische Wälle noch Chinesische Mauern eine Nation zu retten vermögen,[42]) sondern daß nur entscheidende Siege zu Lande oder zur See hierzu imstande sind.

Wellingtons Beurteilung ist bei uns in Deutschland im allgemeinen dadurch ungünstig beeinflußt worden, daß nationale Gegensätze über die Frage entbrannt waren, wem das Hauptverdienst an der Schlacht von Waterloo—Belle Alliance gebühre, eine Frage, die hier unerörtert bleiben soll. Die früheren Feldzüge des Herzogs aber sind in Deutschland bis auf den heutigen Tag noch sehr wenig bekannt.

Man wird dem Feldherrntume des „eisernen Herzogs" nicht gerecht, wenn man ihn immer nur als Vertreter einer längst überwundenen Taktik betrachtet und in seiner Strategie immer nur die bedächtige, methodische Kriegführung vergangener Jahrhunderte erblicken will. Die schwierigste Aufgabe, die einem Feldherrn gestellt werden kann, ist die, seine militärischen Maßnahmen von allerlei Erwägungen politischer und anderer Art mit abhängig machen zu müssen, sodaß nicht die rein militärische Zweckmäßigkeit allein entscheidet, sondern nach allen möglichen Seiten Rücksichten zu nehmen sind. Dieselbe Gebundenheit, die wir den strategischen Maßnahmen des Kaisers Napoleon vom Frühjahr 1813 ab in immer steigendem Maße zubilligen, dieselbe Fesselung des Heerführers durch Erwägungen der verschiedensten Art erkennen wir auch in den Operationen des Herzogs von Wellington, die wir — allerdings nur in flüchtigen Umrissen — von Vitoria bis Toulouse begleitet haben. Auch der Englische Feldherr war in seinen Entschließungen niemals vollkommen frei; er war gebunden durch die Befehle des Britischen Ministeriums, er durfte, ähnlich wie es dem Kronprinzen von Schweden im Herbstfeld-

[42]) T. Miller Maguire. The British in the Iberian Peninsula 1808/14. Aldershot Military Society, Februar 1905.

zuge 1813 erging, sein Heer nicht aufopfern, da es von wesentlicher Bedeutung war, die parlamentarische Vertretung seines Landes bei guter Laune zu erhalten. Wellington mußte ferner fortgesetzt Rücksicht auf die Wünsche der Spanischen und Portugiesischen Regentschaft nehmen, und man muß die Tatkraft seines Entschlusses bewundern, wenn er es wagte, in den Tagen von Bayonne 25 000 Spanier zeitweise über die Pyrenäen zurückzusenden, weil ihre Disziplinlosigkeit den Bestand der Gesamtarmee zu gefährden und die Einwohner Südfrankreichs gegen die verbündete Armee in höchstem Maße aufzubringen drohte.[43]) Wellington mußte ferner jederzeit im Auge behalten, daß ein Friedensschluß des Kaisers mit den Festlandsmächten unter Ausschluß von England durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte; in einem solchen Falle wurde die Lage der Englischen Armee in Südfrankreich ganz unhaltbar.

Wenn man die ungewöhnlichen Schwierigkeiten der Lage erwägt, die durch alle diese Rücksichten hervorgerufen wurden, und außerdem bedenkt, daß die Zusammensetzung des Englischen Heeres, vor allem aber seine Verpflegungsart langsame Märsche erforderte, daß man nicht vom Lande lebte, sondern alle Verpflegungsmittel auf dem Seewege heranzog und durch gewaltige Trains der Armee nachführen mußte, so darf man sich über das verhältnismäßig langsame Vorschreiten der Wellingtonschen Offensive um so weniger wundern, als auch auf seiten der Franzosen große Zeiträume zwischen den einzelnen Offensiv- und Defensivoperationen liegen, Zeiträume, die durch die Eigentümlichkeit des Kriegsschauplatzes, durch die sehr ungünstigen Witterungsverhältnisse und durch den Zustand der Truppen mit erklärt wurden. Daß Wellington seine in der Schlacht gewonnenen Erfolge meist nicht genügend ausnutzte, und daß man eine energische Verfolgung eigentlich nirgends findet, liegt gleichfalls in der Eigenart des Englischen Heeres begründet.

Vielfach ist Wellington als Vertreter der längst überholten Lineartaktik vergangener Zeiten gegeißelt worden. Allerdings hat er in zu-

[43]) Brief vom 21. November 1813 an Earl Bathurst (Dispatches XI, S. 303/307). Wellington beklagt sich hierin aufs bitterste über die Spanier. Vgl. die Proklamation, die Wellington am 1. November 1813 an die Franzosen gerichtet hatte, und den Brief an den Spanischen General Freyre vom 24. Dezember 1813 (Dispatches, XI, S. 395/397). In letzterem finden sich mehrere für Wellingtons Denkart bezeichnende Stellen: „Mein lebenlang habe ich Schmähschriften verachtet; wäre dem nicht so, so stände ich nicht nur nicht hier, sondern Portugal und vielleicht auch Spanien wären unter Französischer Herrschaft. Ich habe in diesem Feldzuge 20 000 Mann verloren, nicht damit jetzt der (Spanische) General Morillo oder sonst jemand die Französische Landbevölkerung ausplündert. Wo ich kommandiere, leide ich das unter keinen Umständen. Will man plündern, so soll man einen anderen Oberbefehlshaber ernennen." — — — „Es ist mir durchaus gleichgültig, ob ich eine große oder eine kleine Armee befehlige; aber, ob groß oder klein, sie muß mir gehorchen."

treffender Bewertung der Eigenart seines Heeres und in genauer Kenntnis der Französischen, damals in aller Welt gepriesenen Kolonnentaktik dennoch an der Aufstellung seiner Infanterie in breiten zweigliederigen Linien festgehalten, zumal in der Verteidigung, die er taktisch bevorzugte. Diese Linien wurden dem Gelände vortrefflich angeschmiegt und dadurch der bei den Franzosen üblich gewordenen massenhaften Artillerievorbereitung nach Möglichkeit entzogen, während im Vorgelände die leichten Kompagnien und die Scharfschützen der Linientruppen sich in unregelmäßigen Schützenschwärmen mit den angreifenden Tirailleurs herumschossen, und vorteilhaft auf die ganze Linie verteilte Batterien den artilleristischen Feuerkampf aufnahmen, beim Nahen des Angriffs aber grundsätzlich gegen die vorgehende Infanterie feuerten. Der Napoleonische Massenstoß geschlossener Infanterie zerschellte zumeist an der überlegenen Feuerwirkung der Englischen Linien. Napoleon selbst hat es am letzten Tage seiner Feldherrnlaufbahn bei Waterloo—Belle-Alliance zu seinem Leidwesen erfahren müssen.

In der Taktik kann nicht als rückständig getadelt werden, was gegenüber tüchtigen Gegnern fast ausnahmslos zum Erfolge geführt hat. Der Taktik ist jedes Mittel recht, was den Sieg verbürgt, und Wellington hat seine Kampfform in hervorragender Weise dem Einzelfall anzupassen verstanden. In der Geländebenutzung war er sogar vorbildlicher Meister, wogegen seine Kavallerietaktik des großen Zuges ebenso entbehrte, wie in den meisten festländischen Heeren jener Zeit.

Daß die Englische Armee und vor allem ihre Ingenieuroffiziere im Festungskriege wenig leisteten und jeden Erfolg mit unverhältnismäßig großen Blutopfern erkaufen mußten, trat in der Belagerung von San Sebastian aufs neue zutage. Dieser Mangel erklärt sich aus der den Engländern bis zum Beginn des Halbinselkrieges fast gänzlich mangelnden Kriegserfahrung auf diesem Gebiete und an der ungenügenden Ausstattung ihrer Heere mit Belagerungsmitteln, ein Übelstand, den Wellington oft genug in seinen Berichten beklagt hat.[44])

Vielfach ist das Feldherrntum des Herzogs von Tadlern fast aller Nationen herabgesetzt worden. Man hat ihm höchstens den Ruhm eines guten Taktikers, eines geschickten Manövrierers zubilligen wollen und den größten Teil seiner Erfolge entweder dem Glück oder den Fehlern seiner Gegner zugeschrieben. Das ist ungerecht. Wenn nach Moltkes Auffassung die Strategie nichts ist als ein System der Aushilfen, wenn ferner nach Moltkes Ansicht es sich immer nur darum handelt, im Dunkel der Unsicherheit und unter dem Druck der widerstrebendsten Einflüsse

[44]) Vgl. hierzu besonders Schwertfeger, Geschichte der Königlich Deutschen Legion, I, 327 u. a. a. O.



„die Sachlage zu durchschauen, das Gegebene richtig zu würdigen, das Unbekannte zu erraten, einen Entschluß schnell zu fassen und dann kräftig und unbeirrt durchzuführen",[45]) so können wir Wellingtons Heerführung auf der Halbinsel und besonders auch in den geschilderten Monaten unsere Anerkennung nicht versagen. Er hat auch keineswegs immer nach einer bestimmten Schablone gehandelt, sondern in jeder Lage, die sich ihm bot, verstanden, seine Maßnahmen dem Sonderfalle anzupassen und das Zweckmäßigste zu tun. So deckte er zunächst in einer weiten rein defensiven Aufstellung in den Gebirgspässen der Pyrenäen die Belagerung von San Sebastian und die Blockade von Pamplona, so vermochte er, als Soult den rechten Englischen Flügel zu durchstoßen drohte, diesen noch rechtzeitig zu verstärken und den Marschall zurückzuwerfen. So erzwang er durch Überraschung den Übergang über die Bidassoa, erstürmte einen Monat später die Werke an der Nivelle und gelangte im Dezember bis an die Nive. Der schwierigen Lage, in der sich seine Armee hier durch die Zweiteilung infolge des Wasserlaufs der Nive befand, und die vom Marschall Soult sofort tatkräftig ausgenutzt wurde, wußte er jedesmal durch zweckmäßige Maßnahmen Herr zu werden. Schließlich gelang es ihm, den Adour zu überschreiten, den Hauptteil der Französischen Kräfte von Bayonne zu entfernen und in mehreren Feldschlachten nach Osten zurückzuwerfen, ihn schließlich auch aus seiner starken Stellung bei Toulouse zu vertreiben.

Wenn man alle diese nicht hinwegzuleugnenden Erfolge lediglich mit der zahlenmäßigen Überlegenheit der verbündeten Armee, die außerdem meist nur gering war,[46]) erklären wollte, so würde man damit weder dem Feldherrntume des Herzogs von Wellington noch dem des

---

[45]) Moltke, Über Strategie. (Moltkes militärische Werke, II, 2, S. 291/293.)

[46]) Bei Vitoria (21. Juni 1813) standen 70 000 Verbündete mit 90 Geschützen, darunter 10 000 Spanier, gegen 60 000 Franzosen mit 150 Geschützen. Ein Spanisches Korps von 12 000 Mann unter Giron nahm am Kampfe nicht teil. In der Schlacht in den Pyrenäen (25. Juli bis 2. August 1813) standen etwa 82 000 Verbündete gegen 76 000 Franzosen; an der Nivelle (10. November 1813) 90 000 Mann mit 95 Geschützen gegen 79 000 Franzosen; an der Nive (9. Dezember 1813) 80 000 Verbündete gegen 74 000 Franzosen; in den Kämpfen bei Bayonne am 10. Dezember 1813 30 000 Verbündete unter General Hope mit 24 Geschützen gegen 60 000 Franzosen mit 40 Geschützen; am 13. Dezember General Hill mit 14 000 Mann und 14 Geschützen gegen 35 000 Franzosen; bei Orthez (27. Februar 1814) 37 000 Verbündete mit 48 Geschützen gegen etwa gleiche Französische Kräfte mit 40 Geschützen; in der Schlacht bei Toulouse (10. April 1814) 52 000 Mann, 64 Geschütze der Verbündeten gegen 40 000 Franzosen mit 80 Geschützen.

Die Zahlenangaben weichen in den verschiedenen Werken nicht unerheblich voneinander ab. Hier sind die Berechnungen des Generals Robinson (Wellingtons campaigns) zugrunde gelegt, der die neuere Französische Literatur gewissenhaft benutzt hat.

Marschalls Soult gerecht werden, der zweifellos einer der bedeutendsten, wenn nicht der bedeutendste aller Französischen Marschälle gewesen ist. Zudem muß beachtet werden, daß Wellington meist angriffsweise verfuhr. Daß aber der Herzog in vielen schwierigen Lagen seiner Feldherrnlaufbahn vom Glück begünstigt gewesen ist, darf auch nicht gegen ihn ausgenutzt werden; wir wollen dabei des Moltkeschen Wortes gedenken, daß auf die Dauer wohl nur der Tüchtige Glück hat.

Was uns Deutsche bei dem Englischen Feldherrn als wesensverwandt anmuten müßte, das ist der germanische Grundzug seiner ganzen Persönlichkeit.[47]) In ausgesprochenem Gegensatz zu den großen Heerführern der lateinischen und slavischen Rasse, die — nach den Worten des Grafen Yorck v. Wartenburg[48]) — leicht einen Anflug von Charlatanerie zeigen, der dem germanischen Volkstum fremd ist, bietet uns der nüchterne Engländer das kaum zu übertreffende Vorbild einer in sich geschlossenen ausgeglichenen Feldherrnnatur, der Überraschungen groben Stils fernblieben. Wir verstehen es, daß Söhne der vornehmsten Familien Englands eine Ehre darin suchten, als Ordonnanzoffiziere des eisernen Herzogs Verwendung zu finden. Sie erblickten einen Sport darin, auf den vorzüglichsten Pferden ihrer Heimat die Befehle des Generals in kürzester Frist zu überbringen. Als Ehrensache galt es ihnen, eine Deutsche Meile in 18 Minuten, deren drei in einer Stunde zurückzulegen.

Wir bewundern die geistige Spannkraft Wellingtons, seine ungeheure körperliche Ausdauer. Im Druck der schwierigsten Lagen versagte er nie; je größer die Verantwortung, um so klarer wurde sein Denken, um so härter und fester sein Entschluß. Sein Körper war gestählt; alle die Jahre hindurch hat er die Strapazen des Halbinselkrieges trotz der sehr ungünstigen klimatischen Verhältnisse ohne Krankheit ertragen.

Wellington ist für das Englische Volk zum Nationalhelden geworden. Dagegen fällt es wenig ins Gewicht, daß die Unnahbarkeit seines Charak-

[47]) Ich möchte hier an die schöne Kennzeichnung erinnern, die Generalfeldmarschall Frhr. v. der Goltz seinerzeit von Scharnhorst entwarf, als er die militärischen Schriften des Generals mit Erläuterungen herausgab (Militärische Klassiker des In- und Auslandes, Dresden, Carl Damm). „Scharnhorsts Größe beruht mehr auf Tiefe und Nachhaltigkeit, als auf Feuer und Beweglichkeit des Charakters. Seine Eigenschaften waren nicht glänzend, aber kräftig und ausdauernd. Er versetzte sich nicht mit kühnem Schwunge ans Ziel, sondern erreichte es langsam und sicher, von Stufe zu Stufe emporsteigend. . . . . . . Schade, daß es ihm nicht beschieden worden ist, eine Rolle als Führer in der Schlacht zu übernehmen. Seine echt norddeutsche Natur hätte sich dort geltend gemacht, die kluge Besonnenheit, der feste Wille, die zähe Ausdauer, die persönliche Unerschrockenheit. . . . . . . Scharnhorst hätte im Kriege auch Rückschlägen widerstanden, und das ist eine Kardinaltugend des Feldherrn.“ Das sind dieselben germanischen Grundeigenschaften, die auch Wellington besaß.

[48]) Graf Yorck v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr, II, 404. Berlin 1909. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

ters, die Kälte und Schärfe seines Wesens gelegentlich getadelt werden.[49]) Große Männer darf man nicht mit spießbürgerlichem Maße messen, und gerade die stolze Unabhängigkeit des Herzogs hat viel zur Einheitlichkeit des Oberbefehls, dieser Vorbedingung eines jeden Erfolges im Kriege, beigetragen; Wellington war wirklich Herr in seinem Heere, in dem er eiserne Mannszucht bewahrte. Durch seine weit und breit gefürchtete Strenge hielt er die schlechten Elemente seiner Armee nieder und brachte einen ritterlichen Zug in die sonst so grausame Kriegführung auf der Spanischen Halbinsel.[50])

Vergleicht man aber den Herzog mit seinem großen Gegner Napoleon, diesem einzig gearteten Feldherrngenie, so steht der Brite ganz ohne Zweifel hinter der überragenden Größe dieser Erscheinung zurück. Es fehlte ihm jener Genius, der den Kaiser bis zu den Sternen emportrug; dafür aber ermangelte er auch der unheimlichen, dämonischen Verblendung, der Frankreichs großer Kaiser schließlich erlag.

Vergleiche zwischen den Helden der Geschichte führen leicht ins Uferlose. So wird ja auch unser Feldmarschall Moltke häufig mit anderen großen Feldherren der Vergangenheit in Vergleich gestellt, und Schriftsteller verschiedener Nationen gefallen sich darin, ihm einen bescheideneren Platz anzuweisen, als es gemeinhin und mit vollem Recht in Deutschland geschieht.

Strahlende Feldherrnnaturen wie Friedrich der Große und Napoleon unterbrechen nur selten die Eintönigkeit der Jahrhunderte. Dem Herzoge von Wellington aber darf die Anerkennung nicht versagt werden, daß er unter den schwierigsten Verhältnissen die Streitkräfte seines Vaterlandes von Erfolg zu Erfolg geführt hat. Damit hat er den Besten seiner Zeit genug getan!

---

[49]) Vgl. hierzu die treffliche Würdigung des Herzogs in Omans groß angelegtem Werke über den Halbinselkrieg (A history of the Peninsular war, Bd. I, S. 114—122, Bd. II, S. 294—311), ferner den Aufsatz von Dr. J. v. Pflugk-Harttung über Nelson, Wellington und Gneisenau. (Vgl. Quellenverzeichnis.)

[50]) Vgl. sein Verhalten gegen die Spanier (Anm. [43]) auf S. 167), nachdem der Krieg auf Französischen Boden hinübergetragen war.

Anlage 1.

Stärke der Französischen Armeen in Spanien am 16. Juli 1813.

(Nach Dumas. Vgl. Quellenverzeichnis.)

Armée d'Espagne	97 983 Mann	12 676 Pferde
Detachiert	2 110 „	392 „
in Hospitälern	14 074 „	
Zusammen . . .	114 167 Mann	13 068 Pferde

Die Garnisonen von Bayonne, St. Jean-Pied-de-Port, Navarrenx, Lourdes, San Sebastian, Pamplona, Santoña, Jaca sind nicht eingerechnet. Ihre Stärke betrug am 16. Juli 7167 Mann.

Armée d'Aragon	32 362 Mann	4 919 Pferde
Detachiert	3 621 „	551 „
in Hospitälern	3 201 „	
Zusammen . . .	39 184 Mann	5 470 Pferde

Außerdem Garnisonen in Denia, Sagunt (Murviedro), Peniscola, Morella, Mequinenza, Saragossa, Jaca, Venasque, Monzón, Tortosa, Lerida, Tarragona, Barcelona, Figueras, Hostalrich.

Armée de Catalogne . . .	25 910 Mann	1 744 Pferde
Detachiert	168 „	
in Hospitälern	1 379 „	
Zusammen . . .	27 457 Mann	1 744 Pferde

Gesamtstärke in Spanien:

16. Juli 1813	180 808 Mann	20 242 Pferde
15. September 1813. . . .	172 939 „	20 074 „

Gemeinsamer Oberbefehlshaber für die Armeen von Aragon und Katalonien war Marschall Suchet, Herzog von Albufera. Er verfügte im November 1813 über:

Armée d'Aragon	18 497 Mann
Armée de Catalogne . . .	14 091 „
Zusammen . . .	32 588 Mann

Am 1. Januar 1814 betrug seine Gesamtstärke ohne Garnisonen 37 268 Mann. Am 26. Dezember 1813 mußte Suchet 9583 Mann, im Januar 1814 10 183 Mann, am 9. März 9661 Mann abgeben. Er verfügte am 4. Februar 1814 noch über 12 971, am 5. April über 11 337 Diensttuer.

Kriegsgliederung der Armée d'Espagne ou des Pyrénées am 16. Juli 1813 bei Übernahme des Oberbefehls durch Marschall Soult.

Rechter Flügel: Generalleutnant Graf Reille.

1. Division General Foy	9 Bataillone	5 922 Diensttuer
7. „ „ Maucune . .	7 „	4 186 „
9. „ „ Lamartinière .	11 „	7 127 „
Bei jeder Division eine Batterie zu je 8 Geschützen.		
Zusammen . . .	27 Bataillone	17 235 Diensttuer

Mitte: Generalleutnant Graf d'Erlon.

2. Division General d'Armagnac .	8 Bataillone	6 961	Diensttuer
3. " " Abbé	9 "	8 030	"
6. " " Maransin . .	8 "	5 966	"
3 Batterien zu je 8 Geschützen.			
Zusammen . . .	25 Bataillone	20 957	Diensttuer

Linker Flügel: Generalleutnant Baron Clausel.

4. Division General Conroux . . .	9 Bataillone	7 056	Diensttuer
5. " " van der Maessen	7 "	4 181	"
8. " " Taupin . . .	10 "	5 981	"
3 Batterien zu je 8 Geschützen.			
Zusammen . . .	26 Bataillone	17 218	Diensttuer

Reserve: General Villatte.

14 959 Franzosen, 20 Geschütze.

Außerdem: 4 Rheinbündische, 4 Italienische, 4 Spanische Bataillone.

Kavallerie:

1. Division General Pierre Soult .	22 Eskadrons	4 723	Diensttuer
2. " " Treilhard . .	21 "	2 358	"
Zusammen . . .	43 Eskadrons	7 081	Diensttuer

Außerdem Truppenteile außerhalb der Kriegsgliederung: 14 938 Diensttuer, Reserve (Rekruten) 5595 Diensttuer.

Gesamtstärke am 16. Juli 1813 ohne Garnisonen und ohne Fremdtruppen: 97 983 Diensttuer, 12 676 Pferde, 125 bespannte Geschütze.

Die Kriegsgliederungen vom 1. Oktober und 1. November 1813 weisen eine andere Verteilung der Flügel nach:

den linken Flügel bildet Generalleutnant Graf d'Erlon mit der 2., 3. und 6. Division,

die Mitte befehligt Generalleutnant Baron Clausel (4., 5. und 8. Division).

Am 1. Januar 1814 zählten:

Mitte	33 Bataillone	17 828 Mann
Linker Flügel	23 "	15 697 "
Rechter Flügel	27 "	14 682 "
Kavallerie	43 Eskadrons	6 386 "
Artillerie, Genie u. Truppen außerhalb der Linie .		4 559 "
Zusammen . . .		59 152 Mann, 85 Geschütze.

Die Verteilung der Divisionen auf die Flügel und die Mitte hat öfters gewechselt.

An die Armée de l'Est mußte Soult auf Befehl des Kaisers absenden (vgl. Befehl vom 14. Januar 1814, Anm.[28] auf S. 159): die 7. und 9. Division, die 2. Kavalleriedivision, die Brigade Sparre der 1. Kavalleriedivision, zusammen 14 335 Mann und 40 Geschütze.

Kriegsgliederung der Armee des Herzogs von Wellington am 1. Januar 1814.

(Nach Dumas.)

Infanterie:

1. Division General Howard	5 983	Dienstuer
Brigade Aylmer	1 573	"
2. Division General Stewart	7 959	"
3. " " Picton	6 057	"
4. " " Cole	6 120	"
5. " " Colville	4 688	"
6. " " Clinton	6 097	"
7. " " Walker	6 049	"
Leichte Division General Karl v. Alten*)	4 683	"
Portugiesische Division le Cor	4 168	"
" " Sylveira	3 631	"

Kavallerie: General Stapleton-Cotton.

8 Brigaden, 2 Portugiesische Brigaden	8 230	"
Royal Staff Corps	154	"
Veteranenbataillon	871	"
Artillerie und Genietruppen	4 800	"
Zusammen	71 063	Dienstuer

Die Zusammensetzung der Divisionen hat von Fall zu Fall gewechselt. Die Armee war im allgemeinen in drei Korps, die Kavallerie und die Reserve eingeteilt:

rechter Flügel: General Hill,
Mitte: Marschall Beresford,
linker Flügel: General Hope.

Die Spanier und eine Division Portugiesen bildeten die Reserve.

*) Von der Königlich Deutschen Legion.

Anlage 2.

Aus dem Schriftwechsel des Herzogs von Wellington mit dem General Dumouriez.*)

Wellington an Dumouriez.**)

St. Jean de Luz, 22. November 1813.

Mein lieber General!

Es ist lange her, seit ich Ihnen nicht geschrieben habe, und ich habe Ihre Briefe bis zum 1. November vor mir, auf die ich noch nicht geantwortet habe. Ich bin Ihnen für Ihre Nachrichten aus Deutschland sehr verbunden, ebenso für Ihre Betrachtungen hierüber. Ich besitze Nachrichten vom General Stewart bis zum 19. Oktober und solche über Bonaparte bis zu seiner Ankunft am Rhein. Ich bewundere die Leichtigkeit des Marsches bei den Französischen Truppen und ihre Marschgewöhnung überhaupt; aber ich kann nicht glauben, daß die bei Leipzig geschlagenen Truppen, die Erfurt am 25. verlassen hatten, in einer zur Bekämpfung von 70 000 Österreichern und Bayern unter General Wrede ausreichenden Stärke am 30. bei Hanau haben eintreffen können. Ich glaube, daß Bonaparte mit seiner Garde, einiger Kavallerie und Artillerie, und den kräftigsten Leuten seiner Infanterie zur Stelle gewesen ist, daß er die anderen aber in einzelnen Abteilungen hat zurücklassen können, da der Feind ihnen vielleicht nicht sehr dichtauf folgte. General Wrede aber wird ihm eine goldene Brücke gebaut haben, da er es wohl für unmöglich hielt, ihm eisernen Widerstand zu leisten.

Das sind meine Ansichten über die letzten Ereignisse in Deutschland. Aber es ist ja möglich, daß das Bulletin über die Kämpfe am 29. und 30. ganz falsch ist, und daß wirklich eine völlige Zertrümmerung, von der man spricht, stattgefunden hat.

Sie haben die Berichte über unsere letzten hiesigen Kämpfe gesehen. Seit diesen sind wir durch die Regengüsse völlig aufgehalten worden und stecken ganz und gar im Kot fest. Die Gießbäche sind übrigens voll Wasser, und ich war sehr froh, meine Armee kantonieren lassen zu können, die — mit Ausnahme der Spanier***) — mehr als irgend eine Armee, die ich jemals gesehen habe, zu einem Winterfeldzuge befähigt ist.

---

*) Vgl. S. 158, Anm. [27]). Dumouriez, geb. 1739, war 1792/1793 Oberbefehlshaber der Franzosen, flüchtete nach England, starb dort 1823.

**) Dispatches, XI, 308/310. Der Brief ist in ungelenkem Französisch verfaßt. In Deutscher Sprache ist er meines Wissens noch nicht veröffentlicht.

***) Vgl. S. 167, Anm. [43]).

Katalonien hat mir während des Herbstes viele Sorgen gemacht und oft habe ich daran gedacht, selbst hinzugehen.

Vielleicht hätte ich, wenn ich nur an Spanien dächte oder die Dinge lediglich unter militärischem Gesichtswinkel betrachtete, dorthin gehen sollen, weil zweifellos Bonaparte sich in Katalonien die Möglichkeiten zur Rückkehr nach Spanien offen hält und offen halten will. Ich sage „vielleicht", weil ich in diesem Teufelslande, in dem ich fünf Jahre hindurch Krieg geführt habe, immer nur dieselbe Erfahrung gemacht habe wie Ihr Heinrich IV., daß man nämlich mit kleinen Armeen nichts ausrichtet und mit großen des Hungers stirbt. Ich fühle auch, daß ich mit den mir zur Verfügung stehenden Mitteln und der hierfür freibleibenden Zeit die Dinge in Katalonien nicht so gestalten kann, wie es die Notwendigkeit bedingt, unsere schon dort befindlichen und etwa dorthin zu sendenden Streitkräfte im Felde zu erhalten. Im übrigen muß die rein militärische Auffassung der Politik weichen.*) Ich habe den Gang der Dinge in Deutschland mit angesehen und trotz der sehr schweren Rückschläge, die eingetreten sind, Keime von sehr beträchtlichen Erfolgen, die seitdem erzielt worden sind, darin zu erkennen geglaubt.

Wenn ich mich nicht sehr getäuscht habe, so ist es für die Verbündeten und selbst für Spanien sehr viel wichtiger, daß ich nach Frankreich einrücke, statt mich mit einem Festungskriege in Katalonien abzugeben. Selbst in rein militärischer Hinsicht möchte ich sagen, daß Bonaparte, wenn er wirklich vom Rheine her gedrängt wird, wie es scheint, und wenn ich ihn gleichfalls von den Westpyrenäen her dränge, daß er dann nicht mehr die Mittel hat, sich in Katalonien zu verstärken. Die dortigen Festungen werden von selbst fallen, sowohl infolge der hiesigen Operationen als auch infolge der schon eingeleiteten Blockaden.

So habe ich mich denn, alles in allem genommen, dazu entschlossen, den Krieg von meiner Seite her**) nach Frankreich hineinzutragen, und ich bin in der Lage, ihn so lebhaft zu gestalten, wie die Umstände es zulassen. Ich glaube und hoffe, mich nicht getäuscht zu haben.

Ich sende Ihnen die Proklamation, die ich beim Einmarsche erlassen habe. Das Land ist uns nicht entgegen, die Landbewohner kämpfen nicht gegen uns; sie leben sehr zufrieden mit unseren Soldaten in ihren Häusern; das Eigentum wird geschont, und mit Ausnahme der Spanier, die ich in Kantonnements auf Spanischem Boden zurückgeschickt habe, hat man niemandem böses zugefügt.

Ich hoffe, wir nähern uns dem Ende der schrecklichsten und widerwärtigsten Tyrannei, die jemals die Welt geknechtet hat. Wenn wir einen anderen Feldzug haben werden, wird es hoffentlich für die Welt wichtigere Umwälzungen geben, als sie je dagewesen sind. . . . . .

Wellington.

---

*) Vom Verfasser des Vortrages hervorgehoben.

**) d. h. von den Westpyrenäen her.



Dumouriez an Wellington.*)

16. Dezember 1813.

Mein werter Lord!

Sie setzen mir in Ihrem Schreiben vom 22. November die Gründe auseinander, warum Sie den Vormarsch nach Frankreich der Beschäftigung mit Katalonien vorgezogen haben. Sie haben vollkommen Recht und zwar vom politischen wie vom militärischen Standpunkte aus. Sie werden aus meinem Schreiben vom 29. November ersehen, daß **wir uns verstanden haben, bevor wir uns aussprachen, und daß die Umstände, die Ihr Scharfsinn vorausgesehen hat, mich gründlich zu Ihrer Meinung bekehrt haben.****)

Ich sehe, sobald die Regengüsse aufgehört haben und die Wege benutzbar sind, zwei Operationen voraus, zwischen denen Sie die Wahl haben. Die erste ist vorzustoßen, das verschanzte Lager von Bayonne anzugreifen und zu forcieren und sich dieser Stadt zu bemächtigen. Sie werden darin keine große militärische Hilfsquelle finden, aber Sie werden eine Armee vernichtet haben. In Wahrheit würden Sie nach diesem Erfolge, an dem ich bei entschlossener Ausführung nicht zweifle, auf dem rechtem Ufer des Adour zum förmlichen Angriff der Zitadelle gezwungen sein, und sodann wären 30 lieues der Landes zu durchschreiten, welche bei größter Eile 5 bis 6 Marschtage erfordern, und zwar in einem dürren, wüsten, an Hilfsquellen armen Lande, wo man alles mit sich führen muß.

Die zweite Operation ist, das Lager durch eine annähernd gleiche Streitmacht zu beschäftigen, die Nive und den Gave de Pau zu überschreiten, indem Sie sich rechts auf Dax, nahe am Zusammenfluß des Adour und der Garonne (!) wenden; das würde Sie zum Meister von Béarn und des Landes von Soule machen, wo Sie alle Hilfsmittel und sogar Magazine finden würden, die Soult aus Mangel an Zeit und Mitteln nicht räumen kann, außerdem gute Städte wie Pau, Oléron usw. Einmal an der Garonne könnten Sie alle Schiffe dieses Stromes und der Nebenflüsse sammeln und sich ihrer bedienen, um den größten Teil Ihrer Lebensmittel, Artillerie und Bagagen und sogar einen Teil Ihrer Infanterie auf Bordeaux zu entsenden, während die Flotte des Sir G. Collier in diesen Strom hineinführe. Auf diesem Wege hätten Sie vielleicht den General Harispe, vielleicht auch sogar Suchet (!) zu bekämpfen, aber sie würden gegen Ihre Überlegenheit nicht standhalten. Übrigens rechne ich sehr auf die Stimmung der Landeseinwohner, deren Mißvergnügen gemäß den Vorgängen an der Maas, dem Rhein und in Italien von Monat zu Monat zunehmen wird.

Wenn Sie aber Soult mit 50 000 Mann hinter sich lassen, so könnten Sie ihn

1. durch ein annähernd gleich starkes Korps in Schach halten, welches in zweiter Linie rückwärts durch die Spanische Armee gestützt wird;

2. er wird nicht suchen Sie anzugreifen; er wird vielmehr sicherlich, wenn er Ihre Bewegung nach Ihrem rechten Flügel bemerken wird, sein

*) Supplementary dispatches, VIII, 435/436. Der Brief ist in Französischer Sprache verfaßt.

**) Vom Verfasser des Vortrages hervorgehoben.

Lager verlassen, nur eine starke Garnison in der Zitadelle lassen, am Adour entlang ziehen, Sie beobachten, Bordeaux und die Garonne decken. Ist er stark genug, um gegen Sie zu kämpfen, so wird er, Schlachtensoldat wie er ist (étant bataileur de son naturel), auf Sie los marschieren. Aber in der gegenwärtigen Lage Frankreichs muß er die einzige im Süden vorhandene Armee schonen, einen Rückschlag scheuen und hauptsächlich vermeiden, zwischen Bayonne und den Pyrenäen eingeschlossen zu bleiben.

Das sind die beiden einzigen Operationen, die ich voraussehe. Sie sind an Ort und Stelle. Sie sind klug und kühn zugleich; wählen Sie!

Ich werde Ihnen in diesen Tagen noch schreiben, um Ihnen meine Gedanken über den beginnenden Feldzug an der Maas und am Rhein, sobald die Verbündeten ihn werden überschritten haben, mitzuteilen. Die Dinge in Italien gehen auch sehr gut. Schläge im Süden werden die im Norden beschleunigen und umgekehrt. An Verhandlungen glaube ich nicht. Ich hoffe, daß binnen 6 Monaten die Franzosen von ihrer Täuschung über ihren korsischen Tyrannen zurückkommen und ihn selbst bestrafen werden. Wir könnten dann einen langen Frieden haben, dank Ihrer Nation und Ihnen.

Das sind die innigen Wünsche Ihres treuen Dieners

Dumouriez.

Quellenverzeichnis.

Lord Acton, The Cambridge modern history. Volume IX, Napoleon. Cambridge 1907.

Bagès, Étude sur les guerres d'Espagne. Paris 1907/08. 2 Bde.

J. Belmas, Journaux des sièges faits ou soutenus par les Français dans la Péninsule. Paris 1836.

G. Bernays, Schicksale des Großherzogtums Frankfurt und seiner Truppen. Berlin 1882.

A. v. Boguslawski, Das Leben des Generals Dumouriez. Berlin 1879. 2 Bde.

A. Brialmont, Histoire du duc de Wellington. Paris-Bruxelles 1856/57. 3 Bde.

A. du Casse, Mémoires et correspondance politique et militaire du roi Joseph. Paris 1853/54. Bd. IX.

T. Choumara (ancien capitaine du génie), Considérations militaires sur les mémoires du maréchal Suchet, duc d'Albuféra, suivies de la correspondance entre les maréchaux Soult et Suchet. Paris 1838.

Clerc (commandant du 49e d'infanterie), Campagne du maréchal Soult dans les Pyrenées occidentales en 1813/14, d'après les archives françaises, anglaises et espagnoles. Paris 1894.

Correspondance de Napoléon Ier, publiée par ordre de l'empereur Napoléon III. Paris 1858/70. 32 Bde. Bd. XXV, XXVI, XXVII.

J. B. Dumas, Neuf mois de campagne à la suite du maréchal Soult. Quatre manœuvres de couverture en 1813 et 1814. 1. Pampelune, 2. Saint Sébastien, 3. Bayonne, 4. Bordeaux, Orthez, Toulouse. Paris 1907.

Firmin Didot frères, Nouvelle biographie générale depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Paris 1858 pp.

Gurwood, The dispatches of field-marshal the duke of Wellington during his various campaigns from 1799 to 1818. London 1837/38. 12 Bde, davon Bd. 11.

A. v. Horsetzky, Kriegsgeschichtliche Übersicht der wichtigsten Feldzüge in Europa seit 1792. 6. Auflage. Wien 1905.

John T. Jones, Journals of sieges carried on by the army under the duke of Wellington in Spain, during the years 1811 to 1814. London 1846. 3 Bde.

John T. Jones, Account of the war in Spain and Portugal and in the South of France from 1808 to 1814. London 1818. Von diesem Werke gibt es eine Deutsche Übersetzung (General v. Wachholtz). 2. Auflage. Braunschweig 1844.

M. de Laxague, 1814. Siège de Bayonne par les alliés etc. Aix-en-Provence 1906.

L. Lecestre, La guerre de la Péninsule (1807—1813) d'après la correspondance inédite de Napoleon Ier. Paris 1896. (Revue des questions historiques, Bd. 59, S. 442/490.)

L. Lecestre, Lettres inédites de Napoléon Ier. Paris 1897. 2 Bde.

W. F. C. Napier, History of the war in the Peninsula and in the South of France. London 1861. 6 Bde. (Französische Ausgabe von M. Dumas in 10 bzw. 14 Bänden.)

Charles Oman, A history of the Peninsular war. Oxford 1902/08. Bis jetzt 3 Bde.

Dr. J. v. Pflugk-Harttung, Nelson, Wellington und Gneisenau, die militärischen Hauptgegner Napoleons I. (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, XXVIII. Bd.)

Dr. J. v. Pflugk-Harttung, Napoleon I. Berlin 1900/01. 2 Bde. (Abschnitt über den Spanischen Krieg von Generalleutnant v. Bardeleben.)

C. W. Robinson, Wellington's campaigns Peninsula—Waterloo 1808—15, also Moore's campaign of Corunna (for military students). London 1905/08. 3 Bde.

John Holland Rose, Napoléon I. Deutsch von Professor Dr. K. W. Schmidt. Stuttgart 1906. 2 Bde.

A. Sallé, Vie politique du maréchal Soult. Paris 1834.

B. Schwertfeger, Geschichte der Königlich Deutschen Legion. Hannover 1907. 2 Bde.

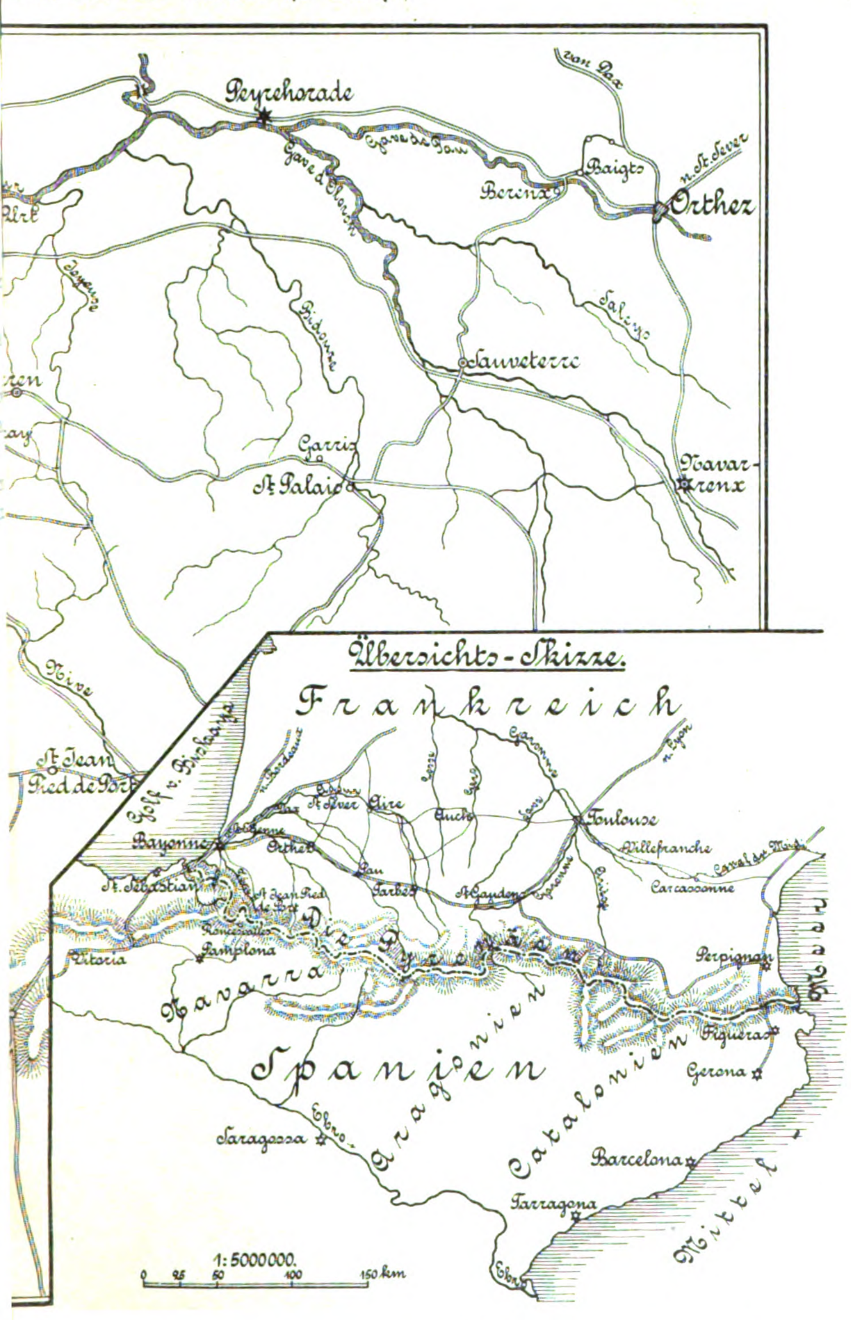
M. A. Thiers, Histoire du consulat et de l'empire. Paris 1848/60. 20 Bde. Davon Bd. XVI und XVII.

Duke of Wellington (son), Supplementary despatches, correspondence and memoranda of field-marshal A. duke of Wellington. London 1858/65. 12 Bde. Davon Bd. 8 und 9.

A. v. Witzleben, Das Buch vom eisernen Herzog. Leben und Kriegstaten des Herzogs von Wellington usw. Mit Benutzung Englischer Quellen bearbeitet von K.... Leipzig 1853.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68–71.

Vitoria bis Toulouse 1813/14.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Stammtruppen des Kürassierregiments Kaiser Nikolaus I. von Rußland (Brandenburgisches) Nr. 6 bei Audenarde und Malplaquet.

Von

Otto v. Schwerin,
Generalmajor z. D.

Mit vier Skizzen.

Die Friderizianischen Regimenter, aus denen 1806/07 das heutige Kürassierregiment Kaiser Nikolaus I. von Rußland (Brandenburgisches) Nr. 6 entstanden ist, haben bereits — unter anderem Namen teilweise — im Spanischen Erbfolgekriege die Klingen mit dem Feinde gekreuzt, fünf dieser Stammtruppen sind bei Malplaquet, der blutigsten Schlacht jenes Krieges, Bügel an Bügel geritten.

Liegen auch diese Feldzüge heute zwei Jahrhunderte zurück und werden jene Begebenheiten kaum noch zum Studium der Kriegskunst dienen, so ist es doch ein Pflegen der Tradition: einen Zeitabschnitt ins Gedächtnis zurückzurufen, in dem unsere Vorfahren der jungen Königskrone von Preußen die ersten Lorbeerzweige dargebracht haben. Die ruhmreiche Teilnahme der Stammtruppen eines der ältesten Regimenter der Preußischen Armee an heißen Kämpfen zu schildern, sei der Versuch gemacht.

Die Stammtafel erläutert, wie ein Teil der Formationen, um die es sich hier handelt, unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich III. entstanden ist, während die älteren Schwadronen schon dem Großen Kurfürsten gedient haben. Kampferprobt waren auch die jüngeren, der Feldzug am Rhein 1691 bis 1697, die Kämpfe gegen die Türken 1691 hatten sie vor den Feind geführt. Die alten Schwadronen dagegen waren bereits unter dem Namen Kurprinz, Goertzke und Leibregiment zu Pferd ihrem ersten Kriegsherrn in den Elsaß, nach Jütland, Pommern und Ostpreußen gefolgt, sie hatten Rathenow und Fehrbellin gewonnen; die Leibtrabanten und die Waldeck-Dragoner konnten sogar die Schlacht von Warschau 1656 zu ihren Ruhmestagen zählen! Es war der bewährten Reiterei mithin nichts Neues, als sie bei Beginn des 18. Jahrhunderts die Rosse zäumte, um zu Felde zu ziehen.

Stamm-
des Kürassierregiments Kaiser Nikolaus I.

1652 Kurfürstl. Leibgarde zu Pferd.

1656 Kompagnie Trabanten, 54 „Einspännige".

1666 Leib- und Trabantengarde, 150 Reiter.

1672—73 wird selbige durch die Preuß. Leibkompagnie des Fürsten Radziwill verstärkt.

1674 Vereinigung der Kompagnien:
- a) die Märkische, Berlinische oder Weiße Kompagnie,
- b) die Preußische oder Schwarze Kompagnie,

jede 150 Reiter.

1689 eine dritte, die Braune Kompagnie tritt hinzu. Jede Kompagnie 132 Gemeine.

1692 Bezeichnung: garde de corps. 3 Komp. zu je 80 Reitern, wird für die Trabanten befohlen.

1704 (April) 4 Kompagnien zu je 60 Reitern.

1713 (März) auf eine Eskadron zu 2 Kompagnien zu je 75 Reitern reduziert.

1713 (30. Dezbr.) Die garde de corps wird dem corps gens d'armes einverleibt.

1688 Deutsche Kompagnie grands Mousquetairs, 65 Reiter.

1691 aus der Kompagnie wird gebildet das corps gens d'armes. 80 Reiter, seit 1713: 3 Eskadr. zu je 150 Reitern.

3. Jan. 1714 geben alle Reiter- und Dragonerkompagnien 1 Mann zu den gens d'armes ab.

3. Januar 1714 Regiment gens d'armes, 4 Eskadr. zu je 150 Reitern.
1718 dasselbe: 5 Eskadr. zu 120 Gemeinen.

(Stamm-Nummer 10.)

1666 Regt. zu Pferd v. Pfuel
1672 Prinz Friedrich von Brandenburg
1674 Kurprinz

1666 Regt. zu P. v. Kannenberg
1673 v. Goertzke
1682 Markgraf Ludwig
1687 v. Luttwitz
1695 v. Thymen
1697 aufgelöst, 2 Kompagnien zu

1701 Kronprinz
1730 Prinz August Wilhelm
1743 Prinz von Preußen
1758 Prinz Heinrich
1768 v. Wiersbitzki
1778 v. Weyher
1782 v. Sayer
1783 v. Backhoff
1789 v. der Marwitz
1797 v. Malschitzki
1802 v. Schleinitz
1805 v. Beeren

(Stamm-Nummer 2.)

1806/07 Kürassierbrigade v. Stülpnagel.
16. Oktober 1807 Märkische Kürassierbrigade.
7. September 1808 Kürassiere Nr. 4, Brandenburgisches Kürassierregiment.
5. November 1816 Drittes Kürassierregiment (Brandenburgisches).
27. Mai 1818 Sechstes Kürassierregiment (Brandenburgisches) Großfürst Nikolaus.

Tafel

von Rußland (Brandenburgisches) Nr. 6.

1672 Leib-Regt. zu Pferd			1679 Drag. Herzog v. Croy 2 Esk. 1684 v. Perbandt 1691 v. Brandt 2 Komp. v. Perbandt-Drag. 1 Komp. v. Sonsfeld-Drag. 1 Komp. Anspach-Drag. 1 Komp. v. Kauter-Drag. 1692 Markgf. Albrecht von Brandenburg-Sonnenburg.	1655 Drag. Regt. Graf Georg Friedrich zu Waldeck 4 Komp. 1658 Derfflinger-Drag. 1695 Marwitz (Fr. Wilh.) 1697 aufgelöst, 3 Komp. zu ←
seit 1743 Leib-Kür. Regt. Leib-Kür. Regt.	1689 du Hämel zu Pferd 1702 Graf de l'Ostange 1704 du Portail 1715 Erbprinz Gustav von Anhalt-Dessau 1737 Prinz Eugen von Anhalt-Dessau 1744 v. Stille 1753 Baron v. Schönaich 1759 v. Vasold 1769 v. Seelhorst 1779 v. Hoverbeck 1781 v. Rohr 1787 Herzog von Sachsen-Weimar 1794 v. Byern 1800 v. Quitzow	1688 v. Sonsfeld } Drag. 1711 v. der Albe } 1717 Regt. zu Pferd Graf v. Lottum 1729 v. Papstein 1733 v. Bredow (Fried. Sigism.) 1755 v. Driesen 1758 v. Horn 1762 v. Manstein 1777 v. der Marwitz 1784 Graf Kalckreuth 1788 v. Ilow 1792 v. Borstell 1804 v. Reitzenstein	1717 Regt. zu Pferd Markgraf Albrecht 1731 Graf Truchseß zu Waldenburg 1738 Graf Wartensleben 1738 Leib-Regt. Karabiniers 1806 Leib-Karabiniers	
(Stamm-Nummer 3)	(Stamm-Nummer 6)	(Stamm-Nummer 7)	(Stamm-Nummer 11)	

18. Januar 1826 Sechstes Kürassierregiment genannt Kaiser Nikolaus I. von Rußland.
18. März 1855 Sechstes Kürassierregiment (Kaiser Nikolaus I. von Rußland).
4. Juli 1860 Brandenburgisches Kürassierregiment (Kaiser Nikolaus I. von Rußland) Nr. 6.
27. Januar 1889 Kürassierregiment: Kaiser Nikolaus I. von Rußland (Brandenburgisches) Nr. 6.

Aus seiner Krönungsstadt im Mai 1701 in die Kurmark zurückkehrend, wurde König Friedrich I. genötigt, zu einem Streite Stellung zu nehmen, der das ganze westliche Europa in Flammen setzen sollte. Es handelte sich um den Nachlaß des im November 1700 kinderlos verstorbenen Habsburgischen Königs Carl II. von Spanien. Um das reiche Erbe: Spanien mit den Kolonien, Neapel-Sizilien, Mailand, Flandern-Brabant bewarben sich für den Sohn bzw. den Enkel der Deutsche Kaiser Leopold I. sowohl wie König Ludwig XIV. als die Schwäger Carls II.; zu einer Teilung jener Erbschaft wollten sie sich nicht verstehen.

Wußte Ludwig XIV. die Schweiz und sogar die Deutschen Kurfürsten von Bayern und Cöln auf seine Seite zu bringen, so entstand anderseits — vornehmlich auf das Betreiben des Oraniers Wilhelm III., Königs von England*) — ein starker Bund für Habsburg, dem außer England und den Holländischen Generalstaaten auch noch Dänemark und der größte Teil des Deutschen Reiches beitraten (später noch Portugal und Savoyen).

In seiner Eigenschaft als Deutscher Reichsfürst leistete König Friedrich I. dem Kaiser Heeresfolge in Gestalt eines Hilfskorps; es hat aber nach und nach der Preußische König und Freund der Oranier seine ganze Feldarmee in Ablösungen vor den Feind gebracht. Um seinen Staaten nicht den Unterhalt der Truppen und die hohen Kriegskosten dauernd aufzubürden, traf der König mit den reichen Seemächten das Abkommen, daß gewisse Preußische Regimenter mit ihrer Generalität von anderen Regierungen verpflegt und besoldet wurden. So sind z. B. von 1702 bis zum Schluß des Krieges 5000 Mann gänzlich, von 1706 ab weitere Preußische Truppen in Holländischem bzw. Britischem Solde gewesen.

Der zwölf Jahre währende Kampf ist auf mehreren Kriegtheatern, wie Spanien, Lombardei, Südfrankreich, an der oberen Donau und dem mittleren Rhein (bisweilen gleichzeitig) geführt worden; die Hauptschläge sind aber in den Spanischen Niederlanden gefallen.

Eigentümlich in dem Spanischen Erbfolgekriege ist das Ausüben der Kommandogewalt. Auf der einen Seite ein König, ein autokratischer Wille, bei der andern Partei eine kaum auszurechnende Zahl von Staatsoberhäuptern und Kontingentsherren, die alle mitreden wollten. Merkwürdigerweise ist dieser enorme Vorteil Frankreichs auf dem Schlachtfelde erst in den letzten Jahren des Krieges zur Geltung gekommen; denn während Ludwig XIV. manchen Waffenerfolg dadurch verdarb, daß er seine Generale bevormundete und von Versailles aus die Armeen lenken wollte, so wird auf der andern Seite zur seltenen Tatsache, wie zwei Feldherren ersten Ranges von verschiedener Nation sich ohne jede Eifersucht und Rivalität

*) König Friedrich der Große schreibt in seinen „Mémoires de Brandebourg" über Wilhelm III: „Er regierte Europa durch seine Intriguen, indem er die Eifersucht aller Fürsten gegen die Macht Ludwigs XIV. aufregte, den er haßte."



gegenseitig in die Hand arbeiten, das Kriegsvölkergemisch meisterhaft leiten und es in drei Hauptschlachten gemeinsam zum Siege führen. Noch heute klingt in ganz Deutschland das Lied vom Prinzen Eugenius, dem edlen Ritter, und der Name Marlborough ist unvergessen. Beide Heerführer sollen eine Vorliebe für die Preußischen Truppen gehabt haben, Lob und Anerkennung haben sie den Preußen jedenfalls reich gezollt.

Die Söldnerheere dieses Kabinettskrieges sind sich im freien Felde etwa gleich stark und gleichwertig begegnet. Frankreich war im Jahre 1700 der volkreichste Staat des Europäischen Kontinents, die Deutschen Lande dagegen sind seit dem Dreißigjährigen Kriege dünn bevölkert gewesen, Brandenburg-Preußen hatte zur Zeit 1½ Millionen Einwohner.

Strategie, Taktik und Bewaffnung des Soldaten ließen zu Beginn des 18. Jahrhunderts bei Freund und Feind die gleiche Schablone erkennen. Auch die Kleidung ähnelte sich, so daß man unliebsamen Verwechslungen durch Abzeichen (Eichenlaub am Hut usw.) vorzubeugen suchte.

Das Fußvolk, mit schwerer Muskete ausgerüstet, bildete den größeren Bestandteil der Heere; Scharfschützen mit Federschloßflinten waren noch vereinzelt in den ersten Jahren des Krieges, nach 1707 spielen sie schon eine bedeutende Rolle. Das Bajonett, am Ende des 17. Jahrhunderts erfunden, hatte noch keinen Hals, der Musketier konnte noch nicht seine Waffe zum Schuß oder zum Stoß in schnellem Wechsel ausnutzen. Im Juli 1705 empfing Preußische Infanterie das Halsbajonett. Die Zunft der Artillerie trat bei dem häufigen Kampf um feste Plätze oft in den Vordergrund; eine Armee von 100 000 Mann führte etwa 100 Feldgeschütze.

Der Stolz eines jeden Heeres waren seine Reiterregimenter. Kräftige Leute auf schweren Pferden, mit Degen, Karabiner und Pistols bewaffet; so war ihr Chok — drei bis vier Glieder tief, Knie an Knie — mehr durch Stoßkraft als durch Schnelligkeit gewaltig und einem nur langsam die Schußwaffe ladenden Fußvolke verderblich. Wenn die Kavallerie zur Attacke aufmarschierte, so hielten die Eskadrons mit Zwischenräumen einer Eskadronbreite, die Eskadrons des zweiten Treffens befanden sich dann hinter diesen Zwischenräumen, so daß sie sich durch die vordere Linie und jene durch die zweite bewegen konnten, ohne daß Platz gemacht zu werden brauchte. Vielfach wurde vor dem Einbruch in den Feind eine Salve auf 50 oder auch 30 Schritt abgegeben, was die Stoßkraft natürlich sehr beeinträchtigte. Der Preußischen Kavallerie war dieses Verfahren untersagt, sie sollte in „gutem Galopp" mit blanker Waffe angreifen.

Bei den Preußen trugen nur Offiziere den Küraß, mitunter auch die der Fußtruppen. 1706 und 1707 sind auch Mannschaften zweier Preußischer Regimenter (darunter das Leibregiment) mit Küraß probeweise geritten. Ein dreieckiger, nicht großer Filzhut von dunkler Farbe, oft mit Tressen (Galonen) oder Band in den Wappenfarben des Regimentschefs geziert, hatte

innen einen metallenen Reif, das Kasket, welcher den Kopfhieb abschwächen sollte. Das Haupthaar trug der gemeine Mann frei, die Zopftracht war im Entstehen. Die Offiziere bedienten sich (den Fürsten von Anhalt-Dessau ausgenommen) der Allongeperücken. Das Antlitz wurde rasiert, doch war ein Schnurrbart nichts Seltenes.

Tuchröcke in verschiedener Farbe, bisweilen Lederkoller, lederne oder tuchene Hosen, schwere Stulpstiefel und Stulphandschuhe bildeten die Bekleidung, welche durch Borten, Tressen, breite gestickte Bandeliere, auch durch Schulterschnüre geschmückt war. Besonders reich wurden Trompeter und Pauker gekleidet. Die Mantelfarbe entsprach der des Rockes. Die Offiziere trugen die Röcke bestickt und „chameriert", prächtige Feldbinden, weiße Spitzentücher umschlossen den Hals. Sie benutzten reiche Schabracken in den Wappenfarben, auch wohl mit fürstlichen Emblemen geziert. Die Pferdeausrüstung ließ etwa den Rang des Reiters erkennen, sonst gab es keine Dienstgradabzeichen; General, Regimentschef und Kornett trugen sich egal. Der Kornett war der jüngste Offizier der Eskadron, er trug im Gefecht die Standarte, deren Tuch, ein viereckiges Stück schwerster Seide, mit erhaben gestickten Hoheitsabzeichen usw. bedeckt war.

Die Dragoner waren minder gut beritten, bescheidener gekleidet, ihr Sold war auch geringer; in Preußen führten sie nicht Standarten, sondern Zackenfahnen in Form heutiger Lanzenflaggen, deren Träger daher Fähnrich benannt wurde; der Kompagniechef hieß Capitain, nicht Rittmeister. Vorposten- und Aufklärungsdienst lag den Dragonern ob; im Fußgefecht ausgebildet, waren sie eine recht verwendbare Truppe.

Die damaligen Armeen krankten an einem enormen Troß: Handpferde, Dienerschaft auf Kleppern, Kutsch-, Gepäck- und Zeltwagen, Proviant- und Furagefuhrwerk, Marketender, Schlachtvieh, ferner Frauen und sonstige Weiber, der Feldscher, der Profoß folgten dem Regiment unmittelbar, bis die Generale in des Feindes Nähe die Bagage ausschieden.

Das Ersatzwesen und die ökonomischen Verhältnisse waren die gleichen in aller Herren Länder. Der Oberst ging eine „Kapitulation" mit dem Landesfürsten ein, daß er gegen ein bestimmtes Werbegeld für das Aufstellen einer Truppe aufkommen werde. Der Offizier warb die Mannschaft, verpflichtete sie sich durch ein Handgeld (bei der Reiterei „Anrittgeld") auf eine bestimmte Zeit und bezog den vereinbarten Sold, von dem er die Verpflegung und Kleidung der Leute sowie die Pferde bestritt. Waffen und Feldzeichen lieferte in der Regel der Kriegsherr, der sich auch die höchste Gerichtsbarkeit (in Preußen wenigstens) vorbehielt.

Daß die geworbene Gesellschaft nicht immer aus zuverlässigem Volke bestand und strengster Aufsicht bedurfte, daß diese Schlingel bei günstiger Gelegenheit, z. B. nach verlorener Schlacht, gern desertierten, um anderswo Handgeld zu nehmen, war allen Heeren gemeinsam, in der Brandenburgisch-

Preußischen Armee aber weitaus am solidesten, was lediglich auf ihren Schöpfer zurückzuführen ist.

Der Stand dieser Armee war nach den Listen des Geheimen Staatsarchivs Rep. 24 MM im April 1701*):

Kavallerie:

	Komp.	Gem.	
garde de corps	3	300	Berlin und Cölln a./Spree
grands mousquetairs (franz.)	1	108	Prenzlau
gens d'armes	1	79	im Magdeburgischen
Leib-Regiment zu Pferd . .	6	440	Ostpreußen
Kronprinz	6	440	Altmark
Barfus	6	440	Herzogtum Cleve
Markgraf Philipp	6	440	Magdeburg
du Hâmel	4	295	im Clevesschen
Heyden	4	295	in der Grafsch. Mark a. d. Ruhr
Schlippenbach	4	295	Ostpreußen
Bayreuth**)	4	295	im Clevesschen
Schöning	4	295	Pommern

Dragoner:

	Komp.	Gem.	
Leib-	6	447	im Clevesschen
Markgraf Albrecht	6	447	Neumark
Sonsfeld	4	299	im Clevesschen
Anspach**)	4	299	Königreich Preußen

Infanterie:

	Komp.	Gem.	
Schweizergarden	1	124	Berlin
Garde (einschl. 1 Komp. cadets, 5 Komp. Grenad.) . . .	36	4277	10 Komp. Pommern 10 „ Preußen Rest: Berlin
Kronprinz	10	1147	1 Bat. Mittelmark 1 „ Wesel
Markgraf Philipp	10	1144	1 Bat. Cleve 1 „ Wesel
„ Christian	10	1140	im Clevesschen

*) Die sechs Stammtruppen sind durch fetten Druck bezeichnet.

**) Mit den Anspach-Bayreuth-Dragonern von Hohenfriedberg 1745 usw., den heutigen Königin-Kürassieren, stehen diese beiden Regimenter in keinem Zusammenhang; Bayreuth zu Pferd hat 1806 als Heising-Kürassiere geendet, Anspach-Dragoner sind Stammtruppe des heutigen 1. Brandenburgischen Dragonerregiments Nr. 2 (Schwedt).

	Komp.	Gew.	
Holstein	10	1140	in Preußen
Alt Heyden	10	1140	im Clevesschen
Lottum	10	1140	„ „
Alt Dohna	5	575	in Preußen
Brandt	10	1142	1 Bat. in Cleve 1 „ in Magdeburg
Anhalt-Dessau	10	1140	1 Bat. im Clevesschen 2 „ im Halberstädtischen
Anhalt-Zerbst	5	575	in Wesel
Schlabberndorff	5	575	in Lippstadt
Jung Dohna	10	1142	in Preußen
Dönhoff	10	1140	„ „
Sydow	5	575	in Cöln a./Rhein
Truchseß Waldburg . . .	3	346	in Preußen
Jung Heyden	1	165	in Cleve
la Cave	1	165	in Cleve

Außerdem je 1 Komp. zu 165 oder nur 68 Mann in: Magdeburg, Minden, Löcknitz, Stargard, Stendal, Garleben.

Garnisontruppen:

Alte Trabanten . . . 85 Mann . . . Berlin auf dem Friedrichswerder; ferner: in Colberg, Cüstrin-Driesen, Spandow, Peitz, Oderberg, Frankfurt, Pillau, Mummel, Friedrichsburg, Sparenberg.

Invaliden: Spandow, Löschebrandt, Johannisburg.

Artillerie: Crossen, Magdeburg, Regenstein, Minden, Wesel und Lippstadt, 9 Komp. = 432 Mann.

Train von 400 Pferden in den 5 Havelstädten.

Kavallerie	49	Komp.	3 727 Köpfe
Dragoner	24	„	1 722 „
Feldinfanterie	165	„	19 488 „
zusammen . . .			24 937 Köpfe

Am Rhein stehen davon: 4 Regimenter zu Pferd (darunter du Hamel), 2 Dragonerregimenter (darunter Sonsfeld) und 14 Bataillone. Das Königreich (Ost-)Preußen hat ebenfalls starke Besatzung, die Mitte der Brandenburgisch-Preußischen Staaten ist von Truppen fast entblößt.

Die garde de corps hat König Friedrich I. stets zu seinem persönlichen Schutz auf Reisen usw. befohlen, diese Truppe tritt daher im Spanischen Erbfolgekriege nicht fechtend auf.

Uniform: blauer Rock mit Goldtressen und Schulterbändern; Offiziere: rote Röcke.

Die grands mousquetairs (Französische Edelleute, Emigranten) waren 1701 keine Feldtruppe mehr; der Sturm auf Bonn 1689 ist ihre letzte vortreffliche Leistung gewesen.

Uniform: dunkelrote Röcke mit Goldtressen.

Rangliste des corps gens d'armes*) April 1701.

Generalmajor Dubislav Gneomar v. Natzmer.

Ob. Lt. v. Lüderitz.

Obrist-Wachtmeister v. Stojentin, Rittmeister v. Jasmund, Leutnant de Bequignolles, Regiments-Quartiermeister v. Tauentzien.

Uniform: blaue Tuchröcke mit Schulterbändern, Gold- und Silbertressen, Offiziere: Goldabzeichen.

Das Leibregiment zu Pferd kommandierte: Oberst Wolf Christof v. Hackeborn, Ob. Lt. v. Dewitz, ferner: Gröben, Brüsewitz, Münchow, Lepel, Goltz, Plötz, Kleist, Eberstein, Hagen, Rohr.

Uniform: hellgrauer Rock mit Silber, von 1705 ab mit Gold.

Kurprinz zu Pferd kommandierte: Oberst Rolla du Rosay, Ob. Lt. v. Aschersleben, ferner: Raugraf zur Pfalz, Weyher, Röhden, Lepel, Belling, Hake, Marwitz, Natzmer, Bonin, Lütke, Benckendorf, Massow, Zastrow, Asseburg.

Uniform: hellgrauer Rock, blaue Aufschläge; Offiziere: rote Röcke mit Silber.

Regiment du Hâmel zu Pferd (1702 Ostange, 1704 du Portail). Chef: Gen. Lt. Marquis François du Hâmel, 1702 Oberst Graf de l'Ostange. Das Offizierkorps bestand nur aus Französischen Emigranten, darunter Vignolles, Marconnay usw.

Uniform: hellgrau mit rot.

Sonsfeld-Dragoner kommandierte: Generalmajor Frhr. v. Wittenhorst-Sonsfeld, Ob. Lt. v. der Albe, ferner: Bodelschwingh, Egel, Cossel, Bawier, Mylendonck, Kaphengst, Gaudecker, Lüttwitz, Bylandt.

Uniform: weiße Röcke, rote Aufschläge; Offiziere: Goldstickerei.

Markgraf Albrecht-Dragoner kommandierte: Oberst v. Pannewitz, Oberst v. Geßler, ferner: Beeren, Witten, Arnimb, Borck, Kalckreuth, Kikebusch, Küssow, Kleist, Schmiedeberg, Perbandt, Rohr, Mellenthin, Backhoff.

Uniform: weißer Rock, blau besetzt.

Den Spanischen Kriegsschauplatz haben Preußische Streitkräfte nicht betreten. Die Ereignisse in jenem Lande bleiben außer Betracht, zumal sie erst zu Ende des langen Kampfes an Bedeutung gewinnen.

---

*) Hervorgegangen aus der Deutschen Kompagnie der grands mousquetairs (vgl. Stammtafel).



1701.

Ein längst kriegsbereites Französisches Heer bemächtigt sich schnell aller festen Plätze auf beiden Ufern der unteren Maas, unterstützt vom Kurfürsten von Bayern, welcher als „Kaiserlicher Statthalter" in den Niederlanden weilt. Das kölnische Gebiet öffnet den Franzosen sein Kurfürst.

Das langsame Bilden einer Holländisch-Britischen Armee am unteren Rhein wird durch die im Herzogtum Cleve stehenden Preußischen Truppen gedeckt. Sonsfeld-Dragoner und du Hâmel zu Pferd üben an der Ruhr den Grenzschutz aus. Am Neckar wird eine Armee aus Deutschen Kontingenten unter dem Markgraf Ludwig von Baden gebildet. Prinz Eugen von Savoyen marschiert mit Kaiserlichen Truppen von Tirol in die Lombardei, siegt in mehreren Gefechten und schließt Mantua ein.

1702.

König Friedrich begibt sich im April, von der garde de corps eskortiert, von Berlin nach Wesel, besichtigt die dort unter dem General der Infanterie Frhrn. v. Heyden zusammengezogenen Regimenter, erläßt das bedeutungsvolle Verbot für einen Preußischen Untertan, fremde Kriegsdienste zu nehmen, und gestattet seinem Stiefbruder, dem Markgrafen Albrecht Friedrich, Chef der gleichnamigen Dragoner (spätere Leib-Karabiniers), daß er als Volontär das Korps Heyden begleite. Zum Adjutanten wählt der Markgraf den Generalmajor Dubislav Gneomar v. Natzmer, commandeur en chef des corps gens d'armes, welcher für seine Person bis zum Schluß des ganzen Krieges im Sattel und am Feinde geblieben ist, während die gens d'armes noch in der Heimat zurückgehalten werden, ebenso wie der größte Teil der Armee.

Zum Britisch-Holländischen Heere stoßen als „Preußisches Hilfskorps": fünf Bataillone und die Regimenter zu Pferd Heyden und Schöning zu je zwei Eskadrons, letztgenanntes Regiment übernimmt 1703 der Oberst v. Canstein, welcher es mit Königlicher Erlaubnis 1705 dem Obersten v. Katte verkauft; Canstein tritt zum corps gens d'armes über.

General v. Heyden belagert mit Holländern und Preußen von Mitte April bis Mitte Juni Kaiserswerth. Die Regimenter de l'Ostange (früher du Hâmel) und Sonsfeld sind aktive Zeugen der Eroberung dieses Platzes sowie von Kempen und Venloo in demselben Sommer. Nach der Einnahme von Venloo erbittet General v. Heyden den Abschied, der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Schwedt-Sonnenburg erhält das Kommando über die zusammengestellte Armee, Natzmer wird deren Stabschef und man beginnt das Belagern von Roermonde a. d. Maas, gewinnt am 6. Oktober auch diesen Platz, kehrt an den Rhein zurück und schließt Rheinberg ein, vor welcher Festung auch die Regimenter de l'Ostange und Sonsfeld bis in den Februar des nächsten Jahres kampieren. (Vgl. Skizze 2 auf S. 196.)

Außer diesen Waffenerfolgen am Rhein und an der Maas gestaltet sich das Jahr 1702 günstig für die Alliierten, indem Portugal, Savoyen und Nassau ihren Beitritt erklären und nach dem Tode des Oraniers Wilhelm III. seine Tochter, Königin Anna von England, der bisherigen Politik treu bleibt. Ihr General-Capitain Lord Churchill-Marlborough erobert Ende Oktober 1702 mit Britisch-Holländischen Truppen und dem Preußischen Hilfskorps Lüttich a. d. Maas. In Italien wird Prinz Eugen von Savoyen durch den Marschall Louis de Vendôme genötigt, nach unentschiedenem Kampfe bei Luzzara die Belagerung von Mantua aufzugeben.

König Friedrich ist nach einem Besuch im Haag in politischem Interesse mit der garde de corps Ende August über Wesel nach Potsdam zurückgekehrt.

1703.

Rheinberg wird vom General Graf v. Wylich u. Lottum erobert, mit dem 1. März sind die Regimenter de l'Ostange und Sonsfeld wieder fürs freie Feld verwendbar.

Vor Bonn befehligt einen Teil der (nicht Preußischen) Angriffstruppen General v. Natzmer; die Stadt kapituliert Mitte Mai. Im Juli 1703 erhält der bei dem Einschließungskorps vor Geldern stehende Generalleutnant Fürst Leopold von Anhalt-Dessau den Auftrag, 6000 Mann Preußischer Truppen vom Niederrhein nach der oberen Donau, zum Heere des Markgrafen Ludwig von Baden zu führen, das sich gegen die vereinte Macht der Franzosen und Bayern nicht behaupten kann. Es kommt auf diesem Kriegsschauplatz am 20. September zu dem für die Habsburgische Partei nachteiligen Treffen bei Höchstädt. Die Preußische Infanterie deckt durch ihre Feuerdisziplin, vom Dessauer Fürsten in Person kommandiert, den notwendig werdenden Rückzug nach Nördlingen.

Die Regimenter de l'Ostange und Sonsfeld sind unterdessen vor Geldern stehen geblieben, welches im Dezember vor Lottum kapituliert, und beziehen dann bei Aachen Winterquartier.

Der inzwischen im Osten des Brandenburgisch-Preußischen Staates ausgebrochene Zweite Nordische Krieg veranlaßt König Friedrich I., die Mehrzahl seiner Regimenter in ihren heimatlichen Standorten auf höhere Stärke zu setzen; die Kompagnien des Leibregiments zu Pferd und Kronprinz zu Pferd vermehren sich auf 55, die Markgraf Albrecht-Dragoner auf 60 Gemeine pro Kompagnie. Am Jahresschluß wird der bei Höchstädt verwundet in Gefangenschaft geratene General v. Natzmer in Ulm ausgewechselt.

1704.

Zu Beginn des Jahres ist Prinz Eugen von Savoyen in Oberitalien, der nunmehrige Herzog von Marlborough steht in Flandern, die Franzö-



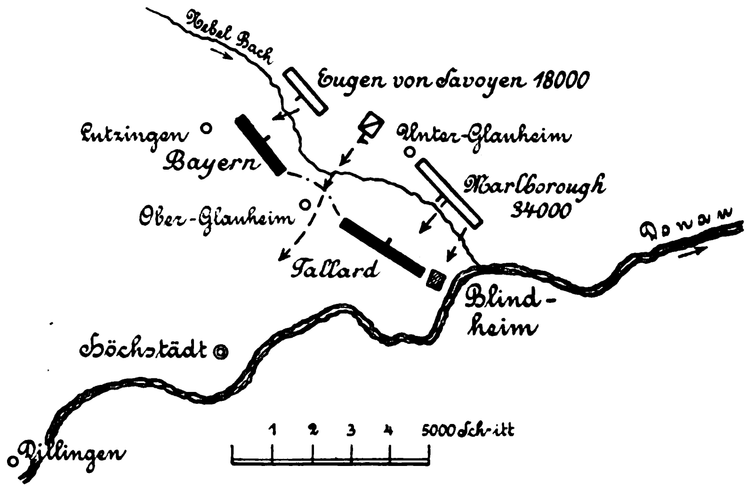
sischen Korps bleiben an der Schelde. Marlborough entschließt sich, die Scharte von Höchstädt auszuwetzen, läßt eine Armeeabteilung in den Niederlanden zurück, marschiert mit der Masse — wobei die Preußische Division unter dem Markgraf Albrecht von Brandenburg mit dem adlatus Graf Herrmann Wartensleben — den Rhein aufwärts, veranlaßt den Prinzen Eugen die Alpen zu übersteigen, und beide Heere vereinen sich im August angesichts des Feindes, unweit des vorjährigen Kampfplatzes bei Höchstädt.

Weil zwei der Stammregimenter der heutigen Brandenburgischen Kürassiere ruhmreichen Anteil an der am 13. August gelieferten Schlacht bei Blindheim—Höchstädt haben, wird ihr Gang geschildert.

Es standen die Bayern zwischen Ober-Glauheim und Lutzingen, die Franzosen hatten Blindheim stark besetzt und sich am Nebelbach aufwärts fast bis Ober-Glauheim ausgedehnt; bei diesem Dorf war eine Lücke in der Schlachtordnung, indem man sich auf die (scheinbare) Unpassierbarkeit des Vorgeländes verließ.

Skizze 1.

Blindheim - Höchstädt 1704.



Prinz Eugen wandte sich mit 20 Preußischen und Dänischen Bataillonen gegen den Bayerischen Kurfürsten, während Marlborough das befestigte Blindheim mit Britischer, Holländischer und Hessischer Infanterie angriff. Die Reiterei der Habsburgischen Partei sollte mit 76 Schwadronen das schwache Zentrum der feindlichen Stellung durchbrechen. Das erste Reitertreffen, 14 Preußische, 26 Britische Schwadronen stark, durch den ortskundigen Generalmajor v. Natzmer geführt, hatte zur Mittagsstunde mühsam den morastigen Nebelbach überwunden und warf sich, ohne auf das zweite Treffen zu warten, der antrabenden starken Französischen Kavallerie entgegen.

Das Treffen Natzmer kam in Verlegenheit. Zur rechten Zeit noch

konnte das zweite Treffen eine Katastrophe abwenden. Drei Eskadrons vom Regiment de l'Ostange und vier von den Sonsfeld-Dragonern voran, stürmte es herbei und gab der Reiterschlacht die Entscheidung, die Gegner wurden nach hartem Kampf geworfen. Nun gelang es auch der Habsburgischen Infanterie vorwärts zu kommen, Lutzingen wurde gestürmt, Blindheim umzingelt und darin der verwundete Marschall Tallard mit 9000 Mann gefangen. Die energische Verfolgung wurde (eine seltene Erscheinung in damaliger Zeit) an Höchstädt—Dillingen vorbei bis an den Rhein mit großartigem Erfolge ausgedehnt. Außer 15 000 Gefangenen wurden dem Feinde 150 Geschütze, 224 Fahnen und Standarten (nach einigen Schriftstellern 246) und 17 Paar Pauken abgenommen, ferner: 5400 Wagen mit Kriegs- und Mundvorräten, 34 Kutschen mit Damen, 334 Maultiere mit Silber- und Tafelgeschirr, 3600 Zelte, 25 Pontons. Die Verfolgung machte sich bezahlt!

Das Regiment de l'Ostange hatte im Handgemenge eine Standarte eingebüßt, aber zwei gegnerische Fahnen erobert. Letztere, im März 1705 in die Rüstkammer zu Berlin abgeliefert, werden im Verzeichnis vom 4. Dezember 1718 aufgeführt als: „Nr. 42, eine Französische alte zerrissene Fahne von blauem und weißem Taffet; Nr. 43, eine Französische weiße taffetene Fahne mit blauem Kreuz, in der Mitte eine gelbe Weltkugel". -- Die Sonsfeld-Dragoner haben bei der Verfolgung ein Paar silberne Kesselpauken erbeutet, welche die Reitzenstein-Kürassiere noch 1806 geführt haben, dann ist die Trophäe verloren gegangen.

Die Verluste der Armeen Eugen und Marlborough wurden auf 4430 Mann tot, 7300 Verwundete angegeben, die Preußen darunter 630 Mann tot, 1150 Mann blessiert, unter letzteren 42 vH. Offiziere, auch der Generalmajor v. Natzmer, durch einen Pistolenschuß in die Brust bei der Attacke des ersten Treffens. Der General ist im November desselben Jahres wieder dienstfähig gewesen.

Der glänzende Sieg bei Blindheim—Höchstädt gab ganz Süddeutschland dem Kaiser zurück, Max Emanuel von Bayern wurde der Kurwürde verlustig erklärt, der Freundschaftsbund zwischen Eugen von Savoyen und Marlborough war für immer besiegelt. Beide großen Männer wünschten die Französische Partei jetzt auch aus Italien zu verdrängen, wo der Herzog von Vendôme inzwischen Fortschritte gemacht hatte. Preußische Truppen waren lebhaft begehrt. Marlborough ging selbst nach Berlin und erbat vom König, daß der Fürst von Anhalt-Dessau mit einem möglichst starken Hilfskorps das Kaiserliche Heer Eugens verstärke, nach J. G. Droysen, Band 4: „une augmentation des troupes que S. Maj. de Prusse a présentement au service des Hautes Alliés d'un corps de 8000 hommes d'infanterie pour marcher incessament au Piémont". Als Unterhaltungskosten will im Vertrage vom 24. November 1705 England 200 000, Holland 100 000 Taler zahlen, der Kaiser „gibt das Brot", d. h. er ver-

pflichtet sich, zunächst 30 000, dann 100 000 Gulden für Verpflegung der Preußen jährlich zu steuern . . . . . Wien ist diese Summe rückständig geblieben. (Droysen 4 [1], S. 302.)

1705/1706.

Fürst Leopold von Dessau marschiert im Frühjahr 1705 mit dem Hilfskorps von der oberen Donau über die Alpen in die Poebene, Regiment zu Pferd du Portail (früher de l'Ostange) und die Sonsfeld-Dragoner reiten vorauf, um dem Preußischen Namen auf einem neuen Kampfplatze Ehre zu machen.

Kaiser Leopold I. stirbt am 5. Mai. Prinz Eugen eilt, nachdem er seinem neuen Herrn, Joseph I., gehuldigt, zur Armee in die Lombardei, versucht den Addabrückenkopf bei Cassano zu stürmen, muß aber trotz hingebendster Tapferkeit der Preußischen Bataillone davon abstehen. Dem nachdrängenden Gegner werfen sich die Regimenter Wartensleben und du Portail zu Pferd sowie Sonsfeld-Dragoner entgegen, auch mehrere Infanteriekompagnien, letztere mit dem Bajonett, weil ihre Munition verschossen. Die Habsburgische wie die Bourbonische Partei schreiben sich den Sieg zu, in Wien, Turin und Paris wird Tedeum angestimmt, im Lager Eugens wird dem Fürsten Leopold von Anhalt zu Ehren der Dessauer Marsch komponiert und schnell beliebt.

Die Kämpfe und das Klima haben die Reihen der Preußischen Kavallerie in Piemont stark gelichtet. Fürst Leopold berichtet darüber von Fontanella aus und es ergeht von Charlottenburg am 31. Oktober 1705 der Königliche Befehl, daß der Generalmajor v. Pannewitz die drei Regimenter über die Alpen zurückzuführen habe. Während Regiment Wartensleben für 1706/07 bei der Reichsarmee am oberen Rhein bleibt, marschieren du Portail und Sonsfeld abwärts bis in das Herzogtum Cleve, um sich zu ergänzen. Da im Herbst 1705 in der Mark Brandenburg Rotzkrankheit auftritt, so gelingt es nicht, beide Regimenter zu remontieren, sie bleiben für 1706 und 1707 dem Kriege fern. Sonsfeld-Dragoner werden 1708 am Niederrhein wieder beim Korps Lottum tätig, du Portail zu Pferd kommt erst 1709 wieder an den Feind.

Im Juli 1706 stoßen zur Armee in Flandern das Leibregiment zu Pferd und Kronprinz zu Pferd, je 3 Eskadrons zu 2 Kompagnien, die Kompagnie 75 Gemeine stark. Zum Siege Marlboroughs bei Ramillies (23. Mai 1706) können sie noch nicht beitragen, sondern nur das Preußische Hilfskorps (wobei Heyden und Katte zu Pferd).

1707.

Es tritt eine Kampfespause ein; Geld und Soldaten können sich die kriegführenden Staaten nur noch mühsam beschaffen, Preußen allein ist nicht erschöpft. Es hat jetzt in Flandern:

a) das Hilfskorps in fremdem Solde: 5 Bataillone, 2 Regimenter zu je 2 Eskadrons: 5000 Mann;
b) das Korps Lottum: 9 Bataillone, die Regimenter zu Pferd: Leib-, Kronprinz und Schlippenbach zu je 3 Eskadrons; Dragonerregimenter: Leib-, Anspach und Wittgenstein zu je 4 Eskadrons, zusammen 12 000 Mann;

am Oberrhein das Regiment Wartensleben zu Pferd: 500 Mann,
in Oberitalien 11 Bataillone (unter General Abraham Arnim): 8000 Mann.

Auf dem Niederländischen Kriegsschauplatz erobert Marlborough eine Reihe fester Plätze auf beiden Ufern der Schelde u. a. Menin und Ath, wo das Preußische Leibregiment zu Pferd mitwirkt, den bei Lille stehenden Marschall Vendôme wagt der Herzog aber nicht anzugreifen. In Süddeutschland bricht der Marquis de Villars von Straßburg vor, drängt die Reichsarmee bis nach Schwaben zurück und brandschatzt das Rheintal und den Breisgau.

1708.

Im April ist der Herzog von Marlborough willens, für den Fall daß der Prinz Eugen zu ihm stoßen würde, aus seiner Reserve herauszutreten. Eugen von Savoyen sagt zu, auch er hält eine Waffenentscheidung in Flandern oder Brabant für wünschenswert und dirigiert seine Armee rheinabwärts. Den Mai über steht die Französische Hauptarmee bei Soignies, Marlborough keine 20 km davon bei Terbank, wodurch er Brüssel deckt. Im Lager bei Terbank treffen im Juni die Preußischen gens d'armes ein, nur 80 Reiter stark, aber ausgesuchte Gardetruppe. (Vgl. Skizze 2.)

Das corps gens d'armes hatte es von seinem Könige erbeten, den Feldzug mitmachen zu dürfen, und Berlin Anfang Mai verlassen. Über seinen Durchmarsch durch Magdeburg berichtet folgendes, im Archiv zu Zerbst befindliches Schreiben des Kommandanten:

„An den Fürsten von Anhalt, General der Infanterie,
Gouverneur von Magdeburg.

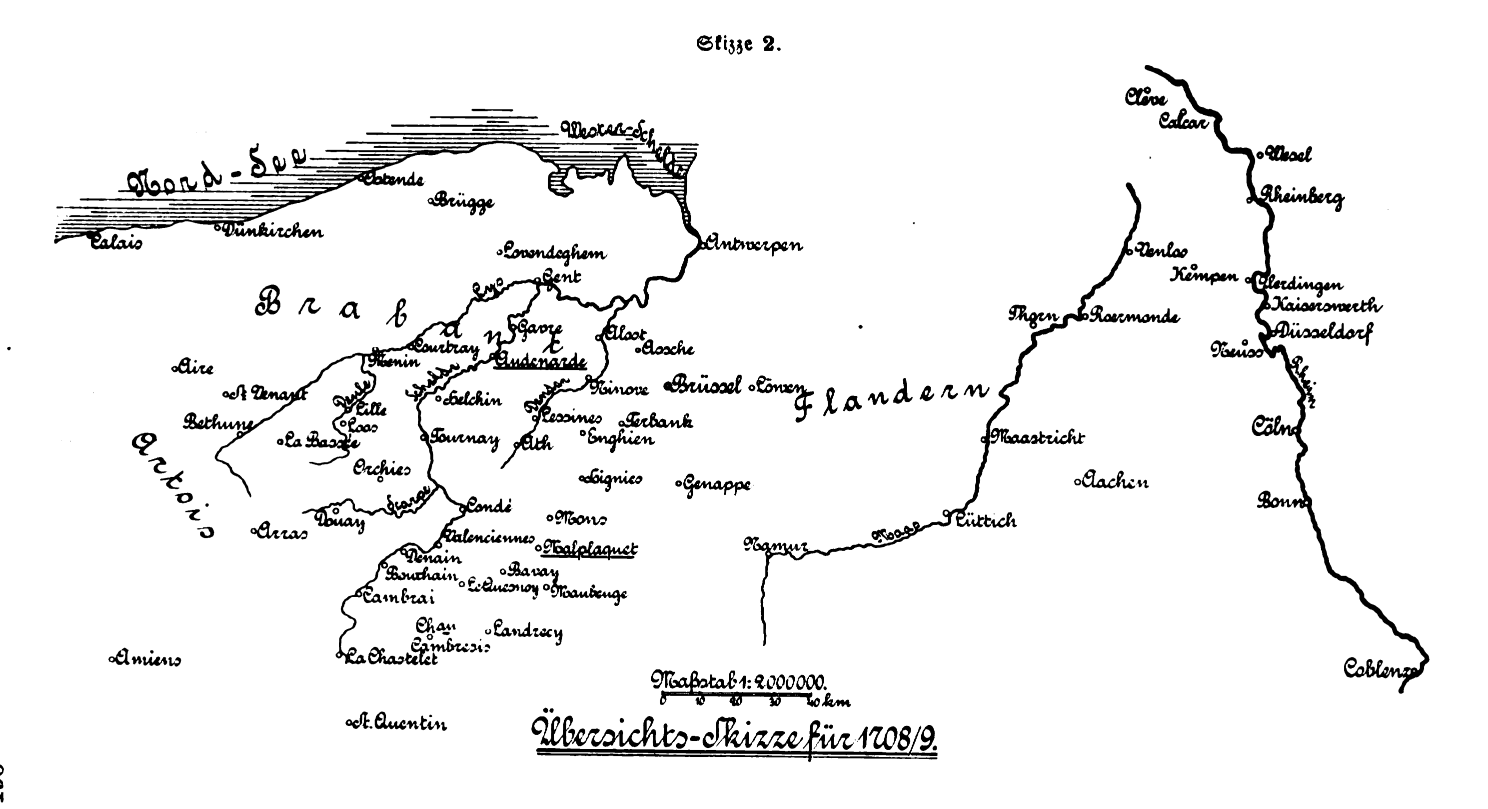
. . . . . Vor itzo passiret allhier nichts Schreibwürdiges außer, daß vor einigen Tagen das corps von denen gens d'armes hierdurch nach der armée in Praband marchiret ist. Was sie allda vor Figure machen werden, weiß ich nicht, weil sie nur 80 Mann stark seindt und also schwerlich Dienste leisten werden thun können, es sind sonsten schöne und wohl montirte Leuthe und ist es schade, daß ihrer so wenig seindt.

Magdeburg, den 19. May 1708.

v. Börstel."



Skizze 2.



Übersichts-Skizze für 1708/9.

Rangliste des Königlich Preußischen corps gens d'armes Juni/Juli 1708.

General en Chef: Generalleutnant D. G. v. Natzmer.

1. Kompagnie: Obrist Frhr. v. Canstein, 2. Kompagnie: Obrist-Wachtmeister de Bequignolles;

Rittmeister: Hans Friedrich v. Platen, Gustav Prinz von Anhalt-Dessau; letzterer noch neunjährig, daher beurlaubt.

Lieutenant: v. Jeetze; Kornetts: v. Zieten, v. Fintzelberg; Quartiermeister: v. Pöllnitz.

80 gens d'armes in 2 Kompagnien rangiert.

Der Juli begann sehr feucht und kalt und mit strategischen Manövermärschen der in Flandern in Schach sich haltenden Armeen. Plötzlich ging Vendôme über den Dender nach Alost, ließ Gent und Brügge besetzen und veranlaßte dadurch Marlborough, sich zwischen Alost und Brüssel zu schieben und am 6. Juli bei Assche la chaussée zu lagern.

Hier im Lager von Assche la chaussée traf, nur durch ein Husarenregiment eskortiert, der Prinz Eugen von Savoyen am 7. Juli überraschend ein, von frenetischem Jubel begrüßt. Der Prinz war, seinem Heere vorauseilend, oberhalb Coblenz über die Mosel gegangen, über Aachen auf Maastricht geritten und hatte dort von allen Heeresbewegungen in Flandern Kenntnis erhalten. Konnten auch seine Truppen noch nicht zur Stelle sein, so wollte er persönlich doch an dem voraussichtlichen Entscheidungskampfe nicht fehlen. In der Tat hat seine Reiterei Brüssel erst am 10., die Infanterie usw. diese Hauptstadt am 15. Juli erreicht.

Der Prinz Eugen vom neuesten Stand der Dinge unterrichtet, hielt die Offensive für zeitgemäß, wünschte aber, daß man zuvor der gefährdeten Festung Audenarde, welche durch ihre Eigenschaft als Scheldeübergang zwischen Brabant und Flandern von Bedeutung war, sich versichere. Dorthin wurde denn auch am 8. Juli eine Holländische Brigade detachiert.

Ferner beschlossen die drei Oberfeldherren*), anstatt direkt auf die Armee Vendôme loszugehen, sich zwischen diese und Audenarde zu schieben und bei Lessines den Dender baldigst zu überschreiten. Um beweglicher zu sein, sandte man am 8. Juli die große Bagage mit einigen Bataillonen nach Brüssel. Am gleichen Tage brach die Vorhut von Assche la chaussée über Enghien nach Lessines auf, aus 8 — 8 — 6 und allen verfügbaren Pontons bestehend und vom Britischen General Cadogan und dem Dänischen General Rantzau befehligt. Der Kurprinz von Hannover ritt mit der Avantgarde.

---

*) Marlborough, Prinz Eugen und der Holländische Feldmarschall Auverkerque.



Das Gros der alliierten Armee folgte am 9. Juli 2 Uhr morg. zu 4 Kolonnen in größter Stille, indem die Nachhut — 10 Grenadierbataillone, 30 Schwadronen — unter dem Holländischen General Albemarle noch bis zum Mittage im Lager als Rückenschutz gelassen wurde. Albemarles Kavallerie merkte, wie der Feind sein Lager bei Alost am 9. Juli abbrach und zunächst südlich bis nahe an Ninove, dann in scharfem Haken gegen die Schelde marschierte.

Die verbündete Armee rastete am 9. Juli bei Herffelingen nördlich Enghien von 2 Uhr mittags bis 7 Uhr abds., marschierte dann in der Nacht vom 9. zum 10. bis Ghislenghien, wo man 5 Uhr morg. umsattelte. Diese Rast wurde durch Französische Patrouillen beobachtet, und als diese sahen, wie Deutsche Reiter ihre Woilache ausbreiteten, glaubte der Gegner, es würden Zelte aufgeschlagen, um zu biwakieren. Die Französischen Generale folgerten daraus, daß die Alliierten bei Audenarde erst am 12. Juli eintreffen würden. (Bericht: Schulenburg S. 327.) Daher beeilte die Französische Armee ihren Parallelmarsch zur Schelde nicht und erreichte Gavre erst am Abend des 10. Juli*). Les mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne, von den Generalen de Vault und Pelet 1850 herausgegeben, erwähnen Bd. VIII. S. 34: »monseigneur le duc de Bourgogne marcha aussi le même jour (le 11), mais comme on croyait les ennemis encore à Ninove, et qu'il n'y avait nulle apparence qu'ils pussent passer l'Escaut, on ne se pressa point, on ne se mit en mouvement qu'à 10 heures du matin.«

Wir werden sehen, wie dieser Irrtum — auf oberflächlichem Erkunden beruhend — sowie der unwiederbringliche Zeitverlust sich gestraft haben.

Am 9. Juli hatte die Holländische Brigade der Festung Audenarde, in welcher Französische Kompagnien lagen, sich bemächtigt und einen Versuch des Feindes, den Platz durch Handstreich wieder zu nehmen, energisch zurückgewiesen. Cadogan und Rantzau (die Vorhut) hatten um Mitternacht vom 9. zum 10. Juli den Dender bei Lessines erreicht und unbehelligt dort den Fluß überschritten. Am 10. Juli mittags konnte das Feldherrntriumvirat in Lessines Quartier nehmen und die Armee in Marschordnung auf dem linken Dender-Ufer abkochen lassen. Die Nachhut — Albemarle — kam allerdings erst gegen Mitternacht zur Ruhe.

Audenarde.

Noch am Abend des 10. Juli erhielt Lord Cadogan Befehl, am nächsten Morgen 3 Uhr mit 16 — 8 — 32 Geschützen und allen Pontons nach Audenarde aufzubrechen, dort die Schelde mehrfach zu überbrücken und den Uferwechsel der Armee sicherzustellen, die Armee würde 8 Uhr morg. antreten und nachfolgen. Dieser späte Aufbruch wurde von den Feldherren

*) Vgl. Marlborough II, S. 324.



der vorhergegangenen Nachtmärsche halber für nötig erachtet, auch konnten die Kolonnenwege zeitiger nicht abgesteckt sein.

Auszug aus der ordre de bataille der Verbündeten am 10. Juli 1708.

Oberbefehlshaber: Herzog von Marlborough, General-Capitain der Britischen Königin. Feldmarschall Heinrich v. Auverkerque.

Im Hauptquartier anwesend: Prinz Eugen von Savoyen, Kaiserlicher Generalissimus, Kursächsischer General J. M. v. der Schulenburg-Emden.

Generalität: Briten: Herzog von Argyle, Lord Cadogan, Lord Stairs, Lumley;

Holländer: Graf Tilly, Erbprinz von Hessen-Cassel, Prinz von Oranien-Nassau, v. Dopff, v. Fagel;

Dänen-Holstein: v. Rantzau;

Hannover: v Bülow, v. Bernstorff, St. Laurent;

Preußen: General der Infanterie Graf v. Wylich u. Lottum.

Kavallerie: Generalleutnant v. Natzmer, Generalmajor v. Beyne;

Brigadiers: v. Spaën, v. Aschersleben, v. Hackeborn;

Infanterie: Generalmajore Graf Dönhoff, v. Tettau, v. Borcke.

Königlich Preußische Truppen: Reiterei: gens d'armes (1 Eskadron), Leib-, Kronprinz, Schlippenbach (zu je 3 Eskadrons), Heyden und Katte (zu je 2 Eskadrons);

Dragoner: Leib-, Wittgenstein, Anspach (zu je 4 Eskadrons);

Infanterie: je 1 Bataillon Hessen-Cassel, Anhalt-Zerbst, Varenne, du Troussel, Grumbkow, Füsilier-Garde, Markgraf Albrecht, Alt Dohna, Dönhoff; 2 Bataillone von Lottum und 3 Bataillone vom Regiment Kronprinz.

Das Schlachtfeld am 11. Juli 1708.

Von Tournay bis Gent durchfließt die bei Cambrai schiffbar werdende Schelde in vielen Windungen einen üppigen Wiesengrund von 1 bis 2 km Breite. Das Flußtal wird durch den Waffenplatz Audenarde in seiner ganzen Breite gesperrt. Hart aufwärts der Stadt spannte ein hohes Wehr den Fluß zu einem See an, welcher bis an die Höhenzüge beider Ufer spülte. Abwärts Audenarde wechselten nasse oder trockene, mit Gräben durchzogene Wiesen bis Gavre ab. An den Einmündungen des Eyne-Baches und des Norken waren die Wiesen morastig, bei der Abtei Eenaeme dagegen gangbar. An dieser Stelle liegt der Wasserpegel etwa 10 m über der Nordsee. (Vgl. Skizze 3, Einschlagtafel.)

Das Hügelland nördlich Audenarde, auf dem die Schlacht*) sich abspielte, ist im Süden von der Flachhöhe von Bevere (31 m), im Norden von einem Rücken begrenzt, welcher wie ein breiter Wall vom Schloß Aspre bis

*) Heute vor 203 Jahren. Anm. d. Red.



Wannegem sich hinzieht und bei diesem Dorf 55 m, in der Windmühlhöhe bei Huyse 47 m Höhe erreicht. Den Westrand bilden Hügel (couters), die bei Oycke zu 66 m emporsteigen. Eine dortige Mühle und ein Lindenbaum überragten die ganze Gegend; die Linde hat neuerdings einer Kerzenpappel den Platz eingeräumt.

Der Ostrand der Hochebene fällt sanft zur Scheldeniederung ab. Die Landschaft war mit Dörfern, Weilern, Gehöften und Plantagen übersät, Getreidefelder wogten überall und das Bild eines welligen gesegneten Ackerlandes bot sich dem Auge.

Die Wasserläufe in diesem Revier waren Anfang des 18. Jahrhunderts viel tiefer eingeschnitten und wasserreicher als heute, ihre Ufer waren morastig und wohl überall mit Büschen und Bäumen bestanden.

Das Norkenflüßchen, westlich Oycke entspringend, rinnt in fast geradem nordöstlichen Lauf der Schelde zu, vorbei an Marolem (rechts), Lede, Huyse (links), Müllem, Gasthuys, Aspre (rechts). Das Gewässer verstärkt wie ein nasser Festungsgraben die vortreffliche Verteidigungsstellung Wannegem—Schloß Aspre. Der Norken soll stellenweise für einzelne Reiter, für geschlossene Truppen aber nur auf den Übergängen passierbar gewesen sein.

Unbedeutender als der Norken, aber der Truppenbewegung nicht minder hinderlich war der Eyne-Bach. Er entsteht durch das Vereinigen zweier Wasseradern, deren eine, der Grote-Bach bei Marolem, der andere, der Bach von Diebenbek (Diepenbeke) westlich des Schlosses Barwaen (Bruan) aufquillt. Beide Bäche durchfließen morastige buschige Gründe, verbinden sich bei Schaerken und gewinnen als Eyne-Bach östlich Eyne das Schelde-Tal.

Fast alle Wege der Gegend waren nicht allein mit Bäumen bestanden, sondern auch mit Hecken eingefaßt, wie auch die Gehöfte und Dörfer mit Einzäunungen aller Art umgeben waren, den Verteidigungswert der Örtlichkeit erhöhend.

Günstig für das Verwenden von Reitermassen war nur das Plateau bei Heurne.

Audenarde, eine Fläche 900 zu 600 m bedeckend, war von einem bastionierten Erdwalle umschlossen, der durch einige Außenwerke sowie durch nassen Haupt- und Vorgraben verstärkt, nur zweifelhafte Sturmfreiheit besaß. Da zudem die Höhen, welche das Schelde-Tal einfassen, den Festungswerken bis auf 600 m sich näherten, so entsprach der Waffenplatz keineswegs der hohen Meinung, die man von ihm hatte. Einen raschen Uferwechsel gestattete der doppelte Brückenkopf auch nicht. Abgesehen von den schmalen Zugängen mußte die Truppe enge krumme Gassen und zahllose morsche Holzbrücken passieren, ehe sie ins Freie gelangte. Brach keine Brücke, wie es am 11. Juli nachmittags unter der Dänischen Kavallerie geschah, so kostete der Durchmarsch durch die kleine Festung immerhin eine halbe Stunde.

Wenden wir uns den Hauptquartieren zu.

Das Habsburgische Heer wurde durch den Herzog von Marlborough befehligt. Der Holländische Marschall Auverkerque ordnete sich den Ansichten und klaren Zielen des Herzogs widerspruchslos unter. Der Prinz Eugen von Savoyen hatte von seiner Armee nur viel zu geringe Kräfte zur Stelle, um ein ausschlaggebendes Urteil im Kriegsrat beanspruchen zu können, trotzdem aber wurde der Rat dieses bewährten, siegreichen Führers gewünscht und im Verlaufe des Kampfes der Oberbefehl auf der östlichen Hälfte des Schlachtfeldes ihm eingeräumt. Von einem Abweichen der Meinungen oder der geringsten Disharmonie in diesem Hauptquartier ist in jener Zeit kein Anzeichen zu finden. Die Unterführer waren zuverlässig, das Heer in einer Stärke von 205 Eskadrons, 116 Bataillonen dem Französischen an Reiterei stark überlegen; an Fußvolk etwas schwächer. (Franzosen: 131 Bataillone, 165 Eskadrons.)

Das Französische Heer hatte zwei Obergenerale, deren Rangordnung „L'histoire militaire du prince Eugène de Savoie et du prince et duc de Marlborough“ geschrieben von Dumont und Rousset 1729, Bd. I, S. 75, kennzeichnet: Monseigneur le duc de Bourgogne, petit-fils du Roy, était commandant de l'armée française en chef, comme présomptif héritier de couronne, et le duc de Vendôme la commandait en second comme général experimenté“.

Ein Französischer Schriftsteller, „un ancien militaire“ schrieb in seinem Werk: „Le duc de Vendôme, précis historique de sa vie“*): „Monseigneur le duc de Bourgogne ayant demandé et obtenu le commandement de l'armée, Vendôme conserva l'autorité, mais sous l'extérieur de la subordination . . . La division qui commençait à regner dans le conseil de guerre fut cause de l'incertitude que l'on mit dans ce dernier mouvement et donna le temps au Prince Eugène d'effectuer par une marche rapide des bords du Rhin sa jonction avec Marlborough.“

Die Meinungsverschiedenheit der beiden Französischen Heerführer war bereits am 10. Juli schroff zutage getreten. Vendôme hatte den lebhaften und sehr gerechtfertigten Wunsch, das alliierte Heer in seinem Flankenmarsche bei Lessines anzufallen, der Herzog von Burgund aber wußte es durchzusetzen, daß man diese gute Gelegenheit ignorierte und nach Gavre weiterzog. Vendôme soll dem jungen Prinzen gesagt haben: „Je Vous le prédis et Vous le verrez, que toutes les fois que Vous marquerez au prince Eugène de vouloir éviter un engagement, il Vous y obligera malgré Vous . .“ . . das sollte sich schon am nächsten Tage bewahrheiten!

Auf Befehl also des Herzogs von Burgund schlug am 10. Juli abends die Französische Armee das Lager bei Gavre am rechten Schelde-Ufer auf,

*) Paris 1823. A. Egron, rue de Noyers.

11 km abwärts Audenarde. Die Armee zog die gegen diese Festung bereits vorgetriebenen Truppen zurück und bereitete drei Brücken vor, um im Laufe des 11. den Uferwechsel vornehmen und den Gegner angreifen zu können, falls er die Schelde ebenfalls passieren würde, was man für den 12. Juli erwartete. — Doch es sollte anders kommen!

Nach flottem Marsche war die Habsburgische Avantgarde unter Cadogan und Rantzau am 11. Juli bald nach 10 Uhr morg. vor Audenarde angelangt und begann sofort das Herstellen von vier Pontonbrücken zwischen der Festung und der Abtei Eenaeme. Die Schelde ist hier 40 m breit und hatte, durch Regen geschwellt, starke Stromgeschwindigkeit. Die Wiesen scheinen gangbar gewesen zu sein. Gegen 2 Uhr mittags war die Arbeit beendet; vielleicht hat man mit Material aus der Stadt vom linken Ufer entgegengebaut.

Um die Stromarbeiten zu decken, war General Rantzau mit acht Hannoverschen Eskadrons bereits zwischen 10 und 11 Uhr durch die Festung geritten und über Eyne auf Heurne vorgetrabt. Von der Höhe bei Heurne bot sich ihm das interessante Schauspiel, wie Französische Reiter von Singen (Synghem) her im Vorgelände sich zerstreuten, anscheinend um zu requirieren, und wie feindliche Marschkolonnen mehrere Brücken benutzten, um von Gavre auf das linke Schelde-Ufer zu gelangen.

Kampf der Avantgarden.

Der General Rantzau räumte sofort mit den feindlichen Reitern jenseit des Eyne-Baches auf und jagte sie auf Singen—Aspre zurück. Über Aspre kamen aber neue Französische Geschwader und nötigten Rantzau bis hinter den Eyne-Bach zurückzugehen, wo er durch vier Britische Bataillone, welche Cadogan nachgesendet hatte, Aufnahme fand. Diese Scharmützel haben sich in der Zeit zwischen 12 und 2 Uhr abgespielt. Es trafen gegen 2 Uhr die ersten Meldungen von dem Erscheinen Deutscher Reiterei bei den Französischen Oberfeldherren ein, welche auf dem Windmühlenberge, unweit Gavre tafelten. Der Marschall Vendôme begab sich schleunigst mit wenigen Begleitern bis zur Mühle von Heurne, wohin ihm die maison du Roy (etwa 20 Eskadrons) folgte. Hier konnte nun der Marschall beobachten, wie von Neckheme der Feind in mehreren Parallelkolonnen zur Schelde niederstieg.

Es behauptet nun W. Coxe in seinem Werk über des Herzogs von Marlborough Leben usw., Band IV, S. 154 — und andere Schriftsteller schreiben das einfach nach —, daß der Führer der Französischen Avantgarden-Kavallerie, Marquis de Biron, von der Mühle nördlich Heurne aus die Pontonbrücken bei Audenarde habe sehen können. Daß diese Behauptung irrtümlich ist, davon kann man sich an Ort und Stelle überzeugen. Von den Scheldewiesen, dicht abwärts Audenarde, die 10 m über dem Meere liegen, kann man die Höhe jenseit Heurne (28 m) nicht sehen, die Bäume um das

Dorf Eyne hindern es, 1708 war die Gegend überdies baumreicher als heute. Einen Einblick in das Schelde-Tal gewährt dagegen der Kirchturm von Eyne; es ist aber nicht anzunehmen, daß ein Französischer Offizier am Mittag des 11. Juli ihn bestiegen habe, da es ringsum schon von Gegnern wimmelte.

Wahrscheinlicher ist es, daß der Marschall Vendôme von der Höhe bei Heurne das Herabsteigen der gegnerischen Marschkolonnen von den Höhen bei Reckheme ins Schelde-Tal gesehen und die Brückenstelle daraus sich kombiniert hat. Derselben Meinung sind die in Audenarde zur Zeit garnisonierenden Kavallerieoffiziere. Ihr Kommandeur hat die Güte gehabt, auf ein Flämisches Geschichtswerk über die Schlacht am 11. Juli 1708 hinzuweisen, worin es heißt: „Les vieillards, les femmes et les enfants de Eyne et de Heurne s'étaient enfuis vers Eename où se trouvait un pont flottant". Von diesen Eingeborenen dürfte Vendôme den Brückenschlag der Alliierten erfahren haben.

Der kluge Feldherr folgerte: wie es noch Zeit sei, dem mühsamen Entwickeln des Gegners durch Anfallen seiner Teten Schaden zuzufügen, und es jagten seine Befehle zurück, daß die Armee, deren Infanteriespitze soeben Schloß Aspre erreichte, in lebhaftem Marsch auf Heurne bleiben und dann die Marschrichtung auf das Plateau nördlich Diebenbek nehmen solle. Der Marquis de Biron habe mit der maison du Roy und der Reiterei des ersten Treffens diesen Marsch gegen Audenarde hin zu verschleiern. Die verständige Absicht des Marschalls war: die Armee auf eine Linie Heurne—Windmühle Oycke zu setzen, nach links Front zu schwenken und konzentrisch mit dem allgemeinen Ziel Bevere den Feind anzugreifen. So hat wenigstens nachträglich Vendôme in einem aus dem Lager von Lovendeghem vom 19. Juli datierten Schreiben an den König berichtet*).

Der taktische Plan enthielt viel Chance zum Siege, wurde indessen nicht ausgeführt! Das Werk des Österreichischen Generalstabes über den Spanischen Sukzessionskrieg (Bd. II, S. 345) schreibt: „Die zwischen dem Urenkel Heinrich IV. und dem Enkel Ludwig XIV. herrschende Mißhelligkeit machte einen so gut gefaßten Vorsatz aufgeben. Es wäre leicht gewesen, die Detachements, welche die Brücken geschlagen, abzuschneiden und sie selbst zu vernichten, ehe sich andere Korps mit ihnen vereinigt haben konnten. Wenn die Franzosen hierauf ihren linken Flügel an der Schelde behauptet, ihre Kavallerie aber zwischen dem Schlosse von Browaen (Château Bruan) und der Mühle von Oycke postiert und ihre Mitte auf der Höhe zwischen Marolem und Eyne aufgestellt hätten, würden sie unfehlbar alle Vorteile des Terrains für sich gehabt haben; vielleicht würde es von ihnen abgehangen haben, die Schlacht anzunehmen oder abzulehnen. Die Französischen Gene-

*) Vgl. Mémoires militaires par de Vault et Pelet, Bd. VIII, S. 388/92.



rale einigten sich nicht mehr über diesen Punkt; ihre Unentschlossenheit währte bis 3 Uhr nachm." Schulenburg, ein Zeuge des Kampfes bei Audenarde, berichtet: „Bis jetzt — 3 Uhr nachm. — war unser Fußvolk noch nicht eingetroffen; hätten die Franzosen verstanden, daraus Nutzen zu ziehen, würden sie uns ungemein in Verlegenheit gebracht haben."

Die verbündete Armee war von Lessines 8 Uhr vorm. in vier Parallelkolonnen gleichzeitig angetreten; jede Kolonne hatte ihre Reiterei an der Spitze, das Geschütz hinter sich. Marlborough und der Prinz Eugen waren mit der Reiterei der zweiten Heeressäule geritten und kamen gegen 2 Uhr mittags bei den Pontonbrücken an, als Cadogan zur Aufnahme von Rantzau 12 Bataillone nach und nach hatte auf Eyne folgen lassen und die restlichen vier Bataillone als Brückenschutz zurückhielt. Die Feldherren galoppierten sofort auf die Höhe zwischen Bevere und Eyne und konnten dort den Kampf der Avantgarden beobachten.

Die Cadogansche Infanterie entwickelte sich gegen Eyne und diese zwölf Bataillone stießen am Bache mit sieben Schweizer Bataillonen zusammen, welche zufolge des Befehls Vendômes ihrer Reiterei von Singen über Heurne auf Eyne gefolgt waren, im Glauben, daß die ganze Armee ihnen sich anschlösse. Wir werden sehen, warum das nicht der Fall war. Nach hartem Kampfe wurden drei Schweizer Bataillone im Dorf Eyne umzingelt und mit ihrem Brigadier Pfyffer gefangen, der Rest auf Heurne zurückgeworfen. Die Rantzauschen Hannoverschen Schwadronen hieben nach und rollten dabei auch mehrere Eskadrons der Französischen maison du Roy auf, welche an der Windmühle von Heurne halten geblieben waren. Die Mehrzahl dieser Eliteschwadronen war auf Befehl des Herzogs von Burgund in die Gegend von Müllem inzwischen abgeritten. Die Verfolgung, an der auch der Kurprinz von Hannover — der spätere König Georg II. von England — sich beteiligte, wurde bis Singen und an den Norken (Gasthuys) ausgedehnt und zum zweiten Male die Hochebene von Heurne vom Feinde reingefegt. Der maison du Roy wurden dabei drei Paar Pauken und 12 Standarten abgenommen und der Oberst Marquis Bretèche gefangen. Es wurde 3½ Uhr mittags, als die Infanterie Cadogans von Heurne Besitz nahm.

Die gänzliche Niederlage der Französischen Avantgarde hatte der Herzog von Burgund durch eine Konterordre verschuldet, welche die Befehle Vendômes widerriefen. Umgeben von einer Wolke unverantwortlicher Höflinge, war der Thronfolger am Schlosse Aspre halten geblieben und hatte sich von seiner Umgebung bestimmen lassen, einen anderen Schlachtplan, und zwar rein defensiver Art, zu entwerfen. Der Höhenrücken nördlich des Norkenflüßchens sollte zur Aufstellung der gesamten Armee dienen, ihr rechter Flügel sich an Wannegem lehnen, an der Windmühle bei Huyse das Zentrum zu stehen kommen und der linke Armeeflügel à cheval der Straße Eyne—Gent sich rangieren, alles mit der Front nach Norden. Wenn man

des Vorteils der Offensive sich begeben wollte, konnte man allerdings in dieser starken Stellung ruhig jeden Angriff abwarten.

Der Befehl wurde ausgeführt und es hat gegen 4½ Uhr nachm. der rechte Armeeflügel die angewiesenen Plätze eingenommen, das zweite Treffen — der linke Flügel — soll erst gegen 8 Uhr abds. an Ort und Stelle gewesen sein; so behauptet der Französische Schriftsteller Herzog von St. Simon in „Mémoires“, Bd. IV, S. 189. — Jedenfalls ist die Französische Avantgarde, im Stich gelassen, nutzlos verblutet.

Der Aufmarsch der alliierten Armee.

Naturgemäß war die Reiterei der ersten und zweiten Kolonne der Alliierten die erste Truppe gewesen, welche an die Pontonbrücken abwärts Audenarde gelangt war. Marlborough hatte angeordnet, daß die Kavallerieregimenter der ersten Kolonne (Englische Regimenter unter dem Herzog von Argyle) die Schelde zunächst nicht überschreiten, sondern bei Eenaeme als Flankenschutz gegen Gavre verbleiben sollten. So erreichte der Preußische Generalleutnant v. Natzmer mit den Reiterregimentern der zweiten Kolonne — derjenigen des Generalfeldzeugmeister Graf Lottum — zuerst das linke Schelde-Ufer. Er überwand den Eyne-Abschnitt und trabte vor bis Heurne, wo er, der Infanterie Cadogans die Hand reichend, an der Windmühlenhöhe gegen 4 Uhr nachm. absitzen ließ.

Die Kavalleriedivision Natzmer bestand aus:

a) der Hannoverschen Brigade St. Laurent: 15 Eskadrons, Regimenter Eltz, Rheden, St. Laurent, Hahn, Glinstra und Bauditz: je 2 bis 4 Eskadrons;

b) der Preußischen Brigade Hackeborn (Kommandeur vom Leibregiment zu Pferd): gens d'armes (Oberst Frhr. v. Canstein) 1 Eskadron; Leibregiment zu Pferd (Oberst v. Dewitz) 3 Eskadrons; Anspach-, Wittgenstein-, Leib-Dragoner je 4 Eskadrons;

c) der Preußischen Brigade Spaën: Kronprinz zu Pferd, Schlippenbach zu Pferd je 3 Eskadrons; Heyden zu Pferd, Katte zu Pferd je 2 Eskadrons.

Um weitere Stützpunkte im Vorgelände zu gewinnen, gingen auf besonderen Befehl Marlboroughs die bisherigen vier Bataillone der Brückenwache (darunter das Preußische Bataillon Grumbkow) gegen 4 Uhr über Schaerken auf Ruybeek vor. Denselben Weg schlug sodann die Infanterie der ersten Kolonne (Argyle), nämlich 20 Britische und 6 Hannoversche Bataillone mit einigen Geschützen ein, während die Infanterie der zweiten Kolonne (Lottum), aus 12 Bataillonen Preußen und aus Hannoverscher Infanterie bestehend, auf das Schloß Bruan vorging. Die Fußtruppen der dritten Kolonne (Bülow), Holländer und Hannoveraner, schwenkten rechts um die Festung herum nach Bevere und überschritten nach 5 Uhr mit dem

Anfang die Höhe nördlich dieses Ortes. Schließlich zwängte sich die vierte Kolonne (Feldmarschall Auverkerque): 20 Bataillone Holländer und Dänen, mühsam durch Audenarde über morsche Zugbrücken und durch enge Gassen hindurch; sie hat erst nach 6 Uhr, aus der Festung hervorquellend, als Marschziel den Boser Couter genommen.

Vorstoß des rechten Französischen Flügels.

Wahrscheinlich verleitet durch den Wunsch, die Niederlage der Avantgarde auszugleichen, gab plötzlich um $4^1/_2$ Uhr nachm. der Herzog von Burgund bei Huyse den Befehl: es solle der Marquis Grimaldi mit seiner Brigade (16 Eskadrons) vom rechten Flügel, also von Lede her, einen Vorstoß auf die im Gelände bei Ruybeek sich zeigenden Bataillone Grumbkow und Colliars machen, und gleichzeitig sollten 8 Bataillone von Huyse aus auf Herlehem vorgehen. Gegenteilige Vorstellungen des Marschalls Vendôme fruchteten nicht, der Offensivstoß wurde eingeleitet.

Die Reiterbrigade Grimaldi eilte bis zur Windmühle von Roveghem vor, stoppte dort aber, als sie den Grote-Bach vor sich sah, einfach ab und ist bis zum Abend dort halten geblieben. Die Infanterie avancierte dagegen bis Grone-Velde und brachte dort die Deutschen Bataillone in große Gefahr. Die Gefahr wuchs, indem weitere Französische Bataillone bei Müllem über den Norken und auf Herlehem vorgingen.

Die Verlegenheit ihrer Infanterie bemerkten die Deutschen Obergenerale, welche bei der Division Natzmer an der Windmühle von Heurne hielten, noch zeitig genug, um den General Cadogan zu veranlassen, mit seinen 12 Bataillonen von Heurne auf Grone-Velde vorzurücken, und dort so lange das Gefecht hinzuhalten, bis daß die Kolonne Argyle heran sei. Die Division Natzmer wollte man wohl noch nicht verwenden, weil einerseits das Gelände für Kavallerie bei Grone-Velde und Herlehem ungünstig schien und weil man sie dem Französischen linken Flügel gegenüber benötigen konnte.

Es hat auch Vendôme alle Überredungskünste angewendet, um den Herzog von Burgund zu bewegen, den ganzen linken Armeeflügel auf Heurne vorgehen zu lassen, aber umsonst. Man antwortete ihm, der Norken sei abwärts Müllem ein Hindernis für alle Waffen, obwohl angesichts der Generale mehrere Reiter das Flüßchen überwunden haben. So unterblieb auf diesem Teile des Schlachtfeldes jede Offensive der Franzosen und der Marschall Vendôme hat nicht ganz zu Unrecht am 19. Juli seinem Könige gemeldet: „50 Bataillone und nahezu 150 Eskadrons unseres linken Flügels haben sich damit begnügt, während 6 Stunden zuzusehen, wie aus der dritten Galerie der Oper“ *).

Lord Cadogan rettete die isoliert fechtenden Bataillone bei Grone-Velde noch vor Vernichtung, wurde aber durch die Französische Übermacht bald auf

*) Vault et Pelet, Mémoires militaires. Bd. VIII, S. 392.

Ruybeek zurückgedrängt, und so war es hohe Zeit für die Verbündeten, daß die Kolonne Argyle nach 5 Uhr über Schaerken kommend in das Gefecht eingriff. Bald aber haben die Franzosen ihren rechten Flügel verlängert, sie setzten immer neue Bataillone dort ein und es wurde den bei Diebenbek eintreffenden Hannoverschen Bataillonen hart zugesetzt; General v. Bernstorff fiel vor ihrer Front.

Da erschien kurz vor 6 Uhr die Preußische Kolonne Lottum am Schlosse Bruan und lenkte den Französischen Angriff auf sich. Dieser wurde mit solchem Nachdruck angesetzt, daß die drei vordersten Preußischen Bataillone einfach umgerissen wurden*). Die Franzosen gelangten sogar vorübergehend in den Besitz des Dorfes Barwaen und des Schlosses Bruan. Allmählich aber gewann Lottum Terrain und war 6³⁰ abds. Herr des Höhenrandes von Diebenbek.

Jetzt trat die dritte Kolonne Bülow von Bevere aus in die Erscheinung; sie besetzte Barwaen und stieß auf Choben vor, so daß Lottum sich mehr auf Ruybeek zusammenschieben konnte, wo die Franzosen tapfersten Widerstand leisteten.

Es ist bald nach 6 Uhr abds. gewesen, als Marlborough an der Windmühle von Heurne den Prinzen Eugen gebeten hat, auf dem östlichen Teile des Schlachtfeldes die Oberleitung zu übernehmen. Der Herzog selbst war dann zur vierten Kolonne nach Bevere geeilt, er hat den Feldmarschall Auverkerque über den Stand des Kampfes orientiert und ihn ersucht, dem Feinde die rechte Flanke abzugewinnen. Der erfahrene Feldherr gab daher seiner Kolonne den Befehl, am Lindenberg von Oycke vorüber auf Marolem zu marschieren. Diese Bewegung, bei schon schwindendem Tageslichte ausgeführt, sollte die Schlacht entscheiden!

Unterdessen hatten sich im Gelände bei Herlehem blutige Kämpfe abgespielt.

Die Attacke der Deutschen Kavallerie. Der Todesritt der Preußischen gens d'armes.

Während der Vorgänge am oberen Eyne-Bach hatte der Prinz Eugen gegen den feindlichen linken Flügel demonstriert, indem er dem General v. Natzmer, dessen Division abwartend bei Heurne gestanden, den Auftrag gegeben, an der Schelde entlang vorzugehen und des Feindes Rückweg auf Gent zu bedrohen.

Natzmer sagte darüber**): „Das war aber vergebliches Bemühen, indem ich die dortigen vielen défilées stark vom Feinde besetzt fand und also mit meiner Kavallerie allein nicht fort konnte." Es werden Französische Scharfschützen in den tiefen Hohlwegen zwischen dem Mühlberge von Singen und dem Norken sich eingenistet haben. Der Ritt auf Aspre unterblieb.

---

*) Theatrum Europaeum XVIII. — Histoire de Marlborough II, S. 333.
**) C. W. v. Schöning, Natzmers Leben, S. 289.



Der Prinz Eugen fand aber bald andere Verwendung für die Kavallerie. Zwischen 6 und 7 Uhr abds. war die Infanterie Cadogans mit Teilen der Kolonne Argyle abermals von Ruybeek bis Herlehem vorgedrungen. Hier aber fand man nicht allein tapfersten Widerstand, sondern es wurde der Britischen Infanterie von frischen Kräften des feindlichen rechten Flügels, Infanterie und Reiterei, derartig zugesetzt, daß sie auf die freie Ebene von Heurne zurückzuweichen begann*). Der Oberfeldherr rief nun die Kavallerie zu Hilfe, und zwar diejenige der dritten Kolonne Bülow und die Division Natzmer, welche Geschwader voller Eifer der kritischen Stelle zueilten, Bülow teilweise durch Intervallen des bei Grone-Velde engagierten Lottumschen Fußvolkes.

Die sich nun an der Kapelle bei Royeghem abspielende Episode schildern zwei Schriftsteller**) übereinstimmend wie folgt: „Der Prinz Eugen fand den General Cadogan mit seiner Abteilung beinahe umrungen, aus den Alleen und Gebüschen bei Herlehem bereits vertrieben, genötigt, in die freie Ebene sich zurückzuziehen, was er auch in Ordnung tat, kurz in gewaltigem Gedränge. Nichts konnte erwünschter sein als das Erscheinen frischer Truppen. Eugen warf sich mit der Deutschen Reiterei sogleich auf den Feind, dessen erstes Treffen mit einiger Voreiligkeit den zurückweichenden Cadogan verfolgt hatte. Der Preußische Reitergeneral Natzmer gewahrte beim Feinde Verwirrung, prellte an der Spitze der Preußischen Gens d'armerie und Kürassiere vor, durchbrach nicht bloß das erste, sondern auch das zweite Treffen, verfiel aber in den nämlichen Fehler, von dem er soeben Nutzen gezogen hatte, und büßte ihn auf ähnliche Weise. Als er nämlich in der Verfolgung über die Allee bis zur Liebfrauen-Kapelle von Royeghem nachjagte und seine Truppen sichtbar auseinandergeflattert waren, wurden diese von den Schwadronen der Königlich Französischen Haustruppen erwartet, indes ihnen von der Seite aus allen Hecken und Zäunen das Musketenfeuer mörderisch entgegenkrachte. General Natzmer verlor die Hälfte seiner Mannschaft, erhielt selbst mehrere Hieb- und Schußwunden und kam nur durch den Sprung über einen sehr breiten Graben mit dem Leben davon"***).

Das Theatrum Europaeum XVIII, S. 150, schildert die Attacke der Preußischen gens d'armes wie folgt: „Indessen nun der Herzog von Marlborough bei dem linken Flügel war, ließ der Prinz Eugenius bei dem rechten durch die Infanterie eine Öffnung machen und schickte die Kavallerie durch

*) Der Spanische Sukzessionskrieg, Österr. Generalstabswerk. II. I. S. 353.

**) „Das Leben des Prinzen Eugen von Savoyen" bearbeitet von F. v. Kausler und Graf Bismark. II, S. 32. — Wilhelm Coxe, Des Herzogs J. von Marlborough Leben. Bd. IV, S. 164.

***) Die Notizen des Reichsgrafen Matthias v. der Schulenburg (Leipzig, Weidmann), welcher die Schlacht als Augenzeuge mitgemacht hat, decken sich mit den Angaben von W. Coxe.

dieselbe in eine kleine Ebene, daselbst die Französische zu attackieren, so auch nach Wunsch glückte.

Weil aber die Unsrigen die Feinde ein wenig zu weit verfolgten, so mußten sie viel von dem Feuer jener ihrer (der feindlichen) Infanterie und von frischer Cavallerie, so ihnen zu Hülfe kam ausstehen. Die Preußischen, insonderheit die gens d'Armes — ob sie gleich nur 80 Mann stark — haben sich hierbei am meisten hervor getan und beinahe die Hälfte von ihren Leuten in der action eingebüßt. Der General Natzmer hat viel Tapferkeit weil er in dieser attaque commandiret bezeiget und ist am Auge blessiret worden."

Aufzeichnungen von Einzelheiten über diesen interessanten Kampf finden sich noch im Bericht des Preußischen Brigadiers v. Grumbkow an König Friedrich I. (Geh. Staatsarchiv Berlin, Rep. 63 bis 65 D. f.), im Bericht Natzmers an den Fürsten Leopold von Anhalt vom 4. August 1708 (Hohenzoll. Jahrb. XI, S. 102 bis 104). Nach dortigen Angaben hat General v. Natzmer die erste Attacke bei der Brigade Hackeborn mitgeritten und haben die gens d'armes und das Leibregiment zu Pferd zwei feindliche Bataillone (Poitu und Bourbonnais) des gegnerischen ersten Treffens zusammengehauen, ihnen auch die Fahnen genommen. Drei dieser Fahnen sind auch den Preußen verblieben, trotzdem auf Natzmers Zuruf die gens d'armes und Teile des Leibregiments aus dem Handgemenge heraus sich in aufgelöster Ordnung auf das zweite feindliche Infanterietreffen gestürzt haben. Diese zweite Attacke konnte nicht reussieren. Die eingesetzten Kräfte waren gering, sehr gelockert und der Feind fast intakt. Den von Müllem herbeieilenden frischen drei Eskadrons der Französischen maison du Roy war es ein leichtes, mit den reduzierten Preußischen gens d'armes jetzt aufzuräumen. Die Französische Elitetruppe war vorzüglich beritten, mit Kürassen bewehrt und in erdrückender Mehrzahl. So fand Oberst Frhr. Philipp v. Canstein-Blumberg rühmlichst den Heldentod, im Begriffe, ein feindliches Feldzeichen zu erkämpfen*). Dem aus acht Wunden blutenden 19jährigen Kornett Georg Friedrich v. Zieten wurde die Standarte der gens d'armes entrissen, und nur mit größter Mühe ist es dem Rest der tapferen Schaar gelungen, sich durchzuschlagen, eine eroberte Standarte von den grands Mousquetairs gris de la maison du Roy de France mit sich führend. Bei der Lottumschen Infanterie hat dieses Häuflein der Helden schließlich Aufnahme gefunden, nicht mehr kampffähig, aber mit dem stolzen Bewußtsein: die eigene Infanterie herausgehauen zu haben.

„Wohl keine Macht auf Erden widersteht
Der Reiterschaar, die sich dem Tode weiht!
Sie streckt zu Boden, was nicht vor ihr flieht,
Ihr Weg ist blutig, vor ihr läuft die Furcht,
Mit ihr der Schrecken, und ihr folgt der Sieg
So sicher, wie der Tag dem Sonnenlicht!"

(Kavall. Monatshefte.)

*) In der Berliner Ruhmeshalle prangt der Name dieses Kommandeurs.



Was Zieten anbetrifft, so schreibt General Natzmer*): „Dem Kornett v. Zieten, der übel zugerichtet war, ließ ich alle Sorgfalt angedeihen und als er sich besserte, schickte ich ihn mit den Fähnlein und Standarten, so die gens d'armes zusammengebracht hatten, an den König nach Berlin, damit er sich persönlich empfehlen könnte". — In einem vom 4. August 1708 aus Warwick (Flandern) datierten Bericht an den Fürsten Leopold von Anhalt (im Zerbster Archiv befindlich) sagt Natzmer: Je fis attaquer l'ennemi qui commençait à s'ébranler, avec ordre aux autres qui suivaient: de faire ferme pour former une seconde ligne, ce qui se fit mais avec un peu trop de précipitation. Ma troupe fit mettre armes bas deux bataillons, après nos gens (les gens d'armes) étaient beaucoup débandé parce qu'on tirait quelques coups de mousquets au travers les haies qui mit d'abord à bas mon pauvre colonel Canstein, malgré cela je fit pousser jusqu'au beau milieu de la colonne des ennemis qui revenoit de la droite. On fut regalé de plusieurs décharges de l'Infanterie. Mon pauvre cornet Zieten qui portoit l'estandart fut mis par terre avec 8 blessures, mais ce qui n'empècha pas que ma troupe n'ait remporté 3 drapeaux et un estandart de l'ennemi, n'ayant pas pu emmener une paire de timbales de l'ennemi, parce que le cheval étoit trop las.

Wenn Natzmer drei Fahnen und eine Standarte angibt, welche die gens d'armes dem Feinde abgenommen hätten, so stimmt das allerdings überein mit einem Auszug aus dem Verzeichnis der Rüstkammer (revidiert auf Königlichen Befehl am 4. Dezember 1718 vom Oberstallmeister Schwerin, den Hof- und Kammeräten D. v. Luck und Sobbe und dem Oberkastellan Eversmann), worin es heißt: „Fahnen Nr. 50 bis 52 sowie Standarte Nr. 53 haben die Königlich Preußischen gens d'armes in der bei Audenarde in Brabant gehaltenen bataille von den Franzosen erobert, sind auf Rüstkammer geliefert am 20. September 1709"**).

Dagegen erwähnt der Grumbkowsche Schlachtbericht an seinen König: „Dennoch führten sie (die gens d'armes) eine feindliche Standarte von der maison du Roy als Siegeszeichen glücklichst hinter unsere Infanterie, bei der sich der Überrest wieder sammelte . . ."

Man trifft wohl das Richtige in der Annahme, daß die rote Damaststandarte (Nr. 53), um den Rand eine goldene Franse, auf jeder Seite eine in Gold gestickte Sonne mit der Überschrift: „nec pluribus impar" vom corps gens d'armes erobert, gleichzeitig mit drei Fahnen, Nr. 50, 51, 52,

*) C. W. v. Schöning, Des Generalfeldmarschalls D. G. v. Natzmers Leben. S. 292.

**) Gustav Lehmann, Wirkl. Geh. Kriegsrat, Die Trophäen des Preußisches Heeres in der Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam. Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs herausgegeben vom Königlichen Kriegsministerium. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

die das Leibregiment zu Pferd genommen hat, vom Kornett v. Zieten dem Könige dargebracht worden sind.

Daß nicht mehr Trophäen von Audenarde in Berlin abgeliefert wurden, erklärt sich aus der Sitte, daß die Soldgeber die eroberten Ehrenzeichen zu akzeptieren pflegten, und die Preußischen Regimenter haben im Spanischen Erbfolgekriege zumeist in fremdem Solde gestanden.

Der Kornett Georg Friedrich v. Zieten kommt nach 1708 in der Rangliste der gens d'armes nicht mehr vor, er scheint nicht wieder felddienstfähig geworden, aber von seinen gnädigen Königen weiter befördert zu sein. Er ist im Jannar 1769 als Rittmeister a. D. und Johanniter-Ritter auf seinem Besitz Loegow in der Grafschaft Ruppin gestorben. (Archiv der Familie v. Zieten zu Brunne.)

Der General v. Natzmer äußert sich über seine eigenen Erlebnisse nach der zweiten Attacke (Schöning, S. 292): „Die feindlichen Reuter, die es auf mich abgesehen hatten, waren gewiß von des Königs Hause, sie waren reich in scharlach mit silbernen Galonen gekleidet; der Nächste versetzte mir gleich einen Hieb über das linke Auge, doch verhinderte der dicke Hut, daß derselbe tief eindringen konnte; ihre Absicht sprach sich deutlich genug aus, mir hier den Rest zu geben und ohne die Gnade Gottes würden sie auch wohl ihre Absicht erreicht haben, aber wie durch ein Wunder entkam ich glücklichst über einen breiten Wassergraben, in welchem ein halbtodtes Pferd bereits lag, indem mein eigner Gaul sich nicht scheute, auf jenem mit den Vorderfüßen aufzusetzen und dann glücklich darüber hin zu fliegen. Auch jenseits begegnete ich noch manchem zurückkehrenden feindlichen Reuter, die, obgleich ich mein grünes Feldzeichen noch am Hute trug, mich theils nicht kannten, theils in zu großer Verwirrung waren."

Der General muß trotz seiner Wunde kaltes Blut bewahrt und an jenem Tage ein in absolutem Gehorsam befindliches Pferd geritten haben. Das „grüne Feldzeichen" am Hut bedeutet die Gepflogenheit in der Brandenburgisch-Preußischen Armee, an Schlachttagen den Hut mit Eichenlaub zu schmücken*).

Nach diesen Abschweifungen kehren wir auf das Schlachtfeld bei Audenarde zurück, und zwar zum Endkampf.

Der Französische rechte Flügel wird umfaßt. Endkampf.

Das Vorbrechen der alliierten Kavallerie hat General Graf Lottum geschickt benutzt, durch die Preußischen Bataillone Herlehem endgültig besetzen und die Hecken und Gärten ringsum von feindlichen Schützen säubern zu lassen, wobei die achte Abendstunde anbrach. Auch jetzt tobte der Kampf

*) Mebes, Geschichte des Brandenburg-Preußischen Staates und Heeres. II, S. 19. — Geschichte der Bekleidung, Bewaffnung usw. des Preußischen Heeres, herausgegeben vom Kriegsministerium. (Dr. C. Kling.) II. S. 248, 249.



auf der von beiden Quellarmen des Eyne-Baches umrahmten Flachhöhe erbittert weiter, um jedes Gehöft, um jeden Kamp wurde gestritten, aber der Infanterie der dritten Habsburgischen Kolonne glückte es, von Choben nach Grone-Velde hin Terrain zu gewinnen und den Gegner an den Grote-Bach zurückzudrücken.

Gegen 8 Uhr abds. hatte der Anfang der Kolonne Auverkerque — 20 Bataillone Holländer und Dänen — den Weg erreicht, der von Oycke nach Marolem führt. Jetzt ließ der Holländische Feldherr alle Regimenter der Kolonne gleichzeitig rechts einschwenken und auf Choben, Rectelhoeck und Marolem avancieren. Jeder dieser Orte und das Nebengelände wurde noch von der Französischen Infanterie auf das hartnäckigste verteidigt, doch sank ihr Mut, als sie sich im Rücken bedroht sah. Dieses Umfassen war auf Marlboroughs Direktive ausgeführt, indem die Holländische und Dänische Reiterei unter Graf Tilly, 2000 Säbel stark, gefolgt von der Holländischen Infanterie des Prinzen von Nassau-Oranien-Dietz von Marolem her den Norken entlang bis zur Windmühle von Royeghem vordrang und dort mit den Reserven des Französischen rechten Flügels (einige Schwadronen maison Royale und mehrere Dragonerregimenter) energisch abrechnete. Nur Trümmer dieser schönsten Truppen Frankreichs schlugen sich noch bei Müllem durch, bevor dort der eherne Ring sich völlig schloß. Die Preußischen Bataillone Lottum und Alt Dohna, unterstützt von Hannoverscher Infanterie, nahmen auch schließlich Müllem, welches von 2000 Französischen Grenadieren besetzt war*).

So übel die Situation der Französischen Armee jetzt auch war, so machte doch der Marschall Vendôme noch einen Versuch, dem Schicksal des Tages eine andere Wendung zu geben. Er sprang vom Pferde und wollte an der Spitze der Infanterie des bisher untätig und intakt gebliebenen linken Flügels den Norken durchwaten, um Müllem wieder zu erobern, auch sollte die Reiterei desselben Flügels den Fluß weiter unterhalb überschreiten und auf die Hochfläche von Heurne vorgehen. Aber diese Offensivbewegungen wurden durch die Truppen des Prinzen Eugen im Keime erstickt, und merkwürdigerweise erwähnt der Herzog von Vendôme dieser seiner letzten Anstrengungen gar nicht in seinem Bericht vom 19. Juli an den König.

Es war 9 Uhr geworden und begann zu regnen. Da in der plötzlich eintretenden Dunkelheit Freund und Feind nicht zu unterscheiden waren, so lagerte sich jedes Regiment der alliierten Armee auf dem Platze, wo es sich jetzt befand. Marlborough hat in Eyne genächtigt, man zeigt noch heute das Haus. Das Nachtquartier vom 11./12. Juli des Prinzen Eugen scheint in Audenarde gewesen zu sein, man liest in der „Histoire militaire du prince Eugène de Savoye“ par Dumont et Rousset (à la Haye

*) Nach Lossow.

1729 chez Isaac van der Kloot, pag. 81): „Les princes gagnèrent enfin l'auberge de la pomme d'or où ils furent loger“.

Rückzug des Französischen Heeres.

Nach dem Zusammenbruch des Französischen rechten Flügels fand auf der Höhe bei Huyse ein stürmischer Kriegsrat statt. Vendôme bemühte sich, dem Thronfolger und dessen Hofleuten klar zu machen, daß die Schlacht keineswegs verloren sei, da der linke Flügel: 50 Bataillone und 150 Eskadrons*) noch nicht im Kampfe gewesen wären, man müsse daher alles tun, am nächsten Morgen weiter fechten zu können, und die Nacht in der Stellung nördlich des Norken bleiben. Es soll der Herzog von Burgund versucht haben, etwas zu erwidern, aber der Marschall habe ihn gar nicht zu Worte kommen lassen. Indessen kamen von allen Seiten Meldungen über einen hoffnungslosen Stand der Dinge, die maison Royale sei vernichtet u. dgl. Die Umgebung der Prinzen, der es nur um ihre eigene Haut zu tun war, drängte nach Entscheidung. „Wohlan", rief endlich Vendôme, „ich sehe, Sie wollen den Rückzug!" Nun bestürmte man den Marschall mit der Frage: „Wohin?" Kaum hatte er den Namen Gent ausgesprochen, so stob auch schon das ganze Hauptquartier auseinander, alles raste davon. Mit größter Mühe vermochte Vendôme aus 25 Eskadrons und 12 Kompagnien Grenadieren unter dem General Nangis eine Art Nachhut zu bilden. Die Prinzen erreichten Gent (24 km) am 12. Juli 5 Uhr morg., Vendôme vier Stunden später, dort soll er 30 Stunden für niemand zugänglich gewesen sein**).

Verfolgung.

Bei dem Morgenschimmer des 12. Juli setzten sich die Generale **Bülow** und **Lumley** an die Spitze von 40 Hannoverschen und Britischen Schwadronen und eilten dem Gegner auf Gent nach. Da diesem aber ein bedeutender Vorsprung gelassen worden war, so hat dieses Nachsetzen auf nur **einer** Straße wenig Erfolg gehabt und zu einer Auflösung des feindlichen Heeres keineswegs geführt. Der Rückzug hat sich in Unordnung durch Gent gewälzt, erst hinter dem Kanal von Brügge hat man die Truppen rangiert, bei Lovendeghem ein Lager bezogen und es verschanzt.

Die verbündete Armee brauchte nach den Anstrengungen der letzten Tage und Nächte der Ruhe, und erst in der Nacht vom 13. zum 14. Juli begann Marlborough offensive Bewegungen.

Die Sieger sollen 52 Standarten, 56 Fahnen, 12 Paar Pauken, 5 Kanonen erobert haben***), es erscheint diese Zahl aber zu hoch, sie wird

*) Pelet, Mémoires militaires, Bd. VIII, S. 38: Nur 68 Bataillone und einige Schwadronen des rechten Flügels, sowie die Königliche Haustruppe sollen in der Schlacht ins Feuer gekommen sein.

**) St. Simon, Mémoires, II.

***) F. v. Kausler und Graf Bismark, Leben des Prinzen Eugen.



von mehreren Schriftstellern viel geringer angegeben. Prinz Eugen meldet selbst in seinem Bericht*) an den Kaiser:

d. d. Feldlager bei Warwick, 18. Juli 1708.

„an Standarten und Fahnen etlich und 80 und 12 Paar Pauken erobert, an Stücken (Geschütze) und Bagage aber Nichts überkommen, weil der Feind die letztere zu Gent zurückgelassen, von Stücken aber nichts bei sich gehabt hat; denn da, obschon diese um 8 Uhr Abends bei ihm angelangt, hatte sie derselbe sogleich wiederum zurückgeschickt —“

Natürlich schwankt die Angabe der Verluste. In den Denkwürdigkeiten des Feldmarschall Graf Schulenburg-Emden wird die Französische Einbuße am 11. Juli 1708 auf rund 20 000 Mann geschätzt, einschl. 7000, die in Gefangenschaft gerieten. Im hellsten Widerspruch schreiben die „Mémoires militaires“ der Generale de Vault und Pelet, Bd. VIII, S. 38:

„La perte fut à peu près égale de part et d'autre. Environ 3000 hommes tués ou blessés restèrent de chaque côté sur le champ de bataille. Nous ne perdîmes ni artillerie, ni drapeaux ni étendards ni bagages et nous prîmes aux ennemis un drapeau, un étendard et une paire de timbales; de sorte que l'honneur de cette journée eût été indécis, si suivant l'avis de M. le duc de Vendôme, on ne se fût point retiré.“ (!!)

Den eigenen Verlust gaben die Verbündten auf 825 Tote, 2200 Verwundete an, die Britische Kavallerie hatte keine Verluste zu beklagen, die Preußen sind mit 50 Toten, 120 Verwundeten wohl zu niedrig beziffert. Genaue Angabe mangelt. Das corps gens d'armes, welches 80 Säbel stark zur Attacke angeritten war, soll mehr als die Hälfte seiner Reiter verloren haben. Es hat an den ferneren Kriegstaten 1708 sich nicht beteiligt, ist sogleich nach Kempen gegangen und hat sich dort im Winter 1708/09 komplettiert. Jedenfalls ist der Gesamtverlust beider Armeen ein niedriger in Anbetracht der erbitterten Nahkämpfe gewesen, und wenn heute der von Barwaen durch Eyne fließende Bach auch ruisseau de sang (Flämisch: Bloedbeek) genannt wird, so entspricht das nicht den Begebenheiten.

Die Teile der Französischen Armee, welche von ihren Feldherren am 11. Juli in den Kampf geführt worden sind, haben zweifellos sich mit bewährter Tapferkeit geschlagen; daß sie unterlagen, hat der Zwiespalt der Heerführer verursacht. Die Einmütigkeit dagegen der alliierten Obergenerale hat den Sieg für ihre opferfreudigen Kämpfer von vornherein gewährleistet.

Der Herzog von Marlborough berichtete 24 Stunden nach der Schlacht an den König Friedrich von Preußen:

*) Spanischer Sukzessionskrieg. Verlag des K. K. Generalstabes. Militärische Korrespondenz des Prinzen Eugen von Savoyen.



„Sire!

Je viens féliciter Votre Majesté de l'heureux succès que le bon Dieu vient de nous donner 1708 sur les ennemis par la defaite d'une partie de leur armée où les troupes de Votre Majesté se sont fort distinguées, particulièrement les Gens d'armes, qui ont aussi beaucoup souffert par leur bravoure et méritent bien que Votre Majesté y aye quelques égards; Elle aura la bonté d'agréer que je me rapporte de particuliarités à Monsieur de Lottum, Monsieur de Natzmer et Monsieur de Grumbkow dont je ne puis assez me louer. Leur zèle et capacité nous ayant été d'un très grand secours dans l'action; la suppliant au reste de me faire la justice d'être persuadée de l'attachement respectueux et inviolable avec lequel je serai toujours Sire de Votre Majesté

le très-humble et très-obéissant
serviteur
le Pr. et Duc de Marlborough.

Au Camp d'Oudenarde le 12 Juillet 1708."

Durch den Sieg bei Audenarde und nachdem die Rhein-Mosel-Armee des Prinzen Eugen den Dender überschritten hat, halten die Feldherren sich für stark genug, die Französische Armee jenseit der Lys ignorieren und gegen die starke Festung Lille vorgehen zu können. Der Prinz Eugen leitet diese am 22. August beginnende Belagerung, bei der die Preußische Infanterie des General Lottum die Zitadelle angreift, während Marlborough das Unternehmen durch eine Stellung zwischen Audenarde und Helchin deckt. (Vgl. Skizze 2, S. 196.)

Dem General Natzmer fällt die Aufgabe zu, mit Preußischer Kavallerie, u. a. den Regimentern: Leib-, Kronprinz zu Pferd und Sonsfeld-Dragoner, den großen Belagerungstrain von Brüssel über den Dender und die Schelde bis Menin zu eskortieren, da letzterer Ort als Stapelplatz des Geschützparkes dienen soll. Nachdem der Transport geglückt, bleiben die genannten Regimenter vor Lille, das am 22. Oktober 1708 die Thore dem verwundeten Prinzen Eugen öffnet. Der Marschall Boufflers behauptet aber noch die Zitadelle und kapituliert erst auf ausdrücklichen Befehl seines Königlichen Herrn am 8. Dezember 1708. Der Marquis hat nach Abschluß der für die Belagerten ehrenvollen Übergabebedingungen seine Gegner und Überwinder zu einem Mahle gebeten, bei welchem die Gäste mit den letzten in der Zitadelle noch befindlichen Nahrungsmitteln, d. h. mit Pferdefleisch bewirtet wurden*). König Ludwig ernannte den besiegten, aber lorbeergeschmückten Helden zum Herzog und Pair von Frankreich.

*) Leben des Herzogs von Marlborough. IV, S. 349.

Nach dem Fall von Lille tauschen die Oberfeldherren der „Großen Alliance" (Auverkerque war am 18. Oktober 1708 gestorben) die Rollen; Marlborough wendet sich gegen Gent. Auch vor dieser Stadt erscheinen am 11. Dezember die Preußischen Bataillone, während Prinz Eugen mit anderen Heeresteilen bei Gavre stehen bleibt. Die Preußische Reiterei beobachtet das Französische Hauptheer, welches kampfmüde Mitte Dezember in die Winterquartiere der Grafschaft Artois abzieht. Gent fällt am 30. Dezember 1708, Brügge öffnet auf diese Nachricht hin die Tore.

Im Januar 1709 beziehen die Preußen Kantonnements zwischen Maastricht und Cöln a. Rh.

1709.

Jetzt ist Ludwig XIV. zu einem Frieden bereit, der alles seit seiner Thronbesteigung, insbesondere auch das durch die Verträge von Nymwegen und Ryswyk Gewonnene zurückerstatten soll.

Aber auf dem Kongreß im Haag gehen die Forderungen seiner Gegner, welche Frankreich für ganz erschöpft halten, so weit, von dem Könige zu verlangen: er solle mit Französischen Waffen seinen Enkel Philipp von Anjou aus Spanien vertreiben helfen, aus dem Lande, welches gerade der König dem Enkel verschaffen will. Das ist Ludwig XIV. zu viel, ganz Frankreich weist diese „Beleidigung" zurück und tritt, die letzten Kräfte aufraffend, im Frühjahr 1709 aufs neue in die Schranken. Die besiegten Herzöge von Burgund und Vendôme werden abberufen, dem bisher glücklichen Marquis de Villars der Oberbefehl anvertraut, die eingetretenen Verpflegungsschwierigkeiten einigermaßen beseitigt und die Lücken der Kompagnien gefüllt; der Krieg wird volkstümlich, es strömt aus allen Provinzen Mannschaftsersatz nach Artois und der Adel drängt sich in die Garderegimenter. So kann Villars Anfang Juni 1709 mit nahezu 100 000 Mann über Arras bis zur Scarpe vorrücken.

Wie schon seinen Vorgängern im Kommando, so wird nun auch ihm jeder Schritt aus Versailles vorgezeichnet und für die nächste Zeit größte Vorsicht befohlen. Villars läßt das Heer deswegen eine Stellung einnehmen, welche La Bassée vor der Mitte, links an Bethune, rechts an Denain sich lehnt, durch vorliegende Sümpfe stellenweise unangreifbar ist oder durch Schanzen verstärkt wird.

Die Verbündeten haben ebenfalls das Schwert geschärft. Der König von Preußen hat sich zureden lassen, noch ein „Neues Korps" gegen Subsidien der Seemächte nach Flandern in Marsch zu setzen:

5 Bataillone: 2 vom Leibregiment, je 1 von den Regimentern Markgraf Albrecht, Jung Dohna und Schwerin (Mecklenburger), ferner 10 Eskadrons: je 3 von den Regimentern Markgraf Philipp und du Portail zu Pferd, 4 von den Derfflinger-Dragonern. Im Inlande sind vereinzelt

noch die Markgraf Albrecht-Dragoner zurückbehalten, denn auch das corps gens d'armes hat die Wunden von Audenarde verschmerzt und will von neuem den Pallasch ziehen. Wie schwer seinem Obristwachtmeister de Bequignolles es bei der allgemeinen Nachfrage nach Rekruten und Pferden geworden, das Korps zu komplettieren, geht aus einem Bericht des General en Chef hervor, den dieser nach Berlin erstattet:

„Ew. Königlichen Majestät allergnädigstem Befehl gemäß vom 5ten so ich aber erst gestern, den 21sten mit allem unterthänigem Respect erhalten, weil das Schreiben von Maastricht wieder zurückgekommen, werde ich mein äußerstes thun, um die gens d'armes gegen vorstehende Campagne in Stand zu setzen; allein Ew. Königliche Majestät wollen mir zu hohen Gnaden halten, wenn nicht weiter, als bis 100 zu vermehren auf mich nehmen darf, Maßen da die Zeit zu kurz und der Mangel an tüchtiger Mannschaft und Pferden zu groß, ich mich solches zu prästiren nicht getraue und also Ew. Königlichen Majestät nicht gerne zu einigen Mißvergnügen Ursach geben wollte.

Ew. Königliche Majestät werden sich allergnädigst entsinnen, daß, um Ew. Königliche Majestät espargne so viel weniger zu belästigen und meinen zèle und Redlichkeit vor Ew. Königlichen Majestät Dienste so viel besser zu bezeigen, ich mich verbunden, den Abgang der gens d'armes, so leider nicht gering, vor das vacante Tractement wieder zu erstellen; darzu muß ich aber den ganzen Winter haben und werden dem ungeachtet die Officierer sowohl als ich doch noch ein gut Stück Geld zuschießen müssen, weil kein gens d'armes unter 160 Thaler kann geworben werden*), welches ich aber mit Freuden thun will, wenn nur meiner Begierde und Pflicht nach réussiren und Ew. Königlichen Majestät Dienst befördern kann.

Kempen, 22. Januar 1709.

Allerunterthänigster
D. G. v. Natzmer."

Der König, welcher sich mit dem Wunsch getragen hatte, seine Leibeskadron auf 100 Reiter vermehrt zu sehen, hat es in der Folge bei der bisherigen Frontstärke von 80 Gemeinen bewenden lassen und erwiderte:

Friderich, König in Preußen 2c. Wir haben Euern allergehorsamsten Bericht vom 22. erhalten und lassen Wir Eure darin gethane pflichtmäßige und allerdings erhebliche Considerationes und Vorstellungen, worin Ihr erwähnet: daß das corps gens d'armes noch z. Zeit bis auf 100 Köpfe nicht füglich zu vermehren, zu allergehorsamstem Gefallen gereichen, gestalt Ihr es denn auch nunmehr bei der bisherigen Anzahl zu laßen und für möglichsten Fleiß anzuwenden, daß gedachtes Corps auf

*) Der Staat vergütete nur 50 Rthlr. pro Reiter.



den vorigen Fuß completirt, der Abgang ersetzet und das vacante Tractement dazu angewandt werde.

Sind Euch übrigens ꝛc.

Gegeben Cöln a. Spree 29. Januar 1709.

gez. Friderich

gegengez. D. v. Danckelman.

An den Generallieutenant v. Natzmer.

Aber noch am 8. April 1709 klagte Natzmer über den Zustand der Preußischen Kavallerie schriftlich dem Generalfeldmarschall Grafen Wartensleben:

„daß die Pferde durchgehends bei den Regimentern meistens angeschaffet, nur dünkt mich, daß viele Pferde sich gar nichts bessern und ein Theil, absonderlich so in den Städten gelegen und schlechte Stallung gehabt, noch so aussehen, als wenn sie erst aus dem Felde gekommen wären. Ich habe befohlen, daß die Officiers sich anstrengen und noch Haser zukaufen sollen; ob nun solches helfen wird, muß die Zeit lehren".

Auch für Nachwuchs im Offizierkorps sorgte der umsichtige General und beantragte: den Fähnrich Hacke von den Wittgenstein-Dragonern in die gens d'armes zu versetzen. Es erfolgt darauf die Ordre:

Der König an den Generalleutnant v. Natzmer:

„Friderich, König in Preußen ꝛc. Demnach Wir den bisherigen Fähnrich vom Wittgenstein'schen Regimente Dragoner — v. Hacke, zum lieutenant bei dem corps gens d'armes allergnädigst bestellt und angenommen, dessen translocation halber auch an Unserm pp. dem Grafen Wittgenstein, die Nothdurft rescribirt, als haben Wir Euch solche Unsre Intention hiedurch zu wissen fügen wollen mit allergnädigstem Befehl, zu verfügen: daß gedachter v. Hacke als lieutenant bei gemeldeten gens d'armes angestellet und hinkünftig gebrauchet werde.

Gegeben Cöln an der Spr. 19. April 1709.

gez. Friderich

gegengez. v. Blaspiel."

Um die bewährten Heerführer durch seine Anwesenheit nicht zu stören, hat König Friedrich von Preußen während der Spanischen Erbfolgekämpfe den Kriegsschauplatz gemieden (im Gegensatz zu 1689, Bonn usw.), nur in Cleve ist der König mehrfach gewesen. Dagegen hat er dem glühenden Wunsche und der militärischen Passion des Kronprinzen nachgegeben und hat dem Thronerben im Frühling 1709 gestattet, sich zur Armee nach Brabant zu begeben. Als das Preußische Korps Lottum, seine Winterquartiere zwischen Rhein und Maas aufgebend, sich Mitte Mai auf dem linken Maas-Ufer zusammenzog, jubelten die Regimenter dem Sohne ihres Kriegsherren zu, als er ihre Reihen durchritt.

Mitte Juni fand das Lottumsche Korps bei Courtray a. d. Lys, zwischen Gent und Lille den Anschluß an die Streitkräfte des Prinzen Eugen von Savoyen und des Herzogs von Marlborough und fügte sich letzterer Armee an. Das remontierte Korps gens d'armes passierte auf diesem Marsche von neuem die Gegend von Audenarde, wo viele seiner Kameraden gebettet lagen.

Der Brandenburgisch-Preußische Staat hatte 1709 im Felde:

1. In Italien 11 Bataillone	8 000 Mann
2. In Flandern:	
a) das Korps in Englisch-Holländischem Solde, 5 Bataillone und 2 Regimenter zu Pferd . .	5 000 "
b) das alte (Lottumsche) Korps, 9 Bataillone, 21 Eskadrons (teilweise von den Seemächten unterhalten)	12 000 "
c) das Neue Korps (gegen Subsidien der Seemächte 1709 neu formiert)	6 000 "
Zusammen in Flandern . . .	23 000 Mann

Infanterie:		Kavallerie:	
Leibregiment	2 Bat.	gens d'armes	1 Esk.
Markgraf Albrecht	1 "	Markgraf Philipp	3 "
Jung Dohna	1 "	Wartensleben	3 "
Schwerin*) (Mecklenburger) . .	1 "	du Portail	3 "
		Derfflinger-Dragoner	4 "

Am 23. Juni bezog Prinz Eugen südlich Lille bei Loos ein Lager, ebenso traf Marlborough auf dem West-Ufer der Schelde ein und schlug bei Orchies die Zelte auf.

Villars vermutete einen baldigen Angriff und ließ seine Armee 48 Stunden unter Waffen stehen. Die gegnerischen Heerführer hatten aber nur demonstriert, sie zogen von der Bewegungslosigkeit ihres Feindes sofort Nutzen, Marlborough schwenkte mit 60 Bataillonen, 73 Eskadrons ab nach Tournay und schloß den Platz ein, während Prinz Eugen an der Deule als Deckung der Belagerungsarmee mit der Front gegen Villars verharrte. Dieser rührte sich nicht, Versailles hatte ihm die Zuschauerrolle aufgenötigt.

Am 7. Juli wurden von Marlborough die Laufgräben gegen Tournay eröffnet, und zwar griff General Graf Lottum mit 7 Preußischen Bataillonen und anderen Truppen die Zitadelle an. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm wohnte der Belagerung bei. Die Reiterei fand im Sicherheitsdienst Verwendung. Am 29. Juli zog der Verteidiger, Marquis Surville, sich ganz auf die Zitadelle zurück, die Stadt Tournay aufgebend, und suchte im

*) Sein Oberst Curt Christoph v. Schwerin fiel 1757 als Generalfeldmarschall bei Prag.

Minenkriege sein Heil. Am 31. August zeigte auch die Zitadelle die weiße Fahne der Kapitulation.

Hatten die Ereignisse bei Tournay es nicht vermocht, den Marschall Villars aus seiner fast unangreifbaren Stellung herauszulocken, so probierten seine Gegner einen anderen Köder, indem sie die Absicht eines Angriffes auf Mons deutlich zeigten. In Eilmärschen näherten sich dieser wichtigen, aber französischerseits nur schwach besetzten Festung Anfang September sowohl der Erbprinz Friedrich von Hessen-Cassel von Orchies her mit einem Korps, als auch von Tournay die gesamte Preußische Reiterei unter dem General v. Natzmer. Der Kronprinz von Preußen ließ sich nicht abhalten, diesen durch stürmisches Wetter und miserable Wege überaus beschwerlichen Streifzug bei seinem Reiterregimente mitzumachen, vom Fürsten Leopold von Anhalt begleitet. Mons in Gefahr, — dieses Mittel wirkte.

Da gleichzeitig der Marschall Boufflers, der Held von Lille, im Hauptquartier von Villars erschien, den nunmehrigen Wunsch des Königs einer Feldschlacht übermittelnd und sich selbst dem jüngeren Marschall uneigennützig zur Verfügung stellend, so trat Villars jetzt aus seiner Reserve heraus, verließ die Stellung bei Douay a. d. Scarpe und marschierte ab über Valenciennes—Bavay auf Mons.

Malplaquet.

Gelände bei Malpaquet.

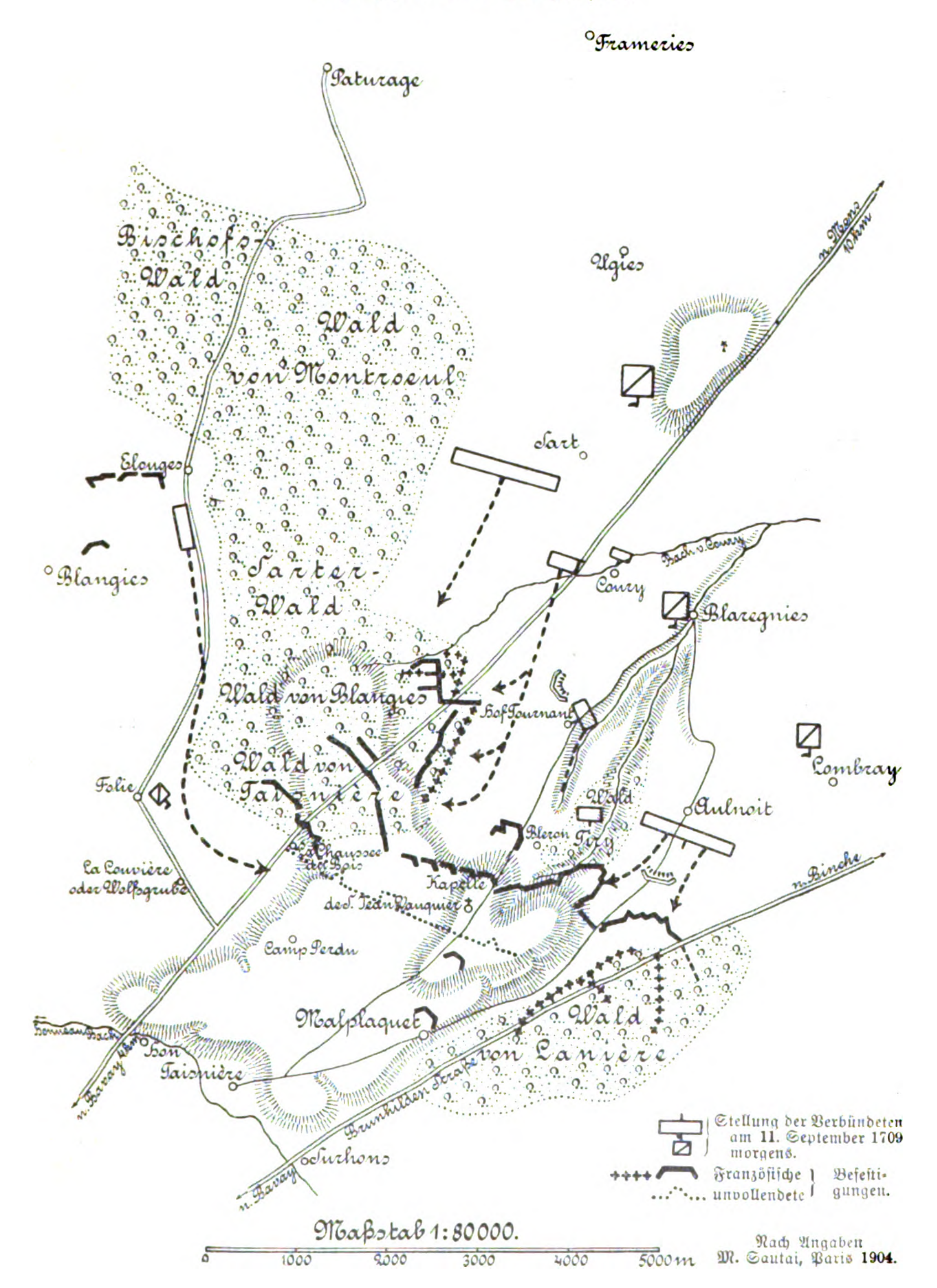
Die Straße Bavay—Mons führt, nachdem sie den Honneau- oder Hongnau-Bach überbrückt hat, durch eine quellen- und waldreiche Gegend. Es kommen dort zwei Waldzonen in Betracht: der Wald von Lanière an der Straße Bavay—Binche, auch Brunhildenstraße genannt, und die großen Waldungen, die von La Chaussée du Bois sich nach Norden hinziehen und die Namen führen: Wald von Taisnière (der südlichste), Wald von Blangies, Wald von Sart, von Montroeul und Bischofswald. Dichtes Unterholz und schmale Wege erschwerten in diesen Forsten die Truppenbewegungen.

Zwischen dem Walde von Lanière und dem anderen großen Waldkomplex ist eine Lücke von etwa 2 km Breite. In der Lücke liegt dicht am Walde von Lanière der Ort Malplaquet und südlich des Waldes von Taisnière der Pachthof La Louvière (Wolfsgrube); letzterer Hof gab der Lücke die Bezeichnung Trouée de la Louvière, doch findet man auch die Namen: Trouée d'Aulnoit und Trouée de Malplaquet.

Die Lücke bildet gleichzeitig die Wasserscheide, indem in ihr ein flacher Höhenrücken von Malplaquet bis in den Wald von Blangies sich hinzieht. Am breitesten ist jener Rücken nördlich von Malplaquet, er trägt dort die Kapelle von S. Jean Vauquier. Von diesem Kirchlein, dem höchsten Punkte der Trouée, blickt man in nordöstlicher Richtung auf Aulnoit (2 km) und

Skizze 4.

Schlachtfeld von Malplaquet.



Blaregnies (3 km) hinab. Dem Nordfuße des Kapellenhügels nähert sich das Gehölz von Tiry.

Aufmarsch der Heere.

Dieses Gelände betrat am 9. September 10 Uhr vorm. von Südwesten her die Vorhut der Französischen Armee bei La Chaussée du Bois. Sie marschierte sofort rechts auf in der ganzen Breite der Lücke, weil man, auf Höhen des Vorgeländes feindliche Reiter bemerkend, Fühlung mit dem Gegner gewonnen hatte.

In der Tat befand sich die Armee Marlboroughs auf der Linie Aulnoit—Blaregnies—Windmühle Sart, und zwar nichts weniger als gefechtsbereit, im Gegenteil sorglos in Zelten ruhend*). Hätte zu dieser Stunde die Französische Vorhut den Angriff gewagt, so wäre „die Armee Marlboroughs mehr als in Verlegenheit gesetzt worden", schreibt der Sächsische General Schulenburg, ein Augenzeuge.

Aber der unternehmende Louis de Bourbon-Vendôme war nicht bei dem Französischen Heere, dessen Avantgardenführer Chemerault sich damit begnügte, bis zur Kapelle von S. Jean Vauquier vorzugehen und das Anlehnen der Flügel an die Wälder von Lanière und Taisnière anzuordnen, was in der Gegend von Aulnoit gegen 2 Uhr mittags zum Zusammenstoß der beiderseitigen Vortruppen führte und eine lebhafte Kanonade veranlaßte. Es mehrten sich die Anzeichen einer entbrennenden Schlacht, aber — die Feldherren beschlossen es anders, die Initiative mangelte beiderseits! —

Dieses Zaudern der Heerführer ist wiederholt beleuchtet und abfällig beurteilt worden, nicht zum wenigsten von dem General Mathias v. der Schulenburg-Emden**). Der überraschte Marlborough dürfte am 9. September mittags sich weder bereit, noch stark genug zum Angriff gefühlt haben, seine Korps, Prinz von Hessen und Natzmer, waren von Mons noch nicht zurück und die Armeespitze Eugens erreichte zur Zeit erst Frameries. Anderseits hätte Villars zum Entwickeln seiner langen Marschkolonnen auch noch Stunden gebraucht. So hat wohl jeder Obergeneral gute Gründe gehabt, auf die Chance der Offensive für diesen Tag zu verzichten.

Warum aber die Alliierten am 10. September noch nicht angegriffen haben, ist schwerer zu verstehen. Sie gestatteten, daß die Franzosen an diesem Tage schnell und geschickt eine mehrfache Reihe von Schanzen aufwarfen, sie begnügten sich, diese Linien zu erkunden, einige Batterien zu bauen, die Truppen aufschließen zu lassen und Befehle für den nächsten Tag auszugeben.

Marschall Villars griff zum Spaten! Er wählte für seine Verteidigungsfront die Form des Halbmondes, dessen konkave Seite dem Feinde

*) M. Sautai, S. 48.

**) Vgl. Schulenburgs Leben I, Beilagen XXX a und b.



zugekehrt war. Im Walde von Lanière wurde ein doppelter Verhau und ein tiefer Graben quer über die Brunhildenstraße als rechte Flügelanlehnung geschaffen. Der linke Flügel der Befestigungen — ebenfalls starke Verhaue, Erdwälle mit Gräben usw. — ging am Ostsaume der Wälder von Taisnière und Blangies entlang und schloß ab an der Quelle des sumpfigen Baches von Courty. Quer über die Trouée d'Aulnoit zog sich eine zwei- bis dreifache Kette von Schanzen, die auf der Kapellenhöhe von S. Jean, als dem Zentrum, von einem Kunstwerk der Feldbefestigung gekrönt wurde. An geeigneten Punkten hatte man Batterien zu je 20 Geschützen eingebaut, man hatte mehrere Lücken in der langen Feuerlinie zu Ausfällen gelassen, Malplaquet wurde befestigt, kurz: der Französische Ingenieur und der Artillerist haben gewetteifert, jedem feindlichen Angriff den stärksten Widerstand entgegenzusetzen.

Hinter diesen Wällen und Verhauen lagerte seit dem 9. September abends gefechtsbereit das etwa 90 000 Streiter zählende Französische Heer (nach M. Schulenburg: 240 Eskadrons, 126 Bataillone, 80 Geschütze). Villars behielt sich das Kommando über den linken Armeeflügel vor, während er den Befehl über den rechten dem Marquis Boufflers anbot; zuverlässige Unterführer wie Legall, Artagnan, Puységur und Albergotti waren Abschnittskommandeure.

Die Streitkräfte der Verbündeten standen am 10. September abends (von links anfangend) folgendermaßen:

Armee Marlborough:

linker Flügel bei Aulnoit: 26 Bataillone Holländer (Feldmarschall Graf Tilly, General Prinz von Oranien-Nassau);

am Busch von Tiry: 14 Bataillone Hannoveraner und Briten (Feldzeugmeister Bülow);

am Hof Tournant: 10 Bataillone Briten (Lord Orkney), 5 Bataillone Preußen (Generalleutnant v. Finckenstein)*); es waren die seit 1702 in Englisch-Holländischem Solde stehenden Bataillone: Erbprinz von Hessen-Cassel, Varenne, Anhalt-Zerbst, Grumbkow und du Troussel**);

bei Courty: 18 Kaiserliche Bataillone;

im zweiten Treffen:

bei Lombray: 65 Holländische Schwadronen (Erbprinz von Hessen-Cassel);

bei Blaregnies: Kavalleriekorps: 81 Eskadrons: Hannoveraner (Prinz d'Auvergne), Briten (General Wood) und

*) 1710 Reichsgraf.

**) Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres. Großer Generalstab. Heft 7, S. 133. — Bericht des Brigadiers Grumbkow an König Friedrich I. (vgl. Droysen IV, S. 279).



Preußen: 35 Eskadrons (Generalleutnant v. Natzmer), nämlich:

Drag. Brig. Hackeborn	Leibdragoner	4	Esk.
	Sonsfeld-Drag. (Oberst v. der Albe)	4	"
	Anspach-Drag.	3	"
	Derfflinger-Drag.	4	"
Reiter-Brig. du Portail	gens d'armes (Obristwachtmeister de Bequignolles)	1	"
	Leibregiment zu Pferd (Oberst v. Dewitz)	3	"
	Markgraf Philipp	3	"
	Kronprinz (Oberst v. Röhden)	2	"
Reiter-Brig. Spaën	Wartensleben	2	"
	Schlippenbach	3	"
	du Portail (Oberst v. Deynhausen)	3	"
	Heyden	1	"
	Katte	2	"

In der Kavalleriedivision Natzmer befanden sich somit fünf Regimenter, aus denen die heutigen Brandenburgischen Kürassiere stammen, das sechste — die Markgraf Albrecht-Dragoner (spätere Leib-Karabiniers) — ist erst 1710 aus seinen Standorten in der Neumark auf den Kriegsschauplatz in Brabant nachgesendet worden.

Armee Prinz Eugen:

zwischen Sart und dem Walde von Montroeul: 40 Bataillone Reichsarmee (Kursächsischer Generalleutnant Mathias v. der Schulenburg);

südlich Sart: das Korps des General-Feldzeugmeisters Graf v. Wylich u. Lottum, nämlich:

8 Bataillone Briten (Herzog von Argyle) und 14 Bataillone Preußen: Füsilier-Garde, Alt Dohna, Dönhoff, Jung Dohna, Schwerin (Mecklenburger), 2 vom Leibregiment, 2 von Markgraf Albrecht, 2 von Lottum, 3 vom Regiment Kronprinz z. F. (Generale: Tettau, Dönhoff; Brigadiers: Borcke, du Troussel und Cronen)*);

im zweiten Treffen:

zwischen Sart und Ugies die Reiterei aus dem Reich, Dänen usw., 110 Eskadrons, befehligt vom Herzog von Württemberg.

Auf der Höhe des Hofes von Tournant hatten die Verbündeten in der Nacht vom 10. zum 11. September eine große Batterie (52 Britische Geschütze) aufgefahren zum Bestreichen der Französischen Linien am Walde von Taisnière, eine zweite (20 Holländische Geschütze) unweit Aulnoit sollte die

*) Urkundliche Beiträge usw., Heft 7, S. 133. — W. Coxe, Marlborough, V. Beilage R.

Redouten nördlich Malplaquet unter Feuer nehmen. Der Infanterie waren leichte Regimentsgeschütze beigegeben.

Eine glückliche Anordnung war der Befehl für den Britischen Generalleutnant Withers, der am 10. September abends bei Paturage mit 20 Bataillonen und einiger Kavallerie eintraf: er habe noch in der Nacht seine Avantgarde durch den Bischofswald über Elouges bis La Folie vorzuschieben und am frühen Morgen dorthin nachfolgend in des Gegners linke Flanke, auch auf seine rückwärtige Verbindung einzuwirken*).

Der 11. September 1709.

Noch vor Morgengrauen wurde es im Lager der Alliierten lebendig. Nach dem Gebet ritten Prinz Eugen und Marlborough, vom Preußischen Kronprinzen begleitet, die Treffen ab, dichter Nebel verbot zunächst die Truppenbewegungen; als er in der achten Stunde sich hob, begannen die schweren Geschütze ihre Arbeit.

Kampf auf den Flügeln. Nachdem das Artillerieduell eine Stunde gedauert, brach die Kolonne Schulenburg gegen den einspringenden Winkel vor, welchen der Saum der Wälder von Sart und Blangies bildete. Erheblich später rückte Lottum gegen die Befestigung des Ostrandes der Forsten von Blangies und Taisnière an. Mörderisches Feuer empfing die Angreifer. Wiederholt wurden die Stürmenden zurückgeschlagen, sie erneuten aber, durch Beispiel der hohen und jungen Offiziere angefeuert, unerschrocken den Angriff, welcher nach mehrstündigem Ringen erst vorwärts kam, als im Walde von Blangies der Französische linke Flügel an der Quelle des Coury-Baches umfaßt wurde. Trotzdem wollten die tapferen Franzosen nicht weichen, um jeden einzelnen Baum kämpften sie, eine vorzeitige Attacke des General Milkau mit den Vorhutschwadronen der Kolonne Withers wurde bei La Chaussée du Bois rund abgewiesen und erst zur Mittagszeit entschloß sich der Marschall Villars, den Wald von Taisnière aufzugeben, als der Flankenstoß des General Withers von La Folie her in Richtung La Chaussée du Bois mit frischen Kräften unvermutet erfolgte.

Der Französische linke Flügel ging zertrümmert über La Louvière zurück. Lottum und Schulenburg bemühten sich nun, ihre ganz durcheinander gekommenen Bataillone am Südsaume des Taisnière-Waldes zu ordnen.

Um 10 Uhr vorm. war der Prinz von Oranien-Nassau von Aulnoit gegen die Verhaue im Walde von Lanière sowie auf Malplaquet vorgegangen. Den opferfreudigen Angriffen der Holländischen Infanterie setzten auch hier die Franzosen unter Boufflers Augen den zähesten Widerstand entgegen, es wurden schließlich die Holländer zwischen 11 und 12 Uhr bis auf ihre eigene

*) F. v. Kausler und Graf Bismark, Eugens Leben. II, 178. — W. Coxe, Marlboroughs Leben. V, S. 149, 155 und 166.



Reiterei zurückgeworfen, welche von Lombray auf der Ostseite des Tiry-Busches den Sturmkolonnen langsam gefolgt war.

Die Französische Mitte wird durchbrochen. Zugunsten der Armeeflügel hatten nach und nach die Französischen Marschälle das Zentrum erheblich geschwächt. Das war den am Hofe Tournant noch abwartenden Generalen Orkney und Finckenstein nicht entgangen. Sie versicherten sich der Unterstützung der bei Blaregnies haltenden Kavallerie und führten, eine Mulde, die sich vom Hofe Tournant bis Bleron hinaufzieht, ausnutzend, gegen 12 Uhr mittags im Sturmschritt 10 Britische und 5 Preußische Bataillone — Varenne, Hessen-Cassel, Troussel, Anhalt-Zerbst und Grumbkow — gegen die um die Kapelle von S. Jean aufgeworfenen Schanzen vor, erstiegen die Redouten, überwältigten die Kurkölnischen, Bayerischen und Schweizer Kompagnien und faßten, allerdings unter schweren Verlusten, hier festen Fuß. Das Kavalleriekorps Marlborough (Auvergne-Wood-Natzmer) war sofort heran, sein erstes Treffen zwängte sich schon durch die Lücken der eroberten Befestigungen, als — der große Erfolg der Habsburgischen Partei von neuem in Frage gestellt wurde.

Reiterkampf. Marschall Boufflers war, als er die Mitte bedroht sah, selbst nach Malplaquet geeilt, hatte sich an die Spitze der noch aufgesparten Reiterei, der Blüte Frankreichs, gesetzt und kam in voller Fahrt angefegt, um die vorderen gegnerischen Schwadronen um und um zu reiten. Das gelang nicht völlig, es kam zum Einzelgefecht und während desselben quollen die Regimenter Woods und die drei Preußischen Brigaden Natzmers aus den Schanzenlücken heraus, es erschien auch das Reiterkorps Eugens unter des Herzogs von Württemberg Befehl auf dem Kampfplatz, die Britische und die Preußische Infanterie räumte, auf die eroberten Brustwehren steigend, durch Musketenfeuer manchen Französischen Sattel, die leichten Geschütze des General Withers konnten von Chaussée du Bois flankierend wirken, so daß nach wohl zweistündigem Hin- und Herwogen die mehr als 200 Schwadronen zählende Französische Reiterei von der Hochebene zwischen Malplaquet und Camp Perdu nach Taisnière (Dorf) hinabgedrängt wurde.

Letzter Zusammenstoß. Während des gigantischen Ringens der Reitermassen war der Prinz von Oranien-Nassau nicht müßig geblieben. Zum vierten Male führte er die stark gelichteten Holländischen Bataillone selbst gegen den Lanière-Wald und Malplaquet vor, dieses Mal mit Erfolg! Es gelangten die Verbündeten endlich auch auf diesem Flügel in den Besitz der feindlichen Stellung.

Den auf Surhons zurückflutenden Französischen Fußtruppen nachzuhauen, fiel dem Erbprinzen von Cassel zu, nachdem seine Holländischen Schwadronen mühsam sich bei Malplaquet durchgezwängt hatten; auch diesen Geschwadern gebührt somit Anteil am Siege.

Rückzug der Franzosen. Dem bereits leicht verwundeten Marquis Villars war bei seinen Bemühungen, das Gefecht im Taisnière-Walde zum Stehen zu bringen, durch eine deutsche Kugel ein Knie erheblich verletzt worden, man hatte den tapferen Marschall in einer Sänfte zurücktragen müssen. Boufflers, den Oberbefehl übernehmend, ordnete rechtzeitig den Rückzug an, so daß Marlborough und Eugen auf eine Verfolgung verzichteten, und das um so mehr, als der siebenstündige Kampf ihnen 25 vH. Verlust gebracht hatte. Unbehelligt und ohne nennenswerte Einbuße an Artillerie bezog das Französische Heer in guter Verfassung am Abend des 11. September das Lager teils bei Quesnoy, teils bei Valenciennes.

Seine Niederlage räumen die eigenen Berichterstatter ein, z. B. M. Sautai, indem er S. 76 schreibt: „Le maréchal de Boufflers avait fait faire la plus belle retraite qu'il y ait de la vie eu après une bataille perdu" und weiter: „Eugène et Marlborough n'avaient pas jugé à propos de poursuivre un ennemi qui se retirait vaincu, mais non désorganisé". — Durchaus richtig! Und wenn nun Ludwig XIV. mehrere Generale beförderte und die Truppe ihrer Bravour wegen belobte, so war das nur gerecht. Der besiegte Marschall Villars wurde in Paris gefeiert, auf seinen Überwinder sang man spottend: Marlborough s'en va-t-en guerre . . . . .

Ein 48stündiger Waffenstillstand wurde im Interesse der Verwundeten vereinbart, die Sorge um diese übernahmen die Sieger, welche rings um Blaregnies die Zelte aufschlugen.

Im Gegensatz zur Begegnungsschlacht Audenarde, in welcher die Heere auf Artilleriewirkung verzichteten, hat bei Malplaquet sowohl der Angreifer wie namentlich der Verteidiger sich der Geschütze nachdrücklich bedient. Die Französischen Munitionswagen sollen nachmittags leer gewesen sein*). Das überaus blutige Ringen in letzter Schlacht haben aber wiederum Bajonett und Pallasch entschieden, gleich wie 1704 bei Blindheim—Höchstädt haben die Reiterscharen der Alliierten auch am 11. September 1709 des Gegners Mitte durchbrochen und seine Stellung unhaltbar gemacht.

Ein Ruhmestag ist Malplaquet für die Preußischen gens d'armes, das Preußische Leibregiment, das Kronprinzliche und du Portail zu Pferd, sowie für die Sonsfeld-Dragoner geworden!

Die Angaben des Französischen Verlustes bei Malplaquet schwanken zwischen 8000 bis 14 000 Mann. Daß die Angreifer stärker geblutet, ist natürlich, besonders weil sie ihrer überlegenen Artillerie Zeit zu durchschlagendem Erfolge nicht gegönnt hatten. Den Gesamtverlust der Alliierten beziffert Graf v. der Schulenburg (zu Beilage XXXa) auf 12 Generale**) und Brigadiers, 21 870 Mann, 3000 Pferde.

*) M. Sautai, S. 74.

**) Prinz Eugen hatte einen Streifschuß am Halse davongetragen.



Die Preußen partizipieren mit:

1 Generalmajor, 111 Offizieren, 1700 Mann, 600 Pferden, davon auf dem Felde der Ehre geblieben: Generalmajor Daniel v. Tettau, Oberst Joachim Chr. v. Tresckow vom Regiment Kronprinz zu Fuß, Oberst Aug. B[on] de Sénégas vom Regiment Varenne zu Fuß.

In der Berliner Ruhmeshalle prangen auf Befehl des Kaisers und Königs Wilhelm II. ihre Namen in goldenen Lettern.

Außerdem: 33 jüngere Offiziere, 519 Unteroffiziere und Mannschaften tot.

Verwundet waren u. a. von der Kavallerie: der Brigadier Frhr. v. Spaën und der Oberst v. der Albe.

Verluste einzelner Regimenter, soweit sie überliefert sind:

Leibregiment zu Pferd. Tot: 5 Reiter, 13 Pferde, blessiert: Rittmeister v. Münchow, Leutnant Schlüter, 2 Unteroffiziere, 16 Gemeine, 16 Pferde;

Kronprinz zu Pferd. Tot: 3 Reiter, 8 Pferde, blessiert: Rittmeister v. Bonin, Leutnant Crohn, 1 Unteroffizier, 4 Mann, 5 Pferde;

du Portail zu Pferd. Tot: 7 Reiter, 34 Pferde, verwundet: Rittmeister Lindhövel, Leutnants Hautcharmois und Jealobert, 1 Unteroffizier, 34 Gemeine, 40 Pferde;

Sonsfeld-Dragoner. Tot: Leutnant Lenz, 1 Unteroffizier, 17 Dragoner, 25 Pferde, verwundet: der Regimentsführer Oberst v. der Albe, Kapt. Blanckenburg, Fähnrich Aschenberg, 2 Unteroffiziere, 21 Gemeine, 15 Pferde.

Die Verlustliste des corps gens d'armes fehlt. Es hat den Anschein, als ob diese nur 80 Reiter starke Truppe am Morgen der Schlacht zum Ordonnanzdienst bei der Generalität aufgelöst worden sei, indem eine im Geheimen Staatsarchiv (Rep. 96, 500 C, Litt. D) befindliche Liste, welcher auch die vorstehenden Verlustziffern der Regimenter usw. entnommen sind, folgende Aufzeichnung enthält: „Von den sechs bei dem Kronprinzen am 11. September 1709 befindlichen gens d'armes wurden zwei an seiner Seite getötet". Ein Bericht des Brigadier Grumbkow an den König Friedrich erwähnt das gleiche.

Der Preußische Kronprinz hatte am Morgen der Schlacht sich bei den Armeeführern aufgehalten, er scheint später aber die Kolonne Lottum begleitet zu haben, in welcher sein Regiment zu Fuß sich befand, so daß er den Heldentod Tresckows und das umsichtige Verhalten du Trouffels zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Jedenfalls bestand der künftige Soldatenkönig bei Malplaquet wie ein Hohenzoller die Feuertaufe.

Kaum hatte der Gegner den Rückzug eingefädelt, so schrieb*) der Kronprinz seinem Vater:

*) Hohenzollernsche Jahrbücher XI.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster Köhnich,
Allergnädigster Köhnich und Herr Vatter.

Ew. Majestät kann ich nicht ermangeln zu sahgen, daß Wier heuhte die Franzosen totaliter haben geschlagen. Eu. Maj. grahtuliere ich von Herzen um die glorieuse action, ich kahn mit der Wahrheit sagen, daß Ew. M. trouppen sich wie Helden gehalten haben und uhrsache, daß Wier gewunnen haben. Der General tetto ist tohd, ich recommandire Ew. M. alleruntertänigst den Brigadir Troussel in seinen Platz, ich kahn E. Maj. versichern, daß er ein Officir von mérite ist, ich mus Ew. Maj. auch allunterthänigst bitten, das Ew. M. möhgen gnahde und avancement vor den Obersten Gersdorf haben, weil er bey mir wie ein ehrlich mahn getahn. Der Oberste Montarge kahn es Ew. M. sahgen, leider ist Oberste Trescfau toht das mir sehr nahe gehet. mein Regiment ist ganz ruiniret*).

Pauquen und Fahnen haben unßere erliche Preussen etliche genommen. Gott sey Dank bin ich noch guht där von gekommen, ich kahn nich mehr schreiben, ich recommandire mich in Ew. Maj. Hohe Gnahde und bitte nochmahl alleruntertänigst die obigen officiers zu avanciren. Ich bin Ew. M. und verbleibe so lange ich lehbe von Ew. Majestät

alleruntertänigster gehorsambster Sohn und Diener
Friedrich Wilhelm.

im Cahn de battallie den 11. Sept. 1709
um 3 Uhr nach Mittage.

Nach Sautai (S. 138) hat die Französische Armee an diesem Tage nur 13 Fahnen, 16 Standarten, 3 Paar Pauken eingebüßt. M. v. der Schulenburg schreibt allerdings: Unsere Trophäen bestanden in 17 Stück Geschütz**), 46 Fahnen und Standarten nebst einer Anzahl Pauken. Die Preußen haben zweifellos 1 Fahne, 3 Standarten, 1 Paar Pauken erobert (letztere das Regiment du Portail zu Pferd). (Dieselben Pauken sind 1759 bei Maxen den damaligen Vasold-Kürassieren wieder abgejagt worden.)

Das Bourbonische Heer war nicht in der Lage, die nunmehr erfolgende Einschließung und den Fall von Mons (22. Oktober 1709) zu hindern. An der Belagerung dieses Platzes hat sich Preußische Reiterei nicht beteiligt, sie wurde von der Armee Marlboroughs, die bei Havré (8 km südöstlich Mons) lagerte, zur steten Beobachtung des Feindes verwendet und patrouillierte namentlich auf Valenciennes. Ende Oktober d. Js. bezogen Freund und Feind Winterquartiere, die Preußen an der unteren Maas und im Herzogtum Cleve.

*) Vom Regiment Kronprinz waren 8 Offiziere tot, 22 Offiziere verwundet, 3 Offiziere gefangen; Verlust an Mannschaften nicht festgestellt.

**) M. Sautai, S. 74: „ne laissant au pouvoir des Alliés que 16 canons, la plupart démontés.“



1710/11.

Das corps gens d'armes kehrt im Frühling 1710 nach seinen zwei ruhm- und ehrenreichen Feldzügen 1708 und 1709 in die Heimat zurück. Als Standorte werden ihm Crossen und die Gegend um Züllichau angewiesen*). Ebenso werden die Derfflinger-Dragoner zurückgerufen und durch das Dragonerregiment Markgraf Albrecht (1806: Leib-Karabiniers) auf dem Flandrischen Kriegsschauplatze ersetzt. So ist auch diese Stammtruppe der heutigen Brandenburgischen Kürassiere die letzten Jahre des Spanischen Erbfolgekrieges am Feinde gewesen.

Vom April 1710 an übernimmt Fürst Leopold von Anhalt-Dessau den Befehl über die in Flandern operierenden Preußischen Truppen, deren Infanterie General Finckenstein, deren Kavallerie General Natzmer, Chef der gens d'armes, kommandieren.

Die Preußische Division, bei deren Infanterie ebenfalls in den zwei letzten Feldzugsjahren Ablösung stattfindet**), gliedert sich der Armee des Prinzen Eugen von Savoyen an, um Douay an der Scarpe zu belagern, während Marlborough dem Marschall Villars gegenüber bei Tournay bleibt. Um Douay fließt viel Blut, es verliert u. a. das Regiment du Portail zu Pferd durch feindliches Geschützfeuer: 4 Reiter, 12 Pferde tot, 5 Mann verwundet.

Der Preußische Kronprinz hält sich, um eine Belagerung zu studieren, viel in den Laufgräben auf und läßt 16 feindliche Offiziere und Soldaten, die bei einem Ausfalle verwundet in Preußische Hände fallen, in seinem Quartier unterbringen und pflegen***).

Douay kapituliert Ende Juni 1710.

Von Mitte Juli bis Ende August werden Bethune, St. Venant und Aire erobert, letztere Festung durch den Fürsten von Anhalt-Dessau mit 40 Bataillonen und der verfügbaren Preußischen Reiterei. Es nähert sich der Angriff der Verbündeten immer bedrohlicher der Französischen Landesgrenze.

In Spanien gestalten sich die Bourbonischen Verhältnisse im Sommer 1710 auch ungünstig, der Habsburgische Kronprätendent zieht nach mehreren Siegen seiner Generale in Madrid ein.

König Ludwig XIV. ist von neuem zu Abtretungen bereit, wiederum genügen sie nicht der „Großen Alliance", da vollzieht sich im Winter 1710/11 ein Umschwung zugunsten Frankreichs!

Der geniale Louis de Vendôme — nach Audenarde in Ungnade, jetzt aber an der Spitze der Französischen Streitkräfte auf der Iberischen Halbinsel — siegt am 10. Dezember 1710 bei Villa viciosa und drängt die

*) Geheimes Staatsarchiv, Rep. 63, 76 bis 77.
**) Vgl. Urkundliche Beiträge usw., Heft 7, S. 134/35.
***) Geh. Staatsarchiv, Rep. 96, S. 500 f.



Habsburgischen Truppen auf Katalonien, schließlich bis Barcelona zurück. Im April 1711 stirbt Joseph I. ohne männliche Erben und die Kaiserkrone gebührt seinem Bruder Karl, dem Spanischen Thronkandidaten. Dieser Fürst hätte, wenn er die ganze Spanische Erbschaft der Deutschen Krone zugefügt haben würde, eine Machtfülle in sich vereint, wie einst Kaiser Karl V. und das scheint auch seinen Freunden zu viel. Die Großmächte lassen ihn als den Erkorenen für Spanien sofort fallen und nötigen ihn, dieses Land für immer zu verlassen und Ende 1711 in die Wiener Hofburg als Römischer Kaiser Karl VI. zurückzukehren.

Auch auf dem Britischen Eilande vollzieht sich ein Wandel. Die Königin Anna schwenkt in der Politik, sie läßt von den Torys sich überzeugen, daß ein Fortsetzen des Krieges auf dem Festlande nicht im Interesse Englands sei, sondern eher eine Freundschaft mit Frankreich. Marlborough wird im Dezember 1711 abberufen, wenige Monat später auch die Britischen Streitkräfte aus den Spanischen Niederlanden. Der große Bund gegen Ludwig XIV. zerfällt!

Zu Habsburg stehen einstweilen noch die Holländischen Generalstaaten — um der Festungsbarriere gegen Frankreich willen — und die Deutschen Kontingente, letztere durch die treue Haltung des Preußenkönigs angeregt, welcher für das kommende Jahr in Flandern 10 Bataillone und 36 Eskadrons beläßt, unter ihnen: Leibregiment zu Pferd, Kronprinz und du Portail zu Pferd, die Markgraf Albrecht- und die v. der Albe- (früher Sonsfeld-) Dragoner, mithin wieder fünf Stammregimenter der heutigen Brandenburgischen Kürassiere.

1712.

Da die ausbedungenen Britisch-Holländischen Soldzahlungen stocken, will König Friedrich seine Truppen von den Kriegsschauplätzen zurückrufen, auf die Vorstellungen des Dessauer Fürsten wird der Befehl noch aufgeschoben. Fürst Leopold belagert im Juli Landrecy; im zusammengestellten Korps befinden sich nur drei Preußische Bataillone und das Dragonerregiment v. der Albe*), während die Regimenter zu Pferd Kronprinz, Leib- und du Portail, sowie Markgraf Albrecht-Dragoner unter dem Generalleutnant v. Natzmer mit der Armee des Prinzen Eugen von Savoyen bei Thiant, 5 km östlich Denain stehen. Letzteren Scheldeübergang soll die Holländische Abteilung Albemarle sichern. Die Holländer werden am 24. Juli von Marschall Villars überrumpelt und zersprengt, bevor die Preußische Kavallerie helfen kann. Der Französische Erfolg, an sich belanglos, macht die Regierung im Haag nervös, es wird der Einfall des

*) Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen vom K. K. Generalstabe. Band XII, S. 170.



Gegners in Flandern befürchtet, man bestürmt den Prinzen Eugen, die Belagerung von Landrecy abzubrechen und auf Brüssel zurückzugehen. Villars nimmt daher binnen weniger Wochen mit geringer Mühe alle Grenzfestungen, die mit Preußischer Hilfe und mit Preußischem Blut in den letzten Jahren erobert worden waren!

Im Laufe des Jahres 1712 hat auch das Preußische Staatsinteresse eine andere Richtung erhalten, hervorgerufen durch den Nordischen Krieg. Schon im Jahre zuvor, als König Friedrich I. im Haag weilte, hatte ein starkes Reiterkorps der Russen, Polen und Dänen die Neumark durchquert, hatte am 15. August unweit Berlin gerastet und war nach Strelitz weitergezogen. Der wutschäumende Kronprinz hatte diese Invasion nicht hindern können, da nur zwei Reiterregimenter und das corps gens d'armes verfügbar gewesen waren.

Auf des Kronprinzen Friedrich Wilhelm Einfluß dürfte es zu setzen sein, daß noch vor Ende des Jahres 1712 die Preußischen Truppen aus Flandern mit geringen Ausnahmen (Leib-Regiment zu Pferd und die Markgraf Albrecht-Dragoner begeben sich noch für das Jahr 1713 an den Oberrhein) in die Heimat marschieren, um nicht mehr dem Habsburgischen Interesse und in fremdem Solde, sondern fortan der Hohenzollern-Monarchie ausschließlich zu dienen.

Gleichzeitig mit dem Friedensschlusse zu Utrecht im Januar 1713 werden alle Preußischen Reiter- und Dragonerkompagnien auf je 65 Gemeine vermindert, das corps gens d'armes allein behält 80 Reiter.

Die Preußische Armee bestand Anfang 1713 aus:

Reiterei: 2 Eskadrons garde de corps, 1 Eskadron gens d'armes, Leibregiment, Kronprinz, Markgraf Friedrich, Heyden, Wartensleben, Schlippenbach, Baireuth, du Portail, Katte zu Pferd zu je 6 Kompagnien = 3 Eskadrons;

Dragoner: Anspach, Leibregiment, Markgraf Albrecht, v. der Albe, Pannewitz, Derfflinger zu je 8 Kompagnien;

Infanterie: Schweizer Garde, Grenadier- und Füsilier-Garde = 5 Bataillone und 16 Regimenter zu Fuß mit verschiedener Zahl der Kompagnien.

Einschließlich Garnison- und Freikompagnien und Artillerie rund 40 000 Mann.

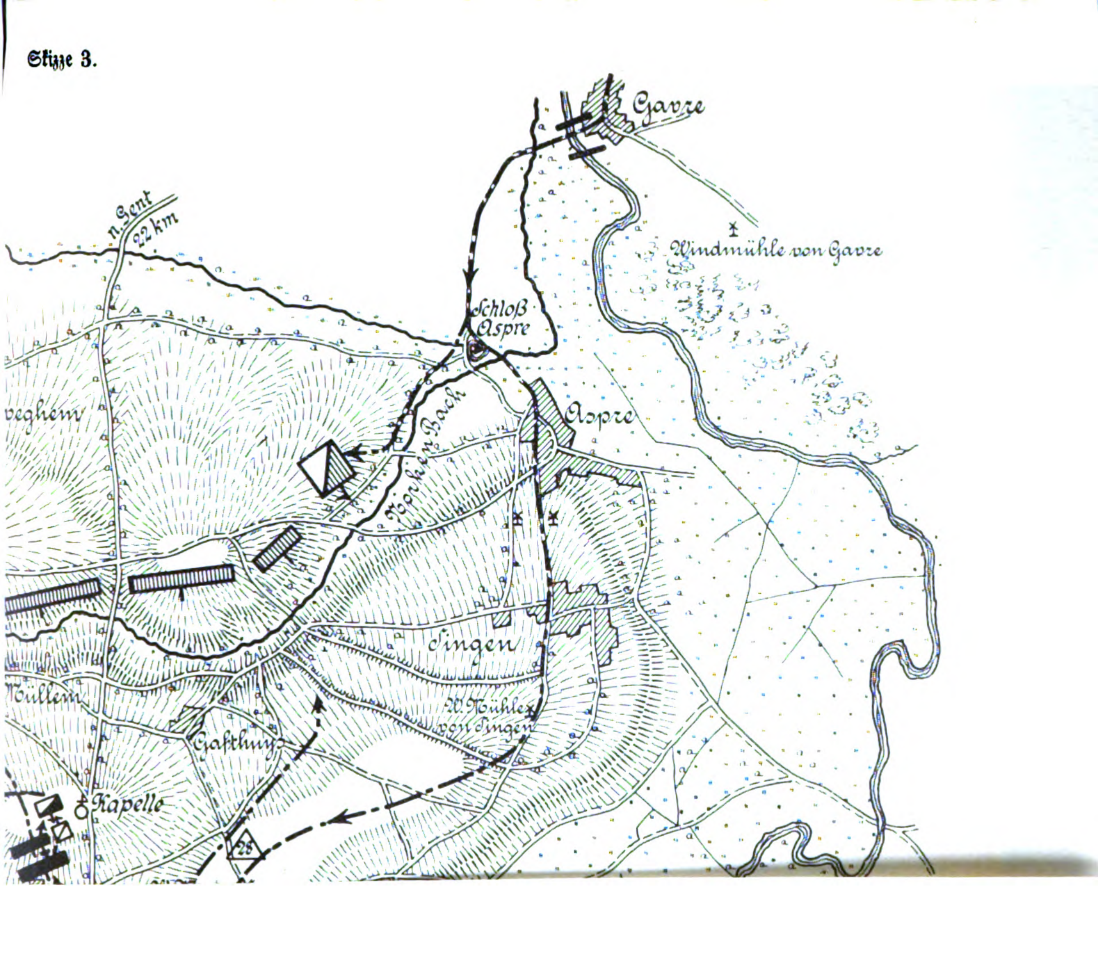


Verzeichnis der benutzten Quellen.

J. G. Droysen, Preußische Politik. IV.
Dr. B. Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte.
A. Kirchhammer, K. K. Major des Generalstabskorps, Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen.
F. v. Kausler und Graf Bismark, Das Leben des Prinzen Eugen von Savoyen.
W. Coxe, Des Herzogs von Marlborough Leben.
K. W. v. Schöning, Des Generalfeldmarschalls D. G. v. Natzmers Leben.
Denkwürdigkeiten des Reichsgrafen M. v. der Schulenburg-Emden.
Theatrum Europaeum.
Mémoires militaires relatifs à la Succession d'Espagne par les généraux de Vault et Pelet.
M. Sautai, La bataille de Malplaquet.
Hohenzollernsche Jahrbücher.
Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Kriegsgeschichtliche Abteilung II. Heft 7 u. 8. (Hauptmann Jany.)
Geschichte der Bekleidung, Bewaffnung usw. des Preußischen Heeres. II. Königliches Kriegsministerium. Bearbeitet von Dr. C. Kling. 1906.
J. Mebes, Geschichte des Brandenburgisch-Preußischen Staates und Heeres.
Lehmann, Gustav, Wirklicher Geheimer Kriegsrat, Forschungen und Urkunden zur Uniformierung der Preußischen Armee. Kriegsmacht unter dem Großen Kurfürsten.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68–71.

Skizze 3.



Gavre
n. Gent
22 km
Windmühle von Gavre
Schloß
Aspre
Aspre
Zinger Bach
Singen
Müllem
Gasthuys
Kapelle
W. Mühle
von Singen
28

Die Aufzeichnungen
des Generals Ferdinand v. Stosch über Gneisenau.

Von
Professor Dr. **J. v. Pflugk-Harttung.**

Georg Heinrich Pertz machte sich berühmt durch die von ihm geleitete Ausgabe der mittelalterlichen Quellen zur Deutschen Geschichte, welche in dem großartigen Sammelwerke der **Monumenta Germaniae historica** erschienen. Zum ersten Male war hier mit größtem Fleiße und geschulter Textkritik an die Bearbeitung geschichtlicher Denkmäler unseres Vaterlandes herangetreten, und damit eine neue, gesicherte Grundlage für historische Forschung gegeben. Freilich Pertz selber zog am wenigsten die Ergebnisse seiner Arbeit, sondern wandte sich in reiferem Alter der Neuzeit zu. Hier schuf er erst das „Leben des Ministers Freiherrn vom Stein" und dann das „Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau", das er aber nicht mehr vollenden konnte. Namentlich letzteres bildet einen Markstein der Geschichtsforschung und -darstellung, im besonderen auch der neueren Militärgeschichte. Die für das Mittelalter erlernte und erprobte Methode übertrug er auf den neuen, so ganz anders gearteten Gegenstand. Mit langjähriger Umsicht und unermüdlichem Fleiß brachte er alles erreichbare Quellenmaterial zusammen, und zwar nicht bloß aus Archiven und Bibliotheken, sondern er verstand auch, kundige Privatpersonen zu Mitteilungen zu veranlassen.

Zu diesen gehörte Ferdinand v. Stosch. Er war der Sohn des Oberhofpredigers Ferdinand Stosch in Berlin,*) der einer Predigerfamilie entstammte, die in früherer Zeit den Adel abgelegt hatte, ihn aber erneuert bekam.**) Der junge Stosch studierte die Rechte, wurde Auditeur***) und 1813 Hauptmann der Schlesischen Landwehr. In dieser Stellung lernte Oberst v. Gneisenau ihn kennen und schätzen, dem die Organisation jenes Truppenteils übertragen war. Er machte ihn zu seinem Adjutanten und behielt ihn auch, als er Oberquartiermeister

*) Geh. Staatsarchiv Rep. 100. II, S. 2.
**) 1811 Wilhelm Stosch, 1815 Ferdinand Stosch. Gritzner, Adelsmatrikel. 76, 78.
***) Pertz III, 18 nennt ihn Justizrat.

(Generalstabschef) des Blücherschen Heeres wurde. An der Seite Gneisenaus durchlebte Stosch die Befreiungskriege, um beim zweiten Einzuge in Paris zum Major befördert zu werden. Bald darauf erhielt Gneisenau den Oberbefehl über die Truppen der Rheinlande in Koblenz, wieder von seinem langjährigen Adjutanten begleitet. Nachdem er dieses Amt niedergelegt hatte, wurde Stosch 1826 zum 25. Infanterieregiment versetzt und dann zum Zweiten Kommandanten von Koblenz ernannt. Vom Rhein ging er 1839 nach Berlin als Oberst und Vortragender Rat für das Invalidenwesen im Kriegsministerium, wo er 1840 General wurde. Zehn Jahre später (1849) schied er aus dem aktiven Dienst und begab sich zur Ruhe nach Schwedt. Hier ist er 1859 gestorben.*)

Trotz guter Fähigkeiten ist Ferdinand v. Stosch, wie man sieht, nicht besonders hervorgetreten, ganz im Gegensatz zu seinem berühmten Sohne, dem General und Admiral Albrecht v. Stosch. Er war eine bescheidene, zurückhaltende, etwas passive Natur.

Am 11. Dezember 1853 bat Pertz den Generalleutnant, ihm Material für seine Geschichte Gneisenaus mitzuteilen. Stosch antwortete ihm nicht gleich, sondern wartete, bis er nach Berlin kam, wo er Pertz am 30. Dezember in seiner Wohnung und dann in der Königlichen Bibliothek aufsuchte, ohne ihn zu treffen. Da er am 31. Dezember früh Berlin wieder verließ, konnte er seinen Besuch nicht erneuern, sondern schrieb ihm am 2. Januar 1854 aus Schwedt, daß er erst seit Beginn des Waffenstillstandes 1813 persönlich in die Nähe Gneisenaus gekommen sei, so daß er auch nur von da an bis zum Jahre 1816, wo er sich von ihm trennte, „über das Leben und die Thaten dieses ebenso liebenswürdigen als außerordentlichen Generals Auskunft ertheilen" könne. Er fährt dann fort: „Auf einzelnen Zetteln habe ich schon früher mir besonders bemerkenswerthe Charakterzüge, Äußerungen und Thatsachen aus dem Leben Gneisenaus notiert, welche ich zusammentragen und Ew. Hochwohlgeboren mitzutheilen, die Ehre haben werde. Es wird das wahrscheinlich sehr ungenügend ausfallen, indessen bin ich bereit, in allen Fällen, wo es Ihnen um Licht über Vorkommnisse in dem schon gedachten Zeitraum zu thun sein möchte, nach meinem besten Wissen und allen meinen Kräften Auskunft zu ertheilen. . . . . Daß Gneisenau in Schilda geboren, hat er mir selbst erzählt. Einen Theil seiner Jugend verlebte er in Erfurth, wie ich theils aus seinen Erzählungen, theils aus einer Tisch-Unterhaltung erfuhr, welche letztere bei Gelegenheit unserer Reise 1815 zur Armee in Erfurth geführt wurde, wo Gneisenaus Lehrer in der Mathematik,

*) U. v. Stosch, Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch, S. 7 ff. Die sich hier findende Angabe, daß Stosch als General nach Berlin berufen wurde, ist unrichtig. Etwas über Ferdinand v. Stosch auch in der Allg. Deutsch. Biogr. Bd. 54, S. 577.

ein Professor Siegmund — s. n. f. — und ein Arzt Dr. Sixt zum Mittagessen eingeladen waren. Über diese Jugendzeit hat der pensionirte Legationsrath v. Armin in Coblenz ganz interessante Notizen aufgesetzt."*)

Am 24. April 1854 übersandte Stosch dann, ebenfalls aus Schwedt, „diejenigen Notizen . . . ., welche ich aus meiner Erinnerung zusammengetragen habe . . . Ein Tagebuch Gneisenaus aus den Feldzügen 1813/15 ist, wie ich weiß, nicht vorhanden, und das vom Generalstabe Blüchers geführte Tagebuch dürfte keine Beweise für Gneisenaus Thaten liefern. . . . Müfflings Angriffe sind ein Brandmal der Eitelkeit, und hat neuerdings in der Preußischen Wehrzeitung Nr. 591 vom 16. d. M. die verdiente Würdigung erhalten."**)

Nach geschehener Benutzung durch Pertz ist das eigenhändige Manuskript wieder in den Besitz der Familie v. Stosch gelangt und befindet sich jetzt in dem des Enkels, des Hauptmanns a. D. Ulrich v. Stosch zu Oestrich a. Rh., der es mir mit größter Liebenswürdigkeit zur Verfügung stellte, auch einige der Einzelzettel beifügend, von denen der Großvater schrieb.

Zur Sache mag bemerkt werden, daß die Denkwürdigkeiten naturgemäß von hohem geschichtlichen Wert sind, schon deshalb, weil sie der Feder eines Mannes entstammen, der täglich mit Gneisenau in Berührung kam. Hinzu gesellt sich die Wahrheitsliebe des Verfassers, welche durch eine große Verehrung für seinen Helden kaum berührt wird, und nicht minder ein entschiedenes Darstellungstalent. Letzteres kommt noch mehr zur Geltung in einem langen Briefe, den Stosch am 3. Mai 1815 aus Lüttich an seinen Bruder in Berlin über den Aufruhr der Sachsen geschrieben hat. Diese vortreffliche Schilderung wurde neuerdings in einem Buche veröffentlicht, wo niemand sie sucht, nämlich in P. Czygan „Zur Geschichte der Tagesliteratur während der Freiheitskriege", II., S. 246 bis 248. Er entnahm den Text einem Aktenstücke des Geheimen Staatsarchivs, doch sei darauf aufmerksam gemacht, daß sich eine Abschrift auch im Kriegsarchiv (VI D. 117, S. 232) befindet. Alles in allem kann man nur schmerzlich bedauern, daß Stosch nicht die Schreiblust von Reiche, Müffling, Nostitz und anderen gehabt hat, denn durch ausführliche Mitteilung der unendlich reichen Erlebnisse von 1813, 1814 und 1815 wäre eine kriegsgeschichtliche Quelle ersten Ranges geschaffen.

---

*) Schriftwechsel von Pertz mit General-Lieutnant a. D. v. Stosch 1854, im Geh. Staatsarchiv Rep. 92, Pertz L. 377.

**) Vgl. auch die Abhandlung: Müfflings Memoiren, in v. Pflugk-Harttung, Vorgeschichte der Schlacht bei Belle-Alliance, S. 267 bis 276.



In seinem Manuskript für Pertz hat Stosch sich durchweg möglichst vorsichtig ausgedrückt und nur mitgeteilt, was er veröffentlicht wissen wollte. Wie schon gesagt, gibt es neben der Hauptdarstellung noch eine Anzahl Einzelblätter, teilweise vorläufige Aufzeichnungen, teilweise Nachträge. Jene stimmen gewöhnlich mit der Hauptdarstellung wörtlich oder doch fast wörtlich überein, sind also in dieselbe aufgenommen, mitunter weichen sie etwas davon ab. In solchem Falle wurden sie von uns als Anmerkung mitgeteilt. Besonders in dem über General v. Kleist Gesagten erkennt man, daß die spätere Fassung vorsichtiger und kürzer gehalten wurde, um keinen Anstoß zu erregen. Geschichtlich ist hier die ursprüngliche Darstellung die ausgiebigere.

Die Nachträge sind im Drucke angefügt.

Pertz hat die für seine Lebensbeschreibung hochwillkommenen Angaben fleißig benutzt, aber keineswegs so,*) daß sich eine eigene Veröffentlichung im Zusammenhange nicht lohnte. Eine solche dürfte für die bevorstehende Jahrhundertfeier der Befreiungskriege einen willkommenen Beitrag gewähren.

Die Einzelzettel haben Pertz nicht vorgelegen.

Hauptdarstellung.

Meine Bekanntschaft mit General Gneisenau.

Im Jahre 1807 hatte ich Gneisenau in Memel zuerst gesehen, ohne ihm jedoch bekannt zu werden; ich trug von jenem Augenblick an indessen ein sehr angenehmes Bild in meinem Gedächtnis, was immer mehr an Ausdruck gewann, jemehr ich von seiner Vertheidigung Colbergs und von seinen dortigen Thaten hörte und las. Meine Augen sahen ihn nicht eher wieder, als bis 1813 nach dem Abschluß des Waffenstillstands, wo ihm das Gouvernement von Schlesien übertragen wurde.

Nachdem aus den Händen des Grafen Goetz (dem ich als erwählter Landwehr-Kapitain zur Unterstützung bei der Organisation der Landwehr attachirt war, und dessen Krankheit leider eine weitere Dienstleistung nicht zuließ) an den Generallieutnant v. Zastrow dieses Gouvernement übergegangen war, blieb auch ich in diesem Verhältnis.*) Es wird Niemand dem genannten General absprechen können, daß er seinem wichtigen Amte mit großer Klugheit, dem regsten Eifer und der treuesten Ergebenheit in den Willen des Königs vorstand, aber es fehlte

*) Er sagt selber III, 18: Seiner (Stoschs) Mitteilung verdanke ich mehrere der wertvollsten Züge.

**) Einzelblatt: „unter welchem ich die Organisation der schlesischen Landwehr zu bearbeiten commandirt war."



ihm die Energie, welche die damaligen Verhältnisse gebieterisch forderten. Der General und seine Umgebung wußte und fühlte mit Bangigkeit und Sorgen, was der Landwehr zur Bewaffnung, Bekleidung, Verpflegung p. p. noch mangelte, und kein Tag, ja, ich möchte sagen, keine Stunde verging, wo nicht Requisitionen an die verschiedenen Militair-Departements in Berlin und an die Behörden der Provinz, welche zum Teil vom Feinde besetzt wurde, expedirt und Beschwerden an das Königliche Kabinet abgesandt worden wären. Die Arbeitskräfte erschöpften sich, aber wir kamen nicht vorwärts. — Kaum hatte Gneisenau das Kommando übernommen, als er die Beschlagnahme aller brauchbaren Gegenstände in den verschiedenen Depots und sogar des baren Geldes in den Königlichen Kassen befahl. Die Magisträte in allen Städten der Provinz wurden angewiesen, je nach ihrer Größe eine bedeutende Anzahl von Schuhen anfertigen zu lassen, deren Bezahlung auf die Hauptkassen angewiesen wurde; — Kontrakte wegen Waffenlieferungen wurden im Österreichischen abgeschlossen; — alle Blech- und Eisenschmiede, auch Schlosser aus der gesamten Landwehr wurden nach Neisse zur Anfertigung von Koch- und Trinkgeschirren kommandiert, und ebendaselbst Soldatenfrauen und -Töchter mit dem Nähen der Zwilch-Überzüge beschäftigt. Diese Energie oben theilte sich schnell sowohl den Civil-Behörden, als auch den Befehlshabern mit, und so schritt die Organisation rasch vorwärts. Die Übereinstimmung in den Ansichten und die Freundschaft mit dem Staatskanzler und besonders mit dem Oberpräsidenten Merkel*) halfen dabei sehr mit, sowie denn auch Gneisenaus Bekanntschaft in der Provinz, die er lange Jahre bewohnt und wo er sich Vertrauen erworben hatte, großen Beistand leistete. Die einzelnen gewaltsamen und mindestens willkürlichen Verfügungen wurden zwar vielfältig unangenehm vermerkt, aber man wagte nicht zu widerstreben, weil man sah, daß die allgemeine gute Sache dadurch gefördert wurde. Unter den aus der Kreiskasse in Glatz entnommenen Geldern waren auch 4300 Thaler Gold, welche der Königlichen Schatulle gehörten; sie wurden vom Staatskanzler zurückerbeten und auch zurückgegeben, die übrige Beschlagnahme aber stillschweigend übergangen.

Gneisenau als Gouverneur von Schlesien.

Bei den detaillirten Inspicirungen der einzelnen Landwehrbataillone fand es sich, daß die Kreise in der Officier-Wahl sehr unvorsichtig gewesen waren, und daß sonst ganz wohldenkende und auch verständige Leute sich in ihrer Charge nicht zu finden vermochten und Anstoß bei Kameraden und Untergebenen gaben. Gneisenau wurde hierauf zuerst aufmerksam, als er seinen früheren Schneider aus Jauer in der Linie als Officier erkannte. Er ließ sich nun bei allen Bataillonen auf solche

*) Merkel war Oberpräsident von Schlesien.

Verstöße aufmerksam machen, sprach dann mit den Betreffenden selbst und beredete sie zum Rücktritt in ihre bürgerlichen Verhältnisse, und zwar mit einer so überzeugenden Loyalität, daß viele gerne darauf eingingen, viele aber, die sich durch die Officier-Uniform geschmeichelt fühlten, dennoch zurücktraten, weil es scheinbar ohne allen Zwang und in ehrvoller Weise geschehen konnte. Gneisenau machte darüber einen Immediat-Bericht, mit welchem die Liste der in dieser Art Zurückgetretenen eingesandt wurde. Ihre Stellen wurden bald durch avancirte freiwillige Jäger besetzt, die den ersten Teil der Campagne rümlich bestanden hatten und einen sehr guten Geist in die Landwehr brachten. — Der junge schlesische Adel sah das Institut der Landwehr noch nicht im rechten Lichte und war teils freiwillig bei den Jäger-Detachements eingetreten, teils hatte er sich nur bei der Landwehr-Kavallerie betheiligt, die fast durchgängig mit guten Escadron-Führern versehen war.

Der Waffenstillstand ging seinem Ende entgegen, die Landwehr-Regimenter waren bereits bei den verschiedenen Armee-Corps eingetheilt, und Gneisenau erhielt den Befehl, auf seinen Posten als Chef des Generalstabs der schlesischen Armee in das Blüchersche Hauptquartier abzugehen. Bevor dies geschah, reiste er noch in das Hauptquartier Seiner Majestät des Königs, und ich in seiner Begleitung, welchen wir beim Exerciren eines Garde-Bataillons zu Fuß auf dem Felde antrafen. Gneisenau machte seine Meldung und berichtete in wenigen Worten über seine bisherige Wirksamkeit. Der König äußerte sich sehr gnädig, sagte aber vor der Entlassung sehr ernst ungefähr folgende Worte: „Von nun an bitte ich Mir aber den strengsten Gehorsam meiner Befehle aus!" Wir gingen nun schweigend nach dem Wagen, in welchem Gneisenau bald den großen Edelmuth des Herrn pries und mir bei dieser Gelegenheit erzählte, daß der König vor dem Ausbruch des Krieges und vor seinem Abgange von Breslau nach Berlin befohlen habe, daß die Gardebrigade einstweilen noch zurückbleiben und die Armee die Elbe nicht überschreiten solle. Demungeachtet habe Scharnhorst nicht allein die Gardebrigade sogleich marschiren lassen, sondern sei auch, wie bekannt, die Armee über die Elbe gegangen, geschlagen und zum Rückzug gezwungen worden. Der König habe demnach wohl ein Recht, mindestens zu bittern Vorwürfen gehabt. Er habe aber bis dahin stets geschwiegen und erst jetzt seiner Unzufriedenheit Luft gemacht.

Meldung bei Seiner Majestät dem Könige.

Es kann hier nicht der Ort sein, die nun folgenden Kriegsbegebenheiten zu schildern, sondern begnüge ich mich, diejenigen Bemerkungen niederzuschreiben, zu welchen mich die nahe Berührung mit Gneisenau im Laufe der Zeit führte.

Bei Plagwitz*) hielt sich Feldmarschall Blücher bei den Vorposten

*) Dieser Absatz bis „in französische Hände gefallen" steht auf einem Einzelblatte mit dem Vermerk: S. 4 einzuschieben. Gemeint ist S. 4 der Hauptdarstellung.

auf, um das Charmuzziren der Kosacken mit den französischen Vedetten mitanzusehen, als unvermutet sich auf einer nahe vorliegenden Höhe französische Cavallerie zeigte und fast in demselben Augenblicke eine feindliche Batterie auffuhr, die das Hauptquartier sogleich mit Kugeln und Granaten begrüßte, während die Cavallerie sich gegen uns rasch in Bewegung setzte. Wir mußten nun ventre à terre zurück, bei welcher Gelegenheit Gneisenau einen sehr schönen Säbel verlor, der ihm besonders als Geschenk des damaligen Prinzen Regenten von England außerordentlich werthvoll war. Der Verlust wurde bei allen Corps bekannt gemacht und eine Belohnung von mehreren Friedrichsd'or dem Wiederbringer versprochen; der Säbel ist aber wahrscheinlich in französische Hände gefallen.

Schlacht an der Katzbach.

In Beziehung auf die erst nach dem Tode des Feldmarschalls von Müffling erschienenen Memoiren desselben muß ich zuvörderst bemerken, daß der jetzige Generallieutnant v. Gerlach und ich die beiden zur Begleitung des p. v. Müffling nach der Schlacht an der Katzbach zum General Grafen Langeron commandirten Officiere waren. Die Verhältnisse und geführten Gespräche mit diesem russischen General sind überall richtig angegeben. Beim Zurückreiten nach Brechtelshof, wo das Hauptquartier war, sprach Müffling schon viel über die für den andern Tag zu gebende Disposition und äußerte sich allerdings sehr entrüstet, als bei unserer Ankunft in Brechtelshof diese Disposition bereits ausgefertigt und sogar versiegelt war. Kaum in die Türe getreten, wurde ich mit derselben zum russischen General v. Sacken befehligt. Sie wurde in meiner Gegenwart diesem General von dem damaligen Major v. Brochhausen vorgelesen und enthielt die Ordre, den Feind mit dem anbrechenden Morgen unausgesetzt zu verfolgen, so wie die Benachrichtigung, daß die gewonnene Schlacht: „Schlacht an der Katzbach" genannt werden solle, weil die Truppen unter seinem Befehl den Feind fechtend über das Wasser geworfen hätten. — Konnte man eine zweckmäßigere Disposition unter den gegebenen Umständen ertheilen?

Am 9. Oktober war gegen Mittag das Hauptquartier aus Düben nach Zürbis ausgerückt, während Gneisenau noch mit Schreiben beschäftigt in seinem Quartier zurückblieb. Plötzlich hörte man auf der Straße fliehende Kosacken, und der Ruf erscholl, daß französische Cavallerie in der Stadt sei. Wir warfen uns rasch auf die im Hofe bereit stehenden Pferde, deren Schnelligkeit wir es verdankten, daß wir noch vor dem hinter uns eilenden Feinde den Ausgang der Stadt erreichten, vor deren Thore uns ein Picket Kosacken aufnahm und uns vor der Gefangenschaft schützte.

Schlacht bei Leipzig.

Sehr deutlich steht vor mir Gneisenaus strahlendes Gesicht, wie am 16. Oktober 1813 rings um Leipzig herum der Donner der Kanonen ertönte. Aus den durch die Gunst des Allmächtigen geglückten Combina-

tionen, welche hier die alliirten Armeen vereinigten, prophezeite er gleich die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche. Mit jeder günstigen Meldung wurde sein Auge glänzender, sein Wesen lebendiger und feuriger. Diese Beobachtung war mir höchst interessant und stimmte mich auch zu den kühnsten Hoffnungen. Am 18. Oktober ritt Gneisenau schon früh mit dem Lieutnant v. Fehrentheil und mir recognosciren die Parthe aufwärts und hielt derselbe bei dieser Gelegenheit längere Zeit dem Dorfe Schönfeld gegenüber, was auch von den Franzosen besetzt war, von denen wir vielfach mit Tirailleurschüssen begrüßt wurden. Ich erlaubte mir, ihn zu bitten, sich nicht länger unnütz zu exponiren, worauf er mir fast zornig erwiderte: „Ich werde es Ihnen keinen Augenblick verdenken, wenn Sie fortreiten, denn bleiben Sie auf dem Schlachtfelde, so spricht übermorgen niemand mehr von Ihnen; ein General aber, der in der Schlacht fällt, gehört der Geschichte an!"

Am 19. ritten wir über das Schlachtfeld von Möckern, wo die Leichen der am 16. gefallenen Soldaten, vorzüglich von der schlesischen Landwehr, so dicht nebeneinander lagen, daß die Pferde nur in Schlangenlinien ausweichen konnten. Ich sah Gneisenaus ernstes Gesicht, und indem er mir sagte: „Der Sieg ist durch Deutsches Blut theuer, sehr theuer erkauft!" entfiel seinem Auge eine Thräne, die einzige, welche ich ihn weinen sah.

Das Hauptquartier des Feldmarschalls Blücher war, glaube ich, ganz im Hotel de Saxe untergebracht worden. Nicht lange nach unserer Ankunft ließ sich der Pole Ominski, der längere Zeit in Berlin gelebt, viele Gnaden von seiten unseres Hauses genossen und bei dieser Gelegenheit auch mit Blücher verkehrt hatte — bei diesem letzteren melden und wurde angenommen. Blücher wollte demselben die Hand reichen, in welche jener schon einzuschlagen beabsichtigte, als Gneisenau den Arm Blüchers mit den Worten zurückzog: „Exzellenz, geben Sie doch dem Hundsvott nicht Ihre Hand!" Obgleich in demselben Zimmer, habe ich diesen Akt doch nicht selbst gesehen oder die Worte gehört; Gneisenau hat sie mir indessen bald nachher erzählt. Es ist darauf eine Ausforderung, aber, soviel mir bekannt ist, kein Duell erfolgt.

Nach den großen Erfolgen der Schlacht von Leipzig hörte ich Gneisenau öfterer ausrufen: „Ach, hätte das doch die Königin Luise erlebt!" Seine Verehrung für die Hochselige war eine sehr tiefe.

Den 28. Oktober hatte das Hauptquartier Ruhetag in Eisenach. Gneisenau war besonders heiter, hatte zum Mittagstisch Champagner commandirt, und wir allesamt tranken ganz lustig. Als vier Flaschen geleert waren, forderte Gneisenau mehr, worauf der als Secretair seine ökonomischen Angelegenheiten leitende Freiwillige König anzeigte, daß er nach der Zahl der Gäste nur vier Flaschen als sehr reichlich habe

besorgen lassen. „Schaffen Sie uns mehr, es ist heute ein Geburtstag, und zwar der glücklichste, den ich bis jetzt erlebt habe!" rief Gneisenau aus. Wir tranken nun stürmisch seine Gesundheit, woran der eben eintretende Generallieutenant v. Kleist theilnahm. Bei dieser Gelegenheit ergab die Unterhaltung, daß damals Kleist 52 und Gneisenau 56 Lebensjahre zählten. Die Nachricht von dem Geburtsfeste hatte sich bald durch das Schloß verbreitet, und kam(en) nun auch Blücher, Rauch, Müffling und mehrere andere zum Gelage, was bis zum Abend fortgesetzt wurde.

In Fulda litt Gneisenau an einem rheumatischen Fußschmerz und war darüber, vorzugsweise aber über die Nachricht, daß die Schlesische Armee von der großen Straße ab durch das Vogelsgebirge den Marsch fortsetzen sollte, sehr verdrießlich, nahm indessen doch den K. österreichischen Oberst v. Langenau vom General Quartiermeister-Stabe an und war hernach ganz vergnügt, weil er gegen diesen seine Galle ausgeschüttet hatte.

Frankfurt.

In Gießen verließ Gneisenau das Hauptquartier und eilte, ich in seiner Begleitung, nach Frankfurt, weil bereits Friedensgerüchte auftauchten. Ob er gerufen war, weiß ich nicht. Er war selten zu Hause, und wenn er es war, sehr verdrießlich über den Gang der allgemeinen Angelegenheiten. Sehr oft wiederholte er, und wollte das auch dem Kaiser Alexander persönlich gesagt haben, daß Napoleon nur durch Krieg — Krieg und immer Krieg besiegt werden könne.

Er haßte Napoleon und alle seine Franzosen mit ganzer Kraft seiner Seele. Im gewöhnlichen Gespräch nannte er Napoleon nie anders als: Buonaparte, und im officiellen Stil: den Kaiser der Franzosen. Diese letzteren tractierte er im Eifer des Gesprächs mit Canaillen. Ich erwähne es hier schon, daß er sie so verachtete, daß er in Frankreich selbst niemals etwas unentgeldlich annahm, sondern in allen Quartieren über jedes Maß bezahlte, und ein Gleiches von seinen Umgebungen verlangte. Er ließ deshalb, wenn er nicht im Wirthshause essen konnte, stets im Quartier frugal durch seine Köchin kochen und die Bedürfnisse dazu theuer einkaufen. Den einzig erhaltenen bitteren Verweis Gneisenaus verdanke ich dieser Ansicht. Er hatte mir einst aufgetragen, die Rechnung im Hause eines katholischen Geistlichen zu berichtigen, bei dem wir in der Gegend von Laon einquartiert waren, und wo uns ein tüchtiges Stück Rindfleisch, Kartoffeln, Reis und drei Flaschen Wein geliefert war(en). Eine Rechnung wollte der Mann nicht machen, daher ich 20 francs auf seinen Tisch legte. Nach einem Marsch von einigen Stunden fragte er mich, was ich bezahlt hätte, und fand dies für das Erhaltene viel zu wenig, worauf er äußerte: „Ich sehe wohl, daß ich mich auf Sie nicht verlassen kann, Sie lernen auch nicht mich verstehen." Er sandte darauf vom Fleck weg einen Ordonnanz-Unteroffizier zurück, um noch einen Napoleondor zu bezahlen.

Die Abende brachte Gneisenau in Frankfurt fast ohne Ausnahme im Hause des Herrn v. Holzhausen zu, wo sich damals Amalie Helwig geb. v. Imhof aufhielt, deren Unterhaltung ihn so interessirte, daß ich ihm einzelne ihrer Romane kaufen mußte, die er abends im Bette las, um mit der Dichterin darüber sprechen zu können.

In den Konferenzen und größeren Versammlungen zu Frankfurt schien es Gneisenau gelungen zu sein, durch festes Auftreten und Entwicklung seines militairischen Geistes die Aufmerksamkeit der fremden Monarchen, Diplomaten und Generale auf sich zu lenken, und ich habe damals in den größeren Gesellschaften die achtungsvollsten Äußerungen in dieser Beziehung gehört. Das Vertrauen, was man Blücher beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten erwies, basirte sich wesentlich auf das nunmehr anerkannte Feldherrntalent seines Generalstab-Chefs. Gneisenau selbst war mit den Erfolgen seiner Wirksamkeit wenig zufrieden und bekam erst beim Übergang über den Rhein seine gewöhnliche Heiterkeit wieder.

Feldzug 1814.

Man hat es neuerdings dem General Gneisenau zum Vorwurf gemacht, daß die Niederlage des Marmontschen Corps bei Laon am 10. März 1814 nicht durch die bereits angeordnete, aber wieder zurückgenommene Verfolgung erfolgreich benutzt worden sei. Diesem Vorwurfe glaube ich begegnen zu können, da mir Gneisenau damals erzählte, daß Blücher, der sonst immer gern auf alle seine Vorschläge einging, ihn bei dieser Gelegenheit sehr ernsthaft dafür verantwortlich gemacht habe,*) die Corps von jetzt an immer concentriert zu halten, und alle und jede Detachirungen zu vermeiden, um nicht eine Wiederholung der Februar-Ereignisse zu erleben. Erwägt man nun die damalige Lage der Dinge, die Stellung Napoleons gegenüber unserem rechten Flügel und daß keineswegs eine Entscheidung erzielt war — daß Blücher selbst wegen Krankheit das Zimmer hüten mußte: so wird man den damaligen Entschluß Gneisenaus um so mehr erklärlich finden, als er mit seiner Verantwortlichkeit eintreten mußte und die russischen Führer überhaupt nur ungern folgten, die preußischen aber sämtlich seine Gegner waren.

Ferre champenoise.

Am 25. März 1814 brachen wir früh aus dem Hauptquartier Châlons auf. Blücher war krank und fuhr erst nach. Gneisenau hatte, ich weiß nicht warum, die gestickte Generalsuniform angezogen und den Federhut aufgesetzt. Von seiner Umgebung wenigstens hatte niemand an diesem Tage eine Ahnung davon, daß wir mit dem Hauptquartier des Kaisers und Königs zusammentreffen würden. Als wir ins Freie kamen, konnte man französische Truppen und eine lange Reihe von Transport-

---

*) Einzelblatt: „Ich glaube diesem Vorwurfe begegnen zu können, indem ich Zeuge war, als der Feldmarschall Blücher schon krank das Zimmer hütete, den General Gneisenau sehr ernstlich dafür verantwortlich machte."

wagen auf einer hochgelegenen Straße entdecken, auf welche bereits Cavallerie des Generals v. Korf des Langeronschen Corps Jagd machte. Gneisenau beauftragte sogleich den Obersten Kraußneck mit seinem Adjudanten Luck zur zweckmäßigen Führung des gedachten Generals v. Korf, indem er nicht zweifelte, daß er sich dabei das Eiserne Kreuz erster Klasse verdienen würde.

Dieser Tag führte zum Gefecht von Ferrechampenoise, welches mit der Niederlage der Divisionen Pacted und Amey auf Seite des schlesischen Kriegsheeres endete. Gneisenau fühlte sich bei dieser Gelegenheit ganz selbständig im Befehl, da auch keiner von den Corps-Commandanten gegenwärtig war. Sein Auge leuchtete vor Freude und seine schöne Gestalt in dem auffallenden Anzuge trat überall hervor, wo Gefahr war. Er selbst führte im Angesichte des großen Hauptquartiers eine russische reitende Batterie gegen das feindliche große Viereck, welche auf 100 Schritt heranfuhr und die schrecklichsten Verwüstungen herbeiführte, indem er mit seiner Umgebung der einen langen Seite des Vierecks entlang ritt, von welcher fortdauernd gefeuert wurde, jedoch ohne Wirkung. Der Führer ebengedachter reitender Batterie wurde zum Orden pour le mérite vorgeschlagen und erhielt auch denselben, jedoch aus einem Versehen des Militairkabinetts mit Eichenlaub. Aufgefordert, dieses Exemplar mit einem anderen zu vertauschen, weigerte er sich beharrlich, und mußte der einzige fremde Officier mit einem Orden dieser Art bleiben.

Schlacht vor Paris.

Im Verlauf der Kriegsereignisse befanden wir uns am Abend des 30ten März auf dem Montmartre und hatten das große Sündennest zu unseren Füßen. Eine Glorie umstrahlte Gneisenaus Gesicht, nur bedauerte er, daß wir auf den Grund einer Capitulation am anderen Tage einziehen sollten. Gerne hätte er Paris systematisch und mit größter Ordnung plündern lassen. Sein Haß gegen Napoleon und alle Franzosen documentirte sich nun täglich mehr. Wie freute er sich, als wir nach dem Vorbeimarsch in den Champs Elysée am 31ten März nach dem Place Vendôme kamen, und er den Strick um den Hals der Bildsäule Napoleons sah, an welchem Tausende von Franzosen längs der Rue de la paix vergebens zogen, und wie jubelte er, als wir in Vecys Restauration beim Diner und Glase Champagner saßen!

Schon nach wenigen Tagen war auf seinem Gesichte die Freude verschwunden, und oft saß er stumm sinnend oder klagte seufzend, daß die verschiedenartigsten Interessen mit ihren Intriguen Eingang fänden, und der Preis des Sieges nicht dem vielen Blute angemessen sein würde, das er gekostet. Ich selbst sah ihn damals in Paris des Morgens auf einige Minuten und nur selten beim Mittagstisch, da er gern die Gelegenheit benutzte, beim Staatskanzler, bei Stein &c. mit den Diplomaten zu speisen, um seinen Einfluß geltend zu machen. Nach der Ankunft Ludwigs XVIII.

in Paris war bei diesem Cour, und fuhren auch wir nach den Tuillerien. Beim Hinaufsteigen der Treppe begegnete uns Monsieur Comte d'Artois. Gneisenau, der ihn nicht kannte, ging an ihm vorbei. Dem Prinzen indessen mußte er aufgefallen sein, denn derselbe rief mich heran und fragte nach dem Namen des Generals. Als ich ihn nannte, bat er mich, denselben mit ihm bekannt zu machen, worauf ich den General zurückrief und ihn vorstellte. Gneisenau verzog bei einzelnen ihm gesagten schmeichelhaften Worten keine Miene und machte der Unterhaltung durch eine Verbeugung selbst ein Ende.

Nach abgeschlossenem Frieden wurde Gneisenau das Kriegsministerium angetragen. Er sprach mit mir über seine Unfähigkeit zu einer solchen Stellung, welche zu bestreiten ich aus voller Überzeugung mir alle Mühe gab. Er schlug den Antrag aber aus und machte den König auf den Obersten v. Boyen aufmerksam, der nach seiner Meinung für die Stelle vollkommen qualificirt sei.

Über Gneisenaus Wirksamkeit während der Friedensunterhandlungen in Paris weiß ich wenig zu berichten, da er in dieser ganzen Zeit sehr einsilbig war und viel mit eigner Hand correspondirte, nur das muß ich hervorheben, daß er mir einst erzählte, daß schon damals viel intriguirt werde, den Herzog von Orleans, Louis Philipp, auf den Thron von Frankreich zu bringen.

Ebenso wenig kann ich spezielle Mittheilungen machen über Gneisenaus Treiben und Wirken im Herbst und Winter von 1814 zu 1815, da ich ihm nicht mehr attachirt war, sondern im Kriegsministerio arbeitete. Er gab einzelne sehr angenehme Diners und auch Abendgesellschaften, wo der Kunst und besonders dem Gesange gehuldigt wurde, und eine interessante Gesellschaft aus allen Ständen vereinigt war. Er war auch viel abwesend, und habe ich aus dieser Zeit einzelne Briefe von ihm, die teils die wissenschaftliche Ausbildung seines ältesten Sohnes, teils die Spedition eines Schwestersohnes nach Amerika betreffen.

Eines Morgens besuchte ich ihn, wie ich nachträglich zum Beweise einer seltenen Willenskraft erzählen will, in dieser Zeit und fand ihn am Schreibtisch rauchend und in einer fast undurchdringlichen Wolke von Tabacksdampf. Er, der den Taback und überhaupt jede Unsauberkeit gründlich haßte, hatte allen Ekel und selbst die Folgen davon überwunden und dampfte fürchterlich fort, weil er glaubte, dadurch von den heftigsten Zahnschmerzen befreit zu werden. Als ihm das indessen nicht gelang, war er ebenso leidenschaftlich bemüht, jede Spur des Tabacks durch Verlassen des Zimmers und Wechseln der Kleider und der Wäsche zu vertilgen.

1815. Napoleon war von Elba wieder in Frankreich gelandet und Gneisenau erhielt von Wien aus durch Courier den Befehl, sofort nach dem Rhein zu gehen, dort die Armee zu organisiren und den Feldmarschall



Blücher zu benachrichtigen, wenn er glaube, daß dessen Anwesenheit nothwendig sei. Es war ihm überlassen, aus der Garnison Berlin 2 Officiere zu seiner Unterstützung mitzunehmen. Er wählte dazu den damals als Abtheilungs-Commandeur in Torgau fungirenden Artilleriemajor v. Bardeleben und mich. In Achen commandirte zu jener Zeit der Generallieutnant v. Kleist, dessen Chef des Generalstabs General v. Müffling (war); Kleist (war) der ältere General als Gneisenau.*)

Aus den hinterlassenen Papieren muß die Instruktion Gneisenaus hervorgehen. Ich habe sie nicht gelesen, ich muß aber die unglaubliche Discretion hervorheben, welche er unausgesetzt gegen den General v. Kleist beobachtete, welcher letztere dies auch dankbar zu erkennen schien. Müffling selbst rühmte gegen mich dies herrliche Benehmen öfterer. General v. Kleist erhielt eine andere Bestimmung; wir siedelten nach Lüttich über und der Feldmarschall Blücher traf bei der Armee ein. Derselbe war schlechten Humors, weil ihm beim Abschied von Berlin der General Graf Kalkreuth vorgestellt hatte, wie er gewärtigen müsse, in dem neuen Feldzuge allen seinen wohlerworbenen Ruhm wieder einzubüßen. Er ermahnte daher oft die ihn zunächst Umgebenden, ja alles so anzuordnen, daß wir keine Hauptschlacht verlieren könnten, worauf der kühne Grollmann einst lachend und prophetisch erwiderte: „Verlieren wir auch eine Schlacht, so gewinnen wir bald wieder eine."

In Lüttich nun ereignete sich der vielfach beschriebene Aufstand der sächsischen Truppen gegen ihre Theilung; in den Prinzipien vielleicht nachsichtig zu beurteilen, in der Ausführung gegen einen alten Soldaten und Feldherrn, der ihnen volles Vertrauen geschenkt hatte, jeden Falls schmachvoll. Die Befehlshaber waren Nachmittags um 5 Uhr nach dem Quartier Gneisenaus (gegangen), welches nur drei Häuser von dem des Feldmarschalls am Quai der Maaß entfernt lag. Gneisenau war nach

) Einzelblatt: In Damitz „Geschichte des Feldzugs 1815" ist es nicht erwähnt worden, daß Gneisenau durch Cabinetsordre vom 17. März 1815 beordert wurde, angesichts derselben nach dem Rhein zu gehen, daselbst die Armee zu organisiren und den Feldmarschall Blücher zu benachrichtigen, wenn er dessen Anwesenheit für nöthig halte. Es war ihm überlassen sich 2 Officiere aus der Berliner Garnison mitzunehmen. Er wählte dazu den damals in Torgau stehenden Major v. Bardeleben und mich. — Generallieutnant) v. Kleist, der mit der Armee-Organisation bis dahin beauftragt war, wurde durch die Sendung Gneisenaus offenbar gekränkt, aber durch die Art und Weise, wie Gneisenau seine Stellung einnahm, sehr beruhigt. Er blieb vollständig in seinem Geschäfte und verlangte nur Gneisenaus Zustimmung zu allen Verfügungen. Ueberall wurde die höchste Discretion beobachtet, und selbst eingehende Cabinetsordres und kriegsministerielle Schreiben ohne Verfügung dem General Kleist zugesandt. Wäre General Müffling in seinem letzten Werke überhaupt wahrhaft gewesen, hätte er dieses Verhältniß lobend erwähnen müssen.

*) Er war General der Infanterie.



dem Essen mit den Majors Grafen Gröben und v. Bardeleben spazieren geritten und um 5 Uhr noch nicht zurückgekommen. In demselben Hause zwei Treppen hoch wohnend konnte ich den Aufstand vor dem Hause des Feldmarschalls wachsen sehen, und beschloß ich daher, dem General Gneisenau eine Ordonnanz mit dem Auftrage entgegenzuschicken, demselben den Stand der Dinge zu erzählen. Etwa um 5¾ Uhr warf ich mich selbst auf's Pferd und begegnete dem General etwa nach 15 Minuten. Es war ihm lieb, daß ich kam, er ließ mich rapportieren und ritt, nachdem ich vollendet, ruhig weiter im Schritt, obgleich ich erwartet hatte, daß er sich nun nach Möglichkeit beeilen würde. Er sprach kein Wort, überlegte ruhig und setzte sich erst etwa 5 Minuten vor dem Ort in starken Gallop. Sehr heiter trat er in den Kreis der sächsischen höhern Befehlshaber, entschuldigte kurz sein Ausbleiben, und trug ihnen nur die Befehle des Königs vor, indem er sie am Schlusse aufforderte, nunmehr die aufgeregte Masse zu beruhigen.

Ich gestehe, daß ich sein Ausbleiben bei mir nicht rechtfertigen konnte, und daß ich auch nach mehreren Tagen eine Gelegenheit wahrnahm, ihm das bescheiden bemerklich zu machen. Er erwiderte mir darauf, daß er seine Rückkehr absichtlich nicht beeilt habe; und sei es denn nicht gut, daß die Meuterer sich ausgesprochen hätten, ehe man sie in den Reihen aufgenommen in dem Augenblicke, wo man mit dem Feinde handgemein zu werden hoffen durfte? General Müffling sei allein an der Geschichte Schuld, der behauptet habe, daß er die Sachsen kenne, und daß man alles mit ihnen machen könne, wenn man ihnen nur Vertrauen schenke. Wäre ein preußisches Bataillon in Lüttich anwesend gewesen, so wäre der Aufstand ungeschehen geblieben.

Im Gefolge des Feldmarschalls Blücher ging Gneisenau, den ich begleitete, nach Brüssel und Lanken und zu den Maneuvern der englischen Kavallerie, reitenden Artillerie und Raketen-Batterien bei Enghien. Ich weiß von diesem Ausfluge nur zu erwähnen, daß Gneisenau schon wegen seiner Sicherheit in der englischen Sprache eine hervorragende Rolle spielte.

Ligny. Die Schlacht von Ligny, bei welcher eine Kanonenkugel Gneisenaus Pferd unterm Leibe tötete, war verloren, aber sein Muth in keiner Weise gebrochen. Ich fand ihn, als ich ihm wenige Minuten nach eingetretener Ruhe eine Meldung zu machen hatte, an einem Tische auf einem Schemel sitzend, das Haupt mit der linken Hand haltend, — sehr ruhig schlafend. Er hatte das Talent vieler großer Männer, rasch einzuschlafen, — wenn er geweckt wurde, sofort vollständig wach zu sein, kurz seine Entschließungen kund zu geben und dann gleich fest weiter zu schlafen. Ich habe ihn unendlich oft und in mancher Nacht 3 bis 4 Mal wecken müssen, aber stets dieselbe Bemerkung gemacht. Wie mir Gneisenau erzählte, hat hiervon

nur eine Ausnahme stattgefunden. Der jüngst verstorbene Geh. Rath Beuth stand als Freiwilliger bei dem Lützow'schen Frei-Corps und wurde einst vor dem Waffenstillstande Nachts von Lützow mit einer Meldung zu Gneisenau gesandt. In dessen Quartier angelangt, wurde er durch den Bedienten mit Licht vor dessen Bette geführt. Gneisenau schlägt die Augen auf und erschrickt, indem er neben seinem Bette eine lange hagere Gestalt ganz schwarz, selbst mit großen schwarzen Stulphandschuhen und dem Czakot mit Todtenkopf, welcher das kleine Gesicht fast bedeckte, und die Lanze im rechten Arme streckend sieht. Der Schreck verschwand jedoch gleich und machte einem milden Lächeln Platz, als diese anscheinend diabolische Erscheinung mit einer feinen Stimme seine Meldung anbrachte.

La Belle Alliance.

Wohlgemuthet versprach Gneisenau am 17. Juni dem Herzog Wellington für den folgenden Tag nicht bloß die Hülfe der geforderten 30 000 Mann, sondern mindestens von 60 000 Mann, suchte den etwas übelgelaunten Blücher in aller Art zu erheitern und entwarf die Dispositionen zum folgenden Tage, den früh schon Regengüsse trübten.

Als wir mit dem Hauptquartier das Defilée von St. Lambert hinter uns hatten, lag in der Entfernung von einigen Tausend Schritten eine Höhe vor uns, die einen Blick auf das Schlachtfeld der Engländer hinderte. Auf diese Höhe wurden der Hauptmann Knackfuß und ich nach verschiedenen Richtungen gesandt, um mittelst Perspektiv zu recognosciren. Kaum hatte ich die Höhe erreicht, so sah ich am Fuße der anderen Seite die Franzosen mit Bergschotten und Nassauern dirailliren. Schnell sprengte ich zurück mit der Meldung, daß wir uns bereits in der rechten Flanke des Feindes befänden, worauf ich den Befehl erhielt, den Commandeur der 15ten Brigade Obersten v. Hiller zum Angriff aufzufordern. Die Schlacht ist oft genug beschrieben und weiß ich in Beziehung auf Gneisenau nur zu bemerken, daß er bei den Angriffen auf Planchenois stets gegenwärtig und bemüht war, die zuweilen weichenden Truppen zu erneuten Angriffen zu haranguiren, daß ihm wiederum ein Pferd unterm Leibe todtgeschossen wurde, und daß er mich, als die Flucht der Franzosen begann, zum General Bülow mit der Bitte sandte, alle Truppen, solange sie fortkommen könnten, in der Verfolgung des Feindes marschiren zu lassen. Die Truppen waren indessen seit dem frühesten Morgen auf dem Marsch und im Gefecht gewesen, hatten nur aus dem Brotbeutel gegessen und keinen Augenblick ruhen können. Ich fand daher nur das Füselier-Bataillon 15ten Inf. Regiments auf der Chaussee nach Genappe, an welches ich mich in der gewissen Erwartung anschloß, Gneisenau bald nachfolgen zu sehen. Ich hatte mich nicht getäuscht, schon nach einer Viertelstunde kam er mit einem Theil der Officiere des Hauptquartiers angetrabt, ermuthigte den Führer und die Leute des Bataillons zum

wackern Fortschreiten. Doch Ermüdung und Beutelust bei der feindlichen Bagage in Genappe machte den Haufen der Verfolgenden immer kleiner. Das aber hinderte Gneisenau nicht, immer weiter zu reiten. Zwei Tambours und 1 Hornist wurden mit ihren Instrumenten auf Beutepferde gesetzt, welche in jedem Orte, durch welchen der Weg führte, gewaltigen Lärm machen mußten, dadurch die Traineurs der Franzosen aufschreckten und zur schleunigsten Flucht ohne Waffen führten, welche dann später durch Husaren des 8. Husaren-Regiments gefangen wurden. Von diesem Regimente fanden wir nämlich beim anbrechenden Morgen mehrere Detachements, von denen eines auch den berühmten Leibarzt Napoleons Larrey in seiner reichen silbergestickten Uniform gefangen mit sich führte, dem Gneisenau nun ein besseres Loos bereitete.

Diese nächtliche Verfolgung ist nicht, wie in mehreren gedruckten Schlacht-Relationen angegeben, im Auftrage Blüchers, sondern aus eignem Entschlusse unternommen und hat unbedenklich die Resultate der Schlacht vergrößert.

Der bekannte deutsche Brief, den Blücher auf den Antrag des Marschall Davoust wegen eines Waffenstillstandes erließ, war von Gneisenaus eigner Hand, und wurde nur Abschrift zurückbehalten. Derselbe ist im allgemeinen sehr charakteristisch.

Paris 1815. Indem ich die kriegerischen Ereignisse wiederum übergehe, versetze ich das Hauptquartier nach St. Cloud, wo Blücher die Appartements des Kaisers und Gneisenau die der Kaiserin bewohnte. Hier war es, wo eines Morgens Fouché, der Herzog von Otranto, in mein Zimmer geführt wurde. Er wünschte Gneisenau zu sprechen; ich bat ihn, sich zu setzen, was er ausschlug, und eilte nach dem Cabinet des Generals, um ihn zu melden. Dieser sagte mir lächelnd: „Lassen Sie den Kerl nur warten, ich bin gerade sehr beschäftigt." Ich mußte diese Nachrichten bringen, und Fouché blieb fest an der Thüre stehen. Nach einiger Zeit kam der General Graf Zieten,*) ich machte die Herren miteinander bekannt und meldete nun auch den Grafen Zieten, welcher sofort vorgelassen wurde. Man sah dem französischen Polizei-Minister die Bosheit an, aber er wartete schweigend und an der Thür stehend wohl noch 20 Minuten. Dann kam Gneisenau mit Zieten, becomplimentirte Fouché und führte ihn in sein Cabinet. Nachher erzählte mir Gneisenau, daß der Zweck dieses Besuchs die Anfrage gewesen sei, was Blücher mit Napoleon machen würde, wenn er in die Hände seiner Truppen gerathen sollte? Er Gneisenau habe ihm darauf offen geantwortet, daß Blücher, da über Napoleon vom ganzen Europa die Acht ausgesprochen wäre, Kriegsrecht würde gelten und ihn erschießen

*) Zieten war zu dieser Zeit bloß v. Zieten, wurde erst 1817 in den Grafenstand erhoben.



lassen würde. Das hatte wohl nicht in der Absicht Fouchés gelegen, und er daraufhin seine Unterhandlung mit dem Herzog Wellington angeknüpft, die Napoleon nach St. Helêne führte.

Durch Gneisenau wurde sofort die Mannsfelder Pionier-Compagnie zur Sprengung der Brücke von Jena beordert, welche sich wegen Anwendung unkräftiger Maßregeln verzögerte und bei der Ankunft Seiner Majestät des Königs in Paris inhibirt wurde.

Durch ihn wurde ferner der damalige Freiwillige Richard v. Groote aus Cöln bevollmächtigt, alle in Paris vorfindlichen, früher Preußen zugehörenden Kunstwerke zu reclamiren und nach dem Vaterlande zu senden.

Über seine Wirksamkeit in der Friedens-Commission weiß ich durchaus nichts anzugeben. Er war, wenn er zu Hause war, stets sehr beschäftigt, correspondirte viel, sah wenig von den Merkwürdigkeiten von Paris, und konnte damals auch Blücher nicht nach London begleiten. Mit Mühe vermochte ich es eines Tages, ihn zur Besichtigung des Palais Luxembourg und der Gallerie Rubens zu bereden, doch wußte er mir hinterher Dank dafür.

Von allen Monarchen wurden ihm die schmeichelhaftesten Beweise des Vertrauens und der Werthschätzung, auch erhielt er von unserem Könige gleich bei der ersten Audienz den Schwarzen Adlerorden. Er war an demselben Tage zur Tafel befohlen, und kam ich in sein Zimmer, als er sich dazu eben angekleidet hatte. Ich erblickte den neuen Orden auf seiner Brust und gratulierte ihm dazu, worauf er mir erwiderte: „Es ist derselbe Orden, den Bonaparte getragen hat!" Bekanntlich wurde der Orden im Wagen Napoleons gefunden; ob er denselben aber aus den Händen Seiner Majestät empfangen, kann ich nicht bekunden. Ich habe daher auf einer desfalsigen Aufforderung des Generals v. Witzleben nur die vorstehende Angabe berichten können, als nach Gneisenaus Tode die Familie gewünscht hatte, diesen Orden nicht zurückgeben zu dürfen. Der König selbst hatte sich der Sache nicht mehr erinnert.

Gneisenau in Coblenz.

Nach Beendigung der Friedensunterhandlungen in Paris erhielt Gneisenau das General-Commando am Rhein und das Ober-Commando über das in Frankreich zurückgebliebene Corps, welches letztere sich indessen lediglich auf den Empfang von Rapporten, Dislokationslisten und einzelnen Berichten beschränkte. Es war ihm gelungen, den Obersten v. Clausewitz als Chef des Generalstaabs zu erhalten, und bestanden die übrigen Officiere seines Staabes fast nur aus früheren Bekannten und Vertrauten. Die dienstlichen Geschäfte wurden mit großem Eifer und mit Liebe betrieben, und jeder war bemüht, in der neuerworbenen Provinz dem preußischen Namen Ehre zu machen. Dies gelang besonders dem Grafen Gneisenau, und das Vertrauen zu ihm und dadurch zur preußi-

schen Regierung wuchs mit jedem Tage. Etwas trug dazu wohl bei, daß der Commandirende catholisch war, aber hauptsächlich wirkte doch die Loyalität, mit der Jedermann ohne Unterschied des Standes behandelt und in der Gesellschaft aufgenommen wurde. Unmittelbar nach dem Kriege waren noch Diplomaten und Militairs aller Nationen unterwegs. Alle rasteten in Coblenz und erfreuten sich im General-Commando der gastlichsten Aufnahme. Das Haus war die frühere Praefectur, und war es dem General eine Genugthuung, in dem Bette Bonapartes zu schlafen und auf dem Thronsessel des Kaisers der Franzosen, der in keinem Praefectur-Gebäude fehlen durfte, zu ruhen.

Die sämtlichen Umgebungen aßen täglich an der Tafel des Generals, welche stets durch mehrere geladene Gäste vergrößert wurde. Nachmittags wurden mit den Frauen Parthieen in die schöne Umgegend gemacht, und der Abend vereinigte die Gesellschaft wieder — anfangs am Theetisch der Frau v. Clausewitz, später als die Familie des Generals eingetroffen war, bei dieser. Gneisenau hatte sich und seine Familie auf wenige Räume eingeschränkt und dagegen dem Obersten Clausewitz, dem Obersten Graf Gröben und mir hinreichend Wohnungen überlassen. Mit dem Frühlinge beschränkte er sich sogar auf einige kleine Gartenzimmer im Orangerie-Gebäude und arbeitete oft an einem Tische im Freien unter grünem Laubdache.

Auf mehreren Dienstreisen begleiteten den General die gesammte Umgebung und selbst die Frauen derselben, so zuerst nach Trier, von wo die Rückreise zu Wasser auf der Mosel gemacht wurde. Am Ufer aller Ortschaften, (an) denen wir vorüberfuhren, war die Landwehr aufgestellt, die Böller donnerten unter dem Jubelgeschrei der Bevölkerung durch das Thal, und auf bekränztem Nachen wurde der Ehrentrunk gebracht. In Trarbach, wo übernachtet wurde, war nicht allein die ganze Stadt hell erleuchtet, sondern auch von allen Bergen glänzten große Feuer. Ein ähnlicher Zug wurde nach Cöln unternommen, und im damaligen Marienbildchen zu Deutz einige schöne Tage verlebt. In der alten würdigen Stadt wurde alles Merkwürdige gesehen und Jedermann, besonders aber der damalige Ober-Präsident Graf Solms-Laubach, der Adel, der reiche Bürgerstand und die höhere Geistlichkeit bemühten sich, dem Feldherrn Ehre und Liebe zu erweisen. Auf der Reise zu Wasser erschollen ebenfalls von den herrlichen Ufern des Rheins die Böller, und wurde der Ehrenwein kredenzt. Einer Dienstreise nach Mainz wohnten die Frauen nicht bei. Nach dem Willen des Generals sollten wir in Rüdesheim übernachten, wo er beim herrlichsten Mondschein eine Promenade am Rheinufer vorschlug. Beim Wenden um eine Ecke des Orts wurden wir durch die Anwesenheit unserer Frauen überrascht, die Gneisenau heimlich dahin beschieden und welche der ritterliche Sänger Max v. Schenkendorf be-

gleitet hatte. — Bei Gelegenheit einer Truppenbesichtigung in Saarlouis fanden wir daselbst als Commandanten den General v. Langen, welcher gleich Gneisenau den Krieg in Amerika mitgemacht hatte. Beide kannten sich von dorther und tauschten eine Menge von Erinnerungen aus, die für den Zuhörer großes Intresse erweckten.

So wurde nicht allein den dienstlichen Umgebungen, sondern auch allen denen, die Eingang in die Kreise des Generals gefunden, jeder Tag zum Fest- und Freudentage durch seine Güte und stets gleich bleibende Heiterkeit. Er verstand es, jeden in der Gesellschaft dazu anzuspornen, sein Bestes, was er wußte und was er konnte, zu geben, sodaß jeder befriedigt war, auch seinen Theil zur Unterhaltung und dadurch zur Zufriedenheit des geliebten Generals beigetragen zu haben. Kartenspiele kamen nicht vor, dagegen andere gesellschaftliche Spiele, Gesang und Scherz aller Art. Herr v. Meusebach hat diese Vergnügungen in einem Prolog bei Gelegenheit einer Abschiedsfeier für Gneisenau anmutig beschrieben, wovon ich Abschrift beifüge,*) und darin besonders eines magischen Festes gedacht, welches der General im Orangerie-Hause des Gartens gegeben. Die schönen Orangebäume und Blumen waren so gruppirt, daß in der Mitte ein Salon und mit demselben in unmittelbarer Verbindung 6 verschiedene kleine Cabinets mit Teppich, Sopha, Tisch und Stühlen gebildet wurden. Die glänzendste Beleuchtung, die Ausschmückung der Bäume mit angehängten reifen Orangen, blühende Sträucher und Blumen, Musik und Gesang verherrlichten das Ganze, dem die Krone aufgesetzt wurde, als die Gesellschaft eingeladen in den Garten trat, wo allen unerwartet bei mächtigem Feuer auf einem Rasenfleck sich ein Elephant bewegte, der zufällig an dem Tage vorher in Coblenz eingetroffen war.

Der Enthusiasmus für Gneisenau in Coblenz und in der gesamten Rhein-Provinz steigerte sich mit jedem Tage, sodaß die Berichte darüber in Berlin Besorgnisse zu erwecken schienen. Man legte dem Streben, die Meinung für Preußen in der Provinz zu gewinnen, umsomehr andere Zwecke unter, als dieses Streben mit eignen bedeutenden Geldopfern unterstützt wurde — und entzog dem Commandirenden das Vertrauen sogar soweit, daß höherem Befehle gemäß seine und seiner nächsten Umgebungen Privatbriefe eröffnet wurden. Hierüber empört forderte Gneisenau seinen Abschied, den er auch bald und zugleich einen Nachfolger in dem Generallieutenant v. Hake erhielt. Der Tagsbefehl, worin er von den Truppentheilen Abschied nahm, ist classisch und dürfte leicht in Abschrift von dem General-Commando des 8. Armee-Corps in Coblenz zu erhalten sein. Als ich ihm denselben zur Unterschrift vorlegte, gestand er

*) Ist im Pertzschen Nachlasse enthalten, aber ziemlich wertlos.

mir, daß es ihm jetzt leid thue, 1814 das Kriegs-Ministerium nicht angenommen zu haben, weil es ihm unzweifelhaft gelungen wäre, das Vertrauen des Königs zu erwerben und dadurch manches Gute für die Armee zu erwirken. Als ich 1819 auf Urlaub in Berlin war, vertraute mir Gneisenau, daß ihm einige Genugthuung geworden, indem der König ihn bei Gelegenheit eines Dejeuner dansant in eine Fenster-Brüstung gezogen, ihm die Hand gereicht und gesagt habe: „Es macht Mir große Freude, Sie näher kennen gelernt und erkannt zu haben. Sie sind mir früher arg verleumdet worden."*) Die Trauer über Gneisenaus Abgang war in der ganzen Provinz eine allgemeine.

Hiermit schloß mein dienstliches Verhältniß zu dem verehrten Feldherrn und muß ich mich darauf beschränken, dem Vorstehenden noch meine eignen Bemerkungen über den Charakter und die großen Eigenschaften dieses hervorragenden Mannes auszusprechen. Sein großes militairisches und administratives Talent hat er hinlänglich als Vertheidiger von Colberg erwiesen. Seine Feldherrn-Tugenden in den Feldzügen 1813/15 beschreiben, scheint schwierig, ohne Blüchers wohlverdienten Ruhm zu schmälern. Beide stimmten in dem glühenden Haß gegen Napoleon und die Franzosen, in dem Mangel aller Menschenfurcht und in der Kühnheit bis zur gänzlichen Todesverachtung überein. War Blücher indessen in diesen Tugenden des Soldaten ein seltener roher Juwel, so war Gneisenau der geschliffene und polirte Edelstein. Sie ergänzten sich daher einander, jedoch trat Gneisenau überall bescheiden zurück, wenn es sich um Blüchers Ruhm handelte. Er brachte diesem General gern dieses Opfer zum Besten der großen Sache, obgleich es ihm nicht an der Ruhmbegier einer edlen Seele mangelte, denn er beklagte sich öfter in vertraulichen Unterhaltungen gegen mich, daß die Soldaten, ja selbst wenige Officiere der Armee, von ihm etwas wüßten, und seinen Namen kaum kennen lernten, während ein Corps- oder Divisions-Führer Gelegenheit hätte, mit seinen Truppen zu leben und an ihrer Spitze Ruhm zu erwerben. — Er hat es stets verschmäht, über sein Verhältniß zu Blücher zu sprechen oder zu schreiben, während es Müffling in seiner nachgelassenen Schrift hervorgehoben hat, welchen großen, ja fast alleinigen Antheil er an den Begebenheiten der damaligen Zeit und noch nachher in Europa gehabt und selbst in unedler Weise das Verhalten Gneisenaus verdächtigt hat. Wer die Verhältnisse kennt, hat über diese Sprache nur die tiefste Indignation empfinden müssen. — Gneisenau schätzte wirklich Müffling hoch, und aus seinem Munde hörte ich öfter dessen Talente in strategischen Combinationen, seine Übersicht der Stellungen des Feindes

Verhältnis zu Blücher.

Verhältnis zu Müffling.

*) Auf einem der Einzelblätter von Stosch lautet der Ausspruch: „Es macht mir große Freude, Sie persönlich näher kennen gelernt und erkannt zu haben. Sie sind mir schändlich verleumdet worden."

und unserer Truppen im Kopfe, seine vollkommene Fertigkeit in der französischen Schriftsprache, seine diplomatischen Kenntnisse, seine Mahnung zur Vorsicht bei vielleicht allzukühnen Dispositionen der Faiseurs — loben. Müffling beanspruchte indessen stets rücksichtsloses Vertrauen und alleinigen Einfluß auf alle Dispositionen, und wurde verdrießlich, wenn Gneisenau auch mit seinen von Müffling sogenannten Freunden vom Tugendbunde gelegentlich conferirte und auf ihre Vorschläge hörte. Diese Freunde waren Männer wie Boyen, Grollmann, Valentini, Clausewitz pp., deren Namen bei allen Patrioten einen guten Klang haben. Gneisenau gehörte nie zum sogenannten Tugendbunde, da er, wie er sagte, alle Verbindungen haßte und deshalb auch schon früher die Freimaurer-Loge gedeckt (?) hatte.

Verhältnis zu Scharnhorst.

Die tiefste Verehrung sprach Gneisenau stets für Scharnhorst aus, und in allen wichtigen Ereignissen wiederholte er dessen geäußerte Ansichten. Er konnte nur mit aufrichtigem Trübsinn dessen Todes gedenken. Beide Männer, so verschieden im Äußern und Wesen, waren doch in ihren Ansichten, in der Liebe zum deutschen Vaterlande und in dem Haß gegen die Franzosen ganz übereinstimmend, obgleich Scharnhorst bei seiner Ruhe und stets leidenschaftsfreien Überlegung ein Übergewicht erhalten mußte. Beide vereinigten sich in der Zuneigung zu dem weit jüngeren Clausewitz, von dessen militairischen Talenten Gneisenau eine sehr hohe Meinung hatte. Mehrmals habe ich es aus seinem Munde vernommen, daß, wenn er das Commando von Armeen zu vergeben hätte, Clausewitz unbedingt die Hauptarmee erhalten würde. Was Scharnhorst und Gneisenau dem Verstande und Herzen Clausewitzens gewesen, ist nicht in Worten zu sagen, und hatte diesen der Tod Scharnhorsts nicht zu tief niedergedrückt, so lag das in den darauf erfolgten großen Ereignissen der Zeit; aber es steht fest, daß nicht die Cholera, sondern hauptsächlich der Schmerz über Gneisenaus Heimgang ihn vor der Zeit seinem irdischen Wirken entzog.

Verhältnis zu Clausewitz.

Verhältnis zu York.

Man hat viel gesprochen und geschrieben vom gegenseitigen Haß und Groll zwischen York und Gneisenau; ich kann aber versichern, daß letzterer stets mit Achtung und Anerkennung von York*) sprach und unter anderen einmal zu mir äußerte: „Er ist ein alter Bär, aber doch unser bester General, und, was die Hauptsache im Kriege bleibt, ein glücklicher General." **)

Verhältnis zum Staatskanzler.

Das Verhältniß zum Staatskanzler war dem Anschein nach ein trau-

*) Einzelblatt: „Von seiten des letzteren habe ich vielfach mit großer Achtung von ersterem sprechen hören."

**) Einzelblatt: „York ist ein alter Bär, aber er ist doch unser bester General. Ueberdies ist er ein glücklicher General, was leider Kleist nicht ist, und Glück im Kriege bleibt doch die Hauptsache."

liches und gründete sich von Seiten Hardenbergs auf eine große Achtung vor Gneisenaus hervorragenden Eigenschaften, während dieser zwar die Talente und guten Dienste des mächtigen Ministers nicht verkannte, aber durch das liederliche Wesen um denselben in seinem strengen Sittlichkeitsgefühle öftrer verletzt wurde. Auf einem Besuche während des Waffenstillstands in Peile bei Gnadenfrei, wohin ich Gneisenau begleiten mußte, weil daselbst Landwehrangelegenheiten besprochen werden sollten, hatte ich Gelegenheit, darüber genaue Beobachtungen anzustellen. Während Gneisenaus Anwesenheit befanden wir uns ununterbrochen in der Gesellschaft des Staatskanzlers, des Geheimen Raths v. Beguelin nebst Gemahlin, des Geheimen Raths Jordan, nachmaligen Gesandten in Dresden, und während der Mittagstafel auch des Geheimen Raths v. Hippel. Als Gneisenau sowohl vor als auch nach der Tafel nach Hippel fragte, und die Antwort erhielt, daß derselbe im Bureau arbeitete, erlaubte er sich die Bemerkung gegen Hardenberg, ihm schiene ja Hippel der einzige arbeitende Rath zu sein, während die anderen in dieser wichtigen Zeit zu lungern schienen. Der Staatskanzler lächelte und entschuldigte seine Beamten in seiner gewohnten Artigkeit, daß diese so lange als möglich von Gneisenaus angenehmer Nähe profitiren wollten. Beguelin und Jordan verschwanden darauf bald mit unverkennbarem Ingrimm, was Gneisenau viel Vergnügen machte.

Verhältnis zu Kraussenecks.

Mit Krausseneck war Gneisenau zugleich aus dem Anspach'schen in den preußischen Dienst getreten, und hatte dieser für jenen ein sehr freundschaftliches Intresse bewahrt, wie ich sowohl 1815, als wir durch Mainz nach Achen gingen, als auch 1814, in La Ferté sous Jouarre, wo Krausseneck im Hauptquartier eintraf, zu beobachten Gelegenheit hatte. Krausseneck scheint dagegen einige Eifersucht gegen Gneisenau gehegt zu haben, denn bei der Begrüßung in La Ferté s. J. sagte letzterer zu ihm: „Sie haben sich immer bemüht, aus meiner Nähe zu kommen, obgleich ich Sie stets aufforderte, sich mit meinem Glücke zu verbinden. Es hat Ihnen bis jetzt an Gelegenheit gefehlt, Ihre schönen militairischen Talente zu erweisen; der Himmel mag geben, daß wir das Versäumte nachholen können."

Gneisenau als Familienvater.

Für seine Töchter hatte Gneisenau eine ganz besondere Zärtlichkeit, sodaß sich bei ihrem Anblick sein Gesicht zu verklären schien. Während des Waffenstillstandes hatte er Frau und Kinder eines Tages nach Glatz beschieden. Bei ihrer Anwesenheit mußte ich zur Abgabe einer Meldung sein Zimmer betreten, wo ich eine der lieblichsten Gruppen fand, wie ich sie nie im Leben wiedergesehen habe. Mitten in der Stube auf einem Rohrstuhle sitzend, saßen die beiden jüngeren Töchter auf seinem Schoße, während die beiden älteren an seinen Schultern lehnten. Vier lächelnde Engelsköpfe und dazwischen das herrliche Gesicht des glücklichen Vaters.

Die Verbindung seiner zweiten Tochter mit dem Sohne seines hochverehrtesten Freundes Scharnhorst, welche sich in Coblenz entspann und später vollzogen wurde, gehörte gewiß zu den erfreulichsten Ereignissen seines Lebens, wogegen der frühe Tod dieses lieblichen Wesens ihn fast erdrückte. Dieser Schmerz fand in einem Briefe an mich vom 28. Februar 1828 erneueten Ausdruck, als Gneisenau mir die bevorstehende Verheirathung seiner jüngern Tochter mit dem Grafen Brühl, Bruder der verehrten Frau v. Clausewitz, bekannt machte. Der Bräutigam ist, sagt er darin, ein sehr und in vielen Richtungen gebildeter junger Mann von der heitersten Gesellschaft. Es ist indessen wohl kaum eine Freude ungetrübt; sie ist entweder mit Trübem gemischt oder bedroht — denn die weite Entfernung in einem fremden Lande und die Erinnerung an die Gefahren des Ehestandes bei bereits erlebtem tiefschmerzlichen Verlust, drücken mein Herz sehr.

Der älteste Sohn, jetziger Majoratsherr auf Sommerschenburg, begleitete den Vater schon mit 15 Jahren in der Uniform eines Freiwilligen des Lützow'schen Corps. Der Vater behandelte ihn in der Regel streng soldatisch und sah es gern, wenn er sich in Gefechten exponirte, während er ihm stets mit den Augen folgte und gegen jeden Dritten mit Liebe von ihm sprach. War von dem jungen Herrn die Rede, pflegte Gneisenau wohl zu sagen: er ist doch kein Herr, er ist ein junger Bär, daher er denn auch von den Officieren des Hauptquartiers, welche ihn alle liebten, scherzweise öfterer: junger Bär genannt wurde. Einmal in Frankreich 1814 sollte, ich weiß nicht mehr wo, ein Cavallerie-Angriff stattfinden, zu dessen Theilnahme der Sohn mit einer Kosacken-Ordonnanz abgesandt wurde. Weder der junge Mann noch der Kosack kehrten an demselben Tage zurück, und auch die Nacht verging ohne Nachricht von ihm. Die Unruhe des Vaters und nicht minder die meinige stieg von Minute zu Minute. Es wurden endlich Ordonnanzen und Reitknechte nach verschiedenen Richtungen ausgesandt. Einer der letzteren hatte ihn in einem Walde dicht neben der Heerstraße bei lustigem Feuer gelagert gefunden. Der Kosack hatte trefflich für ihn gesorgt, und die Angst des Vaters um ihn nicht ahnend, hatte dem jungen Mann die ungebundene Freiheit behagt.

Verhältniß zu den Frauen.

Ich habe es nie wahrgenommen, daß Gneisenau bei seinem feinen Zartsinn für die Frauen sich je für eine Französin intressirt hätte. Die tiefste Verehrung sprach er stets für die Prinzessin Louise Radcziwil aus, der er jede wichtige Angelegenheit sofort meldete und von welcher er oft Briefe erhielt, welche sich gewiß noch unter den nachgelassenen Papieren auffinden werden. Keine Frau stand höher in seiner Achtung als Marie v. Clausewitz, geb. Gräfin Brühl, die er derselben stets persönlich bezeigte, und welche sich auch aus beiderseitiger Correspondenz bekunden muß. Jedes Talent einer Frau erfreute sich seiner Huldigung und besonders

schöner Gesang konnte ihn hoch entzücken. Frau v. Stael, bei welcher ihn Graf Groeben in Paris eingeführt, hatte nicht seine Bewunderung erregt, wie er sich kalt äußerte, obgleich sie gewiß alles aufgeboten, ihn für sich zu gewinnen.

Allgemeine Bemerkungen.

Gneisenaus Tätigkeits-Trieb war rastlos. Vom frühsten Morgen saß er am Schreibtisch oder er las die neuesten politischen Zeitungen und Schriften. Das Bedürfniß, sich in allen Fächern des Wissens mehr und mehr zu unterrichten, ließ ihn nie ruhen. Seine Unterhaltungen am Mittagstisch, bei welchem er nach Möglichkeit die geistreichsten und gelehrtesten Männer zu versammeln bemüht war, betrafen theils Politik, theils Wissenschaft und Kunst, und waren für den Zuhörer stets belehrend. Während des Marsches in den Feldzügen sah er es gern, wenn die als Freiwillige im Hauptquartier befindlichen, Eichhorn, nachmaliger Minister des Cultus, Steffens und der Mineraloge v. Raumer sich um ihn schaarten und ihre Ansichten ohne Scheu aussprachen, indem er sich durch Fragen weiter zu belehren suchte, und Jeder das Beste, was er vermochte, producirte. Als Steffens bei solcher Gelegenheit einmal die Meinung geäußert, daß der Basalt wohl ein Meteorstein sein könnte, beschäftigte dies lange Zeit Gneisenaus Phantasie, und so oft auf unseren Wegen sich Basalt zeigte, sprach er immer wieder von dieser Behauptung und malte die ungeheure Natur-Revolution aus, welche beim Fall dieser Massen vorgekommen sein müsse. Als wir an der Maaß Wohnungen in den Sandsteinfelsen eingehauen fanden, die mit Fenstern und Thüren versehen waren, rief er freudig: „Troglodyten!" und beschäftigte sich in seiner Phantasie viel mit den Bewohnern derselben.

Seine Mildthätigkeit kannte keine Grenzen, und half er Unglücklichen oft in solcher Weise, daß er selbst dadurch in Verlegenheit kam und nicht wußte, wie er die benöthigten Mittel herbeischaffen sollte. Der oben schon erwähnte Freiwillige König erlaubte sich zuweilen, desfalsige Vorstellungen zu machen, wurde aber stets mit dem Bescheide entlassen, daß er nur geben solle, er, Gneisenau, werde sich schon zu helfen suchen. Selbst, nachdem er schon lange Coblenz verlassen, setzte er seine Wohlthaten an Nothleidende in der Rheinprovinz fort, wie er denn im unglücklichen Jahre 1817 noch für die hungernden Gebirgs-Einwohner am Rhein außer baarem Gelde sein noch in Coblenz asservirtes plattirtes neues Tischgeräth an Schüsseln, Glocken, Wärmuntersätzen pp. willig als Opfer darbrachte, da es ihm zu weiteren baaren Sendungen an Mitteln fehlte.

Der etwa 7 monatliche Aufenthalt am Rhein hatte ihm ein so großes Intresse für diese Provinz erregt, daß ihm sein Abschied von derselben sehr schwer ward. Unterm 15. Juli 1816 schrieb er von Heidelberg an mich:

„Unseren Freunden rufe ich mein Lebewohl nochmals nach. Die Trennung war schmerzlich für mich. Was ich, bei aller Gewalt, die

ich mir anthat, gelitten habe in der letzten Woche, das will ich um keinen Preis wieder ertragen. Gott gehab Euch wohl!

Den mir wohlwollenden Einwohnern von Coblenz wollen Sie noch meinen Dank ausdrücken für die Beweise ihres Zutrauens und ihrer Zuneigung, die ich das Glück hatte zu erhalten. Soviel Wohlwollen, als man mir in unseren Rheinlanden bezeugt hat, hat mich den festen Entschluß fassen lassen, dort einheimisch zu werden. Ein schöneres Land und herzlichere Einwohner giebt es nirgends!"

Welcher große politische Fehler es war, daß man Gneisenau gewissermaßen zwang, die Stellung am Rhein zu verlassen, zeigte sich bald nach seinem Abgange und bewährte sich später in den oppositionellen Bestrebungen der rheinischen Juristen und in dem Conflicte mit dem Erzbischof. Aber das Mistrauen gegen einen Mann, der stets nur die reinsten und wohlüberlegtesten Absichten hegte, treu wie Gold, und dessen Charakter fleckenlos wie der eines Kindes war — und der selbst nie ein Wort über die erlittenen Kränkungen verlor — führte zu Misstimmungen in einer Provinz, die unbedenklich die Perle in der preußischen Krone genannt werden kann. Doch Friede mit denen, die dieses durchaus unmotivirte Mistrauen schürten und dadurch Veranlassung zu so vielen schmerzlichen Misgriffen wurden!

Schließlich erwähne ich noch, daß Gneisenau schon im Jahre 1816*) die Idee zum Ausbau des Cölner Domes ausarbeitete, indem er mit Genehmigung der preußischen Regierung alle deutschen Lande zu Beiträgen aufzufordern beabsichtigte. Der damalige Enthusiasmus unmittelbar nach einem glücklichen Kriege, welcher alle deutschen Stämme noch verbrüderte, sicherte gewiß einen glücklichen Erfolg, und vielleicht wäre in diesem Augenblick schon das schönste Monument deutscher mittelalterlicher Baukunst vollendet.

Sollte ich im Stande sein, über einzelne Momente in Gneisenaus Leben Auskunft zu ertheilen, so muß ich dazu die Aufforderung erwarten, und werde ich gern liefern, was ich weiß. Das Vorstehende habe ich aus meiner Erinnerung gegeben, und bitte ich davon zu benutzen, was zu brauchen ist, ohne jedoch mich als den Autor einzelner Behauptungen, deren Wahrheit ich indessen verbürgen will, zu nennen, weil ich mich in meinem hohen Alter nicht mehr damit einlassen kann, entgegengesetzte Meinungen zu bekämpfen und unnützen Kritikern zu antworten.

Schwedt, den 15ten Maerz 1854.

v. St.

*) Korrigiert aus 1815.



Nachtrag.

Charakteristische Notizen über Gneisenau.

Er war durch und durch ritterlich, und habe ich in dieser Beziehung nie auch nur den kleinsten Makel an ihm entdeckt.

Sein Haß gegen Napoleon und die Franzosen war eine hervorstechende Seite seines Charakters. Im Gespräch und (in) Privatbriefen nannte er jenen einen Buonaparte, oder in officiellen Briefen Französischer Kaiser; die Franzosen aber Kanaillen, von denen er daher nie etwas unentgeltlich annahm, sondern vielmehr alle Bedürfnisse in Frankreich enorm bezahlte. Er hatte sehr zarten Sinn für das weibliche Geschlecht, aber ich habe nie gesehen, daß er sich für eine Französin interessirt hätte. Beim Einzuge in Paris wollte er zwar bei Madame Ney einquartirt sein, was indessen nicht gelang. Ich habe aber die Überzeugung, daß es nicht geschah, um derselben den Hof zu machen, sondern vielleicht, um sie zu incommodiren, und ihr einen seiner Trainknechte als Geliebten zuzuweisen.*) Dagegen war er überaus galant gegen deutsche Frauen, wie z. B. in Weißenfels, wo er in seinem Quartier die an einen im Felde befindlichen sächsischen Kriegs-Kommissar verheirathete Tochter traf, und des Plauderns mit derselben bis tief in die Nacht hinein nicht satt wurde. In Frankfurt a. M., wohin er gleich zu den damals eingeleiteten Friedens-Unterhandlungen gieng, lernte er Amalie Helwig, geb. Imhof, im Hause des Herrn v. Holzhausen kennen, wo er seine Abende zuzubringen pflegte, und für die genannte Frau ein solches Interesse gewann, daß er mich beauftragte, ihm deren Romane zu kaufen, welche er Nachts im Bette bis gegen Morgen las, um sich darüber mit ihr unterhalten zu können. Sonst war er in dieser Zeit sehr schlechten Humors, und zwar wegen des Ganges der damaligen Verhandlungen, so daß ich kein freundliches Wort von ihm gewinnen konnte.

Keine Frau achtete er höher als Marie v. Clausewitz, geb. Gräfin Brühl, deren Correspondenz mit ihm darüber die interessantesten Belege liefern muß. — Nach dieser war es die Fürstin Luise Radziwil, der er die größte Verehrung zollte, worüber ebenfalls die geführte Correspondenz das Nähere ausweisen muß.

In den Conferenzen zu Frankfurt a. M. war es besonders Gneisenau zuerst gelungen, durch sein festes Auftreten und durch Entwickelung seiner militairischen Talente die Aufmerksamkeit der Monarchen und der fremden Diplomaten und Generale auf sich zu lenken. Mit den Erfolgen seiner Wirksamkeit in selbigen war er höchst unzufrieden, was seine sehr üble Laune hinlänglich darthat. Ich hatte damals Muße und Gelegenheit

*) Doch wohl eine sehr subjektive Ansicht.



genug, in den höheren Gesellschaften die achtungsvollsten Äußerungen zu hören. Das Vertrauen, was man Blücher beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten erwies, basirte sich vorzüglich auf Gneisenaus nunmehr anerkanntes Feldherrn-Talent.

Oftmals äußerte er sich gegen mich sehr mißmutig über sein Schicksal, dazu bestimmt zu sein, nur im Gefolge Blüchers zu reiten und dessen Ruhm befördern zu helfen, während kaum seine Name von Officieren und Soldaten der Armee gekannt sei. Jeder Corps-Commandant sei in dieser Beziehung glücklicher, indem derselbe für die Geschichte lebe und wirke.

NB. Großer Bibelkenner. — Gneisenau war katholischer Confession, ohne sich jedoch öffentlich zur katholischen Kirche zu bekennen. Ich war oft mit ihm in katholischen Kirchen, habe aber nie gesehen, daß er das Weihwasser genommen hat. Ich glaube auch gehört zu haben, daß er protestantisch getauft gewesen und erst in Würzburg katholisch erzogen worden sei.

Aus den Dispositionen der feindlichen Generale erkannte Gneisenau leicht deren Charakter, und auf diese Kenntniß gründete sich die Kühnheit seiner Operationen, welche besonders im Januar 1814 hervorleuchtete. In dieser Kühnheit wurde er stets durch Grolman unterstützt, während Müffling bei der ehrenwerthesten persönlichen Bravour immer schwarz sah und oft daher sehr bedenkliche Mienen zeigte. Demungeachtet schätzte Gneisenau die Talente und Kenntnisse Müfflings sehr hoch, fragte ihn bei allen Gelegenheiten um Rath und bewunderte oft seine Terrain-Kenntniß und seine klare Übersicht der Stellung der Truppen. Aus Müfflings Urtheil über Gneisenau in seinen hinterlassenen Memoiren spricht rein der Neid und der Ärger über Gneisenaus erlangte Berühmtheit.

Trat Gneisenau in eine größere Gesellschaft von ihm größten Theils fremden Leuten ein, so erschien er wirklich blöde, und dauerte es lange, ehe er an Gesprächen lebhaft theilnahm. Es wurde ihm das öfterer als Stolz ausgelegt, der ihm gewiß fremd war.

Wie Blücher, kannte Gneisenau keine Menschenfurcht; nur äußerte sich diese vortreffliche Feldherrn-Eigenschaft bei ihm in gefälligeren Formen. Wenn während des Krieges die Meldung von Napoleons Ankunft bei der Armee einlief, so sagte Blücher im vollen Ernste: „Der ist zu seinem Unglück gekommen!" Aus Gneisenaus Augen aber blitzte die Freude, sich mit seinem ärgsten Feinde messen zu können, und dessen Pläne zu Schanden zu machen.

Sein immer strebsamer Geist war neben den beständigen Combinationen über die Operationen stets bemüht, sich belehren zu lassen, und benutzte dazu auf dem Marsche oft die Anwesenheit von Steffens und dem Mineralogen Raumer, und beschäftigten ihn einzelne Ideen dann viel und lange. So z. B. die Behauptung von Steffens, daß der Basalt

als Meteorstein auf die Erde gekommen sein könne. Die Bemerkung, daß in mehreren Theilen Frankreichs Leute Wohnungen in Felsen gehauen hatten, machte ihm innige Freude, und rief er dann aus: „Trochlodyten!"

Wenn jemand in Gneisenaus Gegenwart sich über schlechtes Avancement beklagte, nahm Gneisenau gern das Wort, indem er tröstend sagte: „Ich bin 19 Jahre Kapitain gewesen, dann aber in 9 Jahren bis zum General der Infanterie gelangt. So holt sich das Versäumte rasch nach."

Im Jahre 1823 war in einer kleinen Gesellschaft am Mittagstisch bei Gneisenau die Rede von etwa bevorstehenden Kriegen, wobei Gneisenau äußerte: „Der erste große Europäische Krieg entbrennt zwischen Russen und Türken."

Einige Gedanken über das kriegsgeschichtliche Studium des Truppenoffiziers.

Von

Franz Endres,
Oberleutnant im Königlich Bayerischen Infanterie-Leibregiment.

Allgemeines, psychologische Grundlagen, ethische Wirkung.

Über die Notwendigkeit geschichtlichen Studiums ein Wort zu verlieren, erscheint in einer Zeit, deren ganze Kultur den Sinn für das Historische pflegt und hegt, wohl kaum nötig. Dazu kommt, daß unser Beruf, wie kein anderer, mit seiner eigenen Geschichte zusammenhängt, in ihr in den Zeiten des Friedens die Quellen findet, aus denen er Erfrischung für die Plage des Alltags schöpft. Wenn wir das als allgemeine Bildung auffassen, was der jeweilige Kulturzustand billigerweise an Wissen von uns fordern darf, und als Berufsbildung die ideellen Forderungen, die der wirklich ausgefüllte Platz im Berufsleben an uns stellt, so ist damit nur ein Grund für die Notwendigkeit kriegsgeschichtlichen Studiums genannt.

Nicht nur die Bildung verlangt in dieser Hinsicht Kenntnisse, sondern vor allem die tägliche Berufsausübung im Frieden und namentlich im Kriege.

Wir sind in einer Hinsicht viel schlechter daran als die meisten anderen wissenschaftlichen Berufe. Es fehlt uns für unsere Beweise das Experiment. Wir können nicht kleine Kriege führen, um die Richtigkeit unserer taktischen Anschauungen zu erproben, wie der Nahrungsmittelchemiker in seinem Laboratorium Erzeugnisse erprobt, bevor er an die Öffentlichkeit tritt. Unsere Öffentlichkeit ist der Krieg, aber in unseren Laboratorien der Strategie und Taktik kann nur spekulativ gearbeitet werden. Und weil uns das Experiment fehlt, darum besteht die große Gefahr, daß wir, wie es das 18. Jahrhundert gezeigt hat, uns so tief in Spekulation verlieren, daß die Verbindung mit dem praktischen Leben zerreißt.

Gewiß ist es dringend nötig, daß das Begriffliche festgelegt wird — es könnte hierin noch mehr geschehen —, aber die begriffliche Festlegung schafft noch keine Sicherheit der Anwendung. Die Kriegführung bis

herab zu der Führung kleinster Einheiten ist zum großen Teil keine wissenschaftliche Arbeit, die durch Beherrschung des Begrifflichen und Verwendung einer Methode auf Grund reiner Denkarbeit zum Ergebnis kommt. Es ist der kriegerische Akt eine Lebenstätigkeit, die durch das Aufeinanderprallen feindlicher Willen und Willensträger zustande kommt. Bei allen unseren sogenannten Experimenten (Manöver, Übungsritt, Kriegsspiel) tritt der Wille des Feindes in gebundener Form auf, fast ohne psychische Wirkung. Die materielle Wirkung wird durch allerlei Hilfsmittel angedeutet, und eine kleine psychische Wirkung erzeugt ja wohl das Verantwortungsgefühl der Führer. Das ist aber rein nichts im Vergleich mit dem Spiel psychischer Wirkungen im Kriege.

Da wir diese Wirkungen nur sehr „verdünnt" im Frieden nachbilden können, bleibt uns nur das historische Ereignis als Hilfsmittel für die Entwicklung unseres richtigen Empfindens und Denkens übrig, das historische Ereignis in seinem Werden und Wirken, in seinen Motiven und Konsequenzen. Und darum ist die Kenntnis der Kriegsgeschichte, das stete Fühlung-Halten mit dem tatsächlich Geschehenen so unendlich wichtig für jeden Offizier.

Diese Tatsache stellt aber gleichzeitig eine Grenze dar für die Art des kriegsgeschichtlichen Studiums der Allgemeinheit. Es kann nicht darauf ankommen, historische Forschung im reinsten Sinne des Wortes zu treiben. Die Arbeit des Truppenoffiziers muß sich aus begreiflichen Gründen an die Forschungsergebnisse unserer Spezialisten halten und wird nur die Forschungsergebnisse würdigen können, die ihr für ihre Zwecke dienen. Also nicht das Herauskramen von Tatsachen aus der Urväter Hausrat kann Zweck der Forschung sein; die kriegsgeschichtliche Forschung gewinnt erst Bedeutung, wenn ihre Ergebnisse wieder zu einem Hausrat der Gegenwart werden können.

Die Kriegsgeschichte ist für die Gegenwart da, nicht die Gegenwart für die Kriegsgeschichte.

Alles, was wir wissenschaftlich treiben, hat nur einen letzten großen Zweck: in uns Führereigenschaften zu entwickeln. Führereigenschaften bestehen aber nicht nur in einer gewissen taktischen Gewandtheit, sondern in unendlich vielen charakterlichen und intellektuellen Fähigkeiten, die alle in dem großen Drama „Krieg" sich auslösen müssen, um den Erfolg zu zeitigen. Zunächst freilich erscheinen applikatorische Taktikübungen, Kriegsspiele und Übungsritte die geeignetsten Mittel zur Entwicklung von Führereigenschaften zu sein; sie sind auch gar nicht zu entbehren. Aber alle, auch die Manöver, haben einen angreifbaren Punkt. Es sind keine Wirklichkeiten, sondern persönliche — dabei oft sehr geistreiche, aber darum nicht minder persönliche — Phantasien eines Leitenden. Wir brauchen aber die Wirklichkeit schon darum, damit, wenn unsere

eigene Phantasie die Grundlage für taktische Arbeiten anderer bilden soll, diese Phantasie eine gesunde, d. i. eine möglichst getreue Nachahmung der Natur werden könne.

Wir wollen diesen Gedanken noch etwas weiter verfolgen. Ein geistreicher Franzose sagt einmal: „Une bataille ne se perd pas materiellement“. Wir können das positiv übersetzen: „Jeder Sieg wird auf moralischem Gebiet erfochten“. Die ausschließliche Beschäftigung mit applikatorischer Taktik erzeugt naturgemäß eine Überschätzung des rein Mechanischen, eine Verwechslung von Truppen mit Schachsteinen, von Menschenherzen mit Maschinen. Diese Verwechslung ist aber höchst bedenklich. Wir kommen dazu, Bataillone abzuzählen, und werden vieren den Sieg über drei zusprechen, und wir glauben, daß der Sieg erfochten ist, wenn vom Gegner ein gewisser Prozentsatz Mannschaft tot ist. Nicht wenn Menschen beim Verteidiger tot sind, kommt der Angriff vorwärts, sondern wenn der Wille des Verteidigers tot ist, und nicht der Feldherr ist geschlagen, in dessen Heer die Schlacht die größeren Wunden schlug, sondern der, in dessen Seele zuerst der Zweifel an der Möglichkeit des Sieges einzog.

Wir müssen immer bedenken, daß wir im Frieden auf dem Papier kämpfen, das Manöverfeld ist auch eine Art Papier. Papier und Wirklichkeit sind aber grelle Gegensätze, die man sich stets wieder vorhalten muß und denen man doch immer wieder erliegt.

Auf dem Kriegsspielplan wird uns keine Nachahmung der Schlacht von Mars la Tour gelingen. Geben wir die Partei Alvensleben dem geschicktesten Generalstabsoffizier und die Partei Bazaine einem blutjungen ganz unerfahrenen Leutnant und nehmen wir eine objektive Leitung an, wir werden es auf dem Papier nie verhindern können, daß Alvensleben von seinem Gegner einfach erdrückt wird. Und doch hat in der Wirklichkeit Alvensleben den größten, in seinen operativen Folgen entscheidendsten Sieg errungen, ähnlich wie Davout bei Auerstedt, wo der Irrtum Napoleons die Schlacht materiell verloren hätte, wenn sie nicht durch das Versagen der Preußischen Führung zu einem seiner schönsten Siege geworden wäre. — Une bataille ne se perd pas materiellement.

Dieses Verständnis für psychologische Fragen gibt nur die Kriegsgeschichte. Sie allein schafft uns das Vertrauen, da, wo uns unsere Führer hinstellen, auch mit Unterlegenheit zu siegen, sie allein reißt den taktischen Entschluß aus der Gebundenheit des rein intellektuellen Kalkuls hinüber in die Freiheit einer charakterlichen Tat.

Die Kriegsgeschichte ist es auch, die uns immer wieder darauf hinweist, wie wichtig in unserem Beruf die Charakterausbildung ist. Eine lange Friedenszeit kommt unwillkürlich dazu, die intellektuellen Talente

zu überschätzen und ihre Charaktere zu vergessen. Es muß immer wieder daran erinnert werden, daß auf dem Schlachtfeld nur das Talent zur Geltung kommt, das vom Charakter getragen wird.

So wird die Kriegsgeschichte zu einer unentbehrlichen Lehrmeisterin gerade für den Truppenoffizier. Er wird aus ihr lernen, daß die subtilste geistige Erziehung der Mannschaft wertlos ist, wo nicht die charakterliche Erziehung mit jener Schritt hält. Manche Utopisten der Militärliteratur könnten aus der Kriegsgeschichte entnehmen, welch ausschlaggebender Faktor ein auf Liebe und Achtung aufgebauter Gehorsam der Truppe ist und wie alle geistigen Dressurkunststücke gegen ihn ebenso zurückstehen wie die körperlichen — die wir mit Drill bezeichnen. Diese Erscheinung gehört in das Gebiet der Massenpsychologie, eines Zweiges der allgemeinen Psychologie, der für jeden, der berufen ist, eine Truppe vor dem Feind zu führen, von höchster Wichtigkeit ist.

Denn der Führer ist dazu berufen, die enormen Widerstände, die in der Masse liegen, zu überwinden. Die Kriegsgeschichte zeigt uns nun die charakteristischen Erscheinungen der Masse. Die Masse ist nicht einfach durch die Addition der Einzelindividuen erklärt; sie hat vielmehr sozusagen eine eigene Seele. Der Schrecken der Masse bleibt nicht wie beim einzelnen ein Gefühlsaffekt, er wird zu einer Tat... zur Panik. Die Größe der Gefahr hat mit der Größe der Panik nichts zu tun, mangelnde Verpflegung, gemeinsames Bewußtsein einer unsicheren Lage, körperliche Übermüdung, Mangel an Schlaf, all das sind die Böden, auf denen die Panik wächst. Die Panik ist aber durch entsprechende Behandlung der Masse zu vermeiden und von gewandten Truppenführern oft sehr geschickt vermieden worden.

Jede Masse ist an sich träge und setzt dem, der sie bewegen will, Widerstände entgegen. Diese Widerstände steigern sich unter schlechten Führern bis zur Meuterei. Der gute Führer hingegen versteht es, die Masse zu enthusiasmieren, und damit verdoppelt und verdreifacht er die der Masse innewohnende taktische Kraft.

Der Frieden gibt uns nur wenige Gelegenheit, Massenpsychologie praktisch zu treiben — es fehlt die Inanspruchnahme des Selbsterhaltungstriebes, die Lebensgefahr. Ohne diese ist aller Truppenschneid und alle Truppenleistung ein Kinderspiel. Wer einmal einen Theaterbrand erlebt hat und mitten innen stand in der sinnlos wütenden, nur von dem Gedanken an eigene Rettung erfüllten Menschenherde — der hat ein Bild von der Massenpsychose, die wir Panik nennen, aber wir können aus Forschungseifer nicht Theater anzünden. Hier hilft uns auch die Kriegsgeschichte, obwohl gerade diese Art psychologischer Studien schwierig ist, weil kein Truppenteil ausgerechnet die Momente seiner Panik ausführlich der Nachwelt zu erhalten das Bestreben hat. Und

so heißt in der Geschichte vieles Rückzug oder Abbrechen des Gefechtes oder sonst wie euphemistisch angehaucht, was Flucht und nichts als entsetzte, jammervollste Flucht war. Da wird dann schon etwas kriegsgeschichtliche Übung des Lesers notwendig sein, um das zu lesen, was nicht gedruckt ist.

Bei all diesen psychologischen Studien wird uns, wenn wir ganz nüchtern abwägend an die Sache herantreten, als Entscheidendes auffallen: die Wirkung des Einzelwillens auf den Willen der Masse; in ihr liegt die Persönlichkeitsbedeutung begründet. Kriegsgeschichte ist die große Hymne auf die Macht der Persönlichkeit. Über die Bedeutung der Persönlichkeit heute schreiben zu wollen, erscheint bei dem unsere ganze Kultur durchziehenden Kultus der Persönlichkeit überflüssig. Jedoch wird unter dem Begriff „Persönlichkeit" doch häufig etwas Unrichtiges verstanden. Unsere taktische Ausbildung macht den Fehler, allzuhäufig im Nichtgehorchen die Lösung eines taktischen Problems zu suchen, und nennt das, was Willkür ist, Initiative. Der Krieg zeigt, wie viel „Persönlichkeit" dazu gehört, um zu gehorchen, unter den schwierigsten Verhältnissen zu gehorchen und das pflichttreu und unentwegt auszuführen, was befohlen war.

Persönlichkeit ist nicht das freie, selbstsüchtige Sichausleben des eigenen „Ich", das in den Vordergrund Schieben der ehrgeizigen, eiteln und von sich selbst verehrten eigenen Person. Das ist gar keine Kunst und bietet keinerlei Schwierigkeit. „Persönlichkeit" in unserem Sinne tritt vielmehr erst da zutage, wo die Interessen des eigenen „Ich", der tief in unser aller Natur eingewurzelte Egoismus, alle Regungen leiblichen und geistigen Selbsterhaltungstriebes, dem Ganzen zuliebe geopfert werden müssen, da, wo das schlichte einfache Tun der Pflicht nicht erleichtert wird durch die unsere Eitelkeit reizenden Auszeichnungen, durch Ruhm und Ehren. Das lehrt den Truppenoffizier die Kriegsgeschichte und vergoldet ihm mit dieser Erkenntnis den trüben Alltag durch das Bewußtsein der ethischen Bedeutung seiner Pflichterfüllung im kleinsten Wirkungskreis.

Die Kriegsgeschichte gibt ihm auch nie verblassende Vorbilder. Sie meißelt aus dem feinsten Marmor echten Menschentums Persönlichkeiten heraus, die uns als Helden vorangehen, denen wir die Wege zum Olymp uns nacharbeiten können. Dies Erkennen wahrer Persönlichkeiten kann dann mit Vorteil in die Praxis des täglichen Lebens übertragen werden. Es eifert zur Nachahmung an, es zeigt, wieviel an uns selbst noch fehlt, es gibt einen untrüglichen Wertmesser in der Beurteilung fremder Persönlichkeiten.

Und warum kann das die Kriegsgeschichte? Sie beschäftigt sich mit den Menschen im Augenblick der Gefahr für Leib und Leben, der Gefahr für Ehre und Reputation. Und im Schatten des Todes legen alle

Menschen ihre Masken ab! Da kommen die wahren Gesichter zutage! Da wird manche „Friedensschönheit“ zur lächerlichen Grimasse und mancher im Frieden kaum beachtete Mann zu einer Lichtgestalt, an der sich Tausende aufrichten. Darin möchte ich in erster Linie die ethische Bedeutung der Kriegsgeschichte suchen.

Im Gebiete der Persönlichkeitsfrage sind ferner noch zwei wichtige Erscheinungen festzustellen. Die erste, daß die in irgendeiner Richtung in das Überlebensgroße gesteigerte Persönlichkeit, die wir gemeinhin Genie nennen, in ihrem Empfindungsleben Mensch bleibt und daher von hier aus am besten zu erfassen ist, und dann, daß der Gedanke des Genies den Weg durch die Materie, nämlich die Armee, machen muß, um zur Tat zu werden.

Diese beiden Tatsachen sind nicht so unwichtig wie sie scheinen. Wir können z. B. Napoleon nur dann richtig menschlich verstehen, wenn wir erkennen, wie er mit allen Mitteln versucht hat, sein Genie aller Menschlichkeit zu entkleiden. Er hat die Legenden über seine, allen menschlichen Schwächen entrückte Natur selbst gefördert, er brauchte nicht nur Bewunderung, sondern Anbetung. Wer aber genauer hinschaut, der wird sehen, daß auch Napoleon mit dem Entschlusse ringen mußte, daß er nicht divinatorisch, ohne jede geistige Arbeit das Richtige ahnte, sondern im Gegenteil in allen seinen Feldzügen Perioden des Ungewissen hatte und manche Lage total anders ansah, als sie wirklich war.

Seine Überlegenheit beruhte also nicht im göttlichen Allwissen, mit dem er, um den Massen zu imponieren, so gerne kokettierte, sondern in der Kraft seines Willens, in der eisernen Folgerichtigkeit seiner Schlüsse, in der Brutalität seiner strategischen Betätigung.

Er war kein Gott, der lächelnd mit Europa spielte, sondern ein Mensch, der sich durch die zähe Masse der Widerstände durchwühlte, dem Ziel entgegen, durch Zweifel und Verzweiflung zur Klarheit und zum Sieg.

Und nicht er allein siegte, sondern mit ihm sein Heer. So sehr die Kriegsgeschichte die Gewalt der Persönlichkeit uns vor Augen führt, so zeigt sie uns, wie das Instrument des Feldherrn Mitträger seines Ruhmes ist.

Ein Mollwitz hatte der Feldherr Friedrich verloren, seine Musketiere brachten ihm den Sieg, ein Spicheren, ein Wörth brauchte die Truppenleistung, um zum Siege zu werden.

Es gibt mehr Schlachten, als man gemeinhin glaubt, die die Truppe gewonnen hat, indem sie durch ihre Bravour die schon ersterbenden Gefühle, siegen zu können, in den Herzen der Führer wieder aufleben ließ, indem sie dem Führer das Vertrauen schon vor der Schlacht gab, an seine Truppe Anforderungen zu stellen, die ihm sein taktisches Wollen ganz wesentlich erleichterten.

Und diese kriegsgeschichtliche Erfahrung ist von höchstem pädagogischen Wert für den Truppenoffizier. Er ist es, der in mühseliger Friedensarbeit das Schwert schärft, mit dem der Feldherr den Schild seines Gegners zerschmettert. Die Kriegsgeschichte windet den Lorbeer um des Feldherrn Schläfe, aber sie vergißt auch den Truppenoffizier nicht, der jenem den Lorbeer pflücken half, sie zeigt es klar, daß die größten, geistreichsten Führerideen versagen, wenn die Truppe sie nicht ausführt, wenn die vielen Zwischenstellen zwischen dem Gehirn des Feldherrn und dem Gewehr des Musketiers nicht wie die Teile einer einzigen Maschine arbeiten. Mit einem Wort, die Kriegsgeschichte zeigt, wie es zum Begriff der Persönlichkeit gehört, in der Stelle, an der man steht, das Höchste zu leisten, und welche Bedeutung dies für das große Ganze hat.

Es ist somit gar kein weiter Weg von den scheinbar vergilbten Blättern der Kriegsgeschichte zum grünen Land der Truppenpraxis. Wer Kriegsgeschichte *lesen* kann, findet in der Vergangenheit den Schlüssel zum Verständnis der Gegenwart. Wozu machte sonst auch die Menschheit ihre Erfahrungen? Menschheitserfahrungen aber nennen wir doch wohl — Geschichte.

Quellen, Bücher, Gesetze.

Aber dieses Lesenkönnen der Kriegsgeschichte ist nicht so einfach, es erfordert eine gewisse Schulung, die die Offiziere auf der Kriegsakademie durchmachen, die aber dem Truppenoffizier, der das gleiche „Recht auf Kriegsgeschichte" hat, versagt bleibt. Bei ihm muß die eigene Arbeit alles ersetzen. Ohne rechte Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte gerät man nun leicht auf falsche Bahn und erliegt den zahlreichen Gefahren, die dem einsam Wandernden auflauern. Es wird von jedem Offizier verlangt, daß er sich mit Kriegsgeschichte etwas befaßt, es werden auch häufig kriegsgeschichtliche Winterarbeiten gegeben, aber *wie* man Kriegsgeschichte studiert, das wird den Offizieren in der Regel nicht gesagt.*)

Es wäre daher recht wünschenswert, wenn in den Offizierkorps nicht allein — wie es ja geschieht — kriegsgeschichtliche Vorträge gehalten würden, sondern Vorträge, die dartun an einem praktischen Beispiel, wie man Kriegsgeschichte studieren soll. Ein solcher Vortrag könnte

---

*) Ich halte es für notwendig, daß man bereits dem Fähnrich auf der Kriegsschule einen Einblick in die Methode kriegsgeschichtlicher Arbeit gibt, ihn auf die Bedeutung dieses Studiums sowie auf mögliche Gefahren und Verirrungen hinweist, ihm für die nächsten Jahre eine geschickte Auswahl von Literatur empfiehlt und eine Episode des Jahres 1870 mit ihm in der gleichen Art durchgeht, wie es in den seminaristischen Übungen der Historiker auf der Universität mit allgemein geschichtlichen Episoden gemacht wird.

sehr anregend wirken und die eigene Arbeit vieler junger Offiziere in gesunde, wirklich fördernde Bahnen bringen. Man wende nicht ein, daß diesen Anregungen nicht Folge geleistet werden wird. Wo kein Interesse vorhanden ist, ist alle Liebesmühe umsonst, da nützen die gewöhnlich abgehaltenen Vorträge denen ebensowenig — die schlafen. Gerade die strebsamen, auf ihre Weiterbildung bedachten Offiziere — und um die allein kann es der Armee zu tun sein — werden es dankbar begrüßen, wenn ihnen Richtungslinien für ihre Beschäftigung gegeben werden, wenn ihnen verlorene Zeit dadurch erspart wird, daß man ihnen erklärt, wie sie irgendeine kriegsgeschichtliche Frage anzupacken haben.

Vor allem müssen dem, der ohne Anleitung Kriegsgeschichte studiert, die Gefahren bewußt werden, denen er sich und seine geistige Entwicklung aussetzt. Nur die Gefahr, die man kennt, kann man bewußt vermeiden. Die erste größte Gefahr liegt in der kriegsgeschichtlichen Literatur selbst. Es wäre leicht, kriegsgeschichtlich zu arbeiten, wenn wir das objektiv erführen, was sich im Kriege ereignet hat. Dem ist aber nicht so. Schon die ursprünglichen Quellen, die Gefechtsberichte und die in ihnen rekonstruierten mündlich erteilten Befehle sind höchst unvollkommen, ungenau in bezug auf Zeit und Ortsbestimmungen und durch sonstige Irrtümer aller Art auf das ärgste entstellt. Es ist das eine ganz natürliche Erscheinung, die mit den gewaltigen Eindrücken zusammenhängt, die auf den hereinbrechen, der im Tosen der Schlacht steht und genügend damit zu tun hat, seiner eigenen Nerven Herr zu werden und seine Leute zu führen. Wie soll der auf die chronologische Folge einer Gefechtshandlung achtgeben oder etwa bei jedem Sprung Zeit und Ort in sein Notizbuch eintragen? Die Gefechtsberichte der Kompagnien eines bei Villepion und Loigny im Gefecht gestandenen Bataillons sind z. B. erst am 5. Dezember aus der Erinnerung ohne genaue Karte gefertigt worden. Was können wir von solchen Berichten verlangen; Irrtümer von über einer Stunde und über 1 km sind da noch gar nichts Auffallendes! Hier also schon bei diesen ersten Aufzeichnungen keine Spur von absoluter Richtigkeit. Es kann deswegen niemandem ein Vorwurf gemacht werden.

Diese ersten Berichte bilden dann den Grundstock für die Berichte der nächsthöheren Kommandobehörden. Man kann sich denken, welche Mühe es macht, die einander widersprechenden Berichte zu einem „durchschnittlich richtigen" Gesamtbild zu verwandeln. Dabei muß natürlich manchem Bericht — vielleicht gerade dem richtigsten — Gewalt angetan werden. So steckt bereits in den Archiven eine Fülle von Irrtum.

Und nun tritt der Historiker heran, kombiniert, interpoliert und kritisiert. Wenn er geschickt ist, wird er die Geschehnisse so darstellen, daß sie den größtmöglichen Anschein von Wahrheit haben. Aber in dem ehrlichsten Bestreben wird sich diese Darstellung doch sehr häufig irren

und von der objektiven Richtigkeit immer mehr entfernen. Nun kommt dazu, daß häufig Historiker, die in militärischen Dingen nicht bewandert sind, oder militärische Historiker, die mit vorgefaßten Meinungen an ihre Aufgabe herantreten, die Verwirrung ins Ungemessene steigern. Die Ergebnisse sind dann völlig verzerrte Bilder einer kaum mehr erkennbaren Wirklichkeit.

Ein solches Buch in der Hand eines Anfängers in der Kriegsgeschichte ist geeignet, ihn auf falsche Bahnen zu bringen und ihm mehr zu schaden als zu nützen. Und leider sieht man ihre Güte den Büchern nicht von außen an, selbst die Berühmtheit ihrer Autoren ist kein sicherer Beweis für ihre Brauchbarkeit. Es ist daher jedem Anfänger zu empfehlen, nicht kritiklos aus der Regimentsbibliothek ein Buch herauszunehmen, sondern einen erfahrenen Kameraden zu fragen: „Ich will mich über das und das orientieren. Was soll ich hierfür lesen?"

Ein Anfänger in der Kriegsgeschichte ist zu behandeln wie ein Kind. Wie bei diesem der Geschmack für Jahre verdorben werden kann, wenn falsche Lektüre die kindliche Phantasie in bodenlose Verrücktheiten führt oder abstumpft und damit die Freude am Lesen verkümmern läßt, so werden auch jenem gerade die ersten Bücher von allergrößter Bedeutung für seine fernere Arbeit sein. Bei dieser Gelegenheit sei noch auf eine andere Gefahr hingewiesen, die gerade bei strebsamen Menschen besonders in die Erscheinung tritt: die Überlastung mit dem Gedächtnis eingeprägtem Stoff auf Kosten der innerlichen Verarbeitung dieses Stoffes. Die Kriegsgeschichte soll nicht in allen Details auswendig gelernt werden. Sie soll verstanden und miterlebt werden. Nicht der hat Erfahrung in diesem Gebiete, der weiß, wo und wann jedes einzelne Bataillon irgendetwas getan hat. Wenn wir einen Denkmalswärter auf einem Schlachtfelde fragen, so weiß der Mann noch viel mehr, er nennt uns die Kompagnien, ihre Führer usw., und doch würden wir ihn nie zum Lehrer der Kriegsgeschichte an der Akademie machen. Es handelt sich eben um große Zusammenhänge, um ausschlaggebende Gesichtspunkte, um Beziehungen zu Grundsätzen, zu reglementären und psychologischen Fragen, um tausend Dinge, aber nie um Kleinkram und Vielwisserei.

Aus dem gleichen Grunde braucht der Truppenoffizier nicht alle Feldzüge zu kennen von Gustav Adolf bis zum Südafrikanischen. Er kann sich im allgemeinen mit der historischen Orientierung — zum Zwecke allgemeiner Bildung — begnügen und wird sein besonderes kriegsgeschichtliches Studium auf einige wenige Feldzüge beschränken, diese aber voll und ganz zu erfassen suchen, hier jeder Einzelheit nachzugehen, nicht etwa, um sie auswendig zu wissen, sondern um den Krieg und seine Bedingungen nach Möglichkeit auf sich wirken zu lassen. Wenn dann später all die Einzelheiten dem Gedächtnis auch entschwinden — ihre Wirkung

auf Intellekt und Phantasie bleibt, wie die Wirkung eines längst vergessenen Märchens auf unsere Seele.

Wir leiden heute an der Krankheit des Zuviellesens. Die Zeitungen sind schuld daran, wir wollen neue und immer wieder neue Eindrücke in wilder Hast und können sie unmöglich verarbeiten. Der Geist gewöhnt sich an diese Tätigkeit, er nimmt die Masse des Gelesenen nur ganz flüchtig auf, das Gedächtnis von uns Modernen wird daher immer schlechter, die Vorteile, die wir aus den besten Büchern ziehen, immer geringer. Wir müssen uns daran erinnern, daß nie in der Masse des Gelesenen der Maßstab der Gelehrsamkeit zu suchen ist, sondern in der Masse des Verstandenen. Nicht der wird ein Kunstkenner, der alle Museen Europas durchzieht und innerlich ein Banause ist, nicht der ein Kenner der Kriegsgeschichte, der alle Bücher liest und schon allein wegen dieser mechanischen Anstrengung keine Zeit und keine Kraft behält, Stellung zu allem und jedem zu nehmen, was er in sich aufnimmt.

Es liegt nun in der menschlichen Natur begründet, aus der Summe der Einzelerscheinungen anscheinend Zusammengehöriges unter gemeinsamen Begriff zu ordnen. Diese Meinung erweitert sich zu dem Bestreben, aus der Ähnlichkeit einer Reihe von Ursachen,*) die gleiche Wirkung gehabt haben, ein sogenanntes Gesetz zu konstruieren. Schon aus der Entstehung des Gesetzes geht hervor, daß kein Gesetz a priori da war, sondern zum Zwecke der Vereinigung unter einheitlichen Begriff von uns Menschen erfunden wurde. Das sollte recht festgehalten werden. Denn die größten Verwirrungen der kriegsgeschichtlichen Literatur entstehen dadurch, daß immer wieder vergessen wird, daß große Feldherren nicht nach Gesetzen gehandelt haben, sondern daß die Historiker Gesetze gemacht haben, um die Taten der Feldherren zu rubrizieren und dadurch dem Verständnis näher zu bringen. So entstanden jene Gesetze Napoleonischer und Moltkescher Kriegführung, die sich einander widersprachen und deshalb die Irrlehre einer Gegensätzlichkeit der beiderseitigen Kriegführung erzeugten.

Das Gesetz ist ein ganz brauchbares Unterrichtsmittel für die Einordnung der Elementarbegriffe, es war aber nie die Richtschnur dessen, für den es nachträglich gemacht wurde. Und wenn wir es dazu machen, dann töten wir alles Lebendige in der Kriegsgeschichte, dann ziehen wir

*) Auch der Begriff Ursache und Wirkung ist im letzten Grund ein konventioneller. Wenn tausendmal auf eine Tätigkeit a eine Erscheinung b gefolgt ist, nennen wir a die Ursache von b. Sobald aber einmal auf a b nicht erfolgt, ist unser Beweis unrichtig. Das kann jederzeit einmal eintreten, weil wir noch nicht am Ende der Welt sind. Daher sind alle Behauptungen, die als Beweis bringen: „Weil es bisher immer so war", keine absoluten Wahrheiten, also auch die Begriffe Ursache und Wirkung nicht.

wie Fausts Schüler mit einer Mappe voll Papier nach Hause und haben des Geistes keinen Hauch verspürt. Unser Homunkulus „Gesetz“ zerschellt, sobald er mit der Wirklichkeit in Berühung kommt!

Mit Rezepten werden keine Schlachten geschlagen und mit Gesetzen und Systemen keine Feldzüge gewonnen, sondern nur mit dem frei schaltenden Geist. Ebenso wie mit allen „Gesetzen der Kunst“ im Leibe ein armseliger Maler kein Raffael wird. Aber es kann wohl ein Hirtenknabe kommen, der der erstaunten Welt zeigt, daß er ein Raffael ist und der gar nicht weiß, was ein Gesetz ist. Und dann werden in Jahrhunderten nach diesem die armen Epigonen Gesetze schmieden, denen jener gefolgt sein soll, sie werden Momente finden, wo er nicht in ihre Gesetze paßt, und werden mit unnachahmlicher Komik dann behaupten: „Hier, hier ist er sich selbst untreu geworden“.

Im Gebiete der Kriegsgeschichte werden dann eine Reihe von solchen Gesetzen zusammengefaßt und zu ganzen strategischen Systemen aufgebaut, zu Systemen, die nie bestanden haben, die in ihrer Genielosigkeit und Starrheit ein übles Licht auf ihre Erfinder werfen, das ist aber auch das einzig Positive, was sie leisten.

Wenn ein Anfänger derartige Werke liest, so kommt er zum Schluß, daß das Genie ja ganz leicht zu verstehen ist, und — nur ein kleiner Schritt ist es zu der Behauptung, daß es zu imitieren ist, wenn man nur sein System erlernt hat. Damit wären wir dann ohne Mühe auf eine recht bedenkliche Bahn geraten — die im Größenwahnsinn endet, wenn sich dieser auch nur in der harmloseren Form von geistigem Hochmut äußert. Selbsttäuschung und geistiger Hochmut sind aber die schlimmsten Krankheiten, die einen Sucher der Wahrheit überkommen können.

Wenn das Genie chemisch zu analysieren wäre, dann hätten es die Talente gut auf der Welt, jedes würde sich mit den Elementen des Genies versehen. Dem ist aber nicht so! Das Nichtberechenbare, Dämonische, jedem System geradezu Entgegengesetzte, ist eine Wesenseigentümlichkeit des Genies. In Flaschen verzapft, verflüchtigt es, in Systeme gepreßt, vergeht es. Es läßt sich nur als ganzes fassen, das heißt künstlerisch! Strategie und höhere Tatik sind Künste, keine Wissenschaften, sie haben Stil, keine Methoden, sie haben Schulen, keine Systeme, ihre Resultate sind Kunstwerke, keine Dogmen oder feststehende Deduktionen.

Und das müssen wir festhalten, wenn wir Kriegsgeschichte studieren. Wir haben in der Person Cäsars, Hannibals, Gustav Adolfs, Napoleons, Friedrichs des Großen usw. usw. ein Kunstwerk der Schöpfung vor uns, aber kein Kochbuch, aus dem wir Rezepte für unseren bescheidenen Haushalt abschreiben können.

Wir wollen mit freudigem Staunen an unsere großen Vorbilder

herantreten und den miserabeln Satz **nil admirari** ganz beiseite lassen. „Das Staunen ist die Mutter der Erkenntnis“, hat einst ein alter Philosoph gesagt. Und wir wollen den großen Generalen nachzuempfinden versuchen, indem wir den Zauber ihrer Persönlichkeit auf uns wirken lassen, und wollen jedes Buch, das versucht, das Göttliche des Genies intellektuell zu erklären und in Rubriken zu bringen, beiseite legen oder nur mit heiligem Zorne lesen.

Kritik.

Im Zusammenhang mit dem, was wir oben über die Gefahr geistigen Hochmuts sagten, steht die Frage nach der kriegsgeschichtlichen Kritik. Nur allzuschnell wird diese Kritik ungerecht und leichtfertig und bringt den Kritiker in einen Zustand der Selbstüberhebung, der seiner eigenen Weiterentwicklung höchst verderblich ist.

Zunächst ist festzustellen, daß — nicht nur in unserem Gebiete, sondern überall im Leben — die Negation wesentlich leichter ist als das positive Schaffen. Man kann an jeder menschlichen Tätigkeit das Bedingte und Unvollkommene, was ja ein Teil ihres Wesens ist, herausfinden, das ist eine recht geringe Kunst. Zumal ist sie kriegerischen Handlungen gegenüber einfach, wenn wir behaglich am Schreibtisch sitzen und auf einer guten Karte, völlig gefahrlos, ohne jede zeitliche Beschränkung unserer Denkarbeit, ohne jede Verantwortung, satt und warm, nicht übermüdet, nicht vom Drang der Verhältnisse beklommen, Operationen nachprüfen oder Gefechte kritisieren. Wir finden leicht einen Fehler eines Führers heraus. „Wie konnte er ihn nur begehen!? — Das ist ja ganz unglaublich! Das mußte doch so gemacht werden!“ Und durch dieses eitle Selbstgespräch sind wir schon auf der Bahn zu geistigem Hochmut weit fortgeschritten.

Kritik zu üben, ist unbedingt nötig, um unsere eigene Auffassung zu prüfen oder auch um den Motiven kriegerischer Ereignisse auf die Spur zu kommen. Wir dürfen nur nie vergessen, daß uns drei Faktoren zur Verfügung stehen, die den im Kriege handelnden Personen gefehlt haben:

1. Der Erfolg oder Mißerfolg, der für uns bereits historische Tatsache geworden ist und als Wertmesser für die Handlung verwendet werden k a n n.
2. Die genaue Kenntnis aller Verhältnisse beim Feinde.
3. Der Mangel jeder persönlichen Anteilnahme an den Ereignissen, also die erste Vorbedingung ruhigster und leichtester Überlegung.

Endlich wird unserer Kritik immer etwas fehlen, das die Entschlüsse oft entscheidend beeinflußt hat, das ist die Kenntnis der nicht geschichtlich übermittelten Motive, die das Herz des Handelnden im Moment der Tat bestürmten oder wie ein eiserner Ring sich fesselnd um seinen Willen legten.

Es ist hier der schärfsten Kritik oft nicht möglich, die Ursache einer Handlung herauszufinden, und je ehrlicher die Kritik zu Werk geht, desto häufiger kommt das vor.

Wir erinnern hier an Clausewitz, der im 5. Kapitel seines 2. Buches „Vom Kriege“ schreibt: „Was die Ableitung der Wirkung aus den Ursachen betrifft, so hat diese oft eine unüberwindliche äußere Schwierigkeit, daß man nämlich die wahren Ursachen gar nicht kennt. In keinem Verhältnis des Lebens kommt dieses so häufig vor als im Kriege, wo die Ereignisse selten vollständig bekannt werden, und noch weniger die Motive, die von den Handelnden entweder absichtlich verhehlt werden oder, wenn sie sehr vorübergehend und zufällig waren, auch für die Geschichte verloren gehen können. Daher muß die kritische Erzählung mit der geschichtlichen Forschung meist Hand in Hand gehen, und doch bleibt oft ein solches Mißverhältnis zwischen Ursache und Wirkung, daß sie nicht berechtigt ist, die Wirkungen als notwendige Folge aus den bekannten Ursachen zu betrachten . . . Ein wahres Übel entsteht erst, wenn das Bekannte schlechterdings hinreichen soll, die Wirkungen zu erklären, ihm also eine falsche Wichtigkeit gegeben wird.“

Solange das „Bekannte nicht ausreicht“, und das ist sehr oft der Fall, muß unsere geistige Arbeit mehr danach trachten, wirksamere Motive zu suchen, als sich zu begnügen und zu verdammen! Da gibt uns Moltke eine gute Lehre. Er schreibt im Vorwort zu seinem Buch über den Italienischen Feldzug 1859: „Es verschwindet nämlich in der Regel das geradezu Unzweckmäßige und widersinnig Erscheinende ganz, sobald man die Motive, die tausend Reibungen und Schwierigkeiten übersieht, welche sich der Ausführung im Kriege entgegengestellt haben.“

Um nun unsere Kritik zu klären, bedarf es außer positiver Kenntnisse einer reichen Phantasie. Man kann von den Dingen im Kriege nicht alle rein verstandesmäßig auffassen, zergliedern und Ursache und Wirkung auf rein materieller Grundlage feststellen. Das würde einseitige Ergebnisse zeitigen. Wir müssen als wichtigsten Faktor die psychische Wirkung und Gegenwirkung in die Rechnung stellen. Daß dieses Inrechnungstellen aber richtig geschieht, dafür bedarf es nicht nur reicher, sondern gesunder Phantasie, d. h. einer Phantasie, die durch Studien geläutert zu einer richtigen Bewertung der Imponderabilien aller Art gelangt ist.

Schon die Bewertung des Erfolges spielt da mit herein. Nicht immer ist eine Handlung falsch, weil ihr der Erfolg mißgönnt blieb! Es steht zu untersuchen, ob der Mißerfolg wegen oder trotz der Handlung eingetreten ist. Das wird häufig übersehen. Und wenn wir schließlich selbst zu dem Resultat kommen: ein unglücklicher Führer hat seine Niederlage selbst verschuldet, so ist immer noch nicht sicher, ob wir mit dieser Behauptung recht haben, ob, um mit Clausewitz zu sprechen, „das uns Be-

kannte ausgereicht hat" für diese Entscheidung. Jedenfalls ist auch dann vor maßlosem Verurteilen solcher Führer zu warnen. Es grenzt an das Lächerliche, wenn über verdiente, aber unglückliche Führer mit der überlegenen Miene eigener Überhebung der Stab gebrochen wird.

Ganz Europa ist über den in edelem Schweigen treu verharrenden Benedek hergefallen und hat ihn in maßloser Weise geschulmeistert, Kritiker, die keine Ahnung von operativen Dingen haben, kühlten ihr Mütchen an ihm, taktische Schulbuben haben über den Mann gekichert und gewitzelt. Und was sagt Moltke über Benedek, Moltke, der einzige, der ihn geschlagen hat und daher allein volles Recht hatte, über ihn zu urteilen? Ernst und stilvoll, wie unser großer Feldmarschall stets war, sagt er: „der arme Benedek, so ein braver und tüchtiger General". (!!) Ist das nicht wie eine weise Mahnung an all die kleinen Geister, die in maßloser Kritik das einzige Mittel finden, die spärlichen Funken ihres Verstandes glitzern zu lassen?

Moltke soll wie in so vielen Dingen auch hier unser Vorbild sein. Wir wollen bedenken, daß die Mehrzahl der geschlagenen Generale Menschen waren, auf denen das Vertrauen ihres Landes und ihres Heeres ruhte, Menschen, die mit denselben Gemütsbewegungen der Welt gegenüberstanden und zum mindesten die gleichen intellektuellen Fähigkeiten hatten wie ihre Kritiker.

Es gibt nichts, was schwieriger ist, als die innersten Ursachen von Sieg und Niederlage herausfinden. Wenn Kritiker sogar dazu kommen, diese Ursachen weniger in der Wirkung der Persönlichkeiten als in dem Wirken eines höheren Willens oder in den Forderungen der historischen Entwicklung oder endlich in dem Überwiegen eines Gesamtvolkstums über das feindliche zu sehen — eine Anschauung, die wir nicht teilen —, so beweist das immerhin ein Zugeständnis an die unendliche Schwierigkeit, eben diese Ursachen zu finden. Denn im allgemeinen werden wir Menschen da mystisch, wo wir mit dem Intellekt Bankrott gemacht haben.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß literarische Erzeugnisse, die lediglich den Geschlagenen als einen ganz Unfähigen, unglaublich dummen Menschen hinstellen, mit größter Vorsicht zu lesen sind. Oft hat das Glück entscheidend mitgespielt, oft sind die besten Entschlüsse an den Friktionen der Ausführung gescheitert, hie und da haben körperliche Leiden den coup d'oeil des Feldherrn getrübt oder hat ein junges oder verhungertes oder demoralisiertes Heer einfach als Werkzeug des Führers versagt. All das muß vorurteilsfrei und mit einer ausgesprochenen Scheu, jemandem Unrecht zu tun, geprüft werden. Dann kommt eine Kritik zustande, die etwas Positives nützt.

Die Kritik der Handlungen,*) die der Truppenoffizier ausüben kann, muß die historische Erzählung als richtig voraussetzen, sie beschäftigt sich nur mit folgenden Fragen:

1. War das, was geschah, nach den damaligen Anschauungen richtig?
2. Ist das, was geschah, nach den heutigen Anschauungen richtig und können wir das heute verwerten?

Die Beantwortung der ersten Frage ergibt die objektive historische Kritik und wird für den Truppenoffizier nur selten eine Bedeutung haben.**) Dagegen gibt die Beantwortung der zweiten Frage die Erfahrungssätze für die Gegenwart, die kriegsgeschichtlichen Lehren. Sie ist ihrer Natur nach subjektiv, weil das Maß der Kenntnisse unserer heutigen Anschauungen beim Kritiker, sowie seine ganze geistige Höhe, die Beantwortung entscheidend beeinflussen werden.

Bei der Beantwortung der zweiten Frage werden sehr häufig große Fehler gemacht, die wir noch etwas näher betrachten wollen und die meistens in falschen Verallgemeinerungen bestehen.

Einmal wird nicht unterschieden zwischen Einzelerscheinungen und Typen. Daraus entsteht dann irgendeine Lehre, die in ihrer allgemeinen Form ganz unhaltbar ist, weil sie ganz bestimmte Verhältnisse voraussetzt, die so, wie sie in dem einen Kriege waren, keine Aussicht haben, wiederzukehren. Dann werden sehr häufig geographische, klimatische und Rassenverhältnisse übersehen, die den Operationen in nicht mitteleuropäischen Kriegsschauplätzen ein Gepräge geben, das auf unsere Verhältnisse einfach nicht übertragbar ist. Endlich spielt eine große Rolle die Tatsache, daß wir 1. Millionenheere aufstellen, 2. gleich bewaffnet und gleich ausgebildet mit unserem Gegner Frankreich sind und 3. die Überlegenheit an Zahl nicht sicher zu erwarten haben.

Alle Erfahrungen mit kleinen Armeen oder mit zwei Gegnern, die qualitativ oder in bezug auf Güte der Bewaffnung voneinander abstechen, oder endlich alle Kriege starker Überlegenheiten gegen schwachen Gegner sind in ihren Erfahrungen nicht ohne weiteres zu übertragen. Das würde ganz falsche Vorstellungen ergeben. Jede Verallgemeinerung hat also nur da ihre Berechtigung, wo die äußeren und inneren Bedingungen der Ereignisse unseren mitteleuropäischen Verhältnissen einigermaßen konform sind.

*) Im Gegensatz zur Kritik der Quellen und zur Kritik der Literatur, die andere Wege geht und für den Truppenoffizier nicht in Betracht kommt.

**) Gehört überdies zum Schwierigsten, was es gibt, weil es ein Abstreifen allen Milieus der Gegenwart und ein völliges Sichversenken in die Anschauungen einer fremden Zeit erfordert.



Was hier von der großen Kriegführung gilt, hat auch seine Berechtigung für taktische Verhältnisse. Die Infanterietaktik in den Weingärten Oberitaliens läßt sich nicht in deutsches Ackerland übertragen, Gefechtsgrundsätze, die gegen wilde Völker große Erfolge brachten, scheitern gegenüber Europäischer Infanterie. Meist klebt bei solchen Fragen der kritische Geist desjenigen, der die Erfahrungen sucht, zu sehr an der Form. Die Form ist ohne weiteres erkennbar, sie drängt sich als Sinneswahrnehmung direkt auf und wird daher in ihrer Bedeutung weit überschätzt.

1859 wurden die Österreicher, die sich durch ihr präzis schießendes Lorenzgewehr zu sehr auf reine Feuertaktik versteiften, von den Französischen Kolonnen überrannt. Die daraus gezogene Lehre brachte eine ungestüme Sturmtaktik der Österreicher zustande, mit der sie 1866 in das Feld zogen. Nun scheiterten die tapferen Brigaden an dem Schnellfeuer der neuen Waffe der Preußen. Die Feldzugserfahrung entsprang einer zu einseitigen Betonung der Form, die Rolle, die der langsam schießende Vorderlader Lorenz und das rasch feuernde Zündnadelgewehr spielen mußten, wurde in die Berechnung nicht aufgenommen.

Die Englischen Angriffe gegen die Burenstellungen scheiterten. Die Forschung suchte nach Gründen und fand sie in der Englischen Angriffsform. Daraufhin erfolgte eine Zeit, in der die Infanterietaktik übereilt umgeändert werden sollte, in der die Literatur von dünnen Schützenlinien entscheidende Angriffe verlangte und von berittenen Infanteriedivisionen träumte, die die feindlichen Stellungen, die man doch nicht angreifen könne, umgehen sollten.

Unsere offiziellen Vorschriften zeichneten sich damals wie heute durch ihr maßvolles Verhalten aus und retteten uns vor den Utopien dieser „kriegsgeschichtlichen Lehren“.

Mag die Englische Angriffsform antiquiert gewesen sein, sie hätte unbedingt zum Erfolge geführt, wenn England die Führer und die Truppe gehabt hätte, die bei uns 1870 eine noch viel antiquiertere Form zum Siege mitgerissen haben. Aber die Kolonialkriege und ihre leichten Siege haben der Englischen Infanterie die rechten Begriffe von der Höhe der für einen Schlachtenangriff nötigen Verluste genommen.

Betrachten wir folgende Verlusttabelle der Gesamtstreitkräfte:

Engländer: Colenso 6,3 vH., Modderriver 6,9 vH., Spionkop 5 vH.;

Preußen: Mars la Tour 22,4 vH.;

Russen: Plewna I 28 vH., Plewna II 22,5 vH., Plewna III 19,4 vH.;

oder einzelner besonders belasteter Infanterietruppenteile:

Engländer: Colenso: 5. Brigade 15,0 vH., Spionkop: II. Regt. Lancaster 32,5 vH., II. Lancashire Füsil. 39,6 vH. (einschl. zahlreicher „Vermißter“), Magersfontein: Black Watch 34,5 vH.;

Preußen: Wörth: Inf. Regt. 46 36,3 v.H., Vionville: Inf. Regt. 72 48,9 vH., Vionville: Inf. Regt. 16 48,9 vH., St. Privat: Garde-Schützen 50 vH. (100 vH. Offiziere);

Russen: Plewna III: 61. Inf. Regt. 55,5 vH., Jalu: 11. Schützen-Regt. 42,9 vH.;

Franzosen: Wörth: 2. Turko-Regt. 89,2 vH. (einschl. Gefangener), Wörth: Brig. Maire 58,4 vH. (in 1/4 Stunde!!).

Der Gegensatz ist in die Augen fallend. Die Reichsarmee bei Roßbach hatte 6,4 vH. blutige Verluste und wurde von ganz Europa ausgelacht, daß sie mit so wenig Verlusten davongelaufen war. Die Engländer haben bei Colenso 6,3 vH. Verluste, und ganz Europa spricht von „vernichtenden Einbußen" und von der Unangreifbarkeit feindlicher Fronten. Neben dem Typus falscher Verallgemeinerung sehen wir hier auch ein Zeichen langer Friedenszeit und verweichlichender Kultur: den Wunsch, Formen zu erfinden, die an sich, ohne große Verluste herbeizuführen, den Sieg verbürgen. Es ist das gleiche Bild in tacticis, das wir im 18. Jahrhundert im Gebiet der Strategie beobachten können und das vor dem brutalen Siegenwollen Napoleons zerstäubte.

Aus derselben falschen Verallgemeinerung, die oben erwähnt wurde, entstand auch eine „militärische Verehrung" des Burenschützen, die ganz unangebracht und nahe daran war, den wichtigsten Grundpfeiler der Armee, die Disziplin, zu erschüttern. Die Idee von der Initiative der Unterführer, falsch aufgefaßt, wurde erweitert und reine Willkür als Initiative bezeichnet, die Zügel der Gefechtsleitung und Feuerleitung als unnötige Hemmungen des freien Entschlusses gebrandmarkt, die Bedeutung des Zusammenhaltens vieler Willen unter einen angezweifelt. Die Schützenlinie soll aus lauter taktisch gebildeten, nach eigenem Wissen und Gewissen handelnden „Persönlichkeiten" bestehen. Ob aber diese „Persönlichkeiten", weil sie keinen Gehorsam mehr im Leibe haben, nicht sehr rasch ihr wertvolles „Ich" durch die Flucht in Sicherheit bringen, danach ging die Frage nicht.

Wollen wir die Sache ganz nüchtern betrachten: Was haben die Buren geleistet? Das einzige, wodurch eine Truppe zum Siege gelangt — den Angriff haben sie nicht gekannt und warum nicht? Weil ihre Kommandos aus Schützen, aber nicht aus Soldaten bestanden. Der Angriff erfordert aber Blut, und Blut hergeben hängt nicht mit dem Verstand und der intellektuellen Ausbildung, sondern mit dem Gehorsam und einem festbegründeten Idealismus zusammen, den die Zusammenfügung der Einzelwillen unter den eisernen Willen des Vorgesetzten wesentlich begünstigt.

Was haben sie in der Verteidigung geleistet? Sie haben in einem für die feindliche Artillerie absolut ungeeigneten Gelände — das es neben-

bei in Frankreich, Deutschland und Rußland nicht gibt — einer isoliert und massiert angreifenden Infanterie recht bescheidene Verluste beigebracht. Daraufhin ist diese angreifende Infanterie umgekehrt! Wo liegen da die Gründe? Doch wohl auf seiten des Angreifers. Ich möchte die Preußische Garde mit ihren Leuten von St. Privat am Tugela gesehen haben! Wie sie hinweggefegt worden wären, diese Burenfronten! Wie niemand in Europa von den Qualitäten ihrer Verteidiger weiterhin Notiz genommen hätte!

Das sind typische Fälle für Verallgemeinerungen. Zahlreich sind sie aus dem Russisch-Japanischen Kriege hervorgegangen, neben ausgezeichnet verwertbaren Lehren. Wir haben in der Mandschurei eine Gebundenheit der Strategie, die ganz ausgeschlossen ist in einem Westeuropäischen Kriege. Diese Strategie mit ihren halben Erfolgen, mit ihrem vorsichtigen, genielosen Herumtasten ist in Europa politisch und finanziell gar nicht zu machen. In Europa fordert das G e l d und die P o l i t i k der lauernden Nebenmächte rasche und entscheidende Erfolge.

Weiterhin bewegt sich die Japanische Infanterietaktik fast ausschließlich im Positionskrieg — es waren ja doch nahezu provisorische Festungen, die die Japaner in jeder sogenannten Feldschlacht angreifen mußten. Der Positionskrieg entstammte wiederum der strategischen Absonderlichkeit.*)

Welche Möglichkeiten hier falsche Verallgemeinerungen für eine Zukunftsschlacht zu ziehen!

Wir betonen hier die negative Seite des Bildes, was wir hervorheben wollen, um dem Vorwurf zu begegnen, als ob wir aus dem Russisch-Japanischen Kriege nichts lernen wollten. Ganz im Gegenteil, der Krieg bringt uns gerade im Gebiet der niederen Taktik so außerordentlich viel Lehrhaftes, daß jeder Offizier sich mit ihm beschäftigen muß. Nur ist davor zu warnen, hier wie überall ohne Kritik alles einfach zu imitieren! Daher war in obigem eine grelle Beleuchtung der Möglichkeit, falsche Lehren zu sammeln, notwendig.

Das Maßvolle unserer Reglements an allen Stellen kann zum Vorbild dienen. Das M a ß l o s e eines Teils der Literatur kann uns abschrecken und hat darin dann eine Berechtigung seines Daseins.

Wir wissen wohl, daß es in der heutigen Zeit leichter ist, ein Neuerer zu sein, als an dem, was am Alten gut ist, festzuhalten. Man kommt leicht in den furchtbaren Geruch eines Reaktionärs, der man deshalb natürlich noch lange nicht ist.

Zur Genüge geht aus dem Angeführten hervor, wie unendlich schwer

*) Womit nicht behauptet wird, daß Kämpfe um befestigte Feldstellungen in einem Deutsch-Französischen Kriege überhaupt nicht vorkommen werden. Vielleicht werden sie häufiger sein als früher, wir zweifeln nur daran, daß sie, bei den herrschenden operativen Anschauungen in beiden Staaten, die Regel bilden werden.

gerade die jüngste Kriegsgeschichte für den Anfänger ist. Da lauern die Gefahren buchstäblich an allen Ecken und Enden, die Berichte sind noch nicht geschieden in wertvolle und wertlose, je weniger Positives man weiß, desto eher wirft man sich der Kombination in die Arme — in dieser Hinsicht ist älteste und jüngste Kriegsgeschichte sich so ähnlich —, die Persönlichkeiten sind noch von der Parteien Haß oder Gunst getragen; kurz, in diesem Tohuwabohu subjektiver Erzeugnisse kann nur der feststehen, dem etwas Kritik zu eigen ist, d. h. der schon reichlich in Kriegsgeschichte gearbeitet hat.

Wir möchten daher davor warnen, mit neuesten Kriegen und mit Kriegen, die besondere, nicht ohne weiteres übertragbare Verhältnisse aufweisen, das kriegsgeschichtliche Studium zu beginnen.

Für die Offiziere, die operative Studien machen wollen, sei unser Glaubensbekenntnis hier geschrieben, daß Napoleon auch heute noch strategisch moderner ist als die beiden Führer des Russisch-Japanischen Krieges und daß er ein immer noch unübertroffener Lehrmeister des Krieges für uns sein kann. Taktische Studien beginnen vorteilhaft mit den Gefechten der Jahre 1866 und 1870. Erst wenn die Kritik einigermaßen gefördert ist, empfiehlt es sich, an moderne Kriege ferner Schauplätze heranzutreten.

Es ist das unsere persönliche Anschauung, die wir niemandem aufdrängen wollen, die aber abschließend hier Erwähnung finden mußte.

Überblicken wir die Reihe der Vorteile, der Gefahren kriegsgeschichtlicher Eigenarbeit, so sind die Gefahren so viele wie die Vorzüge. Dennoch wäre es ein entscheidender Fehler, sich vom Studium abschrecken zu lassen. Wir können die Gefahren vermeiden, wenn wir sie kennen und wenn wir ehrlich mit uns selbst sind. Es wird aber wohl niemand so betrogen wie das eigene Ich von sich selbst. Und darum ist Kriegsgeschichte studieren eine Charaktersache. Für unreife Menschen ist die Kriegsgeschichte nicht geschrieben, sie erzeugt eine falsche Begeisterung oder eine dünkelhafte Selbstüberhebung — sie verlangt ein wenig Lebensschule. Sie gibt aber auch, wie wir glauben nachgewiesen zu haben, selbst Lebenserfahrung in vollendetster Form.

Denn der Krieg ist ein Stück Leben. Er zeigt uns all das, was ein Menschenleben erfüllt in zeitlich konzentrierter Form. Er ist ein Stück Leben mit der *ganzen Tragödie* und mit allen *Lächerlichkeiten* des Lebens ausgestattet, bis zum Übermaß erfüllt.

Und wir, die wir ihn lesen und seine Bedingungen erkennen wollen, stehen selbst in diesem Leben innen, wir *müssen* ihn subjektiv erfassen — das aber, und wir legen Wert darauf, das noch zu sagen, dies subjektive Erfassen historischer Vorgänge ist kein Fehler und keine Gefahr. Denn es gibt keine objektive Erkenntnis, die ja, wenn es sie gäbe, absolute

Wahrheit brächte und damit wieder absolute Erkenntnis wäre. Es gibt nur subjektives Erkennen.

Wer sich vor dem subjektiven Erkennen fürchtet und nun gewaltsam alles Gefühl ausschaltet und nur mit dem Verstand die Kriegsgeschichte erfassen will, begeht einen doppelten — so häufig vorkommenden Irrtum.

Es bleibt nämlich immer noch sein Verstand, der erkennt, woraus hervorgeht, daß die Resultate um keinen Deut objektiver werden.

Er erkennt auf diese Weise das Wesentliche der Kriegsgeschichte überhaupt nicht. Denn Leben kann nicht verstanden, sondern nur empfunden, gefühlt, geahnt werden.

Daher ist es nötig, mit der ganzen Kraft seines Gemüts und seiner Phantasie sich den Ereignissen der Geschichte entgegenzustellen, sie miterleben. An seinem Schreibtisch muß man den Schritt der Bataillone hören, muß mit dem Feldherrn in der Stunde der Krisis hoffen und sorgen lernen, muß mitjubeln über den gewonnenen Sieg, über die flatternden Fahnen und muß die Toten sehen, die furchtbare Gewißheit, eine Schlacht zu verlieren, fühlen, die Qualen des Rückzugs in der Seele des Führers mitleiden — mit einem Wort, man muß sein Menschenherz hergeben, dann wird man Menschenherzen verstehen und erfassen lernen. Dann wird man über menschliche Größe staunen, menschliche Schwäche verzeihen und menschliches Leid begreifen und wird so die schmale Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft, die wir Gegenwart nennen, in ihrer wahren Bedeutung erkennen und würdigen.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68–71.

Die Tätigkeit der Feld- und schweren Artillerie im russisch-japanischen Feldkriege 1904/05 und der Einfluß der dortigen Kriegserfahrungen auf unsere heutige Artillerieverwendung.

Von

Marbach,

Hauptmann und Batteriechef im 2. Pommerschen Fußartillerie-Regiment Nr. 15.

Vierzig Jahre sind seit Deutschlands letztem großen Kriege verflossen; zwar ist die Kriegsgefahr schon oft sehr nahe und drohend gewesen, aber immer noch hat sie sich bisher wieder abwenden lassen. Je länger die Friedenszeit aber währt, je weniger eigene Kriegserfahrungen wir haben, um so mehr wächst unser aller Pflicht, die Ereignisse und Ergebnisse eines jeden Krieges zu verfolgen: Für die für die Schlagfertigkeit des Heeres und der Marine verantwortlichen Stellen, um Vorschriften, Organisation und Material nachzuprüfen, damit wir dereinst von den Verhältnissen nicht so unangenehm überrascht werden, wie die Russen in der Mandschurei. Denn da neue Kampfmittel neue Kampfformen bedingen, gilt nirgends so wie in der Kriegskunst das alte Wort: „Nichts ist dauernd als der Wechsel," so daß die veränderliche Kriegskunst schon sprichwörtlich geworden ist. Für die Militärliteratur, um durch eine sachliche Aussprache eine gründliche Klärung der zweifelhaften Fragen herbeizuführen. Für jeden Offizier endlich, um sich die gewonnenen Kriegserfahrungen genauer zu eigen zu machen, als es an der Hand der auf ihnen beruhenden dienstlichen Vorschriften und Reglements naturgemäß geschehen kann. Lediglich für den letzten Zweck soll diese Arbeit die vielen in der Literatur zerstreuten Angaben sammeln, die Entwicklung unserer heutigen Ansichten auf Grund der mandschurischen Feldzugserfahrungen nachweisen und belegen. Denn so verhältnismäßig leicht es nun heute im Zeitalter des Verkehrs auch ist, die Ereignisse eines Krieges zu verfolgen, so schwierig ist es aber, aus ihnen die richtigen Schlüsse und Folgerungen zu ziehen. Abgesehen davon, daß die Gefahr nahe liegt, Erscheinungen, welche in örtlichen Verhältnissen begründet sind, zu verallgemeinern oder auch Fehler des Personals dem Material zuzuschreiben und umgekehrt, finden sich in allen Nachrichten doch auch stets persönliche Ansichten ausgeprägt,

so daß die Darstellungen selbst ganz einwandfreier und sachverständiger Berichterstatter über dieselben Vorgänge und Erscheinungen weit auseinander gehen können. Und wie sehr persönliche Ansichten voneinander abweichen können, zeigen z. B. die Äußerungen über den moralischen Eindruck des Artilleriefeuers. So schreibt Oberstleutnant Bronsart v. Schellendorff in dem Aufsatz: „Erlebnisse beim japanischen Heere" in Heft 1/1906 der Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde (S. 62): „Wenn ich vorher sagte, daß man sich nach dem ersten Schreck verhältnismäßig schnell an das Sausen und Platzen der Artilleriegeschosse gewöhnt, so konnte ich jetzt im Gegensatz hierzu feststellen, daß das Infanteriefeuer fortwährend ohne Unterbrechung sehr peinlich auf die Nerven wirkte." In den Artilleristischen Monatsheften (1907, S. 322) heißt es dagegen in dem Bericht, der der französischen Kammer erstattet wurde: „Man gewöhnt sich schnell an das Infanteriefeuer," schreibt der Kapitän Solovics, „aber das Artilleriefeuer macht einen weit stärkeren Eindruck." Ebenso äußert sich nach Beiheft 70 (S. 24) zur Internationalen Revue für die gesamten Armeen und Flotten 1906 ein russischer Offizier: „Wer vorgibt, daß das über seinen Kopf springende Schrapnell ihm keinen Eindruck mache, sagt nicht die Wahrheit. Das bösartige Sausen in der Luft, das lärmende Springen, das Pfeifen und Aufschlagen der Kugeln auf den Boden erschüttern selbst die solidesten Nerven."

Ebensoweit gingen, namentlich anfangs, über die allgemeine Rolle, die die Artillerie im ostasiatischen Kriege gespielt hat, die Ansichten auseinander. So heißt es in dem erwähnten Bericht an die französische Kammer weiter: „Obwohl die Ereignisse des Krieges in der Mandschurei noch nicht in allen Einzelheiten bekannt sind, so zeigt der Charakter der meisten Schlachten doch, daß die Bedeutung dieser Waffe sehr gestiegen ist." Dagegen lesen wir in Streffleurs militärischer Zeitschrift 1906 (S. 1097): „Die Ursache, daß die Wirkung der Artillerie wie schon im Burenkriege nicht jene zerschmetternde, schlachtenerschütternde war, wie man sie nach den Kriegen 1866 und 1870/71 und mit Rücksicht auf die seitherige Vervollkommnung dieser Waffe erwartete, usw." Es ist also in allen Nachrichten stets sehr viel Individuelles des betreffenden Berichterstatters mitenthalten, mit welchen Erwartungen er hingekommen ist und wie er diese bestätigt gefunden hat.

Untersuchen wir nun im einzelnen, welche alten Erfahrungen hinsichtlich der Artillerieverwendung im Feldkriege bestätigt, welche neuen gemacht worden sind.

Frhr. v. Tettau schreibt*) über seine Reise zum Kriegsschauplatz:

*) Frhr. v. Tettau, Achtzehn Monate mit Rußlands Heeren in der Mandschurei. (Bei weiterer Bezugnahme lediglich mit v. T. bezeichnet.) I. Bd., S. 38. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

„Immer mehr gewann bei uns die Überzeugung Raum: »Aus diesem Lande haben die Russen niemals herausgehen wollen und herausgehen können.« Man wird doch nicht unzählige Millionen in ein Land hineinstecken und dann wieder abziehen!" Er spricht dann von der bereits im Herbst 1903 gebauten Verpflegungsstation in Buchatu, in deren Speisesaal gleichzeitig 1000 Mann an Tischen beköstigt werden konnten. Rußland hatte also schon angefangen, sich in der Mandschurei heimisch zu machen, es hatte auch schon damit gerechnet, diese nicht ohne Kampf wieder herauszugeben. Wie hatte Rußland nun für seine Artillerie gesorgt?

Russische und japanische Feld- und Gebirgsartillerie.

Rußland hatte kurz vor Beginn des Feldzuges ein neues Feldgeschütz eingeführt, das Putilow-Geschütz M/1900, ein Schnellfeuergeschütz mit Rohrrücklauf, aber ohne Schutzschilde. Neben manchen anderen Mängeln — so erforderte es noch immer ein Nachrichten nach jedem Schuß — bestand der Hauptfehler des Geschützes in seiner außerordentlichen Schwere für den dortigen Kriegsschauplatz. Es betrug nach Bahn*) die Zuglast 314 kg, das Fahrzeuggewicht 1884 kg, das Batteriegewicht (abgeprotztes Geschütz) 1048 kg. Bei dem japanischen Feldgeschütz betrugen die entsprechenden Zahlen 275 kg, 1650 kg und 885 kg, also ein recht beträchtlicher Unterschied. Gewiß läßt sich ein Geschütz in vieler Beziehung besser ausstatten, wenn man ein hohes Gewicht nicht scheut, und mochte das Geschütz auch für Rußlands weite Ebenen genügend beweglich sein, für den Kriegsschauplatz in der Mandschurei traf dies in keiner Weise zu. Bei der Einführung eines Geschützes sind aber nicht nur die Verhältnisse des eigenen Landes, sondern auch die voraussichtlichen fremden Kriegsschauplätze zu berücksichtigen. Da Rußland sich aber mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, die Mandschurei nicht ohne Kampf herauszugeben, so mußte es auch bei der kurz vor Ausbruch des Krieges erfolgten Neueinführung eines Feldgeschützes auf das außerordentlich schwer gangbare Gebirgsterrain dieses Landes Rücksicht nehmen. Diese Nichtachtung hat sich im Feldzuge sehr unangenehm bemerkbar gemacht.

So urteilt z. B. v. T. im 1. Bande des genannten Buches auf S. 99: „Das neue russische Feldgeschütz erwies sich für den Gebirgskrieg als viel zu schwer, war es einmal in eine Stellung hereingebracht, so war es im feindlichen Feuer schwer wieder zurückzubekommen, die schwierigen Stellen der Gebirgsstraßen konnten nur mit höchster Anstrengung überwunden werden." Ferner v. T. I, S. 146: „Mit Unterstützung der Infanterie gelang es aber schließlich nach 1½ Stunden, die beiden Batterien

*) Die Entwicklung der Rohrrücklaufgeschütze.



über den Paß herüberzuschaffen. Die schon an und für sich nicht leichten Geschütze waren ebenso wie die Munitionswagen mit je 7 Pud Hafer und allerlei anderem Gerät beladen; wäre die Kolonne auf dem Marsch angegriffen worden, die Artillerie wäre nicht gefechtsbereit gewesen." Ebenso I, S. 168: „Obwohl das Detachement an Artillerie nur eine Batterie bei der rechten Kolonne besaß, hatte der Marsch am vorhergehenden Tage erwiesen, daß auch diese nur ein Hemmnis für die Vorwärtsbewegung der Kolonne bildete."

Die Artillerie konnte also der Infanterie auf dem Marsche nicht folgen, sondern mußte stellenweise durch diese noch vorwärts gebracht werden. Die Folge davon war, daß man zunächst nicht die sämtliche Artillerie mitnahm und schließlich auch die mitgenommene oft noch wieder zurückschickte, da man befürchtete, daß sie bei einem etwaigen Rückzuge nicht folgen könnte und daher dem Feinde in die Hände fallen würde.

Ebenso schwierig wie der Marsch war das Instellunggehen in diesem gebirgigen Terrain. So heißt es z. B. bei v. T. I, S. 292: „Die Geschütze wurden mit zehn Pferden den halben Berghang heraufgebracht, dann von Infanterie mit Stricken heraufgezogen, der Abhang war stellenweise so steil, daß ein Geschütz beim ersten Schuß den ganzen Berg wieder herunterrollte." Es war zweifellos, daß in solcher Weise aufgestellte Geschütze bei einer Räumung der Stellung sehr leicht dem Feinde in die Hände fallen mußten. Tatsächlich ist denn auch z. B. eine in ähnlicher Weise am Paß von Pegou aufgestellte Batterie eine Beute der Japaner geworden (v. T. I, S. 250), wie denn überhaupt das hohe Gewicht es zum Teil erklärt, daß die Russen so viele Geschütze dem Feinde überlassen mußten.

Das russische Feldgeschütz war also hinsichtlich seiner Beweglichkeit für den Feldzug in der Mandschurei in keiner Weise geeignet. Wollte oder konnte aber Rußland aus irgendwelchen Gründen ein leichteres Geschütz nicht einführen, so sollte man meinen, es wäre dem Kriegsschauplatz durch Aufstellung zahlreicher Gebirgsbatterien Rechnung getragen worden. Aber nichts von alledem. Ende April 1904 befand sich bei der ganzen Armee nur eine alte Gebirgsbatterie. Erst bei Beginn des Feldzuges sind nach v. T. I, S. 194, 18 Batterien = 108 Schnellfeuer-Gebirgsgeschütze bestellt worden. Dieser Mangel an Gebirgsartillerie machte sich natürlich bei dem schweren Feldgeschütz, und da Maschinengewehre anfangs auch nicht vorhanden waren, doppelt fühlbar. So heißt es z. B. bei Hamilton*) aus der Schlacht am „himmelanragenden Passe": „Eine Abteilung Ge-

*) S. J. Hamilton, Tagebuch eines Generalstabsoffiziers während des russisch-japanischen Krieges (deutsche Übersetzung), S. 187. (Bei späterer Bezugnahme lediglich mit Hamilton bezeichnet.)

birgsartillerie würde den Angriff der Russen unberechenbar, aber sicher äußerst wirksam unterstützt haben, auch im Falle des Rückzuges wäre sie von größtem Nutzen gewesen."

Diese ungenügenden Vorbereitungen für den Gebirgskrieg wurden auch erkannt, und es wurden auch bei den Russen Stimmen laut, erst nach Eintreffen der Gebirgsartillerie zum Angriff vorzugehen (v. T. I, S. 238). Die bestellten Gebirgsgeschütze trafen recht langsam bei der Armee ein. So finden wir zur Zeit der Schlacht am Schaho, in der die Russen sie ebenfalls sehr vorteilhaft hätten gebrauchen können, erst 16 Schnellfeuer-Gebirgsgeschütze neben 14 alten, und das bei einer Armee von über 250 Bataillonen mit 760 Geschützen, also ein ganz unzureichendes Verhältnis.

Das japanische Feldgeschütz, System Arisaka M/1898, war zwar kein modernes Schnellfeuergeschütz — der Lafettenrücklauf war nicht gänzlich beseitigt, der Verschluß erforderte noch zwei Ladegriffe —, es war aber sowohl mit seiner niedrigen Feuerhöhe von 0,7 m gegenüber der russischen von 1 m, als auch mit seinem außerordentlich leichten Gewicht mit Rücksicht auf die Geländeverhältnisse in der Mandschurei und mit Rücksicht auf die japanische schlechte Bespannung konstruiert worden, da das alte japanische Feldgeschütz sich im japanisch-chinesischen Kriege für dieses durchschnittene Gelände als zu schwer erwiesen hatte. Außerdem war die japanische Armee auch reichlich mit Gebirgsartillerie ausgestattet — im Beiheft 70 zur „Revue" werden 162 Gebirgs- und 540 Feldgeschütze angeführt —, deren Zuteilung sich nicht nur in dem bergigen Gelände, sondern auch in den bei schlechtem Wetter schwer gangbaren Niederungen als sehr zweckmäßig erwies. Dem Charakter des Kriegsschauplatzes war hier also in umsichtiger und vorausschauender Weise Rechnung getragen.

Was nun die ballistischen Leistungen anbetrifft, so war das japanische Feldgeschütz, bedingt durch ältere Konstruktion und leichtere Abmessungen, dem russischen unbedingt unterlegen, so daß die Japaner selbst zugaben, daß die russische Halbbatterie mit vier Geschützen denselben Kampfwert habe wie die japanische Batterie mit sechs Geschützen. Geltend machte sich dies in der Feuergeschwindigkeit, die für das russische Geschütz mit 15 bis 20 Schuß, für das japanische mit zehn Schuß in der Minute angegeben wird. Geltend machte es sich ferner, außer in der Anzahl und Schwere der Schrapnellkugeln, vor allen Dingen in der Schußweite, die sich durch keine größere Geschützzahl ausgleichen ließ. Der Brennzünder des russischen Schrapnells reichte bis 5500 m, für das japanische Geschütz wird diese Zahl verschieden, zum Teil nur bis 4300 m, jedenfalls erheblich geringer angegeben. Dieser Übelstand machte sich für die Japaner sehr unangenehm bemerkbar, da die Russen, um die überlegene Schrapnellschußweite ihres Geschützes auszunutzen, auf Entfernungen feuerten, die

für das japanische Schrapnell unerreichbar blieben. Der Ersatz des Schrapnells durch die Granate war wegen der geringen Wirkung dieses Geschosses gegen lebende Ziele nur ein schwacher Notbehelf. Die Ausstattung der Feldkanone mit einem weittragenden Schrapnellschuß muß also eine Hauptforderung in ballistischer Hinsicht bleiben.

Die Russen hatten nun wohl ihre Artillerie mit einem genügend modernen und wirkungsvollen Geschütz ausgerüstet, sie hatten aber übersehen, daß die Leistungsfähigkeit der Artillerie nicht allein auf der Güte ihres Materials, sondern auch auf der Vertrautheit der Waffe und ihrer Führer sowie der Truppenführer im Gebrauch und mit der Leistung und Verwendung des Geschützes beruht.

Dies traf aber bei den Russen in keiner Weise zu. v. T. I, S. 67 heißt es darüber: „Die Artillerie hatte kurz vor dem Kriege, zum Teil erst nach Ausspruch der Mobilmachung ihr altes Feldgeschütz mit dem neuen Schnellfeuergeschütz vertauscht; die meisten Batterien hatten einmal, einige noch gar nicht mit dem neuen Geschütz geschossen. Über Leistungsfähigkeit und Verwendung des neuen Geschützes hatten die meisten Artilleriekommandeure und fast alle höheren Führer noch keine Erfahrung.“ Ferner (v. T. I, S. 99): „Auch waren die Artilleristen mit dem neuen Schnellfeuergeschütz nicht vertraut, nach der Schlacht (am Yalu) hörte man vielfach den Wunsch äußern, der Artillerie möchte das alte Geschütz zurückgegeben werden. Von einem verdeckten Auffahren der Batterien, von einem indirekten Schießen wußte man nichts.“ Ebenso äußert sich nach den Artilleristischen Monatsheften 1908 (S. 110) ein russischer Artilleriegeneral: „Das unserer Artillerie unbekannte Geschütz, der unserer Artillerie unbekannte Richtkreis, die unserer Artillerie unbekannte Leitung der Batterien bei Entfernung des Kommandeurs auf zwei bis drei Werst von denselben, bildete die Bosheit des Krieges. Alles neu, alles anders, als man im Frieden arbeiten und lernen mußte.“ Diese ungenügende Ausbildung, die sich durch die Umbewaffnung erklärt — die Reserven waren infolgedessen erst recht nicht ausgebildet —, ist sicher mit eine Hauptursache, daß die russische Artillerie, namentlich in der ersten Hälfte des Krieges, nicht das leistete, was man von ihr fordern mußte. Und zwar umsomehr, als die Russen, ebenso wie sie nicht gewohnt waren, aus verdeckten Stellungen zu schießen, auch nicht ausgebildet waren, Infanterie- und Artilleriestellungen zu bekämpfen, die sich wie die japanischen kaum oder gar nicht im Gelände abhoben.

Aber nicht nur die Waffe der Artillerie war neu, sondern auch teilweise deren Organisation. v. T. I, S. 6 heißt es darüber: „Kurz vor dem Kriege waren die in Ostasien befindlichen beiden Artilleriebrigaden aufgelöst worden; dafür hatte jede der ostsibirischen Schützenbrigaden eine Schützen-Artillerie-Abteilung zu drei Batterien erhalten; jetzt nach Aus-

bruch des Krieges sollten die »Abteilungen« durch Hinzufügung vierter Batterien (Abgaben der europäischen Korps) in Brigaden umgewandelt werden." Diese Maßregel — neue Verbände, neue Führer — erhöhte natürlich auch nicht die Kriegstüchtigkeit der Truppe. Diese Mißachtung der durchaus notwendigen Vertrautheit zwischen Truppe und Führer zeigte sich bei den Russen auch sonst noch während des Feldzuges, speziell bei der Artillerie, bei der Zusammensetzung der Artillerie des Detachements Putilow.*)

Auch auf japanischer Seite liegt ein ähnlicher Fehler, der einer Änderung im letzten Augenblick, vor. Hier war nach den Artilleristischen Monatsheften 1908 (S. 105) kurz vor dem Kriege das Schießverfahren geändert worden. Vielleicht hat dieser Umstand mit dazu beigetragen, daß namentlich in den ersten Schlachten des Krieges, wo die Japaner mit großer Überlegenheit an Geschützzahl auftraten, die japanische Artilleriewirkung sich nicht noch schärfer bemerkbar machte.

Wir müssen also, um die Wirkung nicht zu beeinträchtigen, fordern, daß bei drohender Kriegsgefahr alle Änderungen an Material, Organisation und Vorschriften auf das äußerste Maß beschränkt bleiben, und daß bei jeder Anordnung auf das sorgfältigste abgewogen wird, ob der zu erreichende Vorteil auch so groß und sicher ist, daß der mit jeder Änderung verbundene Nachteil aufgewogen wird. Namentlich die Änderung des Schießverfahrens kann ein zweischneidiges Schwert werden. Der Wert der verschiedenen Schießverfahren ist nicht erheblich verschieden; es kommt also vielmehr darauf an, daß die Truppe durch jahrelange Übung mit dem ihrigen vollständig vertraut ist; handelt es sich doch nicht nur um aktive Offiziere, sondern auch um solche der Reserve und Landwehr. Rechnet doch der bekannte General Langlois auf die allerdings sehr reichlich bemessene Zeit von 5 bis 6 Jahren, die die deutschen Batterieführer brauchen würden, um dieselbe Gewandheit in taktischer und technischer Verwendung des neuen Feldgeschützes zu erlangen wie die französischen.

Technische Verwendung der Artillerie.

Wie wurde nun diese Artillerie im ostasiatischen Kriege verwandt und welche Folgen ergaben sich aus dieser Verwendung? Zunächst die technische Seite. In v. T. I, S. 87 heißt es von den Batteriestellungen in der Schlacht am Yalu: „Die wie alle russischen Befestigungen während der ersten Zeit des Krieges mit hohem Aufzuge auf dem obersten Höhenrande angelegt, weithin sichtbar waren und der feindlichen Artillerie ein

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstabe. Heft 43/44, S. 35.



vortreffliches Ziel boten." Ferner v. T. I, S. 99: „Die wenigen Batterien standen hoch auf den Bergen in weithin sichtbaren Eindeckungen und wurden durch die weit überlegene feindliche Artillerie sehr bald zum Schweigen gebracht." Ein russisches Urteil hierüber wird im „Streffleur" 1907 (S. 911) angeführt, wo es heißt: „Unsere Kommandanten wählen für die Artillerie ausschließlich offene Stellungen, zuweilen sogar auf den dem Feinde zugekehrten Hängen. Von vier für die nte Batterie bei Haitschön in der ersten Hälfte Mai vorbereiteten Stellungen befanden sich zwei an den äußeren (vorderen) Hängen . . . . Die Stellungen werden meist auf den sogenannten Adlerhorsten gewählt."

Die Folge dieser offenen, weithin sichtbaren Batteriestellungen war die schnelle Niederkämpfung der russischen Artillerie, um so schneller natürlich, als diese in den ersten Schlachten des Krieges der japanischen Artillerie erheblich unterlegen war, sowohl absolut, wie auf je 1000 Gewehre berechnet. So kamen nach den Artilleristischen Monatsheften 1908 (S. 104) bei Ausbruch des Krieges bei den Russen auf 1000 Gewehre drei Geschütze, bei den Japanern dagegen 4½. Als absolute Zahlen werden in demselben Aufsatz nach v. Löbells Jahresberichten 1904 angegeben für die Schlacht am Yalu 40 russische Feldgeschütze gegen 108 Feldgeschütze und 24 Haubitzen, bei Kintschou 24 russische Feld- und 55 schwere Geschütze gegen 216 Geschütze des Heeres und 30 der Flotte, bei Wafangou 91 russische gegen 198 japanische. Wenn sich diese Zahlen auch durch neuere Forschungen etwas verschoben haben, so doch nicht in dem Maße, daß sie das Verhältnis wesentlich abschwächten.

Die Folge dieser schnellen Niederkämpfung, aber auch der wachsenden Vertrautheit mit dem neuen Material war nun, daß die Russen anfingen aus verdeckten Stellungen zu schießen, was General Kuropatkin in einem Armeebefehl vom 28. August 1904 selbst empfohlen.

Außer der Verminderung der Verluste hätten die verdeckten Stellungen den Russen auch die Möglichkeit gegeben, mehr Artillerie einzusetzen; so sagt v. T. I, S. 218 über das Gefecht von Lagoulin: „Nur diese 16 Geschütze nahmen von den 88 Feldgeschützen des Korps am Gefecht teil. Die übrigen 72 waren zurückgeschickt, da nach Ansicht des Generalkommandos keine geeigneten Artilleriestellungen vorhanden waren. Ich glaube doch, daß man wohl in der Lage gewesen wäre, mehr Batterien einzusetzen, besonders wenn man von der Gewohnheit abging, die Geschütze stets auf dem Höhenkamm aufzustellen; der Einsatz einer größeren Zahl von Batterien hätte aber vielleicht dem Gefecht eine andere Wendung geben können."

Die Artillerie fand aber zunächst in ihrem Bestreben, den Feuerkampf aus verdeckten Stellungen zu führen, seitens der Truppenführer selten Unterstützung, häufig sogar Widerstand. Allmählich erst gewann

auch bei diesen die Überzeugung Raum, daß man auch aus verdeckten Stellungen schießen könne. So schreibt denn ein russischer Artillerieoffizier nach „Streffleur" 1907 (S. 912), daß er in den Kämpfen bei Liaoyan nicht nur über die Japaner gesiegt hätte, sondern auch über alle höheren Truppenführer, über die Offiziere des Generalstabes und über die konservativen Artilleristen, die nicht begreifen wollten, was der Richtkreis ist und welchen Umschwung er in der Wahl der Stellungen für die Batterien bringt. Er fährt dann fort: „Jetzt — am 24. September — hindert man mich nicht mehr in der Wahl der Stellungen."

So bürgerte sich das Schießen aus verdeckten Stellungen im Verlaufe des Feldzuges immer mehr ein und fand dann auch dort statt, wo es nicht angebracht, sondern fehlerhaft war. Denn so vorteilhaft die verdeckte Stellung auch ist, um die Wirkung des feindlichen Feuers zu verringern, die Feuerkraft namentlich an Zahl unterlegener Artillerie zu erhalten, durch Freiheit in der Wahl der Beobachtungsstelle bessere Beobachtungsstellen selbst zu erhalten und mehr Artillerie einsetzen zu können, so daß wir auch in Zukunft meist mit verdeckten Stellungen rechnen können, so ist doch dieser Artilleriekampf niemals Selbstzweck. Infolgedessen muß dieser Selbsterhaltungstrieb für sich und die eigene Waffe gegen die einzigste Aufgabe der Artillerie, die Infanterie, wo immer es auch sei, zum Wohle des Ganzen zu unterstützen, zurücktreten. Ist diese Aufgabe aus der gewählten Stellung, mag sie sonst technisch auch noch so schön sein, der taktischen Lage nach nicht zu lösen, so ist die Stellung falsch, mag sie nun verdeckt oder offen sein. Ist diese Aufgabe aber aus verschiedenen Stellungen gleich gut zu lösen, so hat die Artillerie die zu wählen, in der sie länger, wieder zum Wohle des Ganzen, intakt bleibt, da eine zusammengeschossene Artillerie, die sich unnötig der Gefahr ausgesetzt hat, der Infanterie auch nicht mehr helfen kann. Der Richtspruch der Artillerie in dieser Hinsicht muß lauten: „Opfere dich, wenn du mußt, und erhalte dich, wenn du kannst."

Selbst wenn man nun zugibt, daß das Beschießen aller Ziele aus verdeckten Stellungen gleich gut erfolgen bzw. durch Verbesserung der Richtmittel dahin gebracht werden kann wie aus offenen, so bleiben doch noch verschiedene Nachteile der verdeckten Stellung, wie Fehlen des persönlichen Einflusses des Führers auf die Batterie, Versagen der Verbindung namentlich bei weit entfernter Beobachtungsstelle und mehr Raumbedarf bei nur verdeckter Aufstellung. Es wird aber auch nicht immer möglich sein, für sämtliche Batterien geeignete verdeckte Stellungen zu finden, selbst wenn wir unter Berücksichtigung der Erfahrungen des ostasiatischen Krieges mit in Zukunft erheblich vergrößerten Frontbreiten rechnen. Schon aus diesem Grunde wird also ein Teil der Artillerie auch aus offenen Stellungen feuern müssen, da wir es unmöglich wie die

Russen machen können, Geschütze zurückzuschicken, weil keine geeigneten (verdeckten) Stellungen vorhanden sind. Die Verwendung der Feldartillerie wird also von demselben Gesichtspunkt wie bisher ausgehen müssen, stets die Stellung auszusuchen, aus der sie ihrer Daseinsbestimmung, den Kampf der Infanterie zu unterstützen, der jeweiligen Gefechtslage nach am besten gerecht werden kann, unter Berücksichtigung der Erfahrung, daß dies infolge verbesserten Materials, namentlich der Richtmittel, jetzt meistens aus verdeckten Stellungen zu geschehen hat. Wenn offene Feuerstellung und direktes Richten daher auch weiter zu üben sind, so müssen wir doch, je mehr Schwierigkeiten das Schießen aus verdeckten Stellungen bietet, um so mehr dieses zum Gegenstande unserer Friedensübungen machen, damit wir lernen, dieser Schwierigkeit Herr zu werden.

Auch die fortschreitende Technik kann uns helfen, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Verbesserte Richtmittel müssen eine schnelle und sichere Feuereröffnung und auch Zielverlegung bei weit seitlicher Beobachtungsstelle gewährleisten, sie müssen ferner die Beschießung der uneingesehenen Räume zulassen, damit die große Schußweite der modernen Geschütze auch praktisch ausgenutzt werden kann. Vervollkommnete Verbindungsmittel müssen die sichere Feuerleitung aufrechterhalten. Schließlich muß durch Mittel, wie fahrbare Beobachtungsleitern, Leitern auf Protzen bzw. Munitionswagen, Scherenfernrohre mit langen Armen wiederum die Entfernung zwischen Feuer- und Beobachtungsstelle verkürzt bzw. die Sicht aus der Batterie erhöht werden.

Die Folge der vernichtenden Waffenwirkung gegen Batterien in nichtverdeckten Stellungen und der Wunsch bzw. die Notwendigkeit, auch aus solchen den Feuerkampf durchzuführen, ist die allgemeine Einführung der Schutzschilde gewesen. Ihre Annahme hat um so unbedenklicher erfolgen können, als bei dem heutigen Stande der Technik die hinreichende Beweglichkeit des Feldgeschützes trotzdem noch erhalten bleibt.

Die Notwendigkeit der Schutzschilde sahen die beiden Kampfführenden noch im Verlauf des Feldzuges ein und suchten diesem Mangel abzuhelfen. Die Japaner konstruierten sich nach der Schlacht bei Tehawuan (31. Juli 1904) selbst Schutzschilde aus hartem Holz, mit denen sie nach „Streffleur“ 1907 (S. 643) sehr zufrieden waren; bei den Russen traf noch im Laufe des Feldzuges eine Batterie mit einer neuen Lafette mit Schutzschilden ein. Fehlen auch noch ausgiebige Kriegserfahrungen, so gewähren doch die Friedensversuche wenigstens vorläufig die Aussicht, daß die Batterien mit Schutzschilden auch in nichtverdeckten Stellungen dem Flachfeuer der Feldartillerie mit Erfolg widerstehen können. Die Schutzschilde ermöglichen aber auch der Bedienung, vor allen den Richtkanonieren derjenigen Batterien, die den Infanterieangriff begleiten, im heftigsten Infanteriefeuer auszuharren. Die Folge dieses Einführens der

Schutzschilde muß dann aber auch die solcher Visiereinrichtungen sein, die es dem Richtkanonier gestatten, bei seiner Tätigkeit hinter dem schützenden Schild zu bleiben. Soweit die technische Verwendung der Artillerie im großen.

Taktische Verwendung der Artillerie.

Wie schon oben erwähnt, waren die Russen in den ersten Kämpfen hinsichtlich der Geschützzahl an und für sich unterlegen. Dieses Verhältnis verschob sich nun aus verschiedenen Gründen noch mehr zuungunsten der Russen. Schon oben wurde belegt, daß die Russen stellenweise nicht ihre gesamte Artillerie einsetzten, weil sie aus technischen Gründen, wie sie angaben, keine Feuerstellungen finden konnten. Dann aber wurden auch aus taktischen Gründen stets starke Artilleriereserven zurückbehalten, die dann entweder gar nicht oder viel zu spät eingesetzt wurden. Von dieser Artillerietaktik haben sich die Russen noch während des ganzen Feldzuges nicht frei machen können. Noch im Armeebefehl vom 9. Januar 1905 betont der General Kuropatkin das Ausscheiden starker Artilleriereserven. Ein dritter Grund für die Russen, Artillerie zurückzubehalten oder sogar zurückzuschicken, war die stete Besorgnis, Geschütze zu verlieren. v. T. I, S. 233 wird über die Besetzung der Stellung bei Anpinlin gesagt: „Die Absicht des kommandierenden Generals mehr als drei Batterien bei feindlichem Angriff einzusetzen“ (zur Verfügung standen 14 Batterien), „stieß auf Widerstand bei dem Kommandeur der Artillerie, der befürchtete, seine Batterien bei einer Flankenumgehung der Japaner zu verlieren. Seit der Schlacht bei Tiurentschin war man in steter Besorgnis, Geschütze einzubüßen, erst allmählich drang später die Ansicht durch, daß man dem sorgfältigen Aufsparen der Artillerie zum großen Teil die Mißerfolge zuzuschreiben hätte.“

Infolge dieser verschiedenen Umstände kam also vielfach nur ein kleiner Teil der russischen Artillerie zur Verwendung; so bei Lagoulin von 88 Geschützen nur 16, bei Anpin von 14 Batterien des 10. Korps nur acht. Aus der Schlacht am Schaho erfahren wir bei v. T. II, S. 77: „Während vor unseren Augen die Artillerieabteilung der Avantgarde“ (zwei Batterien) „niedergekämpft wurde, standen 48 Geschütze der 9. Artilleriebrigade völlig untätig in Reserve. Aber es geschah noch etwas viel Merkwürdigeres. General Rjäbinkin hatte selbst noch immer eine Batterie in Reserve gehabt; gegen Mittag sah ich zu meinem großen Erstaunen, wie diese Batterie von Sinsuan in Richtung auf unseren Standpunkt bei Hunboasan sich in Bewegung setzte; General Rjäbinkin schickte sie zum Gros zurück, »da er keine Verwendung für sie habe«.“ So sehen wir, daß fast in allen Kämpfen, auch als später nach der Schlacht von Liaoyan die Russen an Artillerie den Japanern absolut überlegen

waren, die in den Kampf eingesetzte russische Artillerie trotzdem an Zahl unterlegen ist. Es gelang daher den Japanern, die im Gegensatz zu den Russen stets die ganze Artillerie einsetzten, in dem einzig richtigen Gedanken, der feindlichen Artillerie am entscheidenden Punkte überlegen zu sein, trotzdem fast immer die ballistische Unterlegenheit ihres Geschützes durch eine größere Zahl auszugleichen.

Da jetzt nach Einführung der Schildbatterien der Artilleriekampf bedeutend länger dauert, weil die Gefechtskraft der Artillerie nur allmählich abnimmt, so erscheint zwar das Ausscheiden einer Artilleriereserve unbedenklich, namentlich um bei wenig geklärten Verhältnissen die eigene Stellung nicht zu verraten oder um Batterien zur Verfügung zu haben, die an bestimmten Stellen oder zu bestimmten Zwecken eingesetzt werden sollen; immerhin müssen wir aber auch heute noch daran festhalten, sowohl in den Geschützkampf mit Überlegenheit einzutreten, wie die Hauptmasse der Artillerie, jetzt allerdings in der Regel erst nach einer Bereitstellung, frühzeitig einzusetzen. Gewiß hätte der Einsatz einer größeren Zahl von Geschützen den Kämpfen im ostasiatischen Kriege manchmal eine andere Wendung geben können.

Einzelheiten der technischen Verwendung.

Sehen wir uns jetzt die Verhältnisse im einzelnen an. Da wir auch in Zukunft noch mit nichtverdeckten Stellungen, wenigstens in der Verteidigung, rechnen müssen, so ist auf gute Maskierung, auch der Rohre, die die Japaner grau gestrichen, mit Tuch oder Stroh bedeckt hatten, und auf geschicktes Anschmiegen im Gelände bei diesen Stellungen der höchste Wert zu legen, um dem Gegner das Erkunden und Beschießen der Batterien zu erschweren. Die Japaner, die wahrscheinlich in der Regel nichtverdeckte Feuerstellungen benutzten und ihnen anscheinend auch heute noch den Vorzung geben — das Reglement für die Feldartillerie vom 8. Dezember 1906 sagt noch: „Das direkte Feuer bildet die Regel" bzw. an anderer Stelle: „Bei Einnahme einer verdeckten Stellung empfiehlt es sich, außerdem eine solche für direktes Feuer vorzubereiten" — haben nach allen Berichten diese Kunst von Anfang an verstanden. Wie viel Mühe und Sorgfalt sie dafür aufwandten, zeigt uns ein von Hamilton erzählter Fall aus der Schlacht am Yalu; es heißt dort S. 69: „Viel Mühe wurde aufgewandt, um die Stellung der Sicht vom nördlichen Ufer aus zu entziehen. Bäume wurden in kurzer Entfernung vor den Batterien eingepflanzt, um das verräterische Mündungsfeuer zu verbergen. Sie waren sorgfältig ausgewählt aus Bäumen, die dicht vor oder hinter den Geschützeinschnitten wuchsen. So erschien den Russen am nächsten Morgen die Landschaft unverändert, denn daß ein Baum während der Nacht 200 bis 300 Schritt vor- oder zurückgeschoben war, konnten sie natürlich nicht

bemerken. Der aus den tiefen Geschützeinschnitten ausgeworfene Boden war sorgfältig geebnet, damit keine Unregelmäßigkeit im Gelände zu sehen war. Gräben waren zum Fluß gezogen, damit man genug Wasser zur Verfügung habe, um den Sand an den Mündungen anzufeuchten, weil er sonst beim Schuß aufwirbeln und die Stellung verraten würde."

Ähnlich heißt es bei Hamilton S. 199/200: „Wie gewöhnlich waren alle nur möglichen Vorbereitungen auf das sorgfältigste getroffen, um dieses Vorziehen ohne Stockungen und unnötigen Verlust an Menschenleben ausführen zu können. So waren Wege durch das hohe Getreide geschnitten, Geschützdeckungen und splittersichere Unterstände für die Bedienungsmannschaften hergestellt, ein rückwärts gelegener Platz für die Gespanne bezeichnet, große Holzstöße aufgerichtet, um die Kanoniere während ihrer Tätigkeit zu schützen — kurz, nichts war vernachlässigt worden, am wenigsten aber Deckung gegen Sicht. Ein japanischer Offizier erzählte mir, daß er am nächsten Tage auf den Shisan hinübergegangen sei und von da nicht feststellen konnte, wo seine eigenen Geschütze gestanden hatten, und dabei war er ein Artillerist! Der Erfolg war denn auch, daß die beiden Batterien auf dem linken Flügel während des ganzen Artilleriekampfes von 7[10] vormittags bis zur Dunkelheit nicht eine einzige Schramme weder am Personal noch Material erlitten. Die Gebirgsbatterie auf dem rechten Flügel mußte den Shi Ho durchschreiten, um zu ihren Einschnitten nördlich der Schützengräben zu gelangen, und selbst japanischer Scharfsinn reichte nicht aus, eine Deckung quer über fließendes Wasser zu improvisieren. Ein einziges russisches Schrapnell streckte mitten im Strom 14 Mann nieder und tötete eine ganze Anzahl Pferde. Die Artilleristen der 2. Division äußerten sich abfällig darüber, daß man bei der 12. dem Feinde ein so günstiges Ziel auf weniger als 4000 Schritt geboten habe; eigentlich hätte eine Batterie, die einen solchen Versuch machte, vernichtet werden müssen." Aber auch die Russen lernten es im Laufe des Krieges, ihre Geschütze sehr geschickt aufzustellen. Über die russische Artillerieaufstellung in der Schlacht bei Joshirei z. B. heißt es bei Hamilton, S. 191: „Aber auch die russische Artillerie stand vollkommen gedeckt, eine bessere Stellung war kaum zu denken."

Die Lage der Batterien wurde oft nur durch den Schall und das Mündungsfeuer verraten, manchmal allerdings auch durch die nach jedem Schuß aufwirbelnden Staubwolken. In v. T. II, S. 76 wird von zwei Batterien in der Schlacht am Schaho berichtet, die sich, trotzdem oder vielmehr weil sie so tief in den Erdboden eingeschnitten waren, daß die Rohre dicht über dem Boden lagen, dadurch deutlich verraten und den Japanern das Einschießen erleichtert hätten, daß infolge des trockenen Erdbodens bei jedem Schuß eine große Staubwolke aufgewirbelt worden sei. Dieselbe Bemerkung macht Hamilton, S. 200: „Sie" (die russischen

Geschütze) „standen zwar auch in Geschützeinschnitten, dagegen fehlten Deckungen für die Bedienungsmannschaft. Auch versuchte man nicht, indirekt zu feuern, so daß jedes Geschütz an seinem Mündungsfeuer und der ungeheuren Staubwolke, die jeder Schuß verursachte, sofort festgestellt werden konnte.“ Diesen Übelstand hat man später dann dadurch beseitigt, daß man den Erdboden vor den Geschützen mit Wasser begoß oder mit Matten bedeckte.

Diese Staubwolken sind aber bei trockenem Wetter auch beim Einfahren sorgsam zu vermeiden, in nur leicht gewelltem Gelände auch für verdeckte Batterien. Wenn man sich von der bisherigen unkriegsmäßigen Übereilung bis zum ersten Schuß der Artillerie frei machen würde, würde diesem Übelstand durch Übergang in der Nähe der Feuerstellung zu einer langsameren Gangart wohl in den meisten Fällen abgeholfen. Der Zeitunterschied würde indessen nicht verloren sein, sondern einer sorgsameren Erkundung, die naturgemäß heute viel schwieriger und zeitraubender als früher ist, und damit auch wieder dem Ganzen zugute kommen, denn wenn auch bis zum ersten Schuß keine Übereilung eintreten darf, so muß doch die Zeit vom ersten Schuß bis zum Beginn des Wirkungsschießens abgekürzt werden.

Um diese Nachteile der offenen Stellungen, die den Vorteil des rauchlosen Pulvers fast aufhoben, zu vermeiden oder wenigstens zu verringern, wären vor allen Dingen die Versuche, das Mündungsfeuer zu vermindern und den Schall zu dämpfen, weiter fortzusetzen. Würden diese zu einem befriedigenden Abschluß gebracht, so würden die Batterien, gute Maskierung und Deckung vorausgesetzt, hierdurch vorzügliche Schutzmittel gegen das Erkennen und Beschießen erhalten, die in Verbindung mit den Schutzschilden uns zu der Annahme berechtigen, daß die Artillerie auch in nichtverdeckten Stellungen den Feuerkampf nicht ohne Aussicht auf Erfolg aufnehmen und längere Zeit durchführen kann.

Bei dem ausgedehnten Gebrauch des Spatens, den wir auch nach Einführung der Schutzschilde vor allen Dingen für die aus nichtverdeckten Stellungen feuernde Artillerie fordern müssen, ist aber sorgsam darauf zu achten, daß durch dieses Eingraben die Wirkung nicht in der Weise beeinträchtigt werden darf, wie es im Militär-Wochenblatt 1905 (Sp. 1579) ein Augenzeuge schildert: „Ich habe es erlebt, daß eingegrabene Gebirgsgeschütze in einem sehr kritischen Gefechtsmoment nicht eingriffen, weil sie dazu wenden mußten und dies nicht möglich war, weil die Hänge der Senke, in der sie sich eingenistet hatten, sich in der neuen seitlichen Schußrichtung befanden.“ Auch bei Hamilton wird dieselbe Erscheinung getadelt. Er sagt S. 310: „Zweifellos werden die japanischen Geschütze zu tief eingegraben; dadurch sind sie aber unbeweglich wie Festungsgeschütze. Es dauert viel zu lange, bis sie in ihre Einschnitte und wieder herauskommen.“

Dieses Decken gegen Sicht muß sich aber nicht nur auf die Batterien, sondern auch auf die Beobachtungs- und Befehlsstellen erstrecken. Bei der von allen Berichterstattern beobachteten auffallenden Leere des Gefechtsfeldes zogen nicht oder ungeschickt gedeckte Beobachtungsstellen, wie jede Menschen- oder Reitergruppe regelmäßig das feindliche (japanische) Artilleriefeuer auf sich.*) Je größer aber die Entfernung Beobachtungsstelle—Batterie ist, je schwieriger dadurch der Ersatz an Personal und Material wird, um so sorgsamer muß diese Deckung erfolgen, soll nicht durch Vernichtung der Augen der Artillerie die Tätigkeit einer oder mehrerer Batterien für längere Zeit lahmgelegt werden. Da sich von erkannten Beobachtungsstellen auch leicht Rückschlüsse auf beabsichtigte oder schon eingenommene Feuerstellungen machen lassen, so müssen wir ein gedecktes Vorgehen bei der Erkundung von jedem einzelnen Manne verlangen und auch schon im Frieden üben.

Es wird aber nicht genügen, die Beobachtungsstellen nur gegen Sicht zu decken. Eindeckung des gesamten Personals durch Panzerschilde oder gepanzerte Munitionswagen in Verbindung mit zusammenlegbaren Beobachtungsleitern, mit denen die Japaner gute Erfahrungen gemacht haben, wird immer anzustreben sein.

Für die Art und Weise, wie man die zur Bestreichung des näheren Vorgeländes bestimmten Batterien in offenen Stellungen auch durch solche in flankierenden Stellungen ersetzen kann, bietet die im „Streffleur" 1907 (S. 630) angeführte Verteidigung des Terrajama-Berges in der Schlacht am Schaho ein lehrreiches Beispiel.

Bei der Aufgabe, die feindliche Wirkung zu zersplittern und dadurch abzuschwächen, haben auch die verschiedenartigsten Formen von Masken und Scheinanlagen für Batterien und Munitionsersatz eine große Rolle gespielt. Auch hier haben zunächst die Japaner sich mit vielfachem Erfolg als Meister gezeigt, von denen es nachher die Russen mit demselben Vorteil übernahmen. So heißt es bei Ullrich:**) „Zwischen den Rädern von chinesischen Arben waren Baumstämme angebracht und wie bei der russischen Artillerie zum Schutz gegen das Blinken üblich mit Tuch umwickelt. Diese markierten Geschütze waren 500 m von der wirklichen Batteriestellung entfernt, hinter eigens dazu angelegten Deckungen aus Gauljanstroh versteckt aufgestellt, sie zogen tatsächlich das japanische Feuer auf sich, ohne dadurch die eigene Artillerie zu gefährden." Außer den künstlichen Hecken, die zur Deckung des Vormarsches errichtet wurden, wurden Schützengräben und Batterien, mit Scheingeschützen armiert und mit Kanonenschlägen feuernd, als Scheinanlagen verwendet, die nament-

*) Vgl. Csicserics v. Bacsány, Die Schlacht, S. 110.

**) Ullrich, Die Feuerprobe der russischen Armee im Kriege 1904/05 (Feldtagebuch), S. 53.

lich anfangs die Wirkung auf sich zogen. Ferner finden wir die auf weiten Entfernungen aufgestellten Köderbatterien, die außer obigem Zweck in erster Linie allerdings den verfolgten, der verdeckt bereitgestellten Artillerie die feindlichen Artilleriestellungen zu verraten. Gegen diese letztere Täuschung wandten später die Russen mit Erfolg einen Entfernungsmesser an. Bei Hamilton (S. 64) wird ferner aus der Schlacht am Yalu eine Brücke erwähnt, die lediglich den Zweck hatte, das russische Artilleriefeuer herauszulocken.

Weitere Mittel, die feindliche Artilleriewirkung abzuschwächen bzw. örtlich zu begrenzen, waren einmal die großen Zwischenräume zwischen den einzelnen Geschützen, bei den Japanern etwa 24 m (Beiheft 70, S. 37, zur „Revue") und dann die Aufstellung der Artillerie. Statt der bisherigen langen zusammenhängenden Artillerielinie, jetzt einzelne, zum Teil weit getrennte Gruppen, die naturgemäß schwerer aufzufinden waren als die früheren langen Artillerielinien. Beides möglich durch die vergrößerten Kampffronten, mit denen wir aber wohl, wenn auch nicht in demselben Maßstabe, auch in Zukunft rechnen müssen. Für die verdeckten Batterien wählte man ferner die Feuerstellungen mit reichlichem Abstand hinter der deckenden Höhe. Die Wirkung des feindlichen Streufeuers wurde dadurch herabgesetzt, dem man sich auch durch Verschieben der Geschütze häufig entzog.

Soweit die Maßnahmen, die die Wirkung des feindlichen Feuers abschwächen sollten. Zu denen, die die eigene zur vollen Geltung bringen sollen, gehört zunächst die Feuerleitung. Ihre Schwierigkeit ist bisher immer schon durch die Zahl der unter einheitlichem Befehl stehenden Geschütze gewachsen. Jetzt wuchs sie aber auch noch durch die mit den verdeckten Feuerstellungen und der gruppenweisen Aufstellung der Artillerie verbundenen Entfernungen. Durch die Einführung der indirekten Richtmittel, die sich aber auch bei nichtverdeckten Stellungen auf großen Entfernungen, gegen kleine und schwer sichtbare Zielpunkte mit Vorteil verwenden lassen, sind Feuer- und Beobachtungsstellen voneinander unabhängig geworden. Jeder Artillerieführer sucht sich zunächst die günstigste Beobachtungsstelle und dann erst die taktisch und technisch günstigste Feuerstellung. Der Kompromiß zwischen beiden Forderungen ist also mehr oder weniger fortgefallen. Um so notwendiger ist aber eine unter allen Umständen sicher arbeitende Verbindung, sowohl zwischen Batterie und Batterieführer wie zwischen diesem und dem höheren Artillerieführer.

Als Verbindungsmittel für die Feuerleitung sind Telegraph, Telephon, Winkerflaggen, Meldereiter, Ruferposten und Läufer benutzt worden. Über die Vorzüge der verschiedenen Verbindungen gehen die Ansichten der Kriegsteilnehmer auseinander. Ihre Anwendung wird aber auch

nach der Entfernung der zu verbindenden Stellen verschieden sein. Genügen die einen für kleine Entfernungen, so müssen wir als Ausrüstung jeder Feldbatterie Telephon und Winkerflaggen für große Strecken fordern, denn den Schluß kann man sicher ziehen, daß eine Art der Verbindung, namentlich in der vordersten Linie, nicht genügt, sondern daß schon von vornherein Vorkehrungen getroffen werden müssen, um beim Versagen der einen Verbindung sofort die andere benutzen zu können.

Diese Feuerleitung innerhalb der Artillerie war den Russen so gut wie unbekannt, bei ihnen löste sich die Tätigkeit der Artillerie vielfach in einzelne Batterieduelle auf. Im „Streffleur" 1907 (S. 932) sagt ein russischer Offizier darüber: „Was wir von den Japanern tatsächlich lernen müssen, das ist die Leitung der Artillerie im Kampfe. Bei uns schießen die Batterien, wenn sie einmal die Stellung bezogen haben, gegen die ihnen erscheinenden Ziele und arbeiten den ganzen Tag selbständig, wobei sie oft den Zweck des unternommenen Kampfes nicht kennen."

Es war schon darauf hingewiesen, daß infolge der vergrößerten Kampffronten die Aufstellung der Artillerie eine andere geworden war: früher eine lange zusammenhängende Linie, jetzt eine noch breitere Aufstellung, aber mit weiten Zwischenräumen zwischen den einzelnen Artilleriegruppen, vielleicht auch in mehr als einer Linie. Bleibt diese Möglichkeit sich auszudehnen auch in Zukunft, so stehen dem Nachteil einer erschwerten einheitlichen Feuerleitung erhebliche Vorteile gegenüber. Außer der wohl zunächst nur beabsichtigten Verminderung der feindlichen Wirkung ermöglicht diese Aufstellung eine konzentrische Feuerwirkung und häufig auch enfilierendes und flankierendes Feuer. Das enfilierende Feuer ist aber namentlich gegen Schildbatterien von großer Bedeutung, da es dadurch möglich wird, diese von der Seite, also an ihrer schwächsten Stelle zu fassen. Der Vorteile des flankierenden Feuers zum Bestreichen der durch die verdeckte Aufstellung hervorgerufenen toten Winkel wurde schon gedacht. In beiden Fällen kann die Schrapnellwirkung wieder voll ausgenutzt werden. Dem Längsfeuer gegenüber würden in diesem Falle die Schutzschilde den Untergang der Batterie nur verzögern, aber nicht verhindern. Flankierendes Feuer haben die Japaner so hoch bewertet, daß sie besondere Kompagnien zur Unschädlichmachung dieser Batterien abgeteilt haben. Neben diesen Vorteilen wird durch die gruppenweise Aufstellung auch die Bewegung der Infanterie auf dem Kampffelde, deren Vorgehen die zusammenhängende Artillerielinie vielfach hemmte, wesentlich erleichtert.

Die Erkundung und Feuerleitung muß aber bei der veränderten Artillerieaufstellung weit sorgsamer als früher vorgenommen werden. Verdeckte Feuerstellungen, getrennte Gruppen, vorgeschobene Beobachtungsstellen bewirken, daß die Übersicht der einzelnen Stellen viel ver-

schiedener ist als früher bei der zusammenhängenden, in gleicher Höhe stehenden und direkt feuernden Artillerielinie. Um diese Umstände voll auszunutzen, wird vielfach Kreuzfeuer angebracht sein. Anderseits hat das Schnellfeuergeschütz die Feuerleitung insofern erleichtert, als die vermehrte Feuerkraft einer Batterie das Zusammenlegen mehrerer Batterien, um schnell Wirkung zu erzielen, nicht mehr so häufig fordert wie früher. Die Schwierigkeiten der Feuerleitung wachsen nämlich infolge der erschwerten Beobachtungsfähigkeit beim Schießen mehrerer Batterien gegen schmale Ziele bedeutend, namentlich beim Einschießen, und aus der beabsichtigten Vermehrung der Feuerwirkung ist schon öfter eine Verminderung geworden.

So notwendig nun im allgemeinen die einheitliche Feuerleitung der Artillerie ist, so können doch auch Ausnahmen eintreten. So kann es z. B. vorteilhaft sein, einer zu einer Umfassung abbiegenden Infanteriebrigade Artillerie zuzuteilen. Es ist besser, der Artilleriekommandeur hat auf diese Batterien keinen Einfluß mehr, als wenn der Infanterieangriff scheitert, weil die ungeteilte Artillerie ihn aus der allgemeinen Artillerielinie nicht wirksam unterstützen kann.

Je mehr im Laufe des Krieges die Leere des Schlachtfeldes zunahm, weil die Artillerie sich hinter die Höhen zurückzog, die Infanterie sich eingrub, desto mehr wuchs die Bedeutung der Erkundung und desto schwieriger wurde diese; Schwierigkeiten, die überdies durch die vielerlei Scheinanlagen und Scheinunternehmungen noch bedeutend vermehrt wurden. Hier mußte nun eine neue Tätigkeit Platz greifen, und zwar einmal von der Beobachtungsstelle selbst, dann durch die Aufklärer der Artillerie. Auf der Beobachtungsstelle selbst zunächst durch gutes Fernrohrmaterial. Und in Zukunft werden nicht nur die gedeckten Ziele schwerer auffindbar sein, sondern auch die ungedeckten Infanterieziele werden sich durch die jetzt überall eingeführte unauffällige Felduniform bedeutend weniger von dem Gelände abheben. Während hierin nach den Berichten die Japaner auf der Höhe der Zeit gestanden haben, wurden gute Fernrohre von den Russen erst während des Feldzuges selbst bestellt.

Es ist überhaupt für diesen Krieg typisch, daß zu Anfang es überall bei den Russen fehlte, an der Ausbildung sowohl wie an der Ausrüstung, und daß sie erst zum Schluß des Krieges soweit waren, wie sie zu Beginn hätten sein sollen. Daß auch ihre Artillerie im Verlauf des Krieges viel gelernt hat, zeigt die Schilderung der Einrichtung einer Beobachtungsstelle aus den Kämpfen vom März 1905. Es heißt darüber bei Ullrich (S. 163): „Auf der Kuppe war ein Fernrohr mit Zeißschen Prismen aufgestellt. Die Entfernungen nach dem jenseitigen Flußufer, nach den Dorfausgängen und nach der einzigen Holzbrücke über den Fluß waren abgeritten, da die Karten keine absolut zuverlässigen Entfernungen

abgreifen ließen. Auf einer weißen Brettafel, welche neben dem Fernrohr stand, waren die Zielbezeichnungen und Entfernungen in 10 cm großen Zahlen und Buchstaben aufgeschrieben, um sie auch nachts beim Schein eines Streichholzes lesen zu können."

Da die verdeckten Batterien sich oft nur durch den Schall verrieten, so gewinnen ferner alle Mittel an Bedeutung, die dazu beitragen, diese verdeckten Batterien nach Möglichkeit festzulegen. Dazu hilft es manchmal schon sehr, wenn man sich sagen kann: Dort können sie nicht liegen. Es wird daher bei unseren Friedensübungen dem Studium der Karte weit mehr Aufmerksamkeit als bisher gewidmet werden müssen, so daß man sich an der Hand der Karte ein Bild von dem nicht eingesehenen, in Frage kommenden Gelände macht und sich daraus ein Urteil über die mehr oder minder große Wahrscheinlichkeit der feindlichen Stellung bildet. Zu diesem Zweck sind ja mannigfache Anhaltspunkte auf der Karte vorhanden, wie Steilheit der jenseitigen Böschung, Wald, Wiesen, Gräben und anderes mehr. Daß die Vorbedingung eines brauchbaren Resultats dieses Kartenstudiums genaue Karten in hinreichender Anzahl selbst sind, ist ohne weiteres einleuchtend, und da diese Vorbedingung wenigstens bei den Russen nicht erfüllt war, konnte auf dieses Mittel nicht zurückgegriffen werden. Wie gering diese Vorsorge der russischen Verwaltung für gutes Kartenmaterial gewesen ist, erfahren wir z. B. aus v. T. II, Anlage 21. General v. Stackelberg, der Führer der Ostabteilung, schreibt in der Schlacht am Schaho, in der diese Abteilung den sehr wichtigen und schwierigen Auftrag einer Umgehung durch ziemlich ungangbares Gebirgsland hatte, an den General Kuropatkin: „Auf den hier vorhandenen Karten bildet der mir zum Vormarsch angewiesene Bezirk einen einzigen weißen Fleck, mit Angabe nur eines von Osten nach Westen führenden Weges, ohne irgendwelches Relief, während tatsächlich die Gegend, durch welche wir marschieren müssen, außerordentlich gebirgig ist und für die Feldartillerie schwerlich passierbar sein wird .... Falls sich im Armeestabe Karten des mir zur Operation bestimmten Geländes befinden, bitte ich um Hersendung." Eine bessere Illustration außerdem zu den gänzlich unzureichenden Vorbereitungen der russischen Heeresverwaltung für den Feldzug im allgemeinen, wie den des Generals Kuropatkin für seine Offensive am Schaho als dieser Brief des Führers einer Armeeabteilung von drei Armeekorps läßt sich eigentlich kaum denken.

Dieses Kartenstudium kann dann, wenn die Batterien selbst beschossen werden, ergänzt werden, wie von russischer Seite auch berichtet, durch Bestimmung der feindlichen Schußrichtung aus der Furche der Aufschlag- und der Entfernung aus der Zünderstellung der Brennzündergeschosse.

Alle diese Mittel werden aber oft nicht genügen, um zu einem brauchbaren Resultat zu kommen. Hier muß nun die Tätigkeit der Artillerie-

aufklärer helfend eingreifen, die sowohl nach vorn der vorgehenden Infanterie mitzugeben, als auch in die Flanke der feindlichen Stellung teils allein, teils in Verbindung mit der Kavallerie anzusetzen sind. Teils als feste Beobachter auf vorgeschobenen seitlichen oder erhöhten Punkten, die dann nach Möglichkeit durch Fernsprecher und Winker zu verbinden sind, teils als bewegliche Patrouillen, die mindestens durch genügend Meldereiter mit der eigenen Truppe in Verbindung bleiben müssen. Diese Aufklärer sind von den Russen wie Japanern, namentlich aber von letzteren mit Vorteil verwandt worden. Ich weise hier auf die im „Streffleur" 1907 (S. 919) angeführten Beispiele hin, wo auch die Vermutung ausgesprochen ist, daß die geschickten Maßnahmen der Japaner, welche die Russen in der Regel der Tätigkeit von chinesischen Spionen zugeschrieben haben, in Wirklichkeit zum Teil auf die rührige Findigkeit der japanischen Aufklärer zurückzuführen sind. Eine Findigkeit, die allerdings den schwerfälligen Russen wunderbar erscheinen mußte, wenn sich, wie in dem genannten Aufsatz angegeben, japanische Erkunder an eine russische Telephonleitung anschlossen, um dadurch die Lage der russischen Batterien zu erfahren.

Diese Aufklärer werden in Zukunft umsomehr an Bedeutung gewinnen, als wir voraussichtlich doch auch mit längeren Kämpfen rechnen müssen und die eintägigen Entscheidungsschlachten bei großen Verbänden wenn auch nicht zu Ausnahmen, so doch jedenfalls weit seltener geworden sind. In diesem Falle werden aber Nachrichten selten zu spät kommen und sich so diese Patrouillen, denen in der Truppe nicht immer große Begeisterung entgegengebracht wird, da sie oft das beste Personal und Pferdematerial dem Kampfe entziehen, gut bezahlt machen.

Auch die Feststellung, ob der Gegner nicht schon seine Stellungen geräumt hat, wird nicht immer ganz leicht sein. Hier wäre zunächst, wie auf beiden Seiten angewandt, eine Erkundung durch Artilleriefeuer am Platze, um den Gegner zum Antworten zu bringen oder aber, falls ergebnislos, müßte der Truppenführer durch vorgehende dünne Schützenlinien diese Feststellung vornehmen lassen. Überhaupt muß durch Anordnungen des Truppenführers dafür gesorgt werden, daß auch die Tätigkeit der anderen Waffen nach Möglichkeit für die Artillerie ausgenutzt wird. Daß es zunächst mit eine der Hauptaufgaben der Kavalleriepatrouillen ist, die Lage verdeckter Batterien zu melden, wurde oben schon gestreift. Aber auch Infanterie-Offizierpatrouillen können bei sich entwickelt gegenüberstehenden Gegnern wertvolle Feststellungen machen und melden, wie die hiermit gemachten guten Erfahrungen der Japaner beweisen. Eingehender Unterricht, auch über die Kampfformen der fremden Waffen, ist natürlich für das Verständnis erforderlich und wird dann die Lösung dieser neuen Aufgabe, die ebenfalls zum Zusammenwirken der Infanterie und Artillerie gehört, wesentlich erleichtern.

Auch Luftschiffe und Flugzeuge werden bei der Festlegung verdeckter Batterien mit Erfolg tätig sein können. Wenn auch der Wert der Schußbeobachtung aus dem Ballon stets ein zweifelhafter sein wird, in der Feldschlacht bei der Menge der Artillerie auch kaum in Frage kommen kann, so wird doch ihre Tätigkeit bei Feststellung der Lage von verdeckten Batterien bei einiger Geübtheit der Beobachter sehr wohl erfolgreich sein können. Die zeitweise oder dauernde Unterstellung von Luftschiffen und Flugzeugen unter die Artillerie bzw. die Zuteilung besonders ausgebildeter Artillerieoffiziere zu ihnen kann sich daher als vorteilhaft erweisen.

Wie vorhin erwähnt, sollen Aufklärer der Artillerie mit in die Schützenlinie vorgehen, einmal, um der Artillerie die Erkundung und das Beschießen von Zielen zu ermöglichen, die nur aus der Schützenlinie zu sehen sind, dann aber auch, um mit der Infanterie in steter Fühlung zu bleiben. Das Fehlen dieser steten Verbindung bei den Russen, die sich im ostasiatischen Feldzuge als durchaus notwendig erwiesen hat, wurde von ihnen sehr beklagt. Mehr als einmal ist die eigene Infanterie beschossen worden, weil die Artillerie Freund und Feind nicht auseinanderhalten konnte; Ortschaften wurden von der Artillerie beschossen, obgleich sie von der eigenen Infanterie schon genommen waren. Anderseits trat die Infanterie schon den Rückzug an, ohne die dahinter stehende Artillerie davon zu benachrichtigen. Ein besonders krasses Beispiel für den letzten Fall finden wir v. T. II, S. 126, aus der Schlacht am Schaho, wo infolge dieser mangelhaften Verbindung zwischen Infanterie und Artillerie drei Batterien des 10. Korps von den Japanern genommen wurden. General Dekinlein berichtet nach „Streffleur" 1907 (S. 930) über denselben Fall an den Kriegsminister: „Die 3. Brigade verlor 24 Geschütze und die 9. ebensoviel. Wie dies geschehen kann, kann man genau nicht sagen, aber die Schuld liegt nach meiner Meinung im Mangel der Verbindung zwischen Artillerie und Infanterie. Alle arbeiten selbständig, keiner weiß, was der andere macht."

Dieses Zusammenarbeiten zwischen den beiden Waffen ist von den Japanern nach den Berichten der Augenzeugen besser erreicht worden. Hier unterstützte eine die andere Truppe. So schreibt General Stößel in seinem Bericht an den Kriegsminister („Streffleur" 1907 S. 930): „Um das Schießen gegen die eigenen Truppen zu vermeiden, haben die Japaner ein zweckmäßiges Mittel angewandt, das darin bestand, daß sie das Schrapnellfeuer während der ganzen Vorrückungszeit der Infanterie fortsetzten und erst dann unterbrachen, bis in der Schwarmlinie eine Fahne gezeigt wurde." Von diesen nationalen Erkennungsflaggen, die das Bild der aufgehenden japanischen Sonne zeigten, führte jedes Bataillon eine große und jede Kompagnie eine kleine mit sich. Flaggen dieser Art sind inzwischen schon im englischen Heere eingeführt worden. Diese Zeichen zum Einstellen des Feuers können auch mit den gewöhnlichen Winker-

bzw. Signalflaggen gegeben werden, wenn auch zuzugeben ist, daß besondere Flaggen leichter, schneller und sicherer diese Aufgabe erfüllen. Jedenfalls, soll das Beschießen der feindlichen Stellung durch die Artillerie möglichst lange bis kurz vor dem Einbruch fortgesetzt werden, so muß auch eine sichere Verbindung zwischen der vordersten Infanterielinie und der Artillerie bestehen.

Die Artillerie muß aber auch ständig in Verbindung mit dem Truppenführer bleiben, damit das Feuer der Artillerie auch stets im Einklang mit den Absichten des Truppenführers geleitet und nach einheitlichen Gesichtspunkten zum Vorteil des Ganzen nutzbar gemacht werden kann. Der Truppenführer muß stets in der Lage sein, dem Artillerieführer Mitteilungen über erzielte Erfolge, neue Meldungen und dgl. zugehen lassen zu können, er muß in der Lage sein, überlegenes Artilleriefeuer gegen besonders das Vorgehen der Infanterie hindernde Batterien vereinigen, er muß schließlich in der Lage sein, die Masse der Artillerie gegen die Einbruchstelle ansetzen lassen zu können.

Auch in dieser Beziehung hat es bei den Russen vielfach gefehlt, wie verschiedene im „Streffleur" 1907 (S. 927—929) angeführte Beispiele erkennen lassen, wo der Mißerfolg zum Teil in der mangelnden Verbindung zwischen Artillerie und Truppenführer zu suchen ist. Im Gegensatz dazu haben die Japaner auf die Verbindung des Truppenführers mit der Artillerie sowohl wie mit den anderen Truppen ein sehr großes Gewicht gelegt.

Während bei den kürzeren Verbindungen zwischen Batterie und Batterieführer und niederem Artillerieführer die Auswahl der Verbindungsmittel eine größere ist, ist zur Verbindung der Artillerieführer unter sich, mit vorgeschobenen Beobachtern und mit dem Truppenführer in der Regel nur Telegraph und Telephon anwendbar. Die Benutzung dieser Mittel bietet aber ziemliche Schwierigkeiten. Neben den Störungen, denen diese Leitungen, namentlich innerhalb der Feuerlinie ausgesetzt sind, und dem bei großen Entfernungen zeitraubenden Legen bzw. Wiederherstellen der Leitung ist die Mitführung an Leitungsdraht doch immer nur eine beschränkte, so daß wohl Zweifel entstehen können, ob dieser bei unseren zukünftigen ausgedehnteren Schlachtfeldern auch stets in der erforderlichen Menge zu Verfügung stehen wird. Hier kann bei noch kriegsmäßigerer Ausgestaltung Telegraphie und Telephonie ohne Draht sowie Heliographie mit Erfolg einsetzen. Lichtsignaltrupps sowie Telegraphie ohne Draht sind von den Russen im Feldzuge, wenn auch noch nicht bei der Artillerie, anscheinend mit gutem Erfolge verwendet worden.

Bei dem Thema des Zusammenwirkens zwischen Infanterie und Artillerie kommt auch die Frage des Begleitens des Infanterieangriffs durch Teile der Artillerie sowie des Stellungswechsels überhaupt zur

Sprache. Über diesen letzteren heißt es nach den Artilleristischen Monatsheften 1908 (S. 106) in einer englischen geheimen Denkschrift: „Stellungswechsel am Tage wurde nach Möglichkeit von beiden Seiten vermieden, da auf weiten Entfernungen ein selbst nur kurze Zeit anhaltendes Schrapnellfeuer gegen ein so günstiges Ziel wie eine sich bewegende Batterie große Wirkung haben mußte . . . . . . Häufig wird aber die Artillerie erst die Dunkelheit abwarten müssen, ehe sie einen Stellungswechsel ausführt." Ist dieser aber in offenem Gelände trotz der voraussichtlichen Verluste nicht zu umgehen, so kann er, wie ebendort berichtet wird, vorteilhaft geschützweise und mit großen Abständen, natürlich im schärfsten Tempo ausgeführt werden. Bei mehrtägigen Schlachten kann ja natürlich der Stellungswechsel oft während der Dunkelheit vorgenommen werden, die Vorbereitungen und Erkundungen selbst dazu sind aber möglichst noch bei Tageslicht zu treffen.

Noch schwieriger ist der Stellungswechsel bis in den Wirkungsbereich der Gewehre und Maschinengewehre hinein. So schwierig und verlustreich dieses Begleiten des Infanterieangriffs aber auch sein wird, so werden wir es, abgesehen von der Feuerwirkung, schon des moralischen Eindrucks wegen, wenigstens von einigen Batterien stets fordern müssen. Vielleicht können Batterien aus der Artilleriereserve des Führers, die also noch nicht in Feuerstellung waren und denen man möglichst viel Freiheit in der Wahl von Zeit und Weg läßt, noch am leichtesten diesen schwierigen Auftrag lösen; das Loslösen bereits eingesetzter Batterien aus der Feuerlinie ist vielfach bedeutend schwieriger. Voraussetzung dieses Verfahrens ist natürlich, daß genügend Artillerie für solche Spezialaufträge zur Verfügung steht, das Verhältnis der Artillerie zur Infanterie also ein möglichst hohes ist. Dieser vielfachen Schwierigkeiten wegen muß vor dem Stellungswechsel stets, außer beim Begleiten des Infanterieangriffs, die Frage entschieden werden, ob die neue Stellung soviel besser ist, zumal auch noch der Nachteil der Feuerunterbrechung hinzukommt.

Im ostasiatischen Kriege ist dieses Begleiten des Infanterieangriffs nicht recht zum Ausdruck gekommen. Bei den Russen nicht, weil sie stets in der Defensive waren, und auch die Japaner scheinen anfangs hierauf keinen besonderen Wert gelegt zu haben. Im „Streffleur" 1907 (S. 637) wird berichtet, daß bei der japanischen Ersten Armee das Begleiten des Infanterieangriffs auch bei günstigen Deckungsverhältnissen selten beobachtet worden sei, vielleicht durch das sehr schwierige Gelände hierzu veranlaßt. Ferner mögen auch die schlechten Bespannungsverhältnisse nicht unwesentlich zu diesem Versagen der Artillerie beigetragen haben, denn bei Hamilton finden wir verschiedentlich Hinweise auf diesen Übelstand. So heißt es dort S. 269: „Einige japanische Batterien mühten sich vergebens in dem zähen Schlamm ab, wie Fliegen in der Buttermilch.

Wieder ein Beweis, wenn es eines solchen noch bedurft hätte, daß die japanischen Geschütze trotz ihrer Leichtigkeit mit zu wenig Pferden bespannt sind." Und ähnlich S. 278: „weil ihre schlechtbespannten Geschütze nicht durch den aufgeweichten Boden kommen konnten, um sie zu unterstützen." Später scheint dann mit dem Erfolg das Vertrauen der Japaner gewachsen zu sein, auch hat anscheinend die Infanterie selbst dazu aufgefordert. So sind dann vor allen Dingen Gebirgsgeschütze, die kein so günstiges Ziel boten und sich bei einer Feuerhöhe von nur 50 cm dem Gelände weit besser anschmiegen konnten, mit Erfolg teilweise bis auf 1100 m an die feindliche Infanterie herangegangen (Artilleristische Monatshefte 1908, S. 106), trotzdem der Brennzünder des Schrapnells bis 3000 m reichte. Auch auf S. 162 der Zeitschrift wird berichtet, daß die Japaner bei Mukden mit dem durch Mannschaften gezogenen Gebirgsgeschütz den Angriff begleitet haben. Da wir nun diesen letzten Stellungswechsel in der Regel nicht während der Nacht vornehmen können, so könnte hier die Technik helfend eingreifen durch Konstruktion geeigneter Motorprotzen zum Fahrbarmachen von Geschützen und Munitionswagen, auf denen dann auch die gesamte Mannschaft durch Schilde geschützt Platz fände (vgl. Artilleristische Monatshefte, Mai 1907).

Wirkung des Artilleriefeuers.

Auf die verschiedene Bewertung der moralischen Wirkung war eingangs schon kurz hingewiesen worden. Da diese aber auf die Dauer von der materiellen Wirkung unzertrennbar ist, so soll nur auf letztere näher eingegangen werden. Es war schon erwähnt, daß bald einzelne Stimmen laut wurden, die die Wirkung der Artillerie in diesem Kriege als gering bezeichneten; in dieser allgemeinen Fassung aber zu Unrecht.

Am deutlichsten zeigt sich zunächst der Einfluß einer Waffe, wenn ihr der Gegner nicht dieselbe Waffe entgegenstellen kann. Darüber finden wir bei Hamilton zwei Belege. S. 224 heißt es über einen japanischen Angriff aus der Schlacht bei Liaoyan: „Denn nicht zufrieden mit einer bloßen Abwehr gingen zwei dieser Puppenkanonen" (Gebirgsgeschütze) „vor und lieferten einen schlagenden Beweis, wie überwältigend die Macht der Artillerie ist, wenn sie nichts von ihrer eigenen Waffe sich gegenüber hat." Und S. 233 von dem russischen Rückzug bei Amping: „Mehrere russische Batterien deckten durch ihr heftiges Feuer den Rückzug. Dies ist ein anderes Beispiel von dem Einfluß der Artillerie, wenn ihr keine Artillerie gegenübersteht; es zeigt, daß sich der Feind mit ihrer Unterstützung den Verfolgern erfolgreich entziehen konnte."

Ferner, weshalb zog sich die Artillerie von den Höhenkämmen in die verdeckten Stellungen zurück? Weil die durch keine Schutzschilde geschützten Batterien in sichtbaren Stellungen sofort niedergekämpft wurden.

Weshalb fand sowohl der Stellungswechsel der Artillerie wie das Vorgehen der Infanterie so häufig in der Dunkelheit statt? Weshalb finden wir überhaupt in dem weiteren Verlaufe des Krieges so häufig Nachtgefechte? Die in offenem Gelände vorgehende Batterie wurde binnen kurzem bewegungsunfähig gemacht. Und selbst Infanterie in dünnen Schützenlinien kam, trotzdem die verschiedenartigsten Formen des Vorgehens versucht wurden, bei der noch nicht niedergekämpften Artillerie in der Regel schwer vorwärts. Weshalb der ausgedehnte Gebrauch des Spatens und von Eindeckungen aller Art? Weil Infanterie und Artillerie sich gegen die gesteigerte Waffenwirkung, speziell auch die der Geschütze schützen mußten. Auch das häufige Schießen auf großen Entfernungen läßt sich mit auf denselben Grund zurückführen. Die im Verlauf des Krieges infolge der gesteigerten Waffenwirkung hervorgerufene häufige Anlage künstlicher sowie die peinlich sorgsame Ausnutzung der vorhandenen natürlichen Deckungen, die vielfachen Nachtgefechte, die veränderten Formen des Infanterieangriffs, alle diese Umstände haben aber dann, hauptsächlich in der zweiten Hälfte des Krieges, die Artilleriewirkung weniger hervortreten lassen. Daneben haben dann auch verfehlte Schießen, unzureichende Erkundung, unsachgemäße Verwendung der Artillerie, schlechtes Geschoßmaterial — so wurden auf russischer Seite zahlreiche Früh- und Rohrkrepierer, hohe Sprengpunkte und Blindgänger bei Schrapnells und Granaten beobachtet — die zumeist durch taktische Maßnahmen verringerte Wirkung in vielen Fällen noch verschlechtert. Nicht die Waffe an und für sich hat an Bedeutung verloren, sondern Taktik und Technik haben es verstanden, die zu fürchtende große Wirkung der Artillerie durch zweckmäßige Gegenmaßregeln, und zwar noch im Verlaufe des Feldzuges, zu parieren. Diesen Schutzmaßnahmen hat dann die Technik nicht so rasch folgen können. Sie konnte diesen Maßnahmen, unter denen die Offensivkraft der Artillerie erheblich litt, nicht so rasch neue entgegensetzen; dazu gehört Friedensarbeit. Und auch die Taktik griff im Feldzuge nicht mehr durchgreifend ein.

Anders liegen die Verhältnisse, wenn man bestimmte Einzelfälle betrachtet. Da findet man dann, daß in diesen die Wirkung der Artillerie von Beginn des Krieges an als nicht ausreichend bezeichnet werden muß. Doch liegen die Ursachen dieser geringen Wirkung nicht in der Wirkung der Geschosse an sich begründet, sondern in Fehlern der Geschoß- und Geschützausrüstung und infolge davon in der falschen Verwendung der Munition.

Die russische Feldartillerie führte nur Schrapnells, die japanische in der Batterie etwa 13 v. H. Granaten. Für die gute Wirkung der Schrapnells gegen ungedeckte, lebende Ziele finden wir zahlreiche Beispiele in der Literatur. Außer dem schon oben erwähnten Beschießen

einer den Shi Ho überschreitenden Batterie berichtet Hamilton aus der Schlacht am „himmelanragenden Passe“ S. 150 über das Beschießen von marschierenden Kolonnen: „Und die sechs japanischen Geschütze nutzten die Gelegenheit gut aus, indem sie das Feuer auf 3000 Schritt eröffneten und in wenigen Minuten 300 Russen töteten.“ Auch v. T. II, S. 250, erwähnt die Äußerung eines russischen Offiziers: beim Angriff auf Sandepu hätten die japanischen Schrapnells „ganze Korridore“ in die vorgehenden Kolonnen gerissen. Ein so brauchbares Geschoß das Schrapnell gegen ungedeckte lebende Ziele nun auch war, so wenig leistete es beim Beschießen von Eindeckungen oder von Truppen hinter Deckungen. Der Erfolg des Schrapnells war hier nur der, daß es die Truppen in die Deckungen hineinzwang und in diesen festhielt; sie zu vernichten, hat das Schrapnell versagt. Beispiele hierfür finden wir reichlich. So in v. T. II, S. 136, aus der Schlacht am Schaho: „Die Japaner hatten sich in den Gehöften verschanzt, deren Mauern das russische Schrapnell selbst bei Aufschlagzündern nicht zu zerstören vermochte.“ Ferner v. T. II, S. 349, aus der Schlacht bei Mukden: „Bei Tagesanbruch wurden die Fansen mit Artillerie beschossen, aber gänzlich erfolglos, das auf Aufschlag gestellte Schrapnell vermochte nicht die Lehmmauern zu durchschlagen.“ Der Generalstabsoffizier des russischen 17. Armeekorps schreibt nach den Artilleristischen Monatsheften 1908 (S. 178): „Die Feldartillerie hat erkennen müssen, daß das Schrapnell gegen schwaches Mauerwerk und gegen Erdaufwürfe gänzlich unwirksam ist und daß es nur gegen lebende Ziele verwendet werden kann.“ Dieses Urteil enthält auch noch eine andere Kritik. Das Schrapnell wurde gegen Ziele verwendet, für die es nicht konstruiert war. Der Mißerfolg lag also nicht an dem Schrapnell, sondern in der fehlerhaften Munitionsausrüstung bzw. in falschen taktischen Anschauungen, nämlich, daß der Gegner von Deckungen keinen oder nur geringen Gebrauch machen würde. Aber gerade in diesem Kriege kamen, sowohl um sich gegen das Schrapnell zu schützen, als auch weil stets reichlich Zeit zur Verfügung stand, Deckungen aller Art zur ausgiebigsten Anwendung. Die Folge dieser geringen Durchschlagskraft des Schrapnells war nun, daß die Russen wieder auf das alte Feldgeschütz, das mit Granaten ausgerüstet war, [illegible]griffen; so finden wir z. B. in der Position am Schaho zahlreiche [illegible] Feldgeschütze (v. T. II, S. 205). Doch konnte dies nur ein minderwertiger Ersatz sein, da das alte Geschütz nur mit Schwarzpulvergranaten ausgerüstet war. Auch bei den Japanern soll das Verhältnis zwischen Granaten und Schrapnells sich zugunsten der ersteren geändert und gegen Ende des Krieges 1 : 1 gewesen sein, bei diesen allerdings auch durch den erheblich kürzeren Schrapnellschuß veranlaßt, da auch das Schießen auf den großen Entfernungen einen größeren Verbrauch an Granaten erforderte.

Wenn nun auch nicht anzunehmen ist, daß sich im nächsten europäischen Kriege die feindlichen Heere gleich lange, ohne Schlacht- und Feldzugsentscheidungen zu suchen, gegenüberliegen werden, so können wir doch damit rechnen, daß von Eindeckungen aller Art weit mehr Gebrauch gemacht wird als früher. Bei den zukünftigen Riesenheeren mit den weit ausgedehnten Schlachtfronten ist es in dem dichtbewohnten Mitteleuropa beinahe unmöglich, daß nicht Gebäude aller Art, ja ganze Ortschaften innerhalb der Schlachtfront liegen. Auch wenn nur geringe Zeit zur Befestigung einer Stellung bleibt, so kann doch für die Einbauten der Infanterie-Stützpunkte und Schützengräben an vielen Stellen widerstandsfähiges Material, wie Schienen, Schwellen verhältnismäßig leicht beschafft werden. Die Lehre der Taktik, daß es häufig vorteilhafter ist, die Infanteriestellungen vorwärts der Ortschaften entlang zu führen, statt in dieselben hineinzugehen, wird nur solange Wert haben, als uns Mittel zur Verfügung stehen, den Gegner aus den Ortschaften zu vertreiben. Fehlen mir diese Mittel, so wird der Feind sicher im Gegenteil, wie die Japaner im mandschurischen Kriege, einen recht ausgedehnten Gebrauch von der Ortsbefestigung machen.

Eine ähnliche Erscheinung wird sich auch hinsichtlich der offenen Artilleriestellungen zeigen. Stehen mir keine Mittel zur Verfügung, Schildbatterien in solchen Stellungen niederzukämpfen, so wird sich der Gegner jedenfalls weit sorgloser solcher Stellungen bedienen, als wenn die Vernichtung solcher Batterien nur eine Frage der Zeit ist.

In beiden Fällen aber wäre schon das ein Erfolg und würde die Aufwendung besonderer Mittel rechtfertigen, wenn ich den Gegner abhalte, in für ihn vorteilhafte Stellungen zu gehen, bzw. ihn in Stellungen dränge, aus denen er vielfach eine nur verminderte Wirkung erzielen kann. Die Formen der feindlichen Gefechtsführung sind also nicht nur von den mir zur Verfügung stehenden Kriegsmitteln, sondern ebenso sehr auch von den mir fehlenden abhängig.

Die für Schrapnells ungeeigneten Ziele werden also in Zukunft noch durch ein neues, die Schildbatterien, vermehrt werden. Flachfeuerschrapnells werden hier bis auf wenige günstige Fälle vollständig versagen, und auch das Haubitzschrapne[illegible] Bogenschuß wird, abgesehen davon, daß dies letztere Schießverfahren [illegible]h als für den Feldzug zu kompliziert angesehen wird, eine durchschlagende Wirkung nicht immer erzielen. Um so weniger, wenn wir bedenken, daß die moderne Schnellfeuerbatterie noch bei stark verminderter Bedienung eine große Feuerkraft besitzt und ein Ersatz des Personals aus Kolonnen oder anderen nicht so stark geschwächten Batterien doch verhältnismäßig schnell bewirkt werden kann. Soll gegen Schildbatterien ein ausschlaggebender Erfolg erreicht werden, so müssen wir mit Granaten gegen das Material wirken. Dies verspricht

um so mehr dann Erfolg, wenn, wie zum Teil angenommen wird, auch die Zukunft uns noch oft offene Artilleriestellungen bringt. Das Wirken gegen das Material ist außerdem heute bei den komplizierten Einrichtungen, empfindlichen Richtmitteln leichter und mehr Erfolg versprechend als früher.

Vorhin war schon erwähnt worden, daß auf beiden Seiten, namentlich aber bei den Russen, ein sehr unregelmäßiges Brennen der Zünder des Schrapnells beobachtet worden ist. Mag nun diese Erscheinung bei den Russen in der Hauptsache auch auf die in kürzester Zeit erfolgte Massenanfertigung, also schlechtes Material — das Geschoß soll im Rohr gestaucht haben — zurückzuführen sein, so doch zum Teil auch auf den Brennzünder an und für sich. Dieser muß daher durch einen mechanischen Zeitzünder, der weder durch Barometerstand noch durch längeres Lagern beeinflußt wird, ersetzt werden.

Im Gegensatz zum Schrapnell war anderseits die Wirkung der Granate gegen lebende Ziele äußerst gering. So wird in v. T. I, S. 219 aus der Schlacht von Lagoulin berichtet: „Obgleich sie sich gut eingeschossen hatten und ihre Granaten unaufhörlich zwischen den Geschützen und zwischen den Munitionswagen einschlugen, war die Wirkung ganz minderwertig. Von den beiden Batterien, die über 12 Stunden im Feuer standen, betrug der Verlust der ersten zwei Tote und sieben Verwundete, der zweiten, die besser maskiert war, nur zwei Verwundete. Ich schreibe dieses dem Granatfeuer zu, das gegen lebende Ziele sich während des ganzen Krieges gänzlich unwirksam erwies. Zeitweise waren die Batterien von den einschlagenden Granaten derart in schwarzen Dampf gehüllt, daß nichts mehr von ihnen zu sehen war und man glauben mußte, sie wären gänzlich außer Gefecht gesetzt; verzog sich der Rauch, erkannte man, daß gar kein Schaden angerichtet war.“

Auch an den moralischen Eindruck hatten sich die Russen bald gewöhnt, so daß sie bald vor den „Schimosen“ keinen sonderlichen Respekt mehr hatten (v. T. II, S. 149), obgleich ihre Wirkung gegen Gebäude bzw. das, was sich im unmittelbaren Wirkungsbereich, der allerdings nur wenige Schritt betrug, befand, furchtbar war. So heißt es v. T. II, S. 158: „Vor unseren Augen schlug eine Granate in die Vorderpferde eines leer zurückgehenden Munitionswagens ein; beide Pferde und der Vorderreiter wurden buchstäblich zerrissen.“

Ähnlich urteilt Ullrich (S. 55/56): „Die Bestimmung der Schimosegranate liegt jedoch auch nicht in der Beschießung lebender freistehender Ziele, sondern in der Bekämpfung leichter Deckungen, wie Häusermauern, Gartenmauern und leichte Brustwehren der Infanterieschützengräben. Gegen diese hat die Granate vollkommen Genügendes geleistet und gegen die leicht zerstörbaren chinesischen Lehmmauern, wie ich besonders bei der

Beschießung des Dorfes Dajanaldun am 5. März beobachten konnte, vorzügliche Wirkung gehabt. Freilich scheint es mir geboten, zur schnelleren Vernichtung feindlicher Deckungen ein größeres Geschoß als das der Feldartillerie zu verwenden." Also auch hier ähnliche Verhältnisse wie beim Schrapnell. Die Wirkung der Granate gegen widerstandsfähige Ziele war an sich gut. Fehlerhaft war die häufige Verwendung gegen lebende Ziele, für die das Geschoß zunächst nicht konstruiert war. Sicher wird dies mehr oder minder für alle Granaten zutreffen. Da nun aber ungedeckte lebende Ziele die Hauptziele der Feldkanonen sind, so muß auch das Schrapnell das Hauptgeschoß dieser bleiben. Anderseits kann aber jede Truppe stets und plötzlich widerstandsfähige Ziele bzw. solche hinter Deckungen vor sich haben, ihre Artillerie muß daher auch sofort in der Lage sein, Granaten, und zwar auch für längere Zeit, verwenden zu können. Durch diese Ausrüstung mit zweierlei Munition werden aber so viel Schwierigkeiten geschaffen, daß das teilweise schon mit Erfolg gekrönte Bestreben der Technik, ein Einheitsgeschoß, Schrapnellgranate bzw. Brisanzschrapnell, zu konstruieren, von der größten Bedeutung für die Zukunft ist, wenn es auch schwer zu vermeiden sein wird, daß das Einheitsgeschoß etwas von der Wirkung der Einzelgeschosse einbüßt.

Munitionsverbrauch.

Eine zweite Erfahrung, die hier anschließend besprochen werden soll, ist der auffallend große und dann der bei den einzelnen Batterien in demselben Kampf sehr verschiedene Verbrauch an Munition. So haben russische Batterien in der Schlacht von Liaoyan nach v. T. I, S. 311, 3304 und 2600 Schuß, pro Geschütz also 413 bzw. 325 Schuß verfeuert. Ferner eine russische Batterie in der Schlacht bei Taschitschao nach Reichenau*) sogar 4178 Schuß, das einzelne Geschütz also mehr als 522. Von den Japanern stehen weniger Angaben zur Verfügung, doch scheinen ihre Höchstziffern geringer zu sein. Nach den Artilleristischen Monatsheften 1907 (S. 12) sollen in der Schlacht am Schaho einzelne Batterien auf eine Tagesleistung von 200 Schuß pro Geschütz gekommen sein. In den Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde 1908 (S. 95) ist der Verbrauch bei Kintschou für die japanische 1. Feldartilleriebrigade mit 18 065 Schuß angegeben, auf das einzelne Geschütz würden durchschnittlich etwa 250 Schuß kommen, die Japaner hatten sich hier allerdings nahezu auch verschossen. Nach dem Militär-Wochenblatt 1908 (Sp. 2013) sind am Yalu im Mittel sogar 280 Schuß auf das Geschütz gekommen und nach „Streffleur" 1907

*) v. Reichenau, Die Munitionsausrüstung der modernen Feldartillerie. S. 36.

(S. 636) werden für zwei Geschütze in der Schlacht am Schaho an einem Tage sogar 800 Schuß, für das einzelne also 400 angegeben.

Daneben finden wir dann in ein und derselben Schlacht Batterien mit sehr verschiedenem Verbrauch. So finden wir nach v. T. I, S. 311 in der Schlacht von Liaoyan zwei Batterien mit 2600 Schuß und darüber, zwei mit etwa je 600, vier mit 100 bis 300 und eine mit 50 Schuß.

Wenn nun auch diese Zahlen durch spätere Nachprüfungen sich im einzelnen ändern werden, so bleibt doch ein teilweise außerordentlich hoher Munitionsverbrauch bestehen, der in erster Linie auf russischer Seite auftretend hier auf die verschiedensten Ursachen zurückzuführen ist. Zunächst wohl die mangelnde Vertrautheit mit einem Schnellfeuergeschütz, das natürlich eine große Feuergeschwindigkeit zuließ. Dann die reichliche Aufhäufung von Munition, die bei dem ausgesprochenen Charakter des Stellungskrieges sich leicht erreichen ließ und die für die einzelnen Batterien um so größer war, als selten die ganze Artillerie eingesetzt wurde. Auch mag der ständige Rückzug die Russen veranlaßt haben, die Munition, die sich nicht mehr zurückbeschaffen ließ, lieber zu verfeuern, als den Japanern als Beute zu überlassen. Auch die geringe Wirkung gegen verdeckt stehende und gegen widerstandsfähige Ziele hat die Russen dazu veranlaßt, die geringe Wirkung des Einzelschusses durch die Masse auszugleichen. Schließlich ist auch die schon erwähnte nicht einwandfreie Beschaffenheit der russischen Munition — so berichtet z. B. Ullrich (S. 59): „Es fiel mir auf, daß unter den russischen Melinitgranaten häufige Blindgänger vorkamen, ich notierte vier unter 17 Schuß.“ — nicht ohne Einfluß auf den Munitionsverbrauch geblieben. Ein Teil dieser Ursachen trifft auch bei den Japanern zu, wenngleich sie im allgemeinen, hauptsächlich wohl infolge ihrer besseren Feuerdisziplin, sehr viel haushälterischer mit der Munition umgegangen sind.

Diese stellenweise Munitionsvergeudung hat die Russen wohl auch veranlaßt, einschränkende Bestimmungen über den Verbrauch zu erlassen, natürlich in echt russischer Weise so bindend, daß die spätere Munitionsbeschränkung noch mehr schadete als die frühere Verschwendung, zumal die gesparte Munition später oft doch noch verloren ging. Ullrich erzählt darüber (S. 59) ein drastisches Beispiel: „4[17] Uhr hatte die Batterie die Anzahl Geschosse, welche ihr für den Gefechtsauftrag des Nachmittags gestattet waren, verschossen und stellte deshalb ihr Feuer ein. Wäre der Initiative des Batteriechefs nicht durch diesen Befehl der höheren Vorgesetzten die Gelegenheit, sich zu betätigen, genommen gewesen, so hätte der Oberstleutnant, wie er mir sagte, nicht mitten im erfolgreichen Wirkungsschießen das Feuer eingestellt, ohne den Feind und das Ziel vernichtet zu haben. Die Vorbedingungen für die Fortsetzung des Gefechts waren die denkbar günstigsten. Munition war reichlich vorhanden,

die feindliche Artillerie schwieg, die Batterie war sehr gut eingeschossen." Und weiter S. 69: „Die gesamte Munition, die am 27. Februar so sorgfältig gespart worden war und in der Batteriestellung lagerte, ging verloren, wurde aber vorher durch Abschrauben der Zünder wenigstens vorläufig unbrauchbar gemacht."

Wenn nun auch der russische Munitionsverbrauch infolge dieser verschiedenen örtlichen Ursachen als nicht normal angesehen werden kann, so müssen wir doch auf jeden Fall gegen früher mit einem gesteigerten Verbrauch rechnen, zumal wenn wir bedenken, daß sowohl das russische wie japanische Geschütz keine Schnellfeuergeschütze im modernen Sinne waren. Die gegenwärtige Munitionsausrüstung der Feldartillerie kann daher mit Rücksicht auf die Kriegserfahrungen wohl nicht mehr als ganz ausreichend bezeichnet werden.

Anderseits zeigt der sehr verschiedene Verbrauch der einzelnen Batterien, wie verschieden auch die Teilnahme der Artillerie am Kampfe sein kann. Es wird daher vorteilhaft sein, die Artillerie nicht zu früh oder an sehr verschiedenen Stellen einzusetzen. Die wichtigen Stellen von vornherein gleich richtig herauszufinden, wird nicht immer möglich, ein Stellungswechsel oft ausgeschlossen sein.

Um dem gesteigerten Munitionsbedarf zu entsprechen, ist aber nicht nur die Bereitstellung einer genügenden Munitionsmenge, sondern auch die Sicherstellung des Munitionsersatzes bis in die Feuerlinie hinein erforderlich. Für die erstere Forderung kämen in Betracht stärkere Ausstattung mit Munition, zunächst der Gefechtsbatterien, damit auch bei durch Schrapnellfeuer gestörtem Munitionsersatz die Feuerkraft der Batterie lange erhalten bleibt, sowie Ausrüstung mit nur einer Geschoßart. Anderseits läßt sich aber aus dem so sehr verschiedenen Munitionsverbrauch der einzelnen Batterien auch folgern, daß es ebenso wichtig ist, die Munition der Kolonnen zu vermehren wie die der Batterien, da die ersteren dann beliebig den sich schneller verschießenden Batterien zur Verfügung gestellt werden können. Der zweiten Anforderung wurde im Kriege bei unbedecktem Gelände durch zahlreiche Mannschaften genügt — die Japaner hatten für diesen Zweck sogar besondere Arbeiterkompagnien aufgestellt, um der fechtenden Truppe keine Kräfte zu entziehen —, da sich diese dem Gelände doch besser anpassen konnten wie die bespannten Munitionswagen. Auch hier können Motorfahrzeuge, die auch einen Ausgleich zwischen den verschieden stark Munition beanspruchenden Batterien herbeiführen müßten, von großem Nutzen sein. Im übrigen muß aber dem hohen Munitionsverbrauch durch eine entsprechende Schulung und Ausbildung der Batterieführer entgegengearbeitet werden, aber auch der Truppenführer, damit diese nicht Leistungen fordern, die mit der dazu aufzuwendenden Munition in gar keinem Verhältnis stehen.

Diese Vertrautheit der Truppenführer mit den Leistungen der Artillerie gegen die verschiedenen Ziele ist um so mehr zu fordern, als die Sicherstellung und rechtzeitige Nachführung des Munitionsersatzes mit ihre Aufgabe ist.

Organisation der Feldartillerie.

Soll der Anforderung hinsichtlich Zuteilung von mehr Munition an die Gefechtsbatterie entsprochen werden, dann ist aber auch die andere Forderung nicht außer Betracht zu lassen, nämlich die, die Batterien hierdurch nicht zu unhandlich zu machen. Um diesen Übelstand zu vermeiden, könnte man praktisch wohl auf die schon mehrfach vorgeschlagene Lösung, Aufstellung von Batterien zu vier Geschützen, zurückgreifen.. Vom rein artilleristischen Standpunkte aus kann dies nur als die beste Lösung betrachtet werden, wenn natürlich auch bei einer so durchgreifenden Organisationsänderung für die Heeresverwaltung auch noch andere Rücksichten, wie Geldmittel und Beförderungsverhältnisse, mitsprechen. Doch könnte diesen Bedenken durch Durchführung der Änderung in einem längeren Zeitraum vielleicht Rechnung getragen werden.

Nicht allein, daß schon durch Fortfall von zwei Geschützen, aber Beibehalt derselben Anzahl von Munitionswagen in der Batterie, dem einzelnen Geschütz ein Drittel mehr an Munition zur Verfügung stände, die Batterie würde auch noch um zwei Fahrzeuge kürzer, also handlicher. Die Batterie kann sich leichter dem Gelände anpassen, ein Vorteil, der in vielen Situationen, wie gedecktem Auffahren, verdeckter Feuerstellung, Begleiten des Infanterieangriffs sehr ins Gewicht fällt. Die etwas größere Frontausdehnung, die 144 Geschütze des deutschen Korps in 36 Batterien zu vier Geschützen statt 24 zu sechs, fällt bei den ohnehin gesteigerten Kampffronten, die wir zu erwarten haben, kaum ins Gewicht. Daß die Feuerkraft der Schnellfeuerbatterie bei vier Geschützen vollständig hinreichend ist, im Gegenteil besser ausgenutzt werden kann als bei sechs Geschützen, ist schon genügend oft betont und nachgewiesen worden. Selbst wenn bei einer solchen Batterie noch ein Geschütz ausfällt, ist die Feuerkraft von drei Geschützen noch vollständig hinreichend; sind doch französischerseits schon Batterien zu drei Geschützen vorgeschlagen worden. Auch von den Russen ist im Feldzuge, wenn ihre Batterien auch acht Geschütze stark waren, doch oft von Halbbatterien Gebrauch gemacht worden. Diese Zulassung der Teilung in Halbbatterien zu vier Geschützen war übrigens an der veralteten russischen Artillerieorganisation, der auch die Regimentsverbände fehlten, das Beste.

Eine Herabsetzung der absoluten Geschützzahl für das Korps bei Aufstellung von Batterien zu vier Geschützen wäre aber doch nicht gutzuheißen. Einerseits würde die Offensivkraft des Heeres darunter leiden, anderseits

die Ausscheidung einzelner Batterien zu bestimmten Zwecken erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht werden. Je größer die Kampffronten in Zukunft aber werden, umsomehr muß man in der Lage sein, Artillerie überall einsetzen zu können. Der Nachteil der hierdurch etwa um 3 km verlängerten Marschkolonne des Korps könnte durch eine breitere Marschformation der Infanterie für die fechtende Truppe und durch Lastautomobile in den Kolonnen für das Ganze in der Hauptsache wieder aufgehoben werden.

Daß das Schrapnell gegen widerstandsfähige Ziele und solche hinter Deckungen im Feldzuge versagt hat, wurde schon nachgewiesen. Ergeben nun wider Erwarten die Versuche mit Einheitsgeschossen kein befriedigendes Resultat, muß man also die Granaten in Zukunft in reichlicher Anzahl zur Verfügung haben und auch ersetzen können, so kann diese Geschoßfrage auch derart gelöst werden, daß die Kanonenbatterien nur mit Schrapnells ausgestattet werden und daß Granaten dann die Hauptausrüstung der zu vermehrenden Feldhaubitzen der Feldartillerie bilden.

Im ostasiatischen Kriege hat nach „Streffleurs militärischer Zeitschrift" 1909 (S. 118) auf japanischer Seite zuerst ein Regiment zu drei Abteilungen 12 cm-Haubitzen am Yalu Verwendung gefunden, zu diesem trat später noch ein zweites Regiment, jedoch nur teilweise bespannt. Dieses nahm noch an der Schlacht bei Mukden teil, während die später aufgestellten Regimenter 3 und 4 nicht mehr zur Verwendung kamen. Diese ständige Vermehrung während des Feldzuges ist wohl der beste Beweis für den Wert, den die Japaner dem Steilfeuer beilegten, und für die guten Dienste, welche es ihnen namentlich am Yalu geleistet hat. Über den Einfluß der Haubitze in dieser Schlacht urteilt der General Hamilton S. 31/32: „Die schweren Kanonen haben es schließlich gemacht." 12 cm würde kaum zu den schweren Geschützen zu rechnen sein, „aber die kleinen Pferde der Japaner zwingen zu einem leichteren Durchschnittsgewicht." Auch die Russen haben die gute Wirkung anerkannt. Im Beiheft 70 zur „Revue" (S. 17) wird die Meldung des Generals Kuropatkin angeführt: „Bemerkenswert ist auch die mächtige Wirkung der japanischen Feldhaubitze."

Die Russen führten als Steilfeuergeschütz den 6" (15,24 cm) Feldmörser bei der Feldartillerie. Dieser, ein gänzlich veraltetes und nach falschen Prinzipien konstruiertes Geschütz, besaß neben einem wirkungslosen Einzelschuß und einer mangelhaften Treffgenauigkeit, über welche Eigenschaften sich die Japaner sehr abfällig äußerten, auch nur eine äußerst geringe Schußweite. Diese wird verschieden angegeben, im Durchschnitt etwa zu 3000 m. Die Mörserbatterie konnte daher einerseits schwer geeignete Stellungen finden, anderseits wurde sie leicht durch den hin- und herwogenden Kampf in Mitleidenschaft gezogen. Der Feldmörser, von

dem 5 Abteilungen zu 10 Batterien mit 60 Geschützen auf dem Kriegsschauplatz waren, hat dann auch im Feldzuge, wie es nicht anders zu erwarten war, vollständig versagt und ist dann, wenn auch der Name Feldmörser blieb, sofort, zum Teil schon während des Feldzuges, durch eine Kruppsche 12 cm-Haubitze ersetzt worden, die allerdings nicht mehr zur Verwendung kam. Beide Staaten haben dann nach dem Feldzuge sofort die Steilfeuerartillerie weiter ausgebaut.

Die Notwendigkeit, bei der Feldartillerie auch Steilfeuer zu verwenden, wurde durch den ausgedehnten Gebrauch des Spatens sowie durch die Anwendung von zahlreichen Eindeckungen bedingt. Im Kampf gegen wagerechte Ziele versagt die Kanone ganz und gegen gedeckte Ziele nimmt ihre Wirkung mit zunehmendem Deckungswinkel bald ab. Durch die Einsicht, daß wir auch in Zukunft mit denselben Verhältnissen rechnen müssen, ist jetzt die seinerzeit viel umstrittene Feldhaubitzfrage in bejahendem Sinne entschieden worden. Überall sehen wir das Steilfeuer bei der Feldartillerie eingeführt, zum Teil noch mit beeinflußt durch die seitdem ebenfalls eingeführten Schildbatterien. Bei der wirksamen Niederkämpfung dieser leistet aber das Geschoß der Haubitze, da ihr Kaliber bei gleichen Gewichtsverhältnissen stets größer als das der Kanone gehalten werden kann, als Einzelschuß bedeutend mehr. Die Vermehrung der Granaten ist daher auch aus diesem Grunde rationeller bei der Haubitze als bei der Kanone.

Daß der Feldarmee Steilfeuer, ob leichtes oder schweres, zur Verfügung stehen muß, beweist auch das Fehlen von solchem in dem Kampf um Kintschou. Die Granate sowohl wie das Schrapnell der Feldkanone, obgleich die Japaner 216 Feld- gegen 24 Feld- und 55 schwere Geschütze der Russen zur Verfügung hatten, haben hier in keiner Weise genügt. Gegen die Stellung bei Nanschan mißlang ein Angriff nach dem andern, trotz dieser großen zahlenmäßigen Überlegenheit der japanischen Feldartillerie und trotzdem diese fast ihre gesamte Munition verschoß, bis schließlich die schweren Schiffsgeschütze der japanischen Kanonenboote durch Zerstörung der Schützengräben mittels Längsfeuer den Ausschlag gaben. Die Haubitzen haben hier den Japanern sehr gefehlt. In den „Vierteljahrsheften“ 1908 (S. 97) heißt es darüber: „Es ist Tatsache — und das ist für uns die allerwichtigste Lehre aus diesem Gefecht! —, daß die japanischen Feldkanonen nicht imstande gewesen sind, die russischen Schützengräben zu zerstören oder den Angriff der eigenen Infanterie auch nur im geringsten zu erleichtern, obwohl das russische Artilleriefeuer in der Stellung von 7 Uhr vorm. ab schwächer wurde, von 9 Uhr ab stellenweise und von 11 Uhr ab überall eingestellt war.“ Ferner S. 100: „Der Kampf um die Nanschan-Stellung lehrt in überzeugender Weise die Ohnmacht der Feldkanone gegen befestigte Stellungen. Er zeigt uns,

mit welcher Zuversicht eine eingegrabene Infanterie den Angriff selbst stark überlegener Kräfte erwarten darf. Er zeigt, daß es ohne besondere Mittel, Steilfeuer, schwere Geschütze, Umfassung auch der schneidigsten und ausdauerndsten Truppe nicht gelingt, eine feldmäßig befestigte und energisch verteidigte Stellung in frontalem Ansturm zu nehmen."

Ist das Einheitskaliber der Feldartillerie durch Einführung der leichten Feldhaubitze nun einmal durchbrochen, so kann dieser Nachteil, wie schon oben erwähnt, dadurch ausgeglichen werden, daß man dafür die Kanonenbatterien sowohl wie die leichten Feldhaubitzen mit nur einer Geschoßart, Granaten, Schrapnells oder entsprechenden Einheitsgeschossen ausrüstet, die Haubitzen aber dann so zahlreich macht, daß auch der kleinste in der Regel selbständig auftretende Truppenverband aller Waffen, also die Division über Steilfeuer verfügt, so daß diese stets allen im Laufe des Kampfes an sie herantretenden Aufgaben gewachsen ist.

Bei der schon erwähnten Aufstellung von Batterien zu vier Geschützen wäre es dann auch möglich, die Haubitzen in Haubitzregimenter zusammenzufassen — eine Maßregel, die hinsichtlich Ausbildung und Munitionsersatz ebenfalls sehr wünschenswert wäre —, ohne das Verhältnis zwischen Kanone und Haubitze zu sehr zuungunsten der ersteren zu verschieben. Bei der Division würde sich, die Brigade von 72 Geschützen in 2 Kanonen- und 1 Haubitzregiment gegliedert, jedes Regiment in 2 Abteilungen zu je 3 Batterien, das Verhältnis von 2 : 1 ergeben, das vielleicht am besten den augenblicklichen Verhältnissen gerecht würde.

Dadurch, daß die leichte Feldhaubitze einen Teil der Feldartillerie bilden soll, die Haubitze also annähernd dieselbe Beweglichkeit wie die Kanone besitzen muß, darf das Kaliber die obere Grenze von 12 cm keinesfalls überschreiten. Je leichter das Geschütz aber gehalten wird, je mehr das Geschütz überhaupt konstruktiv der Feldkanone nahekommt, in einem um so höheren Prozentsatz kann es in der Feldartillerie vertreten sein, da es dann, auch wenn sich keine Sonderaufgaben für Steilfeuer finden sollten, jeden Augenblick auch die Aufgaben der Feldkanone im entsprechenden Maße lösen kann. Die japanische 12 cm-Haubitze hat bei dem schwierigen Gelände und schlechter Bespannung den Truppen schwer folgen können. Nach japanischer Ansicht wären leichtere Haubitzen, die der Infanterie besser und überallhin hätten folgen können, noch ausschlaggebender gewesen. Als Munition verschossen die Haubitzen hauptsächlich Schrapnells; die Granaten erzielten aber die größere moralische wie materielle Wirkung.

Anderseits bleibt zu beachten, daß je kleiner das Kaliber der leichten Haubitze ist, um so dringender die Einführung eines zweiten, schwereren Steilfeuergeschützes wird. Bei den vielerlei Aufgaben für Steilfeuer werden auch solche sein, die das 12 cm-Kaliber noch lösen kann, ein

kleineres aber nicht oder in nicht genügender Weise. Dieser Widerstreit zwischen Beweglichkeit und Leistung ist heute fast überall durch Einführung zweier Steilfeuerkaliber entschieden worden.

Schwere Artillerie.

Da nun dieses schwere Steilfeuergeschütz nicht dazu da ist, auch sämtliche Aufgaben der Feldartillerie zu lösen, braucht auch seine Beweglichkeit nicht so groß wie die jener zu sein. Hier kommt in erster Linie die Wirkung bei der Kaliberfrage zur Sprache, namentlich, wenn die Feldartillerie schon mit einem Steilfeuergeschütz ausgerüstet ist. Hauptbedingung ist in diesem Falle das Kaliber so groß zu wählen, daß es sämtliche im Feldkriege vorkommende Aufgaben für Steilfeuer lösen kann. Voraussetzung ist dabei natürlich, daß es der Truppe noch in jedem Gelände, nötigenfalls im langsameren Tempo folgen kann, so daß also auch bei dieser Waffe der voraussichtliche Kriegsschauplatz mitspricht. Im Gebirgslande besser ein leichteres Geschütz, das rechtzeitig und sicher zur Stelle ist, als ein schwereres, das gar nicht oder zu spät eingesetzt werden kann. Dieses sichere und rechtzeitige Einsetzen des schweren Steilfeuergeschützes kann aber auch durch andere Mittel sichergestellt werden: einerseits durch systematische Züchtung eines geeigneten schweren Pferdeschlages, dann durch Aufstellung bereits im Frieden bespannter Formationen, wenn auch zunächst nur in geringer Stärke, nach dem Grundsatz, daß die Truppe nur das im Felde sicher leisten kann, was sie im Frieden geübt hat, schließlich auch noch durch eine geeignete Einreihung in die Marschkolonne. Je geringere Anforderungen man an die Trableistungen der schweren Artillerie stellen kann, um so weiter vorn muß sie marschieren, falls sie beispielsweise mit der Feldartillerie gleichzeitig eingesetzt werden soll.

Aufgaben für die schwere Artillerie werden vielleicht nicht immer an jeden Truppenkörper herantreten, zahlreich aber in jeder Schlacht vorhanden sein. Sie kann daher, in der Regel im Korpsverbande auftretend und kleineren Truppenverbänden nur nach Bedarf zeitweilig zugeteilt, mit einem Teil auch zur Verfügung des höchsten Truppenführers bleiben, um von diesem eventl. massiert, an der entscheidenden Stelle eingesetzt zu werden, nämlich dort, wo sie, wenn möglich ohne Stellungswechsel, außer anderen Zielen, vor allem die Einbruchstelle sturmreif machen kann. Hier richtig angesetzt kann die schwere Artillerie, ergänzt durch Kanone und Haubitze der Feldartillerie, der stürmenden Infanterie viel Blut ersparen.

Die Munition der schweren Artillerie wird wegen der zu erreichenden geringen Munitionsausrüstung auf eine Geschoßart, also Granaten zu beschränken sein. Als Ziele würden ihr daher naturgemäß in erster Linie sichtbare, aber unbewegliche zuzuweisen sein, wie befestigte Ortschaften,

Feldschanzen, Schützengräben und Infanteriestellungen mit starken Eindeckungen, wozu sie wegen der großen Breitenwirkung ihrer Geschosse auch besonders befähigt ist. Vor allem ist schweres Steilfeuer aber von ausschlaggebender Bedeutung gegen sichtbare und erkennbare Batterien der feindlichen Artillerie. Gegen erstere, die wegen Raummangels oder infolge ihrer taktischen Aufgabe nicht aus verdeckter Stellung feuern können, ist schweres Steilfeuer bald von vernichtender Wirkung. Ein Streuen ferner gegen verdeckte Batterien gewährt dann guten Erfolg, wenn die Streugrenzen durch Erkundung, seitliche bzw. Ballonbeobachtung oder Anhaltspunkte im Gelände und der Karte bis auf einige hundert Meter eingeschränkt werden können, es sich also um erkennbare Artillerie handelt. Ein Streuen in weiteren Grenzen würde wohl entweder ohne genügende Wirkung bleiben oder zu einem mit dem erreichten Erfolge doch nicht mehr im richtigen Verhältnis stehenden Munitionsaufwand führen. Es wird daher wohl auf Ausnahmefälle zu beschränken sein. Da eine Ausrüstung der schweren Artillerie mit Granaten und Schrapnells wegen der durch das Gewicht beschränkten Munitionsausrüstung kaum zu empfehlen ist, anderseits aber die zukünftigen Kriege uns reichlich verdeckte Ziele bieten werden, würde die schon anderweitig erfolgte Einführung von Einheitsgeschossen auch den Wirkungskreis des schweren Steilfeuergeschützes bedeutend erweitern. Wir müssen hier allerdings noch schärfere Bedingungen als sonst dafür stellen, daß das Einheitsgeschoß nicht hinter der Wirkung der Grundgeschosse, speziell des Granatschusses, zurückbleibt.

Die geringere Beweglichkeit der schweren Artillerie kann vielfach durch die große Schußweite ausgeglichen werden. Um dem Steilfeuer diesen Vorzug geben zu können, ohne das Geschütz für den Feldkrieg zu unbeholfen zu machen, kämen also nur Haubitzen, keine Mörser in Frage. Auch zum Schießen auf großen Entfernungen eignet sich die schwere Artillerie infolge dieser Eigenschaft. Rechnet man mit dieser Erscheinung des ostasiatischen Krieges als einer dauernden, so würde die Einführung eines schweren Flachfeuergeschützes mit einem weittragenden Schrapnellschuß zu erwägen sein. In erster Linie gilt dies natürlich für Staaten, die sich vorwiegend in der Defensive befinden werden. Jedenfalls hat die Artillerie, die über den weiteren Schrapnellschuß verfügt, wie der Krieg gelehrt hat, viele Vorteile voraus. Der Gegner wird zur früheren Entwicklung, zum weiteren Abbleiben gezwungen. Die Wirkung des feindlichen Schrapnells wird dadurch herabgesetzt, der Feind eventl. gezwungen, zur Granate zu greifen. Das gegen Schildbatterien beabsichtigte Schrägfeuer wird ferner häufig erst durch eine große Schrapnellschußweite möglich werden. Denn diese gestattet erst das Feuer gegen solche schrägen und dadurch weiter entfernt liegenden Batterien zu richten. Die geringere Schrapnellschußweite des japanischen Geschützes gegenüber der

des russischen machte sich, wie schon erwähnt, sehr unangenehm bemerkbar. Die Japaner versuchten diesem Übelstand nach Beiheft 70 zur „Revue" trotz der damit verbundenen Änderungen am Material (Bremsvorrichtung, Richtmittel und Brennzünder) sogar durch ein neues Pulver abzuhelfen. Ein zweites Flachfeuergeschütz macht außerdem bei der Konstruktion des Feldgeschützes von manchen anderen Rücksichten unabhängiger. Die Wahl eines kleineren Kalibers für die heutigen Schildgeschütze, das dann anderseits wieder die Ausrüstung mit einer größeren Munitionsmenge gestattet, wird dadurch erleichtert und gerechtfertigt.

Keinesfalls wiegen aber alle diese Vorteile den Nachteil auf, die Feldartillerie noch mit einem dritten Kaliber zu belasten, zumal dann mit Rücksicht auf die erforderliche Beweglichkeit der Unterschied in dem Kaliber und damit schließlich auch in der beabsichtigten Leistungsfähigkeit nicht sehr groß sein kann. Wenn überhaupt, käme das schwere Flachfeuergeschütz doch nur gleichsam als Pendant zum Steilfeuergeschütz bei der schweren Artillerie in Frage.

England hatte bereits, auf die Erfahrungen des Burenkrieges hin, ein schweres Flachfeuergeschütz bei der Feldarmee eingestellt; Japan ist dann infolge seiner eigenen Kriegserfahrungen diesem Beispiel gefolgt und jetzt schließt sich Rußland diesem Vorgehen an. Also sämtlich die Staaten, denen die mandschurischen Kriegserfahrungen in erster Linie zur Verfügung standen, ein Umstand, der jedenfalls zu beachten ist. Japan und Rußland haben ein Kaliber von etwa 10,5 cm gewählt, während England sich auch beim Ersatz des älteren Materials durch den neuen 60 Pfünder für ein solches von 12,8 cm entschieden hat. Wenngleich das englische Geschütz nach den „Vierteljahrsheften" 1908 S. 116 trotz seines hohen Gewichts verhältnismäßig beweglich ist, so erscheint das Kaliber doch reichlich groß. Die dort angegebene Schußweite von über 10 km, die allerdings zu fordern ist, ist auch durch ein kleineres Kaliber zu erreichen.

Für die Batterien der schweren Artillerie, sowohl Flach- wie Steilfeuer, ist natürlich der Schildschutz ebenso notwendig wie für die Feldbatterie. Denn wenn jene auch naturgemäß selten aus offenen Stellungen feuern werden, so wird doch die feindliche Artillerie alles daran setzen, um ihren gefährlichsten Gegner bald kampfunfähig zu machen. Der heutige Stand der Technik kann diese Anforderungen auch erfüllen, ohne die Batterien dadurch für die schwere Artillerie zu schwerfällig zu machen.

Über Berechtigung und Notwendigkeit der Zuteilung der schweren Artillerie zum Feldheere ist seinerzeit viel gestritten worden; die Frage wird zum Teil auch noch behandelt. Über die Notwendigkeit wird für die Gegner das letzte entscheidende Wort wohl erst der nächste

Feldzug sprechen. Es wurde aber vielfach auch der schweren Artillerie die für einen Feldkrieg erforderliche Beweglichkeit abgesprochen. Man vergaß dabei, daß auch die schwere Artillerie keine ganz neue Erscheinung für den Feldkrieg ist, wie uns die Kriegsgeschichte lehrt. Ich möchte hierfür als ebenso kompetenten wie unparteiischen Beurteiler den Oberquartiermeister Generalmajor Freiherrn v. Freytag-Loringhoven anführen. Dieser schreibt in den „Vierteljahrsheften" 1908 (S. 32) über die in Frage gestellte hinreichende Beweglichkeit der schweren Artillerie: „Hierbei wurde außer acht gelassen, daß Friedrich der Große in den späteren Jahren des Siebenjährigen Krieges, weil ihn die vortreffliche Positionsartillerie der Österreicher dazu zwang, stets schwere Artillerie mit sich führte, und zwar in der Regel zehn schwere Zwölfpfünder bei jeder Infanteriebrigade, Geschütze, die erheblich weniger beweglich und schlechter bespannt waren als die heutige schwere Artillerie des Feldheeres. Bei Leuthen wurden solche schweren Batterien sogar improvisiert, es waren von Bauernpferden gezogene Glogauer Festungsgeschütze. Sie sind gleichwohl nicht nur rechtzeitig in die Feuerstellung gelangt, sondern haben sogar, als der Angriff fortschritt, einen Stellungswechsel vorgenommen. Man wende nicht ein, daß solche Verwendung nur bei der damaligen geringen und wenig weit reichenden Wirkung des feindlichen Feuers möglich gewesen sei. Die große Nähe am Feinde, in der man sich zu jener Zeit befand, gestaltete dessen Feuerwirkung gelegentlich recht empfindlich. So berichtet Tempelhoff von zwei preußischen schweren Batterien, die bei Torgau zuerst in Stellung gingen, sie seien vom feindlichen Feuer vollständig zugedeckt, Offiziere, Kanoniere, Knechte und Pferde binnen kürzester Frist niedergestreckt worden." Friedrich der Große verwandte diese schwere Artillerie, zu deren Errichtung ihn die Kriegführung der Österreicher und die starken Verluste an Infanterie zwangen, vor dem Angriffsflügel; die „Brummer" marschierten daher bei der Avantgarde, so bei Leuthen, Roßbach, Zorndorf und Liegnitz, trotzdem sie etwa 10 Zentner schwerer waren als eine heutige 15 cm-Haubitze. In der Instruktion an die Artillerieobersten v. Dieskau und Moller vom 30. Juni 1758 wird ihr Auftreten „immer vor der Armee" verlangt. In demselben Aufsatz (S. 34) wird ferner auch auf die damaligen Eilmärsche, z. B. nach Leuthen und Zorndorf, hingewiesen. Ziehen wir nun außer dem schon angeführten leichteren Gewicht, der besseren Fahrbarkeit und Bespannung noch das heutige weit bessere und ausgedehntere Wegenetz in Betracht, so findet die Befürchtung, daß die schwere Artillerie den Anforderungen des Feldkrieges nicht gewachsen sei oder daß die Kriegführung durch Rücksichtnahme auf jene verlangsamt würde, durch die Kriegserfahrungen keine Bestätigung.

Anderseits steht die durch Zuteilung der schweren Artillerie erhöhte

Belastung des Heeres durch Verlängerung der Marschkolonnen, namentlich durch die Munitionskolonnen außer Frage. Soweit die Verlängerung nicht durch ausgedehntere Einführung von Lastkraftwagen für Kolonnen und Trains ausgeglichen bzw. herabgesetzt werden kann, ist diese Mehrbelastung nur mit Rücksicht auf die zu erwartende und notwendige große Wirkung in Kauf zu nehmen.

Für die heutige Bewertung der schweren Artillerie diene ferner noch das Urteil des Obersten Balck aus seinen erst kürzlich herausgegebenen „Taktischen Studien". Es heißt dort S. 42/43: „Neuartig ist die Verwendung der schweren Artillerie, die keineswegs mehr ein impedimentum der Führung, sondern einer ihrer gewichtigsten Trümpfe ist. . . . Vielfach wird erst das Feuer der schweren Batterien der Feldartillerie das Auffahren ermöglichen. . . . Kein Truppenführer wird ohne Grund auf die Mitwirkung seiner schweren Artillerie verzichten, nur sie ermöglicht, für die Durchführung des Kampfes die Feldartillerie frei zu machen. Ihr wichtigstes Ziel bildet die feindliche Artillerie, die vielfach offen auftreten wird, um größte Wirkung gegen bewegliche Infanterieziele zu haben. Vorbedingung ist Beobachtung; Artillerie- und Truppenführer müssen zusammenwirken, daß günstige Beobachtungsstellen nicht mit einem Bruchteile der Feldartillerie besetzt werden." Dieses Urteil ist um so beachtenswerter, als gleichzeitig im letzten Satz eine ungemein wichtige, in der Literatur bisher aber noch nicht berührte Frage angeschnitten wird; ein wunder Punkt der artilleristischen Feuerleitung. Auch die Wirkung der schweren Artillerie hängt mit in erster Linie von guter Beobachtung ab. Auf dem ganzen Gefechtsfeld des Korps soll die schwere Artillerie eingreifen können, hinter der Mitte setzt man sie deshalb mit Vorliebe ein. Nun sind aber der Punkte, von denen das ganze Gefechtsfeld oder doch wenigstens der größte Teil zu übersehen ist, nicht viele, desto mehr aber der Bewerber dafür. Zunächst die sämtlichen höheren Stäbe, Korps-, Divisions-, Brigadekommandeure, sie alle wollen sehen, auch heute noch, wo der Armeeführer die Schlacht schon nach der Karte lenken muß. Dann sind zwei Feldartilleriebrigaden mit noch 4 Regiments-, 8 Abteilungsstäben und 24 Batterien unterzubringen, auch sie wollen ebenfalls mehr oder minder alles sehen. — Wie weit nun auch der Truppenführer sich seines direkten Einflusses auf die schwere Artillerie zugunsten des Artilleriekommandeurs begeben mag, seine persönliche Fürsorge, daß seiner schweren Artillerie brauchbare Beobachtungsstellen zugewiesen werden, wird sich in jedem Falle reichlich bezahlt machen. Besser, ein Stab sieht nicht alles, eine Feldartillerieabteilung kommt nicht zur vollen Wirkung. Das Korps verfügt über acht Abteilungen Feldartillerie, aber nur über ein Bataillon schwerer Artillerie. Sorge die Führung daher, um mit den Worten des obigen Urteils zu reden, daß sie mit einem „ihrer gewichtigsten Trümpfe" auch stechen kann.

Schwere Artillerie im Kriege 1904/05.

Schon im Frieden organisierte schwere Artillerie hatten beide kriegführende Parteien nicht. Sie verwendeten aber infolge dieses Mangels zahlreiche, vielfach veraltete Festungs- und Belagerungsgeschütze der verschiedensten Kaliber, die Japaner sogar eine 28 cm-Haubitze. Die Möglichkeit, die schwere Artillerie durch Belagerungsartillerie zu ersetzen, war aber nur durch den monatelangen Stillstand in den Kriegsoperationen gegeben, ein Verfahren, welches daher unter normalen Verhältnissen nicht anwendbar sein wird. Anderseits folgt daraus, daß wir auch mit leichteren Kalibern auskommen werden, da entsprechend weniger Zeit zur Verstärkung der Verteidigungsanlagen zur Verfügung steht. In der Regel kann sich daher die ständige Zuteilung auf das 15 cm-Kaliber beschränken. Die wenigen Fälle, wo im Feldkriege dies Kaliber nicht mehr ausreicht, wo also auf schwerere Geschütze zurückgegriffen werden muß, gehören schon nicht mehr in das Gebiet des reinen Feldkrieges und scheiden daher hier aus.

Anderseits beweist aber auch die von Schlacht zu Schlacht erhöhte Heranziehung dieser Geschütze, von teilweise so schweren Kalibern, bei den unzureichenden und schwierigen Wege- und Transportverhältnissen, welche Wichtigkeit ihnen beide Heerführer beigelegt haben. Zu solchem außerordentlichen Aufwand von Zeit und Kraft können sie nur aus ganz zwingenden Gründen veranlaßt worden sein.

Ob diese bunte Musterkarte alter Geschütze mit verschiedenartigen Geschossen und allen möglichen Zündern und Sprengstoffen in ihrer materiellen und moralischen Wirkung der aufgewendeten Zeit und Arbeit gerecht geworden ist, wird in der deutschen Literatur vielfach bestritten. Ob eine Wirkung voll zum Ausdruck kommt, hängt von sehr verschiedenen taktischen und technischen Verhältnissen ab. Die Möglichkeit dieser Wirkung war jedenfalls vorhanden. So heißt es in „Sechs Monate beim japanischen Feldheer" von Bronsart v. Schellendorf (S. 234/35) aus der Schlacht bei Mukden: „Sie" (die Nowgorod-Kuppe) „schien als Beobachtungsstand und zugleich als geschlossenes Infanteriewerk für etwa eine Kompagnie gedient zu haben. Da sie aber seit über acht Tagen den 28 cm-Haubitzen als Ziel gedient hatte, war sie bis zur Unkenntlichkeit zerstört. . . . . Der Putilow-Hügel zeigte ähnliche Spuren der Zerstörung wie die Nowgorod-Kuppe. Die Befestigung war vollkommen unhaltbar und ist wahrscheinlich schon seit mehreren Tagen geräumt gewesen." Noch günstiger urteilt der Kriegsberichterstatter der „Kölnischen Zeitung", Oberleutnant Ullrich, ein früherer preußischer Infanterieoffizier in seinem schon öfter angeführten und überaus anschaulich geschriebenen Feldtagebuch. Dieser, der durch persönliche Beziehungen zu dem Kommandeur der 3. Infanteriedivision, General Orlof, Gelegenheit hatte, die russischen

Verhältnisse auf das eingehendste kennen zu lernen, und dessen Aufzeichnungen vom Obersten Balck als besonders wertvoll empfohlen werden, berichtet in seinem Feldtagebuch (S. 117/118) über die Wirkung der schweren Artillerie folgendes: „Weit mehr als die Feldartillerie ist die schwere Artillerie des Feldheeres als eine wichtige Hauptwaffe zur Vorbereitung des Infanterieangriffs in den Vordergrund getreten. Sie ist es gewesen, die auch in den Kämpfen der 35. Division am 6. und 7. März die Stellungen von Hantschenpu erschüttert hat. . . . . Der Erfolg der Beschießung durch die schwere Artillerie war glänzend, die Stellungen waren unhaltbar, das empfand der Divisionskommandeur und der einfache Mann. Die Infanterie hat sich noch tapfer und zäh in den Trümmern der Stellungen geschlagen, entschieden aber war der Kampf schon am Abend des 6. März, als es der vorzüglich eingeschossenen schweren Artillerie unter Konzentrierung ihres Feuers gelungen war, die russischen Stützpunkte »Eisenbahnredoute« und »Dorf Hantschenpu« in einen Trümmerhaufen zu verwandeln.“ Ähnlich heißt es S. 123: „Materiell hat bei den Angriffen die schwere Artillerie das meiste geleistet und die Leistungen der Feldartillerie, auch wenn man die Verschiedenartigkeit der Ziele, die für beide Waffengattungen in Betracht kommen, berücksichtigt, weit übertroffen.“ Ebenso S. 256: „Als eine viel wichtigere“ (als die Feldartillerie) „Angriffswaffe hat sich die schwere Artillerie erwiesen. Die russische schwere Artillerie hat wenig geleistet, jedoch einfach aus dem Grunde, weil man sie nicht zu verwenden wußte. Die japanische schwere Artillerie zerstörte am 6. März durch sechs Volltreffer aus 28 cm-Geschützen das Reduit in Linschinpu so vollkommen, daß die Einschießung dieses Werks mit ein Grund zum Zurückgehen der 3. Division wurde. Am 6. und 7. März wurden die Drahthindernisse und Brustwehren der Eisenbahnredoute und des Kernwerks von Hantschenpu von der schweren feindlichen Artillerie förmlich weggefegt, die Brustwehr war an einer Stelle in den Graben hineingestürzt in einer Länge von mehr als 20 m, so daß beides eingeebnet war. Die Angriffe des 7. März und der endliche Sieg der Japaner am Abend wurden durch dies Feuer der schweren Artillerie entschieden vorbereitet.“ Auch daß Japan jetzt drei neue Geschütze, 10,5 cm-Kanonen, 12 und 15 cm-Haubitzen bei der schweren Artillerie führt, spricht für ihre Wertschätzung der schweren Artillerie. Es hätte sonst bei der Neuorganisation seiner Artillerie nach dem Kriege die schwere Artillerie nicht so beträchtlich vermehrt und nicht die mit den drei Kalibern verbundenen Schwierigkeiten in der Ausbildung und dem Munitionsersatz mit in Kauf genommen.

Daß die Wirkung der zahlreichen russischen schweren Geschütze im Vergleich zu den japanischen so wenig in Erscheinung getreten ist, liegt an verschiedenen Ursachen. Wie schon früher gezeigt, hielt die ängstliche Füh-

rung aus Furcht, die Geschütze zu verlieren, sie vollständig zurück oder zog sie zu früh aus den Stellungen heraus, so daß ein großer Teil gar nicht zur Verwendung kam. Aber auch bei den ins Feuer getretenen verhinderte das schlechte russische Material eine bessere Wirkung. Die Brisanzgranaten haben wohl bei den meisten, wenn nicht allen Geschützen gefehlt.

Die Waffenwirkung kommt auch in den Verlusten zum Ausdruck. Hierüber finden wir in Beiheft 70 zur „Revue" (S. 23/24) ein Urteil des Stabsarztes Dr. Schäfer, nach dem die „meisten Todesfälle bei den Russen auf die Wirkung der schweren Geschütze" zurückzuführen sind. Dr. Schäfer befand sich seit Anfang Dezember 1904 auf dem Kriegsschauplatz, um das Kriegssanitätswesen der Russen im Auftrage des Kriegsministeriums zu studieren.

Verluste durch Artilleriefeuer.

An das obige Urteil anknüpfend, möchte ich die Wirkung der Artillerie überhaupt in dieser Hinsicht berühren. Für die angeblich geringere Wirkung der Artillerie in diesem Kriege wurden auch die anfangs sehr niedrig angegebenen Prozentzahlen der durch Artilleriegeschosse erzeugten Verwundungen als Beweis angeführt. Durch Nachprüfungen hat sich im Gegenteil herausgestellt, daß dieser Anteil gegen früher, namentlich gegen den Krieg 1870/71, ganz bedeutend gewachsen ist. In einem Aufsatz in dem „Archiv für klinische Chirurgie" 1906 (S. 951) werden von dem erwähnten Dr. Schäfer in Verbindung mit zwei russischen im Kriege tätig gewesenen Ärzten als Verlustzahlen durch Geschützfeuer angegeben: Preußen 1866 = 16 v. H., Österreicher 1866 = 3 v. H., Deutsche 1870/71 = 8 v. H., Japaner 1904/05 = 7,6 v. H. Dieselben Verfasser sagen in dem zweiten Teil dieses Aufsatzes im Jahrgang 1907 dieser Zeitschrift (S. 942/43) über die Wirkung der japanischen Kriegswaffen: „Demnach hat die Häufigkeit der Artillerieverletzungen gegen früher bedeutend zugenommen und beträgt durchschnittlich für den ganzen Krieg und alle Truppen 22 v. H. Die Zahl besitzt allgemeine Gültigkeit; jedenfalls ist sie eher zu niedrig als zu hoch, da usw." Und an anderer Stelle Jahrgang 1906 (S. 951/52): „Jedenfalls war der Prozentsatz der Artillerieverletzungen weit höher als 1870 auf deutscher Seite, und daß die Artillerie in diesem Kriege eine verschwindend geringere Rolle gespielt hätte, davon kann keine Rede sein." Stellenweise wurde auch die Zahl von 22 v. H. noch weit übertroffen, so finden wir in demselben Aufsatz (S. 930) als Prozentzahlen des Anteils durch Artilleriefeuer für die Offiziersverluste von drei Armeekorps für den ganzen Feldzug bei Verwundungen 32 v. H. angegeben, für tödliche Verwundungen bzw. solche mit tödlichem Ausgang 35½ v. H. Nun sind aber diese Nachweisungen noch nicht detailliert

genug. Denn wenn wir auch von unseren Kriegswaffen nicht direkt tödliche Verletzungen fordern, so genügt es doch nicht, den Mann nur für den einzelnen Kampf außer Gefecht zu setzen, wir müssen vielmehr dem Zweck des Krieges entsprechend verlangen, daß der Mann für den ganzen Feldzug ausfällt. Eine Statistik der durch das Geschützfeuer hervorgerufenen tödlichen bzw. schweren Verletzungen würde sich hierfür noch weit günstiger gestalten, da das Artilleriefeuer, wie in den „Vierteljahrsheften" 1908 (S. 169) anscheinend von ärztlicher Seite gesagt wird, erfahrungsmäßig besonders viele tödliche Verwundungen verursacht. Diese Ansicht wird durch den oben erwähnten Aufsatz ebenfalls bestätigt. Es heißt dort Jahrgang 1907 (S. 986): „Die Tabelle . . . . . bestätigt, daß Artilleriewunden mit wenigen Ausnahmen einen längeren Zeitraum bis zur Rückkehr ins Regiment beansprucht haben." Über die Wirkung speziell der schweren Geschütze am Yalu sagt derselbe Verfasser Jahrgang 1907 (S. 940): „Eine weit größere Gewalt und umfangreichere Wirkung, speziell durch indirekte Geschosse, haben die japanischen Haubitzen entwickelt . . . . bald sahen wir auch den schauerlichen Effekt der Geschosse an Toten und Verwundeten. Etwas kleinere Prozentzahlen finden wir auf japanischer Seite. Bei Hamilton (S. 344) äußert sich ein japanischer Arzt: „daß auf 100 Wunden von Gewehrkugeln immer 20 von Artilleriegeschossen und 2 von Bajonetten kämen", also etwa 16 v. H., und im Militär-Wochenblatt Nr. 102/1911, Sp. 2350, werden als Feststellung des japanischen Kriegsministeriums 15,35 v. H. angegeben.

Gebirgsartillerie.

Der Notwendigkeit der Gebirgsartillerie im Gebirgslande teils als Ersatz, teils als Ergänzung des Feldgeschützes wurde bereits gedacht. Ihrer geringen Leistungsfähigkeit wegen werden sie aber immer nur ein Notbehelf für den Gebirgskrieg bleiben. Die Japaner haben infolgedessen die Zahl der Gebirgsbataillone nach dem Kriege wieder ganz bedeutend herabgesetzt, bis auf drei oder vier zu drei Batterien mit sechs Geschützen.

Reitende Artillerie.

Aber noch eine andere Abart der Feldartillerie hatte sich als notwendig erwiesen, das ist die reitende Artillerie. So schreibt (I, S. 361) Freiherr v. Tettau, der doch sicher die russischen Verhältnisse nicht übertreibt, über den Rückzug nach der Schlacht von Liaoyan: „Wäre eine einzige feindliche Kavalleriedivision mit einer reitenden Abteilung auf der Rückzugstraße der russischen Armee aufgetreten, so hätten sie einen für den ganzen Krieg entscheidenden Erfolg herbeiführen können." Und das bei dem noch leidlich geordneten Rückzug von Liaoyan! Über den Rückzug nach der Schlacht von Mukden urteilt derselbe Verfasser (II,

S. 455) sogar: „Wie der russische Rückzug nach der Schlacht von Mukden sich gestaltet haben würde, wenn ein japanisches Kavalleriekorps mit reitender Artillerie auf der Rückzugstraße erschienen wäre, läßt sich schwer ausmalen.“ Auf diesem Rückzuge herrschte aber nach seinen eigenen Worten stellen- und zeitweise schon Panik. Noch anschaulicher lautet die Schilderung bei Ullrich; hier heißt es (S. 141/42): „Die wüsteste Unordnung aber herrschte im Rücken dieses“ (17.) „Korps bei den nach Zehntausenden zählenden geschlagenen Teilen der Zweiten Armee. Es war kein Rückzug, sondern eine Flucht, wie an der Beresina. . . . . So sah ich bei der später ausbrechenden Panik einen der Infanteriebrigade-Kommandeure der 35. Division im gestreckten Galopp nach Norden jagen und so viele andere Offiziere, die Säbel, Filzstiefel, ja selbst Mantel und Pelzmütze weggeworfen hatten, um schneller fliehen zu können.“ Nach einer ebenso klaren wie interessanten Schilderung seiner Erlebnisse, die man im einzelnen an Ort und Stelle nachlesen muß, schließt er dann seinen Bericht (S. 154) mit den Worten: „So sah der geordnete Rückzug aus, wie er nach Petersburg gemeldet wurde. Ich kann nur das wiederholen, was mir ein Offizier beim Ausbruch der ersten Panik sagte: »Schlimmer kann es an der Beresina auch nicht gewesen sein«.“ Hier wäre in diesem Falle eine Katastrophe unvermeidlich gewesen.

Kavallerie ohne genügende Feuerkraft, Artillerie sowohl wie Maschinengewehre, ist aber wertlos, denn sie muß bei den modernen Riesenheeren doch auch noch mit dem Zusammenstoß ganzer Truppenverbände rechnen und daher auch imstande sein, deren kurzen Widerstand sofort zu brechen. Es würde daher vielleicht zu erwägen sein, ob die übliche Ausstattung der Kavalleriedivision mit einer Abteilung genügt, ob diese nicht, unter der Berücksichtigung von Batterien zu vier Geschützen, zu einem Regiment von zwei Abteilungen zu ergänzen ist. Eine tadellose Bespannung, in möglichst günstigem Verhältnis zwischen Kriegs- und Friedensstand, die Angliederung dieser Regimenter schon im Frieden an Kavalleriedivisionen, nach dem Grundsatz, daß schon im Frieden zusammen üben muß, was im Kriege aufeinander angewiesen ist, würde auch der reiterlichen Ausstattung und Ausbildung mehr noch Rechnung tragen; diese Ausbildung und Organisation muß natürlich so groß und günstig sein, daß die Batterien der Kavallerie unter keinen Umständen zum Hemmschuh werden, daß diese vielmehr die verstärkte Offensivkraft in jeder Lage freudig begrüßt. Bei dieser größeren Selbständigkeit der reitenden Artillerie kann auch einem Bedürfnis nach einem besonders leichten und mit einer Geschoßart ausgerüsteten Geschütz eventuell leichter Rechnung getragen werden.

Diese aufgewendeten Mittel würden reiche Zinsen tragen. Sie stärken nicht nur die Offensivkraft der Kavallerie, gleichgültig, ob sie als Auf-

klärungskavallerie, Schlachtenreiterei oder Verfolgungskavallerie verwendet ist, sondern durch Erhöhung der Verfolgungskraft des ganzen Heeres kann die gesamte Kriegführung in ungeahnter Weise durch schnellere Beendigung des Feldzuges und günstigeren Friedensabschluß beeinflußt werden. Hätten die Russen nicht die Möglichkeit gehabt, sich stets wieder sammeln zu können, die opferfreudige Vaterlandsliebe und Todesverachtung des japanischen Soldaten hätte noch reichere Früchte getragen. Muß man auch in erster Linie dafür sorgen, den Sieg zu erringen, so muß man doch auch imstande sein, die Früchte dieses Sieges zu ernten. Sagte doch Napoleon schon: „Siegen allein ist nichts, man muß den Erfolg benutzen." Und das sowohl in strategischer wie in taktischer Beziehung.

Die Japaner haben diesen Mangel an reitender Artillerie selbst empfunden und sich dadurch zu helfen gesucht, daß sie nach „Streffleur" 1907 (S. 645) einzelne Batterien mit ausgesuchten Bespannungen versahen und die Geschütze nach Möglichkeit erleichterten. Es fehlte jedoch bei ihnen vor allen Dingen auch an der Vorbedingung, an zahlreicher und gut berittener Kavallerie. Jetzt haben sie diesen Fehler durch Aufstellung reitender Batterien mit einem besonderen Geschütz abgestellt.

Die russische reitende Artillerie konnte naturgemäß bei dem steten Rückzuge der Russen wenig in Wirksamkeit treten. Und dort, wo sie es hätte können, z. B. bei dem Raid des Generals Mischtschenko auf Yingkou, versagte wie fast immer die Führung der russischen Kavallerie.

Dieser geringe Unternehmungsgeist der russischen sowie die geringe Zahl der japanischen Kavallerie erklärt es auch, daß sich im ostasiatischen Kriege kein Beispiel für die Notwendigkeit des Schutzes der Batterien und leichten Munitionskolonnen auf dem Marsch und in der Feuerstellung durch eine Handfeuerwaffe — sei es durch Ausrüstung der Mannschaften mit einem Gewehr, sei es durch Zuteilung von Maschinengewehrkompagnien bzw. -batterien — findet.

Die Möglichkeit, alle diese verschiedenen im Felde an die Artillerie herantretenden Aufgaben mit einem Einheitskaliber lösen zu wollen, ist zurzeit, wenn nicht für immer ausgeschlossen. Je mehr die Kriegführung nicht nur mit dem Menschen als Gegner, sondern auch mit der Technik als Kampffaktor rechnen muß, sind diese Aufgaben verschiedenartiger geworden und werden es in Zukunft noch mehr werden; man denke nur an Lenkballons, Flugzeuge, Scheinwerfer und dgl. Bei einem Einheitskaliber würde man von vornherein einen bestimmten Prozentsatz der als möglich zu erreichenden Wirkung, wenn nicht diese ganz aufgeben. Von den Nachteilen der Ausrüstung der Artillerie mit verschiedenen Kalibern, erschwerter Personal- und Munitionsersatz, fällt der erste, wenn die betreffende Waffenart der Artillerie nur genügend zahlreich ist, kaum ins Gewicht. Der andere Nachteil, der erschwerte Munitionsersatz, kann durch

Ausstattung dann von allen Geschützen mit nur einer Geschoßart (Einheitsgeschossen) wieder ausgeglichen werden.

Je vielgestaltiger die Artillerie aber geworden ist bzw. noch wird, um so größer muß die Vertrautheit des Truppenführers werden, nicht nur mit deren taktischen und technischen Verwendung, sondern auch mit den Leistungen, die er von den verschiedenen Zweigen der Artillerie fordern kann und muß.

Verlauf des Artilleriekampfes.

Ein weiterer Umstand, der die Wirkung der Artillerie beeinträchtigte, waren die schon erwähnten veränderten taktischen und technischen Verhältnisse. Solange in der ersten Hälfte des Krieges sich der Artillerie sichtbare Ziele boten, konnte ihre Wirkung voll in Erscheinung treten. Anders im späteren Verlauf des Krieges, als die Artillerie fast nur aus verdeckten Stellungen schoß und die Infanterie in tief eingeschnittenen Schützengräben und Unterständen saß. Das Streuen gegen verdeckte Batterien hatte weit weniger Erfolg, reichte jedenfalls niemals zum Niederkämpfen der Artillerie aus und für das Beschießen der gedeckten Infanterie fehlten vielfach die geeigneten Geschütze. Aber nicht nur durch die veränderten Verhältnisse auf feindlicher Seite wurde die Artilleriewirkung vermindert, sondern auch durch das erschwerte Schießen aus den verdeckten Feuerstellungen gegen die verdeckte Artillerie sowohl wie gegen vorgehende Infanterie. Zwar wurde nach russischen Berichten oft durch indirektes Schießen vorzügliche Wirkung erreicht, die sich aber später nach Schilderungen von Augenzeugen auf japanischer Seite als sehr übertrieben herausstellte. So z. B. die in v. T. (I, S. 302) erwähnte Tätigkeit zweier Batterien der 9. Artilleriebrigade in der Schlacht von Liaoyan.

Infolge dieser verringerten Artilleriewirkung bildete sich eine neue Kampfesart aus den Verhältnissen heraus, die auch in Zukunft vorläufig die Regel sein wird, denn: solange dieselben Ursachen, solange dieselben Folgen. Da es der Angriffsartillerie in der Regel nicht mehr gelang eine artilleristische Feuerüberlegenheit durch Niederkämpfung der feindlichen Batterien herbeizuführen, so begann der Infanterieangriff noch während des Artilleriekampfes. Artillerie- und Infanteriekampf waren also zeitlich nicht mehr getrennt. Niemals blieb der Infanterieangriff aber ohne Unterstützung der Artillerie, selbst auf den nächsten Entfernungen nicht. Im mandschurischen Kriege wurde diese dauernde Unterstützung durch Artilleriefeuer so hoch bewertet, daß die japanische Infanterie selbst bat, ohne Rücksicht auf ihre eigene Gefährdung das Überschießen so lange fortzusetzen, bis sie die Stellungen genommen hätte oder durch Flaggen anzeigte, daß weitere Unterstützung nicht mehr notwendig sei. Die japanischen Haubitzen haben das Feuer sogar erst eingestellt, wenn die Infan-

terie bis auf etwa 50 m an die feindlichen Linien herangekommen war, die rasanten Kanonen allerdings weit früher. Bezüglich der hierbei wohl niemals ganz vermiedenen Verluste durch eigenes Feuer heißt es in den „Artilleristischen Monatsheften“ 1908 (S. 107): „Nach Ansicht der Japaner waren die Verluste gering im Vergleich zu der Wirkung, die der Verteidiger erreichen konnte, der nicht durch die Artillerie niedergehalten sei und jetzt in aller Ruhe auf wenige hundert Meter sein Feuer abgeben könne.“ Eine weitere eigenartige Neuerscheinung des Krieges war das zeitweise Schweigen der Batterien, das von beiden Artillerien angewendet wurde. Bei besonders heftigem Feuer wurde die Bedienung zurück in Deckung genommen, das Feuer vorübergehend eingestellt, und dann erst wieder aufgenommen, wenn der Gegner, um Munition zu sparen, das Feuer verlangsamte oder sogar ganz einstellte. Hamilton schildert (S. 190/91) einen derartigen Fall aus der Schlacht bei Yoshirei: „Die Russen waren in einem Augenblick eingeschossen, und in wenigen Minuten war jeder japanische Kanonier, der nicht tot oder verwundet war, in die Deckung eines eingeschnittenen Weges 50 Schritt rückwärts geflüchtet, während die 24 Geschütze, die bis dahin so herausfordernd gelärmt hatten, schweigend allein standen. Sobald die Russen von ihrem Siege überzeugt waren, hörten sie auf zu schießen. . . . . Nach und nach krochen die japanischen Geschützbedienungen wieder zurück; ich konnte deutlich erkennen, wie sie an den Geschützen arbeiteten und ihre Stellung wechselten, um die Russen in bezug auf die Entfernung zu täuschen, wenn sie das Feuer demnächst wieder eröffneten.“ Den moralischen Bedenken, die man gegen dieses Verfahren vorbringen kann, müßte natürlich durch eine exerziermäßige Friedensschulung entgegengearbeitet werden.

Versuchen wir jetzt das Zusammenwirken zwischen Infanterie und Artillerie, wie es sich nach den Erfahrungen in Ostasien in Zukunft voraussichtlich meistens abspielen wird, das Gesagte kurz zusammenfassend, zu skizzieren. Zunächst für den Angriff gegen einen entwickelten Gegner bzw. gegen eine vorbereitete Stellung. Die Verteidigungsartillerie befindet sich in der Hauptmasse in verdeckten Stellungen, die Infanterie in je nach Maßgabe der verfügbaren Zeit mehr oder minder stark ausgebauten Schützengräben oder sogar Unterständen. Bei der ersten Annäherung wird auf den weiten Entfernungen meist nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Verteidigungsartillerie feuern. Die Angriffsartillerie wird zunächst nur bereitgestellt. An Stelle des bisherigen sofortigen Masseneinsatzes der Artillerie ist die Massenbereitstellung getreten. Die wenigen sichtbaren sowie die schon feuernden verdeckten Batterien werden durch eine entsprechende Anzahl Batterien unter Feuer genommen und niederzukämpfen gesucht. Auf weiten Entfernungen oder mit weiten Zwischenräumen sicht-

bar aufgestellte Lockbatterien müssen versuchen, die ganze Verteidigungs-artillerie zum Feuern und dadurch zur Entschleierung der feindlichen Stellung zu veranlassen, falls der Gegner dies nicht von selbst tut. Aber auch dieses Mittel wird nicht immer helfen. Dann muß die Infanterie näher heran. Der Verteidiger muß jetzt Farbe bekennen. Wenn auch seine Infanterie noch in Unterständen und Schützengräben verdeckt bleiben kann, ohne die Feuerlinie zu besetzen, so muß doch jetzt seine Artillerie mit aller Macht das Vordringen der feindlichen Infanterie zu hindern suchen. Die Angriffsartillerie muß nun in der Hauptmasse ein-gesetzt werden und solange die beiden Infanterien noch weit von einander getrennt sind, mit allen Kräften die Niederkämpfung der feindlichen Ar-tillerie zu erreichen suchen, um der Infanterie das Vorwärtskommen zu erleichtern. Je mehr der Infanterieangriff dann vorschreitet, desto mehr Batterien muß der Verteidiger einsetzen, schließlich alle; es müssen auch die wieder feuern, die vielleicht, um den Angreifer zu täuschen, eine Zeitlang geschwiegen haben. Es werden aber auch Batterien, um den An-griff besser bekämpfen zu können, aus verdeckten in offene Stellungen vorgehen. Jedenfalls wird das Anfassen des Verteidigers durch die In-fanterie der Artillerie vielfach neue Ziele verschaffen, und dadurch, daß dieser die Möglichkeit gegeben wird, sie niederzukämpfen, wird die Infanterie sich selbst das Vorwärtskommen erleichtern. Aber nicht nur neue Ziele verschafft der Infanterieangriff der Artillerie, sondern auch neue Beobachtungsstellen, die auch wiederum neue Ziele sichtbar werden lassen und deshalb im Kampf gegen verdeckt stehende Artillerie von großer Wichtigkeit sind. Das sofortige Einnehmen neuer Beobach-tungsstellen durch die Artillerie ist ebenso wichtig wie ein Stellungswechsel der Batterie, jedenfalls aber bedeutend leichter auszuführen. So müssen sich Infanterie und Artillerie gegenseitig in die Hand arbeiten. Wann und wieviel Artillerie nun zur Unterstützung des Infanterieangriffs gegen die feindliche Infanterie, speziell gegen die Einbruchsstelle übergeht, wird von der jedesmaligen Lage, von der gegen die Verteidigungsartillerie er-reichten Wirkung, von dem sonstigen Kräfteverhältnis beider Artillerien und auch davon abhängen, ob der Angreifer über besondere Geschütze (Steilfeuer) zum Sturmreifmachen der Stellung verfügt. Wenn wir von dem Grundsatz ausgehen, daß die Artillerie stets die für die Infanterie gefährlichsten Ziele bekämpfen soll, so folgt daraus, daß mit dem Zeitpunkt, in welchem die Infanterie in den wirksamen Feuerbereich des Infanterie-gewehres eintritt, sich die Artillerie sofort gegen die feindliche Infanterie wenden muß, und zwar mit soviel Batterien, wie im Artilleriekampf nur irgendwie entbehrlich sind, und deren Zahl in dem Verhältnis, wie sich die Infanterie der Einbruchsstelle nähert, erhöht werden muß. Denn daran muß festgehalten werden, daß ein Sturmreifmachen der feindlichen Stel-

lung durch Artillerie unbedingt erforderlich ist. Das moderne Infanteriegewehr, unterstützt durch das Maschinengewehr, besitzt eine so hohe Feuerkraft, daß Sturmangriffe der Japaner, die doch über eine sehr angriffsfreudige und gegen Verluste unempfindliche Infanterie verfügten, selbst auf ganz kurzen Entfernungen vor feindlichen Stellungen gescheitert sind, die nicht genügend durch Artilleriefeuer sturmreif gemacht waren, so z. B. die vorher erwähnten Angriffe auf die Kintschou-Stellung. Bei dem Sturmreifmachen der Stellung hat die Artillerie ein besonderes Augenmerk auf Maschinengewehre zu richten, da namentlich der Verteidiger, der seine Artillerie aus verdeckten Stellungen feuern läßt, vielfach Maschinengewehre auch aus flankierenden Stellungen verwenden wird, um die für die Artillerie entstehenden toten Winkel unter Feuer nehmen zu können. Das Niederkämpfen der Maschinengewehre wird um so wichtiger für die Artillerie werden, je mehr jene durch Schilde geschützt und dadurch gegen Infanteriefeuer fast unverwundbar werden.

Die Unterstützung der Infanterie ist bis unmittelbar vor dem Einbruch erforderlich, da ein vorzeitiges Einstellen des Artilleriefeuers den Angriff zum Scheitern bringen kann. Das Feuer ist daher, solange es die Rücksicht auf die eigenen Truppen zuläßt, zu unterhalten. Von Einfluß ist dabei die Übersicht auf den Beobachtungsstellen und die Beobachtungsfähigkeit der Geschosse. Granaten eignen sich daher besser als Schrapnells, da der Aufschlagzünder die Lage der Schüsse zur eigenen Infanterie besser erkennen läßt; dazu kommt dann noch die größere moralische Wirkung des Aufschlaggeschosses. Bei dieser Feuerunterstützung handelt es sich außer der Wirkung gegen den Verteidiger auch darum, vor die feindliche Infanterie einen möglichst dichten Rauchschleier platzender Geschosse zu legen, der dem Gegner das sichere Zielen erschweren und der eigenen Infanterie dadurch das Herankommen erleichtern soll. Da diese Feuerunterstützung um so leichter ist, je näher die Artillerie an die Einbruchsstelle herankommt, so hat das unbedingt zu fordernde Begleiten des Infanterieangriffs, bis schließlich in die feindliche Stellung hinein, durch einzelne Batterien oder auch nur Züge neben dem moralischen auch noch materiellen Erfolg; Steilfeuer wird sich hier doppelt nützlich erweisen, und zwar umsomehr, je leichter es gehalten ist.

Auf dieses innige Zusammenwirken zwischen Infanterie und Artillerie legen auch unsere westlichen Nachbarn einen hohen Wert, was darin seinen Ausdruck findet, daß sie von vornherein Batterien abteilen, die speziell die Infanterie begleiten und unterstützen sollen. Wenn auch im neuesten französischen Reglement der Name Infanteriebatterie gefallen ist, so ist doch deren Aufgabe dieselbe geblieben.

Die Wichtigkeit dieses heute so nachdrücklich geforderten Zusammenwirkens nicht nur der Infanterie und Artillerie, sondern schließlich aller

Waffen, rechtfertigt hier wohl auch eine Abschweifung vom Thema, um zwei Fragen von allgemeiner Bedeutung zu streifen. Um nämlich im Sinne der anderen Waffen zu handeln, muß man aber auch über Tätigkeit und Verwendung dieser anderen Waffen hinreichend vertraut sein. Soll z. B. der Patrouillenführer der Kavallerie oder Infanterie für die Artillerie wirklich wertvolle Nachrichten bringen, so muß er wissen, was jene gern erfahren möchte, worauf es ihr ankommt, andernfalls wird er leicht gleichgültige Nebenumstände melden und die Hauptsache vergessen. Es setzt dies schon eine ziemlich genaue Kenntnis der fremden Waffentätigkeit voraus, die man sich kaum aus Dienstvorschriften aneignen kann oder wird. Nur die schon häufiger vorgeschlagene Kommandierung von Offizieren zu anderen Waffen wird hier erfolgreich eingreifen können, und zwar ein Kommando für einen längeren Zeitraum, so daß die Offiziere auch wirklich genügend in den praktischen Dienst eindringen können. Wenn diese Kommandos auf Gegenseitigkeit beruhen und zuerst nur bei Truppenteilen in derselben Garnison erfolgen, so entstehen einmal dadurch keine Kosten, anderseits fallen auch keine Offiziere aus, da ältere Offiziere nach kurzer Zeit wohl überall mit Vorteil im Dienst verwandt werden können.

Je mehr nun ferner das heutige Gefecht das innige Zusammenwirken aller Waffen erfordert, um so notwendiger erscheint auch in den Reglements aller Waffen ein wörtlich gleichlautender Abschnitt über das Gefecht der verbundenen Waffen: In diesen wären die allgemeinen Grundsätze über Angriff im Begegnungsgefecht, Angriff auf einen zur Verteidigung entwickelten Feind, auf eine befestigte Feldstellung, über Umfassung, Verteidigung, hinhaltendes Gefecht, Verfolgung, Rückzug, Abbrechen des Gefechts usw. aufzunehmen. In diesen Abschnitt gehören auch die Grundsätze über Führung und Verhalten zu den anderen Waffen hinein, ferner Bestimmungen, die die Tätigkeit des Truppenführers, des Artilleriekommandeurs, des Führers der schweren Artillerie regeln. Erst wenn dieser Teil in allen Reglements völlig gleichlautend enthalten ist, erscheint das Zusammenwirken leichter und sicherer als bisher gewährleistet, erst dann vermag der Führer jeder einzelnen Waffe richtig im Sinne des Führers des Ganzen zu handeln und umgekehrt dieser richtige und zweckmäßige Anordnungen zu treffen; erst dann werden sich die Waffen richtig unterstützen lernen. Dann werden auch manche Mißverständnisse und Reibungen, die jetzt vielfach auf ein verschiedenes Auslegen der in den einzelnen Reglements nicht gleichlautenden Bestimmungen zurückzuführen sind, verschwinden. Diesem gleichlautenden allgemeinen Teil könnte dann in jedem Reglement ein zweiter Teil folgen, der die notwendigen technischen Einzelheiten für die Ausführung der im ersten Teil aufgestellten allgemeinen Grundsätze behandeln, also das enthalten würde, was die fremden Waffen zunächst nicht interessiert. Ein Verhältnis übrigens, wie

es ähnlich schon durch die für alle Waffen bestimmte Anleitung für den Kampf um Festungen für den Festungskrieg gegeben ist.

In welcher Zeit sich nun der vorhin dargestellte Angriff abspielen wird, hängt außer von der Stärke der Stellung, dem Kräfteverhältnis beider Gegner, auch von dem absoluten Größenverhältnis ab, so daß bei den modernen Heeren durch die infolge der weiteren Wege längere Zeit beanspruchenden Aufmärsche, Entwicklungen und Umfassungen der Kampf viel seltener in einem Tage zu Ende geführt werden kann. Er wird sich vielmehr oft in der Nacht fortsetzen, die der Angreifer gerade zu Unternehmungen benutzen wird, die am Tage nicht durchzuführen sind, zu welchen auf artilleristischem Gebiete vor allen Dingen Stellungswechsel und Ergänzung der Munitionsbestände von Batterien und Kolonnen gehören.

Die Tätigkeit der Artillerie bei der Verteidigung ergibt sich im allgemeinen schon aus dem über den Angriff Gesagten. Beachten muß die Verteidigungsartillerie nur, daß ihr Hauptgegner die Angriffsinfanterie ist, daß sie also, je mehr der Angriff vorschreitet, sich umsomehr gegen die Infanterie, zuletzt ausschließlich nur gegen diese wenden muß, ohne sich von der Angriffsartillerie zu einem Artilleriekampf verführen zu lassen. Denn der Infanterist ist schließlich derjenige, der die Stellung nimmt, solange ich diesen von meiner Stellung fernhalte, solange bleibe ich auch in ihrem Besitz. Um den Infanterieangriff wirksam abwehren zu können, darf die Artillerie sich aber auch nicht scheuen, namentlich bei dem heutigen Schildschutz, mit dem allmählichen Vorschreiten des Angriffs aus verdeckten zu offenen Stellungen überzugehen.

Am wenigsten feste Regeln lassen sich für das Begegnungsgefecht aufstellen, da hier die Verhältnisse zu verschieden sein können. Reine Begegnungsgefechte in großen Verhältnissen werden aber heute in dem Zeitalter der verbesserten Aufklärungs- und Verbindungsmittel seltener als früher sein. Aber auch in dem Begegnungsgefecht werden unter veränderten Umständen die Grundsätze für die Verwendung der Artillerie dieselben sein, ihre Durchführung aber für den Angreifer um so leichter und für den, der in die Verteidigung gedrängt wird, um so schwieriger werden, je weniger stark diese Verteidigungsstellung von Natur aus ist, bzw. je weniger Zeit dem Verteidiger zum Verstärken der Stellung zur Verfügung bleibt.

Da nun vielfach die Hauptmasse der Artillerie nicht mehr so frühzeitig wie früher eingesetzt, sondern häufig erst bereitgestellt wird, so kann sich daraus unter Umständen eine Änderung der Marschordnung ergeben. Es würde nämlich zu erwägen sein, ob man nicht die leicht bewegliche Feldartillerie zugunsten der langsameren Infanterie weiter rückwärts marschieren ließe, z. B. statt zwischen beiden Infanteriebrigaden

der Division erst nach dem ersten Regiment der letzten Brigade. Jedes Infanteriebataillon, das vor der Feldartillerie marschiert, ist eine halbe Stunde früher zur Verfügung des Truppenführers.

Schießverfahren.

Die das Schießverfahren betreffenden Erfahrungen aus dem ostasiatischen Kriege sind verhältnismäßig gering und erstrecken sich in der Hauptsache auf die im mandschurischen Kriege überhaupt neu aufgetretenen Erscheinungen.

Das Schießen gegen die verdeckt stehenden Batterien in der zweiten Hälfte des Krieges hat wie schon ausgeführt zu einer vernichtenden Wirkung selten oder überhaupt nicht geführt. Ganz aussichtslos war das Streuen gegen verdeckte Ziele, deren Lage man nicht kannte aber, wenn es mit Granaten stattfand. So heißt es bei v. T. (I, S. 304): „Die Japaner vermochten den Standpunkt der beiden Batterien nicht aufzufinden, sie streuten mit Granaten auf dem Nordhang der Berge zu beiden Seiten der Schlucht, trafen aber die Batterien nicht. Die Verluste beider Batterien betrugen zwei Mann verwundet und drei Pferde tot, sie rührten aber nicht von Artilleriegeschossen, sondern von Infanteriekugeln her, die über den Berg geflogen waren."

Zu der gegen lebende Ziele an und für sich schlechten Wirkung der Granate kam hier noch ihre geringe Tiefenwirkung hinzu, um die Wirkung buchstäblich gleich Null zu machen. Die Verhältnisse werden in Zukunft ebenso liegen, als reines Streugeschoß kann nur das Schrapnell bzw. ein Einheitsgeschoß mit der Grundwirkung des Schrapnells wirklich Gutes leisten. Nur insofern sind die Schwierigkeiten auch für das Schrapnell gewachsen, als jetzt ein Teil der Ziele, nämlich sämtliche Batterien in Feuerstellung durch die Schutzschilde wenigstens von vorn, auch für Schrapnellfeuer so gut wie unverwundbar geworden sind.

Ein Schießen mit Granaten gegen verdeckte Ziele, das aber jetzt nach Einführung der Schutzschilde gegen feuernde Batterien an Bedeutung gewonnen hat, wird nur dann guten Erfolg haben, wenn man die Wirkung der Schüsse durch seitliche bzw. Ballonbeobachter beobachten lassen oder zum mindesten die Grenzen, innerhalb deren gestreut werden muß, entsprechend einschränken kann. Die Notwendigkeit, von solchen Hilfsbeobachtern einen recht ausgiebigen Gebrauch zu machen, und der gute Erfolg haben sich im Verlaufe des Krieges wiederholt gezeigt.

Die Wirkung des Streufeuers gegen verdeckte Räume, in denen Truppenansammlungen vermutet wurden, von dem die Japaner anfangs reichlichen Gebrauch machten, scheint in keinem Verhältnis zu der aufgewendeten Munition gestanden zu haben, so daß sie es später fast nur gegen die rückwärtigen Verbindungen bei befestigten Stellungen anwandten. Zu

beachten ist jedoch auch hier, daß der Grund der ungenügenden Wirkung zum Teil auf das Streuen mit Granaten, auf die die Japaner auf weiteren Entfernungen übergehen mußten, zurückzuführen ist.

Bessere, wenn auch nicht direkt materielle Wirkung wurde häufig bei berittenen Truppen, Kolonnen usw. durch das Durchgehen der Pferde hervorgerufen. Protzen und Wagen mit durchgehenden Pferden wurden vielfach als Wirkung des japanischen Streufeuers beobachtet; sie konnten dann erst nach längerer Zeit wieder zusammengebracht werden. Die Bewegungsfreiheit sowie der Munitionsersatz der Batterien waren auf längere Zeit gestört.

Als Hilfsmittel beim Schießen der Haubitzen werden bei Hamilton (S. 70) aus der Schlacht am Yalu quadrierte Pläne der feindlichen Stellung, ähnlich der bei uns früher im Festungskriege gebräuchlichen erwähnt, mit denen die Batterien und Beobachtungsstationen ausgerüstet waren.

Beim Einschießen gegen sichtbare Ziele hat sich das Brennzünderverfahren nicht bewährt. Die Russen, die sich anfangs fast ausschließlich mit Brennzünder einschossen, gingen im Verlauf des Krieges zu Aufschlag über, das bei den Japanern von Anfang an die Regel gebildet hatte. Bei Vereinigung des Feuers mehrerer Batterien gegen ein Ziel wurden von den Japanern vielfach beide Geschoßarten zusammengelegt, teils der besseren Beobachtungsfähigkeit, teils der größeren moralischen Wirkung wegen. Aus ersterem Grunde legte man auch Flach- und Steilfeuer zusammen.

Als Feuerart haben sich Salven, welche die Russen mit verhältnismäßig großen und ziemlich regelmäßigen Pausen anwandten, nicht bewährt. Im „Streffleur" 1907 (S. 635) heißt es darüber: „Diesen Umstand nutzten die japanischen Artilleristen vielfach aus, um sich der Wirkung des russischen Feuers zu entziehen: ihre Beobachter durch das Aufblitzen der Schüsse auf die Salve aufmerksam gemacht, avisierten mit einem einfachen Signal die Bedienungskanoniere, die dann rasch in Deckungen Schutz suchten und dort so lange verblieben, bis die russischen Schrapnells explodiert waren, worauf sie bis zur nächsten Salve das Feuer ungefährdet fortsetzen konnten." Auch der Umstand, daß aus Schrapnellsalven ein Rückschluß auf die Anzahl der Batterien und damit die Stärke des Gegners gemacht werden konnte, spricht, wie der österreichische Oberst im Generalstabskorps v. Bacsány, der auf russischer Seite den Feldzug mitmachte, in seiner Schrift „Die Schlacht" (S. 109) nachweist, nicht für sie.

Dagegen hat sich der Feuerüberfall im Kriege eingebürgert und wird auch in Zukunft eine wichtige Rolle spielen. Je mehr die Feuergeschwindigkeit der Geschütze wächst, desto haushälterischer muß der Artillerist mit der Munition, die nicht in demselben Maße wie die Feuergeschwindigkeit

vermehrt werden kann, umgehen. Anderseits werden sich günstige Ziele oft nur verhältnismäßig kurze Zeit darbieten, da jede Truppe wegen des vernichtenden Feuers gegen sichtbare Ziele sich möglichst zu decken sucht. So sparsam der Artillerist nun auch im allgemeinen mit der Munition gegen weniger dankbare Ziele umgehen wird, so gestattet das Schnellfeuergeschütz doch solche kurzen Momente gegen günstige Ziele voll auszunutzen. Gut ausgebildete Beobachter des Vorgeländes und eine geschulte Bedienung sind aber die Vorbedingung, ein zuverlässiger Entfernungsmesser eine wesentlich Hilfe für einen Feuerüberfall, dessen Wirkung dann die größere Munitionsmenge vollständig rechtfertigen kann. Der Anforderung, solche Augenblicksziele mit Erfolg bekämpfen zu können, müssen aber auch die Grundsätze der Schießvorschrift in geeigneter Weise Rechnung tragen. Die Bestrebungen, die Feuergeschwindigkeit eventuell noch durch Selbstladekanonen, Maschinengeschütze zu steigern, können durch das Verlangen, jeden kleinsten Zeitteil nach Möglichkeit auszunutzen, ihre Berechtigung finden.

Nachtgefechte.

Eine Folge der gesteigerten Waffenwirkung der Infanterie und Artillerie gegen sichtbare Ziele sind auch die zahlreichen Nachtgefechte des ostasiatischen Krieges gewesen, mit denen wir aber auch in Zukunft weit mehr als bisher rechnen müssen. Die Teilnahme der Artillerie an diesen wird aber, bis es die Technik verstanden hat das Kampffeld besser zu beleuchten als bisher, beim Angriff, wenigstens was neue Ziele anbetrifft, nur eine beschränkte sein. Wohl aber wird es vorkommen, daß Ziele, die schon am Tage beschossen sind, auch während der Nacht bei solchen Unternehmungen durch Artilleriefeuer niedergehalten werden sollen. Sichere Verbindung mit der Infanterie, wann das Feuer einzustellen bzw. zu verlegen ist, ist nachts noch notwendiger als am Tage, namentlich wenn sich die Angriffe gegen diese unter Feuer zu haltenden Ziele selbst richten. Die Erfahrungen aber, welchen Einfluß die nachts veränderten Temperaturverhältnisse auf die tags erschossenen Schußweiten ausüben, sind bisher noch sehr gering und bedürfen der Erweiterung.

In der Verteidigung wird die Teilnahme der Artillerie an Nachtgefechten eine häufigere sein, da die Gefahr, die eigenen Truppen zu gefährden, hier nicht so groß ist und außer der vordersten Linie des Angreifers auch die zahlreich bereitzuhaltenden Reserven günstige Ziele bieten, soweit die Beleuchtung natürlich einen Anhaltspunkt zur Beobachtung überhaupt zuläßt.

Abgesehen von diesen nächtlichen Unternehmungen werden aber in der Verteidigung und namentlich beim Angriff vielfach der Aufmarsch der Artillerie, Stellungswechsel sowie Munitionsergänzung während der Nacht vorgenommen werden müssen. Dies am Tage vorzubereiten und in der

Nacht lautlos, ohne die Aufmerksamkeit des Feindes zu erregen, auszuführen, bedarf ebenfalls häufiger Friedensübungen. Die Japaner haben sich auch hier, durch viele Übung geschult, sehr gewandt gezeigt. Stellungen und Anmarschwege dahin wurden bei Tage sorgsam erkundet und bezeichnet und nachts sehr geschickt wieder aufgefunden und eingenommen.

Mannigfach sind die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges. Fast auf jedem Gebiete hat er Neues gebracht. Aber auch vieles Alte, was man fast schon für überlebt hielt und deshalb zu vergessen anfing, hat er wieder bestätigt. Die wichtigste dieser Erfahrungen, die uns der Krieg wieder ins Gedächtnis zurückgerufen hat, ist die unverminderte Bedeutung der psychologischen Anforderungen an Führer und Truppe. Wohl bemüht sich jeder Staat seinem Heere die besten Waffen zu geben. Aber die Technik schreitet unaufhaltsam und oft sprungweise fort. Morgen schon kann das Heute überholt, ja veraltet sein. Wohl ist es wichtig, daß das Schwert scharf und schneidend ist, aber die Waffe allein macht es nicht, den Ausschlag gibt der Mann, der sie führt.

Wir hoffen, daß unsere Waffen stets die besten sein werden, wir wissen es aber nicht. Da ist es nun nicht die schlechteste Erfahrung des Krieges, daß die tüchtige Friedensausbildung und die todesmutige Tapferkeit der Japaner auch bei der heutigen gesteigerten Waffenwirkung vieles ausgeglichen haben und nicht zuletzt auch die Unterlegenheit der japanischen Feldkanone. Diese Gewißheit, daß heute noch wie zur Zeit unserer Väter, die 1866 mit einem schwächeren Geschütz und 1870 mit einem schwächeren Gewehr zu siegen verstanden haben, die kriegerische Tüchtigkeit eines Volkes, gestählt durch militärische Schulung und Zucht, begeistert für Heimat und Herrscherhaus, den Ausschlag gegeben hat, soll für uns die beruhigendste Erfahrung des Krieges sein. Daß sich die Söhne das Erbteil ihrer Väter bisher bewahrt haben, Südwestafrika hat es gezeigt. Aber nirgends paßt das Wort so wie hier:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.“

Stillstand ist Rückschritt! Nur unausgesetzte Hebung der Verantwortungsfreudigkeit und Selbständigkeit aller Führer, fortgesetzte Schulung und Erziehung des Soldaten zur Kriegstüchtigkeit und Vaterlandsliebe unter voller Aufrechterhaltung unserer bewährten Mannszucht und die schon bei unserer Jugend einzusetzende stete Erziehung des ganzen Volkes zur nationalen Opferfreudigkeit werden uns dies köstliche Erbteil unserer Väter auch in Zukunft bewahren.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68 71.

Die französische Aufklärung vor der Kapitulation von Prenzlau.

Von

v. Sommerfeld,
Oberstleutnant a. D.

Mit einer Skizze.

Je größer die Heeresmassen, desto wichtiger, aber auch desto schwieriger rechtzeitige Nachrichten; daher die gespannte Aufmerksamkeit, welche alle Heeresverwaltungen den Fortschritten der Technik auf dem Gebiete der Erkundungs- und Weiterbeförderungsmittel widmen. Indessen Luftschiffe und Flugmaschinen versagen bei undurchsichtiger Witterung, Motorrad und Kraftwagen bei unergründlichen Wegen. Alle technischen Erfindungen, selbst die Telegraphie, werden sich daher schwerlich über die Bedeutung von mehr oder weniger benutzbaren Gelegenheitsbeihilfen hinauswachsen, die unverrückbare Grundlage des Aufklärungsdienstes vielmehr auch in der Zukunft die Reitermassen bleiben. Die Durchforschung der Kriegsgeschichte nach den Leistungen der Kavallerie auf diesem Gebiete bleibt daher von dauerndem Wert.

Zu den lehrreichsten Beispielen für das Maß der der Reiterei innewohnenden Aufklärungsfähigkeit gehört der mit dem Zusammenbruch von Prenzlau endende Teil des Kriegsjahres 1806. Zwar nicht auf preußischer Seite, wo die in den Quellen des Kriegsarchivs schlummernden Unterlagen noch nicht vollständig der Öffentlichkeit übergeben sind, wohl aber auf der französischen Gegenpartei, auf welcher das gesamte amtliche Nachrichtenmaterial durch das Foucardsche Werk „Campagne de Prusse 1806, D'après les archives de guerre, Bd. II, Prenzlow et Lubeck“ lückenlos erschlossen ist. Das besondere Kennzeichen der französischen Erkundungstätigkeit liegt darin, daß einerseits die eigene Reiterei durch das stolzeste Siegesbewußtsein gehoben war und anderseits die preußische Kavallerie vollständig versagte. Sie spiegelt daher das für die damalige Zeit erreichbare Höchstmaß kavalleristischer Leistungsfähigkeit wider.

Gerade bezüglich des Aufklärungsdienstes hätten sich die Preußen infolge der Kriegführung im eigenen Lande in der Vorhand befinden müssen. Eine bereits im Frieden bis auf alle Einzelheiten vorbereitete Organisation der einheimischen Hilfsquellen hierfür lag noch nicht im

Geiste der Zeit.[1]) Obwohl nun die Unfähigkeit und Erschlaffung der Kavallerie gebieterisch auf anderweitigen Ersatz hinwies, stellte sich dennoch in dem improvisierten Ausschöpfen des Landes eine unglaubliche Verständnislosigkeit oder Unbeholfenheit heraus.[2]) Dem Generalstabe war nur ein schwaches Licht aufgedämmert, daß sich sein Wirkungskreis vornehmlich hierauf erstreckte.[3]) Von einer Anweisung der Beamtenschaft zu fortlaufender Übermittlung von Nachrichten war daher ebensowenig die Rede wie von der Anwerbung zuverlässiger, orts- und kriegskundiger Kundschafter. So beschränkte sich der Anteil des Landes am Nachrichtenwesen auf die gelegentliche Meldung eines Landrates bzw. Pastors oder das Ausfragen der Landeseinwohner durch entsendete Generalstabs- oder Reiteroffiziere. Beides gab vielfach unrichtige Bilder. Daß das Wasser so spärlich floß, daran trug freilich auch die Bevölkerung ihr volles Maß. Mochte ihr auch das erst durch die allgemeine Wehrpflicht geschaffene Verständnis für kriegerische Verhältnisse abgehen, so erklärte sich doch der Mangel jedes freiwilligen Zutragens von Nachrichten lediglich aus der stumpfen, sich bis zu feiger Angst und öffentlichem Verrat steigernden Gleichgültigkeit gegen die Geschicke des Vaterlandes.

Wie voll und mannigfaltig sprudelte dagegen der Born der Nachrichten auf der Gegenseite. Napoleon besaß eine ebenso geschulte wie eifrige Aufklärungsreiterei. Trotzdem ließ er die Erschließung der Landesquellen vollkommen ebenbürtig der kavalleristischen Erkundung zur Seite treten. Vom Marschall herab bis zur kleinsten Patrouille hatten alle Führer in jeder neu erreichten Ortschaft die Pflicht zum Ausfragen der Einwohner sowie zur Beschlagnahme der Briefschaften auf der Post wie im Privatquartier.[4]) Angesehene Bürger hafteten als Geiseln für die

[1]) Bei der Möglichkeit eines Krieges gegen zwei Fronten ist für Deutschland wenigstens an einer Grenze die Gefahr eines zunächst im Inlande verteidigungsweise zu führenden Kampfes nicht ausgeschlossen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer erschöpfenden Organisation der im Lande liegenden Nachrichtenquellen.

[2]) Schon bei Jena klagte Marwitz („1806. Das preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse.“ Herausgegeben vom Großen Generalstabe. [Kriegsgeschichtl. Abteil. II]. S. 167, Anm. Berlin. E. S. Mittler & Sohn.): „Es ist auch eine der größten Merkwürdigkeiten, daß wir, nachdem wir solange in Jena gestanden hatten, wo uns die Leute liebten, uns nicht ein einziges Verständnis angeschafft hatten und kein Mensch die halbe Meile nach dem Lager hinausschlich, uns zu erzählen, was neben uns vorgehe.“

[3]) Der hierfür verantwortliche Generalquartiermeister Massenbach wälzt in: „Betrachtungen und Aufschlüsse usw.“ (S. 93) in geradezu kindlicher Weise den Vorwurf auf die Bevölkerung ab: „Im eigenen Lande führten wir Krieg und niemand brachte uns Nachricht“.

[4]) Unermüdlich wird in den Befehlen hierauf von neuem hingewiesen; vgl. allein für den 25. Oktober Foucards genannte Schrift (wird künftig nur mit F. bezeichnet) 305, 309, 310, 315, 320 und 344.

Richtigkeit ihrer Aussagen. Ein Zwang war vielfach nicht nötig, denn die bereits geschilderte Feigheit und Niedertracht überlieferte die dem eigenen Heere vorenthaltene Kenntnis freiwillig dem Feinde.[5]) Den Verkehr mit der Landesbevölkerung erleichterte eine anscheinend weit verbreitete Kenntnis der deutschen Sprache, zum Teil wohl auch durch Angehörige der Rheinbundstaaten. Im Notfalle aber befahl der Kaiser selbst die Mitgabe sprach- und verhandlungskundiger Generalstabsoffiziere an die aufklärenden Abteilungen.[6])

Nicht ganz auf gleicher Höhe stand dagegen die Überbringung der Meldungen wegen der Unbekanntschaft mit ausgebildeten Relaislegungen. Die Ordonnanzreiter blieben ständig die gleichen; nur wenn sie unterwegs auf eine zu anderen Zwecken aufgestellte Kavallerieabteilung stießen, konnten sie sich frischer Pferde bedienen.[7])

Auf Hindernisse durch die Landbevölkerung mittels persönlichen Bedrohungen stießen schließlich die französischen Erkundungsabteilungen und ihre Rückmeldungen überhaupt nicht, mittels Wegezerstörungen in keiner erheblichen Weise.[8])

---

[5]) Eine Ausnahme machte Lannes gegenüber am 25. Oktober die Zurückhaltung der Offiziere der Spandauer Zitadelle (F. 318). Auch Bernadotte berichtete am 27. aus Börnicke: „Les gens du pays ne veulent rien dire", und Savary über die Einwohner von Ruppin am gleichen Tage: „Pas un ne voulut s'y laisser conduire et je fus obligé d'aller le tâter (l'ennemi) moi-même." (F. 427 bzw. 433 und 434.) Dagegen die in sichtlicher Erleichterung am Abend des 24. ihre Fenster bei Ankunft einer schwachen Reiterpatrouille erleuchtenden Einwohner von Brandenburg (F. 286) und die von Savary am 26. in Fehrbellin bestochene Botenpost, wobei der Postmeister durch Mitgabe eines Briefes an seinen Kollegen in Neu-Ruppin dem schmutzigen Handel Vorschub leistete (F. 383). Den Gipfel vaterlandsloser Gemeinheit aber haben am folgenden Tage die freiwillig zu Savary nach Fehrbellin mit Nachrichten über den preußischen Rückmarsch kommenden Gemeinderatsmitglieder von Neu-Ruppin erklommen (F. 432, 433). Demgegenüber treten die bereitwilligen Aussagen des Kaufmanns Wolf an Milhaud in Hennigsdorf am 25. (F. 314), des Hausmeisters des Prinzen von Oranien an Savary am gleichen Tage in Wustermark (F. 344) und dergleichen mehr in den Hintergrund. Alle aufgegriffenen versprengten Soldaten wetteiferten endlich mit der Landbevölkerung in der Preisgabe ihrer Wissenschaft.

[6]) Die befohlene Begleitung Lasalles durch Murats Stabschef Belliard, an dessen Stelle Murat dessen Gehilfen Girard setzte (F. 305).

[7]) Schon von v. Lettow in „Der Krieg von 1806 und 1807" (Bd. II, S. 222. Berlin, E. S. Mittler & Sohn) hervorgehoben. Am 27. wird augenscheinlich zum Zweck des Pferdewechsels Bernadotte auf den zum Schutz der Havelbrücke in Neubrück aufgestellten Chasseurposten hingewiesen. (F. 404:) „Continuez, M. le Maréchal, à me donner de vos nouvelles. Il y a à Neubrück sur la Havel un poste de 25 hommes du 7e de chasseurs." Ein regelrechtes Relais ist der am 24. zwischen Alt-Geltow und Ketzin aufgestellte Posten (F. 285).

[8]) Nur die Zerstörung der Wublitzbrücke zwischen Marquardt und Ketzin hinderte am 24. das Vorgehen einer Chasseurpatrouille nach letzterem Orte (F. 286). Auch für Treillards Husaren hemmte am 24. eine bei Spandau zerstörte Brücke den wei-

Diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, spielte sich die Aufklärungsarbeit auf französischer Seite im einzelnen folgendermaßen ab.

I. Der 24. Oktober 1806.

Die verhängnisvolle Doppelschlacht von Jena und Auerstädt hatte die in der Kriegsgeschichte ungewöhnliche Erscheinung gezeitigt, daß die Fühlung zwischen Verfolger und Verfolgten verloren gegangen war. Ganz gegen seine Grundsätze war daher Napoleon zum Operieren nach geographischen Begriffen genötigt; nicht die aus seinem Gesichtskreis entschwundene geschlagene Armee, sondern die preußische Hauptstadt Berlin wurde das Ziel seiner Vorwärtsbewegungen. Völlig im Dunkeln tappend hatte er am 24. Oktober mit den dorthin in Marsch gesetzten Truppenkörpern folgende Quartiere bzw. Biwaks erreicht:

a) Kaiserliches Hauptquartier: Potsdam.

b) 3. Korps Davout: Schöneberg bei Berlin.[9])

c) 5. Korps Lannes: bei Potsdam; Kavallerie-Brigade Treillard mit je einem Regiment in Alt-Geltow südlich Potsdam und an den Straßen Potsdam—Spandau auf dem rechten bzw. linken Havelufer.

d) Gardekorps Lefebvre: Potsdam,

e) 7. Korps Augereau: Saarmund.

f) 1. Korps Bernadotte: Ziesar, Division Rivaud westlich Roßlau.

g) Reservekavallerie Murat, Hauptquartier: Potsdam.
Brigade Lasalle: Charlottenburg, Brigade Milhaud: Potsdam,
2. Dragonerdivision Beker (später Grouchy): Zehlendorf,
3. Dragonerdivision Beaumont: zwischen Potsdam und Spandau, auf dem linken Havelufer.
1. Schwere Division Nansouty: Neu- und Alt-Langerwisch,
2. Schwere Division d'Hautpoul: Treuenbrietzen.

Zu der gleichen Zeit hatten die dem Fürsten Hohenlohe unterstellten und der Oder zustrebenden Abteilungen folgenden Raum belegt:

a) Hauptkolonne Hohenlohe: nördlich des Rhinluches in Wusterhausen—Neustadt a. d. Dosse—Sieversdorf.

b) Seitendeckung Schimmelpfennig: nördlich des Rhinluches gegenüber Fehrbellin in Langen—Walchow—Protzen.

---

teren Einblick über den Feind (F. 286). Vielleicht machte die von Lasalle am 25. berichtete Abtragung der Havelbrücke im Straßenzuge Oranienburg—Berlin (F. 311) für die an den Kaiser seit dem 26. abends nach Charlottenburg bzw. Berlin gerichteten Meldungen einen kurzen Umweg erforderlich. Die sonst noch französischerseits erwähnten Brückenzerstörungen bei Kremmen am 25. (F. 312) und am 26. bei Fehrbellin und Lenzermühle (F. 382) blieben einflußlos.

[9]) Der zum Kommandanten von Berlin bestimmte General Hullin hatte bereits die Stadt mit den Kommandos sowohl zur Übernahme des Kriegsmaterials wie zur Quartiervorbereitung betreten.

c) Nachhut Natzmer: südlich des Rhinluches in Rhinow und Stölln unter Festhaltung des Rathenower Havelüberganges.

d) Kavalleriekolonne Schwerin: Kyritz, zugeteilte Infanteriebrigade Hagen: Schrepkow.

e) Leichte Truppen Bila II: Wulkow—Sandau—Havelberg.

f) Abteilung Blücher, Artilleriekolonne: westlich Havelberg auf Kyritz zu. — Grenadiere: Sandau, reitende Artillerie und Kavallerie (unter General v. Wobeser): Arneburg.

g) Abteilung Herzog von Weimar: Gardelegen und Letzlingen.

Bei den voraufgegangenen Bewegungen hatte die Grenzlinie nach dem Feinde zu französischerseits die Straße Wittenberg—Treuenbrietzen—Belitz, preußischerseits die Straße Burg—Genthin—Rathenow—Rhinow gebildet. Nur Schimmelpfennig war von Plaue östlich an Rathenow vorüber teils über Friesack, teils über Fehrbellin zurückgegangen, während anderseits das noch zurückstehende 1. Korps Bernadotte über Ziesar auf Brandenburg angesetzt war.

Nach der Ankunft in Potsdam ging nun bei dem Kaiser Napoleon etwa um die Vesperstunde eine überraschende Kunde als erster, das über den Verbleib des Gegners lagernde Gewölk durchbrechender Lichtstrahl ein. Der nach Alt-Geltow zu dem dort stehenden 21. Chasseurregiment aus seinem Gefolge entsendete General Corbineau hatte bald nach Mittag Gelegenheit zur Ausfragung eines am frühen Morgen aus Brandenburg aufgebrochenen Landmädchens gefunden. Nach ihrer Aussage waren gestern, also am 23. Oktober, von früh 10° bis zum Abend preußische Truppen, Infanterie und Kavallerie nebst sechs Geschützen, in der Stadt angekommen. Zahl, woher und wohin war ihr dagegen unbekannt geblieben. Zwar hatte ihr sofort ein aufgegriffener, sich als Bursche eines bei Halle gefallenen Offiziers ausgebender Südpreuße widersprochen. Bei dessen fortgesetzten Widersprüchen verzichtete aber der General auf die Wiedergabe seiner Aussage, sendete ihn vielmehr gleichzeitig mit seinem Bericht in das Kaiserliche Hauptquartier zurück.[10]) Was dieses mündlich aus ihm herauspreßte, ist jedoch nicht der Aufzeichnung für wert erachtet worden.

Das Chasseurregiment hatte schon vor Ankunft des Generals, unter Besetzung der hölzernen Havelbrücke bei Baumgartenbrück mit 20 abgesessenen Chasseurs, zwei Patrouillen von je einem Offizier und 30 Pferden entsendet, die eine auf dem Wege über Groß-Kreutz nach Brandenburg, die andere nach Ketzin. Für letztere war ein Zwischenposten von 15 Pferden in einem nicht mehr bekannten Orte aufgestellt.[11])

---

[10]) F. 284: Potsdam—Alt-Geltow 8 km.

[11]) F. 285. Das „par la rive droite“ für die erste Patrouille in Corbineaus Meldung ist ein Schreibfehler.

Ob nun die Aussage des von Corbineau verhörten Mädchens sich herumgesprochen hatte oder eine zweite Quelle daneben angebohrt war, bleibt fraglich. Jedenfalls war im Laufe des Tages beim Korps Lannes das Gerücht einer bei Potsdam vorbeiziehenden preußischen Kolonne verbreitet. Nun hatte sich das Treillardsche 10. Husarenregiment bis gegen Abend auf dem rechten Havelufer mit preußischer Kavallerie bis zu einer vor Spandau abgebrochenen Brücke herumzuschlagen. Die Husaren hatten scheinbar nicht scharf zugefaßt, weshalb Taillard zu ihrer Mohrenwäsche in seiner Meldung an Lannes den Mund recht voll nehmen zu müssen glaubte.[12]) Aus dem angeschlagenen Ton aber schloß der Marschall in seiner noch vor Tagesschluß erfolgten Weitermeldung an den Kaiser, daß sich die Husaren an die Rockschöße der oben erwähnten preußischen Kolonne geheftet, letztere also auf dem Wege nach Stettin heute Spandau hinter sich gebracht hätte.[13]) Ihm war kein Zweifel, daß das Scharmützel diesen Durchmarsch hatte maskieren sollen.

Hiermit war der Nachrichtenkreis, auf welchen hin Napoleon in der Mitternachtsstunde vom 24./25. Oktober die Verfolgung der Preußen aufnahm, geschlossen. Wie steht es mit seiner Richtigkeit?

Das brandenburgische Mädchen hatte am hellen Tage Gespenster gesehen. Selbst Schimmelpfennig hatte am 23. auf dem Marsche von Plaue nach Mützlitz den kurzen Umweg dorthin vermieden, so groß auch die Versuchung zur Ausnutzung der Hilfsquellen der großen Stadt gewesen sein mochte.[14]) Der Einmarsch in Brandenburg am 23. Oktober war aber die unerläßliche Vorbedingung für den Durchzug durch Spandau am folgenden Abend. In Wahrheit hatten sich Treillards Husaren darum nur mit den 80 Pferden des am 22. Oktober von Hohenlohe über Plaue, Brandenburg und Spandau entsendeten Hauptmanns v. Ziehen in den Haaren gerauft. Des Pudels Kern liegt also darin, daß die dem Kaiser am heutigen Tage zugegangenen Nachrichten von Anfang bis zu Ende falsch waren. Vielleicht hat sich die Weltgeschichte nur selten einen größeren Treppenwitz geleistet, als „daß die zur verhängnisvollen Kapitulation von Prenzlau führende Verfolgung auf Grund falscher Gerüchte und Trugschlüsse aufgenommen wurde".[15])

---

[12]) F. 286: „Le 10e de hussards a fait hier tout ce qu'il était possible de faire en chargeant la cavalerie jusque dans les faubourgs et jusqu'au pont qui se trouve coupé". Das „hier" ist bei der Datierung der Meldung noch vom 24. gleichfalls ein Versehen.

[13]) F. 287.

[14]) Treillards nach Brandenburg entsendete Offizierspatrouille stellte aus dem Munde der Einwohner fest, daß am 23. nur eine 20 Mann starke preußische Infanteriepatrouille durch die Stadt gezogen war. (F. 286.)

[15]) v. Lettow a. a. O., S. 214.



II. Der 25. Oktober 1806.

Angesichts dieser Nachrichten tat Eile not, denn schon nach den Ermittlungen Corbineaus befand sich der am 23. Oktober in Brandenburg zur Nacht gebliebene Gegner am 24. in gleicher Höhe mit den Fanzosen und war am 25. durch die Lappen gegangen. Napoleonischer Entschlußkraft gegenüber erregt daher das bis zum Eintreffen der Lannesschen, eine Art von Bestätigung enthaltenden Meldung andauernde Zaudern einiges Befremden. Erst um die Mitternachtsstunde hatte sich der Kaiser zu dem Entschluß, diesen Nachrichten auf den Grund zu gehen, durchgerungen.

Der Befehl an das am weitesten vorgeschobene 3. Korps Davout trug noch das Datum des 24. Oktobers. Die Nachricht über den Feind lautete darin „une colonne assez considérable est partie de Magdebourg pour Stettin" und seine eigene Ansicht „on manoeuvre dans ce moment pour la couper". Die Beteiligung Davouts an dieser Unternehmung soll in der Entsendung der 2. Dragonerdivision Beker-Grouchy nach Oranienburg bestehen.[16])

Der zweite Befehl ging am 25. Oktober an Murat. Nur Lasalle und Milhaud sollten zunächst auf die Fährte des aufgespürten Wildes gesetzt werden. Wiederum sind die Worte, in welche die Nachrichten vom Feinde eingekleidet wurden, bedeutungsvoll. Von Lasalle sollte eine voraufgegangene Offizierpatrouille schon um 7° vorm. Oranienburg erreichen und nach kurzer Ruhepause nach Falkenthal weitergehen zur Abfangung (interception) der Wege nach Zehdenick und Liebenwalde zwecks Erkundung einer preußischen Kolonne „qui a du passer dans les environs". Der um 12° mittags mit seiner Brigade nach Oranienburg nachgefolgte General sollte dagegen alsbald den ganzen Landstrich bis Kremmen, Neu-Ruppin, Lindow und Gransee mit Streifpartien unter einsichtsvollen Offizieren überdecken, welche die feindliche Kolonne „doivent trouver coupée".[17]) Milhaud wurde dagegen mit seinem Chasseurregiment nach Hennigsdorf am Havelübergang der Straße Berlin—Kremmen zur Erkundung in der Richtung auf Nauen und Fehrbellin gewiesen.[18])

---

[16]) F. 304. Außerdem Durchforschung aller Nachrichtenquellen der Hauptstadt, dauernde Verbindung mit dem nach Hennigsdorf entsendeten Milhaud und dem nach Oranienburg entsendeten Lasalle sowie Patrouillen auf 15 bis 20 km rings um Berlin.

[17]) F. 305. Aus allen erreichten Orten sollten Lasalle angesehene Männer zugeführt und von diesem bis zur erhaltenen Gewißheit über die Wahrheit ihrer Aussagen zurückbehalten werden. Beim Mangel geeigneter Persönlichkeiten in Lasalles Stabe sollte Murat für diese Vernehmungen sogar seinen Stabschef Belliard mit absenden. Murat ersetzte ihn indes durch dessen Gehilfen Girard.

[18]) F. 306. Nicht „à" sondern nur „sur" Nauen et Fehrbellin. Der Muratsche Stabschef Belliard (F. 310) spricht in der Weitergabe des Befehls nur von einer feindlichen Kolonne „qui est sortie de Magdebourg et qui bat la campagne".

Ein dritter mündlicher Befehl sollte schließlich den General Savary mit 100 Pferden, zu denen ein kleines Kommando der 10. Husaren von Spandau aus stoßen sollte, bei Tagesanbruch nach Wustermark an den Knotenpunkt der Straßen nach Nauen und Brandenburg führen.[19])

Aus den weiteren Maßnahmen des Kaisers bedarf lediglich der mit der Aufsuchung der preußischen Rückzugskolonne in Verbindung gesetzte Teil der Erwähnung.

Die zweite Hauptaufgabe des Tages bestand in der Berennung der Zitadelle von Spandau, wofür unter der Oberleitung Bertrands das gegesamte 5. Korps Lannes und die 3. Dragonerdivision Beaumont bestimmt wurden. Jedoch sollte Lannes' ganze Kavalleriebrigade Treillard nach Beaumonts Eintreffen bis Neuendorf vorgehen und deren über Wustermark auf Nauen bzw. über Neuendorf nach Hennigsdorf vorgehende Erkundungen sich den später eintreffenden Generalen Savary bzw. Milhaud anschließen.[20])

Während Davout das Schaustück des heutigen Tages, den Ein- und Durchmarsch durch Berlin, ausführen sollte, hatte sich Augereau in Saarmund vorerst marschbereit zu halten, die Garden und die beiden schweren Divisionen der Reservekavallerie bei Potsdam zu verbleiben bzw. dorthin aufzuschließen. Beachtenswert ist die Auslassung des Kaisers an Augereau über die eingeleiteten Erkundungen, „qui doivent donner des nouvelles d'une colonne ennemie, qui est en marche de Magdebourg sur Stettin et que l'on espère pouvoir entamer" (in die Flanke fassen.[21])

Nach den erlassenen Befehlen sah also der Kaiser die Kriegslage folgendermaßen an. Als Zufluchtsort des Gegners galt ihm Stettin. Nach dem großen Aufklärungsbogen von Nauen über Fehrbellin bis Zehdenick und Liebenwalde, der selbstverständlich noch weiter nach Osten zu schlagen gewesen wäre, rechnete er mit einer weit auseinandergezogenen Verzettelung der Kräfte, wofür neben der allgemeinen Erfahrung bei fluchtartigen Rückzügen das truppweise Eintreffen in Brandenburg am 23. Oktober während des ganzen Tages den besonderen Anhalt gab. Er war sich aber von vornherein klar, daß ein Teil sich bereits seinen Fangarmen entzogen hatte,[22]) so daß also ein Stoß von der Flanke aus mitten hinein ihm lediglich noch die rückwärtigen abgeschnittenen Teile in den Schoß fallen lassen konnte.[23])

[19]) F. 287/288.

[20]) F. 287 und 306.

[21]) F. 307.

[22]) Daher das „qui a du passer dans les environs" an Lasalles voraufgetriebene Patrouille.

[23]) Das „couper" und „entamer".



Erwiesen sich aber auch diese Anschauungen und die Anordnungen Napoleons als einwandfrei? Nur Kavallerie, also lediglich die Erkundungstruppe, brachte er zunächst auf die Beine. Er beschränkte sich also auf die vorbereitende Maßnahme: Feststellung des Grundes oder Ungrundes des angeblichen preußischen Rückmarsches. Zweifelsohne lag noch die Möglichkeit eines Stoßes in die Luft vor. Da aber Napoleon über seine weiteren Pläne bezüglich Spandaus und Berlins hinaus noch die für die eigentliche Aufgabe des Abfangens möglichst großer Teile der preußischen Kolonne erforderlichen Kräfte reichlich zur Hand hatte, so lag der einzige Nachteil eines solchen Luftstoßes lediglich in der überflüssigen Ermüdung der aufgebotenen Truppenteile. Demgegenüber erhob sich die schwerwiegende Gefahr, daß der Gegner mit jedem Tage längeren Zauderns vielleicht seine ganze Stärke, zum mindesten aber eine weitere Tagesrate über die erreichbare Grenze nach der Oder hin zurückschob. Der unleugbare Fehler des Kaisers lag also darin, daß er sich für den 25. mit einer halben Maßregel begnügte. Entweder er ließ sich auf die Verfolgung des Feindes überhaupt nicht ein, oder er mußte von Anfang an die Jagd nicht nur mit den Hunden, sondern auch mit den Jägern anblasen.

Des weiteren verhieß naturgemäß der kürzeste Weg nach Stettin — also die Straße über Neustadt-Eberswalde und Angermünde — die ausgiebigste Beute und dies um so mehr, als diese Richtung den Sondervorteil der Verlegung der Ücker- oder wenigstens der Randow-Übergänge in sich schloß. An dieser aussichtsreichsten Linie aber standen am nächsten die Dragonerdivision Beker-Grouchy in Zehlendorf und noch weiter vor das 3. Korps Davout in Schöneberg, dessen Führer sich bei Auerstädt als ein Meister in der Kunst der Rückzugsversperrung erwiesen hatte. Die Aufnahme der Verfolgung konnte daher am 25. Oktober am wirkungsvollsten durch Zuweisung der jeweilig nächsten Straßenzüge an die verfügbaren Truppen in folgender Weise eingeteilt werden:

2. Dragonerdivision Beker-Grouchy und 3. Korps Davout auf Neustadt-Eberswalde;

3. Dragonerdivision Beaumont und 5. Korps Lannes (unter Ersatz bzw. Ablösung bei Spandau durch Teile von Augereau) auf Oranienburg;

1. Korps Bernadotte auf Brandenburg—Nauen.

Für den am weitesten zurückstehenden Bernadotte war natürlich die größte Eile geboten. Als günstigste Lösung stellte sich bei dieser Art der Verfolgung ein Standtreiben in Aussicht mit Davout an der Stelle der Schützenlinie hinter der Ücker oder Randow, auf welche die beiden anderen Marschälle als Treiber das Wild zutrieben.

Zweifelsohne wird kein Heerführer einem Truppenkorps die in Aussicht gestellte Belohnung für tapferes Verhalten, wie den dem 3. Korps für Auerstädt verheißenen feierlichen Vortritt beim Einzug in Berlin,

anders als notgedrungen in der 12. Stunde wieder entziehen. Ein doppelter moralischer Erfolg war zudem mit dem Einzug in die Hauptstadt des bisher gefürchtetsten Feindes verknüpft: der Jubelrausch von Frankreich und der völlige Zusammenbruch des preußischen Volksgefühls. Aber der materielle Erfolg über die feindlichen Waffen geht unter allen Umständen jedem bloß idealen Vorteil voraus.

Geradezu verfehlt ist daher die französischerseits gefällte Beurteilung des Napoleonischen Verhaltens. „L'empereur attend le rapport des reconnaissances pour donner ses ordres de mouvement. Avant d'engager ses corps, il a besoin de savoir si la colonne sortie de Magdebourg, dont il a connaissance à Potsdam dans la journée du 24 se dirige sur Stettin ou si elle vient sur Berlin. Les renseignements peuvent seuls le fixer à cet égard."[24]) Ein Feldherr, der auf unbedingte Klarheit durch seine vorgetriebenen Erkundungen wartet, verpaßt immer die günstige Gelegenheit.

So viel steht also fest: „Wie ein Tiger auf seine Beute" — was für Jena und Auerstädt galt — ist Napoleon dieses Mal auf Hohenlohe nicht gestürzt.

Keine überraschende Wendung im Kriege ohne Reibungen. So gelangten auch die Befehle des Kaisers teils durch eigene, teils durch fremde Verschuldung nicht pünktlich zur Ausführung.

Die französischen Befehle und Meldungen tragen zwar alle den Abgangsort, meist auch die Abgangsstunde, niemals aber den Eingangsvermerk. Für die Zeit und Reihenfolge ihrer Ankunft bei der empfangenden Stelle läßt sich daher nur aus denjenigen Fällen, bei denen der Zeitbedarf für die Überbringung nachweisbar ist, eine Wahrscheinlichkeitsrechnung anstellen. Zwischen der am Kopfe befindlichen Datierung und dem Abreiten des Überbringers vergeht natürlich ein gewisser Zeitraum. Noch größer ist derselbe zwischen Ankunft, Verarbeitung des Eingangs und Beginn der Antwort. Ersterer ist nachstehend (mit a bezeichnet) mit 20, letzterer (mit b bezeichnet) mit 30 Minuten — wahrscheinlich eher zu kurz als zu lang — in Rechnung gestellt.

1. Am 25. Oktober.

a) Der Befehl Napoleons aus Potsdam kurz vor Mitternacht des 24. Oktober war bei Davout in Schöneberg entweder um 5 oder erst um 7⁰ vorm. Potsdam—Schöneberg 22 km in (bei 20 Minuten Abzug für a von der Gesamtzeit) etwa $4^3/_4$ bzw. $6^3/_4$ Stunden; 1 km in 13 bzw. 18 Minuten. F. 304, 308, 341.

b) Lasalles Meldung aus Oranienburg 2^0 nachm. erreichte den infolge des Befehls von 8^0 abds. aufgebrochenen Murat nicht mehr in Potsdam. Unter Ansatz von zwei Stunden für dessen Aufbruch (F. 352 Anm. 2 zwei bis drei Stunden) eröffnete sie der Kaiser etwa um 10^{15} abds. Oranienburg—Potsdam 44 km (für a — 20 Minuten) in etwa 8 Stunden; 1 km in 11 Minuten. F. 311, 352.

c) Zu gleicher Zeit traf Savarys Meldung aus Wustermark 6^0 nachm. ein. Wustermark—Potsdam 21 km in (für a 20 Minuten) etwa 4 Stunden; 1 km in 12 Minuten. F. 344, 352.

[24]) F. 307.



2. Am 26. Oktober.

a) Murats Meldung aus Hennigsdorf 6^{30} vorm. wurde vom Kaiser in Potsdam um 10^{0} vorm. beantwortet. Hennigsdorf—Potsdam 33 km in (für a und b—20+30 Minuten) etwa $2^{3}/_{4}$ Stunden; 1 km in 5 Minuten. F. 363, 364. Eine ganz aus dem Rahmen fallende Schnelligkeit.

b) Murats Bericht aus der Gegend von Liebenberg 2^{0} nachm. erreicht Potsdam noch vor Mitternacht. Liebenberg—Potsdam 60 km in (für a—20 Minuten) etwa $9^{1}/_{2}$ Stunden; 1 km in 10 Minuten. F. 367, 378.

c) Savary beantwortete 10^{0} vorm. in Nauen den Befehl aus Potsdam 4^{0} morg. Nauen—Potsdam 27 km in (für a und b —20+30 Minuten) etwa $5^{1}/_{4}$ Stunden, 1 km in 12 Minuten. F. 351, 379. Der Überbringer Custine hatte vorher am 25. die gleiche Strecke doppelt, also 54 km zurückgelegt.

d) Savarys nach 10^{0} vorm. aus Nauen abgehendes Gesuch war bei Murat 10^{0} abds. in Falkenthal noch nicht angelangt. Nauen—Falkenthal 49 km in mindestens 12 Stunden; 1 km mindestens 15 Minuten. F. 376, 381 und Anm. 1.

3. Am 27. Oktober.

a) Der Befehl aus Charlottenburg 5^{0} vorm. traf über Kremmen bei Bernadotte in Oranienburg vor 2^{0} nachm. ein. Charlottenburg—Kremmen—Oranienburg 50 km in (für a und b—20+30 Minuten) etwa $8^{1}/_{4}$ Stunden; 1 km in 10 Minuten. F. 403, 427.

Das Wetter war an den klaren Herbsttagen stets gleich günstig. Bei dem meist auf den Hauptstraßen sich vollziehenden Verkehr macht sich der märkische Sand nur ausnahmsweise fühlbar. Auffallend bleibt der gleiche Zeitverbrauch auf kurzen wie langen Strecken. Trotzdem wird der Ansatz von 12 Minuten für das Kilometer, bei Entfernungen über 30, von 10 Minuten unter 30 km, Ruhepausen unterwegs eingerechnet, ungefähr das damals richtige Maß ergeben, weil der Zeitverbrauch in vielen Fällen doch naturgemäß mit der Entfernung gewachsen sein muß.

Über den etwa gleichen Zeitverbrauch geschlossener Kavalleriekörper sind nachstehende Anhaltspunkte vorhanden:

a) Die am 26. 7^{30} vorm. von Oranienburg aufgebrochene Brigade Lasalle stieß zwischen 12 und 1^{0} nachm. vor Zehdenick auf den Feind. Oranienburg—Zehdenick 25 km in etwa 5 Stunden; 1 km in 11 Minuten. F. 367, 371.

b) Der nach 6^{30} vorm. aus Hennigsdorf aufgebrochene Murat stand mit der aus Oranienburg mitgenommenen Brigade Boussard vor 2^{0} nachmittags bei Liebenberg. Hennigsdorf—Liebenberg 30 km in etwa 7 Stunden; 1 km in 14 Minuten. F. 363, 367. Möglicherweise hatte Murat in Oranienburg Aufenthalt gehabt.

c) Der am 27. zwischen 7 und 8^{0} vorm. aus Zehdenick aufgebrochene Milhaud hatte 2^{0} nachm. Boitzenburg in Besitz genommen. F. 412, 418. Zehdenick—Boitzenburg 37 km in etwa $6^{1}/_{2}$ Stunden; 1 km in 11 Minuten.

Schließlich sei bemerkt, daß auch ein geringerer Ansatz, etwa von 10 bzw. 8 Minuten für das Meldungskilometer, das gewonnene Bild nicht verändern würde.

Unerlaubt spät nach 7° vorm. gab Davout den Befehl zum Aufbruch an die Division Beker-Grouchy weiter.[25]) Schwerlich vor 9° vorm. in Marsch gesetzt, erreicht sie daher frühestens 3° nachm. Oranienburg.[26])

---

[25]) Entweder der Befehlsüberbringer oder Davout bemäntelten ihre Saumseligkeit, je nachdem der erstere die Ablieferung des Kaiserlichen Befehls zu früh auf 5^{0} vorm. oder der letztere zu spät auf 7^{0} vorm. ansetzte. (F. 341 bzw. 308.)

[26]) Zehlendorf—Charlottenburg—Oranienburg 36 km, was bei 12 Minuten für

Ein vom Kaiser um 1° morg. in Potsdam ausgefertigter Befehl, der zwei Zwischeninstanzen, Murat in Potsdam und Lasalle in Charlottenburg, zu durchlaufen hatte, konnte unmöglich eine Offizierpatrouille, selbst bei der Auswahl der ausdauerndsten und schnellsten Pferde für diese, binnen 6 Stunden bis 7° vorm. nach Oranienburg vortreiben.[27])

Lasalle meldete darum auch unverzüglich die unvermeidliche Verspätung um „un couple d'heures" zurück. Mit der gleichzeitig alarmierten Brigade konnte er dagegen in Begleitung von Murats zweitem Generalstabsoffizier Girard den Anforderungen des Kaisers durch seine Ankunft bald nach Mittag in Oranienburg so ziemlich entsprechen.[28])

Auch Milhaud scheint, weil er erst hinter Lasalle bei Hennigsdorf eintraf, den bald nach 2° vorm. erhaltenen Befehl nicht für sonderlich dringend gehalten zu haben.[29]) Jedenfalls war auch ihm nicht klar, daß ein ohne nähere Zeitangabe für den Aufbruch erlassener Befehl die sofortige Ausführung verlangte. Der am Vormittag in Wustermark angelangte Savary endlich ging nachmittags bis Nauen vor, zur Nacht aber wieder bis Wustermark zurück.[30])

Die Ausbeute des Tages von Nachrichten über den Feind bei allen in Betracht kommenden Stellen war nun folgende. Im allgemeinen stießen die gegen die Havellinie vorgeschickten geschlossenen Abteilungen und deren Erkundungen überall auf eine große Anzahl sich meist widerstandslos ergebender versprengter Mannschaften und Fahrzeuge.

---

das Kilometer, welches Tempo auch F. 311 annimmt, 6 Stunden Marsch ergibt. Alle auf Oranienburg vorgehenden Abteilungen nahmen übrigens den Weg über die Neubrücker Havelbrücke und dann auf dem linken Flußufer. Lasalle meldete ausdrücklich (F. 313): „Au pont de Neubrük 5 bateaux ont été arrêtés et une garde y a été laissée", hat also diesen Weg eingeschlagen. Weder seine voraufgehende Patrouille noch Beker führten sodann Klage über einen durch die von Lasalle zerstört gefundene Havelbrücke im Straßenzuge Berlin—Oranienburg doch notwendig bereiteten Aufenthalt.

[27]) Erst nach 2° morg. ging der Befehl von Murat an Lasalle weiter (F. 309). Ankunft bei letzterem in Charlottenburg (21 km, trotz der Nachtzeit ausnahmsweise nur zu 8 Minuten gerechnet = $2^3/_4$ Stunden) frühestens gegen 5° morg. (F. 311). Mochten auch die Pferde für die Patrouille schon während der Unterweisung des Offiziers durch Lasalle gesattelt worden sein, so konnte dennoch die Patrouille schwerlich vor 6° morg. abreiten. Oranienburg—Charlottenburg 28 km, ausnahmsweise sogar nur zu 7 Minuten = $3^1/_4$ Stunden. Kurz nach 9° vorm. ist daher der denkbar früheste, aber schwerlich innegehaltene Zeitpunkt des Eintreffens der Patrouille am Ziel.

[28]) Charlottenburg—Oranienburg 28 km zu 12 Minuten = $5^1/_2$ Stunden. (F. 311, 312.)

[29]) Potsdam—Spandau—Hennigsdorf 33 km zu 12 Minuten = $6^3/_4$ Stunden. Kam er vor Lasalle an dem Übergange von Neubrück an, so fielen ihm die fünf Schiffe als Beute zu.

[30]) F. 343/44: „Je n'ai quitté Wustermark que vers l'après-midi."



Im einzelnen gelangten sodann nachstehende Meldungen — nach der mutmaßlichen Ankunft beim Kaiser geordnet — zur Absendung:

1. Chasseurregiment 21 in Alt-Geltow 2^{0} vorm. an den Generalstab des 5. Armeekorps:[31])

„Bis zum Abend des 24. sind preußische geschlossene Truppen weder durch Brandenburg noch durch Ketzin gegangen."

2. Brigade General Latour-Maubourg vor Spandau bei Tagesanbruch an den Divisionsgeneral Beaumont:[32])

„Die aus Magdeburg aufgebrochene Kolonne hat mutmaßlich den Weg über Rathenow nach Küstrin eingeschlagen."

3. Scherb in Potsdam vormittags an den Kaiser:[33])

„Der Kammerdiener Wagner des Prinzen Louis Ferdinand hat in der Nacht 23./24. Oktober in Burg den Prinzen August mit drei Bataillonen angetroffen, ebenso das Bataillon Grenadiere des Königs, alles nach seiner Vermutung auf dem Rückzuge zum König nach Küstrin."

4. Davout aus Schöneberg nach 7^{0} vorm. an den Kaiser:[34])

„Nach dem Bestimmungsort der meisten beschlagnahmten an die preußische Armee gerichteten Briefe wird diese noch bei Magdeburg vermutet. Nur ein von anscheinend unterrichteter Hand geschriebener französischer Brief läßt den Fürsten Hohenlohe seine Truppen um Brandenburg sammeln."

5. Bernadotte aus Brandenburg 10^{0} vorm. an den Kaiser:[35])

„Hohenlohe ist mit 45 000 bis 50 000 Mann in sehr schlechter Verfassung über Rathenow—Nauen—Oranienburg zwecks Weitermarsch über Zehdenick zurückgegangen."

6. Lannes aus Spandau nachmittags an den Kaiser:[36])

„Aus den zurückhaltenden Aussagen der gefangenen Offiziere nach

---

[31]) F. 286. Alt-Geltow—Potsdam 8 km zu 10 Minuten = 80 Minuten, hierzu 20 Minuten zwischen Datierung und Abreiten = 100 Minuten. Ankunft beim 5. Armeekorps vor 4^{0} morg., im Kaiserlichen Hauptquartier bei sofortiger Weitergabe vor 5^{0} morg.

[32]) F. 315. Die Meldung ohne Abgangsstunde traf Beaumont auf dem Marsche von Potsdam nach Spandau, konnte also ohne Umwege weitergegeben werden. Spandau—Potsdam 20 km zu 10 Minuten (a + 20) = 220 Minuten. Ankunft beim Kaiser zwischen 10 und 11^{0} vorm.

[33]) F. 314, 320. Wagner war am 24. Oktober 8^{30} abds. bei Ruhleben von Milhauds Kürassieren aufgegriffen worden.

[34]) F. 308. Schöneberg—Potsdam 22 km zu 10 Minuten (a + 20) = 240 Minuten. Ankunft beim Kaiser gegen 1^{0}.

[35]) F. 321. Brandenburg—Potsdam 36 km zu 12 Minuten (a + 20) = 452 Minuten. Ankunft beim Kaiser gegen 4^{30} nachm.

[36]) F. 318. Ankunft vor 5^{0} nachm., weil der Kaiser zu dieser Stunde bereits Davout Mitteilung von der Übergabe Spandaus macht (F. 319).

Übergabe der Zitadelle lese ich den Durchzug der preußischen Kolonne in der letztverflossenen Nacht heraus."

Alle diese Meldungen entstammten mithin vor der Hand erst mittelbaren Quellen. Trotzdem hatten sie ein entscheidendes Ergebnis: das Kartenhaus, auf welches hin der Kaiser um Mitternacht seine Aufklärung in Bewegung gesetzt hatte, war in sich zusammengefallen. So wenig wie durch Brandenburg am 23., war nach den übereinstimmenden Meldungen des Chasseurregiments aus Alt-Geltow und Bernadottes aus Brandenburg der preußische Rückmarsch am 24. Oktober durch Spandau gegangen. Sowohl Davouts wie Lannes' Ermittlungen schieden damit aus. Der letztere ist ein wahres Prachtbeispiel sowohl für die Zähigkeit des Festhaltens an einer vorgefaßten Meinung wie für die Kunst, die eigene Anschauung mit voller Sicherheit aus widerstrebend gemachten Aussagen herauszulesen.

Auf den verbleibenden Nachrichtenrest hin aber entschied sich der Kaiser 8° abds. zur Überleitung der bloßen Erkundung in die volle Verfolgung. Wiederum und noch mehr, weil er einen ganzen Tag Zeit zum Durchdenken der neugeschaffenen Sachlage hatte, dürfte auf seine Anordnungen[37]) das Wallensteinsche Wort: „Das war kein Meisterstück, Octavio" Anwendung finden.

Für das neue Vorhaben wurde das vor Spandau freigewordene 5. Korps Lannes, das 1. Korps Bernadotte, das 4. Korps Soult[38]) und die gesamte leichte Kavallerie Murats bestimmt. Ein gemeinsamer Oberbefehlshaber wurde nicht ernannt, der Kaiser wollte also die Zügel in seiner eigenen Hand behalten.[39]) Aus der gleichlautenden Einleitung der Befehle an Lannes und Murat ergab sich sodann das Bild, welches sich der Kaiser nunmehr aus den stehengebliebenen Meldungen zurechtgelegt hatte. Als „Gewißheit" galt ihm die Bernadottesche Nachricht, nur unter Herabsetzung der Zahlen, daß „le général Hohenlohe avec un corps d'environs 30—35 000 hommes des débris de l'armée prussienne était passé en desordre par Rathenow-Nauen-Oranienbourg etc. pour se rendre à Stettin." Hatten die Preußen am heutigen Morgen schon Oranienburg hinter sich gebracht, so konnte ein Teil erst am Morgen des 24. nach der Scherbschen Meldung aus Burg aufgebrochen sein. Darum trat er an die diesbezügliche Aussage des Kammerdieners Wagner mit einer gewissen Vorsicht heran. „Il paraît, qu'une autre colonne aura

[37]) F. 322/325.

[38]) Da dessen Mitwirkung über die Elbe her nicht zur Ausführung gelangte, bleibt es fortan außer Betracht.

[39]) Um Magdeburg hatte er Soult die einheitliche Leitung übertragen. (F. 188.) „Comme le maréchal Ney se trouve avec vous, vous lui donnerez des ordres."

flanqué ce corps à droite et se sera dirigée de Magdebourg par Burg, Genthin, Pritzerbe et Nauen."

Also „sicherlich" eine am heutigen Abend bereits eine große Strecke (daher das „etc.") über Oranienburg nach Stettin zurückgegangene Hauptkolonne und „vermutlich" eine weiter zurück befindliche, aber auch bereits bis Nauen gelangte Seitenkolonne, die vom letzten Ort ab zur Nachhut wurde. Die den Marschällen hiernach gestellte Aufgabe wurde dahin formuliert „arriver sur les traces de l'ennemi" „joindre l'arrière-garde" und „être à ses trousses" zum Zweck „pour faire le plus de mal possible à l'ennemi".

Zu ihrer Erfüllung wurde Murat freie Hand gelassen, Lannes bis zum Eintreffen bestimmter Nachrichten von der Erkundungskavallerie auf den Weg Oranienburg—Zehdenick gewiesen und bei Bernadotte der beabsichtigte Eilmarsch nach Nauen gebilligt.[40]) Ein Zeitpunkt für den Antritt der Bewegungen wurde endlich wiederum nirgends vorgeschrieben. Schon Bernadotte hatte auf die angesichts des zweitägigen Vorsprunges wenigstens der feindlichen Hauptkolonne erforderliche Sturmeseile hingewiesen. Auch dem Kaiser war die nutzlose Vergeudung des heutigen Tages mit erschreckender Deutlichkeit vor die Augen getreten. Selten hat er darum seine Ansprüche auf ein bescheideneres Maß heruntergeschraubt. Der kräftige Flankenstoß, der ganze Heeresabteilungen abschneiden sollte — das couper et entamer in den ersten Befehlen der Mitternachtsstunde 24./25. Oktober — verwandelte sich jetzt in die armselige Hoffnung, noch einige letzte Fetzen aus dem bereits arg zerschlissenen Kleide des Gegners herauszureißen.

Und nun das Ansetzen der Infanterie auf Oranienburg—Zehdenick! Je sicherer der Vorsprung des Gegners, desto unabweislicher die geradeste Straße über Neustadt-Eberswalde. Mochte auch das Bedürfnis eines Schutzes oder selbst des Vorgehens gegen Küstrin zur Ausschaltung des 3. Korps Davout geführt haben, zumal es heute bei Friedrichsfelde eher ungünstiger als gestern bei Schöneberg stand, so lag doch für Lannes von Spandau aus kein Umweg vor, wenn er zum Marsch über Neustadt-Eberswalde statt über Oranienburg nach Stettin angewiesen wurde. Auch stand nicht der Gesichtspunkt der einheitlichen Verwendung der Reservekavallerie als Schlachtenkörper im Vordergrunde. Mithin hatte die 3. Dragonerdivision Beaumont nicht den Anschluß an die voraufgegangenen Bestandteile des Muratschen Reiterkorps zu suchen, sondern hatte vor Lannes in der Richtung über Neustadt-Eberswalde den Reigen zu eröffnen.[41])

[40]) Auffallenderweise wurde Bernadotte von der grade ihn am meisten berührenden, vermutlich über Genthin, Pritzerbe nach Nauen gegangenen Seitendeckung bzw. Nachhut nicht in Kenntnis gesetzt.

[41]) Erwies sich der Zusammenschluß größerer Kavalleriemassen für nötig, so war viel eher Beker-Grouchy von Oranienburg aus an Beaumont heranzuziehen.

Die mangelnde Zeitangabe für den Aufbruch gefährdete fernerhin das Zusammenspiel der Kräfte. Schließlich aber zeigte sich selbst ein Napoleon in solchen Täuschungen über die Grenzen der Feldherrnkunst verstrickt, daß er die Puppen von hinten her bei den überstürzenden Ereignissen der Verfolgung mit eigener Hand glaubte tanzen lassen zu können.

Des Kaisers Verhalten macht geradezu den Eindruck der Gleichgültigkeit. Das Gefühl will sich nicht abweisen lassen, als verspräche er sich angesichts des gegnerischen Vorsprunges keinen nennenswerten Erfolg mehr, als ließe er sich auf die ganze Geschichte nur ein, weil gerade keine bessere Beschäftigung für seine Truppen greifbar vorlag.

Nach den ersten am gestrigen Tage eingegangenen Nachrichten hatte also der Gegner den südlichsten Straßenzug über Brandenburg und vielleicht auch Spandau eingeschlagen. Nach der zweiten Reihe derselben befand er sich auf dem mittleren über Rathenow—Nauen—Oranienburg führenden Wege. Nach dem gegen 10° abds. erfolgten Aufbruch Murats aus Potsdam aber gingen neue, den Rückmarsch des Fürsten Hohenlohe auf die nördlichste über Neustadt a. d. Dosse und sogar Wusterhausen—Kyritz führende Straße verweisende Meldungen ein. Wie Schnee vor der Frühlingssonne war also zweimal der Verfolgungsaufbau des Kaisers zusammengeschmolzen. Die Meldungen aber waren folgende:

1. Savary aus Nauen mündlich am Nachmittage durch seinen Adjutanten Custine an den Kaiser:[42])

„Durch Nauen ist kein geschlossenes preußisches Korps gegangen."

2. Savary aus Wustermark 6° nachm. an den Kaiser:[43])

„Der Hofmeister des Generals Prinz von Oranienburg hat gestern am Morgen in Rathenow vier bis fünf planlos marschierende Bataillone in der Stärke von 200 bis 300 Mann angetroffen, welche durch einen Offizier wegen der angeblichen Besetzung Brandenburgs durch die Franzosen nach Neustadt a. d. Dosse und vermutlich weiter nach Wusterhausen gewiesen wurden."

3. Lasalle aus Oranienburg 2° nachm. an Murat:[44])

„Der mit 18 000 Mann von Magdeburg aufgebrochene Fürst Hohen-

---

[42]) F. 343. Savary ging nach der Mittagsstunde von Wustermark nach Nauen: 8 km zu 10 Minuten = 80 Minuten. Der zwischen 2 und 3° nachm. abgefertigte Adjutant konnte also bis Potsdam in 4½ Stunden (Nauen—Potsdam 27 km zu 10 Minuten = 270 Minuten) gelangen. Aus dem Abreiten Murats, ohne vom Kaiser von dieser wichtigen Meldung in Kenntnis gesetzt zu sein, ergibt sich jedoch seine erheblich spätere Ankunft.

[43]) F. 344. Die Meldungen 2 und 3 kamen nach dem zwar vom 26. datierten, aber noch am 25. aufgesetzten (weil der 24. „hier" statt „avanthier" genannt wird) Schreiben des Hauptquartiers an Murat erst nach dessen Aufbruch an (F. 352).

[44]) F. 311. Die Brücke auf der Straße Oranienburg—Berlin wurde zerstört gefunden.

lohe soll über Kyritz nach Stettin marschieren. Nach einer aufgefangenen Anordnung des preußischen Generalstabs zur Abtragung der Brücken bei Fehrbellin, Oranienburg usw. ist kein Truppendurchmarsch durch Oranienburg beabsichtigt gewesen. Nur der König von Preußen hat in Begleitung des russischen Generals, Prinzen von Coburg, sonst ohne Eskorte, am Sonnabend den 18. Oranienburg auf dem Wege über Küstrin nach Stettin berührt. An die Ankunft russischer Truppen glaubt jedoch niemand."

Hiermit war die am heutigen Tage gewonnene Kenntnis des Kaiserlichen Hauptquartiers erschöpft. Wie weit sie der Wirklichkeit entsprach, ergeben die von den Preußen erreichten Marschziele:

a) Hauptkolonne Hohenlohe: Lindow—Alt-Ruppin—Wildberg; b) Seitendeckung Schimmelpfennig: Klein-Mutz—Bergsdorf—Falkenthal—Liebenberg—Buberow—Gutengermendorf; c) Nachhut Natzmer, jetzt Blücher: Ganzer und südlich bis an das Rhinluch; d) Kavalleriekolonne Schwerin: Wittstock; e) leichte Truppen Bila II: Kyritz—Wusterhausen; f) Abteilung Blücher, jetzt Wobeser: Havelberg; g) Abteilung Herzog von Weimar: Stendal; h) gesammelte Bagagen Major v. Langwerth: Wittstock.

Demgegenüber standen die Franzosen: a) Lasalle: Oranienburg; b) Beker-Grouchy: Oranienburg; c) Milhaud: Hennigsdorf; d) Beaumont: Spandau; e) Lannes: Spandau; f) Bernadotte: Brandenburg; g) Davout: Friedrichsfelde; h) Augereau: Teltow; i) Kaiserliches Hauptquartier und Garden: Potsdam; k) Nansouty und d'Hautpoul: Potsdam.

III. Der 26. Oktober.

A. Der Kaiser.

Sofort trug der Kaiser durch zwei gleichlautende Befehle an Murat und Lannes der neugewonnenen Anschauung Rechnung.[45]) Der Marsch Hohenlohes südlich der Havel über Nauen—Oranienburg verschwand selbstverständlich in die Versenkung. Der angeblichen Richtung gegenüber, nicht einmal über Neu-Ruppin—Zehdenick, sondern weiter nördlich über Kyritz befand sich Napoleon jedoch in übler Lage. Das war ihm so fatal, daß er die bezügliche Nachricht Lasalles einfach unter den Tisch fallen ließ, „il n'avait rien appris d'important de la marche de l'ennemi." Dafür rückte er die Savarysche Nachricht von den vier bis fünf abgekommenen, am 24. von Rathenow nach Neustadt—Wusterhausen gewiesenen Bataillonen in den Mittelpunkt. Das gleiche Los, abgekommen zu sein, war vermutlich noch anderen Abteilungen zugefallen. Nur diesen verirrten Schäflein galt noch die ganze Unternehmung. Der Kaiser erwartete daher

[45]) F. 352.



auch von Murat das Vorgehen auf Zehdenick, indes nur zwecks Erzielung der „très-bons effets de couper plusieurs corps à l'ennemi“.

Eine Ergänzung fanden diese Befehle 4° vorm. durch Anweisung an Savary zum Vorgehen bis Fehrbellin und Ausstrecken seiner Fühlhörner nach allen Richtungen.[46]) Im übrigen bedeuteten sie den ersten Schritt auf der abschüssigen Bahn der Zügelführung aus dem Hintergrunde. Selbst bei ihrer rechtzeitigen Ankunft noch in Hennigsdorf bzw. Spandau, was bei Murat und eigentlich auch bei Lannes kaum anzunehmen war,[47]) konnte sich die Lage in einer die Richtung auf Zehlendorf ausschließenden Weise verändert haben. Sie richteten alsdann bei den an unbedingten Gehorsam gewöhnten Marschällen nur Verwirrung an. Zum mindesten lag in ihnen auch für die Zukunft eine Verleitung zur Unselbständigkeit und zum Abwarten des Kaiserlichen Willens.

Vielleicht schon einen Augenblick nach Abgang seiner Anweisungen an Lannes und Murat kurz nach Mitternacht mußte sich der Kaiser fügen und den Marsch Hohenlohes über Wusterhausen und Kyritz in sein Programm aufnehmen. Mit erheblicher Verspätung ging nämlich jetzt erst Milhauds Meldung von Hennigsdorf an Belliard vom gestrigen Tage 2° nachm. ein, nach welcher ein aus Hamburg gekommener Kaufmann Wolf am 24. in Wusterhausen über 600 Husaren auf dem Marsch nach Stettin angetroffen, auch allseitig von Hohenlohes Durchzug am Tage vorher mit einem Korps aller Waffen in unbekannter Stärke ebendahin oder wenigstens nach der Oder gehört hatte.[48])

Am Vormittage folgte eine weitere Meldung Murats aus Hennigsdorf durch Girard 6³⁰ vorm.[49]) Der Marschall hatte zunächst aus dessen Händen die Zusammenstellung Lasalles aus Oranienburg 1³⁰ morg. über die bisher eingegangenen Ermittelungen seiner vorgetriebenen Erkundungen erhalten,[50]) woraus das wichtigste die Zerstörung der Kremmener Brücke durch 40 zurückgetriebene Dragoner, ein Zusammenstoß mit 30 aus Spandau gekommenen Leuten der Regimenter Krafft, Prittwitz und Ansbach und vornehmlich mit 15 aus einem einzigen Hause

[46]) F. 351.

[47]) Potsdam—Hennigsdorf 33 km zu 12 Minuten = 396 Minuten. Potsdam—Spandau 20 km zu 10 Minuten = 200 Minuten. Die Befehle sind bald nach Mitternacht abgegangen.

[48]) F. 313. Verspätet, trotzdem sie unterwegs ohne Umwege auf Murat und seinen Stab traf, weil sie sonst Napoleon unfehlbar in seinen Befehlen neben Lasalles und Savarys Meldung erwähnt hätte. Sie enthielt außerdem die überholte Nachricht von der gegnerischen Versammlung bei Rathenow und das Gerücht des Aufenthalts des Königs von Preußen mit 30 000 Mann bei einem nicht zu entziffernden Orte.

[49]) F. 363.

[50]) F. 312. Der Gesamtinhalt ist nicht recht klar.



gekommenen Husaren des dicht mit Kürassieren und Dragonern belegten Ortes Grünberg, war.[51])

Der Gesamteindruck ließ auf die Anwesenheit größerer Kavallerieabteilungen nördlich des Ruppiner Kanals schließen. Durch den Bericht der von Milhaud nach Fehrbellin vorgesandten Patrouille wurde darauf für Murat diese Anschauung dahin zur Gewißheit, daß wenigstens ein Teil preußischer Truppen in der vergangenen Nacht noch in dem Raum von Fehrbellin bis Falkenthal zurückgestanden hätte. Als unverzüglich zu erreichende Marschziele stellte er deshalb auf:

a) Lasalle: über Falkenthal nach Zehdenick unter Aufklärung nach Templin und Gransee;

b) Milhaud: Liebenwalde unter Ersatz durch ein Regiment Treillards an der Hennigsdorfer Brücke;

c) Hauptquartier, Beaumont und Grouchy: Falkenthal;[52])

d) Lannes: Oranienburg;

e) Treillard: mit je einem Regiment auf Gransee, Neuruppin und Fehrbellin zur Einbringung der Nachzügler.

Aus diesen Anschauungen und Anordnungen ersah der Kaiser den klaffenden Widerspruch zwischen ihm und seinem Reiterführer, indem letzterer den Fürsten Hohenlohe auf der südlichen Straße über Zehdenick, er selbst auf der nördlichen über Rheinsberg wähnte. Für des Kaisers Auffassung aber reichten die gesteckten Marschziele nicht weit genug. In seiner mit beflügelter Eile, aber auch flüchtig aufgesetzten Antwort 10° vorm.[53]) schob er daher unter Darlegung seiner Annahme über Hohenlohes Rückmarsch über Kyritz, Rheinsberg und der Mitteilung von Bernadottes Eintreffen am 27. in Fehrbellin die Endziele vor: von Grouchy und Beaumont gleichfalls bis Zehdenick, von Lannes mit der Avantgarde bis Falkenthal, mit dem Gros bis möglichst nahe dahinter.

Die Überhastung sprach sich dagegen in der Beschränkung der Aufklärung auf Gransee und Templin aus, während ihr Schwerpunkt doch nach Norden gegen die Kyritz-Rheinsberg-Fürstenberger Straße lag. Dagegen konnte er durch die Mitteilung des Elbüberganges der Blücherschen Nachhut erst am 23. bei Tangermünde die erreichbare Beute um einen fetten Bissen vermehren.[54])

---

[51]) Abends 8° verjagte der Major v. Lojewski von der Schimmelpfennigschen Seitendeckung eine französische Patrouille am Grünberg. v. Lettow a. a. O., II, S. 227.

[52]) Grouchy übernahm heute das Kommando über seine Division. Nach dem wichtigen Punkte Liebenwalde stand Grouchy in Oranienburg näher, mußte also dorthin am zweckmäßigsten eine ganze Brigade entsenden.

[53]) F. 364.

[54]) Aus einer Soultschen Meldung vom 24. 6° abds. aus Hohenwarsleben. (F. 296, 364.) Tatsächlich ging Blücher erst am 24. unter Zurücklassung seiner Kavallerie

Dem Marschall Lannes war gleichzeitig das für ihn Erforderliche mitgeteilt worden.[55]) Gleich darauf lief eine von diesem noch vor seinem Aufbruch aus Spandau abgefertigte, das zähe Festhalten an der vorgefaßten Meinung über den Weg des Feindes durch Spandau zeigende Meldung ein.[56]) Nach dieser hatte der Feind schon am 25. morgens sogar mit seiner Nachhut nicht allein mehr Spandau, sondern bereits Oranienburg durchschritten, hatte also zwei Tage Vorsprung. Sehr sachverständig hatte der Marschall die Bemerkung über die unabweisliche Notwendigkeit des Vorgehens unter so bewandten Umständen auf der graden Straße nach Stettin über Bernau nicht unterdrücken können.

Äußerst ärgerlich, von einem Untergebenen auf ein im Grunde des Herzens wohl schon längst eingestandenes grobes Versehen aufmerksam gemacht zu werden,[57]) gab der Kaiser kurzangebunden dem Marschall 11° vorm. die Nachricht, daß der Marsch des Feindes nicht in einer einzigen Kolonne, sondern in einer langen Verzettelung von Tangermünde bis Stettin erfolge. **„Vous ne sauriez arriver trop tôt à Zehdenick."**

Gleich hinterher schloß Napoleon diese ganze und zwar vierte Gruppe von Anordnungen durch Beseitigung der obigen Murat gegenüber begangenen Flüchtigkeit.[58]) Gleich hinter Zehdenick sollten Erkundungen auf Prenzlau und, was das wichtigste war, auf Strelitz vorgetrieben werden. Daneben wurde noch einmal auf die durch soeben eingegangene Nachrichten bestätigte Zerteilung des Gegners in einzelne Korps und selbst kleinere Abteilungen, die nach Verlegung des Weges auf Berlin bald auf Stettin bald auf Küstrin zu umherirrten, hingewiesen.

Mit diesen Erlassen aber hatte sich der Kaiser in das Wasser der Leitungsunmöglichkeiten gestürzt. Wer bürgte ihm zunächst dafür, daß Murat und Lannes von einer ihnen gestern abend 8° gegebenen Ermächtigung nicht Gebrauch gemacht und auf Grund im Laufe des heutigen Tages eingekommener Nachrichten eine andere Richtung eingeschlagen hatten. Indes selbst unter Ausschaltung dieses Falles konnten die Befehle von 10° vorm. allenfalls noch für Lannes in Oranienburg

---

und ½ Batterie zur Aufnahme des Herzogs von Weimar bei Arneburg mit der Artilleriekolonne bei Sandau über die Elbe.

[55]) F. 367: „Je vous ai écrit il y a une heure sur cet objet." Der Befehl ist nicht mehr erhalten.

[56]) F. 366.

[57]) 1. Gruppe 24./25. Oktober Mitternacht, 2. Gruppe 25. Oktober 8° abds., 3. Gruppe 26. Oktober bald nach Mitternacht, 4. Gruppe 26. Oktober 10 bis 11° vorm.

[58]) F. 378. Foucard verlegte diesen Befehl erst auf 11° nachts nach Eingang der Meldung Murats aus Liebenberg 2° nachm. (F. 367). Am Abend aber war nach F. 352, 393, Anm. 1, der Kaiser nicht mehr in Potsdam, sondern in Charlottenburg.

niemals aber für Murat in Falkenthal zur Triebfeder des Wiederaufbruchs noch am heutigen Abend werden, weil sie bei ersterem kurz vor Einbruch der Dunkelheit, bei letzterem aber erst kurz vor Mitternacht eintrafen.[59]) In Wirklichkeit hatten sich die Ereignisse schon vorher ohne Zutun des Kaisers als die treibende Kraft erwiesen.

Der Tag sollte indes nicht ohne einen vierten Wechsel über Hohenlohes Rückzugslinie zur Neige gehen. Zunächst lief wohl erst am Abend in Charlottenburg von Savary, dem richtigen Mann am richtigen Platze, aus Nauen 10° vorm. ein reichhaltiger, aus drei Quellen stammender Strauß von Nachrichten ein:[60])

a) Die in Barnewitz an der Straße Brandenburg—Fehrbellin aufgegriffene Feldbäckerei des Königs von Preußen hatte den Abmarsch von vier bis fünf Bataillonen in der ungefähren Stärke von 1500 bis 1800 Mann am 24. Oktober von Rathenow nach Neustadt bestätigt.

b) Ein bei Dreibrücken zwischen Nauen und Fehrbellin aufgegriffener Feldjäger des Fürsten Hohenlohe hatte am 24. der Ankunft Hohenlohes von Havelberg her in Neustadt a. d. Dosse und dem darauf folgenden Weitermarsch seiner Vorhut am Nachmittag bis Neuruppin, am 25. dagegen dem Eintreffen Hohenlohes gegen Mittag in Neuruppin und dem gleichzeitigen Aufbruch seiner Vorhut in der Richtung auf Altruppin beigewohnt.[61]) Alle Truppenteile waren in guter geschlossener Verfassung gewesen.

c) Ein französischer Refügié aus Berlin[62]) war am 24. Oktober

---

[59]) Potsdam—Oranienburg 44 km selbst nur zu 10 Minuten (a + 20) = 460 Minuten. Potsdam—Falkenthal 64 km auch nur zu 10 Minuten (a + 20) = 660 Minuten. F. berechnet S. 368 die Ankunft des Befehls von 11° vorm. in Oranienburg zwischen $4^1/_2$ und 5° nachm. Dabei würde sich der Wiederaufbruch der Lannesschen Avantgarde erst 9° abds. zu einer vom Kaiser sicherlich aufs schärfste getadelten Trödelei gestaltet haben.

[60]) Der Kaiser verließ nach dem 19. Bulletin der Großen Armee gegen Mittag Potsdam (F. 393) und nicht erst, wie er am 25. Oktober 8° abds. an Bernadotte mitgeteilt hatte, 3° nachm. Nauen—Charlottenburg 30 km zu 10 Minuten (a + 20) = 320 Minuten.

[61]) Savary sendete den als Parlamentär mit zwei offenen Briefen Hohenlohes am 25. Oktober 5° nachm. aus Ruppin abgegangenen Feldjäger an Murat, weil er ihn für einen mit der Erforschung der französischen Bewegungen beauftragten Kundschafter hielt.

[62]) Dieser Mann wurde zugleich mit dem Bericht dem Kaiser zugeschickt. Mit dessen gleichzeitiger Abschrift an Murat hatte Savary die Bitte um Übersendung von 400 Pferden nach seinem nächsten Nachtquartier Fehrbellin verknüpft, damit er am nächsten Morgen sich in dem für die Nadelstiche des Kleinkrieges sehr geeigneten, bedeckten und sumpfigen, auch mit vielen Engwegen versehenen Gelände nördlich des Rhinluches über die preußischen Nachzügler hermachen könnte. Der unternehmungslustige General war dabei zu hoffnungsfreudig! Sein Gesuch von 10° vorm. traf doch schwerlich mehr den ihm am Morgen in dem 36 km entfernten Oranienburg

in Rathenow nach dem sehr frühen Abmarsch Hohenlohes nach Neustadt a. d. Dosse Augenzeuge gewesen sowohl von der Anwesenheit des Generals Larisch, wie von dem Durchmarsch des Prinzen August mit nur seinem Bataillon am Mittag und endlich von der Unterkunft für die Nacht von zwei Regimentern Garde und dem Garde-Grenadier-Bataillon in der Gesamtstärke von höchstens 1200 Mann; alles auf dem Marsche nach Neustadt a. d. Dosse, die Garde zudem ohne Offiziere in höchster Auflösung. Als Endziel hatte allerseits Schwedt a. O. gegolten.

Eine Bestätigung dieser Nachrichten brachte sodann Bernadottes Meldung, gleichfalls aus Nauen, 2° nachm., nach welcher Hohenlohe auf dem Marsch nach Stettin oder Schwedt über Rathenow und Neustadt am 25. in Ruppin gewesen war.[63]) Zum Zusammenwirken mit den nach Oranienburg gegangenen Truppen wollte der Marschall in Veränderung seiner Marschrichtung heute mit der Kavallerie Kremmen erreichen, mit dem größten Teil seiner Infanterie ein gutes Stück Weges über Nauen hinausgelangen.[63])

Nun endlich befand sich also Hohenlohe auf der naturgemäß wahrscheinlichsten Rückzugslinie über Ruppin; denn dieser Weg gab die kürzeste, durch die zusammenhängende Wasserlinie des Rhins und der Havel nebst ihren Zwischen- und Anschlußkanälen gedeckte Verbindung nach Stettin ab. Aber ein Stachel und Zweifel mußte in der Brust des Kaisers an diesem Vorabende der Erfüllung seines ehrgeizigen Traumes, als Sieger in das Schloß der verhaßten Hohenzollern einzuziehen, dennoch zurückbleiben. Die Nachrichten reichten nicht über Altruppin hinaus. Wohin hatte sich Hohenlohe von dieser Straßengabel gewendet? Gradeaus auf Zehdenick oder nördlich auf Fürstenberg?

Besonderer Betonung aber bedarf schließlich der Umstand, daß dem Kaiser um die Mitternachtsstunde noch keinerlei Kenntnis über die Maßnahmen des Gegners an diesem Tage zugetragen worden war. Dabei spielten sich die Ereignisse auf einer runden Entfernung von 60 bis 70 km ab.

B. Die Marschälle.

1a. Murat.

Der General v. Schimmelpfennig hatte seine Seitendeckung in zwei Teilen einmal um 8° vorm. bei Liebenwalde und sodann um 9° vorm.

---

gemeldeten Murat dort an, sondern erst kurz vor Mitternacht etwa einen Tagesritt darüber hinaus. Und dann sollten die erbetenen Reiter noch in der Nacht in dem voraussichtlich 30 und mehr Kilometer entfernten Fehrbellin eintreffen und am Morgen schon wieder unternehmungsfähig sein! In Wirklichkeit war auch, wie schon erwähnt, seine Bitte noch nicht um 10° abds. bei Murat in Zehdenick angelangt.

[63]) F. 384. Nauen—Spandau—Charlottenburg 30 km zu 12 Minuten (a + 20) = 380 Minuten.

unter seinem eigenen Kommando bei Zehdenick versammelt, bei letzterem Orte aber Stunde auf Stunde vertrödelt, sodaß er bald nach Mittag von dem 7^{30} vorm. aus Oranienburg aufgebrochenen Lasalle aufgefunden wurde. In der freudigen Aufwallung über das erreichte Ziel, den Gegner vor der Klinge zu haben, hatte dieser zugleich mit dem Zurückwerfen der Preußen auf das östliche Ufer irrtümlich die Zerstörung der Havelbrücke an Murat gemeldet.[64])

Vor seinem Ausbruch nach 6° morg. aus Hennigsdorf hatte letzterer sich bekanntlich nur zu der Annahme, daß noch ein Teil der preußischen Streitkraft von Fehrbellin bis Falkenthal zurückstände, für berechtigt erachtet. Nach seiner Ankunft bei Liebenberg sandte er zunächst die beiden ersten Brigaden Grouchys nach Zehdenick zu Lasalles Unterstützung vor. Dann aber konnte er 2° nachm. dem Kaiser zu dem Aufklärungs-Erfolge seiner vordersten Reiterei die unerwartet aussichtsvolle Mitteilung hinzufügen, daß der Feind nicht bloß teilweise, sondern sogar ganz zu seiner Linken zurückbefindlich sei.[65]) Die nächste Folge war ein Eilbrief an Lannes zum beschleunigten Vormarsch bis mindestens Falkenthal, da Hohenlohe den Weitermarsch auf Zehdenick und Falkenthal beabsichtige.[66])

Befremdlicherweise hatten Lasalles am vorigen Mittag aus Oranienburg auf Lindow und Ruppin vorgetriebene Erkundungen noch kein Lebenszeichen von sich gegeben.[67]) Die Unruhe über das dortige Dunkel und das Gewagte seiner Lage sprach sich nun in dem Hineinschütten von Patrouillen über Patrouillen in dieses bereits doppelt abgesuchte Gelände aus,[68]) nämlich:

1. von der 3. bei Falkenthal zurückbehaltenen Brigade Grouchys, Boussard, auf Lindow und Ruppin,[69])

2. von dem von Liebenwalde nach Germendorf und Herzberg beorderten Milhaud nach Gransee und Ruppin,[70])

---

[64]) Nach Murats Weitermeldung an den Kaiser „et a coupé le pont“, F. 367.

[65]) F. 367. An Einzelheiten: den Aufenthalt während der verflossenen Nacht des Generals v. Schimmelpfennig mit dem Prinzen von Philippstadt (Philippsthal) in Guten-Germendorf sowie von 2 Husarenregimentern und einigen Jägerkompagnien, von Ruppin herkommend, in Liebenberg, und das Aufgreifen der für zwei Infanterieregimenter und sechs Grenadierkompagnien in Klein-Mutz Quartier machenden Fouriere.

[66]) F. 368.

[67]) Die Leistung von 126 km der vermutlichen Strecke Charlottenburg—Oranienburg—Neu-Ruppin—Oranienburg—Liebenberg bzw. von 114 km Charlottenburg—Oranienburg—Lindow—Oranienburg—Liebenberg war allerdings um so bedeutender, als sie gegen Abend durch vom Feinde besetztes Gelände führte.

[68]) F. 405: „Ces pays ont été fouillés par des corps de cavalerie“ drückte sich der Kaiser unwirsch über diese Verschwendung aus.

[69]) F. 367.

[70]) F. 368, 370.



3. mit der ganzen Lannesschen Brigade Treillard auf Gransee — Lindow und Ruppin.[71])

Die Lage Murats barg allerdings ein ebenso großes Rätsel wie eine schwerwiegende Gefahr. Die zu knackende Nuß lag in der Frage: warum in aller Welt tauchte der heute morgen in anscheinend zwei Kolonnen auf Zehdenick wie auf Falkenthal aufgebrochene Hohenlohe noch immer nicht vor ihm auf? Das Kreuz aber war die im Rücken liegende Havel. Der Anmarsch Hohenlohes mit allen Waffengattungen drohte angesichts der zerstört gemeldeten Zehdenicker Brücke mit einem kalten Bade, zu dessen Vermeidung lediglich der Rückweg nach Oranienburg offenstand. War daher die Unterstützung Lasalles durch zwei Brigaden Grouchys eine Tollkühnheit, so war das Zurückhalten der andernfalls gleichfalls auf den Kampfplatz gehörenden Brigade Boussard in der Aufnahmestellung bei Falkenthal bis zur Ankunft Beaumonts vielleicht eine gebotene Vorsicht. Kein Soldat aber wird auf Murats dieser bedenklichen Lage trotzbietenden Reitergeist einen Stein werfen. Ohne Wagemut kein kavalleristischer Erfolg. Nur des Guten an Aufklärung hat er zuviel getan.

Fehlerhaft bleibt nur Murats Verhalten bezüglich der dauernden Verbindung mit dem Brennpunkt bei Zehdenick. Seine zur ständigen Berichterstattung Lasalle mitgegebenen beiden Adjutanten waren dem unwiderstehlichen Reiz des Reiterkampfes erlegen und vergaßen ihre Meldepflicht.[72]) Da er nun die erforderlichen Mahnboten hinter ihnen nicht hersendete, blieb er in völliger Unkenntnis über das dort durchgeführte Gefecht und ließ 8° nachm. Boussard in Bergsdorf, Beaumont in Liebenberg Quartier nehmen. Und Boussard wie Beaumont sollten nochmals Erkundungen auf Lindow — Gransee und Rüthnick vortreiben!

Das Gefecht bei Zehdenick endete bekanntlich mit der völligen Zersprengung Schimmelpfennigs. Der pflichtvergessene General verließ seine Truppe und fuhr nach Stettin, die einzelnen Splitter aber entschwanden aus dem Gesichtskreise des nicht über Storkow hinaus folgenden und nur bis Templin aufklärenden Grouchy. Da auch bei Liebenwalde nach verschiedenen Zusammenstößen die Preußen in das Dunkel der Nacht untergetaucht waren, so war der Erfolg des heutigen Tages vom Standpunkt der Aufklärung fast Null. Die einen Augenblick gewonnene Fühlung mit zweifellos nur einem vereinzelten preußischen Heeresteile war

[71]) F. 368. Treillard hatte zum Ersatz Milhauds nur noch das weitere Erkundungsziel nach Liebenwalde, wohin sich zwei preußische Husarenregimenter mit etwas Infanterie gewendet hatten.

[72]) F. 373: „Les aides de camp d. V. A. Brunot et Piétont ne m'ont pas quitté."



allenthalben bei einbrechender Nacht wieder in die Brüche gegangen.[73]) Nach Eingang des Lasalleschen Gefechtsberichtes gegen 9° abds. ging Murat noch mit der Brigade Boussard bis Zehdenick vor.[74]) In dem von dort 10° abds. an den Kaiser, auf Grund der von Lasalle und Grouchy gelieferten Unterlagen zusammengestellten Gefechtsbericht[75]) fand die Gefangennahme von Fourieren, die für ein „corps de flanqueurs" in Stärke von 14000 Mann in Zehdenick die Unterkunft vorbereiten sollten, Aufnahme. Murat schloß daraus auf einen von Hohenlohe von Gransee über Dannenwalde auf Templin geschlagenen Bogen, weshalb er in aller Frühe dorthin aufbrechen wollte. Weshalb er aber nun nochmals „tous les points de Ruppin—Gransee" aufklären ließ und keinen Reitersmann nördlich gegen Dannenwalde losließ, das ist unklar.

Viel Rühmens läßt sich auch über die Leistungen der Patrouillen am heutigen Tage nicht sagen. Von 3 bis 12° vorm. hatte Hohenlohe rat- und tatlos bei Schönermark unweit Gransee gestanden und dann seinen Abmarsch nach Fürstenberg angetreten. Wo in aller Welt hatten die gestrigen und heutigen Lasalleschen und selbst die von Boussard gegen 2° nachm. von Liebenberg abgesendeten Patrouillen gesteckt, daß sie davon nicht den geringsten Einblick bekommen hatten?

b. Lannes.

Bei diesem sonst so rührigen Kriegsführer hatte sich Napoleons Versehen der mangelnden Zeitbestimmung für den Antritt der Bewegungen am bittersten gerächt. Da er aus Verpflegungsrücksichten erst gegen Abend sein Korps bei Oranienburg versammelt hatte, kam er Murats Gesuch zum Weitermarsch erst 9° abds., und nur mit einer ausgesuchten Vorhut von etwas über 2000 Mann, nach.[76]) Seine leichte Kavallerie gelangte dagegen zur Nacht bis nach Löwenberg, dem Kreuzungspunkte der Straßen Oranienburg—Gransee und Alt-Ruppin—Falkenthal—Liebenwalde.[77]) Nach seiner Meldung von 9° abds. an den Kaiser zwang ihn die arme und bereits durch Murats Kavallerie ausgesogene Gegend, mit dem Gros erst am folgenden Morgen, und zwar echelonsweise, Brigade hinter Brigade, zu folgen.

[73]) Napoleon erkannte sofort den begangenen Fehler der unterlassenen Verfolgung, F. 450: „S. M. aurait désiré, que vous ayez eu le reste en les poursuivant directement."

[74]) F. 375.

[75]) F. 371/376.

[76]) F. 369. Außer dem 17. Infanterieregiment die gesammelten Voltigeure aller Fußtruppen und sechs Geschütze.

[77]) Nach Liebenwalde ging schließlich eine Eskadron Beaumonts (F. 375).



c. Bernadotte.

Der Nauener Meldung an den Kaiser entsprechend erreichte er 20 km in die Länge gestreckt den Raum von Kremmen bis Nauen.

Die Nacht 26./27. Oktober standen endlich die beiden Gegner in folgenden Stellungen:

I. Preußen:

a) Hauptkolonne Hohenlohe: Fürstenberg.

b) Nachhut Blücher: Neu-Ruppin, Seitendeckung Walchow nördlich Fehrbellin.

c) Kavalleriekolonne: Alt-Strelitz und Wesenberg.

d) leichte Abteilung Bila II: Wustrow.

e) Abteilung Wobeser: Wusterhausen, Artillerietrain halbwegs bis Neu-Ruppin.

f) Herzog von Weimar: Elbübergang bei Sandau.

II. Franzosen:

a) Murat,[78]) Hauptquartier: Zehdenick. — Grouchy: 1. und 2. Brigade Storkow, 3. Brigade Zehdenick. — Lasalle: Zehdenick. — Milhaud: Guten-Germendorf. — Beaumont: Liebenberg und Falkenthal.

b) Lannes, Vorhut: Marsch nach Falkenthal. — Gros: Oranienburg. — Treillard: Löwenberg.

c) Bernadotte: 2 Husarenregimenter: Börnicke. Hauptquartier, Chasseurregiment und eine Division: Börnicke. — 2. und 3. Division: Nauen.

IV. Der 27. Oktober.

„Keine Ruh bei Tag und Nacht" ist das Los des Hauptquartiers vor der Entscheidung. Bei der allseitigen Bekanntgabe der Verlegung des Kaiserlichen Hauptquartiers nach Charlottenburg[79]) liefen ohne Umwege noch in der Nacht die Muratsche Meldung 2° nachm. aus der Höhe von Liebenberg[80]) wie die Lannessche vor 9° abds. aus Oranienburg[81]) ein. Die erstere löste den letzten Zweifel des Kaisers dahin auf, daß Hohenlohe über Alt-Ruppin hinaus die grade Richtung auf Zehdenick gewählt haben mußte. Vermutlich war ihm schließlich noch ein innerer

---

[78]) Die vom Kaiser nachgesendete schwere Division d'Hautpoul ist, weil bis Prenzlau nicht eingreifend, außer Betracht gelassen.

[79]) F. 323/325.

[80]) F. 367. Liebenberg—Charlottenburg 47 km zu 12 Minuten (a + 20) = 584 Minuten.

[81]) F. 369. Oranienburg—Charlottenburg 28 km zu 10 Minuten (a + 20) = 300 Minuten.

Einblick in die Stärke, Gliederung und Verfassung des Gegners des Inhalts verschafft, daß sich in gefechtsmäßiger Verfassung je 12 000 bis 15 000 Mann auf Hohenlohe und verschiedene kleine hinterher folgende Abteilungen verteilten.[82])

Auf Grund seiner nunmehrigen Anschauungen baute Napoleon seine letzte Befehlsgruppe 5 bzw. 5[30] vorm. an die beteiligten drei Marschälle auf.[83]) Etwas von Moltkescher Siegeszuversicht vor Sedan klang daraus entgegen. Trotz Lannes' störender Lässigkeit hatte wenigstens Murat bei Zehdenick dem Gegner die große Straße nach Stettin abgewonnen. Was half Hohenlohe, sobald er sich überholt sah, schließlich selbst der alsdann wahrscheinliche Versuch zum Ausweichen nach Norden! Wenn ihm Murat nur an der Klinge blieb, Bernadotte und Lannes aber alle Segel hißten, so mußte Hohenlohe mit Geschütz und Bagage, an 20 000 Mann, zur Strecke gebracht werden. Während Murat volle Ellbogenfreiheit gelassen wurde, wurde Bernadotte als Zielpunkt Gransee unter Aufklärung über Lindow und Ruppin bis an die Straße Kyritz—Rheinsberg empfohlen.[84]) Für Lannes blieb die Marschrichtung über Zehdenick bestehen.[85])

Wer des Kaisers Verfahren zergliedert, wird freilich wenig Ursache zu voller Anerkennung finden. Seine Zügelführung hatte so wenig Teil an dem schließlichen Erfolg, daß sie höchstens, weit hinter den Ereignissen, störend eingreifen mußte und tatsächlich eingriff.[86]) Dabei hatte der Kaiser auf den gegebenen Unterlagen ein windschiefes Gebäude aufgeführt. Nur zwei Möglichkeiten lagen am Morgen dieses Tages vor: entweder hatte Hohenlohe Murats Reiterei beiseite

---

[82]) F. 404.

[83]) F. 403/405.

[84]) „S. M. pense que vous devez marcher à grandes journées sur Gransee."

[85]) Zu Unrecht schob ihm statt Murat der Kaiser die Entsendung seiner Kavallerie nach links hin in die Schuhe. Scharf aber richtig wies er dagegen die Verpflegungsbedenken zurück: „Quand aux vivres votre corps d'armée a pris hier à Spandau 12 000 rations de pain, avec de la viande et des pommes de terre ont peut vivre pendant quelques jours, lorsqu'il s'agit d'arriver à d'aussi grands resultats; tombez donc sur l'ennemi, que vos troupes mangent le pain qu'il fait faire; ce pain sera plus savoureux pour vos braves que ne serait de la brioche; dites d'ailleurs à vos soldats que quand ils auront pris le prince de Hohenlohe, l'empereur les fera relever aux avant-postes et les fera venir quelques jours à Berlin pour se refaire et se reposer."

[86]) Entscheidend hierfür sind die wirklichen oder auszurechnenden Zeiten des Eintreffens seiner Befehle. Bernadotte erhielt den Befehl 2[0] nachm. in Oranienburg (F. 427), bei Lannes konnte er dagegen frühestens 7[0] abds. in Templin eintreffen (F. 424), bei Murat in der Nacht 27./28. Oktober in Wichmannsdorf (F. 416). Charlottenburg—Oranienburg—Zehdenick—Templin 78 km selbst nur zu 10 Minuten (a + 20) = 800 Minuten; Charlottenburg—Oranienburg—Zehdenick—Wichmannsdorf 102 km zu 10 Minuten (a + 20) = 1040 Minuten.

geschoben und den Zehdenicker Engweg hinter sich gebracht, oder er war von Neu-Ruppin nördlich etwa bis Fürstenberg ausgebogen. Er hatte also vor Bernadotte zwischen Kremmen und Nauen, und Lannes zwischen Falkenthal und Oranienburg in beiden Fällen einen so großen Vorsprung, daß für die pomphaft angekündigte Abfangung Hohenlohes mit Mann und Maus nur ein schwächliches Hoffnungsfünkchen glühte — wenn auch jetzt noch die geradeste Straße auf Stettin ausgenutzt wurde. Das erforderte ein unter Vermeidung von Marschkreuzungen auszuführendes Chassé-croisé, bei welchem Bernadotte hinter dem auf Zehdenick verbleibenden Lannes nach Oranienburg—Liebenwalde zu ziehen war. Beim Ansetzen auf Gransee und Zehdenick läßt sich der Eindruck des Schiebens lediglich auf die zweite hinter Hohenlohe her folgende Staffel nicht abweisen.

Bei Bernadotte folgte die Strafe für die verspätete Einwirkung auf dem Fuße nach. Auf die ihm zugegangene Nachricht, daß in der letztverflossenen Nacht 26./27. Oktober lediglich das hinterste Ende der Nachhut Hohenlohes bis Neu-Ruppin zurückgestanden habe, hatte dieser den Weg nach Oranienburg einzuschlagen zwecks Weitermarsches je nachdem auf Zehdenick oder Liebenwalde „pour aller de la toute droite sur Stettin“. Zu sehr an unbedingten Gehorsam gewöhnt, um nicht in einer Kaiserlichen Ansicht einen unbedingten Befehl zu sehen, gab er das Vorgehen über Liebenwalde auf, marschierte nach Gransee—Badingen und — fiel bei Prenzlau aus.[87])

Gegen Mittag folgte sodann Murats Gefechtsbericht aus Zehdenick 10° abds.[88]) Die Vernichtung von angeblich vier Kavallerieregimentern war in der Tat ein sehr verheißungsvoller Anfang des ganzen Unternehmens. Nunmehr aber stand der Kaiser in schwieriger Lage. Der gerade Weg über Zehdenick nach Stettin war Hohenlohe unzweifelhaft verlegt. Den von Murat viel zu flach berechneten Bogen über Dannenwalde wird der kluge Rechner Napoleon sofort abgelehnt haben. Aber das Entwischen Hohenlohes nach Fürstenberg hatte nicht bloß den einen Notausgang nach Stettin, sondern auch nach anderen Richtungen hin. Noch immer stand ihm als Ausweg die Einschiffung in einem Ostseehafen oder selbst die Umkehr nach der Elbe hin offen.[89])

Der Kaiser fand jedoch zu weiterem Eingreifen keine Veranlassung,

[87]) F. 426. Solchen Nachteilen gegenüber dürfte der von Lettow a. a. O., II, S. 249 betonte Nutzen der Napoleonischen Befehle als Anregungsmittel zu erhöhtem Eifer nicht besonders hoch anzuschlagen sein. Nachahmung dürfen sie keinesfalls finden.

[88]) F. 376. Zehdenick—Charlottenburg 58 km zu 12 Minuten (a + 20) = 716 Minuten.

[89]) Bekanntlich wiederholt Gegenstand der Erwägung im preußischen Hauptquartier.



hielt vielmehr gegen Mittag seinen feierlichen Einzug in Berlin, nach welchem er 3° nachm. im Königlichen Schlosse abstieg. Hier gingen ihm, während des Restes des Tages, noch von vier verschiedenen Seiten Meldungen zu:

1. Von Bernadotte 7° vorm. aus Börnicke die bereits erwähnte Veränderung seines Marsches statt nach Kremmen auf Oranienburg, weil am 26. Oktober abends nur noch ein Rest der Hohenloheschen Nachhut bis Neu-Ruppin zurückgestanden hatte,[90]) und 2° nachm. aus Oranienburg das sacrificium intellectus des Weitermarsches auf Gransee—Badingen.[91])

2. Von Murat 7° vorm. aus Zehdenick den gestrigen Linksabmarsch sowohl von Hohenlohes Haupt- wie der 14 000 Mann starken Seitenkolonne von Gransee nach Fürstenberg in völliger durch die gestrige Schlächterei (boucherie) vermehrter Auflösung, weshalb Murat durch den sofortigen Marsch aller erreichbaren Kavallerie über Templin dem Gegner bei seinem mutmaßlichen Marschziel Prenzlau ganz oder wenigstens größtenteils zuvorzukommen hoffte.[92])

3. Von Lannes aus Zehdenick 9° vorm. die gleiche Nachricht von Hohenlohes gestrigem Ausweichen von Gransee zum mutmaßlichen Marsche über Lychen—Boitzenburg und Prenzlau nach Stettin. Seine Vorhut von 3000 Mann sollte daher trotz der Ermüdung durch den vorangegangenen Nachtmarsch gegen Mittag Templin erreichen, sein Gros dort ins Nachtquartier gehen. Seine Kavallerie vermutete er bis Gransee vorgegangen.[93])

4. Von Savary einmal aus Fehrbellin 2° vorm. die zwei Tage zurückliegende Anwesenheit der völlig ausgehungerten preußischen Armee in Neu-Ruppin am 25. zum Weitermarsch über Lindow—Zehdenick,[94])

und sodann ebendaher mittags den bis zum heutigen Morgen reichenden Aufenthalt einer starken Nachhut aller Waffen in Neu-Ruppin, mit der leichten Kavallerie sogar bis zu den Fehrbellin gegenüberliegenden Dörfern nördlich des Rhinluches.[95]) Der Durchzug durch Neu-Ruppin

[90]) F. 426. Börnicke—Berlin 42 km zu 12 Minuten (a + 20) = 524 Minuten.

[91]) F. 427. Oranienburg—Berlin 30 km zu 12 Minuten (a + 20) = 380 Minuten. Möglichenfalls ist diese letzte Meldung erst am 28. gegen Mittag eingegangen, falls der Gebrauch des Präsens im Antwortschreiben des Kaisers vom 28. um Mittag (F. 452) „Je reçois votre lettre“ wörtlich auf die Minute zu verstehen ist.

[92]) F. 410. Zehdenick—Berlin 61 km zu 12 Minuten (a + 20) = 752 Minuten.

[93]) F. 422. Hier gebraucht am 28. mittags der Kaiser das Perfektum: „Jai reçu votre lettre“ (F. 451).

[94]) F. 382. Fehrbellin—Berlin 57 km zu 12 Minuten (a + 20) = 704 Minuten.

[95]) F. 431. Die Nachhut bestand aus einigen Regimentern Infanterie mit sechs Bataillons- und zwei schweren Geschützen, einem Dragonerregiment und den Husarenregimentern Usedom und Rudorff.

hatte vom 25. bis zum 27. Oktober 7° vorm. angehalten, jedoch unter noch andauernder Nachfolge zahlreichen, von kleinen Husarenkorps begleiteten Heerestrosses.

Um Mitternacht bestand also für den Kaiser das Ergebnis darin, daß er sich mit seiner Kenntnis der feindlichen Truppenbewegungen im wesentlichen um eine volle Tagesleistung im Rückstande befand. Himmelhoch jauchzend konnte aber trotz der sichtlichen Besserung der Lage seine Stimmung noch immer nicht sein. Der etwas mehr zusammengeschoben erscheinende Feind, der heute morgen von etwa Fürstenberg bis Neu-Ruppin und nördlich Fehrbellin gestanden hatte, konnte selbst auf dem Wege über Prenzlau nach Stettin bei einiger Tatkraft heute abend die Strecke von Prenzlau bis Fürstenberg erreicht haben. Demgegenüber konnte zwar Murat mit seiner Reiterei gleichfalls Prenzlau und vielleicht sogar früher als der Gegner erreichen. Würde es ihm aber gelingen, diesem bis zum Herannahen der beiden geschlossenen Korps von Lannes und Bernadotte Wind vorzumachen? Lannes hatte als vorderster allenfalls heute abend mit der Avantgarde Templin überschritten. Dafür stand Bernadotte bis Gransee und Badingen zurück. Der Kopf beider Truppenkörper stand also etwa in gleicher Höhe mit dem Fußende des Gegners.

Der Schwerpunkt der Ereignisse lag also nunmehr ausschließlich vorn bei den Marschällen.

a. Murat.

Bei seinem Aufbruch bald nach 7° vorm. aus Zehdenick besaß Murat — aus einer anderen Quelle als seiner Kavallerie — die erwähnte wichtige Nachricht über Hohenlohes Ausweichen nach Fürstenberg.[96]) Die letzten beiden ihm zugegangenen Anweisungen des Kaisers vom gestrigen Vormittage hatten ihm über Zehdenick hinaus keinen weiteren Weg vorgeschrieben.[97]) Der Reitergeneral stand also völlig auf eigenen Füßen. Der strategische, in dem Ausbiegen Hohenlohes nach Norden die Gefahr des Entschlüpfens nach anderer Richtung als Stettin witternde Scharfblick des Kaisers quälte ihn nicht: für ihn bedeutete dies lediglich einen Umweg auf das alte Ziel an der Oder. Anderenfalls wäre, wenn dieser Zwiespalt seine Brust durchtobte, das unentwegte Festhalten an dem Vorgehen auf Prenzlau eine Meisterleistung gewesen. Niemand kann zweien Herren dienen. Da es für Murat keine beiden Möglichkeiten in gleicher Weise entgegenkommende Marschrichtung gab, mußte er sich ohne

[96]) Nach der ihm nunmehr möglichenfalls zugegangenen Nachricht Savarys vom 26. Oktober 10⁰ vorm. aus Nauen konnte er die vordersten Abteilungen des Gegners bereits darüber hinaus wähnen.

[97]) F. 364 bzw. 378.



Zaudern für die größere Wahrscheinlichkeit entscheiden. Diese aber bestand unzweifelhaft in dem Weitermarsch Hohenlohes in der bisherigen Richtung auf Stettin, solange ihm noch ein Hoffnungsschimmer hierfür winkte.

Unbegreiflich bleiben dagegen auch für den heutigen Morgen die Erkundungsmaßnahmen oder vielmehr deren gänzliches Fehlen. Gegen einen im Rückmarsch von Fürstenberg nach Prenzlau vermuteten Gegner ist doch diese Straße das gebotene Patrouillenziel. Aber nicht eine einzige wurde dagegen nordwärts in Bewegung gesetzt. Auch das erst jetzt an Lannes gerichtete Ersuchen[98]) um Übersendung eines Teiles seiner leichten Kavallerie[99]) entbehrte der wohldurchdachten Überlegung. Das Bestreben zum Auftreten am entscheidenden Punkte, wo eine Gefechtskraft zu entwickeln war, in größtmöglicher Stärke war unzweifelhaft gerechtfertigt. Wann und wo aber sollten ihn die von Treillard abgezweigten Regimenter einholen?

Das Abberufen einer Truppe von ihrer bisherigen Aufgabe zu einer anderen räumlich getrennten hat im Bewegungskriege vor der Entscheidung fast stets ihr Ausfallen nach beiden Richtungen hin zur Folge.

Unterwegs vor Templin[100]) ging Murat bereits der Rapport des seit 9° vorm. mit 100 auserlesenen Pferden der Dragonerregimenter 10 und 11 von Storkow dort eingetroffenen Eskadronchef Delaas zu.[101]) Von seinen Ermittlungen war aussichtsreich, daß Hohenlohe heute 6° vorm. noch in Fürstenberg gewesen, bedenklich, daß er sich über Alt-Strelitz nach Mecklenburg hineinwerfen wollte. Indes die leise Andeutung des gewandten Rittmeisters, daß das Ausweichen nach Mecklenburg auch die Aufgabe von Stettin bedeuten könne,[102]) hatte Murat nicht verstanden.

[98]) Wegen der vom Kaiser unterlassenen Unterstellung aller Truppen unter seinen Oberbefehl mußte sich Murat, statt unmittelbar an Treillard, an dessen Korpsführer Lannes wenden. Das Ersuchen traf Lannes gegen 8° vorm. bei seiner Avantgarde eine Strecke vor Zehdenick und ging dann wieder über Zehdenick zurück nach Gransee, wo es bestenfalls Treillard gegen 10° vorm. erreichte. Da zu dieser Zeit Murat bereits ziemlich weit bis Templin vorgegangen sein mußte, also einen Vorsprung von etwa 25 km gewonnen hatte, so unterließ der bessere Rechner Lannes angesichts der Unmöglichkeit der Einholung die Entsendung (F. 422).

[99]) F. 411.

[100]) Marschordnung F. 412: Lasalle – Milhaud – Grouchy (von Storkow ab) — Beaumont.

[101]) F. 410. Er konnte die Ausschreibung von 30 000 Brotportionen durch einen Adjutanten Hohenlohes zwischen Templin und Fürstenberg beifügen. Sehr sachverständig waren die Mitteilungen über die vielen als zerstört geltenden Brücken bis Prenzlau. Die baldige Instandsetzung der nächsten am Fährkruge zwischen Fähr- und Templiner See belegenen Brücke hatte er in die Wege geleitet.

[102]) „S'il voulait aller à Stettin.“



Ihm blieb die Oderfestung das selbstverständliche Ziel des Gegners.[103]) Der Heiligenschein strategischer Folgerichtigkeit und Weitsichtigkeit umschwebt ihn daher bei dem unverrückten Festhalten an der einmal eingeschlagenen Richtung auf Prenzlau auch jetzt noch nicht.

Nunmehr sich aber seiner Pflicht zur Aufklärung der nördlich auf Stettin führenden Straßen entsinnend, sah er sich zu folgenden Entsendungen veranlaßt:

1. Milhaud mit seinen Chasseurs und der Delaasschen zusammengesetzten Dragonerschwadron nach Boitzenburg zur Verlegung und Zerstörung des dortigen Brücken-Engweges für den Feind oder im Falle verspäteten Eintreffens wenigstens zur Meldung des bereits stattgehabten Durchmarsches.

2. Lasalle mit dem 5. Husarenregiment nach dem Vereinigungspunkt der Straßen von Boitzenburg und Templin nach Prenzlau zur Erkundung von Prenzlau und Boitzenburg.

3. Ein Regiment der 3. Brigade Beaumonts nach Lychen zur Feststellung des gegnerischen Weges durch diese Stadt.[104])

Mit allen übrigen Truppen wollte Murat bis Haßleben vorgehen.

Nur über die Stärke seiner Entsendungen wird sich rechten lassen. Auf einen Kampf sollte sich nur Milhaud in Boitzenberg einlassen. Die sonstige Abzweigung je eines ganzen Regiments zum bloßen Sehen schlug dagegen seinem bisherigen Grundgedanken zum stärksten Auftreten an der entscheidenden Stelle ins Gesicht.[105])

Um 2³⁰ nachm. legte er sodann von Templin aus dem Kaiser seine Auffassung dar.[106]) Der Rückmarsch des Gegners nach Stettin blieb der unerschütterte Ausgangspunkt. Fraglich erschien ihm lediglich, ob das Abschwenken nach Fürstenberg den näheren Weg über Lychen—Boitzenburg—Prenzlau oder den weiteren über Strelitz—Straßburg und Pasewalk bedeute. Seine für morgen in Aussicht genommene Ankunft in Prenzlau würde ihm aber auch die Möglichkeit zum Unterbinden der

[103]) Nach den Eingangsworten des Befehls an Lasalle F. 412: „Portez-vous en toute hâte sur Prenzlow, ou vous tâcherez d'arriver ce soir et d'y devancer l'ennemi qui marche sur cette ligne."

[104]) Das Regiment sollte sich, je nachdem es den Gegner in Lychen antraf oder nicht, über Templin oder Boitzenburg an Murat nach Prenzlau wieder heranziehen.

[105]) Savary bedauerte seine geringe Stärke nicht etwa aus Rücksichten der Aufklärung, sondern nur des Abfangens der Nachzügler (F. 381).

[106]) F. 414. Mit Genugtuung fügte er hinzu, daß seine Reiter sich das für die Preußen und sein Stab sich das für Hohenlohe vorbereitete Mittagsmahl hätten wohlschmecken lassen. Die Angaben bezüglich der einem Kurier abgenommenen Marschroute der zweiten preußischen Kolonne für den 28. und 29. usw. bleiben in Murats Fassung unverständlich.

Wege nach Stettin sowohl von Pasewalk wie selbst von Ückermünde her gewähren.

Nach einer inzwischen mit Lannes stattgehabten Verbindung hatte Murat den Plan zur Heranziehung eines Teils der Treillardschen leichten Reiterei fallen lassen, dafür aber den Eindruck gewonnen, als ob ihm die ganze Division Suchet bereits auf dem Fuße folgte.[107]) Nunmehr sandte er dem Marschall noch eine weitere Aufforderung zum möglichst schnellen und dichten Aufschließen unter Entsendung seiner Kavallerie über Lychen—Boitzenburg zu.[108])

Der weitere Verlauf des Tages sollte durch unerwartete große Erfolge gekrönt sein. Das Eintreffen Milhauds bald nach 2° nachm. in Boitzenburg brachte den Fürsten Hohenlohe so außer Fassung, daß er ihm die durch Marwitz und den Grafen Arnim für seine hungernden Soldaten bereitgestellte Mahlzeit überließ und bei Hardenberg aufmarschierte. Während der mehrstündigen Kanonade konnten die Franzosen seine Truppen auf 8000 bis 10 000 Mann Infanterie, mehrere Schwadronen und zehn Geschütze einschätzen.[109]) Auf das Geschützfeuer hin bog auch der gegen 4^{30} nachm. bei Haßleben eingetroffene Murat, unter Zurücklassung Beaumonts, mit Lasalles anderem Husarenregiment und Grouchy nach Boitzenburg ab. Kaum hatten Grouchys Geschütze gegen 6° abds. von den Höhen südlich der „Strom"-Niederung den Kampf gegen den soeben von Milhaud vor einem regelrechten Infanterieangriff geräumten Ort aufgenommen, da traf unvermutet das Regiment Gendarmen im Rücken bei Wichmannsdorf ein. Das klare Mondeslicht kam Murats Kehrtmachen zustatten. Von seiner Übermacht gegen Wald und Sumpf geworfen, wurde das ganze Regiment gefangen genommen.

Nach beendetem Gefecht entsendete Murat das andere Husarenregiment Lasalles nach Kröchlendorf zur Sperrung der dortigen Straße von Boitzenburg nach Prenzlau. Während Milhaud die Höhen südlich des Stromes zur Beobachtung der Vorgänge in Boitzenburg besetzt hielt, nahm Murat mit Grouchy in Wichmannsdorf Quartier. Beaumont landete schließlich in Herzfelde.

Durch die Berührung mit dem Feinde war die Ankunft der Infanterie zur brennendsten Tagesfrage geworden. Gleich nach der ersten ihm hinter Haßleben[110]) zugegangenen Kunde hatte sich daher Murat

[107]) F. 415. Dieser zwischenzeitliche Verkehr geht aus Murats Mitteilung an den Kaiser hervor. „Le général Suchet me suit de très-près; j'ai recommandé à M. le maréchal Lannes de faire filer sa cavalerie par Ruppin, Gransee, Fürstenberg, c'est à dire de suivre l'ennemi."

[108]) F. 415. — [109]) F. 418.

[110]) Eine diesbezügliche Meldung Milhauds hatte Murat in Haßleben selbst noch nicht, da er lediglich auf den Kanonendonner hin linksum nach Boitzenburg machte.

wiederum Girards als Boten bedient, um Lasalle abermals mit möglichster Eile herbeizurufen. Noch vor dessen Rückkehr hatte er sich indes in Wichmannsdorf 11° abds. an die Aufsetzung seines Gefechtsberichtes an den Kaiser gemacht. „C'est l'avantgarde de l'armée, il n'est encore passé personne,“ konnte er jetzt mit sicherer Genugtuung aussprechen. Aus der noch immer andauernden Besetzung von Boitzenburg trotz der Erkämpfung des Weitermarsches zog er sodann den Schluß, daß dem Fürsten Hohenlohe der Schneid zu diesem Wagnis abhanden gekommen, er vielmehr den Kampf stehenden Fußes aufnehmen wolle. Je nach der Ankunft der Infanterie, wollte er daher zum nächtlichen Angriff auf das Dorf oder zur Verschiebung des Kampfes bis zum Morgen warten.

Girards Rückkunft stimmte jedoch seine Erwartungen stark herunter. Da dieser Lannes erst mit 3000 Mann in Templin, das Gros noch in Zehdenick zurück gefunden hatte, so gab Murat in einer Nachschrift seines Berichtes an den Kaiser der Besorgnis Ausdruck, daß Hohenlohe durch schleunigen Abmarsch dennoch das Spiel gewinnen würde. Er hätte deshalb die Vorbewegung auf Prenzlau als das vermutliche Marschziel Hohenlohes in die Wege geleitet.[111])

Indes beschränkte sich diese Vorwärtsbewegung lediglich auf die Beorderung Lasalles an die Straßengabel 5 km vor Prenzlau. Lannes gegenüber kehrte sogar Murat bei dessen Ankunft mit der Avantgarde 4° vorm. vor Boitzenburg zu seiner ursprünglichen Auffassung zurück, daß Hohenlohe den Kampf stehenden Fußes annehmen werde. Als er aber bei Tagesanbruch seinen Stabschef Belliard nach Boitzenburg hineinschickte, um allzu hastig Hohenlohe zur Übergabe aufzufordern, war das Nest leer.

Auch mit der auf Prenzlau gelegten Hand wurde es nichts. In der sicheren Annahme, daß der Zusammenstoß bei Boitzenburg zu einer Abdrängung nach Mecklenburg führen müsse, war nämlich Lasalle, um beim Tanze nicht auszufallen, nach Haßleben zurückgekehrt. Ein Schwabenstreich allererster Ordnung!

Alles in allem. In der heutigen Nacht hatte sich vom Gesichtspunkt der Aufklärung aus das gestrige Schauspiel wiederholt. Im Laufe des Tages war das gesteckte Ziel erreicht. War gestern eine kavalleristische Seitenabteilung erreicht, so war heute die Hauptkolonne aufgefunden. In der Dunkelheit aber war die mühsam errungene Fühlung zum zweiten Male verloren gegangen. Ein heute allgemein gültiger Lehrsatz besagt, daß der Feind, der sich vom Gegner loslösen will, seine Nach-

---

[111]) F. 417: „que le prince de Hohenlohe ne gagne de vitesse“ — „On est en marche pour occuper Prenzlau. — Il est à supposer que l'ennemi marche en même temps sur le même port.“

hut als Maske mindestens bis zur Vollendung des Überganges in die Marschkolonne in ihrer Stellung beläßt. Für Murat und seine Organe hatte aber die obige Schulweisheit noch keine Lebenskraft erlangt, denn nichts wäre leichter als das Vortreiben von Erkundungen über den Strom oberhalb und unterhalb Boitzenburgs gewesen. Der gestrige wie der heutige Tag aber erhärten noch den weiteren Erfahrungssatz von der Erlahmung des Tätigkeitstriebes nach Beendigung des taktischen Zusammenstoßes. Wie gestern Grouchy bei Zehdenick, so ließ sich heute Murat mit dem Erfolge auf dem Schlachtfelde bei Wichmannsdorf genügen. Fast ebenso selten wie die Verfolgung des geschlagenen Gegners weist die Kriegsgeschichte Beispiele rechtzeitiger Erkundung wenigstens seines Verbleibs auf. Nicht nachdrücklich genug kann daher auf diese letztere Pflicht bei allen hierzu in der Lage befindlichen Stellen hingewiesen werden.

b. Lannes.

Noch vor Eintreffen des heute morgen aus Charlottenburg entsendeten kalten Strahles hatte der Marschall seine bewährte Spannung wiedergefunden. Der Nachtmarsch hatte ihn mit seiner Avantgarde um 9° vorm. bis Zehdenick vorgeführt, während sein Gros mit Tagesgrauen von Oranienburg aufgebrochen war. In seiner Meldung an den Kaiser von 9° vorm. berechnete er die Ankunft seiner Avantgarde um Mittag, seines Korps zur Nacht in Templin, wogegen er seine leichte Kavallerie am Morgen bis Gransee vorgegangen vermutete. Den Feind sah er, nach der gestern erfolgten Räumung von Gransee, heute auf dem Rückmarsch über Lychen und Boitzenburg nach Prenzlau.[112]) Seine Ankunft mit der Avantgarde in Templin verzögerte sich aber bis 7° abds. Hier, von Girard erreicht, brach er 10° abds. wieder auf und traf am 28. Oktober 4° morg. vor Boitzenburg ein,[113]) wo die schon vorerwähnte Meinungsverschiedenheit zum Austrag kam, nach welcher Lannes den Gegner während der Nacht nach Prenzlau abmarschiert, Murat ihn gegenüber standhaltend glaubte. Bei seiner Ansicht verharrend, befahl ersterer seinem von Zehdenick weitergegangenen Gros, im unaufhaltsamen Marsch nach Prenzlau zu bleiben. Hatte also seine Avantgarde zwei Nachtmärsche hinter sich gehabt, so blieb dem Gros wenigstens einer auferlegt.

[112]) F. 422.

[113]) F. 424. Sein von Templin aus an Murat abgeordneter Vorschlag, mit Ausnahme der auf dem Weitermarsch nach Prenzlau zu belassenden Division Suchet sich mit Gazan und Treillard von hintenher an den Feind zu hängen: „me mettre moi-même à la poursuite de l'ennemi“, d. h. wohl von Templin direkt nach Boitzenburg zu marschieren, kam durch Girards Eintreffen unmittelbar hinterher nicht zur Ausführung, verwandelte sich vielmehr in das Gegenteil. Die Avantgarde ging nach Boitzenburg, das Gros nach Prenzlau.

Die bis Menz an der Straße Alt-Ruppin—Fürstenberg vorgegangene leichte Kavallerie Treillards hatte schließlich dort die Blüchersche Nachhut zu fassen bekommen.[114])

c. Bernadotte.

Der um 2° nachm. in Oranienburg eingetroffene Bernadotte wählte bekanntlich auf des Kaisers verspätetes und verfehltes Eingreifen hin den Weg nach Badingen, was zum Teil erst in der letzten Nachtstunde erreicht wurde.[115])

In der Nacht 27./28. Oktober standen sich schließlich die beiden Seiten folgendermaßen gegenüber:

I. Preußen:[116])

a) Hauptkolonne Hohenlohe: Schönermark,
b) Kavalleriekolonne Schwerin: Weggun—Schapow; Fürstenwerder (Brigade Hagen),
c) Nachhut Blücher: Lychen—Fürstenberg—Menz,
d) Bila II: Marsch von Jakobshagen nach Schönermark,
e) Wobeser: Rheinsberg,
f) Herzog von Weimar: Havelberg;

II. Franzosen:

a) Murat, Hauptquartier: Wichmannsdorf. — Lasalle: Haßleben und Kröchlendorf. — Grouchy: Wichmannsdorf. — Beaumont: Herzfelde;
b) Lannes[117]) Vorhut: Boitzenburg. — Gros: Marsch nach Prenzlau. — Leichtere Kavallerie: Vor Menz;
c) Bernadotte: Badingen.

---

[114]) Sie schied hierdurch für Prenzlau aus.

[115]) Auch Bernadotte ereilte damit das gleiche Schicksal. Für alle Zeiten vorbildlich bleibt aber sein Truppenbefehl (F. 428): „L'ennemi se retire et nous sommes prêts de l'atteindre; les opérations militaires et le succès de nos armes exigent impérieusement, que le corps d'armée fasse des marches forcées et continues. Le Prince maréchal attend de la persévérance du soldat cette nouvelle preuve de son amour pour ces devoirs." Ein wahrer Feldherr schmiert seinen Soldaten keinen wehleidigen Honig ums Maul, sondern weist sie einfach auf ihre Pflichten hin.

[116]) Folgende Verschiebungen hatten im Laufe des 27. in den einzelnen Verbänden stattgehabt: a) Von der Kavalleriekolonne waren vier Kavallerieregimenter zur Hauptkolonne übergetreten; b) von der Hauptkolonne war das Detachement Beeren (ein Bataillon und fünf Eskadrons) sowie von Bila II dessen Infanterie der Nachhut Blücher zugewiesen.

[117]) Mit Lannes' Angabe, daß er 7° nachm. noch Beaumont in Templin angetroffen habe (F. 424), ist Grouchys Note F. 420 im Widerspruch, nach welcher Beaumont dem Weitermarsch Murats nach Wichmannsdorf mit etwa „deux lieux" = 8 km Abstand gefolgt sei. — Mit F. 424 Anm. 1 läßt sich annehmen, daß Beaumont erst nach Lannes' Eintreffen und vielleicht nur mit zwei Brigaden bis Herzfelde vorgegangen ist.

V. Der 28. Oktober.

a. Der Kaiser.

Für den verhängnisvollen Tag des Zusammenbruchs bei Prenzlau wären die bei Napoleon einlaufenden Nachrichten aus ihrer Bedeutungslosigkeit nicht hervorgetreten, hätte sich dieser nicht wiederum auf Eingriffe in die Maßnahmen seiner Führer eingelassen. Im königlichen Schloß zu Berlin nämlich ging zunächst gegen 6° vorm. Murats Meldung aus Templin vom gestrigen Tage 2^{30} vorm. ein mit seinem Zweifel bezüglich des Hohenloheschen Rückmarsches über Prenzlau oder Pasewalk und seiner Absicht zum Vorgehen am heutigen Tage bis Prenzlau, zwecks Verlegung auch der Wege über Pasewalk und selbst Ückermünde nach Stettin.[118])

Der Kaiser sah das ganze von ihm angerichtete Unheil vor Augen. Alle auf Hohenlohe losgelassenen Kräfte — Murat, Lannes, Bernadotte — standen echeloniert hintereinander auf der von Gransee über Zehdenick und Templin nach Prenzlau führenden Straße. Die Gefahr, daß auch Bernadotte unter Ausfall bei dem zu erwartenden Zusammenstoß mit mehr als Tagesabstand auf dieser Straße hinterher rücken könnte, war nicht abzuweisen. Wenn aber Napoleon in Berlin zu noch so früher Morgenstunde sich dem Irrtum hingab, daß er den Fehler durch die Mahnung, Bernadotte auf eine andere Marschstraße zu setzen, rechtzeitig gut machen könnte, so erwies sich dies ebenfalls als unrichtig.[119])

Noch mehr verpaßte natürlich den Augenblick rechtzeitiger Einwirkung das gegen Mittag erlassene Ergänzungsschreiben des Kaisers, nach welchem die beiden Korps von Lannes und Bernadotte parallel nebeneinander, mit höchstens 10 bis 15 km Zwischenraum angesetzt werden sollten.[120]) Die gleichzeitigen Schreiben an Lannes und Bernadotte können dagegen insofern durchgehen, als ihre nur allgemein gehaltenen Aufmunterungen und Verhaltungsmaßregeln zur Vermeidung von Unordnungen schließlich an keine Eingangszeit gebunden waren.[121])

Nachmittags gegen 3° waren die Würfel bei Prenzlau gefallen.

---

[118]) Templin—Zehdenick—Oranienburg—Berlin 79 km zu 12 Minuten (a + 20) = 948 Minuten.

[119]) F. 450: „Il faut donner un débouché particulier au maréchal Bernadotte; ce serait une force perdue, s'il suivrait le maréchal Lannes; le corps de ce maréchal et le vôtre sont assez importants sur une même direction.“ Den Abgang dieses Schreibens selbst auf 7^0 vorm. gesetzt, erreichte es über Oranienburg—Zehdenick—Templin—Prenzlau 110 km zu 12 Minuten (a + 20) = 1340 Minuten den Prinzen Murat frühestens an letzterem Orte lange post festum am 29. gegen 6^0 vorm.

[120]) F. 451: Diriger sur deux directions parallèles de manière qu'elles se trouvent à 8 ou 4 lieux au plus de distance l'une de l'autre.“

[121]) F. 451 und 452.



Lehrreich aber bleibt noch weiterhin das jede Unmöglichkeit zur Lenkung des Kriegswagens aus dem Hintergrunde dartuende Anwachsen der Zeitspannung zwischen den Ereignissen und ihrer Kenntnis beim Kaiser.

Am Schluß des Tages näherte sich dieser Unterschied auf fast volle 24 Stunden. Nach dem gegen 8° abds. eingetroffenen Bericht Murats vom gestrigen Tage aus Wichmannsdorf 11° nachts[122]) wußte das Hauptquartier über den Zusammenprall mit Hohenlohe bei Boitzenburg und die Gefangennahme des Regiments Gendarmen bei Wichmannsdorf Bescheid. Das jetzt sich dem Kaiser darbietende Bild der eigenen Truppenbewegungen, soweit sie noch für Prenzlau in Frage kommen, schloß eine Stunde vor Mitternacht 27./28. Oktober ab; hiernach standen:

Lasalle mit einem Regiment bei Prenzlau,

Beaumont bei Haßleben,

Murat mit dem Hauptteil seiner Kavallerie vor Boitzenburg und bei Wichmannsdorf,

Lannes, seinen Versprechungen zuwider, bis Mitternacht erst mit der Avantgarde bei Templin, mit dem Gros noch bei Zehdenick.

Zum Boten seines Siegesberichts über Prenzlau benutzte Murat schließlich wiederum den allezeit im Sattel befindlichen Girard. Mit dem erst nach der Einbringung des Prinzen August in Prenzlau, also nicht vor Abend, abgefaßten längeren Schreiben[123]) kam Girard so zeitig in Berlin an, daß der Kaiser durch seinen Generalstab noch am folgenden Tage eine befremdend frostige, auch nicht ein Wort der Anerkennung enthaltende Antwort von der nüchternsten Geschäftsmäßigkeit an Murat mit weiteren Anweisungen zur Verfolgung der noch übrig gebliebenen Kolonnen Blücher und Weimar zurücksenden konnte.[124]) Das Drama von Prenzlau schließt also für den 110 km entfernten Kaiser mit einer Rückständigkeit seiner Kenntnis von rund einem Tage ab.

Der tadellos ausgeführte Erkundungsritt Savarys aber ging schließlich auch aus wie das Hornberger Schießen. Durch die Muratsche Tätigkeit war der nach der Oder zu gerichtete Kopf des preußischen Rückzuges festgestellt, die Berechtigung für Savarys Entsendung lag auf der entgegengesetzten Seite in der Auffindung des Schwanzes nach der Elbe hin. Nach der Kunde von Prenzlau war bereits für den Kaiser die letzte Savarysche Meldung aus Fehrbellin vom Mittag des 27. Oktober von

[122]) F. 416. Wichmannsdorf—Haßleben—Zehdenick—Berlin 101 km zu 12 Minuten (a + 20) = 1232 Minuten.

[123]) F. 455. Der Prinz kam gegen 4° nachm. in Prenzlau an.

[124]) F. 483. Mit drei Zeilen eines besonderen Schreibens des Kaisers erhalten die Truppen, aber nicht die Führer, ihre Anerkennung. „Je reçois la nouvelle du combat de Prenzlow. Témoignez ma satisfaction aux dragons et à la cavalerie légère de Milhaud et Lasalle.“

Wert geworden, denn die erst mit dem Morgengrauen dieses Tages aus Neu-Ruppin aufgebrochene Nachhut konnte unmöglich in den Zusammenbruch von Prenzlau verwickelt sein. Gegen Abend hatte der bis Neu-Ruppin vorgegangene General vor und hinter der Stadt auf dem „zweiten großen Wege nach links" ein kleines Scharmützel mit einem preußischen, sich schließlich auf einige Schwadronen zurückziehenden Kavallerieposten gehabt.

Die Einwohner aber hatten ihm zu guter Letzt hierüber einen kleinen Bären aufgebunden. Während er nämlich durch deren Aussagen die Usedomsche Kavallerie der Blücherschen Nachhut vor sich zu haben glaubte, die, abweichend von dem erst 10° vorm. noch nach Lindow weitergegangenen Korps des Generals Larisch, nach Wittstock zurückgegangen sein sollte, hatte er es in Wahrheit mit Wobeser zu tun gehabt. Mit diesem letzten Irrtum kehrte er in der Nacht 27./28. Oktober nach Fehrbellin zurück, um am folgenden Morgen nach Entlassung seiner völlig ausgepumpten Pferde zu ihren Truppenteilen nach Berlin zu eilen, wo er wohl gegen Abend eintraf.

Mit Genugtuung mochte der Kaiser aus seinem mündlichen Bericht[125]) den richtigen Kern ersehen, daß das preußische Ende sogar noch um eine Tageslänge weiter zurückreichte.[126]) Ob aber diese Erkenntnis rechtzeitig zu den handelnden Stellen nach vorn übermittelt werden konnte, darüber ließ sich, um mit Fallstaff zu reden, ein Skrupel von einem Gran, ja sogar ein ganzes Gran zweifeln. So bleibt Savary das wandelnde Menetekel für alle vom Kristallisationspunkt der Ereignisse zu weit vom Wege abliegenden Erkundungen. Nur völlig gesicherte telegraphische Verbindungen oder drahtlose Telegraphie würden eine solche Erkundung heutigen Tages zulässig machen.

B. Die Marschälle.

1. Murat.

Am heutigen Morgen stand der große Reiterführer zum zweiten Male wider alles Erwarten vor der fatalen Tatsache des Verlustes der mühsam errungenen Fühlung mit dem Gegner. Der Grundgedanke seines nunmehrigen Verfahrens, die Zeit nicht erst mit dem Aufsuchen des Gegners zu vertrödeln, sondern sofort mit allen Kräften aufzubrechen, war ebenso reiter- wie führermäßig. Prenzlau war Trumpf.

Das zunächst zu erreichende Ziel bestand in der Verlegung des gegnerischen Rückmarsches nach Stettin, wofür die erste Etappe die Besitzergreifung des Engweges von Prenzlau bildete, nach welcher, je nach den

---

[125]) F. 433.

[126]) Die Nachhut des Gegners hatte Neu-Ruppin statt am Morgen des 27. erst am Abend geräumt.

weiteren Ermittlungen, entweder die Hand auf die weiter unterhalb gelegenen Ückerübergänge bei Pasewalk oder Ückermünde zu legen oder die ganze Wegesperrung hinter die Randow zurückzuverlegen war. Für die Möglichkeit, dem bereits aufgebrochenen Feinde noch zuvorzukommen, war aber Eile das oberste Gebot. In dieser Beziehung ließen sich jedoch Murat wie seine Unterführer recht bedenkliche Versehen zu schulden kommen. Murat spiegelte darum zu deren Vertuschung dem Kaiser vor, daß seine ganze Kavallerie schon um 6° vorm. im Sattel gewesen sei.[127])

Nur Lasalle war mit seinen beiden Husarenregimentern auf dem Platze, als Hohenlohe sich zwischen 8 und 9° vorm. von Schönemark über Güstow der Stadt Prenzlau näherte. Die Straße führte dicht vor ihr über den „Strom" genannten Gollmitzbach. Lasalle war näher an der Brücke. Der heutige, den Übergang bis zur Ankunft der Haupttruppenmasse nicht mit der Waffe in der Hand verteidigende Kavallerist käme vor ein Kriegsgericht. Lasalle begnügte sich dagegen mit der Rolle der Aufklärung, hielt sich in respektvoller Ferne und meldete nur den gegnerischen Anmarsch an Murat zurück.[128]) Dieser selbst aber war recht gedankenlos mit seiner Zeit umgesprungen. Der entscheidende Kampf mit Hohenlohe war doch erst nach dem Eintreffen des Lannesschen Korps durchzuführen. Bis dahin ließen sich dem Gegner zur Verlangsamung seines Rückmarsches nur Steine in den Weg werfen; je eher, desto besser. Warum in aller Welt brach darum Murat nicht sofort mit Grouchy aus Wichmannsdorf zur Verstärkung von Lasalle auf, sondern wartete die einzige schon um 6° vorm. in Bewegung gesetzte Division Beaumont von Herzfelde her ab? So kam es, daß bei seiner Ankunft vor Prenzlau erst gegen 9^{30} vorm. der größte Teil Hohenlohes über die Strombrücke hinweg bereits in Prenzlau verschwunden war. Auch jetzt ließ er zunächst sich auf eine Kanonade ein, statt sich mit dem Säbel in der Hand auf den letzten Rest des Gegners zu stürzen.

Schweren Tadel verdiente auch Milhaud. Murat hatte ihm die 3. Dragoner von Herzfelde her überweisen lassen. Hielt dies durch Murats Verschulden seinen Aufbruch von Boitzenburg ungebührlich lange auf, so hatte er diese Verzögerung erst recht durch Eile wettzumachen. Statt dessen ist er frühestens gegen 11° vorm. in der Nähe von Prenzlau eingetroffen.[129])

2. Lannes.

Das Verhalten Lannes' und seiner unübertrefflichen Fußtruppen verdient dagegen uneingeschränkte Anerkennung. Gegen 11° vorm. ist

[127]) F. 455.

[128]) F. 455: „Les hussards ont dû faire les honneurs et laisser passer la colonne prussienne."

[129]) v. Lettow a. a. O. II, S. 269 und 284.

seine Avantgarde, nach 3° nachm. sein Gros in Prenzlau angelangt.[130]) Beide Teile hatten am 26. Oktober mit der Strecke von 24 km Spandau —Oranienburg keine sonderliche Anstrengung gehabt. Von letzterer Stadt aber brach die Avantgarde 10° abds. wieder auf, war am 27. Oktober 9° vorm. in Zehdenick — 28 km —, gegen 7° abds. in Templin — 20 km —, sodann am 28. 4° vorm. in Boitzenburg — 17 km — und 11° vorm. in Prenzlau, 16 km. Das klare und leichte Frostwetter bei Mondschein wie die Ausnutzung großer, gut bestandener Verkehrsstraßen wenigstens bis Templin waren das Plus, die beiden aufeinanderfolgenden Nachtmärsche und die ziemlich mangelhafte Verpflegung das Minus des Marsches. Unter diesen Umständen gehören die 81 km von Oranienburg bis Prenzlau in 37 Stunden zu den bemerkenswertesten Marschleistungen aller Zeiten.

Das Gros hatte den Vorteil der Ausnutzung der großen Straße von Anfang bis zu Ende, daneben nur einen Nachtmarsch. Immerhin reiht sich die Zurücklegung von 80 km von Oranienburg bis Prenzlau in etwa 34 Stunden ebenbürtig an.

VII. Schluß.

Die Schilderung der Vorgänge bei Prenzlau gehört nicht mehr in den gesteckten Rahmen. Wie immer in der Kriegsgeschichte, gilt auch dieses Mal der Satz des „Iliacos intra muros peccatur et extra". Es kommt bei der Unvollkommenheit aller menschlichen Unternehmungen lediglich auf das größere oder geringere Maß der Verfehlungen an. Auch auf französischer Seite ist dieses nicht eben klein, auf Seite des Kaisers allerdings größer als bei seinen ausführenden Organen. Was diese trotz aller Versehen im einzelnen auszeichnet, ist der unverwüstliche Tätigkeitsdrang. Sobald der Faden abgerissen, wird er von neuem wieder angeknüpft. In der Rastlosigkeit der Arbeit liegt der Erfolg im Kriege. Und doch wäre ihr dieses Mal der Lohn ausgeblieben — hätte nicht der preußische Oberbefehlshaber Fehler auf Fehler in einer Weise gehäuft, wie sie in der deutschen Armee — das darf mit aller Bestimmtheit ausgesprochen werden — nie wieder vorkommen werden.

---

[130]) F. 426 legt die Ankunft der Avantgarde 9° vorm. zu früh.

Preußische unter dem Fürsten Hohenlohe stehende Truppen nach der vom 25. Oktober ab bestehenden Einteilung.

A. Hauptkolonne: Fürst von Hohenlohe . . .	22¼ Batle.,	3 Battr.,	10 Eskadr.
1. Division: Generalleutnant v. Tschammer .	11½ =	1 =	— =
2. = = Graf v. Tauentzien	4½ =	1 =	— =
3. = Generalmajor v. Hirschfeld . .	6¼ =	1 =	10 =
B. Seitendeckung: Generalleutnant v. Schimmelpfennig	3½ =	— =	26 =
C. Nachhut: Generalleutnant v. Blücher (früher v. Natzmer)	16½ =	2½ =	30 =
1. Division: Generalleutnant v. Natzmer . .	6 =	1½ =	5 =
2. = = v. Larisch . .	4 =	½ =	5 =
Infanteriebrigade: Oberst v. Borstell . . .	4 =	— =	— =
Leichte Truppen: a) Generalmajor v. Usedom	— =	¼ =	10 =
b) = v. Oswald	2½ =	¼ =	10 =
D. Kavalleriekolonne: Generalmajor Graf v. Schwerin	5 =	1 =	54 =
Kavalleriebrigade: Oberst v. Podewilz . . .	— =	— =	25 =
= Generalmajor Graf v. Schwerin	— =	— =	10 =
= Generalmajor v. Krafft .	— =	1 =	19 =
Infanteriebrigade: Oberst v. Hagen (von der Division Tauentzien) .	5 =	— =	— =
E. Leichte Truppen: Generalmajor v. Bila II .	2½ =	— =	15 =
F. Abteilung (früher Blücher): Generalmajor v. Wobeser	½ =	— =	etwa 5 =
und eine Artilleriekolonne.			
G. Abteilung: Herzog von Weimar	12½ =	3 =	35 =

Gesamtstärke (ausschl. des Herzogs von Weimar) nach Lettow a. a. O., II, Anlage IV, am 23. Oktober 35 000 bis 40 000 Mann.

Französische Truppen.

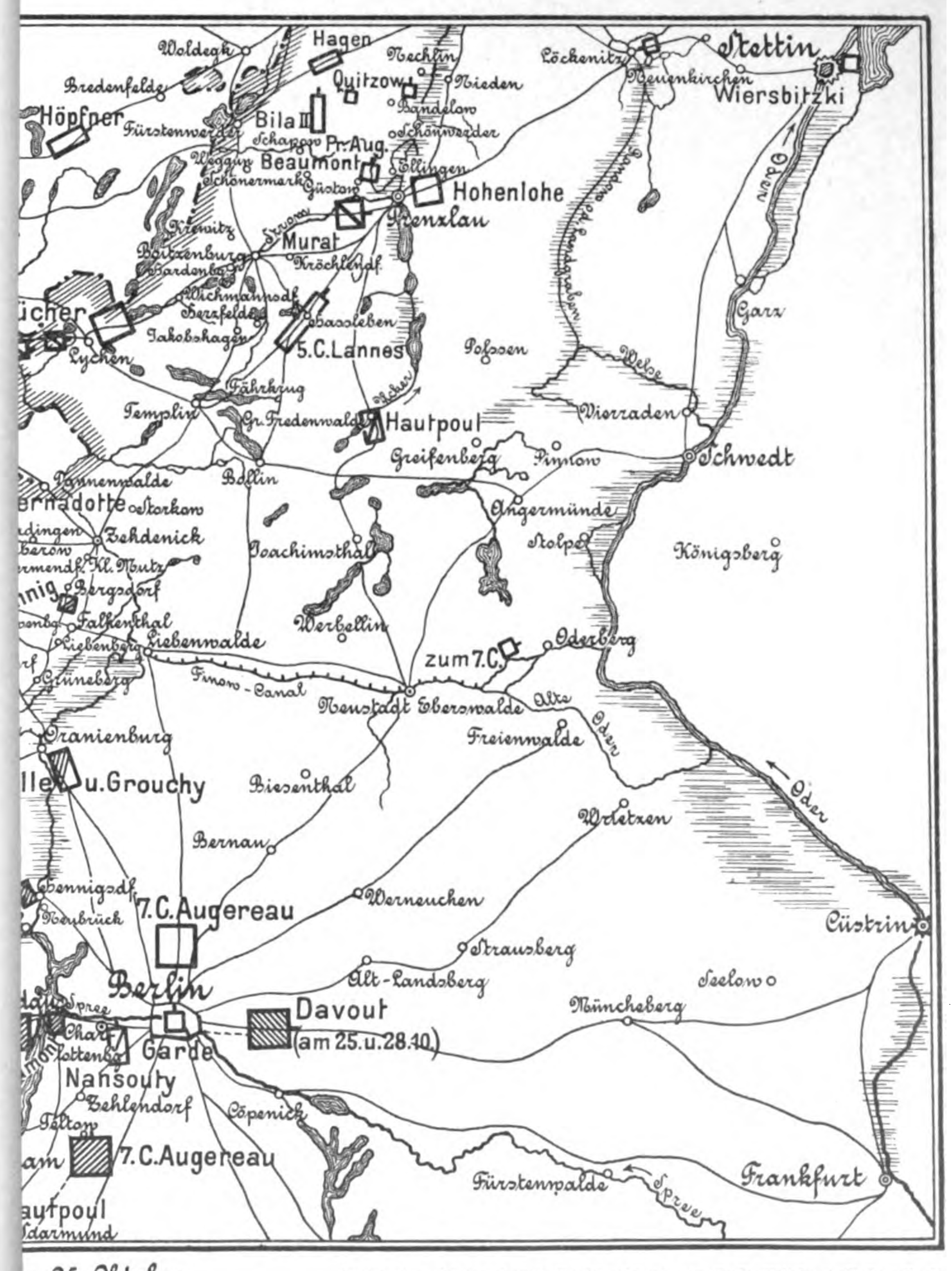
A. Kavalleriereserve: Prinz Joachim Murat, Großherzog von Berg.
Chasseurbrigade: General Milhaud, Chass. Regt. 13. . . . . 3 Eskadr.
Husarenbrigade: = Lasalle, Hus. Regtr. 5, 7 . . . . . . 6 =
2. Dragonerdivision: General Beker (später Grouchy) . . . . . 18 =
1. Brigade: General Roget Drag. Regtr. 3, 6.
2. = = Milet = = 10, 11.
3. = = Boussard = = 13, 22.
3. Dragonerdivision: General Beaumont = = 5, 8, 9, 12, 16, 21.

B. V. Korps: Marschall Lannes, rund 19 000 Mann Inf., 9 Eskadr., 28 Geschütze.
Leichte Kav. Brig.: General Treillard, Chass. Regt. 21, Hus. Regtr. 9 u. 10.

C. I. Korps: Marschall Bernadotte, rund 19 000 Mann Inf., 9 Eskadr., 34 Geschütze.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68–71.

or der Kapitulation von Prenzlau.



m 25. Oktober.

m 28. Oktober.

Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin

Die Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen.

Vortrag in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 25. Oktober 1911,
gehalten auf Grund einer Bearbeitung des Herrn Professor **Dr. Otto Hintze**
von
Herrn Privatdozent **Dr. phil. Skalweit.**

Es geschieht auf den Wunsch des Vorstandes der Militärischen Gesellschaft, daß ich in diesem Kreise, in dem sonst vorwiegend militärische Gegenstände behandelt werden, über die Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen spreche.*) Das Thema liegt aber dem militärisch-politischen Interessenkreise doch nicht ganz so fern, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Denn bekanntlich war das Preußen Friedrichs des Großen ein Militärstaat in der schärfsten Bedeutung des Wortes, und der beherrschende Gesichtspunkt seiner Wirtschaftspolitik war geradezu der, die ökonomischen Bedingungen für die militärisch-politische Machtentfaltung des Staates zu erfüllen.

Das ist kein selbstverständlicher Richtungspunkt für wirtschaftspolitische Bestrebungen. Die liberale Freihandelsschule, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, namentlich in den 60er und 70er Jahren, in aller Welt und auch bei uns, nicht bloß in der Theorie, sondern auch in der Praxis die Oberhand hatte, ging nicht von dem Gesichtspunkte der Staatsmacht, sondern von dem der Wohlfahrt der einzelnen aus. Das leitende Prinzip war das, was ein englischer Staatsphilosoph „die Maximation der Glückseligkeit" genannt hat: „das größtmögliche Glück der größtmöglichen Masse".

Nun sind ganz gewiß Staatsmacht und Wohlfahrt der Bevölkerung keine sich ausschließenden Gegensätze. Kein Staat kann auf die Dauer seine Machtstellung behaupten, wenn er es nicht versteht, für die wirtschaftliche Wohlfahrt seiner Bevölkerung zu sorgen; und anderseits ist auch die wirtschaftliche Wohlfahrt ohne die Grundlage der staatlichen Macht ein Koloß auf tönernen Füßen. Aber es ist doch ein Unterschied,

*) Der Vortrag schließt sich an die Biographie Friedrichs des Großen von Professor Hintze an, die im IV. Bande des Werkes: v. Alten, „Handbuch für Heer und Flotte" (Deutsches Verlagshaus Bong & Co.) unter der Überschrift „Hohenzollern" erscheinen wird.

ob ein wirtschaftspolitisches System von dem Prinzip der Macht oder der Wohlfahrt in erster Linie beherrscht ist; ein Unterschied in den Zielen, ganz besonders aber auch ein Unterschied in den Mitteln und Wegen der Wirtschaftspolitik.

Die freihändlerische Richtung glaubt an eine natürliche Harmonie der Interessen im Wirtschaftsleben der Völker und der einzelnen; sie dringt infolgedessen vor allem auf Freiheit des Handels und der Gewerbe. Die Staatsgewalt soll nicht mit plumper Hand in das feine und verwickelte Gewebe des natürlichen Wirtschaftslebens eingreifen: Das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte, meint man, wird schon von selbst zu Resultaten führen, die den gütigen Absichten der Natur entsprechen. Der Staat soll sich also darauf beschränken, die Hindernisse wegzuräumen, die der individuellen Freiheit im Wirtschaftsleben entgegenstehen.

Die andere Richtung dagegen, die, zu der wir auch Friedrich den Großen zu rechnen haben, geht von dem großen Weltgesetz des Kampfes um Dasein aus, der Leben fördert, aber auch Leben zerstört; sie will gerade, daß die Staatsgewalt in dem wirtschaftlichen Rivalitätskampf der Völker die Führung haben soll und daß sie auch den Konkurrenzkampf der einzelnen im Innern der bürgerlichen Gesellschaft ausgleichend und regulierend beherrschen soll. An die Stelle des freien Spiels der wirtschaftlichen Kräfte setzt sie Bevormundung und Reglementierung, Schutz- und Erziehungsmaßregeln für das wirtschaftliche Leben.

Jedes dieser entgegengesetzten Systeme hat seine relative Berechtigung; jedes führt bei einseitiger Übertreibung zu absurden Konsequenzen. Keines von ihnen kann den Anspruch erheben, die absolute und allgemein gültige Wahrheit zu enthalten. Es kommt auf die Umstände an, ob die Wirtschaftspolitik mehr in dieser oder in jener Richtung sich zu bewegen hat; in dem einen Zeitalter ist der Schutzzoll, in einem andern der Freihandel angezeigt. Wir haben seit 1878 die Bahn des absoluten Freihandels und der absoluten Gewerbefreiheit verlassen und haben uns wieder zu ähnlichen Maßregeln bequemt, wie sie die Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen charakterisieren; fast überall in der Welt ist es ähnlich gegangen; auch England steht heute vor der Frage einer Umkehr seiner freihändlerischen Wirtschaftspolitik, die schon jetzt viel von der Einseitigkeit der alten Manchesterschule preisgegeben hat. Erst mit dieser Einsicht in die bloß relative Berechtigung der entgegengesetzten wirtschaftspolitischen Systeme sind wir heute in die Lage versetzt, die Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen richtig aufzufassen und zu beurteilen. Früher hielt man sie, vom Standpunkt der sogenannten klassischen Nationalökonomie aus — Adam Smiths und seiner Nachfolger —, wohl kurzerhand für eins der krassesten Beispiele einer großen allgemeinen Verirrung; heute, wo der Glauben an die absolute Geltung jener natio-

nalökonomischen Grundsätze geschwunden ist, würdigen wir unbefangener die Motive und Voraussetzungen, auf denen dieses nicht aus der Theorie, sondern aus praktischen Notwendigkeiten erwachsene System von wirtschaftspolitischen Maßregeln beruht. Es handelt sich dabei nicht um eine vereinzelte Erscheinung, sondern um etwas, das im 17. und 18. Jahrhundert ganz ebenso allgemein war wie heute das Schutzzollsystem. Man bezeichnet es gewöhnlich als das Merkantilsystem — eine Bezeichnung, die eigentlich nicht recht zutrifft, wenigstens für Preußen nicht, weil es hier weit mehr auf die Industrie als auf den Handel ankommt; sie knüpft an die großen Handelskriege an, die für die Zeit von 1650 bis 1800 ebenso charakteristisch sind, wie die Religionskriege für das vorangehende Zeitalter, namentlich die Kriege Englands gegen Holland und Frankreich. Der wirtschaftliche Konkurrenzkampf der großen Mächte setzte sich damals noch leichter als heute in einen Kampf mit den Waffen um. Die militärisch-politische Macht wurde unbedenklich für die wirtschaftlichen Interessen in die Wagschale geworfen, wie anderseits der Reichtum des Landes als eine direkte Förderung der Staatsmacht erscheint. Es ist die Zeit, wo überhaupt erst die politischen Mächte sich auch zu großen Volkswirtschaftskörpern zusammengeschlossen haben. Früher ging Handel und Verkehr von Stadt zu Stadt über die Grenzen der Staaten hinweg. Jetzt werden die Grenzen geschlossen, der straffer konsolidierte Staat wird auch zu einer wirtschaftlichen Einheit; eine staatliche Wirtschaftspolitik tritt an die Stelle der alten Stadtwirtschaftspolitik. Jeder Staat sucht sich möglichst als ein sich selbst genügendes Ganzes auszubilden, eine eigene Industrie zu entwickeln, die alle Bedürfnisse des Landes befriedigt und womöglich noch einen Überschuß zum Export liefert. Mit dem Kampf um die Kolonien verbindet sich der Kampf um die auswärtigen Absatzmärkte. Man sucht die schwächer entwickelten Länder wirtschaftlich auszubeuten und wehrt sich gegen die stärkeren durch hohe Schutzzölle und Handelsverbote. Es kommt der Grundsatz auf, des einen Vorteil im Handel sei des andern Schade, und immer sind es nicht bloß die Kaufleute und Fabrikanten und Schiffsreeder, sondern auch die Staaten als große Gesamtpersönlichkeiten, die den Rivalitätskampf führen, sei es mit Zolltarifen und Handelsverboten oder mit Armeen und Kriegsflotten. Die großen stehenden Heere, die großen Kriegsflotten der Seemächte sind eine Schöpfung eben dieser Zeit, ebenso wie die Geldsteuersysteme, die ihre finanzielle Grundlage bilden. Daher die starke, uns heute übertrieben erscheinende Wertschätzung des baren Geldes in der ökonomischen Praxis und Theorie. Man hat ja, nicht ganz mit Unrecht, das Wesen des Merkantilismus in die Formel zusammengefaßt, daß es darauf ankomme, das Geld im Lande zu behalten und möglichst viel davon vom Auslande hereinzuziehen. In einem Zeitalter noch ganz unentwickelter Kredit-

wirtschaft kam es eben für jede militärisch-politische Machtentfaltung vornehmlich darauf an, möglichst viel bares Geld in Händen zu haben. Es ist die Zeit, in der das bekannte Wort geprägt worden ist: zum Kriegführen gehöre dreierlei: erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld. Und Friedrich der Große hat bekanntlich einmal gesagt: Gemeiniglich pflege derjenige am Schluß eines langen Krieges die Oberhand zu behalten, der den letzten Taler in der Tasche habe. Daher gipfelte auch das ganze System des preußischen Staatshaushalts in der Aufsammlung eines Kriegsschatzes, des sogenannten „Tresor", aus dem nicht bloß die Kosten der Mobilmachung, sondern auch die extraordinären Ausgaben der ersten Feldzüge bestritten werden sollten. Man hatte damals keine Staatsschulden, man machte keine Anleihen im Fall außerordentlicher Bedürfnisse, sondern man sammelte einen Vorrat von Geld für solche Fälle; und die militärisch-politische Schlagkraft des Friderizianischen Preußens bestand nicht bloß in seiner großen und hochausgebildeten Armee, sondern auch in dem Vorhandensein dieses Staatsschatzes, der beim Tode des Königs 50 Millionen Taler enthielt. Nur durch eine solche Einrichtung ist es möglich gewesen, daß der Siebenjährige Krieg, der etwa 150 Millionen extraordinäre Kosten verursacht hat, geführt werden konnte ohne Erhöhung der Steuern und ohne einen finanziellen Zusammenbruch. Das Heer ist unter Friedrich dem Großen mehr als verdoppelt worden, seine Zahl betrug fast 4 v. H. der Gesamtbevölkerung des Staates; die Kosten für seine Erhaltung verschlangen trotz aller Sparsamkeit fast zwei Drittel der gesamten Staatseinnahmen. Fast die Hälfte der Staatseinnahmen floß aus den Domänen, die damals viel größer waren als heute; die andere Hälfte wurde durch die Steuern aufgebracht. Und von den Steuern war die kleinere Hälfte, die Kontribution, eine direkte Steuer des platten Landes, die vornehmlich von den Bauern getragen wurde, prinzipiell festgelegt und keiner Erhöhung fähig; die Vermehrung der Staatseinkünfte beruhte hauptsächlich auf den wachsenden Einnahmen der Akzise, der indirekten Steuer, die in den Städten erhoben wurde und die ihrer Natur nach mit den städtischen Gewerben und dem städtischen Handelsverkehr steigen mußte. Daher kommt es, daß dieser Seite des Wirtschaftslebens im Friderizianischen Preußen die größte Aufmerksamkeit zugewandt wurde. Man kann die Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen nur von diesen finanziellen Voraussetzungen aus richtig verstehen. Es wird dadurch klar geworden sein, was es bedeuten will, wenn ich sage: sie war nicht sowohl vom Gesichtspunkt der Wohlfahrt, als von dem der Staatsmacht beherrscht. Sie ist den Forderungen des Finanzsystems angepaßt, wie dieses wieder den Forderungen der militärisch-politischen Machtentfaltung angepaßt war. Es galt in erster Linie, die Steuerkraft der Bevölkerung zu erhalten und zu entwickeln. Der Staat

konnte um seiner Machtzwecke willen den einzelnen im wirtschaftlich-sozialen Leben nicht nach Belieben schalten und walten lassen; er übernahm die Oberaufsicht, vielfach geradezu die Leitung des ganzen Wirtschaftsprozesses, um möglichst rasch dasjenige Maß von Wohlstand und Leistungsfähigkeit hervorzubringen, das für die militärisch-politische Machtstellung des Staates die notwendige Voraussetzung war. Der unentwickelte Zustand von Land und Volk, die Notwendigkeiten der politischen Lage brachten es mit sich, daß die Friderizianische Regierungstätigkeit zum großen Teil ein zivilisatorischer Erziehungsprozeß war. So muß man das eigentümliche System der Friderizianischen Wirtschaftspolitik ansehen. Es ist nicht bloß ein ökonomisches, sondern ein im eminenten Sinne politisches System. Es ist gleichsam die wirtschaftliche Begleiterscheinung der allgemeinen Politik, durch die Preußen zum Range einer Großmacht erhoben worden ist. Der Merkantilismus hat überhaupt diese Bedeutung: er ist das Wirtschaftssystem der Zeit, in der die europäischen Großmächte sich herausgebildet haben; er ist selbst ein Stück von dem Prozeß dieser Staatenbildung. Und darum erleben wir es heute wieder, wie über alle Doktrinen der klassischen Nationalökonomie hinweg eine Art von Neumerkantilismus über die Welt gekommen ist. Es ist wieder einmal eine große Umbildung des Staatensystems im Gange; das alte europäische Staatensystem hat sich zum Weltstaatensystem erweitert; die Weltstaaten, die heute in der Ausbildung begriffen sind, die Großstaaten der Zukunft, bedürfen ähnlicher Mittel in der Wirtschaftspolitik wie einst die alten Großstaaten des 17. und 18. Jahrhunderts.

Natürlich aber wiederholt sich die Weltgeschichte nicht einfach. Neben der allgemeinen Ähnlichkeit stehen starke Verschiedenheiten der Situation. Ich will nur eine hervorheben, die uns in das Zentrum der Friderizianischen Bestrebungen führen wird: Heute stehen wir vor der Frage, wie wir unsere wachsende Bevölkerung unterbringen sollen; zur Zeit Friedrichs des Großen stand die ganze Wirtschaftspolitik unter dem Einfluß des Strebens, das Land zu „peupliren“, wie man sagte, d. h. Menschen ins Land zu schaffen, die Bevölkerung zu vermehren über die natürliche Zuwachsrate hinaus. „Menschen halte vor den größten Reichtum“, hat Friedrich der Große einmal gesagt, und darum war er unablässig bemüht, vom Ausland her Bauern, Manufakturisten und Kapitalisten ins Land zu ziehen. Über 300 000 solcher Kolonisten hat Friedrich in den 46 Jahren seiner Regierung angesiedelt, teils in den Städten, teils auf dem platten Lande. Etwa 1000 Kolonistendörfer sind von ihm begründet worden, zum Teil auf neu gewonnenem Kulturboden. Die großen Meliorationsarbeiten, die seine Regierungszeit erfüllen, hängen mit dieser Bevölkerungspolitik zusammen. Er reguliert Flußläufe wie die Oder,

die Warthe, die Netze, er trocknet Sümpfe aus und zieht Kanäle, er läßt in der Mark unfruchtbare Sandschollen mit Kiefern bepflanzen und befördert in Ostfriesland die Eindeichung neuer Polder — kurz, er sucht wüstes Land mit allen Mitteln damaliger Kulturtechnik wirtschaftlich nutzbar zu machen. Die Meliorationsunternehmungen haben namentlich in den letzten Jahrzehnten, in Verbindung mit den Bestrebungen zur Wiederherstellung des Wohlstandes der durch den Krieg geschädigten Provinzen, eine sehr große Ausdehnung angenommen. Die Überschüsse der neuen Finanzeinkünfte, namentlich auch der Monopole auf Bauholz, Tabak, Kaffee sind zum großen Teile dazu verwendet worden; der Minister v. Hertzberg hat die Aufwendungen dafür von 1763 bis 1786 auf mehr als 40 Millionen Taler berechnet, also fast zwei Millionen im Jahr durchschnittlich. Es war gleichsam ein Extraordinarium für Meliorations- und Kolonisationszwecke, das so neben den alten ordentlichen Etat trat. Diese Unternehmungen kamen natürlich in erster Linie der Landwirtschaft zugute. Die Austrocknung des Oderbruchs, des Warthebruchs, der Madüegegend und anderer Sumpfstrecken hat viele Tausende von Morgen fruchtbaren Acker- und Wiesenlandes geschaffen. Überall drängt der König dabei auf Anlegung von Bauerndörfern. Die Bauerngüter sollen in erster Linie vermehrt werden, erst in zweiter die Vorwerke bei Domänen und Rittergütern. Höfe, die zu groß sind, um ordentlich bewirtschaftet zu werden, sollen abgebaut werden; auch die Rittergutsbesitzer werden dazu angeregt, Kolonistenstellen zu gründen, wie es auf den Domänen geschah. Nach den neuesten Berechnungen hat Friedrich im ganzen während seiner Regierungszeit nicht weniger als 57 475 Kolonistenfamilien auf dem platten Lande in den verschiedenen Provinzen, meist im Osten, angesiedelt. Was diese Zahl bedeutet, ergibt sich aus einem Vergleich mit unseren gegenwärtigen Erfolgen auf dem Gebiete der inneren Kolonisation. Die heute bestehende Königliche Ansiedlungskommission hat in den ersten 20 Jahren ihres Wirkens 11 957 Familien angesiedelt; das ist also etwa der fünfte Teil der Kolonisten Friedrichs des Großen. Für die Verbesserung der Landeskultur ist Friedrich unablässig bemüht gewesen, nicht bloß auf den Domänen, sondern auch bei den Rittergütern. Die rasche Einführung des Kartoffelbaues, gegen den die Bauern sich anfangs sehr sträubten, ist zum guten Teil seinen Bemühungen zu danken. Die Anfänge des Rübenbaues, die Verwendung der Rüben zur Zuckerfabrikation, die Marggraff und Achard gelehrt hatten, gehen zum Teil noch in seine Regierungszeit zurück.

In dem landwirtschaftlichen Betrieb beginnt in Norddeutschland nach jahrhundertelanger Stagnation um die Mitte des 18. Jahrhunderts jene Bewegung, die im 19. Jahrhundert durch die Bemühungen von Albrecht Thaer zum völligen Durchbruch gekommen ist und als deren Ergebnis

wir bezeichnen können, daß das uralte System der Dreifelderwirtschaft von neuen Wirtschaftssystemen abgelöst worden ist, erst von der sogenannten Koppel- oder Schlagwirtschaft, dann von der Fruchtwechselwirtschaft nach Norfolker System. Neben den Getreidebau trat der Anbau von Futterkräutern in regelmäßiger Abwechslung; die Viehhaltung wurde vermehrt, die Stallfütterung eingeführt, Düngerhaufen vielfach erst jetzt angelegt. Man faßte das alles damals unter dem Namen der englischen Wirtschaft zusammen, weil diese Fortschritte von England her in Norddeutschland eindrangen. Friedrich ist einer ihrer eifrigsten Beförderer gewesen.

In Zusammenhang damit stand das Bestreben, die alte Gemengelage der Grundstücke, die aus der Dreifelderwirtschaft herrührte, zu beseitigen, die Gemeinheiten aufzuteilen und so möglichst kompakte Wirtschaftseinheiten herzustellen, während früher die Felder des einzelnen Wirts in vielen Parzellen über die ganze Flur zerstreut lagen. Friedrich hat durch sein Edikt von 1767 den Anstoß zu dieser Auseinandersetzung und Gemeinheitsteilung gegeben. Allerdings ist sie damals noch nicht vollständig durchgeführt worden; es kam in der Hauptsache nur zu der Herauslösung der Rittergüter aus der Feldgemeinschaft mit den Bauerngemeinden; erst durch das Landeskulturedikt von 1811 ist dann das Werk von neuem angegriffen worden und es hat bis an die Schwelle der Gegenwart gedauert, bis es vollendet worden ist: es ist ein Teil der Arbeit, die den Generalkommissionen oblag, an deren Beseitigung man heute denken kann.

Die andere große Aufgabe der Generalkommissionen war bekanntlich die Regulierung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse, die mit der Bauernbefreiung zusammenhing. Wir rühren damit an die große soziale Frage des 18. Jahrhunderts. Friedrich hat ernsthaft darüber nachgedacht, er hat sie aber noch nicht zu lösen vermocht. Es hat einmal einen Moment gegeben, bei den Retablissementsarbeiten in Pommern, die Brenkenhoff als Kommissar des Königs leitete, unmittelbar nach dem Kriege, im Jahre 1763, da hat Friedrich einmal die kategorische Forderung aufgestellt, daß das, was er „Leibeigenschaft" nannte, vollständig abgeschafft werden sollte. Es handelte sich um die Erbuntertänigkeit und Gutspflichtigkeit der Bauern, um ihr schlechtes, unsicheres Besitzrecht an den Höfen, um die Verpflichtung zum Frondienst auf dem Herrengut. Der König ließ sich dann aber wahrscheinlich von Brenkenhoff überzeugen, daß eine völlige Auflösung dieses gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses ohne Entschädigung des Gutsherrn nicht möglich sei, da sonst die ganze Landwirtschaft über den Haufen fallen werde; und da er die Mittel zu einer Geldentschädigung aus der Staatskasse nicht besaß, eine Entschädigung aber aus den Mitteln und namentlich aus dem Lande der Bauern, wie sie später stattgefunden hat, für ihn gar nicht in Frage kam, weil er das Bauernland nicht zu Gunsten der Güter vermindern wollte, so hat er keine

Lösung des Problems gefunden und in der Hauptsache das Verhältnis so gelassen wie es war, nur daß er auf gewisse Milderungen drang, um die Lage der Bauern erträglich zu machen. Eine seiner leitenden Ideen dabei war, daß der Bauer nicht alle Tage der Woche, sondern nur drei, höchstens vier Tage zum Frondienst verpflichtet sein sollte, was in der Mark auch schon im allgemeinen üblich war. Auf den Domänen hat der König diese Milderung auch allgemein zur Durchführung gebracht; aber auf den Rittergütern, wo er keinen Zwang anwenden wollte, behaupteten sich in Pommern und Preußen die „ungemessenen" Dienste, und das hat dann später doch auch wieder auf die Domänen zurückgewirkt. Es ist also eine vermittelnde, ausgleichende, im wesentlichen doch konservative Sozialpolitik, die Friedrich getrieben hat. Er mußte Rücksicht nehmen auf den Landadel; denn aus diesem wollte er sein Offizierkorps ausschließlich zusammensetzen, weil er den unentwickelten bürgerlichen Ständen nicht die Eigenschaften zutraute, die er von seinen Offizieren forderte. Das ist ein maßgebender Gesichtspunkt seiner ganzen inneren Politik. Aber anderseits waren die Bauernsöhne der Kern der Kantonisten in der Armee, und darum hat Friedrich zu Gunsten des Bauernstandes eine Maßregel mit großer Strenge und Konsequenz zur Durchführung gebracht, die man gewöhnlich als den Grundsatz des Bauernschutzes zu bezeichnen pflegt: er gebot nämlich aufs strengste, daß keine Hufe Bauernland vom Rittergut eingezogen werden dürfe, vielmehr mußte jeder erledigte Hof wieder mit einem bäuerlichen Wirt besetzt werden. Dieser monarchische Bauernschutz hat den Bauernstand der preußischen Ostprovinzen vor der Gefahr einer Aufsaugung durch den Großgrundbesitz bewahrt, die mit den landwirtschaftlichen Betriebsveränderungen der Zeit verbunden war und der der größte Teil des Bauernstandes in England und auch in benachbarten norddeutschen Gebieten, wie dem der mecklenburgischen Ritterschaft und der schwedischen Vorpommerns, zum Opfer gefallen ist. Nicht die Befreiung also, aber die „Konservation" des Bauernstandes, wie man zu sagen pflegte, war eine der Hauptmaximen der Friderizianischen Wirtschafts- und Sozialpolitik. Ein zahlreicher Bauernstand schien ihm die unentbehrliche Grundlage nicht bloß für die Ergänzung des Heeres, sondern überhaupt für eine gesunde Bevölkerungspolitik.

Das Hauptmittel aber zur Verdichtung der Bevölkerung sah er mit allen merkantilistischen Theoretikern und Praktikern in einer energisch betriebenen Industrieförderung. Das Handwerk spielt natürlich in dem Ganzen der Volkswirtschaft auch noch eine bedeutende Rolle, aber für die Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen kommt es wenig in Betracht. Seit Friedrich Wilhelm I. die Handwerks- und Zunftverhältnisse im Sinne der Zeit neu geordnet hatte, war auf diesem Gebiete nicht mehr viel zu tun. Das Handwerk hatte seinen goldnen Boden noch nicht ganz

verloren. Zunftzwang und Befähigungsnachweis herrschten noch durchaus, aber unter Aufsicht staatlicher Organe; die Zünfte waren zugleich eine Handhabe zur Ausübung der staatlichen Gewerbepolizei. Das eigentlich Bedeutende aber in der Friderizianischen Gewerbepolitik sind die Manufakturen. In den Manufakturen sah man damals die Blüte der Volkswirtschaft, die große Quelle des Reichtums, die man entwickeln und pflegen müsse. England, Holland, Frankreich waren stolz auf ihre Tuch-, Leinen-, Baumwoll- und Seidenindustrien; am Niederrhein, in der Schweiz, in Sachsen hatte man angefangen, ihnen darin nachzueifern. Diese Manufakturen sind eine Industrie von wesentlich anderem Typus als die heutige. Kohle und Eisen, die heute das gewerbliche Leben beherrschen, spielten damals noch keine Rolle; es sind hauptsächlich die Textilgewerbe, um die es sich damals handelte. Und auch in diesen finden wir im allgemeinen noch keine geschlossenen Fabriken; Maschinen wurden nur in geringem Umfange angewendet; es ist in der Hauptsache eine Haus- und Werkstattindustrie, vielfach noch mit handwerksmäßiger Technik, eine manufacture dispersée, wie die Franzosen sagten, wo ein kaufmännischer Verleger eine größere Zahl von Meistern mit ihren Gehilfen, oft in ihren eigenen oder gemieteten Häusern und Werkstätten für seine Rechnung arbeiten ließ. Die Handarbeit herrscht dabei durchaus vor: daher der Name „Manufaktur". Obenan standen die Luxusindustrien der feinen Tuche und Seidenstoffe. Die große Industrie produzierte damals noch nicht so sehr für die Massen wie heute. Die billigen Stapelartikel fehlten noch. Man produzierte namentlich für die allein kaufkräftigen oberen Stände; die Kaufkraft der Massen war noch wenig entwickelt, für sie genügte noch großenteils das lokale Gewerbe und der alte Hausfleiß der Familienwirtschaft; daher die für uns befremdliche Erscheinung, daß Luxusindustrien, wie die Seidenindustrie, eine so bedeutende Stellung in dem Ganzen der Volkswirtschaft einnehmen konnten, wie es unter Friedrich dem Großen der Fall war. Friedrich Wilhelm I. allerdings hatte vornehmlich die Wollindustrie begünstigt; er hatte die Ausfuhr von Rohwolle bei Todesstrafe verboten, um den einheimischen Tuchmachern einen billigen Rohstoff zu sichern, und er hatte die modischen englischen Baumwollzeuge aufs strengste verboten, um den Absatz der einheimischen Tuche zu befördern; in dem Lagerhaus hatte er eine staatliche Tuchmanufaktur begründet, die das Tuch für Mannschaften und Offiziere der Armee herzustellen hatte; in vielen Städten, wo Tuchmacherei betrieben wurde, waren Wollmagazine eingerichtet, aus denen die kleinen Meister den Rohstoff vorschußweis erhalten konnten. Alle diese Einrichtungen hat Friedrich beibehalten; er hat auch einen Versuch mit der Herstellung von Baumwollstoffen gemacht, die damals sehr in Mode waren. Aber sein Hauptinteresse galt der Seidenindustrie, und zwar aus dem ein-

fachen Grunde, weil er aus den handelsstatistischen Nachrichten, die er zuerst systematisch sammelte und benutzte, ersehen hatte, daß für Seidenwaren der größte Posten von Geld außer Landes ging. Die Seidenindustrie ist dasjenige Gewerbe, an dem die merkantilistische Gewerbepolitik Friedrichs des Großen am besten studiert werden kann; darum ist sie auch zum Gegenstand einer besonderen Publikation in den von der Königlichen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Acta Borussica gemacht worden. Es ist nicht möglich, im Rahmen dieses Vortrags das feine und verwickelte Gewebe der Maßregeln zu schildern, durch das diese Industrie begründet und emporgebracht worden ist. Der Seidenbau, die Erzeugung des Rohstoffes im Lande, spielt auch eine Rolle dabei, aber nicht die erste; die Hauptsache war die Fabrikation von Sammet- und Seidenstoffen aller Art, von seidenen Tüchern, Bändern, Strümpfen und dergl. Es handelt sich durchaus nicht um eine Staatsindustrie, sondern um eine große Anzahl von Privatunternehmungen, die aber großenteils durch Anregung und mit Unterstützung der Regierung ins Leben gerufen worden sind. Friedrich der Große war kein Freund von eigentlichen Staatsbetrieben in der Industrie; er gab lieber tüchtigen Privatleuten Vorschüsse, Häuser oder sonstige Beihilfen zur Einrichtung eines Betriebes, weil es ihm hauptsächlich darauf ankam, den Unternehmungsgeist zu wecken und zu beleben. Auch das Lagerhaus hat er an einen rheinischen Geschäftsmann als Privatunternehmer übertragen; die Porzellanmanufaktur, die ja noch heute in Staatsbetrieb ist, hat er nur übernommen, weil der Privatunternehmer, der bekannte patriotische Kaufmann Gotzkowski, nicht damit fertig werden konnte und in Konkurs geriet. Der König kümmerte sich ganz persönlich um das Geschäft im ganzen und um die einzelnen Fabriken. Er hatte sich eine Menge von kaufmännischen und technischen Kenntnissen angeeignet und suchte sich damit seinem Lande nützlich zu machen. Er rät und hilft und ermutigt; er schilt und tadelt; er gibt Vorschüsse und Prämien, er läßt geschickte Arbeiter aus dem Ausland herbeischaffen, er sorgt für günstige Bedingungen beim Einkauf des Rohstoffes, der meist aus Italien bezogen wurde, und beim Absatz, namentlich im Lande selbst, wo allmählich alle fremde Konkurrenz ausgeschlossen wird, sobald die einheimischen Fabriken nach Quantität und Qualität dem Bedarf zu genügen scheinen. Die Zeit von 1746 bis 1756 ist mehr die Epoche des Aufbaues, der Förderung und Unterstützung neuer Unternehmungen; die Zeit von 1763 bis 1786 die Zeit des Ausbaues, des Schutzes gegen fremde Konkurrenz durch hohe Zölle und Handelsverbote. Das Königliche Kabinett nahm zeitweis fast die Gestalt eines großen Industrie- und Handelskontors an; staatliche Reglements sorgten für Solidität in der Technik der Fabrikation und für anständige Geschäftsbeziehungen zwischen den kaufmännischen Verlegern und den Arbeitern;

alle Waren wurden einer amtlichen Schau unterworfen und nur wenn sie tadellos waren, gestempelt; der staatliche Stempel ersetzte gewissermaßen den Ruf einer weltbekannten Firma. Neue Erfindungen wurden durch Exklusivprivilegien auf eine Reihe von Jahren geschützt, ähnlich wie bei uns heut durch Patent; eigentliche Monopole gab es nicht; vielmehr war die Absicht des Königs, daß die Konkurrenz nicht ausgeschlossen sein, sondern anspornend wirken sollte. Aber die Konkurrenz wurde anderseits auch in Schranken gehalten, damit sie nicht allzu wild ins Kraut schoß. Alle Betriebe bedurften einer staatlichen Konzession, die meisten waren mit staatlicher Unterstützung begründet. Für die Fülle von Arbeit, die sich der Staat auf diese Weise auflud, mußten besondere Behörden geschaffen werden. Die Oberleitung nächst dem Königlichen Kabinett hatte das 1740 neubegründete sogenannte V. Departement des Generaldirektoriums für Fabriken und Handelssachen, das als erstes Fachdepartement neben die bisherigen Provinzialdepartements dieser obersten Verwaltungsbehörde trat, an seiner Spitze anfangs der Minister v. Marschall, später der Geheime Finanzrat Fasch, ein geborener Schweizer, der lange in Amsterdam preußischer Handelsagent gewesen war. Für Berlin bestand eine besondere Manufakturkommission, es gab eine besondere Manufakturkasse mit Filialen in den Provinzen, ein staatliches Seidenmagazin, staatliche Fabrikenkommissare und Schaumeister — kurz einen ganzen Apparat von Behörden für die Beaufsichtigung, Leitung und Unterstützung der Manufakturen.

In einer ausgebildeten Volkswirtschaft würden die meisten dieser Maßregeln überflüssig und verfehlt erscheinen; um sie richtig zu würdigen, muß man bedenken, daß es sich um ein Land handelte, das hinter den führenden Staaten Europas wirtschaftlich weit zurückgeblieben war und nun in beschleunigtem Tempo auf eine höhere Stufe der Entwicklung gebracht werden mußte. Natürlich schlug mancher Versuch fehl, aber im großen und ganzen haben die Bestrebungen des Königs doch Erfolg gehabt. Die Seidenindustrie in Berlin und Potsdam beschäftigte am Ende des 18. Jahrhunderts 4500 Webstühle mit einem Jahresprodukt von etwa drei Millionen Talern an Wert, wovon ein Drittel exportiert wurde, zwei Drittel zur Befriedigung des inneren Marktes dienten; an 12000 Menschen fanden dabei ihren Lebensunterhalt. Sie konnte während der Französischen Revolution daran denken, mit der berühmten Lyoner Industrie zu konkurrieren; in Deutschland war sie weitaus die bedeutendste, bedeutender auch als die ebenfalls zu Preußen gehörige Crefelder Seidenindustrie, die fast ganz in den Händen der Familie v. der Leyen war und insofern einen merkwürdigen Gegensatz zu der Berliner Industrie bildet, als sie ohne staatliche Unterstützung von selbst aus einem niederländischen Ableger erwachsen war. Die beiden Gebiete — Crefeld und

Berlin — waren damals handelspolitisch ganz getrennt. Für den Niederrhein hatte Friedrich der Große den v. der Leyen ein Monopol bewilligt; d. h. es durfte auf preußischem Gebiet dort kein Konkurrenzunternehmen gegründet werden. Die Gesamtheit der Fabriken in Leinen, Wolle, Baumwolle, Seide, Leder, Metallen, Tabak und Zucker gibt der Minister v. Hertzberg für das Jahr 1785 auf 165 000 Arbeiter an und auf eine Produktion von 30 Millionen Talern. Es mag sein, daß diese Zahlen etwas übertrieben sind; die damalige Statistik ist nicht ganz zuverlässig. Aber das ist außer Frage: Preußen war durch Friedrich den Großen in die Reihe der industriellen Staaten eingeführt worden. Berlin galt damals als die Stadt des besten Geschmacks in Deutschland und war als Industrieort am Ende des 18. Jahrhunderts viel bedeutender als später in der Zeit von 1815 bis 1866. Das war das Hauptergebnis, daß der Geist der Industrie, der die Welt ergriffen hatte, auch nach Preußen verpflanzt worden war, daß das Volk arbeiten lernte, daß Unternehmungslust und Geschäftssinn geweckt wurden, daß eine Gruppe von intelligenten und kapitalkräftigen Unternehmern und eine breite Klasse von gelernten und disziplinierten Manufakturarbeitern entstand, — kurz, daß neues Leben in die alte, kleinbürgerlich-agrarische Gesellschaft kam, ein neues Leben, wie es z. B. dem benachbarten Polen zum unwiederbringlichen Schaden für Volk und Staat damals gefehlt hat. Es handelte sich im Grunde darum, daß alle produktiven Kräfte, die im Lande schlummerten, geweckt und in Tätigkeit gesetzt wurden. Mit der Industrie entstand natürlich auch der Interessengegensatz der Unternehmer und der Arbeiter; aber er hat damals noch keine scharfen Formen angenommen. Der König war auch hier bemüht, ausgleichend und vermittelnd, mildernd und beruhigend einzuwirken. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß in den Manufakturreglements der Friderizianischen Zeit schon manche Gedanken des modernen Arbeiterschutzes und der modernen Sozialpolitik anklingen. Aber der eigentlich maßgebende Gesichtspunkt blieb für Friedrich doch die Steigerung der Produktion, die wirtschaftliche Selbständigkeit des Landes, die Förderung des Wohlstandes im ganzen. Es ist eine arbeiterfreundliche, aber zugleich auch eine eminent kapitalfreundliche Politik, die er getrieben hat; das Ziel war auch hier die Mehrung und Stärkung der Staatskräfte.

Wie diese Industrialisierungspolitik gewirkt hat, ergibt sich auch daraus, daß die Handelsbilanz, die unter Friedrich Wilhelm I. noch eine passive gewesen war, am Ende der Regierung Friedrichs einen Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr von 3 bis 4 Millionen aufwies. (Die amtliche Statistik ergab sogar 5 Millionen, aber der König, der wohl wußte, daß hier etwas übertrieben wurde, zog für seine Privatinformation eine Million davon ab; der Minister v. Heinitz wollte sogar 2 Millionen

weniger rechnen.) Eine solche aktive Handelsbilanz sah die merkantilistische Theorie als Beweis einer günstigen Lage der Volkswirtschaft an, während die passive als ungünstig galt. Auch Friedrich hat diese Auffassung geteilt. Er pflegte zu sagen, ein Land, das keine Silberbergwerke habe, wie Preußen, kaufe sich arm, wenn es vom Ausland mehr kaufe als dahin verkaufe. Und er hatte von seinem Standpunkt aus ganz recht, wenn auch die merkantilistische Theorie von der Handelsbilanz in ihrer Allgemeinheit nicht haltbar ist. Man unterschied damals nicht zwischen Handelsbilanz und Zahlungsbilanz. Man kam auf diesen Unterschied erst später, als man sah, daß England eine passive Handelsbilanz hatte, d. h. mehr vom Auslande einführte als dahin ausführte, und doch immer reicher wurde. Das lag daran, daß die großen Gewinne, die aus den im Ausland angelegten Kapitalien und aus dem Seetransport herflossen, in der Statistik des Warenverkaufs keine Berücksichtigung fanden; brachte man sie aber mit in Anschlag, so wurde die passive Bilanz zur aktiven. Ähnlich so liegt es ja heute auch bei uns; aber in dem Preußen Friedrichs des Großen war die Sache einfacher. Da gab es keine irgendwie namhaften Aktiva aus ausländischen Zinszahlungen oder aus Reedereigewinn; die Handelsbilanz war im wesentlichen identisch mit der Zahlungsbilanz. Und darum hatte Friedrich ganz recht mit seinen Kalkulationen, und die Umwandlung der passiven in eine aktive Handelsbilanz bedeutete in der Tat eine Zunahme an Wohlstand und wirtschaftlicher Kraft im vollen Maße der Differenz. Im übrigen galt durchaus das Prinzip, daß die Interessen des Handels denen der Industrie untergeordnet sein müßten. Aus den Kreisen der Kaufleute, die vorzugsweise vom Zwischenhandel lebten, hat das Wirtschaftssystem Friedrichs manchen offenen und geheimen Widerstand erfahren. Es war die beständige Klage des Königs, daß die Kaufleute lieber die Kommissionäre des Auslandes sein, als den Interessen der heimischen Industrie dienen wollten. Das energische Hochschutzzoll- und Prohibitivsystem schränkte natürlich den Handel mit fremden Waren sehr empfindlich ein; und der davon unzertrennliche Schmuggel trieb zu immer schärferen Maßregeln. Die Wirkungen des Schmuggelhandels waren um so gefährlicher, weil Preußen bei der Zerrissenheit seines Gebiets und der Länge seiner Grenzen kein Grenzzollsystem haben konnte. Die Schutzzölle steckten vielmehr in den Akzisesätzen, und die Akzise wurde nur an den Toren der Städte erhoben. Man hat wohl gesagt, die Städte hätten wie Schutzzollinseln in dem Meer des ländlichen Freihandels gelegen. Das ist nicht ganz richtig; auf dem platten Lande waren die sogenannten hocheinpostierten Waren ganz und gar verboten, aber die Kontrolle, die durch die städtischen Polizeiausreuter geübt wurde, war ganz unzulänglich. Erst nach Einführung der Akziseregie (1766) ist es zur Bewachung der Grenzen durch sogenannte Zollbrigaden gekommen, aber eine eigentliche Grenzzollinie

ist auch damals nicht eingerichtet worden. Daher die starke Abneigung, die Friedrich gegen den Durchfuhrhandel hatte. Er hielt allen Durchfuhrhandel für verkappte Konterbande. Namentlich von der Leipziger Messe aus, glaubte er, werde das Land mit geschmuggelten Waren überschwemmt. Die Zollsätze für den Durchfuhrhandel wurden infolgedessen nach dem Siebenjährigen Kriege so stark gesteigert, daß der Handel die preußischen Grenzen zu umgehen begann. Auch der preußische Meßplatz Frankfurt a. O., wo namentlich die polnischen Juden ihre Einkäufe zu machen pflegten, erfreute sich nicht der Handelsfreiheit, die sonst auf den Messen selbst im Zeitalter des Merkantilismus zu herrschen pflegte. Man wollte die Polen zwingen, die preußischen Manufakturwaren den französischen und sächsischen vorzuziehen; Frankfurt sollte ein großer Absatzmarkt für die preußischen Fabriken werden. Diese Absicht ist doch nur zum Teil erreicht worden; die Händler aus Brody und Lemberg begannen sich nach Leipzig zu wenden, wo auf den Messen größere Freiheit herrschte. Auch die Breslauer Kaufleute klagten, daß die hohen Durchfuhrzölle ihnen das Geschäft mit den Polen ruinierten und den Handel zwängen die preußischen Grenzen zu umgehen. Zweifellos ist Friedrich in diesem Punkte zu weit gegangen; aber die Konsequenz seiner Maßregeln ist nicht zu verkennen. Mit den Nachbarländern Sachsen und Österreich ist es schon seit dem Siebenjährigen Kriege zu einer völligen Handelssperre gekommen, wie sie übrigens damals z. B. auch zwischen England und Frankreich geherrscht hat. Für Schlesien hätte Friedrich gern die alten vorteilhaften Handelsbeziehungen nach den österreichischen Ländern beibehalten, aber hier haben ihm die Österreicher einen Strich durch die Rechnung gemacht. Polen suchte man in ähnlicher Weise zu behandeln, wie England damals seine Kolonien behandelte, als einen billigen Einkaufsmarkt für Rohprodukte und als einen gezwungenen Abnehmer von Manufakturwaren. Diesen Sinn hatte in der Hauptsache der Handelsvertrag von 1775, der auch die hohen Durchgangszölle für fremde Waren enthielt. Mit Frankreich und Spanien hätte Friedrich gern einen Handelsvertrag gehabt, der sich auf anderen Linien bewegte, namentlich bei Spanien kam es ihm darauf an, der schlesischen Leinenindustrie einen geregelten Absatz nach den mittel- und südamerikanischen Kolonien zu verschaffen; es ist aber mit beiden Verträgen nach langen Verhandlungen nichts geworden, auch mit dem spanischen nicht, obwohl der König, durch eine undeutliche Berichterstattung verführt, eine Zeitlang geglaubt hat, der Vertrag sei perfekt geworden. Besser gelang es mit der nordamerikanischen Union, mit der wirklich ein Handelsvertrag zustande kam, auf den man in den Berliner Fabrikantenkreisen große Hoffnungen setzte; aber die Engländer behielten auch nach der Anerkennung der Union den Handel dorthin doch in der Hauptsache in ihren Händen.



Das ganze preußische Staatsgebiet als eine geschlossene handelspolitische Einheit zusammenzufassen, verbot sich noch durch die abgesonderte Lage der westlichen Provinzen und auch Ostpreußens. Friedrich begnügte sich, die mittleren Provinzen als ein kompaktes Handels- und Wirtschaftsgebiet zu organisieren, an das er auch Schlesien anzugliedern bemüht war. Der einzige Strom, der mit seinem ganzen schiffbaren Laufe zu Preußen gehörte, die Oder, wurde zu einer in der Hauptsache freien Schiffahrtsstraße gemacht. Die alten Stapel- und Niederlagsrechte in Frankfurt und Stettin wurden aufgehoben, während man sie an der Elbe, in Magdeburg, im Gegensatz zu Sachsen und seinem Leipziger Straßenzwang geflissentlich neu belebt hat. Auch im Gegensatz zu Hamburg war man bemüht, den Handel möglichst von der Elbe weg und auf die Oderstraße zu lenken; Stettin sollte für Preußen als Ein- und Ausfuhrhafen an die Stelle Hamburgs treten. Den Besitz der Odermündung hat erst Friedrich der Große für den Handel nutzbar gemacht, indem er die versandete Swine ausbaggern ließ und hier den Hafenplatz Swinemünde anlegte. Die Seeschiffahrt blieb allerdings hier und in den preußischen Häfen überhaupt in bescheidenen Grenzen; auch die Emdener asiatische Handelskompagnie steht nicht eben im Mittelpunkt des wirtschaftspolitischen Interesses. Preußen gehörte damals nicht zu den Seemächten; es hatte sich — im Gegensatz zu den Plänen des Großen Kurfürsten — seit Friedrich Wilhelm I. mit bewußter Einseitigkeit dem wirtschaftlichen Binnenverkehr zugewandt, vor allem den Gewerben und Manufakturen, und auch Friedrich der Große hat nichts Wesentliches daran geändert. Es fehlte Preußen eine Kriegsflotte, um den überseeischen Handel wirksam zu schützen; gegen die Kapereien der Engländer in den Seekriegen, die ja auch die neutralen Flaggen nicht verschonten, war man doch ziemlich machtlos. Vielleicht hätte sich das alles geändert, wenn Danzig preußisch geworden wäre; aber das ist ja bekanntlich unter Friedrich dem Großen noch nicht geschehen. So aber, wie der Staat damals war, schien er einer Kriegsflotte nicht zu bedürfen; und die Kosten des Landheeres, das unbedingt nötig war, waren auch viel zu hoch, als daß Friedrich daran denken konnte, auch noch die Mittel zur Begründung und Unterhaltung einer Kriegsflotte zu erschwingen. Nicht der Handel, sondern die Industrie also war der eigentliche Lebensnerv des Friderizianischen Staates. Die 1772 begründete Seehandlungsgesellschaft hatte anfänglich vornehmlich nur die Aufgabe, das Land mit Salz, namentlich auch Seesalz, zu versorgen; später ist sie zu einem staatlichen Geldinstitut geworden, das allerlei Bankgeschäfte besorgte und namentlich auch industrielle Interessen zu fördern bestimmt war. Mit der 1768 begründeten Bank aber verfolgte der König den Zweck, die preußischen Geschäftsleute von dem beherrschenden Einfluß der fremden Geldmächte zu befreien, und dieser Zweck ist, nachdem

das Mißtrauen der Kaufleute überwunden und der anfangs beabsichtigte Zwang zur Vermittlung aller größeren Geldgeschäfte durch die Bank aufgegeben war, auch zur allgemeinen Zufriedenheit erfüllt worden.

Die Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen wandelt vielfach in den Spuren Colberts und des französischen Systems überhaupt. Aber in einem Punkte tritt ein auffallender Unterschied hervor. Während in Frankreich die Fürsorge für die Industrie ganz einseitig übertrieben wurde zum Nachteil des Ackerbaues, den man fast ganz vernachlässigte, charakterisiert sich das Wirtschaftssystem Friedrichs des Großen durch ein gesundes Gleichgewicht zwischen den Interessen von Ackerbau und Industrie, von Stadt und Land. Das kam vor allem in der Getreidehandelspolitik zum Ausdruck. Während das Wollausfuhrverbot, das die Preise eines wichtigen landwirtschaftlichen Erzeugnisses zu Gunsten der Industrie herabdrückte, aufrecht erhalten wurde, hat Friedrich auf dem Gebiet des Getreidehandels ein eigentümliches System angewandt, das darauf berechnet war, die Interessen der Produzenten und der Konsumenten gegeneinander zu balancieren. Es ist charakteristisch, daß dabei unter den Konsumenten neben den Manufakturarbeiten namentlich auch die Soldaten ins Auge gefaßt wurden, die damals in Friedenszeit nicht in staatlicher Menage verpflegt wurden, sondern sich die Lebensmittel von ihrem kargen Solde kaufen mußten; auf der Produzentenseite erscheinen neben den Rittergutsbesitzern auch die Domänenpächter. Zwischen diesen beiden Gruppen will der König vermitteln, indem er möglichst stabile mittlere Getreidepreise anstrebt, wie sie dem gemeinen Besten am dienlichsten sind. Er hat den Getreidehandel nicht geradezu zum Staatsmonopol gemacht, aber indem er die Ausfuhr an Freipässe band, die er persönlich unterschrieb und sie so beständig nach seinem Ermessen und nach der Konjunktur regulierte, und indem er die Einfuhr von Getreide im großen für staatliche Rechnung, meist in Polen, bewerkstelligte, schuf er sich doch einen übersehbaren, annähernd geschlossenen Inlandsmarkt, auf dessen Preise er durch seine Magazine einen maßgebenden und ausgleichenden Einfluß üben konnte. Stieg nach schlechten Ernten der Preis zu hoch, so öffnete er die Magazine und verkaufte zu mäßigen Preisen, bis das allgemeine Preisniveau sank. In den Hungerjahren 1771 bis 1774 hat sich dies System in Verbindung mit den Einkäufen des Königs in Polen ausgezeichnet bewährt: das Getreide blieb in Preußen auf einem Preisniveau, das weit unter dem der Nachbarländer stand, und Scharen von Einwanderern strömten damals von Böhmen und Sachsen über die preußische Grenze. Anderseits diente aber die Magazinpolitik auch dem Agrarschutz. Sank der Preis des Getreides nach günstigen Ernten unter den Satz, bei dem die Landwirte ihr Auskommen finden konnten, so kauften die königlichen Magazine das Getreide zu leidlichen Preisen auf und wirkten damit der sinkenden Tendenz

entgegen. Diese Seite der Sache ist es namentlich, die eine gewisse Ähnlichkeit des Systems mit dem bekannten Antrag des Grafen Kanitz zeigt; die konservative Partei hat damals auch nicht unterlassen auf den Vorgang Friedrichs des Großen hinzuweisen. Zur Ergänzung des Friderizianischen Systems diente aber noch die Maßregel der örtlichen Preistaxen für Lebensmittel, die von den städtischen Behörden unter Beteiligung der Garnisonkommandeure von Zeit zu Zeit festgesetzt wurden, nicht nur für das Brot, sondern auch für Fleisch und Bier. Die Bäcker, Schlächter, Brauer und Viktualienhändler, kurz, die Zwischenhand zwischen Urproduktion und Konsumtion, sollte verhindert werden, die Preise für Lebensmittel in willkürlicher und unbilliger Weise zu erhöhen — ein Gesichtspunkt, der vielleicht heute auch wieder Beachtung verdient. In all diesen Maßregeln ist ein Zug, den man heute staatssozialistisch nennen würde. Der Staat hat die bürgerliche Gesellschaft mit ihren wirtschaftlichen Interessen ganz und gar in seine Obhut und unter seine Leitung genommen. Dabei sind die alten Standesunterschiede noch geflissentlich aufrecht erhalten worden. Es gehört mit zum Bilde der Friderizianischen Wirtschaftspolitik, daß dem bürgerlichen Kapital der Weg zur Erwerbung von ritterschaftlichem Grundbesitz prinzipiell versperrt war: das bürgerliche Kapital sollte sich in Handel und Gewerbe betätigen, die Rittergüter sollten dem alten Adel vorbehalten werden, den der König als die Pflanzschule seines Offizierkorps ansah, „davon" — wie er einmal gesagt hat, „die Rasse so gut ist, daß sie in alle Wege meritiret caserniret zu werden." Anderseits sicherte der monarchische Bauernschutz den Bestand der bäuerlichen Wirtschaften vor den Aufsaugungstendenzen des Großgrundbesitzes, denn eine Verminderung der bäuerlichen Wirtschaften bedeutete eine Schwächung des Ersatzes an Kantonisten. Und endlich den Bürgern in den Städten, die die Akzise bezahlten, von der hauptsächlich die Regimenter unterhalten wurden, und die außerdem noch die Naturallast der Einquartierung trugen — ihnen waren die sogenannten städtischen Nahrungen, d. h. Handwerk, Handelsgewerbe, Brauerei in der Hauptsache ausschließlich, mit wenigen fest umgrenzten Ausnahmen überlassen; Handwerk und Handel durften auf dem platten Lande im allgemeinen nicht betrieben werden, mit Ausnahme der wenigen sogenannten Landhandwerke, wie Schneider, Schmied, Radmacher, Leineweber. Daraus ergab sich eine eigentümlich scharfe wirtschaftliche Trennung von Stadt und Land, wie sie anderswo längst verschwunden war, für den preußischen Staat aber charakteristisch geblieben ist bis ins 19. Jahrhundert hinein. Also: die noch halb feudale Gesellschaftsordnung mit ihren Standes- und Erwerbsunterschieden ist in dem Friderizianischen Preußen zur Unterlage für eine eigentümliche Art von politischer Arbeitsteilung gemacht worden. Der Edelmann, der Bürger, der Bauer — ein jeder hat seine besondere Last und Arbeitsleistung für

den Staat und er wird dafür in seiner besonderen wirtschaftlichen und Erwerbssphäre geschützt und erhalten. Diese Lasten sind nicht gleich verteilt, das brachte eine jahrhundertelange Entwicklung mit sich und das hat das System auf die Dauer unhaltbar gemacht: der Bürger hat schwerer zu tragen als der Edelmann und der Bauer am allerschwersten; aber alle Stände waren doch bereits in den Dienst des Staates gestellt, und ihre Leistungen für das Heerwesen waren das regulierende Prinzip der wirtschaftlich-sozialen Politik Friedrichs des Großen. Mit dem Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht mußte das alles natürlich ganz anders werden.

Damit bin ich am Ende meiner Ausführungen und wieder zu der Betrachtung zurückgekehrt, von der ich ausgegangen war, und in der, wie ich glaube, der Schlüssel zum Verständnis der ganzen Friderizianischen Wirtschaftspolitik steckt: es war ein System von Maßregeln, das nicht von rein ökonomischen, sondern vor allem von militärisch-politischen Gesichtspunkten beherrscht war, ein System, das nicht in erster Linie die Glückseligkeit des einzelnen im Auge hatte, sondern vor allem die Macht und Größe des Staates.

Clausewitz über Angriff und Verteidigung.

Versuch einer Widerlegung.

Von

v. Bernhardi,

General der Kavallerie z. D.

Die modernen Waffen haben die frontale Defensive außerordentlich verstärkt; die Massen der neuzeitlichen Heere haben die operative Beweglichkeit der Armeen vermindert, und wenn dieser Nachteil auch teilweise durch die verbesserten Verkehrsmittel, Eisenbahnen und Kraftwagen, aufgewogen wird, so können diese Hilfsmittel doch nicht auf jedem Kriegsschauplatz zu voller Verwendung gelangen. Besonders die Kraftwagen, die berufen scheinen, den Verkehr der Truppen mit den Eisenbahnendpunkten zu vermitteln, sind durchaus an gute Straßen gebunden.

Unter diesen Umständen kann die Frage aufgeworfen werden, ob die Vorteile, die der Defensive aus den technischen Errungenschaften der Neuzeit erwachsen sind, nicht so groß sind, daß sie die vorzüglich auf Beweglichkeit und moralischen Faktoren beruhende Überlegenheit des Angriffs aufwiegen oder gar überbieten. Wenn das der Fall wäre, würde man in Zukunft einer verteidigungsweisen Kriegführung unbedingt den Vorzug geben müssen.

Diese Frage ist also von weitreichendster Bedeutung und bedarf eingehender Erwägung. Im zweiten Bande meines Buches „Vom heutigen Kriege"*) will ich versuchen, sie zu beantworten; ich bin dabei zu der Überzeugung gelangt, daß gerade im modernen Massenkriege die Offensive die weitaus überlegene Form des kriegerischen Verfahrens ist. Als endgültig entschieden kann diese Streitfrage jedoch nur dann gelten, wenn es gelingt, die größte militärische Autorität zu widerlegen, die sich im entgegengesetzten Sinne ausgesprochen hat und noch heute — sehr mit Recht — die geistige Führerschaft in der deutschen Armee behauptet.

Clausewitz hat die Verteidigung für die an sich stärkere Form des

*) Berlin 1912. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Kriegführens erklärt*) und sogar ziemlich scharf die gegenteilige Meinung abgesprochen, die er als eine Begriffsverwirrung oberflächlicher Schriftsteller brandmarkt.

Ich kann jedoch — selbst auf die Gefahr hin, dem großen Kriegsphilosophen gegenüber unbescheiden zu erscheinen — seine Beweisführung nicht als richtig anerkennen und will versuchen, sie zu widerlegen. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß er sich dadurch zu einem Trugschluß hat verleiten lassen, daß die Grundanschauung, von der er ausgeht, nicht ganz einwandfrei gefaßt ist.

Wie mir scheinen will, ist er auf diesen Weg gedrängt worden durch den Eindruck zweier gewaltiger Erfahrungen, die ihm persönlich nahe gerückt und wohl geeignet waren, nicht nur die Phantasie gefangen zu nehmen, sondern auch das Urteil zu bestechen: nämlich unter dem Eindruck des Siebenjährigen Krieges, der die schließliche Überlegenheit zäher Defensive zu beweisen schien, und des Feldzuges von 1812 in Rußland, in dem der gewaltigste Angriffsfeldherr der neueren Zeit sehr mittelmäßigen Strategen unterlag.

Für diese scheinbar so überzeugende Lehre der Erfahrung hat er die theoretische Erklärung gesucht und ist damit zu einer Reihe von Schlüssen gelangt, die die klaren und großen Züge seiner sonstigen Ideenwelt nicht überall aufweisen.

Clausewitz legt seiner Beweisführung die Anschauung zugrunde, daß bloße Abwehr überhaupt kein Krieg sei; damit Krieg zustande komme, müsse der in der Abwehr befindliche Verteidiger die Stöße zurückgeben, die er empfängt; die Offensivstöße, deren man sich in der Verteidigung bediene, gehörten mit zum Wesen des Verteidigungskrieges, der ohne sie überhaupt kein Krieg sein würde; als Verteidigungskrieg charakterisiere er sich lediglich dadurch, daß man den Angriff des Gegners abwarte, bevor man wieder stoße, und daß man die Gunst des Geländes ausnutze; dieselbe Anschauung sei auch für das Gefecht maßgebend. Selbst die Kugel, die man dem Angreifer entgegensendet, betrachtet Clausewitz als ein offensives Element.

Clausewitz verzichtet also vollkommen darauf, die Vorteile von Angriff und Verteidigung als Kampfform gegeneinander abzuwägen. Er beschränkt sich darauf, offensives und defensives „Kriegführen" miteinander zu vergleichen, was offenbar etwas ganz anderes ist. Aber auch in dieser Beschränkung halte ich die Behauptung von Clausewitz als allgemein gültigen Grundsatz nicht für richtig.

Zunächst kann ich die zugrunde gelegte Voraussetzung nicht gelten

*) Clausewitz, Vom Kriege. 6. Buch, 1. Kapitel.



lassen, daß der Gegenstoß zum Wesen des Verteidigungskampfes gehöre. Es liegt vielmehr die Vorstellung von einem solchen, der von seiten des Verteidigers rein abwehrend geführt wird, durchaus im Bereich der Möglichkeit.

Wenn jemand einen Vorübergehenden mit Faustschlägen anfällt, kann man sich sehr wohl denken, daß der Angegriffene lediglich die gegen ihn gerichteten Hiebe zu parieren sucht, ohne wieder zu schlagen, in der Hoffnung, daß der Angreifer ermüden und es aufgeben werde, Stöße zu führen, die sich dauernd als erfolglos erweisen. Auch kann der Geschlagene bei seinem Verhalten auf Hilfe hoffen, die ihm von anderen gebracht wird. Ein Gegenstoß ist hier niemals notwendige Forderung. Auch die etwa von außen gebrachte Hilfe kann als solcher nicht aufgefaßt werden; sie bedeutet vielmehr den Beginn eines neuen Kampfes.

Das gleiche läßt sich von Gefechten und vom Kriege sagen.

Man kann sich ein Gefecht auch unter modernen Verhältnissen sehr gut vorstellen, bei dem die reine Abwehr in die Erscheinung tritt, bei dem der Verteidiger in rein abwehrender Haltung seine Waffen lediglich gebraucht, um den Angriff des Gegners abzuweisen, in der Hoffnung, daß jener sich durch die erlittenen Verluste von weiteren Angriffen werde abhalten lassen. In der Feuerabgabe des Verteidigers aber ein Moment der Offensive zu erblicken, widerspricht der Natur der Dinge, denn dem Schießen des Verteidigers liegt keinerlei offensive Absicht zugrunde, sondern lediglich und ausschließlich der Gedanke der Abwehr. Erst durch die Absicht, den Angriff durch das Schießen vorzubereiten, wird die Kugel zu einem Element der Offensive. Sie an und für sich als solches zu betrachten, ist meines Erachtens unzulässig.

Man kann sich auch einen K r i e g denken, der von der einen Seite ohne jedes Element der Offensive geführt wird. Clausewitz behauptet zwar, daß eine solche Vorstellung widersinnig sei, den Beweis dafür aber ist er schuldig geblieben. Auch die kriegsgeschichtliche Erfahrung bestätigt meine Auffassung. Es hat häufig Kriege gegeben, die von der einen Seite rein defensiv geführt wurden, so beispielsweise der Feldzug von Torres vedras und in neuerer Zeit der Krieg gegen Dänemark 1864. Die Buren führten wenigstens im ersten Teil des Krieges nach ihrem Einbruch in Natal und Kapland taktisch die reine Abwehr grundsätzlich durch, und auch im ersten Teil des Deutsch-Französischen Krieges verfuhren die Franzosen grundsätzlich defensiv, im Vertrauen auf die überlegene Wirkung des Chassepotfeuers. Ihre späteren Offensivversuche aber können keineswegs als an sich notwendige, im Wesen des Verteidigungskrieges begründete bezeichnet werden. Auch der Festungskrieg beruht ursprünglich auf dem Begriff der reinen Abwehr, des Schutzes gegen feindlichen Angriff, und war doch zu allen Zeiten ein wirklicher Kampf.

Meines Erachtens ist daher der Gegenstoß keineswegs eine logisch notwendige Forderung des Verteidigungskrieges, und alle Schlüsse, die auf solcher Voraussetzung beruhen, müssen als unhaltbar zurückgewiesen werden.

Clausewitz meint nun freilich, daß alle die Kriege, bei denen die Kriegführung tatsächlich auch in ihren letzten Zielen rein abwehrend blieb, sämtlich als solche Fälle zu betrachten seien, „wo die Möglichkeit zu offensiver Rückwirkung noch nicht gekommen war", und führt als Beispiel die letzten Jahre des Siebenjährigen Krieges an. Der König, meint er, habe allerdings in dieser Zeit an eine Offensive nicht mehr gedacht, ja er habe sie nur als ein besseres Mittel der Verteidigung angesehen: nichtsdestoweniger sei auch hier der Gedanke an die mögliche offensive Rückwirkung ein n o t w e n d i g e r, denn nur dieser habe die Österreicher bewegen können, Frieden zu schließen. Hier liegt meiner Ansicht nach doch eine etwas gezwungene Annahme vor. Nicht die Furcht vor einer möglichen Gegenoffensive hat die Österreicher zum Friedensschlusse bewogen — das ist zum mindesten keine logisch notwendige Voraussetzung —, sondern die Einsicht, daß sie mit ihren materiellen und vor allem geistigen Mitteln nicht imstande sein würden, die Machtmittel des Königs so weit zu brechen, daß dieser in die Abtretung Schlesiens zu willigen gezwungen sein würde. Das Beispiel beweist also keineswegs, was es beweisen soll. Dagegen lassen sich sehr wohl Kriege anführen, bei denen an einen offensiven Gegenstoß in keinem Betracht überhaupt gedacht werden konnte. Denken wir beispielsweise an den schon angeführten Dänischen Krieg 1864. Hier ist der Gedanke an eine mögliche offensive Rückwirkung der Dänen vollkommen ausgeschlossen. Es handelte sich um reine Abwehr in der unbestimmten Hoffnung, nicht daß ein Gegenstoß möglich werde, sondern daß irgend eine Großmacht zu Gunsten Dänemarks einschreiten werde. Wäre aber durch ein solches Ereignis mit der Zeit auch eine dänische Offensive möglich geworden, so hätte dieser Umstand doch niemals als ein der defensiven Kriegführung an sich innewohnender Vorteil betrachtet werden können, sondern es hätte sich dann um einen ganz neuen Krieg gehandelt.

Ebenso angreifbar wie seine Anschauungen vom W e s e n des Verteidigungskrieges sind meines Erachtens die Gründe, die Clausewitz beibringt, um die Ü b e r l e g e n h e i t des so bestimmten defensiven Kriegführens zu beweisen. Er sagt: Zweck der Verteidigung sei E r h a l t e n. Erhalten sei leichter als gewinnen, schon deswegen sei, gleiche Mittel vorausgesetzt, die Verteidigung leichter als der Angriff. Der Vorteil bestehe darin, daß alle Zeit, die der Angreifer ungenutzt verstreichen lasse, in die Wagschale des Verteidigers falle. Diesem Umstande habe der Preußische Staat im Siebenjährigen Kriege mehr als einmal die Rettung vom Unter-

gange zu verdanken. Hier liegen nun meiner Ansicht nach eine ganze Reihe anfechtbarer Voraussetzungen und Schlüsse vor.

Zunächst muß es wohl schon als nicht ganz streng logisch bezeichnet werden, wenn der Philosoph, während er bisher von der Form des Kriegführens gehandelt hat, hier plötzlich auf die allgemeine Anschauung von Angriff und Verteidigung zurückgreift, innerhalb deren das Kriegführen eine besondere Spezialisierung darstellt, scheinbar um den Begriff des Erhaltens mit der Verteidigung identifizieren zu können. Aber auch an und für sich und nicht bloß beim Kriegführen, ist der Zweck der Verteidigung keineswegs Erhalten.

„Erhalten" ist vielmehr ein sekundärer Zweck, bei dem ein Besitz notwendig vorausgesetzt werden muß. Betrachtet man aber die Verteidigung ganz an und für sich, so ist Abwehr ihr ursprünglich einziger Zweck, und die Erfüllung dieses Zweckes kann natürlich nicht eintreten, solange gar kein Angriff stattfindet. Es ist demnach ganz unzulässig, Umstände, die dem Erhalten zugute kommen, der Verteidigung als in ihr begründete Vorteile zuzuschreiben. Noch weniger statthaft aber ist es, wie mir scheinen will, Unterlassungen des Angreifers der Verteidigung als an sich bestehende Vorteile beizumessen. Nicht der Umstand, daß die defensive Kriegführung die stärkere Form der Kriegführung an sich ist, hat in den Fällen, die Clausewitz im Auge hat, den Preußischen Staat gerettet, sondern vielmehr der, daß die Gegner Friedrichs die Vorteile ihrer ungeheuren Überlegenheit und der ihnen zustehenden Offensive nicht auszunutzen verstanden, obgleich Friedrich der Große sich auf die reine Abwehr beschränkte. Wollte man schließen wie Clausewitz, so könnte man ebenso gut sagen, daß alle Fehler, die die Verteidigung möglicherweise mache, an sich bestehende Vorzüge des Angriffs seien, was offenbar unzulässig ist.

Von der allgemeinen Betrachtung über das Wesen der Verteidigung wendet sich Clausewitz nun wieder dem Kriegführen zu und sucht die Vorteile nachzuweisen, die sowohl auf dem Gebiet der Taktik als auf dem der Strategie der Verteidigung zufallen.

Bei Annahme im übrigen gleicher Verhältnisse scheinen ihm im Bereiche der Taktik nur noch drei Sachen von entscheidendem Vorteil zu sein: „die Überraschung, der Vorteil der Gegend und der Anfall von mehreren Seiten," und er meint, daß in allen drei Beziehungen die Verteidigung günstiger gestellt sei als der Angriff. Der Angreifer könne zwar mit seiner ganzen Streitmacht überraschend auftreten, der Verteidiger aber könne während des Kampfes selbst immer von neuem überraschen, da er sich verdeckt aufstellen könne, der Angreifer aber bei seinem Anmarsch gesehen werde; ebenso habe zwar der Angreifende eine größere Leichtigkeit einzuschließen und abzuschneiden, als der Verteidiger, weil dieser schon

steht, doch beziehe sich dieses Umfassen auch wieder nur auf das Ganze; im Laufe des Gefechts dagegen sei das Umfassen einzelner Teile dem Verteidiger leichter, eben weil er besser überraschen könne. Klar sei endlich, daß der Vorzug des Geländes vorzugsweise dem Verteidiger zugute komme.

Diese Beweisführung rechnet meines Erachtens mit mehr oder weniger willkürlichen Annahmen. Daß der Vorteil des Geländes dem Verteidiger zugute komme, mag unbestritten bleiben, denn der Angreifer muß allemal den Raum, der ihn von seinem Gegner scheidet, als Scheibe überschreiten. In vollem Maße aber kann der Verteidiger diesen Vorteil nur dann ausnutzen, wenn er in der von ihm ausgesuchten Stellung und Front angegriffen wird. Das zu tun aber kann der Angreifer in vielen Fällen vermeiden, wenn er nur die nötige Kühnheit besitzt, sich gegen Flanke und Rücken des Verteidigers zu wenden, und es bleibt dann diesem letzteren nichts übrig, als das ausgesuchte Kampffeld aufzugeben und sich in dem meistens weniger günstigen Gelände zu schlagen, in dem der Angriff erfolgt. Es kann sogar Fälle geben, bei denen das Gelände den Angreifer in ausgesprochenster Weise begünstigt und dem Verteidiger nachteilig ist. Bei Morgarten machte gerade das Gelände die Verteidigung unmöglich, und ähnliche Fälle kann man sich auch unter modernen Verhältnissen denken.

Daß ferner des Angreifers Anmarsch und Entwicklung stets gesehen werde, ist auf alle Fälle eine willkürliche Annahme. Zahlreiche Beispiele aus der Kriegsgeschichte lassen sich dagegen anführen. Es ist jedenfalls kein an sich gegebener Vorzug der Verteidigung.

Endlich möchte ich doch glauben, daß der Vorteil einer taktischen Überraschung und Umfassung i m g r o ß e n schwerer ins Gewicht fällt, als die Umfassungen und Überraschungen einzelner Armeeteile während eines Gefechts, deren überwiegende Möglichkeit Clausewitz dem Verteidiger zuspricht. Es ist jedenfalls sehr viel schwerer, Nachteile auszugleichen, in die die ganze Armee verwickelt ist, als solche, die nur einzelne ihrer Teile episodenhaft berühren.

Im übrigen scheint mir die von Clausewitz in dieser Hinsicht der Verteidigung zugesprochene Überlegenheit an und für sich sehr zweifelhafter Natur. Der Angreifer greift, wenn er richtig handelt, in der schlechthin entscheidenden Richtung an und erwartet von vornherein hier auch die feindlichen Reserven sachgemäß auftreten zu sehen. Ihr Erscheinen wird ihn also n i c h t überraschen. Bricht aber der Verteidiger an anderer Stelle selbst überraschend mit seinen Reserven vor, so wird er vielleicht Teilerfolge in sekundärer Richtung und für den Augenblick erzielen, aber auf dem entscheidenden Kampffelde fehlen seine Reserven, und die Gesamtent-



scheidung fällt dann trotz aller theoretisch gedachten Vorteile gegen ihn. Im Kriege bleiben eben immer die großen Verhältnisse die maßgebenden, und selten wird es gelingen, durch kleine Mittel den großen Zug der Ereignisse aufzuhalten oder zu wenden. Ebenso verhält es sich mit der Umfassung. Ich glaube daher, daß taktisch die Überlegenheit der Verteidigung in den beiden genannten Hinsichten an sich nicht zu erweisen ist. Daß aber Kriegsmittel und besondere Umstände der Defensive eine örtliche Überlegenheit im einzelnen Falle verschaffen können und häufig verschaffen werden, soll damit natürlich nicht geleugnet werden: es würde aller Wirklichkeit widersprechen.

Auf strategischem Gebiet liegen die Verhältnisse etwas anders. Hier kann man meines Erachtens überhaupt Angriff und Verteidigung nicht in der Weise miteinander vergleichen, wie Clausewitz das tut, dem Angriff mit Invasion, Verteidigung mit der des eignen Landes gleichbedeutend ist. Hier können die Bedingungen, unter denen die kriegerische Aktion vor sich geht, so verschieden sein, daß ein einheitlicher Vergleichspunkt fehlt.

Die Verteidigung ist nämlich durchaus nicht immer an das eigene Land gebunden, der Angriff nicht mit Invasion identisch. Es kann auch die Verteidigung in Feindesland, der Angriff im eigenen Lande stattfinden, und während dieser Umstand auf taktischem Gebiet so gut wie gar keine Bedeutung hat, ist er auf strategischem von weitgehendstem Einfluß.

Im ersten Falle kommen alle Vorteile, die der Besitz der Festungen, die Hilfsmittel des eigenen Landes, die Kräfte des Volkskrieges gewähren, dem Verteidiger zugute, während sich der Angreifer im Vorgehen durch die notwendige Besetzung des feindlichen Landes und die Einschließung oder Beobachtung der feindlichen Festungen schwächt. Dagegen verliert hierbei der Verteidiger mit dem aufgegebenen Gebiete einen Teil seiner Hilfsmittel, die nun in gewissem Umfange dem Angreifer zugute kommen. Findet aber der Angriff im eigenen Lande statt, so fallen alle Vorteile, die das eigene Land, eigene noch behauptete Festungen und Volksbewaffnung gewähren, in die Wagschale des Angreifers; außerdem aber verstärkt er sich im Vorgehen, da er keine Besatzungen zurückzulassen braucht und diejenigen der befreiten Festungen an sich heranziehen kann. Der Verteidiger dagegen muß in diesem Falle mit allen den Mächten, die ihm im eigenen Lande hilfreich waren, als mit ebenso vielen Nachteilen rechnen, und er hat dafür nur den einen Vorteil, daß er sich im Zurückgehen durch die Besatzungen des vorher eroberten Gebiets verstärkt. Es liegt auf der Hand, daß in beiden Fällen angriffsweises und verteidigendes Kriegführen durchaus verschieden beurteilt werden müssen und nicht vom gleichen Gesichtspunkte aus betrachtet werden dürfen. Gemein-

sam ist beiden nur der Einfluß des Geländes und der rein formalen operativen Verhältnisse.

Den überwiegenden Vorteil der Gegend spricht Clausewitz auch strategisch unbedingt dem Verteidiger zu, und es soll das auch zugegeben werden, da diesem offenbar die Wahl der strategischen Verteidigungslinie zufällt. Die Möglichkeit des strategischen Überfalls, durch den unter Umständen der ganze Krieg mit einem Schlage beendet werden könne, und die größere Leichtigkeit der operativen Umfassung werden dagegen dem Angreifer als Vorteile zugesprochen. Doch schätzt Clausewitz diese Vorteile merkwürdigerweise nicht sehr hoch ein. Der strategische Überfall, sagt er, setze große Fehler des Verteidigers voraus und sei daher selten möglich, die Umfassung aber biete strategisch keine wesentlichen Vorteile. Wenn nämlich der Angreifer seine Kräfte teile, sei der Verteidiger, der die seinen zusammenhalte, offenbar in der günstigen Lage mit vereinter Macht über Teilkräfte des Angreifers herzufallen. Zu einer Teilung der Kräfte aber sei er selbst im allgemeinen nicht gezwungen. Der einzige Vorteil der Umfassung beruhe in der Wirkung auf die Verbindungslinien. „Aber dieser Faktor", schreibt Clausewitz, „ist im ersten Augenblick, wo Angriff und Verteidigung einander begegnen und noch in ihrer einfachen Stellung gegeneinander sind, selten groß; er wird erst groß im Verlauf eines Feldzuges, wenn der Angreifende in Feindesland nach und nach zum Verteidiger wird; dann werden die Verbindungslinien dieses neuen Verteidigers schwach, und der ursprüngliche Verteidiger kann von dieser Schwäche als Angreifender Nutzen ziehen." Hier wird also eigentlich nur dem Verteidiger die Möglichkeit zugesprochen, die Verbindungslinien des Gegners zu bedrohen, was der Wirklichkeit und der Theorie gleichmäßig widerspricht, und es wird den Verbindungslinien überhaupt eine weit geringere Bedeutung ganz allgemein zugesprochen, als ihnen unter Umständen zukommt. Was Clausewitz hier vorträgt, entsprach den Kriegserfahrungen seiner Zeit, kann aber keine Allgemeingültigkeit beanspruchen, da es nicht aus den Wesensbedingungen des Krieges rein abgeleitet ist, sondern schon eine ganze Reihe gegebener äußerer Verhältnisse voraussetzt, und es nicht angeht, aus vorübergehenden Erscheinungen allgemein gültige Gesetze abzuleiten. Die Bedeutung der Verbindungen ist zu verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene gewesen, und muß das auch der Natur der Dinge nach sein. Anderseits kommt auch der Verteidigung keineswegs an und für sich die Möglichkeit zu, im Gegensatz zum Angriff ihre Kräfte zusammenzuhalten. Schon die Größe dieser Kräfte selbst kann zur Teilung oder wenigstens zur Verteilung auf große Räume zwingen. Wenn aber der Angriff auf verschiedenen Linien zu erwarten und die Richtung des Hauptangriffs nicht bekannt ist, m u ß der Verteidiger von vornherein seine Kräfte teilen. Clausewitz meint zwar, daß, „wenn der Angreifer eine

andere Straße wählt als die, auf welcher er den Verteidiger findet", dieser ihn immer noch einige Tage später mit seiner ganzen Macht anfallen könne. Meist würde der Angreifer ihn sogar selbst aufsuchen. Diese Lehre paßt aber doch offenbar nur für kleine Verhältnisse und übersieht auch für diese, daß der Verteidiger operativ in eine sehr üble Lage kommen kann, wenn er den Angreifer unbehelligt gegen seine Flanke oder seinen Rücken vordringen läßt. Für moderne Heere paßt die Auffassung, der Clausewitz hier Ausdruck gibt, ganz und gar nicht. Die Teilung der Kräfte wird fast immer geboten sein, besonders auch auf der inneren Linie, die keineswegs an und für sich einen Vorteil darstellt, sondern im allgemeinen nur dann Erfolg verspricht, wenn der Gegner Fehler macht. Weicht aber der zuerst angegriffene Teil des auf äußeren Linien operierenden Feindes dem Stoß aus, während dessen anderer Teil rücksichtslos vordringt, und wiederholt sich dieses operative Spiel jedem Angriffsstoß des auf der inneren Linie handelnden Feldherrn gegenüber, so ist nicht abzusehen, wie dieser letztere einen Vorteil erlangen soll; er wird vielmehr mit der Zeit taktisch umfaßt werden, und die beiden anfangs getrennten Gegner werden gegen ihn in günstigster Form zusammen wirken.

Die Möglichkeit, mit vereinter Kraft über Teilkräfte des Gegners herzufallen, muß daher für den Verteidiger als eine höchst zweifelhafte betrachtet werden, ganz abgesehen davon, daß die Ausnutzung der inneren Linie überhaupt nur bei einem gewissen Verhältnis von Raum und Masse möglich ist.

Dem gegenüber muß, wie mir scheinen will, gerade dem Angriff die größere Möglichkeit zugesprochen werden, seine Hauptkräfte zu einheitlichem Stoß zusammenzuhalten und überraschend mit Überlegenheit aufzutreten. Er kann die Angriffsrichtung wählen und in ihr seine Hauptkräfte versammeln, ohne daß der Gegner die geplante Operation rechtzeitig zu erkunden und seine eigenen Kräfte dementsprechend zu gruppieren vermag. Er muß vielmehr auf verschiedene Hauptangriffsrichtungen gefaßt sein und dementsprechend seine Kräfte teilen. Erfährt er aber schließlich die wirkliche Richtung der feindlichen Versammlung, so verbleibt dem Angreifer doch immer der Vorsprung in Raum und Zeit, den ihm die Initiative gewährte.

So ist das logische Gebäude, das Clausewitz zum Beweise seiner These errichtet hat, meines Erachtens nicht aufrecht zu erhalten.

Immerhin müssen noch zwei Beweismomente widerlegt werden, durch die er seine Ansicht von der Überlegenheit der defensiven Kriegführung endgültig als die richtige erweisen zu können glaubt. Er meint nämlich, die Schwächung, die der Angriff im Vorgehen erfahre, erschöpfe dessen Kräfte derart, daß stets ein Moment eintreten müsse, wo das ursprüngliche

Mißverhältnis zwischen den Kräften des Angreifers und des Verteidigers ausgeglichen sei, ja wo der Verteidiger das Übergewicht gewinne, so daß der Angreifer nun seinerseits zur Verteidigung gezwungen sei. Hierin, meint er, läge der Hauptnachteil alles Angriffs, so zwar, daß man bei jedem strategischen Angriffsentwurfe auf diesen Punkt, also auf die Verteidigung, die dem Angriff notwendig folge, von Hause aus sein Hauptaugenmerk richten müsse. Es ergäbe sich demnach der Schluß, daß, wenn man zur Verteidigung übergeht, sobald man sich als der Schwächere fühlt, diese doch wohl die stärkere Form des Kriegführens sein müsse.

Nun liegt zunächst klar zutage, daß das, was Clausewitz hier vom Angriffe im allgemeinen aussagt, nur für den Invasionskrieg zutrifft, keineswegs aber vom Angriffskriege im eigenen Lande gilt; und zweitens kann man auch beim Invasionskriege dem Satze keine Allgemeingültigkeit zusprechen. Es ist nämlich keineswegs durch die Natur der Sache gegeben, daß der Angriff den von Clausewitz angenommenen Schwächepunkt immer erreichen muß. Es kann, wenn man wirkliche Kriege ins Auge faßt, Fälle geben, bei denen der Zweck des ganzen Krieges erreicht ist, bevor der fragliche Augenblick eintritt, oder die anfängliche Überlegenheit kann so groß sein, daß sie überhaupt nicht auszugleichen ist. Logisch und sachlich ist es ferner keineswegs ausgeschlossen, daß — selbst ursprünglich gleiche Kräfte vorausgesetzt — der Verteidiger sich im Zurückgehen in höherem Grade schwächt, nämlich durch Verlust von Truppen, Gebiet, Hilfsmitteln und moralischen Kräften, als der Angreifer im Vorgehen, durch Besatzungen und Marschverluste, welch letztere Clausewitz zu Unrecht beim zurückweichenden Verteidiger gar nicht in Anschlag bringt. Geschlagene Heere schrumpfen im Rückmarsch im allgemeinen sehr viel schneller numerisch zusammen als siegreich vordringende. Endlich kann auch das Kraftaufgebot bei Beginn eines Krieges so groß sein, daß alle Reserven bereits in dieser ersten Kraftanstrengung verbraucht sind, und keine Kräfte mehr im Lande zurückbleiben, um die Verluste einer ersten unglücklichen Hauptentscheidung überhaupt wieder vollwertig auszugleichen. Solche Verhältnisse können sich im modernen Massenkriege sehr leicht ergeben.

Aber auch abgesehen von allen besonderen Verhältnissen hat auch für den Invasionskrieg, den Clausewitz bei seiner Betrachtung im Auge hat, seine Annahme nur dann einen bedingten Wert, wenn man die Verteidigung so auffaßt, wie er das tut, nämlich, indem man das Abwarten des ersten Angriffs als das einzige Merkmal der Verteidigung ansieht und jede Gegenoffensive ihr als integrierenden Teil zurechnet. Mit dieser Auffassung muß ich mich nunmehr nochmals auseinandersetzen. Daß man sich die Kriegführung des Verteidigers sehr wohl ohne alle offensiven Elemente denken kann, habe ich schon hervorgehoben, und insofern beruht die Auffassung des Clausewitz überhaupt auf falscher Voraussetzung. Sie ist aber

außerdem auch in sich wohl nicht ganz logisch gedacht. Nimmt man nämlich mit Clausewitz an, daß die Verteidigung ohne offensive Elemente nicht denkbar sei, so wird man ganz gewiß zugeben müssen, daß auch der Angriff ohne defensive Elemente unmöglich ist. Er muß die als an sich notwendig angesehenen Gegenstöße des Verteidigers parieren, sie abwehren, und es ist nicht abzusehen, wie er das ohne die Mittel der Verteidigung tun könnte. Es wird sich also dann einem Angriffe mit negativem Zwecke, wie ihn Clausewitz als der Verteidigung eigentümlich ansieht, eine Verteidigung mit positivem Zwecke als an sich notwendiger Bestandteil des Angriffs gegenüberstellen, und es ist nicht abzusehen, warum diese dem Angriff eigentümliche Defensive sich nicht aller Vorteile bedienen sollte, die der Verteidigung an sich zukommen, also auch des Abwartens, bis der günstige Moment zum Gegenangriff gekommen ist. Hiermit aber wird der Clausewitzsche Hauptnachteil der Offensive aufgehoben, daß nämlich der Angreifer fortwährend im Vorgehen bleiben müsse, bis er seine Kräfte so weit erschöpft habe, daß er nunmehr zur Verteidigung gezwungen sei. Er kann, ohne seiner eigensten Natur untreu zu werden, im Vordringen aufhalten, um erst dann wieder zum Stoß vorzugehen, wenn der Gegner ihm dazu die günstige Gelegenheit bietet. Diese Anschauung wird durch die Erfahrung auch vollständig bestätigt. Ebenso wie in Wirklichkeit eine Verteidigung ohne irgendwelche offensiven Elemente selten vorkommen wird, ebenso wird sich auch ein Angriff ohne teilweise defensives Verfahren schwerlich in Wirklichkeit durchführen lassen.

Die ganze Betrachtung ergibt demnach, daß man die angreifende und verteidigende Form des Kriegführens in der Weise, wie Clausewitz es tut, überhaupt nicht miteinander vergleichen kann, ohne sich in innere Widersprüche zu verwickeln, weil das Kriegführen eine so komplizierte Handlung ist, daß sich bei ihm Elemente der Verteidigung und des Angriffs fortwährend vermischen und gegenseitig beeinflussen, und daß infolgedessen auch die Behauptung, die Verteidigung sei die stärkere Form des Kriegführens, sich auf diesem von dem großen Philosophen eingeschlagenen Wege nicht erweisen läßt. Dennoch will ich auch den letzten Einwand noch zu entkräften versuchen, durch den Clausewitz seine Anschauung zu erhärten sucht. „Wäre", sagt er, „die angreifende Form die stärkere, so gäbe es keinen Grund mehr, die verteidigende je zu gebrauchen, da diese ohnehin den bloß negativen Zweck hat; jedermann müßte also angreifen wollen, und die Verteidigung wäre ein Unding. Umgekehrt aber ist es sehr natürlich, daß man den höheren Zweck mit größeren Opfern erkauft. Wer stark genug zu sein glaubt, sich der schwächeren Form zu bedienen, der darf den größeren Zweck wählen, wer sich den geringeren Zweck setzt, kann es nur tun, um den Vorteil der stärkeren Form zu genießen." Ich meine, daß sich diese Behauptungen Satz für Satz widerlegen lassen. Daß nämlich

vielfach die verteidigende Form des Kriegführens gewählt wird, braucht keineswegs an den Vorteilen zu liegen, die dieser Form an und für sich zukommen, sondern es ergibt sich, ganz abgesehen von aller An-Sich-Bedeutung der Dinge, aus der Verflechtung der menschlichen Verhältnisse überhaupt. Zuweilen wird die Defensive gewählt, eben weil sich die Menschen von dem inhärenten Wert der Dinge keine Rechenschaft geben und irrtümlicherweise die Verteidigung für stärker halten. Dann fällt die Wahl auch wohl aus Charakterschwäche zu Gunsten derselben Kriegsweise aus; denn das unterliegt keinem Zweifel, daß der Angriff größere Anforderungen an die Entschlossenheit und die Tatkraft stellt, Eigenschaften, die nicht allzuhäufig vorkommen. In anderen Fällen muß die Defensive gewählt werden, sei es, daß die örtlichen Verhältnisse einen Angriff auf das äußerste erschweren, d. h. derart beschaffen sind, daß die dem Angriff eigentümlichen Vorteile nicht zur Geltung kommen, sei es, daß die vorhandenen Kriegsmittel, Charakter, Art und Zusammensetzung der Streitkräfte, Art der Bewaffnung und dergleichen, die dem Angriffe an sich zukommenden Vorteile ausgleichen oder überbieten; denn diese letzten können natürlich nur da zur Geltung kommen, wo auf beiden Seiten sonst gleiche Verhältnisse vorhanden sind. Endlich wird man die Verteidigung überall da wählen, wo überhaupt einer Entscheidung ausgewichen werden soll, wo man den Erfolg nicht von der Kriegführung selbst, sondern von außer ihr gegebenen Verhältnissen erhofft, wo von der Kriegführung also nur Zeitgewinn erwartet wird; denn das allerdings ist ein der Verteidigung zukommender Vorzug, daß sie das Hinausschieben der Entscheidung ermöglicht, solange der Raum zum Ausweichen vorhanden ist. In diesem Vorzug aber kann eine Überlegenheit der Defensive an sich keineswegs erblickt werden, denn hier wird der Erfolg nicht durch die Art der Kriegführung selbst herbeigeführt, sondern wie gesagt von ganz außerhalb stehenden Ereignissen erwartet. Von diesem Gesichtspunkte aus ist denn auch die weitere Beweisführung im Buch „Vom Kriege" zu widerlegen. Clausewitz fährt nämlich nach dem oben angeführten Zitat fort: „Sieht man auf die Erfahrung, so wäre es wohl etwas Unerhörtes, daß man bei zwei Kriegstheatern mit der schwächeren Armee den Angriff führte und die stärkere auf der Verteidigung ließe. Ist es aber von jeher überall umgekehrt gewesen, so beweist das wohl, daß die Feldherren selbst bei eigener entschiedener Neigung für den Angriff, dennoch die Verteidigung für stärker halten." Ich glaube nicht, daß das der Grund der erwähnten Erscheinung ist. Kämpft man auf zwei Kriegstheatern, so will man doch gewöhnlich auf dem einen die Entscheidung erzwingen und vereinigt auf diesem die Masse seiner Truppen, während man auf dem zweiten nur soviel Kräfte beläßt, als ausreichend erachtet werden, um den Kampf **hinzuhalten**, bis



die anderwärts gesuchte Entscheidung gefallen ist. Bleibt man also hier defensiv, so geschieht es, weil die Kräfte überhaupt zu schwach sind, eine günstige Entscheidung herbeizuführen, und man daher nur Zeit gewinnen will. Dagegen ist es keineswegs ausgeschlossen, daß diese schwächere Armee ebenfalls die Offensive ergreift, wenn sie hoffen kann, durch die Überlegenheit, die offensives Verfahren gewährt, günstige Erfolge herbeizuführen. Derartige Beispiele kommen in der Kriegsgeschichte auch tatsächlich vielfach vor. Wollte man dagegen schließen wie Clausewitz, so könnte man ebenso gut sagen, es dürfe niemals der Schwächere die Offensive ergreifen, da doch die Verteidigung die stärkere Form der Kriegführung sei. Das aber widerspricht aller Erfahrung. Die Geschichte beweist vielmehr, daß gerade Minderheiten die glänzendsten Siege im Angriffe gewonnen haben, und die Theorie bestätigt die innere Notwendigkeit dieser Erscheinung, insofern die Kühnheit, die der Angriff voraussetzt, eben neue Werte schafft, die die Überlegenheit des Gegners ausgleichen.

So komme ich zu dem Schluß, daß offensives Verfahren größere Aussichten auf Erfolg bietet als defensives, und daher gerade für den Schwächeren geboten ist, solange das Kräfteverhältnis überhaupt die Möglichkeit günstiger Entscheidung gibt. Ein gewisses Maß von Überlegenheit ist selbst durch die genialste Offensive nicht auszugleichen; dann aber kann die Defensive erst recht keine günstige Entscheidung herbeiführen.

Ich glaube hiermit den für Clausewitz grundlegenden Satz, daß die Verteidigung die stärkere Form des Kriegführens sei, endgültig widerlegt zu haben. Ich gehe sogar noch weiter. Der Umstand, daß Clausewitz sich eine Verteidigung ohne defensive Gegenstöße überhaupt nicht denken kann, daß eine solche Verteidigung für ihn gar nicht unter den Begriff des Krieges fällt, weil Kampf ohne Gegenwirkung von beiden Seiten unmöglich sei, scheint mir gerade das Gegenteil von dem zu beweisen, was Clausewitz beweisen will: nämlich, daß das offensive Verfahren im Kriege dem defensiven überlegen sei.

Wenn die Verteidigung ihren Zweck in reiner Abwehr überhaupt nicht erreichen kann, wenn sie, um überhaupt Erfolg zu haben, zu offensiven Mitteln greifen muß, so beweist das in meinen Augen, daß eben nur die Offensive wirkliche Erfolge verspricht, d. h. also die stärkere Form des kriegerischen Handelns ist. Jede reine Abwehr muß mit der Zeit erliegen, und während es in der Theorie eine Verteidigung ohne offensive Elemente sehr wohl geben kann, wird sie in der Wirklichkeit stets mit Unfruchtbarkeit geschlagen sein, eben weil sie sich abwartend verhalten muß und niemals in der Lage ist, die Gunst der Lage durch rasche Kühnheit auszunutzen.

Wenn aber wirklich im Sinne von Clausewitz die Defensive die

stärkere Form des Kriegführens wäre, so hätte Friedrich der Große sehr Unrecht gehabt, als er 1757 über Österreich herfiel; dann hätte er vielmehr den ersten Angriffsstoß des Gegners abwarten und die Vorteile des Geländes ausnutzen müssen, bevor er zum Gegenstoß ausholte. Aber wie alle großen Feldherren war auch er der Ansicht, daß die Offensive der Verteidigung stets überlegen und daher gerade für den numerisch Schwächeren geboten sei. Diese Ansicht muß auch für uns maßgebend sein; sie allein geziemt einem Staat, der wie Deutschland rings von Feinden umgeben ist und zugrunde gehen müßte, wenn er die Verteidigung als die stärkere Form des Kriegführens ansehen wollte.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn
Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06456 3375

